Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertzweiundfünfzigster Band

39. Jahrgang : 1915 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt

v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig: E. F. Steinacker. München: Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest: Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen: Erslev & Hasselbalch.

Stockholm: C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania: Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel: Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 152. Bandes:

Januar / Februar / März 1915

Seite

Aars, Dr. Kristian B. R., in Christiania: Was dankt die skandinavische Philosophie der deutschen? 51
Bethe, Prof. Erich: Die Segnungen des Krieges. Vortrag in der Alberthalle in Leipzig 59
Beukenberg, Wilhelm, Geh. Baurat, Generaldirektor des Phönix-Hörde: Die Schwerindustrie nach dem Kriege 160
Burgeß, Prof. John W.: Amerikas Stellung zum Kriege 18
Crüger, Justizrat Prof. Dr. Hans, Mitglied des Abgeordnetenhauses: Die Regelung des Wirtschaftslebens zur Kriegszeit und die Folgen für die Friedenszeit 43
Crüger, Justizrat Prof. Dr. Hans, Mitglied des Abgeordnetenhauses: Wirtschaftliche Um- und Ausblicke. 324
Donath, Universitätsprof. Dr. Julius: Nach dem Kriege 55
Eisler, Dozent Dr. Max: Ypern 337
Eliot, Dr. Ch. W., Ex-Präsident der Harvard-Universität: Amerikas Dankesschuld an Deutschland. Festrede 32
Fechter, Dr. Paul: Sachlichkeit und Religion 213
Francke, Prof. Dr. Kuno: Leidet Deutschland an Größenwahn? 23
Fullerton, Prof. George Stuart (von der Columbia-Universität in New-York): Ein Amerikaner an die Amerikaner. Übersetzt von Dr. jur. Kurd Ed. Imberg 196
Gaulke, Johannes: Constantin Brunner und die Geistigen 345
Hasbach, Prof. Dr. W.: Die französischen Abgeordnetenwahlen von 1914 und der Krieg 296
Hennig, Dr. phil. Richard: Stimmungen und Stimmungsmache im Krieg 330
Hoberg, Otto, Chefredakteur: Ägyptens Schicksal 204
Jaeger, A. G.: Die masurische Seenlandschaft 79
Jöhlinger, Otto: Die Getreidehandelspolitik Deutschlands während des Krieges . . 316
Kirdorf, Emil, Dr.-Ing. eh., Geheimrat, Vorsitzender des Vorstandes der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, Düsseldorf: Landwirtschaft, Handel und Schwerindustrie im Weltkrieg 152
Klöckner, Peter, Kommerzienrat: Der Weltkrieg und die Erwartungen der Montan-Industrie 164
Koppin, Geheimrat Dr. K.: Krieg und Kunst. (Zur Popularisierung antiken Schrifttums) 84
Lehmann, Dr. Jon. (Eine Jugendarbeit aus dem Nachlaß): Paul Heyse. Zu seinem Todestag (4. Dezember 1913) 102
Lohan, Oswald, Konsul: Der Frauenkultus in Amerika 208
Lustig, Leo, Kommerzienrat, Generaldirektor: Deutscher Eisenhandel 281
Meyer, Semi: Der Krieg in der Geistesentwicklung der Menschheit 67
Müller, Dr. Ernst: Indien 177
Müller, Th., Direktor der Firma Gebr. Stumm, G.m.b.H., Neunkirchen-Saar: Die deutsche Eisenindustrie im Weltkriege 143
Münsterberg, Prof. Hugo (Harvard-Universität): Deutschland und Amerika. Antwort auf die Festrede von Eliot 35
Niedt, Otto, Dr.-Ing. eh., Kommerzienrat, Generaldirektor: Die oberschlesische Montanindustrie im Zeichen des Weltkrieges 270
Peterson, Eugen: Der Einfluß schweizer Dichter und Gelehrten auf die deutschen Klassiker 94
Pommer-Esche, Catharina von: Almendro. Roman-Novelle (Fortsetzung) 107, 218, 351
Prys, Dr. Josef: Grenzwacht. (An der Dreikaiserreichsecke) 293
Redlich, Dr. Alexander: Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland . . . 313

Seite

Schultze, Dr Ernst: Die Leidensgeschichte Irlands 182
Schulz-Mehrin, Otto, Ingenieur: Die Bedeutung der Technik und Industrie für den Ausgang des Krieges 168
Simmersbach, Prof. Oskar, Hüttendirektor a. D.: Die oberschlesische Eisenindustrie und der Krieg 277
Stein, Professor Dr Ludwig: Durchhalten! 133
" " " " Die Neutralen und der Weltkrieg 5
" " " " Weltpolitik 261
Südekum, Dr Albert, Mitglied des Reichstags: Mietunterstützungen 73
Trippel, Sir Francis (London), Ehrensekretär der European Federation League: Wilhelm II. als Friedensfürst 39
Tunas, Myrrha: Das Recht zur Einsamkeit 342
Voltolini, F. L. Graf von: Die Besetzung Vallonas und die Adria-Frage 190
" " " " " Die Garibaldiner von Einst und Jetzt 307
" " " " " Russische Geständnisse 46
Zimmermann, Max Gg., Geh. Regierungsrat Prof. Dr: Wir und die andern . . 287
Zuckerkandl, Viktor, Vorstand der Oberschlesischen Eisen-Industrie Aktien-Gesellschaft: Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie vor, während und nach dem Kriege 274
Das Mißvergnügen der Neutralität. Von einem neutralen Ausländer 26

Gedichte:

Köpp, Fritz: Krieg 194
Krohne, Siegfried: Der erste August 189
Silbergleit, Arthur: Der Dulder. — Das Fest des Südens. — Der Schwan . . 216
Strobl, Karl Hans: Gesang im Innern des Völkerschlachtdenkmals 349
Telman, Hans: Auf den Tod des jungen Grafen Hans von der Goltz, eines ehemaligen Schulkameraden, gefallen am 23. August 106

Rundschau:

Biographische Rundschau 255
Dramatische Rundschau (Oswald Brüll) 124
Kriegs-Frauen-Rundschau (Illla Wolff-Frank) 249
Kunst-Rundschau (Dr Alfred Helle) 245
Literarische Rundschau (Prof. Otto Hintze) 123
" " (August Friedrich Krause, Breslau) 233
" " (Hanna Gräfin von Pestalozza) 371
Politische Rundschau (F. L. Graf von Voltolini) 114
" " (Dr jur. Ernst Reichenheim) 227, 362
Religiöse Rundschau (Theodor Kappstein) 238
Volkswirtschaftliche Rundschau (Dr W. Stein) 119, 376
" " " (Geh. Sanitätsrat Dr Richard Paasch) 254
" " " (Bund der Landwirte und Hansa-Bund) 379
Wissenschaftliche Rundschau (Therese Tesdorpf-Sickenberger) 369
Zeit-Rundschau (Geh.-Rat Dr Richard Paasch) 127
Ein Held aus 1813—15 (Catharina von Pommer-Esche) 375
Kriegsliteratur 231
Krieg und Kunst (Oswald Brüll) 246
Persönlichkeiten (Dr Aurelia Horowitz) 242

Bildbeigaben:

Durchlaucht Fürst Henckel von Donnersmarck 258
Dr Jon Lehmann 2
Exzellenz Freiherr von Stumm, kaiserlicher Botschafter a. D. 130

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Ihr Schumann

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 152. Heft 484. Januar 1915

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die Neutralen und der Weltkrieg.

Die Neutralen seufzen unter der Bürde, die ihnen ihre Neutralität auferlegt. Mit den Moratorien waren die Neutralen noch schneller zur Hand, als die kriegführenden Staaten selbst, unter denen das deutsche Reich bis zum heutigen Tage ohne Moratorium sein Auslangen gefunden hat. Denn die Neutralität ist heute fast durchweg eine bewaffnete, zumal die verbrieftesten Rechte und beschworensten Abmachungen heute nur noch dann und nur noch insoweit Geltung haben, als hinter dem geheiligten Rechte eine entsprechende Macht steht. Selbst die Schweiz, der Hort und Hüter des Privilegiums der Neutralität, das klassische Land der von den Mächten „verbürgten" Neutralität, steht seit Kriegsbeginn unter Waffen, um die heimatliche Scholle gegen jeden kriegerischen Eindringling bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Und als englisch-französische Luftschiffer die Neutralität der Schweiz im Luftraum gröblich verletzten und der englische Gesandte Duff sich zu Spionageversuchen hergab, wahrten die Schweizer nicht nur ihre Würde, sondern auch mit vollem Nachdruck ihr verbürgtes Recht. Neutralbleiben heißt natürlich nicht: gleichgültiger Zuschauer sein. Denn die Interessensolidarität des ganzen Menschengeschlechts, das dieser Weltkrieg in zwei Teile gespalten hat, fordert im Interesse der nationalen Selbsterhaltung gebieterisch den kategorischen Imperativ der Weltpolitik: Gewehr bei Fuß!

Die Neutralität will genau so gelernt sein, wie jede Haltung gegenüber einer verwickelten Lage. Sie braucht nicht nur angesammelte Erfahrungen und aufgespeicherte Überlieferungen des Verhaltens, sondern und vor Allem gewisse technische Handgriffe der Handhabung der Neutralität, die man sich nicht über Nacht auf bloßes Kommando hin aneignen kann, die man vielmehr durch Jahrhunderte lange Übung sich angezüchtet haben muß. Wie Baden in der Innenpolitik des Reiches das „Musterländle" ist, so war und bleibt die benachbarte Schweiz das „Musterländle" der Welt für die vorbildliche Wahrung der Neutralität. Die schweizerische Presse bietet genau so das Modell einer eingelernten, in der schweizerischen Volksseele verankerten, tief im Unterbewußtsein verwurzelten Neutralität dar, wie das schweizerische Volk selbst, das Parlament und der Bundesrat mit seiner präsidialen Spitze. Zum Wesen der Neutralität

gehört auch, und das hat die Schweiz am tiefsten begriffen, die gleichmäßige Verteilung von Licht und Schatten seitens der großen Presse. Heißt nämlich strikte Neutralität die strenge Wahrung und Aufrechterhaltung der seelischen Gleichgewichtslage gegenüber den kriegführenden Parteien, so gehört die Berichterstattung der Presse in erster Reihe zu jenen verantwortungsreichen Funktionären der öffentlichen Meinung, welche beiden Parteien in gleicher Weise Gerechtigkeit widerfahren läßt. Deshalb braucht die Schweiz vom Reiche aus nicht erst aufgeklärt zu werden, zumal die große schweizerische Presse die strenge Neutralität in so mustergültiger Weise aufrecht zu erhalten versteht, daß wir nur wünschen könnten, die anderen „neutralen" Staaten folgten diesem vortrefflich geschulten und glücklich inspirierten Beispiel. Und wenn einzelne Ausschreitungen in der Westschweiz durch Karrikaturen der französischen Witzblätter vorgekommen sind, so hat der Bundesrat, nicht trotz der unbedingten Preßfreiheit, sondern, richtig verstanden, gerade wegen ihrer, die betreffenden Blätter sogleich gemaßregelt. Ebenso hat das streng neutrale Spanien gleich nach Kriegsausbruch den sehr löblichen Regierungsbeschluß gefaßt, daß es im Wesen der strikten Neutralität läge, auch die Berichterstattung der Blätter streng neutral zu gestalten und nicht einseitig zu färben. Es wurde daher den spanischen Blättern Konfiskation angedroht, wenn sie die Neutralität der Berichterstattung geflissentlich verletzten.

Selbstverständlich wird der endgültige Sieger dieses Weltkrieges nach Friedensschluß oder richtiger beim Friedensschluß seine „Neutralen" genau unter die Lupe nehmen, und zwar unter dem entscheidenden Gesichtswinkel, nicht bloß ob, sondern wie sie die Neutralität geübt und wann sie sie ehrlich und ernstlich angewandt haben. Man wird weder Skandinavien vergessen, was seine großen Söhne Sven Hedin und Björn Björnson für die Haltung der skandinavischen Presse während des Kriegsbeginns zugunsten einer skandinavischen Neutralität ohne negativen Unterton geleistet haben, noch dem gewesenen holländischen Kriegsminister H. Colyn den Dank dafür schuldig bleiben, daß er den Mut der Überzeugung zu einer Zeit aufgebracht hat, da das Zünglein an der Wage der Weltgeschichte noch schwankte. Die anderen Neutralen, die jeden Morgen nach dem weltpolitischen Wetterglas auslugen, um je nach dem Ausgange dieser oder jener Schlacht zu befinden, welchen Unterton sie ihrer Neutralität zu geben haben, sollen sich nicht darüber wundern, daß man hinter her Spreu vom Weizen zu unterscheiden verstehen wird. Wir sagen nicht wie die Dreiverbändler: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns", aber wir verlangen darin „fair play", daß die Regierungen in ihrer Presse unseren Wahrheiten denselben Platz einräumen wie den Lügen der Dreiverbändler. Denn das Eine hat doch dieser Weltkrieg zur Evidenz erwiesen, daß unsere amtlichen Berichte nicht über treiben, sondern, wie gar manche mit tiefem Seufzer klagen

Google

eher unter treiben. Wir sind daher vollauf berechtigt, von den „Neutralen" zu verlangen, wenn sie anders den Anschluß nicht versäumen und sich zwischen zwei Stühle setzen wollen, daß sie unseren 42er Mörsern der Wahrheit dieselbe Redefreiheit und vor allem denselben Platz auf der ersten Seite ihrer Regierungsblätter einräumen, wie den vergifteten Dum-Dum-Geschossen aus Tinte, welche die Dreiverbändler gegen uns abfeuern. Von der bezahlten Presse der betreffenden Länder, die hier gemeint sind, können wir eine solche Auslegung der Neutralität natürlich nicht erwarten, zumal sie ihre Neutralität schon vor Kriegsbeginn an unsere Gegner verkauft haben, wohl aber müssen wir sie von den neutralen Regierungen fordern, die ja über ihre Organe das Verfügungsrecht haben, daß die Regierungsblätter mit gleichem Maße messen. Die Regierungen wissen ja sehr wohl, daß wir auch in Bezug auf die ausländische Presse eine „weiße Weste" haben und daher keinerlei Einfluß in den betreffenden Ländern auf die öffentliche Meinung ausüben können. Ob diese deutsche Biederkeit diplomatisch klug war, steht auf einem anderen Blatt — jedenfalls ist sie unbestrittene Tatsache!

Neben der Schweiz und Spanien kommen zunächst die skandinavischen Staaten in Betracht, deren Presse ebenso unbestechlich ist wie die deutsche, so daß es führenden Männern in Skandinavien wie Hedin und Björnson gelang, die Forderung der Neutralität der Presse sieghaft zur Geltung zu bringen, wenn auch kleinere Zeitungen noch belfern und größere zuweilen politisch-atavistische Rückfälle in die September-Periode des Krieges aufweisen, wo der Generaldirektor des Weltkrieges G. m. b. H., Sir Edward Grey, höchst eigenhändige Fälschungen der öffentlichen Meinungen gegen uns sich gestattete. Die holländische Presse endlich, unzugänglich wie die schweizerische und skandinavische, ist gespalten. „Telegraaf" und „Tyd" (katholisch) bevorzugen eine Berichterstattung mit negativem Unterton gegen uns; das angesehene „Algemeen Handelsblad" macht zwar aus den englischen Sympathien seines Chefredakteurs kein Hehl, aber es befleißigt sich doch einer annähernden Einhaltung der „mittleren Linie", während die „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und einige holländische Provinzblätter die Neutralität genau so streng auffassen und handhaben wie „Neue Züricher Zeitung", der Berner „Bund" und die „Basler Nachrichten". Ist doch Holland ebenso eine Art Schweiz am Wasser, wie die Schweiz eine Art Holland der Berge ist. Ist nämlich die Schweiz der überlieferte Boden der politischen Neutralität, so ist Holland dafür die geheiligte Weihestätte der religiösen Toleranz, und deshalb ist die Schweiz das Mekka, Holland das Medina aller internationalen Institute, obenan des Weltschiedsgerichtshofes im Haag.

In Holland hat die Toleranz seit Jahrhunderten ihre Heimstätte. Hier ging man zuerst an das Problem heran, wie man die grundsätzliche Duldsamkeit, die man Andersgläubigen gegenüber ausübte, auch auf Andersfarbige aus-

Google

dehnen könnte. In Holland hat der Delfter Hugo de Groot (Grotius) jenes Völkerrecht als Wissenschaft begründet, das Sir Edward Grey als Praxis mit Füßen getreten hat. Holland hat uns den Humanisten Erasmus von Rotterdam beschieden, dessen „irenische Schriften" die Friedensbewegung innerhalb unseres Kultursystems eingeleitet haben. Mit den Scaligers und Justus Lipsius stand Holland einst an der Spitze der klassischen Philologie und der philosophiegeschichtlichen Forschung. Mit Geulincx und Spinoza hat Holland der Philosophie, mit Rembrandt der Kunst, mit Swammerdam und Leeuwenhoek der Biologie, mit Huyghens der Physik, endlich und insbesondere mit Hugo Grotius der Staatswissenschaft neue Wege gewiesen. Und alle diese Männer waren Zeitgenossen! Der Handelsgeist der Niederlande hat sie nicht daran gehindert, an den höchsten Fragen des Menschengeschlechts werktätigen Anteil zu nehmen.

Wir haben uns in den vier Kriegsmonaten allgemach daran gewöhnt, die Niederlande, deren heikle Lage wir nicht verkennen, als politisches Rührmichnichtan zu behandeln. Wir sehen in Holland, wie ich in der „Vossischen Zeitung" vom 21. November 1914 ausführte, jene gute politische Hausfrau, die man um so höher schätzt, je weniger man von ihr spricht. Wir haben auch Verständnis dafür, daß die niederländische Volksseele von den belgischen Flüchtlingen, die als Lohn für die hochherzige Gastfreundschaft der Holländer an den langen Winterabenden durch Auftischung von Schauermärchen über unsere angeblichen Greueltaten sich erkenntlich zu zeigen suchen, nicht gerade zu unseren Gunsten beschwingt wird. Gehört doch die Einfühlung in fremde, wenn auch stammverwandte Wesensart zu den in Friedenszeiten von aller Welt anerkannten Wesenseigentümlichkeiten deutscher Art und Sitte. Wenn also unsere Presse Holland gegenüber, das den deutschen Badegästen so lieb und vertraut ist, und dessen Landschaft uns der Pinsel Max Liebermanns künstlerisch so nahe gebracht hat, Zurückhaltung übt, so liegt dies nicht daran, daß wir von diesem schönen Lande zu wenig *wissen*, sondern weit eher daran, daß wir das Verfängliche seiner Lage zu gut *verstehen*, als daß wir sie durch kritische Erörterung und Bewertung von politischen Einzelhandlungen verschärfen möchten.

Anders liegt für uns die Sachlage, wenn ein berufener politischer Wortführer der Niederlande sich selbst öffentlich äußert und uns dadurch zu einer Stellungnahme ermuntert. Das ist jetzt geschehen. Der *holländische Kriegsminister H. Colyn*, ein führender Mann innerhalb des im vorigen Herbst zurückgetretenen Ministeriums, schickte mir kürzlich seine Abhandlung „*Over den Volkerkryg*" („über den Völkerkrieg") mit einer persönlichen Widmung zu, woraus ich schließen darf, daß ihm die öffentliche Darlegung seiner weltpolitischen Betrachtungen nicht unwillkommen sein dürfte. Colyn sieht in diesem Weltkriege eine geschichtliche Notwendigkeit. Nicht Eroberungslust oder gar dynastische Reibung haben, wie ehedem, den Ausschlag gegeben, sondern die *Interessenpolitik* der großen Weltmächte hat mit innerem Schwer-

Google

gewicht zu diesem Zusammenstoß aller Völker mit der Unvermeidlichkeit eines politischen Fatums geführt. Ein so weiser und weitschauender Mann, wie der jüngst verstorbene König Carol von Rumänien, hat die Unentfliehbarkeit dieses Schicksals mit prophetischer Zuversicht voraus verkündet. Colyn erzählt, daß er im Mai dieses Jahres folgende Worte aus dem Munde des weisen Königs vernommen hat: „Ich habe nicht mehr lange zu leben; aber ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß der große europäische Krieg noch zu meinen Lebzeiten ausbrechen wird."

Entscheidend für den Weltkrieg war, nach Colyn, die seit Jahrhunderten festgelegte Linienführung der englischen Weltpolitik. Als Spanien seine stolze Armada besaß, galt für England dieses Land als Erbfeind. Als die Niederländer im 17. Jahrhundert die Weltmeere beherrschten, richtete sich der Widerstand gegen Holland. Als die Engländer durch Ludwig XIV. und Napoleon I. ihr Land bedroht sahen, galt Frankreich als Todfeind. Keine Seemacht darf der englischen Weltstellung schaden. Kein zu mächtiger Staat darf an die Nordsee gelangen und vom Kanal aus die Sicherheit Englands bedrohen — das ist das seit Jahrhunderten bestehende politische Dogma Englands. Nicht die koloniale Ausdehnung Deutschlands forderte Englands Gegnerschaft heraus, sondern die wirtschaftliche und militärisch-nautische. Die häufig vertretene Ansicht, als ob Deutschlands Auftreten als Kolonialmacht Englands Eifersucht geweckt hätte, sei falsch. Dazu ist der deutsche Kolonialbesitz zu unbedeutend, und neue koloniale Gebiete sind nur in geringem Ausmaß zu erwerben. Die Welt ist verteilt. Einige Zahlen mögen diesen Nachweis erhärten. Englands Kolonialbesitz ist 90 mal größer als das Mutterland, der Hollands 53 mal, Frankreichs 11 mal, aber Deutschlands nur 5 mal. Auf 100 Engländer kommen 856 Kolonisten, auf 100 Deutsche hingegen nur 22.

Behält man das brennende Interesse Englands im Auge, Deutschland durch den Ausbau seiner Marine die Weltstellung Albions nicht gefährden zu lassen, so erübrigt sich die Schuldfrage an diesem Weltkrieg von selbst. Er mußte kommen. Nicht darüber waren Einsichtige verwundert, daß der Weltkrieg ausbrach, sondern weit eher darüber, daß er so lange hintangehalten werden konnte. „Es ist geradezu kurzsichtig gedacht, dem Staate die Schuld an diesem Weltkrieg aufzubürden, der den Krieg formell erklärt hat." Die Schuldfrage ist angesichts der geschichtlichen Unausweichlichkeit des Weltkrieges infolge des oben berührten politischen Dogmas der Engländer von untergeordneter Bedeutung. Ebenso belanglos seien die Erzählungen der Gegner über angebliche Greueltaten des Feindes. Colyn meint spöttisch, seine Kriegserfahrungen hätten ihn gelehrt, daß man solche „Berichte" durch 10 etwa dividieren müsse, um einen annähernd richtigen Quotienten herauszubekommen. Was im besonderen die Beschießung der Kathedralen betrifft, so macht Colyn darauf aufmerksam, daß englische Berichterstatter selbst angegeben hätten, die Türme der Kathedrale von Reims

Google

in kritischer Stunde bestiegen zu haben. „Woher soll nun der deutsche Batteriekommandant auf mehrere Kilometer Entfernung wissen, ob sich dort oben ein militärischer oder ein bürgerlicher Beobachter befindet? In allen solchen Fällen hat man es mit unglückseligen, aber unvermeidlichen Folgen des Krieges zu tun." Habe doch General Joffre selbst in einem Armeebefehl festgestellt, daß sich französische Soldaten der Plünderung und Gewalttätigkeit gegen die eigene Bevölkerung schuldig gemacht hätten!

Die militärische Machtentfaltung Rußlands schätzt Colyn nicht hoch ein. Nicht die Menschenmenge entscheidet, sondern Ausbildung und Qualität. „Die russischen Angaben über die Reservetruppen verdienen nur mäßiges Vertrauen." „Ist es auch in Frankreich etwas besser, so scheint doch die Formation neuer Reservetruppen dort nicht so leicht vonstatten zu gehen." Am besten ist es in dieser Hinsicht um Deutschland bestellt. Nicht die Ziffern auf dem Papier entscheiden über die militärische Tragfähigkeit eines Landes, sondern sein Überschuß an gut ausgebildetem Menschenmaterial zur Ausfüllung der entstandenen Lücken. „In diesem Betracht gebührt Deutschland die Krone, und darum ist seine militärische Kraft so gewaltig."

Mit jener Würde und Gehaltenheit, welche die Wucht des Ausdrucks nicht ausschließt, streift Colyn zum Schluß das Verhältnis seines Vaterlandes zum Weltkrieg. Wachsamkeit sei oberste Pflicht Hollands. Die verletzende Unverschämtheit der „Saturday Review", welche die Lösung der Scheldefrage durch Verkauf oder Verpachtung der holländischen Provinz Zeeland an England vorschlug, weist Colyn mit flammender Entrüstung zurück. „Wir haben", so schließt Colyn, „nach allen Seiten hin strenge Neutralität zu wahren. Während des Krieges verdankt Holland seiner geographischen Wichtigkeit die verhältnismäßige Sicherheit. Die Schwierigkeiten werden erst nach dem Kriege beginnen. Aber auch dann wird, wie jeder Niederländer weiß, das Haus Oranien seine Würde zu wahren wissen."

So spricht ein Neutraler, dem wir uns aus vollem Herzen rückhaltlos anschließen können. Was die Neutralen von England zu erwarten haben, hat die Vergewaltigung der Nordsee seitens der Weltwasserdespoten die Neutralen in unmißverständlicher Sprache gelehrt. Wie England die Neutralen begreift und behandelt, schildert die Wochenausgabe der „Kölnischen Zeitung" vom 26. Nov. in folgenden überzeugenden Darlegungen:

England rechnete so: „Der Panamakanal ist zwar fertig, aber noch nicht einwandfrei erprobt. Die Amerikaner — wenige politische Köpfe ausgenommen — haben noch nicht erkannt, was für eine Meere beherrschende Bedeutung dieser Wasserstraße innewohnt. Die amerikanische Flagge weht nur vereinzelt im

Google

Stillen Ozean, und Meriko ist eine Sorge vor Uncle Sams Tür, die andere latente Fragen einstweilen zurückdrängt. Erwacht erst das amerikanische Volk zu einem zielbewußten Ganzen, das seine Flotte ausbaut, das unser Jamaika als ein die Kanalmündung bedrohendes „Malta" im amerikanischen Mittelmeer erkennt und das im Stillen Ozean die notwendigen Schlußfolgerungen aus seiner Weltmachtstellung zieht — dann ist drüben Blut nicht mehr „dicker als Wasser", ist auf die amerikanische Neutralität nicht mehr zu zählen und dann ist Japan gebunden, das damit für Henkersdienste gegen Deutschland ausfiele. Daher muß schnell gehandelt werden! Frankreich ist zwar nicht fertig, wie Senator Humbert uns kündete, „aber mit Rußlands, Japans, Serbiens und der Zulukaffern Hilfe wird es schon gehen." Das ganze Spiel ist zu durchsichtig, als daß es nicht jeder ohne weiteres durchschauen könnte! Englands Interessen sind Trumpf! Das haben die tapferen Belgier, das hat auch General Joffre erfahren müssen. Sein wohlüberlegter Plan, erst auf der Linie Dijon-Nevers den deutschen Angriff anzunehmen, gelangte nicht zur Ausführung. Das war den Engländern zu weit ab von der Küste und von Antwerpen. Erinnern wir uns nur, was der Daily Telegraph noch in der ersten Oktoberwoche schrieb: „England wird niemals zugeben, daß Antwerpen in Deutschlands Hände fällt. Hat der Feind erst diese Festung genommen, so erreicht er damit auch die Kontrolle über die Schelde und die Küste. Er kann ferner Minen legen und seine schweren Geschütze zum Schaden der britischen Flotte in Tätigkeit setzen." Damit enthüllte das Blatt eine der drückendsten Sorgen Englands, die eben in dem Fall Antwerpens bestand! Folglich mußte General Joffre plötzlich an der Marne halten, Kehrt machen, und die Marneschlacht begann. Die deutsche Führung aber ließ es zu keiner Entscheidung kommen. Statt dessen wurde von uns die Aisne-Stellung eingenommen und gehalten, die Belagerung Antwerpens vorbereitet und durchgeführt. Der Rest ist bekannt. Unter dem wiederholten Hinweis darauf, daß endlich der deutsche rechte Flügel umfaßt werden müßte, hatten damals an der Marne, wie schon früher, die Engländer ihre französischen Verbündeten aufgefordert, starke Kräfte nach Nordwesten an die Küste zu werfen, wohin sie selbst strebten. Das Hemd war ihnen näher als der Rock! Die Franzosen sollten selbstverständlich ebenso fühlen und die englische Küstenwacht verstärken. Als Antwerpen inzwischen gefallen war, predigte London erneut und dringender als je zuvor die nunmehr nötige Vereinigung der drei Verbündeten um den — nun auf einmal von den Deutschen geplanten — Umfassungsversuch zu verhindern und Belgien wieder zu erobern! Angeblich! In Wahrheit sollte und wollte die englische Hilfstruppe den heimatlichen Penaten näher kommen, da die „öffentliche Meinung Englands" vom Invasionsgespenst geschreckt war! Die wildesten Gerüchte gingen um. Enorme Tauchschiffe für Truppentransporte, Zeppelin-Massenangriffe, Minenketten, Geschütze von unwahrscheinlichem Kaliber und märchenhafter Tragweite — kurz das Unglaub-

Go gle

lichste vom Unglaublichen wurde in England verbreitet und „amtlich" geglaubt. Der Nutzeffekt von all dem war aber nur und sollte nur sein: die inzwischen erreichte Verschiebung der Engländer auf den linken Flügel und die Begründung ihrer Notwendigkeit!

Die englische Presse, in der zwischen den Zeilen manches Auguren Ansicht zu lesen steht, hat verschiedene famose Versuche gemacht, das englische schlechte Gewissen zu beschwichtigen, indem sie kindlicherweise die von England geübte Vernachlässigung der Verbündeten uns vorwarf. Si tacuisses! Wir wollen das Urteil über diesen Bocksprung getrost den Franzosen und Belgiern, vielleicht auch den Russen überlassen. Jedenfalls wissen heute die Verbündeten Albions genau, was von englischen Versprechungen zu halten ist, und je länger der Krieg dauert, um so tiefer werden sie, werden besonders Frankreich und Belgien einsehen, daß sie bei diesem blutigen Spiele nur zu verlieren haben, daß sie bisher nur verloren und weiter verlieren werden. Dann aber wird — zu spät — das traditionelle und diesmal berechtige Wort erklingen: Wir sind verraten! England hat laut und beharrlich verkündet, es führe diesen Krieg zum Schutze der „kleinen" Staaten. Wie edel und schön! Nur schade, daß die „kleinen" Staaten sich schon durch diese verächtliche Bezeichnung in ihrem berechtigten Selbstgefühl verletzt finden. Das nicht neutrale, sondern ihm längst heimlich verbündete „kleine" Belgien wurde von England — wohl aus strategischen Gründen — schmählich im Stich gelassen. Und die anderen „Kleinen"?? Die Niederlande, Dänemark, Norwegen, Schweden und die Schweiz, sie alle brauchten keinen „Schutz"! Sie befanden sich im Frieden wohler denn in diesem Kriege, der nach englischer Lesart dennoch ihrem Besten dienen soll!

Wie steht es aber mit englischer Rücksichtnahme auf die „kleinen" Staaten w ä h r e n d des Krieges? Was tut England z. B. für die neutrale Schiffahrt? Böse — natürlich „deutsche" — Minen stören angeblich seine treue, wohlgemeinte Fürsorge. Es „muß" demnach neue Maßregeln ergreifen, um menschenfreundlich zu helfen. Wie aber hilft es? England erklärt plötzlich die ganze Nordsee als Kriegsschauplatz und weist demgemäß den Neutralen andere, „sichere" Wege an. Sichere Wege? Sie führen durch den stark gefährdeten Kanal und dann bis in die Nähe von Edinburg längs der durch Nebel, Strömungen und Klippen berüchtigten englischen Küste. Demnach sind sie wohl weniger „sicher", als leichter überwachbar! Das ist des Pudels Kern, denn die Kontrollierung der neutralen Schiffahrt auf offener Nordsee ist angesichts der deutschen Unterseeboote, die dort das Wasser „verpesten", eine gar zu unbehagliche Sache. Sollte das große England wirklich die „Kleinen" für so dumm halten, daß sie das alles nicht merken, nur weil sie in Englands Augen „klein" sind? Und sollten die „Kleinen", deren loyale Neutralität England noch kürzlich so geräuschvoll anerkannte, nur um auch fürder so hohes Lob zu verdienen, wirklich gern dauernd hungern? Gewiß nicht! Sie werden mitsamt Englands Verbündeten trotz der

Go gle

von London ausgehenden wütenden Propaganda nur zu bald erkennen, daß dieser Krieg von England lediglich und ausschließlich deshalb angezettelt wurde, um seine Weltherrschaft zu befestigen und sich mit fremder Habe zu bereichern.

Und so beginnt es denn unter den Neutralen nicht nur im Westen, sondern auch im Osten, ja jenseits des Ozeans endlich zu dämmern. Italien und Rumänien haben in unmißverständlicher Sprache ihre strikte Neutralität wiederholt und — zuletzt mit besonders scharfer Zuspitzung — hervorgehoben. Die Gesinnungen Bulgariens kennen und schätzen wir. Die Leser unserer Zeitschrift werden sich daran erinnern, daß wir in den schwersten Zeiten des bulgarischen Königreichs standhaft und unbeirrbar zu diesem „Preußen des Ostens" gehalten haben. Als alle Welt gegen den Zaren Ferdinand loswetterte, hat „Nord und Süd" vor einem „ne nimis" gewarnt und in der schwersten, kritischesten Zeit Bulgariens eine Lanze für dieses tüchtige, tapfere, bildungsfähige Volk und seinen klugen Herrscher gebrochen. Auch von Griechenland fürchten wir nichts. Abgesehen von der Dynastie, deren Lebensinteresse auf strikte Einhaltung der Neutralität hinweist, hat auch das Volk, ungeachtet einer übelwollenden Presse, sein tiefstes Interesse begriffen, so daß Venizelos, der stärkste Mann Griechenlands, sich als Staatsmann bewährt hat, der diesen oder jenen Einzelwunsch dem Wohle der griechischen Gesamtnation unterzuordnen weiß.

Die schwerste Sorge hat uns bisher Amerika bereitet, dessen Haltung durch die Lügenberichte unserer Gegner, deren Kabelmonopol unsere Berichte meuchlings erdrosselte, kopfscheu machte und in den Vereinigten Staaten eine antideutsche Stimmung erzeugte, die uns verhängnisvoll hätte werden können. Aber die Götzendämmerung, welche England gegen uns heraufbeschwören wollte, scheint allgemach einer Götterdämmerung zu weichen.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß in den letzten Wochen ein merklicher, aus zahlreichen Symptomen herausfühlbarer Stimmungsumschlag sich in Amerika zu unseren Gunsten zu vollziehen beginnt, wie ich in der „Vossischen Zeitung" vom 7. Dezember 1914 auf Grund zuverlässiger Berichte nachweise. Das beharrliche Verschweigen des Unterganges von „Audacious" seitens der englischen Admiralität hat in Amerika einen um so übleren Eindruck der Schwäche und Kopflosigkeit der englischen Regierung hervorgerufen, als briefliche Nachrichten von Augenzeugen nach Amerika gelangt sind, welche diesen Untergang mit allen seinen Einzelheiten bestätigen. Die Unterbindung der Kabel und die strenge Kontrolle Englands in Bezug auf a l l e Nachrichten, welche von Europa nach Amerika gelangen, wird von Tag zu Tag mehr als unerträgliche Bevormundung und absolutistische Handhabung des Weltwassermonopols bitter empfunden. Die stille Empörung über diese Autokratie zu Wasser verwandelt sich bei dem von Hause aus freiheitliebenden Amerikaner allgemach in um so lautere Entrüstung, als nicht nur seine

Go gle

Geschäftsinteressen, sondern auch seine Gemütsbedürfnisse aufs empfindlichste getroffen werden. Der Amerikaner fühlt sich wie von seinen Verwandten, so von seinen wissenschaftlich-künstlerischen Beziehungen zu Deutschland, dem Stammsitz der Kultur, gewaltsam abgeschnitten.

An die faustdicken Lügen der Reutertelegramme, die hier bisher durch unsere lakonischen Wahrheiten widerlegt wurden, gehen heute die Amerikaner nur noch mit ironischem Lächeln über die Plumpheit der „Aufmachung" heran. Mögen Lügen, nach dem bekannten Wahrwort, auch nur kurze Beine haben, so haben dafür unsere Wahrheiten um so längere Arme, um auf die Dauer die ganze Welt, die nach und nach doch die Wahrheit erfährt, zu umspannen. Und so beginnt sich denn auch unsere Wahrheit in Amerika langsam, aber um so wirksamer Bahn zu brechen. Die Arbeiten unserer Pioniere, von Prof. Hugo Münsterberg und Exzellenz Dernburg, finden je länger, desto ausgesprochener williges Gehör und ernste Beachtung seitens tonangebender Kreise. Dazu kommt das mannhafte Eintreten für Deutschlands Recht und Größe von seiten von Vollblutamerikanern, wie Professor Burgeß und Professor Sloane von der Columbia-Universität, die in Berlin als Austauschprofessoren gewirkt haben und daher durch eigene Beobachtung aus dem Vollen schöpfen können. Als Einheimische verstehen diese Männer den Ton zu treffen, der die amerikanische Volksseele in lebhafte Schwingungen zu versetzen vermag.

Für den Stimmungsumschlag in Amerika hat unser Botschafter Graf v. Bernstorff durch feinfühliges Erfassen der Aufgaben eines modern denkenden Botschafters in der kritischesten Stunde der Weltgeschichte Bedeutendes, wenn nicht das Entscheidende geleistet. An Rührigkeit steht er keinem Amerikaner nach, an Fleiß und Eifer wetteifert er mit seinen Kollegen von der Ententegruppe, an Findigkeit und feiner Psychologie vollends überragt er manchen Amtsgenossen um Haupteslänge. Gelang es ihm doch, was sonst durchweg mißlang, die Millionen Deutschen in Amerika, die früher dem urdeutschen Laster der Parteizersplitterung anheimgefallen waren, genau so zu voller Einhelligkeit zu entflammen, wie unser Kaiser durch e i n glücklich inspiriertes Wort das ganze Reich zu einem einzigen Volk von Brüdern zusammengeschmiedet hat. Hinter dem Grafen Bernstorff stehen aber nicht nur alle Deutschamerikaner, deren Einfluß um so weniger zu unterschätzen ist, als sie auch numerisch einen beträchtlichen Teil der ganzen Bevölkerung Amerikas ausmachen, sondern auch alle Juden Amerikas, auch die nichtdeutschen. Mit erlesenem Takt hat Graf Bernstorff am 6. November an den Herausgeber der jüdischen Zeitung in New York, Herrn Bernstein, ein Schreiben gerichtet, das besonders der Million russischer Juden in Amerika zu Herzen ging. Dort heißt es: „Deutschland hat seinen Juden alle bürgerlichen Rechte gegeben; die wenigen letzten Schranken werden mit diesem Kriege fallen." Die Juden verstehen zwischen den Zeilen zu lesen. Das feierliche Wort eines deutschen Botschafters gilt ihnen mehr als das beschworenste Dokument des

Go gle

„Väterchens Zar", der schon für die nichtorthodoxen Christen seines Reiches im günstigen Falle nur ein Stiefvater, für die Juden vollends ein Rabenvater ist. Die amerikanischen Juden, und nicht nur diese, haben den deutschen Botschafter verstanden.

Als einen besonders glücklichen Griff des Grafen Bernstorff müssen wir es betrachten, daß es ihm anläßlich eines Besuchs bei Hearst, dem Zeitungskönig Amerikas, gelang, diesen Gebieter über 600 Zeitungen für die deutsche Sache zu gewinnen und so der im Dienste Englands arbeitenden großen Presse Amerikas, obenan der „New York Times", die dem englischen Northcliff-Konzern angehört, ein Paroli zu bieten. Die Behandlung der Presse ist das heikelste Problem der Diplomatie aller Länder, vorab der deutschen. Graf Bernstorff hat sich auch hierin als Herr der Lage erwiesen. Hearst bekommen, bedeutet eine gewonnene Schlacht. Denn Hearst ist nicht nur das Haupt der „International-News"-Gesellschaft (oder des „Hearst Service"), die in den Vereinigten Staaten über 600 Blätter, darunter viele illustrierte, gebietet („New York American", „New York Journal" in New York, „American" in Boston, „American" und „Examiner" in Chicago, „Examiner" in San Francisco, „Examiner" in Los Angelos usw.), sondern Hearst ist auch in Gemeinschaft mit Selig Inhaber der „News Pictorial", die alle Kinotheater Amerikas umfaßt. Zweimal in der Woche lassen Hearst-Selig in ganz Amerika eine Zeitung in Kino-Ausgabe erscheinen. Seit dem Besuch Graf Bernstorffs bei Hearst tritt nun die ganze Hearst Presse für die deutsche Sache offen ein. Der Chefredakteur seines „New York Journal", Arthur Brisbaine, ein Stockamerikaner, hat in einer Reihe von hervorragenden Leitartikeln für die Gerechtigkeit der deutschen Sache rückhaltlos Partei ergriffen. Natürlich hagelte es von seiten der amerikanischen Konkurrenzpresse von Vorwürfen gegen Hearst, die aber an diesem Manne von Erz wirkungslos abprallen. Um die Amerikaner von der Redlichkeit und Humanität der deutschen Kriegführung durch Augenschau zu überzeugen, entsandte Hearst seinen geschicktesten Berichterstatter nach Deutschland, der für ihn unmittelbar zuvor $1^1/_2$ Jahre in Meriko war; dieser sendet für seine Zeitungen täglichen Bericht vom deutschen Kriegsschauplatz und fertigt für seine Kinos entsprechende Films. Jeder Bundesgenosse ist uns in dieser schweren Zeit willkommen. Denn was man gegen uns ersonnen und planmäßig durchgeführt hat, ist eine Art von weltpolitischem Dreyfus-Prozeß mit allen seinen Beigaben, einschließlich der Teufelsinsel, wohin man uns wünscht. Aber auch hier gilt das Wort: Die Wahrheit ist auf dem Marsch! Unsere Wahrheit beginnt in Amerika allgemach durchzusickern und entsprechend zu wirken, wenngleich das finanzielle Interesse Amerikas, was vielfach übersehen wird, nach England gravitiert. Amerika schuldet an England etwa 250 Millionen Dollar, die augenblicklich fällig sind, und die Amerika nicht zu zahlen imstande ist. Ein Vertreter der englischen Regierung ist jetzt in Amerika, um diese Schuld auszugleichen, und es finden schon

Go gle

seit längerer Zeit Verhandlungen statt. Sodann sollen bis zur Mitte nächsten Jahres über 500 Millionen Dollar kurzfristiger Eisenbahnobligationen fällig werden, die hauptsächlich in England und Frankreich placiert sind. Man gibt sich großer Sorge hin, wie diese erneuert werden können. Jedenfalls tragen diese Schulden an England und Frankreich auch dazu bei, daß man diesen Ländern den Hof macht. Auch weiß man in Amerika natürlich, daß man zum weiteren Ausbau von Bahnen und dergleichen auch weiterhin europäische Gelder benötigt. Die gutgesinnte Presse widerspricht diesem Argument immer mit dem Hinweise, daß, wenn Deutschland in diesem Kriege erfolgreich ist, Frankreich sicherlich aufhören wird, Rußland jährlich ungezählte Millionen zur Verfügung zu stellen, und daß dieses Geld dann in Amerika nutzbringend angelegt werden könnte.

Diesen finanziellen Beweggründen der dreiverbandfreundlichen Presse Amerikas, die wir entsprechend zu würdigen haben, treten aber zur Verstärkung des Stimmungsumschwunges in den Vereinigten Staaten in den letzten Wochen ideologische Argumente entgegen, die ihren Eindruck auf die amerikanische Volksseele nicht verfehlen. Zuvörderst beginnen die drüben sehr mächtigen „Peace Societies", und an ihrer Spitze Carnegie, der seine anfängliche Ungezogenheit gegen den Kaiser wieder reumütig zurückgezogen hat, sich gewaltig zu unseren Gunsten zu regen. Dieser Stimmung von unten kommt die Geneigtheit von oben auf halbem Wege entgegen. Der Staatssekretär Bryan heißt in ganz Amerika, trotzdem sein Schwiegersohn englischer Offizier ist, „the Prince of Peace" oder „the Angel of Peace" (der Friedensengel). Wichtiger aber als Bryan selbst sind seine ersten Mitarbeiter Robert Lansing und der Sollicitor Johnson, die sich für eine Verständigung auf kluger Grundlage einsetzen. Präsident Wilson selbst bereitet sich auf seine künftige Rolle als „arbiter mundi" im stillen vor. Daher sein leises, zurückhaltendes, jedem kräftigen Wort scheu aus dem Wege gehendes Verhalten. Dem Selbstgefühl der Amerikaner behagt es unendlich, wieder einmal zu einer großen, weltgeschichtlichen Vermittlerrolle ausersehen zu sein. Mehrere Zeitungen geben der Hoffnung rückhaltlosen Ausdruck, daß Amerika und sein gegenwärtiger Präsident bei den unausbleiblichen Friedensverhandlungen eine nicht geringe Rolle zu spielen berufen sein dürften.

Ausschlaggebend indes für den unleugbar vorhandenen Stimmungsumschlag zu unseren Gunsten ist folgende Tatsache, die sich in den jüngsten Tagen vollzogen hat. Den Japanern ist der Rassenverrat Englands, wie zu erwarten war, zu Kopfe gestiegen. Mit dem Ungestüm des politischen Emporkömmlings fordern sie in jüngster Zeit die freie Einwanderung nach Kalifornien, weiterhin nach Amerika überhaupt. Jetzt geht den Amerikanern endlich die Größe der Gefahr auf, die ihnen durch Englands Schuld von Japan droht. Wilson wollte immer noch gar nicht daran glauben, daß hinter dem mexikanischen Wirrwar Japan als treibende Kraft stand. Jetzt reden die Japaner

Go gle

eine so unmißverständliche Sprache, daß Wilson auf die Stimme seiner Nation wird hören müssen, wenn er nicht als Opfer dieser unterirdischen Verstimmung gegen Japan fallen und in dieser Form daran glauben soll. Zwischen Japan und Amerika spitzen sich die Gegensätze zu solcher Schärfe zu, daß möglicherweise die Amerikaner gemäß dem unerbittlichen Gesetz ihrer nationalen Selbsterhaltung genau so auf unsere Seite werden treten müssen, wie die Türkei und Persien es schon getan haben und China es auf die Dauer wohl tun wird.

Tritt Amerika auf unsere Seite oder gibt es zum mindesten seiner Neutralität eine wohlwollendere Färbung, so werden nicht mehr, wie zu Anfang des Krieges, 120 Millionen Menschen 750 Millionen gegenüberstehen, sondern so ziemlich die eine Hälfte des Menschengeschlechts gegen die andere, zumal seit dem „heiligen Krieg" der Osmanen die rechtgläubigen Muhammedaner in Indien nicht mehr den Engländern, sondern uns zugezählt werden müssen. Persien hat seine Entscheidung schon getroffen. China wird in dem Augenblick seine Neutralität zu unseren Gunsten preisgeben, da Japan in Nordamerika „beschäftigt" sein wird. Dann soll sich England seine „Dominions" in Australien und Kanada erst einmal schärfer besehen. Für den Kampf der weißen gegen die gelbe Rasse kämpfen die Amerikaner unter der Parole „the white man's fight" bis zum letzten Mann und bis zum letzten Atemzug. Dann erst wird die vergeltende Nemesis am Rassenverrat Albions ihre unterirdische Sühne vollziehen. Dann hat die Sterbestunde der Weltherrschaft Albions geschlagen, und die Neutralen fangen jetzt schon an, die ersten Schwingungen dieses Glockengeläutes mit sicherem Instinkt zu erfühlen.

Google

Professor John W. Burgeß: Amerikas Stellung zum Kriege.

Bei meiner Rückkehr aus Europa, im Herbst 1907, nachdem ich mich aus den verläßlichsten Quellen von der gefahrvollen Lage Europas vergewissert hatte, — die Triple Entente befestigte sich schnell zu einer Alliance und ermutigte die Wiederbelebung des panslavischen Programmes der Russen, die „Revanche" der Franzosen und die Feindseligkeit der Briten gegenüber der Entwicklung der deutsche Flotte und des deutschen Handels, — da wollte ich meinen Landsleuten den Weg weisen, den unser Land und unsere Regierung gehen sollten, um unsere eigenen Interessen zu schützen und den Frieden und die Zivilisation der Welt zu erhalten.

Ich schrieb einen Vortrag über dieses Thema, der in New York, Chikago, Pittsburg und anderen Orten gehalten wurde, und verbreitete ihn als Broschüre über das ganze Land. Ich machte darin die folgenden Vorschläge:

Die gegenwärtige und zukünftige Zivilisation der Welt liegt politisch in den Händen der drei großen teutonischen Staaten: Deutschland, England und Amerika; die Wohlfahrt der Welt verlangt es, daß diese drei gemeinsam vorgehen und harmonisch zusammenarbeiten. Die Wohlfahrt und der Fortschritt der Welt können auf keine andere Weise wesentlich und dauernd gefördert werden. Alle internationalen Kongresse und Konferenzen, die gehalten werden mögen, werden praktisch unfruchtbar bleiben, wenn diese drei großen teutonischen Staaten nicht zusammenhalten. Wie kann nun diese Eintracht in der Zielsetzung und im Handeln zwischen diesen drei großen Staaten erreicht und erhalten werden? Ich bin der Meinung, daß der erste und wichtigste Schritt in dieser Richtung feste Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland ist.

Niemand, glaube ich, wird die Behauptung bestreiten, daß die große Weltmission der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean liegt, in Asien. Europa steht für sich und hat Afrika ziemlich in der Hand und wird es mit der Zeit entwickeln. Da bleiben die weiten Flächen und die Schwärme von Millionen des mittleren Asiens übrig, die von der modernen Zivilisation berührt und verjüngt werden sollen.

Wie soll das ausgeführt werden? Ein denkbarer Weg wäre der, daß diese weiten Gebiete und ihre große Bevölkerung unter die Herrschaft Japans kämen, das sich jetzt als das „Licht Asiens" betrachtet. Es kann kaum daran gezweifelt werden, daß die Japaner diesen Ehrgeiz besitzen, noch kann bestritten werden, daß ihr Ehrgeiz ein vollkommen natürlicher ist. Sie selbst haben in dem letzten halben Jahrhundert solche erstaunliche Fortschritte gemacht, daß ihr Verlangen,

Go gle

an der Ausbreitung der modernen Zivilisation mitzuarbeiten, Niemanden überraschen kann, der sich mit Geschichte und Politik beschäftigt. Trotz alledem glaube ich nicht, daß den Interessen der Vereinigten Staaten, oder den Asiens, oder den der Welt am besten gedient sein würde, wenn China und Mittelasien unter den Einfluß Japans geraten würden. Diese Interessen verlangen, daß die Tore dieser großen Gebiete dem Handel der Vereinigten Staaten und dem der europäischen Länder weit offen gehalten werden sollen, im materiellen Sinne sowohl, wie im geistigen, und daß die Völker Chinas und ganz Mittelasiens sich selbst unter diesen friedlichen, doch mächtigen Einflüssen aus den echten ursprünglichen Heimatstätten der modernen Zivilisation entwickeln sollen. Und ich bin daher der Überzeugung, daß die große Pflicht, diese Politik zu verfolgen und durchzusetzen, vor allen anderen Staaten auf den Vereinigten Staaten ruht. Das scheint mir die große Bedeutung unseres Besitzes der Philippinen zu sein. Diese liefern uns eine Basis für Unternehmungen, wenn es gilt, unserer großen Pflicht gegenüber der Zivilisation Asiens nachzukommen.

In der Ausübung dieser großen Pflicht können wir jedoch auf Schwierigkeiten im Atlantischen Ozean stoßen. Wir wissen, daß England mit Japan verbündet ist. Wie weit England Japans Politik unterstützen würde, kann man zurzeit kaum wissen. Wenn man dagegen das Horoskop für die Zukunft stellt, so muß man mit den Möglichkeiten rechnen, die schon in Sicht sind, und wir wissen sehr wohl, daß schon einige Fragen über dem Horizonte aufgetaucht sind, um die möglicherweise mit Japan verhandelt werden muß, und bei denen es von seinem Bundesgenossen England unterstützt werden mag.

Ferner müssen wir unsere Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß eine andere, sich jetzt rasch entwickelnde Nation den nordamerikanischen Kontinent mit uns teilt, und schon so stark, gefestigt und selbstbewußt geworden ist, daß sie nicht länger unbeachtet bleiben darf. Zwar ist sie eine wesentlich teutonische Macht, und es bestehen zwischen uns und ihr Rasseverwandtschaften, die zu Friede und Freundschaft führen sollten. Eine geraume Weile glaubten wir, daß sie — angesichts ihrer Lage — sich schließlich mit uns vereinigen würde. Doch ist in den letzten 25 Jahren diese Aussicht geschwunden, um so mehr, als sich in ihrer Bevölkerung das Bewußtsein unabhängiger Macht und nationaler Einheit entwickelt und geklärt hat. Kanada ist eine sehr angesehene Macht geworden, mit einer wohlorganisierten Regierung und mit — in mancher Beziehung — bewundernswerten Einrichtungen. In weiteren 25 Jahren wird es fünfundzwanzig Millionen Einwohner haben, und dann in mancher Hinsicht ein beträchtlicher Konkurrent der Vereinigten Staaten sein. Hinter dieser Macht steht wiederum das mächtige England, dessen große Flotte in dem Atlantischen Ozean, jederzeit bereit, imstande ist, für die Interessen seines Sprößlings einzutreten.

Go gle

Kurz, wir, das Volk der Vereinigten Staaten, müssen heraustreten aus dem alten Wahn, daß wir der ganze nordamerikanische Erdteil sind, ausgenommen ein paar Mexikaner, Indianer und Mischlinge im südwestlichen Winkel, und müssen der Tatsache ins Gesicht sehen, daß wir in eine Lage kommen müssen, die der Europas immer mehr gleicht.

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu der anderen großen teutonischen Macht erscheinen, vom Standpunkt der Weltsituation aus, ganz anders. Nirgends liegt eine Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit vor, daß ein Interessenkonflikt zwischen ihnen entstehen wird bei dem Werke der Ausbreitung moderner Zivilisation über die Welt. Deutschlands größte Aufgabe ist die Verjüngung des kontinentalen Europas und die Beschützung Europas gegenüber den anarchistischen Absichten der Slaven und den nicht lebensfähigen der romanischen Rassen. Das ist die wichtigste Mission der Teutonen in den letzten fünfzehnhundert Jahren gewesen.

Vom Standpunkt der Rasse aus ist Deutschland nicht die ganze teutonische Welt im kontinentalen Europa, es ist jedoch der größte politische Vertreter der kontinentalen Teutonen und so die größte treibende Kraft zur Verbreitung des Germanismus im Süden und Südosten Europas.

Dann, zweitens, liegen Deutschlands koloniale Interessen in Afrika, wie wir gesehen haben, wo es über ein Gebiet herrscht, das viermal so groß ist, wie das europäische Kaiserreich, und das die Aufmerksamkeit und koloniale Betätigung der zentralen Regierung noch für ein Jahrhundert lang in Anspruch nehmen wird. Auch auf diesem Arbeitsfeld sind keine Interessenkonflikte möglich, da ja die Vereinigten Staaten nicht beanspruchen, irgend welche Rolle in Afrika zu spielen.

Und drittens, wenn wir uns der asiatischen Welt zuwenden, so finden wir, daß die Interessen Deutschlands und die der Vereinigten Staaten vollkommen miteinander übereinstimmen: China und Mittelasien sollen weder durch die Herrschaft Japans, noch durch die Englands oder Rußlands, noch durch Aufteilung unter diese drei Mächte erlöst werden, sondern dadurch, daß die Tore des Handels und damit die des Verkehrs allen Nationen weit offen gehalten werden, und so den Einheimischen Gelegenheit geboten wird, ihre eigene Zivilisation unter diesen großen umwandelnden Einflüssen auszuarbeiten.

Die Aufgabe der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean jedoch, die die Hauptstärke der Nation in diese Richtung lenkt, macht es, wenn nicht absolut notwendig, so doch höchst wünschenswert, im Atlantischen Ozean einen wirklich zuverlässigen und mächtigen Freund zu haben. Kann einer, der über diese Einzelheiten und Beziehungen in der Weltlage nachgedacht hat, noch einen Zweifel hegen, wer dieser Freund in erster Linie sein soll? Ich sage in erster Linie, weil, wie ich es sehe, enge Freundschaft mit dem großen Deutschen Reich jegliche feindliche oder unfreundliche Absichten einer anderen asiatischen Macht, die durch die Situation und die eben beschriebenen Beziehungen hervorgerufen

Go gle

werden könnten, gleich im Keime erſticken wird, und uns die Freundſchaft der anderen europäiſchen Mächte ſichert, indem ihnen die Nichtigkeit eines anderen Verhaltens gezeigt wird.

Wie ſchon geſagt, bin ich der Anſicht, daß der Friede und Fortſchritt der Welt mehr von der Freundſchaft und dem einträchtigen Wirken Deutſchlands, Englands und der Vereinigten Staaten abhängt, als von allem Anderen zuſammen. Zwar ſind ſie jetzt in gewiſſem Sinne freundſchaftlich und iſt die Reibung zwiſchen Deutſchland und England augenſcheinlich geringer, als vor drei Jahren; doch es gibt Möglichkeiten, denen vorgebeugt werden ſollte. Sachgemäße Würdigung dieſer Möglichkeiten führen zu dem Schluß, daß Friede und Eintracht zwiſchen dieſen großen ziviliſierten Staaten der Welt ſicherer erhalten wird, wenn der Welt zu verſtehen gegeben wird, daß die Beziehungen zwiſchen dem Deutſchen Reich und den Vereinigten Staaten ſo feſt und herzlich ſind, daß jeder Verſuch, gegen eines dieſer Länder zu arbeiten, als Beleidigung des Anderen aufgefaßt wird. Die feindliche Stimmung, die ſich in dem letzten Jahrzehnt fühlbar gemacht hat, iſt größtenteils dem Wettſtreit im Welthandel zuzuſchreiben. Deutſchland hat ſich raſch zu einer großen See- und Handelsmacht aufgeſchwungen. Sein Wettſtreit zur See mit England hat Englands großes Übergewicht als Monopol gebrochen. Viele Engländer betrachten dies als ein Unrecht, das geſühnt werden muß. Ich glaube, daß die vorhandene Freundſchaft zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten ſchon eine heilſame Wirkung auf das Verhältnis zwiſchen England und Deutſchland gehabt hat.

Vor ein paar Jahren, glaube ich, gab es eine Zeit, wo England noch ſtärker verſucht war, eine feindliche Haltung gegen Deutſchland einzunehmen, wenn nicht dieſes Hindernis geweſen wäre. Es wäre ſicher gegen die Hauptintereſſen der Vereinigten Staaten geweſen, wegen dieſer Handelsrivalität zwiſchen Großbritannien und Deutſchland aufgehalten zu werden und Großbritannien ſein Monopol auf dem Meere zurückgewinnen zu laſſen und damit unſeren eigenen Frieden in Gefahr zu bringen. Das Beſte für uns und für die Welt iſt, daß dieſer Wettbewerb anhält und daß er von allen Parteien als geſetzmäßig und vorteilhaft angeſehen wird. Großbritannien iſt noch immer eine viel größere Seemacht als Deutſchland und iſt in keinem ihrer rechtmäßigen Intereſſen durch deutſche Konkurrenz gefährdet.

Auf der anderen Seite iſt die überwiegende Flottenmacht Großbritanniens eine mögliche Drohung, nicht nur für die rechtmäßigen Intereſſen Deutſchlands, ſondern auch für die der Vereinigten Staaten und aller anderen Länder. Ob ſie jemals eine wirkliche Gefahr werden wird, oder nicht, hängt von Großbritanniens Geſinnung ab, und ich wiederhole, daß das Beſtehen freundſchaftlicher Beziehungen zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten bei der Beſtimmung dieſer Geſinnung keine geringe Erwägung ſein wird.

Wenn ich die Zeit von 1908 bis zur Gegenwart herauf überſchauen hätte

Go gle

können, so wie ich von der Gegenwart auf 1908 zurückblicken kann, so hätte ich nicht viel anders gesprochen oder geschrieben als damals. Von dem Abend des 13. August 1907 an, dem Abend, wo ich — an des Kaisers eigenem Tisch — dem Gespräch der höchsten Beamten des Deutschen Reiches über die Gefahren, die dem Reiche drohten, zuhörte, — dem Abend vor König Eduards Besuch beim Kaiser in Wilhelmshöhe, — da wußte ich, daß es nur eines gäbe, das Deutschland von dem gemeinsamen Angriff Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands, früher oder später, retten könnte. Dieses Eine konnte nur die Drohung der Vereinigten Staaten gegenüber Großbritannien sein, daß die Allianz zwischen Großbritannien, Frankreich und Rußland unnatürlich, dem Weltfrieden gefährlich und den Interessen der Vereinigten Staaten schädlich sei.

Hätten 1908 die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten diese Stellung eingenommen, so gäbe es jetzt keinen Krieg in Europa. Hätten wir diesen Standpunkt 1908 verfochten, so würde heute eine Verständigung zwischen Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten bestehen, die das Einzige ist, den Frieden der Welt zu erhalten und den Fortschritt der Menschheit zu sichern.

Mir scheint es, daß wir schließlich dahin kommen müssen, wenn anders dieser Krieg nicht unabsehbar lange fortdauern sollte. Es ist Großbritanniens Krieg. Großbritannien schmiedete die „Entente" und die Allianz, die ihn zeugte, und die Absicht Großbritanniens, seinen Handelskonkurrenten zu vernichten, hat für uns eine nicht geringe Bedeutung. Wir können es uns einfach nicht leisten, diese Krieg unbegrenzt fortdauern zu lassen, noch können wir müßig zusehen, wie ein großes Handelsnetz, das mit unserem eigenen zusammenhängt und durch friedliche Mittel, wie Verstand, Wirtschaft und fortgeschrittene Methoden aufgebaut worden ist, durch Gewalt zerstört wird, um so Großbritanniens Handelsmonopol wiederherzustellen, oder das irgend eines anderen Landes zu schaffen. Der Aufruf unseres Präsidenten, seine Mahnung an das Volk, neutral zu sein, nicht nur in Taten, sondern auch in Worten, ist lobenswert. Er hätte jedoch früher erlassen werden sollen, bevor das Volk in seiner Kriegsungeduld hastig, unbedacht und so allgemein — um nicht zu sagen heftig — sich auf die Seite Großbritanniens und seiner Verbündeten gestellt hätte. Was unsere Interessen und die der Welt verlangen, ist nicht so sehr die vollkommene Besiegung der einen Seite oder der anderen in diesem Ringen, sondern das sofortige Aufhören des Krieges mit der Wiederherstellung des status quo ante bellum und mit der Unterdrückung des russischen Panslavismus, der französischen „Revanche" und Großbritanniens Krämereifersucht. Diese drei großen Dinge, die als Endergebnis der „Allianz" den Krieg gemacht haben, müssen aus der Politik Europas gestrichen werden — eher kann es keinen dauernden Friedenszustand geben. Dieses Ziel kann nicht erreicht werden, so lange die öffentliche Meinung des Landes das Bild der Ursachen und Ziele des Krieges festhält, das sie so über-

Google

stürzt und unbedacht sich geschaffen hat. Wenn das nicht gründlich geändert wird, wenn kein weiteres Wort über das Thema gesprochen oder geschrieben wird, so wird doch ein stiller Druck auf unsere Regierung ausgeübt werden, der es nicht nur der Regierung erschwert, mit strenger Neutralität zu handeln, sondern sie dahin beeinflussen kann, daß sich ihr Gewicht in einer Richtung geltend machen wird, die sich am Ende als schädlich herausstellen wird — für unsere eigenen Hauptinteressen sowohl, wie für die des allgemeinen Friedens und der allgemeinen Zivilisation.

Das vermittelnde Anerbieten unseres Präsidenten ist ein Schritt in der rechten Richtung, doch es sollte von der öffentlichen Meinung unterstützt werden, die Großbritannien fühlen lassen muß, daß wir die Allianz, sein Werk, unnatürlich finden, da sie eine dauernde Bedrohung des Friedens Europas und der ganzen Welt und die ungeheuren Möglichkeiten, uns zu schaden, in sich birgt. Die Welt, friedlich und glücklich, gedieh ohne dieses Bündnis und ist nun mit Sorge und Unruhe erfüllt, seit es anfing, sich zu bilden. Die Macht, die es geschaffen hat, ist die, die es zerstören kann. Es sollte unsere Aufgabe sein, — sie uns e r s t s e l b s t zum Bewußtsein zu bringen, und dann Großbritannien und der übrigen Welt.

Professor Dr. Kuno Francke: Leidet Deutschland an Größenwahn?

Einer der bekanntesten amerikanischen Journalisten, Mr. Norman Hapgood, der Herausgeber von Harpers Weekly, hat kürzlich die Behauptung aufgestellt, die gegenwärtige Weltkatastrophe sei im letzten Grunde Folge einer Krankheit, die am deutschen Volkskörper zehre: des Größenwahns. Vielleicht verlohnt es sich, diese Formulierung der gegen Deutschland jetzt von allen Seiten erhobenen Anklagen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Ich gebe zu, daß, oberflächlich betrachtet, der geistige Zustand des heutigen Deutschland eine Spannung und Erregung verrät, die der Überreizung nahe kommt. Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Wilhelm II. — die drei Männer, welche die Einbildungskraft und den Willen des heutigen Deutschland vielleicht stärker beeinflußt haben als irgend eine andere Einzelpersönlichkeit, — stellen, jeder in seiner Weise, Typen von hochgradiger Anspannung des Gefühlslebens dar.

Richard Wagners Welt ist eine Welt rücksichtsloser Geltendmachung des

Go gle

eigenen Selbst, grenzenlosen Begehrens, mystischer Sehnsucht, unabläßigen Wollens und Strebens. Seine Helden stürmen durchs Leben dahin, unbekümmert um Gut und Böse, von dem einen Drang beseelt, sich voll auszuleben. Und Wagner selbst, wie seine Autobiographie es offen ausspricht, kannte keine andere Verpflichtung als die Durchsetzung seiner eigenen Kunst und seiner eigenen Persönlichkeit, denen gegenüber alle anderen Persönlichkeiten und Kunstrichtungen keine andere Bedeutung hätten, als entweder mitzuwirken oder beseitigt zu werden. — Nietzsches Philosophie mit ihrer dithyrambischen Verherrlichung des Willens zur Macht, ihrer souveränen Verachtung für Demut und Milde, ihrem ekstatischen Appell an die selbstischen Triebe, und Nietzsches Leben mit seiner grotesken Selbstvergötterung und seiner orakelhaften Anpreisung der neuen Lebenswerte, die er bringe, sind zweifellose Erscheinungsformen eines megalomanen Temperaments. — Kaiser Wilhelms Betonung der Erhabenheit seiner Mission, die romantische Mystik seiner religiösen Bekenntnisse — alles das gibt seiner Gestalt unzweifelhaft das Gepräge einer starken Einbildungskraft.

Wie steht es aber mit den Leistungen dieser Männer? Lassen sich diese Leistungen trennen von ihrer Persönlichkeit? Wäre Richard Wagner nicht dem Alles beherrschenden Drang zur Gestaltung gefolgt, hätte er nicht diesem einen Streben alle Fragen menschlichen Glückes untergeordnet, wie hätte er jene Wunderbauten des Tones schaffen können, die Alles in Allem doch wohl das größte künstlerische Erzeugnis unsrer Zeit sind und, solange es empfängliche Menschen gibt, ehrfürchtiges Schaudern und seligstes Entzücken erwecken werden. Hätte Nietzsche sich nicht vom Schicksal dazu ausersehen geglaubt, der Menschheit neue Lebenswerte zu erobern, wie hätte er die gänzliche Teilnahmslosigkeit seiner Zeitgenossen ertragen können, wie hätte er sein Einsiedlerleben auf geistiger Bergeshöh führen, woher hätte er die Kraft nehmen sollen, sein ganzes Dasein mit ungeteilter Inbrunst dem ahnenden Schauen einer neuen Menschheit zu weihen, einer Menschheit, für die der Begriff des Selbst so gesteigert und geadelt und so umfassend geworden sein wird, daß zwischen ihm und dem Sittengesetz keine Kluft mehr besteht. Betrachtete Kaiser Wilhelm sich nicht als das erlesene Werkzeug Gottes, woher hätte dieser rastlose Mann die Festigkeit, den Ernst, die sittliche Zähigkeit, die innere Glut der Überzeugung nehmen, wie hätte er sich die ganze Charaktergröße erkämpfen sollen, die ihn so turmhoch über alle Herrscher unsres Zeitalters erhebt und ihn zur idealen Verkörperung der besten Kraft des arbeitsamen, hochstrebenden, in sich selbst gewissen Deutschland macht.

Mit andern Worten, diese drei Männer sind ein neuer Beweis der alten Wahrheit, daß ohne einen gewissen Grad von Hochspannung es keine echte Größe gibt, daß das echte Genie aber gerade diese Selbstüberschätzung in einen Abtrieb zur Selbstzucht, zur Selbstaufopferung und zu rastloser Arbeit am eigenen Selbst verwandelt.

Dasselbe, meine ich, kann von dem deutschen Volke als Ganzem gesagt

Google

werden. Der deutsche Staatsbegriff ist etwas dem Engländer und Amerikaner durchaus Fremdes und Unzugängliches. Daß der Staat mehr sei als eine Institution zum Schutze des Glücks der Einzelnen, daß er eine kollektive geistige Persönlichkeit über und jenseits von dem Leben der Einzelnen sei, und daß er nicht so sehr das Glück der Einzelnen als die Erhebung der Einzelnen auf eine höhere Stufe, ihre Durchbildung zu einem höheren Typus des Menschentums zum Ziele habe, das erscheint dem Engländer und Amerikaner als etwas phantastisch Überspanntes. Kann es aber eine Frage sein, daß in dieser — wenn man will — phantastisch überspannten Staatsidee die innerste Kraft, die eigentliche Seele des deutschen Volkes lebt? Daß, wenn diese Idee, wie unsre Gegner glauben, ein Hirngespinst, ein Wahn, ein Rausch ist, sie ein heiliger, erhabener Rausch ist, ein Rausch, der sich unabläßig in strengste Pflichterfüllung, nüchterne Arbeit, erregtes Bildungsstreben, eiserne Disziplin, ehrliche Hingabe an die Aufgaben der Allgemeinheit umsetzt?

Diese Staatsidee ist aus der Not heraus geboren; aus der Notwendigkeit, alle physischen und geistigen Kräfte der Nation zum Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft aufzubieten. Sie ist aber gewachsen und hat sich ausgestaltet mit dem Wachstum und der Ausgestaltung der deutschen Nation im vergangenen Jahrhundert; und heutzutage ist sie der stärkste Antrieb für jede Art von Tätigkeit im deutschen Vaterland. Sie ist es, die das mustergültige System deutscher Stadtverwaltung geschaffen hat, die der vorbildlichen sozialen Gesetzgebung des deutschen Reiches zugrunde liegt, die das Prinzip der über den Parteien stehenden, ausschließlich der salus publica dienenden Regierung zur Richtschnur der inneren Politik Deutschlands erhoben hat. Sie ist es, die dem Deutschen alle Erscheinungsformen des nationalen Lebens zur untrennbaren Einheit macht, die ihn sein Glück in Mitarbeit an der Steigerung nationaler Leistungsfähigkeit finden läßt.

In diesem Glauben an Deutschlands Bestimmung, einen gesteigerten Typus nationalen Pflichtbewußtseins zu erzeugen, liegt, meine ich, die sittliche Überlegenheit Deutschlands über seine Rivalen und Gegner. Er ist Deutschlands Beitrag zu der Geschichte politischer Ideale. Er wird Deutschland aufrecht halten in der Bedrohung durch die halbe Welt. In ihm beruht die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft.

Go gle

Das Mißvergnügen der Neutralität.

Von einem Neutralen.

Immer wieder komme ich mit Menschen zusammen, die meinen, es sei doch ein großes Glück, in dieser schweren Zeit einem Volk anzugehören, das durch Proklamation absoluter Neutralität sich auf jene Seite der Welt hinüber gerettet hat, vor deren Grenzen der Krieg sein Schwert in die Scheide tut und die Furien ihre Brandfackel senken. Und wenn ich ihnen dann sage, daß sie sich irren und daß niemand bemitleidenswerter sei, als der Neutrale, so halten sie das für sehr paradox. Aber es ist mir durchaus ernst mit dem Elendsgefühl, und es geht andern Neutralen, mit denen ich mich unterhalten konnte, nicht im mindesten anders. Denn das Gebot der Neutralität bringt den Menschen in Konflikte, aus denen es keinen Ausgang gibt.

Man muß das Wort Neutralität ins Deutsche oder annähernd ins Deutsche übersetzen, damit man einen richtigen Begriff von den verteufelten Zumutungen bekommt, die es stellt. Aber ob man noch so schonend verfahre, was herauskommt, klingt immer schlecht: Parteilosigkeit, Reaktionslosigkeit, Keinseitigkeit, ohne Gegenwirkung, nicht rechts und nicht links, nicht warm und nicht kalt, nicht süß und nicht sauer, nicht Fisch und nicht Vogel, nicht Tag und nicht Nacht, immer Keins von Zweien und auch ein Drittes nicht, einfach undifferenziert wie jener Zustand, der aus der Zusammenschüttung des All und des Nichts sich ergeben könnte, wenn es je dahin kommt.

Das ist die neue Variante der Weltbetrachtung, an die wir uns halten sollen, die neue Bereitschaft, in der wir aufgehen sollen, wir — man mag in der Zeitungsrubrik „neutrale Staaten" nachsehen, wen es betrifft.

Hat man uns aber nicht schon in der Kleinkinderstube gerade für diese Grundsätze eine maßlose Verachtung beigebracht und uns das abscheulichste von Menschen erzählt, die ihr Leben von ihnen beherrschen ließen? Wenn mir recht ist, hat man uns vieles gelehrt und vorgesagt, was wir werden sollen: gut und gerecht, meine ich, hieß es, sollen wir sein, schöne, starke, mutige, anständige taktfeste, herrliche und gesunde Menschen sollen wir werden wollen und leben nach dem, was unser Gewissen befiehlt. Niemals aber hat man uns den farblosen und unbestimmten Menschen gepredigt als Ideal; niemals hat man uns gesagt, daß es ehrenvoll und herrlich sei, möglichst gar keinen entschiedenen Anteil zu nehmen an dem, was um uns geschieht und in unserm politischen und moralischen Urteil enthaltsam zu sein bis zur Feigheit. Niemals hat man uns für die Vorstellung zu gewinnen versucht, daß es anständig sei, die Meinung, die wir haben, wenn man uns darum frägt, zu verschweigen und durch ein diplomatisches Achselzucken den Anschein zu erwecken, als ob weder Anteilnahme, noch Interesse, noch eine Meinung vorhanden sei.

Go gle

Plötzlich macht man uns das alles zur Pflicht. Wir sollen keine Zuneigungen und keine Abneigungen mehr haben, nicht einmal mehr den Willen dazu, und sollen ganz und gar auf die Freiheit der Selbstbestimmung, den Anspruch, unsere Überzeugung so zu behaupten und ins Leben zu tragen, wie wir es immer getan, öffentlich und im Stillen verzichten. Und wenn wir die Askese so weit schon nicht treiben können, so sollen wir wenigstens klug wie die Schlangen sein und uns in Stunden der Prüfung benehmen, als stünde die Welt für uns jenseits von böse und gut und wären wir selbst mindestens in der ersten Nirvanaschicht eingegangen.

Aber der Teufel soll mich holen, wenn es wahr ist, daß ein Mensch an der Verwirklichung solcher Grundsätze seine Freude finden könne und daß man ein schlechter Schwede, Schweizer oder Holländer sei, wofern man sich weigert, nach der neuen Pflichtenvorschrift streng diätetisch zu leben. Wir setzen mit dieser Anrufung des Teufels die Weisheit, die bei Aufstellung der Pflichtenvorschrift gewaltet hat, durchaus nicht herab. Im Gegenteil: es besteht für den Staat, der wünscht, militärisch nicht in die Kämpfe seiner Nachbarn hineingezogen zu werden, nicht nur eine tiefe Berechtigung, Parteinahmen seiner Bürger für die eine oder andere Nation mit Mißtrauen zu verfolgen, sondern es besteht geradezu eine Pflicht hierzu. Ja es kann zur ökonomischen Notwendigkeit werden, daß der Staat den Bürgern streng ins Gewissen redet, hiervon zu lassen, und daß er alle literarischen Zusammenrottungen vorhandener Parteimeinungen als bedenklich untersagt. Nicht weil der eine oder andere Nachbar sich nun gekränkt fühlen könnte, oder man zu zartfühlend ist, um die vorhandene Summe von Erbitterung und Unrecht durch einen groß- oder kleinstelligen Posten zu vermehren. Du liebe Zeit, wie viel Kritik, Tadel, Mißgunst, Schelte, Bosheit und Spott von schärfstem Säuregrad wird nicht in Friedenszeiten gelegentlich über diesen nämlichen Nachbar, seine Nationaleigentümlichkeiten, seine Staatseinrichtungen, seine Sitten und politischen oder wirtschaftlichen Gebräuche aus dem gleichen Eimer vergossen, ohne daß ein Hahn danach kräht. Nein, das ist es nicht, was die Regierung eines Neutralstaates gegenüber allen positiven Kundgebungen von Sympathie oder Antipathie für ein anderes Land sorgenvoll machen könnte. Sondern wenn es wirklich eine Gefahr zu bekämpfen gibt, so liegt sie darin, daß mit dem ersten August eine ungeheure politische Überschätzung des Einzelmenschen und seiner staatsbürgerlichen Meinungen, wenigstens in den kriegführenden Ländern, eingesetzt hat. An diesem Tag der ersten Kriegserklärungen schwollen in ganz Europa die geographischen Grenzen wie Mauern empor, und war man bis dahin nur Herr Hinz oder Herr Kunz gewesen, der zu gegebener Zeit sich mit einem Stimmzettel seiner inner- und außerpolitischen Überzeugungen entledigte und nach Vollendung dieses Aktes in die große Schar der Namenlosen zurückfiel, deren politischer Wille und politisches Raisonnement nicht die geringsten internationalen Wirkungen hervorbringen konnte, so trug jeder seit diesem denk-

Google

würdigen Tag ein weithin merkbares Staatsangehörigkeitsabzeichen auf der Bruſt. Die Welt beſtand plötzlich nur noch aus Staaten und Individuen, die Deutſche, Öſterreicher, Ruſſen, Franzoſen, Schweizer, Holländer oder ſonſt etwas waren: ſo daß, was einer über die kriegführenden Völkerſchaften oder in einem andern beliebigen Behuf äußern mochte, von ihm nicht mehr als von einem Privatmann geäußert wurde, deſſen Meinungen eben nur für ihn höchſtens ſymptomatiſch ſind, ſondern allſogleich vernommen und bewertet wurde als Meinung eines Deutſchen, Öſterreichers, Ruſſen, Schweizers, Dänen oder Amerikaners. Die Folge davon war, daß, was einer zur Tagesgeſchichte und den Weltgerichtsangelegenheiten zu ſagen hat, ſofort zurückfällt auf ein ganzes Volk und Gefahr läuft, wenigſtens als Stimme einer Minorität von Angehörigen dieſes Volkes aufgefaßt und herumgeboten zu werden.

Nun hat ein Politiker, dem das Wohl ſeines Landes am Herzen liegt, ohne Zweifel ganz gewiß allen Grund, dieſe ſo plötzlich hervorgebrochene und mit der Zeit von den kriegführenden Staaten immer ſchärfer akzentuirte Neigung, jede private oder in der Preſſe hervorgetretene Stellungnahme eines Fremden zu nationaliſieren und ſolchermaßen in eine gefährliche Höhe emporzutragen, — er hat, ſage ich, allen Grund, dieſe Neigung ſehr ſorgenvoll zu betrachten und zu überlegen, wie man dem entgeht. Denn die erhöhte Widertönigkeit, die jede Äußerung draußen jetzt findet, trifft ebenſo das gute wie das ſchlimme, das kluge wie das alberne Wort, und die vermehrte Laurigkeit der Seelen ſorgt ſchon dafür, daß keine Bedachtheit oder Unbedachtheit dem öffentlichen Gerichtstag entgehe. Iſt es nun aber wirklich das Geſcheiteſte, was dem Regierungsmann einfallen kann, einfach „pſt, pſt“ zu machen? Iſt es wirklich das Beſte, was man unternehmen kann, daß man den Bürgern, weil ihr Temperament ſie für das eine oder andere unter den kriegführenden Völkern gelegentlich Partei ergreifen laſſen könnte, — iſt es wirklich das Beſte, daß man darum den Bürgern ſtrenge Enthaltſamkeit anempfiehlt und ſie auffordert, durchaus Gewehr bei Fuß und mit der Holzbockigkeit einer Grenzpfahlſibylle den teils bewundernswerten, teils empörenden Ereigniſſen im Jenſeitsland zuzuſehen? Das Einfachſte jedenfalls iſt es, und wenn die Bierbankpolitiker durch das „Pſt, pſt“ der Regierungsmänner zum Schweigen veranlaßt werden, ſo iſt die Methode nicht einmal ohne Gewinn. Aber für den Reſt der Menſchen und die Nation in ihrer Geſamtheit führt ſie, über die geringen Annehmlichkeiten des Augenblicks hinweg, nur zu Verluſten, die ſich um ſo fühlbarer machen werden, je tiefer es in die Zukunft geht. Verſteht man uns ſchon in den kriegführenden Ländern ſehr ſchlecht, wenn man dort glaubt, daß das, was ein Däne, Schweizer, Holländer oder der Angehörige eines andern neutralen Volkes anerkennend oder mißbilligend urteilt, in demſelben Maße als Stimme einer nationalen Gemeinſchaft zu gelten habe, wie das, was ein Deutſcher oder Franzoſe in dieſen Zeiten äußert, ſo verſtehen wir uns ſelbſt noch viel ſchlechter und geben uns einem groben Selbſtbetrug hin,

Go gle

wenn wir in uns die Meinung züchten, daß es zur Wohlfahrt eines alleinstehenden Volkes keiner Haltung so sehr bedürfe in der jetzigen Zeit, als der völligen Gegenwirkungslosigkeit und durchlaufenden Isolierung unserer Urteilskraft gegenüber den bald großartigen, bald abscheulichen Tatsachen, die uns jeder Tag vorlegt. Worin dieser Selbstbetrug und diese Täuschung bestehen? Einfach darin, daß wir uns von allen möglichen Drehungen und Wendungen und Haltungen einen Vorteil versprechen, wo doch die Geschichte genugsam zeigt, daß in allen Lebenslagen einzig Wahrhaftigkeit nötig ist für ein Volk und ein Einzelwesen, wollen sie ihren Platz an der Sonne behaupten.

Und damit komme ich zum wahren Grund alles Mißvergnügens: daß, während man draußen eine Parole hat, die alle einigt und Solidaritäten schafft, in Frankreich ebensosehr wie in Deutschland, Rußland, England und Österreich, dergleichen in den neutralen Ländern vollkommen fehlt. In allen Staaten, wo jetzt die Kriegsfackel brennt, fühlt sich klein und groß, hoch und nieder, arm und reich in eine neue dämonische Wirklichkeit hineinversetzt, die alle Regungen des politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und allgemeinen Lebens zwingt, sich auf sie zu beziehen. Diese dämonische Wirklichkeit gibt dem Leben Richtung und Stil, sie uniformiert die Meinungen, die Moral, den Willen und das Urteil, es gibt kaum einen Glauben und eine Ansicht, die nicht der Glaube und die Ansicht von allen wäre, und aus jedem, auch dem gleichgültigsten Wort spricht immer gleich die ganze Nation.

Wie steht es in den am Krieg nicht beteiligten Staaten? Es fehlt das Wort, das uns eint. Denn Neutralität, ob sie auch dafür hingegeben wird, ist keine Parole, mit der man leben kann. Politisch drückt sie aus, daß die Armee an der Grenze steht und man bereit sei, bei jedem Einbruchsversuch, komme er, von wem er wolle, Maschinengewehre und Kanonen die Sprache sprechen zu lassen, zu der sie verdammt sind. Wirtschaftlich drückt sie aus, daß man wünsche, mit allen Nachbarn auch weiterhin in Frieden zu leben und die Geschäfte den Gang nehmen zu lassen, den sie bisher gegangen sind. Der übrige Mensch aber, der sich nicht aus politischen und wirtschaftlichen Interessen zusammensetzt und der doch so unendlich viel größer und wertvoller ist als der politische und wirtschaftliche Mensch und so unendlich allgegenwärtiger, ist nicht in ihr enthalten. Die Parole der „Neutralität" geht an ihm vorbei, als wäre er gar nicht vorhanden, ja sie verurteilt die Bedürfnisse, die er hat, diese Bedürfnisse nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, nach Aufrichtigkeit, Teilnahme und Mannhaftigkeit geradezu zum Schweigen und warnt vor jenem stillen Heldentum, das mit seiner eigenen Seele im Frieden zu leben wünscht, als wie vor einer großen Gefahr.

Aber wenn irgend etwas, so ist jedenfalls die Neigung, an einer solchen Losung Vergnügen und moralische Befriedigung zu finden, nicht mit uns geboren. Im Gegenteil liegt nur allzusehr auf der Hand, daß Neutralität eine kleine und

Go gle

unlebendige, kühle, ganz und gar dogmatische Sache ist. Sie fordert von uns, aus unsern früheren menschlichen Rechten und Pflichten auszutreten und einzutreten in eine neue Pflicht, aber wie sollen wir uns für diese neue Pflicht der Enthaltsamkeit begeistern können, nachdem wir gerade von den Politikern dazu erzogen worden sind, Partei zu ergreifen und auch in kleinsten Fragen einer Auseinandersetzung mit der Umwelt nicht aus dem Wege zu gehn? Nachdem außer der Erziehung auch unsere ganze Menschennatur danach drängt? Ach, ich fürchte, daß wir uns in der neuen Haltung, die wir annehmen sollen, nicht einmal üben können, denn sie selbst ist ja nur eine Negation. Die Neutralitätsparole sagt, was wir nicht sollen oder nicht dürfen, sagt aber nicht, was sein muß; sie schafft keine Solidarität des Willens und der Gesinnung und beweist eben dadurch, daß sie den Menschen gerade an der einzigsten Stelle, an der seine produktiven Seelenkräfte liegen, — und diese Stelle ist doch wohl die wertvollste in ihm! — grundsätzlich vernachlässigt. Nur der ein wenig ängstliche und schwächliche Mensch ist darin allgegenwärtig, er erscheint gleichsam in Schlachtlinie aufgestellt, aber der Anblick hat gar nichts Überwältigendes, das ist schon gewiß.

Sind wir aber wirklich von diesem Schlage? Wollen wir von ihm sein oder den Anschein erwecken, als ob wir von ihm wären? Da klagte dieser Tage der Redakteur eines neutralen Blattes, daß seit einiger Zeit ständig Briefe an ihn einliefen mit Mahnungen wie die: „Seien Sie doch England freundlich oder England freundlicher. Vergessen Sie nicht, daß es unser bester Abnehmer ist.“ Und andere: „Lassen Sie die vielen kommerziellen Beziehungen, die wir mit Frankreich haben, nicht außer Acht.“ — Er erwiderte: „Es handelt sich jetzt nicht um Frankreich und England, wie sie uns aus den großen Kapiteln ihrer Geschichte und ihrer Kultur entgegentreten, die eine tiefe Hochachtung einflößen und in denen man stets mit Gefühlen einer aufrichtigen Dankbarkeit blättert, auch nicht um das französische und das englische Volk, wo sie wahre Standard-Völker im europäischen Völkerbestande waren und hoffentlich bleiben werden. Nein, nein. Es kommt jetzt bloß das Frankreich der Herren Delcassé, Viviani Clemenceau und Malvy, bloß das England der Herren Grey, Churchill, Asquith und Kitchener in Betracht.... Für dieses Frankreich und für dieses England aber soll man von uns keinerlei Mitgängerei verlangen. Denn sie tragen einen großteil Schuld am jetzigen Weltbrande, haben nicht das Recht und nicht die Wahrheit an ihrer Seite, haben nicht gehandelt wie ein Jaurès, wie ein Salisbury gehandelt hätte. So weit darf man den Merkantilismus nicht treiben, daß man über die Grundlinien des Gewissens hinwegschreitet, nur damit den Interessen des ersteren kein Härlein gekrümmt wird.“

Das ganze Elend der Neutralitätsformel kommt darin mit bösen Schwären zum Ausbruch, vielleicht noch einiges mehr, aber dieses zuerst. Denn indem man in den Krieg unmittelbar nicht hineingezerrt ist, auch die Forteristenz der Nation,

Go gle

der man angehört, nicht in Frage steht, gibt es kein großes Bangen und kein überwältigendes neuartiges Ziel, das Leben bleibt das kleine egoistische, auf geringe Ziele gerichtete Individualunternehmen, das es (immer) gewesen ist, es fehlt die aufpeitschende weitertragende Not und die Aussicht, einem neuen schönen Morgenrot und Frühling entgegenzuwachsen; so fühlt man vom Völkerkrieg in diesen kleinen dazwischen gekeilten Ländern nur die Sorge um die Beeinträchtigung, den Druck, die finanziellen Verluste, den Umsatzrückgang und die Stockung auf allen Wegen, und ist mehr als um den Wohlstand seines Gewissens um den Wohlstand seines Geschäftes besorgt. Denn wenn dieses nicht litte, meint man, stünde für einen selber alles ja gut. Aber es erscheint mir doch als die betrübendste Art, seine menschlichen Schwächen einzugestehen, wenn man einem, der sich in diesem Krieg von den übelsten Seiten entpuppt, nur darum um den Bart herum geht, weil er seine Drohung wahr machen könnte, daß er jeden, der offen nicht für ihn sei, als seinen Gegner behandeln werde, sobald er erst wieder zu Atem kommt. Man unterwirft sich damit seiner Macht, schon bevor man seine eigenen Kräfte gegen ihn erprobt und eingesetzt hat, und wenn man in der Welt nicht einmal mehr seine Selbstachtung behaupten und (vor allem andern) sich auch die Hochachtung des Widersachers erzwingen will, was kann man dann noch erobern wollen, was von etlichem Wert ist? Ich muß gestehen, daß für mein Gefühl die Ideen des Feindes und des Freundes entschieden höhere Ideen sind als die Idee der Neutralität, und daß ich darin, Freundschaft zu halten oder Feindschaft anzusagen und durchzustehen, eine entschieden größere Leistung erblicke als in der Unentschiedenheit, die nur darum zu Ansehen kommt, weil es vorteilhaft ist, es mit niemand zu verderben. Die Forderung der Neutralität trägt nicht im mindesten dazu bei, dem Gedanken der Sittlichkeit den Weg zu erleichtern, sie enthält vielmehr nur die Verführung zu einem lauen und trüben Verhalten, ja man schlägt durch das Gebot, sich von keinem Geschehnis leidenschaftlich ergreifen zu lassen, nur den Dichter und Seher im Menschen tot, den die Geschehnisse dieser außergewöhnlichen Zeit gerade aufwecken möchten. Und wenn man durch irgend etwas den Einzelnen und ein ganzes Volk schädigen kann, so ist es durch solche Weisung.

Denn . . . . . wenn man den Willen zur Lauheit sät in entscheidender Zeit, wie kann man da Männer ernten? Wenn man den Menschen aufgibt, im Namen der Neutralität zu Vorgängen zu schweigen, die schlechtweg empörend sind, — wie kann man erwarten, daß sie über Jahr und Tag oder morgen schon, wenn es näherliegende Gefahren gilt abzuwehren, heroischen Sinn bewähren und mit jener Selbstverständlichkeit, auf die ein Staat bauen muß, Partei ergreifen für das, was schön, gut und recht ist? Ich meine, daß einem Menschen nicht zugemutet werden darf, eine Regierung, die er verachten würde, stünde sie an der Spitze seines eigenen Landes, nur darum sanft zu behandeln, weil sie an der Spitze eines fremden mächtigen Reiches steht. Und noch weniger darf

Google

ihm zugemutet werden, daß er jenen fremden Staatsmännern nicht die Wahrheit sagt, wenn sie ihn in aufdringlicher Weise durch Presse-Communiqués usw. umwerben und seinen Beifall für politische Grundsätze zu erhaschen suchen, die er verwerfen müßte, würden sie in seinem Lande gehandhabt. Und doch ist es nicht weniger und nicht mehr, als eben diese Art von Unterwürfigkeit, die man in diesen Tagen von einem Neutralen verlangt. Ist sie hundertmal notwendig im augenblicklichen Interesse des Vaterlandes, und wird sie aus Liebe zu diesem Lande auch stumm ertragen, so ist es doch traurig, daß man seinem Vaterlande nur eben auf diese Art dienen kann. Und ich weiß nicht, ob sich nicht früher oder später dieses furchtbare Muß am eigenen Volke doch rächen wird. Denn das Material, mit dem der Staatsmann arbeiten muß, ist das nämliche wie das, mit welchem Erzieher, Dichter und Philosophen zu arbeiten haben: es ist die menschliche Seele und zwar jener Teil, der gefüllt ist mit der Sehnsucht nach einer besseren diesseitigen Welt und der Bereitschaft, alles niederkämpfen zu helfen mit Wort und mit Tat, was dem im Wege steht. Diese Sehnsucht und diese Bereitschaft aber gilt es lebendig zu halten, um jeden Preis und in allen Herzen.

Dr. Ch. W. Eliot*),

Ex-Präsident der Harvard-Univertät:

Amerikas Dankesschuld an Deutschland.

Festrede.

Amerikas Schuld an Deutschland ist das mir zugedachte Thema. Ich soll hauptsächlich über die Schuld im Erziehungswesen sprechen. Amerikas Verpflichtungen gegen Deutschland sind in der Tat große und tiefgehende; sie beziehen sich auf Literatur, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Religion. Diese sind von dem einen Lande zunächst durch Einzelpersonen ins andere übertragen worden. Pioniere

---

*) Die nachfolgenden drei Aufsätze sind im Oktoberheft 1913 von „Nord und Süd" erschienen. Wir wiederholen sie in diesen ernsten, schweren Zeiten, weil wir von der Überzeugung ausgehen, daß sich zwar Menschen innerhalb einer Jahresfrist grundmäßig wandeln können, nicht aber Völker. Wir sind die gleichen geblieben, die Präsident Eliot und Sir Francis Trippel so geschildert haben, wie sie uns damals sahen. Eliot ist zu unserem Schmerze in das gegnerische Lager hinübergeschwenkt und gebärdet sich als wütender „Anti-German", dem Exzellenz Dernburg mit wuchtigen Waffen entgegengetreten ist. (S. Köln. Ztg. No. 1286 vom 26. Nov. 1914). Professor Münsterberg hat mir noch mehrere Beiträge gutgesinnter Amerikaner brieflich in Aussicht gestellt. Leider sind sie bisher nicht eingetroffen. Vermutlich hat die englische Zensur ihres grausamen Henkeramtes gewaltet. Sollten die von Professor Münsterberg angekündigten Aufsätze noch eintreffen, so werden sie in einer späteren Nummer erscheinen. Amerika, du hast es n i c h t besser! Ludwig Stein.

Go gle

gingen von Amerika hinüber, um im deutschen Lande, nachdem sie hier eine Teilerziehung genossen hatten, gründlicher und tiefergreifend zu studieren. Diese Errungenschaften kamen dann aber auch von Instituten, jenen deutschen Universitäten, welche die ersten amerikanischen Studenten im ersten Teil des 19. Jahrhunderts bezogen; und doch wie reich, wie frei, wie stark waren sie! Ich entsinne mich einer Gruppe junger Männer, die im ersten Fünftel des 19. Jahrhunderts aus der Nähe Bostons an eine deutsche Universität zog. Einer unter ihnen war George Tichenor, der hernach der Historiker der spanischen Literatur und der Autor des noch heute besten Buches über dieses Thema wurde. Ein anderer war Geo. Bancroff, der nach seiner Rückkehr zuerst Lehrer, dann Verfasser der Geschichte der Vereinigten Staaten und dann später amerikanischer Botschafter in Berlin wurde. Ein Dritter war Frederick H. Hedge, auch aus Neu-England stammend, der in späterer Zeit zuerst Minister und dann Professor deutscher Literatur an der Harvard-Universität wurde. Das war eine Gruppe von drei Männern, die voll von intellektueller Eroberungslust nach Deutschland zogen, um alles, was sie an Literatur, Wissenschaft oder Kunst finden konnten, sich anzueignen. Sie bestrebten sich, die erzieherischen Institutionen Deutschlands zu studieren, in der Hoffnung, wertvollen Samen und gute Früchte heimwärts zu tragen, welche hier, in diesem verhältnismäßig unentwickelten, handelsbeflissenen Lande mit seinen vielfach von ungemessenen Wildnissen kaum abgegrenzten Gebieten zur Anpflanzung kommen könnten. Und was heimsten sie nicht alles ein! Sie brachten verschiedene Wissenschaften, mannigfache Fertigkeiten nach Hause. Die Vielfältigkeit von Wissen, die an den deutschen Universitäten in dieser frühen Zeit zu erlangen war, war ihnen etwas Staunenswertes, unbeschreiblich reich und mannigfach; zudem zeigten sie zu gleicher Zeit dem Amerikaner jene edle deutsche Politik akademischer Freiheit, einer Freiheit, die dem Studenten wie dem Lehrer im gleichen Maße galt. Sie beobachteten den Aufbau der deutschen Universität, ihre Gliederung, ihren Formenbau; sie brachten die Kenntnis der Institution heim, welche damals auch in Deutschland noch jung war, der großen Lehrsätze, die aus der deutschen protestantischen Reformation keimten, sich aus einer Saat entwickelten, welche zu dieser Zeit in Deutschland von Deutschen angepflanzt worden war. Zuerst Volkserziehung, allgemeine Bildung, die dem Einzelnen Verantwortlichkeitsgefühl einpflanzte, dann bürgerliche Freiheit, Freiheit in Industrie, Gesellschaft, Regierung, Freiheit mit gesetzlicher Ordnung. Diese zwei großen Prinzipien haben im protestantischen Deutschland ihren Aufstieg genommen, und Amerika ist der größte Benefiziat dieser Lehre gewesen.

Jenen Pionieren von Neu-England ist nun ein großer Strom amerikanischer Jünglinge gefolgt, welche hinüberzogen, um an den deutschen Universitäten jene Erfahrung zu vergrößern, neue Beobachtungen zu machen, die Lehren der Wissenschaft aufzunehmen, zu lernen, tief, gründlich und scharf zu denken. Und dieser

Google

Strom ist rückwärts über unser ganzes Heimatland geflossen und hat es mit deutschem Denken und deutscher Methode befruchtet.

Und diese Männer, die nach Tausenden zählen, haben noch ein Anderes von Deutschland nach Hause gebracht, nämlich den Geist wissenschaftlicher Forschung, der jetzt in der gleichen Methode und im gleichen Geiste auf allen Gebieten des Wissens zur Entwicklung kommt. Wissenschaftliche Forschung ist von Tausenden amerikanischer Studenten und Lehrer in Deutschland erworben worden. Bedenken wir, welch' eine intellektuelle Gabe Deutschland hiermit Amerika dargeboten hat! Es ist wohl wahr, daß Amerika Deutschland, England, Frankreich und Italien für diesen vollendeten Geist und die Methode der Forschung verpflichtet ist; Amerika schuldet indes Deutschland deshalb mehr, als allen genannten Ländern, weil der Umfang deutscher Forschung größer und breiter ist, als der in irgend einem der genannten Länder sichtbar gewordene.

Es gibt noch ein weiteres Band, das Deutschland und Amerika vereinigt und einmal, wie ich glaube, in eine Phase praktischer Greifbarkeit treten wird. Die teutonischen Völker legen einen höheren Wert auf Wahrheit in Rede, Gedanken und Handlung, als irgend welche andre Völker. Deutschland und Amerika, England, Skandinavien und Holland sind in diesem Betracht eins; sie alle lieben Wahrheit, suchen sie, werben um sie, sie achten den Mann, der selbst zu seinem eigenen Schaden wahr spricht und handelt.

Bacon, der Engländer, sagt von der Wahrheit: „Sie ist das erhabenste Gut der Menschennatur". Wohlan, das ist, was alle Teutonen glauben. Sie lieben die Wahrheit, werben um sie, sie wollen ihre Handlungen auf Tatsachen, nicht auf Einbildung, auf Wahrheit, bewiesene Wahrheit, nicht auf Phantasie gründen. Ich behaupte: hier ist ein Verbindungsband gefunden, eine wirkliche Gleichheit von Geist, eine Gemeinsamkeit von Hingabe, von Verehrung unter allen teutonischen Völkern. Wollen wir hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit diese gemeinsame Verehrung und Hingabe in gemeinsamer, segensreicher Handlung ihre Krönung finden wird.

Go gle

Professor Hugo Münsterberg
(Harvard-Universität):

Deutschland und Amerika*).
Antwort auf die Festrede von Eliot.

Unsere zwei großen Universitätspräsidenten haben zu den jungen akademischen Geschlechtern Amerikas in äußerst eindrucksvollen und erhebenden Worten über deutsche Gelehrsamkeit im Laufe des Jahrhunderts gesprochen. Sie hinterließen für mich das Gefühl, daß die Universitätspräsidenten, wie gewöhnlich, etwas vor uns Professoren voraushaben, indem sie mir nichts übrig gelassen haben; wollte ich doch gerade über jenes Thema sprechen. Ich beabsichtigte, über jene Inspirationen zu sprechen, welche während des Jahrhunderts von jenen großen Philosophen und großen Gelehrten auf uns überkommen sind, wie sie zu ihrem Trieb, zu ihren Ideen, zu ihrer Forschungsweise gekommen seien usw. So bleibt mir denn offenbar kein anderer Weg, als die Vergangenheit zu verlassen und den gefährlicheren Boden der Frage zu betreten, wie es heute aussieht. Wir dürfen nicht vergessen, daß seit jenen Tagen, in denen Präsident Eliot und seine Freunde als junge Studenten die deutschen Universitäten bezogen, große Kriege geführt, große Industrien ausgebaut worden sind, Deutschland reich und stark geworden ist und für viele sich die Frage erhebt: Wie ist in der Wissenschaft dieser wunderbare Wechsel von den seltsamen alten Sitzen von Forschung und Poesie zu dem übermodernen Marktplatz, auf dem wir Lärm und Gedränge finden, vor sich gegangen? Wir hören hier sehr oft die Stimmen derer, welche mit einer gewissen Herablassung über modernes, deutsches Gelehrtentum sprechen. Wir treffen Bewunderer des französischen Glanzes, die behaupten, deutsches Gelehrtentum entbehre heute der Gedankenfreiheit und -schärfe; ebenso Freunde englischer Kultur, denen deutsches Gelehrtentum eng und pedantisch ist; zuletzt stürmische Pioniere westlicher Wissenschaft, die deutsches Gelehrtentum für zu unpraktisch, zu abstrakt erklären. Nun wohl! Ich bin davon überzeugt, daß ein guter Teil dieses Tadels mehr auf Erörterungen von unbeholfenen Anfängern, als von Meistern hinausläuft. Trotzdem ist es leicht zu verstehen, wie im Augenblicke, da hierzulande die nämliche Unabhängigkeit von dem staffelweise aufsteigenden Schulwesen deutschen Vorbildes einsetzte, ein gewisses Mißtrauen aufstieg, eine Reaktion gegen die alten Lehrmeister sich erhob. Zudem muß anerkannt

*) Der mir von Professor Münsterberg angemeldete Beitrag zur beabsichtigten Sondernummer „Die Neutralen und der Weltkrieg" ist noch nicht eingetroffen, wenngleich die beiden Briefe, in denen er mir die Absendung seines Manuskriptes meldet, in meine Hände gelangt sind. Als Capriccio der Weltgeschichte wird man diese beiden Festreden vom Herbst 1913 mit erlesener Freude genießen. Ludwig Stein.

Go gle

werden, daß Deutschland heute nicht so viele führende Gelehrtenzentren besitzt, wie vor 30, 50 oder 100 Jahren. Die Entfaltung politischer und ökonomischer Energien hat die zugänglichen Quellen der Führerschaft untergraben, ja es darf geradezu behauptet werden, daß die Wissenschaft in unsern Tagen sich nicht mehr auf das einzelne Genie, sondern eher mehr auf Zusammenarbeit zu stützen hat. Die Methoden industrieller Wirksamkeit haben auch in gewissem Maße die Verjüngung gelehrter Kreise behindert, und vor allem hat der Abstand des amerikanischen vom deutschen Gelehrtentum eine immer größere Minderung erfahren und ist auf vielen Gebieten ganz geschwunden. Wenn dies alles aber auch anerkannt wird, bleibt immer noch eine Überzeugung, ein Element im deutschen Gelehrtentum auch heute übrig, das immer noch einzig geartet ist und nahezu unnachahmbar zu sein scheint. Ich glaube, es ist nicht eine Frage der Forschung, der Methode oder überhaupt irgend einer besonderen Artung, vielmehr etwas, das weit tiefer liegt. Als ich vor zwei Jahren Austauschprofessor in Berlin war, veranlaßte ich im Namen des amerikanischen Instituts bei 300 z. Zt. an deutschen Universitäten immatrikulierten Studenten eine Umfrage zur Feststellung, was sie am meisten an den deutschen Universitäten gefesselt habe, und worin sie den größten Nutzen von ihnen gezogen zu haben glaubten. Es war eine überraschende Erfahrung für mich, aus den Antworten der Studenten zu sehen, daß sie als den wichtigsten Teil nicht irgend einen Lehrgegenstand ansahen. Sie waren davon überzeugt, daß sie diesen in ihrer Heimat ebensogut hätten haben können. Alle aber behaupteten, es herrsche dort ein Element von Begeisterung für Wissen, eine Haltung studentischer Hingabe und ein Drang nach Gelehrsamkeit, die sie in ihrer Stärke niemals zu Hause gekannt haben; und ich glaube, ihr Instinkt führte sie den rechten Weg. Dieser treue Glaube an den Ewigkeitswert von Wissen und Gelehrsamkeit ist im letzten Grunde die geheime Quelle der deutschen Gelehrten-Errungenschaft. Die amerikanischen Studenten lesen gerade so viel wie die deutschen; unter den deutschen Studenten sind aber mehr solcher, die ein glühendes Verlangen nach Wissen in sich tragen, die alle ihre Hilfsmittel in Forschung senken und wundervolle Nächte in erregten Debatten über wissenschaftliche Probleme mit ihren Freunden verbringen.

Ich bin der Überzeugung, daß ebenso, wie jeder junge Künstler noch heute seine Wanderfahrt nach dem geheiligten Boden Italiens unternehmen muß, jeder junge amerikanische Student immer noch an die deutschen Universitäten gehen sollte; nicht, um ihre besondere Methode der Forschung oder irgend etwas anderes zu lernen, sondern um in Berührung mit jenem einzigartigen Geist zu kommen. Die Krone intellektueller Meisterschaft kann dieser Nation nur dann werden, wenn jener Geist einmal ihre intellektuelle Atmosphäre gänzlich durchdringen wird.

Vor einigen Tagen brachte eine führende Newyorker Zeitung einen Leitartikel über die Mißachtung, mit der die Amerikaner den Beruf der Lehrer, Ge-

Google

lehrten und Professoren bedenken. Die „Newyorker Times" wies darauf hin, daß der amerikanische Durchschnittslehrer und -Professor, nach amerikanischen Begriffen von Literatur, nicht ein notwendigerweise hervorragender, sondern ein Mann sei, der unpraktisch und nahezu grotesk sei. Der Hauptgrund hierfür — sagt die „Times" — ist offenbar die Überzeugung, daß die meisten Mitglieder dieses Berufs während ihres Lebens arm oder so gut wie arm bleiben, so daß die mehr unternehmungssinnigen und ehrgeizigen jungen Leute nicht in diesen Beruf wollen. Nun! Ich habe das Empfinden, daß dies ungerechtfertigt, stark übertrieben ist. Zu einem gewissen Teile mag dieses Vorurteil in bezug auf Schullehrer noch vorherrschen; aber die amerikanische Nation hat heute zu unterscheiden gelernt zwischen dem Schullehrer und dem produktiven Gelehrten, welcher der einzig wahre Lehrer einer wirklichen Universität ist; und die Kultur der Nation hat den Standpunkt erreicht, auf dem die öffentliche Meinung im ganzen wohl zu unterscheiden weiß zwischen jenen, die kein Geld verdienen, weil ihnen die Fähigkeit hierzu fehlt, und jenen, die kein Geld verdienen, weil sie viel wichtigere Dinge zu tun haben.

Wenn nun aber auch jene pessimistische Schilderung m. E. übertrieben ist, glaube ich nicht, daß jemand das Recht hat, abzuleugnen, daß ein Körnchen Wahrheit in ihr steckt. Gelehrtentum hat in unserm Lande noch nicht die Stellung erworben, die ihm gebührt. Es ist kein Zufall, daß die Stellung eines Universitäts-Professors lediglich durch ihren sozialen Charakter und öffentliche Anerkennung die feinsten und edelsten Geister stets angezogen hat; und ich bin der Ansicht, daß dieser Zustand gerade auf jenem Unterschied der Haltung gegründet ist. Es ist nicht eine Frage der Wirksamkeit und Errungenschaft von Forschung und Methode. Lediglich eine Frage der Haltung. So lange wie Gelehrsamkeit im ganzen von einem individuellen Gesichtspunkt betrachtet wird, können höchste Stellung und große Gelehrsamkeit nicht zur Entwickelung gelangen. Dieser Gesichtspunkt gibt der Gelehrsamkeit die Bedeutung und wohl abgegrenzte Wirksamkeit, daß es für des Menschen Lebensarbeit nur dann von Nutzen sei, wenn es für den Einzelnen in seinen Errungenschaften und Kämpfen von Nutzen ist. In Deutschland herrscht gerade die entgegengesetzte Vorstellung. Gelehrsamkeit, Schönheit und Sittlichkeit sind Werte in sich selbst; ihnen zu dienen, gilt als ein Ziel, das nicht in Anbetracht der Nutzbringung gerühmt wird. Die Amerikaner sind immer noch zu sehr der Gelehrsamkeit mit der Absicht zugeneigt, ihre Herren zu sein, während die Deutschen danach suchen, ihr zu dienen. Den Amerikanern ist Gelehrsamkeit ein Handwerkszeug, den Deutschen ein Altar. Den Amerikanern ist deshalb der Gelehrte ein Handwerker, den Deutschen ein Priester; Handwerker können nie die Führer einer Nation sein. Nun könnten manche behaupten, dieses sei wohl die wirkliche Sachlage, wir haben sie aber hinzunehmen, wie sie ist; der deutsche Gesichtspunkt sei des Deutschen, der des Amerikaners des Amerikaners. Entspricht aber ein solcher

Google

Gedanke in der Tat unserm heutigen Gesichtspunkt bzw. der amerikanischen Nation? Die amerikanische Nation war lange Zeit mit einer willkürlichen Konstruktion amerikanischer Geschichte zufrieden, in der die englischen Abkömmlinge die Gastgeber und alle andern nationalen Elemente die Gäste waren, so daß die Gäste nur eine Pflicht hatten, die nämlich, sich zu assimilieren, die Gedanken des Gastgebers anzunehmen und ihrer Förderung beizustehn. Das ist wahr. Der Gedanke hat aber langsam eine Änderung erfahren; wir verstehen allmählich mehr und mehr, daß diese Nation eine Mischung all der starken Nationen ist, die nicht von gemeinsamer Vergangenheit, sondern von gemeinsamem Glauben an die Zukunft zusammengehalten wird, daß nicht England, sondern das ganze Europa amerikanisches Land sei. Wenn dies aber ihre Ansicht ist, ändert es sicherlich die Stellung; es befreit die nicht-englischen Elemente von jener künstlichen Pflicht und künstlichen Aufgabe, ihre charakteristischen Züge zu unterdrücken, und setzt heute an Stelle derselben als ihre höchste Pflicht die Hergabe des Besten, was sie in sich tragen, d. h.: ihre höchsten und edelsten Ideale werden für das Land, in dem sie gelebt haben, dienstbar gemacht.

Und ich glaube, wir Deutsch-Amerikaner, wir Deutsche in Amerika, können sicherlich nicht vergessen, daß wir am Vorabend der Enthüllung des Denkmals von Carl Schurz nicht ruhig die Entwickelung der Ideen über Gelehrsamkeit und die Stellung zum Gelehrtentum, die niemals zum höchsten Ziele führen kann, mitansehen können. Wieviel wir auch immer von den charakteristischen amerikanischen Idealen lernen können, auf allen andern Gebieten haben wir Deutsche die Pflicht, unseren Gedanken über Gelehrsamkeit und Wissen, welche wir über den Ozean gebracht haben, treu zu bleiben; und wir wissen und sollten niemals vergessen, daß wir dem Lande, dessen Fortschritt wir dienen wollen, nichts Edleres und Feineres bringen können, als gerade diese Religion der Gelehrsamkeit, diesen Glauben an den ewigen Wert von Wahrheit und Schönheit.

Go gle

Sir Francis Trippel (London),

Ehrensekretär der „European Federation League“:

Wilhelm II. als Friedensfürst*)

Der menschliche Charakter ist keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Wesenheit. Das gilt von den meisten Menschen, trifft aber besonders zu in seiner Anwendung auf einen so vielseitigen und reichbegabten Herrscher wie den Deutschen Kaiser, der jetzt das sechsundzwanzigste Jahr seiner Friedensregierung angetreten hat. Wilhelm II. ist ein Mann vieler Talente und eines großen Gesichtskreises. Wir haben ihn Armeen und Flotten kommandieren und dirigieren sehen. Wir haben ihn mit fachwissenschaftlicher Kenntnis über Architektur, Kunst, Literatur, Schiffbau und Agrikultur abhandeln gehört. Wir haben ihn predigen, malen, komponieren und ein Orchester leiten gesehen und gehört. Allgemein sieht man in ihm vornehmlich den Kriegsherrn Deutschlands, die Verkörperung der gepanzerten Faust, einen Mann mit Helm und gleißendem Küraß, der den Frieden Europas in seinen Händen hält. Den meisten ist er ein Rätsel. Der Schreiber dieser Zeilen hat die Ehre gehabt, ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in den norwegischen Gewässern zu treffen; und der unauslöschliche Eindruck, den er von ihm mitgenommen, ist der eines liebenswürdigen Gastgebers, eines Mannes, sprühend von Lebenskraft, der mit seltener Kenntnis über jedes Thema sich zu unterhalten und seine Zuhörer mit dem unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit gefangenzunehmen weiß.

Wilhelm II. liebt Armee und Flotte; viele glauben, daß er auch den Krieg liebe und gern in den Krieg zöge, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. Es ist wahr, daß die deutsche Regierung in Südafrika, den Philippinen, Venezuela, China, Marokko und anderwärts eingegriffen hat, aber nach meiner Ansicht hat der Deutsche Kaiser ebensowenig je den Krieg gesucht, wie er ihn jetzt sucht. Wenn er Krieg gesucht hätte, würde Deutschland kaum während seiner Regierung in ununterbrochenem Frieden gelebt haben, denn an Vorwänden für Kriege hat es nicht gefehlt.

Der Deutsche Kaiser ist vor allem ein gewissenhafter Mann, sowie ein Mann strengen Gefühls für Verantwortung. Wie jeder religiöse und streng-

---

*) Diesen Beitrag aus dem Oktoberheft 1913 von „Nord und Süd“ werden unsere Leser mit besonderer Genugtuung ihrem Gedächtnis aufs Neue einprägen. Unser Kaiser hat sich ebensowenig gewandelt, wie das deutsche Volk. Nicht aus Eroberungssucht, sondern aus Notwehr hat er zum Schwert gegriffen, um unsere Scholle zu verteidigen. Das „heilige Recht“, das jeden Krieg rechtfertigt, ist das Recht der Notwehr. Der deutsche Kaiser ist nach wie vor im Herzen der Friedenskaiser und wird es nach dem Friedensschluß in vorbildlicher Weise bleiben. Ludwig Stein.

Go gle

denkende Mann strebt er danach, seine Pflicht zu tun und den besten Gebrauch von seinen seltenen Gaben und den sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu machen. Er sieht in der Herrscherwürde ein großes Vertrauensgut, das mit gewissenhafter Vorsicht verwaltet werden muß. Sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl läßt ihn keine persönliche Politik verfolgen. Vor allem ist er ein guter Deutscher. Wie er häufig betont hat, hält er sich vor Gott und Nachwelt für seine Handlungen aufs strengste verantwortlich; er strebt danach, Deutschland auf dem rechten Wege zu leiten und das Glück seines Volkes zu vermehren.

Die deutsche Konstitution hat für Wohl oder Übel gewaltige Machtmittel in die Hand des Kaisers gelegt. Er erklärt Frieden oder Krieg, hat den Oberbefehl im Krieg über Armee und Flotte, beruft seine Minister, ernennt und entläßt sie. Er hat die erste und entscheidende Stimme in vielen Staatsangelegenheiten. Seine Macht ist bei weitem größer, als die des Königs von England oder die des Präsidenten der Vereinigten Staaten, denn das deutsche Parlament hat nur begrenzte Macht.

Da der Kaiser in der Tat der Verwaltungsdirektor des Deutschen Reiches ist, ist es seine Pflicht, die Wohlfahrt seines Volkes zu befördern. Die größten Segnungen, welche der Kaiser aber seinem Volke bringen kann, sind Frieden und materielle Wohlfahrt. Diese Segnungen hat Wilhelm II. den Deutschen gebracht. Während der fünfundzwanzig Jahre der Regierung des Kaisers hat Deutschland Frieden gehabt. Ich könnte leicht Zahlen beibringen, welche beweisen würden, daß Deutschlands Reichtum während seiner Regierung sich wenigstens verdoppelt hat. Wilhelm II. kann also das Verdienst für sich beanspruchen, den Frieden erhalten und Deutschlands Reichtum verdoppelt zu haben oder noch mehr.

Frieden und materielle Wohlfahrt gehen Hand in Hand. Da letztere ohne Frieden nicht existieren kann, strebt Wilhelm II. danach, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu sichern. Jedoch, si vis pacem, para bellum. Deutschlands geographische Lage ist eine ungünstige. Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß Deutschland an zwei und vielleicht noch mehr Seiten angegriffen werden kann, während Frankreich nur seine östliche, Rußland seine westliche und Italien seine nördliche Grenze gegen einen Einfall von seiten mächtiger Armeen verteidigen muß. Überdies sind Deutschlands Landesgrenzen nicht durch ungeheure Bergzüge geschützt, sondern stehen offen. Infolge seiner zentralen Lage ist Deutschland in der Vergangenheit stets das Schlachtfeld Europas gewesen. Was aber durch das Schwert gewonnen worden ist, kann durch das Schwert verloren gehen. Da Deutschland im Zentrum Europas liegt und einem gleichzeitigen Angriff von seiten verschiedener der großen Militärmächte Europas ausgesetzt ist, kann es nur in Frieden leben, wenn es eine überaus starke Armee hat.

Eine beispiellose Reihe siegreicher Kriege hat das moderne Deutschland geschaffen und Deutschlands Selbstvertrauen zur höchsten Staffel gesteigert.

Go gle

Dieses Gefühl von Selbstvertrauen könnte aber zur Vernachlässigung militärischer Schlagkraft führen, die der ähnelte, die nach dem Tode Friedrichs des Großen Preußens Sturz herbeigeführt hat. Aus diesen Gründen hält es Wilhelm II. für seine Pflicht, sein Land durch Wort und Tat auf der Höhe zu erhalten; er predigt deshalb bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Bereitschaft für den Tag der Prüfung.

Deutschland ist bedeutend kleiner, als der Staat Texas. Es hat 67 000 000 Einwohner, und seine Bevölkerung wächst jährlich um nicht weniger als achthunderttausend Seelen. Das Land ist jetzt schon weit dichter bevölkert als Frankreich und nahezu ebenso dicht wie das Vereinigte Königreich Britannien. Deutschland wird von Jahr zu Jahr mehr von der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohmaterial abhängig; es kann nicht mehr lange dauern, daß der anwachsende Druck der Bevölkerungsfrage eine sehr bedeutende Auswanderung verursachen muß. Es ist sehr natürlich, daß die meisten führendem Männer in Deutschland dafür halten, die deutsche Auswanderung, die kommen muß, nach den in gemäßigter Zone gelegenen deutschen Kolonien lenken zu lassen.

Der Einfuhr steht die Ausfuhr vollwertig gegenüber. Nahrungsmittel und Rohmaterial, die Deutschland einführt, werden mit der Ausfuhr fertiger Ware bezahlt. Von Jahr zu Jahr wird Deutschland für seinen Lebensunterhalt immer mehr vom Auslandshandel abhängig. Von Jahr zu Jahr wächst sein Bedarf an auswärtigen Märkten und Kolonien. Da der Handel und die Küsten Deutschlands zudem im Kriegsfalle nicht unbeschützt bleiben können, ist eine mächtige Flotte nötig. Der Deutsche Kaiser ist teils zum Zwecke des Schutzes des Auslandshandels Deutschlands und seiner sehr stark anwachsenden Handelsmarine, zum anderen Teile zur Erwerbung sicherer Überseemärkte und Kolonien, welche für die Niederlassung weißer Bevölkerung sich eignen, für die Schaffung einer großen Flotte eingetreten.

Die Hohenzollern sind eine Familie von Kriegsfürsten. Sie sind durch Krieg groß geworden. Sie leben und sterben in der Uniform. Vor zwei Jahrhunderten nahm Preußen eine ähnliche Stellung in Europa ein, wie etwa Bulgarien oder Serbien heute.

Die Hohenzollern übernahmen ein kleines Fürstentum in den heidnischen Wildnissen Osteuropas und verwandelten eines der schwächsten, ärmsten und meist vernachlässigten Territorien in den mächtigsten, reichsten und höchst entwickelten Staat auf dem Festland Europas. Sie haben dieses dadurch erreicht, daß sie den Reichtum und die Macht ihres Landes dadurch förderten, daß sie gleichzeitig seiner ökonomischen und militärischen Entwicklung gleiche Aufmerksamkeit spendeten; und Wilhelm II. verfolgt lediglich die Tradition seiner großen Vorfahren, indem er mit gleicher Aufmerksamkeit Deutschlands Wohlfahrt und Sicherheit vergrößert. Wie stark er an Deutschlands ökonomischem Fortschritt interessiert ist, ist allen bekannt, die seine Tätigkeit verfolgt haben. Er

Go gle

nimmt das lebhafteste Interesse an jedem Erfolge deutscher Industrie, an der Fertigstellung jedes Riesenschiffes, an der Eröffnung jedes wichtigen Fabrikunternehmens, an dem Fortschritte deutscher Agrikultur und an der Entwicklung des deutschen Auslandshandels. Die größte Errungenschaft seiner Regierungszeit ist nach meiner Ansicht nicht die Schaffung der deutschen Flotte, sondern der phänomenale Aufstieg des industriellen Deutschlands.

Während der Regierungszeit Wilhelms II., und zum sehr großen Teile infolge seiner Tätigkeit, ist Deutschland, das vor fünfundzwanzig Jahren in Industrie und Handel im Hintergrunde stand und arm war, eine blühende Nation in Industrie, Handel und Schiffahrt geworden. Wilhelm I. hat Deutschland mächtig gemacht. Wilhelm II. hat Deutschland noch mächtiger und überdies reich gemacht. Er hat den Frieden aufrecht erhalten und wird ihn weiter aufrecht erhalten. Er wird die Interessen seines Landes wohl auch durch Krieg schützen, wenn es nötig sein sollte, aber nur dann in den Krieg ziehen, wenn er sich hierzu gezwungen glaubt. Er wird sich nicht in einen Abenteuerkrieg einlassen, denn er ist ein Mann des Friedens. Das ist meine feste Überzeugung. Bei der Reichstagseröffnung nach seiner Thronbesteigung (1888) beteuerte der Kaiser: Meine Bemühungen zielen unaufhörlich auf die Erhaltung und Stärkung des Friedens hin. Das ist ebenso das Ziel des deutschen Bündnisses mit Österreich und Italien. Die Leiden, die ein unnötiger Krieg, selbst wenn er sieggekrönt wäre, über Deutschland bringen würde, sind derartige, daß ich die Verantwortlichkeit für sie nicht übernehmen könnte, denn ich würde nicht glauben, daß ein solcher Krieg in Übereinstimmung mit meinem christlichen Glauben und den Pflichten stehe, welche ich als Kaiser dem deutschen Volke gegenüber übernommen habe. In dieser Überzeugung habe ich es für meine Pflicht gehalten, bald nach meiner Thronbesteigung nicht allein meine Verbündeten innerhalb des Deutschen Reiches, sondern auch die nachbarlichen Herrscher zu besuchen, um mit ihnen zu einem Einvernehmen zu kommen zu suchen, so daß wir die Aufgabe, die Gott uns gesetzt hat, unseren Völkern Frieden und Wohlfahrt zu sichern, erfüllen können. Das mir und meiner Politik an allen von mir besuchten Höfen dargebrachte Vertrauen läßt mich hoffen, daß es mir, meinen Verbündeten und Freunden gelingen wird, mit Gottes Hilfe den Frieden Europas zu erhalten.

In diesen Worten hat Wilhelm II. bald nach seinem Regierungsanfang sein Programm niedergelegt, und er hat unbeirrt an dieser abgegebenen Erklärung festgehalten. Taten sind überzeugender als Worte. Durch seine Taten hat Wilhelm II. gezeigt, daß er ein „Friedensfürst" ist, denn der Versuchungen zum Kriege waren nicht wenige.

Go gle

Justizrat Professor Dr. Hans Crüger,

Mitglied des Abgeordnetenhauses:

Die Regelung des Wirtschaftslebens zur Kriegszeit und die Folgen für die Friedenszeit.

Vielleicht noch nie haben sich in einer kurzen Spanne Zeit auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens soviel Probleme zusammengedrängt wie während der letzten sechs Monate. Die Bedeutung der volkswirtschaftlichen Probleme läßt sich naturgemäß schwer vergleichen mit jener der militärischen Probleme, die der Weltkrieg geschaffen. Von der glücklichen Lösung der letzteren hängt die Existenz des Vaterlandes ab. Fehlgriffe in der Lösung der ersteren können nur ernste wirtschaftliche Schädigungen zur Folge haben. Und doch darf man vielleicht nicht „nur" sagen, denn der Krieg, den Deutschland führen muß, ist gleichzeitig ein militärischer und ein wirtschaftlicher. Mit Recht wurden die Erfolge der Kriegsanleihe als ein großer Sieg Havensteins gefeiert. Und die erfolgreiche wirtschaftliche Strategie, die die wirtschaftliche Widerstandskraft Deutschlands erwiesen hat, ist zum mindesten eine gewaltige Stütze für die Durchführung der militärischen Operationen. Erst die künftige Zeit wird im vollen Umfange alle die Feinheiten der neu geschaffenen wirtschaftlichen Organisation erkennen — Organisationen, die dabei doch nur in beschränktem Umfange von langer Hand haben vorbereitet werden können. Denn auch die kräftigste Phantasie hat kaum geglaubt, daß wir in Deutschland ganz plötzlich die Eigenart des „isolierten Staates" würden kennen lernen. In geradezu wunderbarer Weise haben die einzelnen Elemente des auf dem Boden der wirtschaftlichen Freiheit erwachsenen Wirtschaftslebens sich in die neuen Verhältnisse hineingefunden. Vielleicht freilich haben sie es gerade gekonnt, weil sie in der Schule der wirtschaftlichen Freiheit die Kräfte gebildet haben. Die Meisterschaft der deutschen Technik hat dabei hilfreiche Dienste geleistet.

Verstummt sind plötzlich alle die vielfachen gegensätzlichen Auffassungen, die oftmals zu stürmischen Auseinandersetzungen über diese oder jene gesetzliche Regelung geführt haben. Ein Gedanke hat fast alle Kreise beseelt, sich in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Verhältnismäßig wenig ist von Interessengegensätzen zu bemerken gewesen. Die strenge Kommandogewalt, die alle Regungen überwacht, hat zweifellos leichtere Arbeit, als je sie Staatsanwaltschaft, Polizei, Zensur in Deutschland gehabt haben.

Verschiedene Strömungen begegnen sich in dem Verlangen, das wirtschaftliche Leben zu regeln, ohne daß sie gleichartig sind.

Da ist zuerst die Fürsorge der Regierungen, die aus ihrer schweren Verant-

Go gle

wortung für Deutschlands vollkommenste wirtschaftliche Rüstung entspringt. Und groß und schwer ist diese Verantwortung, zumal der Bundesrat für die wirtschaftliche Gesetzgebung eine Vollmacht erhalten hat von einer Weite, einem Umfange, daß man getrost behaupten kann: noch niemals hat eine Regierung von der Volksvertretung derartige Machtbefugnisse erhalten. Und gleichzeitig ein allgemeines freiwilliges Entsagen auf die freie Meinungsäußerung in politischen Fragen, eine Zurückhaltung in der kritischen Würdigung der aus der Machtvollkommenheit des Bundesrats entstandenen Gesetzgebung, wie sie wohl noch nicht erlebt ist. Das alles geht vor sich mit der natürlichsten Selbstverständlichkeit.

Wir erleben eine wirtschaftliche Gesetzgebung von einer Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit, die erstaunlich ist.

Reglementierend, bestimmend greift die Gesetzgebung in das wirtschaftliche Leben ein, sie setzt hier die Preise fest, entzieht dort Rohstoffe dem freien Verkehr, schützt den Schuldner vor dem Zugriff der Gläubiger, gibt zum Teil dem Schuldverhältnis einen ganz neuartigen Charakter. Die außergewöhnliche geschäftliche Lage bringen derartige Schutzmaßregeln und Eingriffe mit sich. Wenn auch dabei zuweilen die Rechte des Gläubigers geschmälert werden, so dient der Schutz der Schuldner doch der Allgemeinheit — womit freilich nicht gesagt werden soll, daß der Schuldner heute immer der schwächere Teil ist.

Blickt aber der Gläubiger, der sich durch den Schuldnerschutz benachteiligt fühlt, hinüber nach den übrigen kriegführenden Staaten, wo das allgemeine Moratorium gilt, so wird er zweifellos den Zuständen Deutschlands den Vorzug geben und der Regierung danken, daß sie sich durch das Drängen einzelner Kreise, die in den ersten Augusttagen ein Moratorium forderten, nicht aus der ruhigen Besonnenheit bringen ließ.

Wirtschaftliche Organisationen, die bisher nur ungern von den Regierungen geduldet wurden, werden heute als Wirtschaftsgebilde anerkannt, denn es zeigt sich, daß sie in die herrschenden Zentralisationsbestrebungen hineinpassen.

Die Warenverteilung wird ebenso der staatlichen Beeinflussung unterworfen wie die Produktion.

Alles steht heute im Zeichen des Staatssozialismus.

Wer diese Entwicklung mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse als richtig anerkennt, muß etwaige unliebsame Begleiterscheinungen zunächst mit in den Kauf nehmen, aber auch nach Möglichkeit suchen, sie unschädlich zu machen. Es ist nicht an die Unbequemlichkeiten gedacht, die ein solcher Zustand mit sich bringt, über die heute niemand redet, der weiß, was auf dem Spiel steht.

Etwas anderes kommt in Betracht. Schon die eifrigsten Freunde der sozialen Gesetzgebung haben darauf hingewiesen, daß diese in den betreffenden Kreisen zu dem Glauben führen kann, daß es Pflicht des Staates sei, ihnen weiter und weiter die Sorge für das wirtschaftliche Vorwärtskommen abzunehmen. Wie viel mehr kann eine solche Ansicht sich heute entwickeln, da tatsächlich der Krieg

Google

viele Tausende von Wirtschaftsbetrieben lahm gelegt hat und man allgemein geneigt ist, eine Schadloshaltung der Betroffenen zu erwarten. Freilich es handelt sich um die Folgen des — Krieges. Aber wird man nicht später bei Wirtschaftskrisen die Konsequenz fordern? Wo liegt die Grenze für die Hilfe, die Staat und Kommune zu bieten haben? Das ist unmöglich anzugeben. Aber sorgfältig zu prüfen ist in jedem Fall, ob die Hilfe unbedingt geboten ist, welche Nebenwirkungen sie hat, denn es darf niemals aus dem Auge verloren werden, daß doch wieder eine Zeit kommt, in der unter normalen wirtschaftlichen Verhältnissen gearbeitet werden muß, wo im wirtschaftlichen Leben mehr die Persönlichkeit des Einzelnen wieder hervortritt und die umfassende staatliche und kommunale Fürsorge für den Einzelnen fortfällt, wo insbesondere auch das wirtschaftliche Leben sich frei bewegt und entwickelt—wieder die Selbstverantwortung schärfer hervortritt.

Es wird heute oft mit Recht die Frage aufgeworfen, wie wird es möglich sein, dann den Menschen wieder an das normale wirtschaftliche Denken zu gewöhnen, wenn er wieder auf die eignen Füße gestellt sein wird. Vielleicht mag der eine oder der andere sich in den Gedanken hineinträumen, daß nun endgültig der Anfang mit der Verstaatlichung der Produktionsmittel mit der staatlichen Regelung der Warenverteilung gemacht wird. Wer solchen Gedanken abhold ist — wer in den heutigen Verhältnissen Zustände erblickt, die im Krieg allein ihren Grund haben, der muß auch dafür sorgen, daß wirtschaftliche Erscheinungen heute mit dem richtigen Namen belegt werden, und daß nicht durch falsche Bezeichnung der Glaube erweckt wird, daß unter dem Einfluß des Krieges getroffene Maßnahmen möglicherweise als normale Wirtschaftserscheinungen angesehen werden dürfen. Wenn z. B. in einer Schrift mit Bezug auf die Kriegskreditbanken gesagt wird: sie sind gegründet als „gemeinnützige Unternehmungen, gestützt auf die wirtschaftliche Selbsthilfe der Beteiligten", so liegt hierin ein Verstoß gegen den eben ausgesprochenen Grundsatz. Die „genossenschaftliche Selbsthilfe" besteht bei diesen Kassen allein darin — falls die Kasse überhaupt Genossenschaft ist, was recht selten der Fall zu sein scheint — daß die Beteiligten bei einer Genossenschaft die Mitgliedschaft erwerben, die aber nicht wesentlich durch sie die Kreditbasis erhält, sondern durch andere Personen, Körperschaften usw., die an der Gründung einer Genossenschaft teilnehmen, welche bestimmt ist, Kreditbedürfnisse zu befriedigen, die auf die Folgen des Krieges zurückzuführen sind. Daraus allein ergibt sich die Ausnahmestellung.

Es handelt sich hierbei nicht um Worte, sondern um Begriffe von großer Bedeutung. Allerdings machen sich vielleicht hier die Folgen jener Bewegung bemerkbar, die auf die Heranziehung der Staatshilfe auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens abzielt, deren Vertreter aber nicht gern zugeben, daß dabei die Selbsthilfe verwässert wird. Unter den heutigen Verhältnissen ist es mehr als je geboten, die Sachlage richtig zu erkennen wegen der Folgen, die alle Entschließungen über den Krieg hinaus auf die Zeit des Friedens haben: sowohl

Go gle

was die positive wirtschaftliche Arbeit in der Zukunft anlangt, wie auch wegen der Denkungsart und Denkungsweise, die für die künftige Gesetzgebung von großer Bedeutung sein könnte. Es muß heute bei allen Maßnahmen, die unter dem Einfluß des Krieges und seiner wirtschaftlichen Folgen ergriffen werden, daran gedacht werden, daß der Krieg nur eine vorübergehende Wirtschaftsperiode außergewöhnlicher Art zur Folge hat. Es darf niemals übersehen werden, daß wir heute auch schon die Verpflichtung haben, an dem wirtschaftlichen Rüstzeug zu arbeiten, das wir für die Zeit des Friedens brauchen; jedenfalls dürfen und müssen wir zu verhindern suchen, daß infolge mißverständlicher Auffassung Ansichten sich entwickeln, die geeignet sind, das bewährte wirtschaftliche Friedensrüstzeug zu schädigen.

Die spätere Zeit wird gewiß auch — das erkennen wir heute klar — ihre Eigenart haben. Verfrüht wäre es, heute schon die wirtschaftlichen Richtlinien dieser Zeit zu suchen. Es genügt, wenn die Grenzen für die aus dem Kriegszustand sich ergebenden wirtschaftlichen Maßnahmen richtig erkannt werden.

F. L. Graf von Voltolini:
Russische Geständnisse.

Monatelang schon drückt der Weltkrieg die Völker. Über den Berichten der einzelnen Waffentaten, über dem Weh' so manches schweren Verlustes lieber Angehöriger ist die Frage nach dem Grund dieses großen Elends schon fast vergessen, eine Frage, die in den ersten Wochen eine so lebhafte Polemik verursachte, die offizielle Dokumentensammlungen in Büchern aller Farben veranlaßte und im neutralen Auslande meist zu ungunsten Deutschlands entschieden wurde. Jetzt aber, da wir durch die Verwicklung der Türkei in den Krieg in dessen zweite Periode getreten und in der Diplomatie die konventionellen Skrupeln verschwunden sind, treten die Gesinnungen, Wünsche und Absichten der Völker ungleich klarer zutage, als in der vorhergehenden Periode, in welcher jeder Staat noch die Marke eines Schirmers des Weltfriedens ängstlich sich wahren wollte. So suchte im Beginn des Krieges die russische Regierung durch das Orangebuch ihre „Unschuld" nachzuweisen, und die sog. öffentliche Meinung des russischen Volkes, (die es in der Tat gar nicht gibt), flammte in heller Entrüstung über den Friedensbruch auf. Heute dagegen hält Rußland es nicht mehr für notwendig, in heuchlerischer Weise sich von der odiosen Anklage, diesen Weltkrieg heraufbeschworen zu haben, rein zu waschen. Seine Staatsmänner und Parlamentarier, sogar seine Vertreter im Ausland, voran Botschafter Iswolski in Paris

Go gle

und Krupensky in Rom, nehmen keinen Anstand zuzugeben, daß der Krieg für Rußland eine Notwendigkeit war, und die zaristische Presse folgte in der letzten Zeit diesem Vorgehen. Aus Privatgesprächen, wie aus Äußerungen der Presse läßt sich daher in hochinteressanter Weise feststellen, daß Rußland den Krieg zur Lösung einer Reihe von Problemen, die sich ihm in seiner Entwicklung hindernd in den Weg stellten, wünschte und daß derselbe mit allen Mitteln von langer Hand vorbereitet war. Die Geständnisse von Seiten russischer Politiker und Diplomaten zeigen in klarer Weise, welch' schändliches Doppelspiel das offizielle, im Zarentum verkörperte Rußland seit langen Jahren spielte. Die ganze Friedensliebe des Zaren, die rege Beteiligung Rußlands an dem Ausbau des Friedenswerkes im Haag, die Friedensbeteuerungen aller Art aus dem Munde des Zaren selbst bei internationalen Zusammenkünften, ist ebenso Lug und Trug gewesen, wie jene schmachvolle Heuchelei, die in den Depeschen Nikolaus' II. in den denkwürdigen letzten Julitagen des Jahres 1914 ihren Ausdruck gefunden hat! An der Neige dieses Jahres, da der Weltkrieg über die Völker hüben und drüben, bei Siegern und Besiegten, so unendlich großes Elend hervorgerufen, gesteht der Zarismus in seiner ganzen antikulturellen Brutalität zu, daß dieses Alles von ihm gewollt und seit Jahren beabsichtigt war! Das russische Geständnis über die volle Absicht seiner Politik der letzten Jahre hebt jedoch nicht etwa die Schuld Englands auf. Gewiß hat England nicht weniger als Rußland den Krieg gewollt. Gleich zwei Verbrechern haben sich beide Staaten in dieser schnöden Absicht gefunden. Der Unterschied ist eben nur der, daß das pharisäische England heute noch sich hinter der Maske, den Krieg nur für „Recht und Freiheit" zu führen, verbirgt, während Rußland brutal zugibt, daß der Krieg seinem Egoismus durchaus gelegen und erwünscht kam, ja daß es ihn längst beabsichtigte. Ist doch schon der Umstand, daß die russische Mobilisierung, auf deren Durchführung Kenner der kriegstechnischen Schwerfälligkeit der russischen Armee Monate rechneten, in zwei Wochen vollendet war, der beste äußere Beweis für die von langer Hand vorbereitete Organisierung des Feldzuges gegen die Zentralmächte. Was aber war es, das Rußland nach den Geständnissen der russischen Politiker zum Krieg zwang? Diese führen eine Reihe von Problemen auf, die keine andere Lösung als jene auf dem Schlachtfeld gestatteten, Probleme, die sämtlich mit den drei Staaten, mit welchen Rußland sich heute im Krieg befindet, auszufechten waren.

Man hätte sogar schon früher den Brand angefacht, wenn nicht die derbe Lektion, die das kleine Japan vor zehn Jahren dem russischen Koloß erteilte, das Selbstvertrauen Rußlands in seine Armee einigermaßen erschüttert hätte. Deshalb bedurfte man Bundesgenossen, und zwar genügte dem autokratischen Zarentum als Genosse nicht die Republik der Liberté, Egalité, Fraternité, sondern man mußte England als solchen gewinnen. Die Überwindung des traditionellen Antagonismus zwischen beiden Staaten durch die Vorspiegelung

Go gle

einer künstlich verfertigten Identität der Interessen war ein Meisterstück der russischen Diplomaten in London. Hatte man England als Bundesgenossen, so waren die asiatischen Interessen nicht gefährdet, so war man im Rücken gedeckt, da dieses auch Japan in seinem Gefolge heranschleppte.

Und endlich zeigte sich England bereit. Die abgeschmackte Lüge von seiner Entrüstung über die angebliche Neutralitätsverletzung Belgiens war nur der hastig gesuchte Vorwand, das Rußland gegebene Versprechen zu lösen.

Um die Interessengemeinschaft Rußlands und Englands zu beweisen, wurde von dem russischen Botschafter in London Graf Benckendorff stets auf das erste Problem hingewiesen, das Rußland zum Krieg drängte, die Befreiung von der stets wachsenden wirtschaftlichen Expansion Deutschlands. Hiermit fand Graf Benckendorff in London stets begeisterte Hörer. Lebte doch in jedes Briten Brust der Wunsch, Deutschland von seiner wirtschaftlichen Höhe herabzustürzen, seinen Handel, seine Industrie und seine Schiffahrt zu zerstören. Darum schlug England in den Handel mit Rußland freudig ein! Das Problem sei für Rußland nach seinen Staatsmännern eine Lebensfrage! Nicht nur die Überschwemmung Rußlands mit deutschen Waren, die jeden industriellen Aufschwung hinderten, sei von allerhöchster Bedeutung, sondern auch seine politischen Zwecke würden durch den deutschen Handel beeinträchtigt.

Hierin liegt allerdings etwas Wahres: der russische Emissär, der in Persien und Armenien geheime Minen graben, der dort ebenso wie in China die Unzufriedenheit schüren, Verschwörungen anzetteln, zur Auflehnung gegen die herrschende Gewalt aufstacheln sollte, um bei dem so herbeigeführten Ruin dieser Länder deren Besitzergreifung durch Rußland vorzubereiten, fand überall den deutschen Kaufmann als seinen Gegner vor. Standen doch dessen Interessen im direkten Gegensatz zu den russischen Wühlereien, da letzterer die Länder, in welchen er Geschäfte machen und seiner Industrie ein Absatzgebiet schaffen wollte, in geordneten Verhältnissen und wirtschaftlicher Kraft wünschen mußte. Dieser Umstand führte die russischen Staatsmänner zu der These: Nieder mit Deutschlands wirtschaftlicher Expansion! Hierzu konnte nur ein Krieg führen, in dem Deutschland unterlag, ein Krieg, in dem alle Neider und Rachsüchtige in und außerhalb Europas sich die Hand gegen dasselbe reichten.

Neben diesem Problem bestand seit dem japanischen Krieg ein militärisch-politisches Problem, das sich in gleicher Weise gegen Österreich-Ungarn, wie gegen Deutschland wendete. Die Russen sahen nach der erlittenen Demütigung in Ostasien, daß ihr Prestige in den westlichen Teilen des Reiches zurückging. In den baltischen Provinzen blickte man mehr nach Berlin als nach Petersburg und das hohe Ansehen deutscher Kultur machte auch die intensivste Russifizierungsarbeit wirkungslos. In Russisch-Polen hatte die Zufriedenheit der österreichischen Polen mit ihrer Lage einen austrophilen Zug gezeitigt, der ins-

Google

besondere in den höheren Gesellschaftsschichten stetig Boden gewann. Dieser Zug konnte nur durch eine Wiederherstellung des Prestiges der russischen Militärmacht unschädlich gemacht werden, also durch einen siegreichen Krieg über die beiden westlichen Nachbarstaaten!

Gegen Österreich-Ungarn hatte Rußland viele und bekannte Kriegsgründe. Der Panslawismus drängte zu einer Auseinandersetzung mit der Donaumonarchie und die Wühlarbeit der Agenten des berüchtigten Grafen Bobrinsky in Nordungarn war ein bezeichnendes Vorspiel. Zu den nationalen Gründen traten solche rein politischer Natur, wie der seit Jahrzehnten geführte stille Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan. „Ohne einen Krieg mit Österreich-Ungarn wäre es uns nie und nimmer möglich, diese Probleme zu lösen," gesteht man heute in Petersburg offen ein.

Wie daher jetzt von Rußland zugegeben wird, daß es den Krieg mit den westlichen Nachbarstaaten zielbewußt provozierte, ebenso dringt mehr und mehr das Zugeständnis in die Öffentlichkeit, daß Rußland das Losbrechen des Krieges gegen die Türkei provoziert hat. „Wenn wir schon sieben Millionen Soldaten mobilisiert haben, so spielt die Detachierung einer Armee in den Kaukasus zur Eroberung Armeniens, eventuell der Nordküste des schwarzen Meeres und Konstantinopels keine Rolle," kalkulierte man in Rußland, und die Probleme gegenüber der Türken sind nie in Petersburg vergessen worden. Anderseits standen manche derselben in Verbindung mit jenen, die zwischen Petersburg und Berlin einen tiefen Graben geschaffen hatten und für deren Lösung daher ein gleichzeitiger Krieg mit Deutschland und der Türkei wünschenswert war.

Rußland — so erklären heute die Botschafter des Zaren in Bordeaux und Rom — konnte nicht länger den deutschen Einfluß am goldenen Horn dulden. Nicht nur die viel umstrittene Militärmission des Feldmarschall Liman von Sanders war für Rußland unerträglich geworden, sondern das täglich wachsende Prestige des deutschen Reichs in allen Angelegenheiten des weiten ottomanischen Kaiserreiches. War doch der Krieg Rußlands gegen die Türkei virtuell eine beschlossene Sache, als die letztere die russischen Proteste gegen den Ankauf der Kreuzer „Goeben" und „Breslau", sowie gegen die Abschaffung der Kapitulationen unbeachtet ließ. Hierzu trat der Umstand, daß Rußland seine seit Jahren mit Geschick gespielte Rolle als Protektor der Armenier nicht fallen lassen wollte, da sie ihm bei dem erwarteten Débacle der Türkei ein unbestreitbares Anrecht auf deren Land gab. Gerade aber zur Lösung der armenischen Frage trug der deutsche Einfluß in Stambul nicht wenig bei. Von deutscher Seite waren die Ratschläge für die ersten Reformen in Armenien erteilt worden, durch welche die Unzufriedenheit der Bevölkerung sich recht bedeutend verringert hatte. Rußland aber, das auf diese Unzufriedenheit rechnete, konnte nicht anders, als gute Miene zu dem für ihn höchst unangenehmen Spiel zu machen. Ja noch mehr: die bessere Behandlung der Armenier in Armenien zwang Rußland, in der

Google

gewaltsamen Russifizierung der auf russischem Gebiet im Kaukasus wohnhaften Armenier eine Pause eintreten zu lassen, da sonst unter dieser Bevölkerung leicht ein armenisch-türkischer Irredentismus hätte Fuß fassen können.

Zu diesen Problemen trat der russische Anspruch auf die bedingungslose Freigabe des Bosporus und der Dardanellen für seine gesamte Flotte und die Garantie, daß niemals wieder eine Schließung dieser Türe des als russisch betrachteten schwarzen Meeres eintreten werde. Früher hatte England alle auf die Lösung dieses Problems hinzielende Arbeiten Rußlands durchkreuzt. Heute war dieses nicht mehr zu fürchten, heute stand Rußland nur der deutsche Einfluß noch hindernd im Wege.

Die russische Ansicht ist in charakteristischer Weise in dem folgenden Ausspruch Iswolsky's wiedergegeben: Das schwarze Meer ist als ein internes russisches Meer zu betrachten. Gegenüber den in den Häfen von Batum und Odessa gipfelnden russischen Interessen sind die türkischen, rumänischen und bulgarischen bedeutungslos. Wenn aber jemand einen Gegenstand besitzt, so hat er auch das Recht, die Türe dazu zu besitzen, oder wenigstens nach seinem freien Gutdünken dieselbe zu benützen. Der Bosporus und die Dardanellen sind unsere Türe zum Mittelmeer. Gibt man uns nicht die volle uneingeschränkte Benutzung dieser Türe, so bleibt uns nichts weiter übrig, als uns die Türe selbst mit Gewalt zu nehmen! Die Gelegenheit ist günstig: Der Besitzer der Türe ist schwach, sein Protektor in den Krieg mit uns verwickelt. Nichts lag näher, als den mit den Zentralmächten geführten Krieg auch auf die Türkei auszudehnen.

Ähnlich wie Iswolsky äußerten sich zahlreiche andere hervorragende Vertreter der russischen Politik. Und das Wort des Großfürst-Generalissimus Nikolai-Nikolaijewitsch, daß bei einer Mobilisierung von sieben Millionen Mann es nicht darauf ankomme, ob man gegen zwei oder drei Gegner zu Felde ziehe, spiegelt in brutaler, aber charakteristischer Weise die Ansicht der militärischen Kreise Rußlands wieder.

Wie man nach solchen Enthüllungen in England und Frankreich noch die These von einem willkürlichen Losschlagen der Türkei gegen Rußland aufrecht erhalten kann, während die Russen selbst zugestehen, daß von ihnen der Krieg gegen das ottomanische Reich beabsichtigt war, ist unverständlich. Es ist vergebliche Mühe, der brutalen russischen Angriffspolitik das Mäntelchen westeuropäischer Finesse umhängen zu wollen! Die zaristische Politik hat ihre Objektive: sie geht auf dieselben los, unbekümmert um die Folgen und völlig skrupellos gegenüber der ungeheuren Verantwortung vor dem Forum der Kulturwelt! Mag ganz Europa in Flammen stehen, mag die Welt in ihrem Handel und Wandel gefesselt werden, mögen Millionen darüber zugrunde gehen, Rußland bleibt dem gegenüber kalt in seinem auf den ungeheuren Besitz trotzenden

Google

Egoismus, solange es sich als der Mächtigere fühlt. Wird ihm aber, wie vor einem Jahrzehnt von Japans Seite, gezeigt, daß diese Macht ihre Grenzen hat, daß nicht die Ziffer allein es ist, welche des Krieges Geschick entscheidet, so zieht der Bär die Klauen ein, wird demütig und nachgiebig bis zur nächsten Gelegenheit!

Ein solcher Staat gehört aber nicht nach Europa, abgesehen von allen sonstigen kulturellen Defekten des Russentums. Auch wenn es uns gelingt, seine Macht zu brechen, bleibt ein Staatswesen, das so unverblümt seine schrankenlose Ländergier zeigt, eine stete Gefahr für den Frieden der Welt. Europa hat die Pflicht, zwischen seiner Kulturwelt und dem halbasiatischen Moskowitertum eine unübersteigliche Barriere aufzurichten. Polen, Ukrainer, Finnen sind berufen, nach ihrer Befreiung vom Joch des Zarentums jene Barriere zu bilden, welche in künftigen Zeiten das friedensbedürftige Europa von dem moskowitischen Halbasiatentum scheidet.

Dr. Kristian B. R. Aars: Was dankt die skandinavische Philosophie der deutschen?

Es ist keine leichte Sache zu sagen, was die norwegische Philosophie der deutschen verdankt, schon aus dem Grunde, weil unsere Philosophie keine scharfe Prägung hat.

Unser Land gehört wohl, wie das Ihrige, zu den starken Kulturstaaten und hat in anderen Zweigen der Wissenschaft, wie in der Kunst und in der Dichtung, Hervorragendes geleistet. In der Philosophie haben wir sozusagen mehr ein stilles Privat-Leben geführt. Den Einfluß deutschen Geistes und auch deutscher Philosophie kann man deshalb besser auf anderen Gebieten des Denkens nachweisen, wie in den Naturwissenschaften und in der Theologie. Wer z. B. die Jahrbücher dänischer und norwegischer Theologie zur Hand nimmt, wird auf jeder Seite den Einfluß Kants verspüren.

In den Jahrhunderten, da die Norweger in Kopenhagen studierten, wurde daselbst mit der Theologie meist auch scholastische Philosophie aus Wittenberg importiert. Es war ein Elend mit all der formalen Logik und allen den Syllogismen, die mechanisch eingeübt wurden. Einen ernsten Schritt nach vorwärts nahm das akademische Denken durch den in Norwegen geborenen Dichter Ludvig Holberg. Er war viel gereist, und er hatte in ganz Europa sich Ein-

Google

drücke aus den neueren Kulturbewegungen geholt. In England hatte er ein paar Jahre in Orford studiert. Auch in Paris war er mehrmals angesiedelt, und er hat daselbst nicht allein das Molièresche Drama, sondern auch ganz besonders die Philosophie Pierre Bayles studiert. Mit John Locke und den englischen Rationalisten war er sehr vertraut. Mit solchen Ideen ausgefüllt, war er nach Deutschland gekommen, wo er zunächst mit Unwillen auf die scholastischen und metaphysischen Lehrgegenstände an den Universitäten aufmerksam wurde. Aus Mangel an anderer Berufsstellung wurde er selbst in Kopenhagen anfangs Professor in der Metaphysik. Seine Antrittsrede war aber eher eine Grabrede auf diese Wissenschaft. Indessen hatte er jedoch mit Interesse die Schriften von Leibniz und Wolff studiert. In seinen Forschungen zur Weltgeschichte verspürt man sehr stark den Einfluß von Puffendorf. Die wesentlichste Bedeutung Holbergs ist ja nicht an der Universität zu suchen, sondern im Theater. Nach seinem Tod (1754) wirkten in Universitätskreisen immer die deutsche Scholastik und Metaphsik, der protestantische Orthodorismus und Pietismus mehr als die empirischen Bewegungen, die Holberg interessierten. Hierin tritt jedoch bald eine Änderung ein. Der englisch-französische Rationalismus, der um diese Zeit in Deutschland sich mächtig verbreitete, rückte von hier in Kopenhagen ein, wo bald alles Denken in Rationalismus und Reform-Projekte aufging. In dieser Atmosphäre wirkten auch im Norden die Schriften Kants wie Blitzschläge. Es ist ganz merkwürdig, wie schnell die neue Philosophie sich verbreitete. In wenigen Jahren waren in Kopenhagen Dichter und Theologen, Naturforscher und Philosophen ebenso stark mit Kant beschäftigt, wie in Deutschland. In solchen Kreisen verkehrte auch der junge norwegische Wissenschaftler Niels Treschow, der schon im Jahre 1787 in der Monatsschrift „Minerva" über Kant schrieb. Später suchte Treschow diese Philosophie in Kristiania bekannt zu machen. Nachher war er zehn Jahre an der Universität zu Kopenhagen tätig, und 1813 kam er zur neuen Universität in Kristiania.

Die Tätigkeit Treschows war von philosophischer Seite gesehen eben eine Auseinandersetzung mit den Ideen Kants. Er sucht die nordische Welt in einen, freilich sehr gemäßigten, Kriticusmus einzuführen.

In der Natur Treschows war, ebenso wie bei Holberg, eine sehr starke Anlage für empirisches Denken. Auch er war für John Locke begeistert und hat vom späteren englischen Empirismus viel gelernt. Am eingehendsten hat er indessen die kantische Philosophie für nordische Leser dargestellt und zugleich kritisiert. Er sieht ein, daß die Philosophie Kants keinen Schutz bietet gegen die Gefahr, in Subjektivismus und Skeptizismus zu verfallen. Er ergänzt die kantische Lehre durch einen in der Art der heutigen Identitätsphilosophie gedachten Gegenstandsbegriff. Er findet sowohl bei Hume wie bei Kant Entartungen der gesunden lockischen Gedanken. Dabei ist er jedoch selbst ebenso wenig wie Kant zu einer Analyse der Tatsache vorgedrungen, wie die Causa

Go gle

im äußeren Gegenstande sich stellt, um das Bewußtsein des Causalgesetzes in der menschlichen Seele wach zu rufen. Im übrigen entwickelt er eine strengere empirische Psychologie als die kantische. Er selbst stützt sich dabei unter anderem auf die Ausführungen von Nikolai Tetens.

Treschow hat gewiß auf die spätere empirische Entwicklung der dänischen Philosophie (Sibbern, Höffding) starken Einfluß ausgeübt. Vorläufig wurden aber seine Gedanken dort, wie hier in Kristiania, voll durch die neuere deutsche romantische Philosophie verdrängt. Der nüchterne norwegische Geist kam durch solchen Einfluß in ein wenig passendes Geleise. Charakteristisch für diesen Geist ist jedoch die bekannte Tatsache, daß die Akademie der Wissenschaften zu Drontheim die zugesandte Abhandlung Arthur Schopenhauers preisgekrönt hat, zu derselben Zeit, da man an der dänischen Akademie eine ähnliche Schrift zurückwies, weil Schopenhauer für die Hegelianer („Summi Philosophi") nicht das richtige Verständnis zeigte.

An unserer Universität war um diese Zeit die Philosophie wieder in die Hände eines Dichters gelangt. Johan Welhaven trieb besonders die Psychologie mit viel Verständnis; sonst leitete er sein Anrecht auf die Professur wesentlichst aus dem Umstand her, daß das junge Norwegen geringe ökonomische Mittel besaß und nur schwer einen Dichter leben lassen konnte. Neben ihm arbeitete seit 1845 sein Kollege, der junge Monrad, der während seines Aufenthaltes in Deutschland sich für den Hegelianismus begeistert hatte. Durch seine Tätigkeit wird in Kristiania alles Philosophieren Hegel und immer nur Hegel. Diese Abirrung des deutschen Denkens wirkte im Norden genau so blendend wie an so manchen deutschen Universitäten. Die absolute Philosophie war erstanden. Es schien ausgeschlossen, daß jemand anders als in Dreivierteltakt philosophieren konnte. Dabei begann sowohl in den Kreisen der Laien, wie unter den Wissenschaftlern eine starke Abneigung gegen die Philosophie selbst sich geltend zu machen. Der Hegelianismus, der ursprünglich ein gewisses Ansehen genossen hatte, erweckte einen immer stärkeren Unwillen, so daß außerhalb der paar Universitäts-Professoren und ein paar Sanchos, die an ihrer Seite kämpften, fast nur zwei Meinungen sich geltend machten: die eine, daß eine Universität ohne jede Spur von Philosophie besser arbeiten würde, die andere, daß es höchste Zeit war, neue philosophische Richtungen zuzulassen. Die positiven Wissenschaftler suchten schon längst in ihrem privaten Philosophieren entweder zurück zu Kant oder vorwärts zu Fechner, oder sie fanden die Gesichtspunkte, die sie brauchten, im englischen Positivismus. Unsere Theologen haben nie wie die dänischen an Hegel Gefallen gefunden; sie haben dagegen immer Kant in Ehren gehalten, und sie haben sich vielfach an Schleiermacher angelehnt. Auch Weiße hat Einfluß ausgeübt. Die Reform der Theologie in den letzten Jahrzehnten hat sich nicht so sehr an die Philosophie, sondern eher unmittelbar an Theologen wie Ritschl und Harnack angelehnt.

Go gle

In den achtziger Jahren kam endlich der schwedische Philosoph Wikner an unsere Universität, was mit der lebhaftesten Freude begrüßt wurde. Er war ein Schüler Boströms gewesen, hatte sich aber von dieser Form des Pantheismus wieder frei gemacht. Jetzt schien er zunächst bei Leibniz, Lotze und Fechner die Gesichtspunkte zu finden, die seine Weltauffassung bestimmten.

Um diese Zeit richtete der spätere Professor A. Löchen die Aufmerksamkeit auf den englischen Empirismus, in einer Arbeit über Stuart Mills Logik. Löchen suchte auch Kontakt mit der experimentellen Psychologie in Deutschland (G. E. Müller) und verfaßte eine Arbeit über aphasische Krankheiten. Ein anderer Forscher, Herr G. Halvorsen, versuchte es, W. Wundts Metaphysik und Philosophie in Kristiania einzuführen. Der Unterzeichnete, der an deutschen Laboratorien experimentelle Psychologie studierte, versuchte seit 1893 psychologisches Denken auf philosophische Probleme anzuwenden. In der Tat gelang es aber Professor Monrad, der 1845 an unsere Universität gekommen war, die Alleinherrschaft des Hegelianismus bis zu seinem Tod im Jahre 1898 zu behaupten. Allerdings hatte er da in zehn Jahren an seiner Seite einen abtrünnigen Schüler dulden müssen, den Professor J. Mourly Vold, der nach besserer Belehrung auf Kant zurückgriff und sich sonst besonders an W. Schuppe anlehnte. Die Bedeutung Volds liegt übrigens nicht auf dem Gebiete der Philosophie, sondern in seinen empirisch-psychologischen Untersuchungen über das Traumleben.

Nach dem Tode Monrads sind die neueren empirischen Richtungen in Psychologie und Philosophie in Kristiania universitätsfähig geworden. A. Löchen ist an die Universität gekommen und ebenso Herr A. Aall, der auch wesentlich experimentelle Psychologie nach deutscher Methode getrieben hat. Der Unterzeichnete hat in Deutschland psychologisches Experimentieren gelernt (W. Wundt, Külpe, Neumann, Martius, Lipps), hat aber daneben in Italien (bei Mosso) und in Frankreich (Binet) studiert. Meinen Ausgangspunkt habe ich in negativer Weise von dem deutschen Neu-Kantianismus und von W. Wundt genommen. Die in meinen Schriften enthaltene Analyse des Denkens kann wohl als eine spezifisch norwegische Philosophie betrachtet werden.

Go gle

Universitätsprofessor Dr. Julius Donath: Nach dem Kriege.

Der erste Akt dieses weltgeschichtlichen Dramas ohnegleichen naht seinem Abschluß, mit ihm die wichtigste Phase dieses Weltkrieges, in welchem an die zwanzig Millionen Krieger in allen fünf Weltteilen aufgeboten sind. Zwei in unwandelbarer Treue mit einander verbundene Staaten kämpfen, ihnen aufgezwungen, den Kampf ums Dasein und drei Weltmächte führen ihn aus Rache, Scheelsucht und Herrschgier um die Vergrößerung ihrer Macht, welche aus unseren Trümmern erwachsen sollte. Wir kämpfen mit lohender Begeisterung, vor welcher Parteihader, Nationalitätenhaß und konfessionelle Unterschiede wie Schnee an der heißen Sonne schmelzen, sowohl für unser Heim als für die höchsten Güter der Menschheit, in Geradheit und Offenheit. Jene hineingeknutet, bezahlt oder mitgeschleppt für Zarentum, Geldsack und politische Agioteure, die nur mit Lug, Heuchelei und Betörung, durch Bündnis mit Hölle und Teufel ihr Ziel zu erreichen hoffen. Ihre schließliche Niederlage ist trotz ihrer Überzahl unvermeidlich. Seit genau einem Jahrhundert stehen nun die deutschen Heere das dritte Mal vor Paris! Soll nun dieses gewaltige, jetzt schon erbitterte Völkerringen, die Ströme von Blut, das Meer von Tränen, die furchtbaren Leiden sich nach einer Generation wieder erneuern? Müssen wir nicht mit Schrecken gewahren, daß dieser Krieg der Millionenheere mit seinen vervollkommnetsten Vernichtungswerkzeugen nicht nur gewaltige Verheerungen an Leben und Gut angerichtet hat, sondern gleichzeitig schwere Breschen in alle unsere Kulturerrungenschaften, in die mühsam geschaffenen internationalen Beziehungen auf dem Gebiete von Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft gelegt hat. Der russisch-türkische Feldzug, den ich als Chefarzt auf türkischer Seite bis zu Ende mitgemacht habe, war blutig genug, aber Greuel wurden nicht begangen. Wohl war es ein schrecklicher Anblick, wenn ich zu Anfang des Krieges morgens in Adrianopel auf dem Wege zu meinem Militärhospital an die zwanzig und dreißig bulgarische Komitadschis an Laternenpfählen oder Zeltstangengestellen hängen sah, aber bei aller Anerkennung ihrer patriotischen Gesinnung waren doch diese Unglücklichen in den Augen der Türken Insurgenten, die kriegsgerichtlich abgeurteilt wurden. Den slavischen Völkern im Balkankriege war es vorbehalten, bluterstarrende Grausamkeiten sowohl gegen die Türken als auch unter einander auszuüben. Als aber in diesem Kriege deutsche Verwundete durch belgische Frauen und Mädchen gräßlich verstümmelt*), mit

*) Die „Münchener medizinische Wochenschrift" Nr. 40 bringt folgenden Bericht des Sanitätschefs der deutschen Armee Exz. v. Schjerning an den Kaiser: „Vor einigen Tagen wurde in Orchies ein Lazarett von Franktireurs überfallen. Bei der am 24. September gegen Orchies unter-

Go gle

siedendem Wasser verbrüht, deutsche Militärärzte unter der Flagge des roten Kreuzes während der Besorgung der Verwundeten meuchlings erschossen, zu Gaste geladene deutsche Soldaten von ihren Wirten ermordet wurden, die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen erwiesen ward, da mußten wir wohl Jene, welche die Balkangreuel verübt haben, im Stillen um Verzeihung bitten und sagen, daß diese westlichen Kulturvölker bei ihnen in die Schule gegangen sind. Von den französischen und belgischen Brutalitäten gegenüber unseren friedlichen Staatsangehörigen zur Zeit der Kriegserklärung, von der Heranziehung afrikanischer barbarischer Stämme und in ihrem Empfinden tiefer stehenden Rassen soll hier nicht weiter gesprochen werden. Aber als besonders kennzeichnend für den Niedergang des internationalen Geistes ist das Vorgehen Englands, dem doch das Geschäft über Alles geht, daß es zu Anfang des Krieges Gesetze erlassen hat, laut welchen der Abschluß von Geschäften mit Untertanen feindlicher Länder oder an diese folgende Barbezahlungen mit Zuchthaus bis zu sieben Jahren bestraft, sowie alle Patente, die diesen Staaten angehören, als ungültig erklärt werden. Ein Vorgehen, welches soeben auch Frankreich nachzuahmen für gut befunden hat. Französische gelehrte und Künstlerkörperschaften streichen aus ihren Listen ihre den feindlichen Staaten angehörigen Ehrenmitglieder und Deutsche legen die von englischen wissenschaftlichen Gesellschaften erhaltenen Auszeichnungen nieder. Kein Zweifel, daß die internationale Solidarität auf jedem Gebiete, auch auf dem politischen sowohl der bürgerlichen als der Arbeiterparteien, einen schweren Stoß erlitten hat. Wie soll nun aus dieser Danteschen Hölle der Völker der Ausweg zu einem ehrenhaften und durch die Gemeinsamkeit der Interessen dauerhaft gemachten Frieden gefunden werden? Soll der Friedensschluß mit Frankreich — und Frankreich ist und bleibt der weitaus wichtigste Gegner, wenngleich es unmittelbar vor seiner militärischen Vernichtung steht — blos eine neue, „vermehrte" Auflage von 71 sein? Jeder unbefangene Beobachter der seitherigen politischen Ereignisse mußte sich sagen, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen es hauptsächlich war, welche Frankreich seine glorreiche Vergangenheit vergessen ließ und Rußland in die Arme trieb, und da beide noch lange nicht sich uns gewachsen fühlten, mit England das Bündnis eingingen. Auf diese Weise konnten Rußland und England das eitle Revanchegelüste Frankreichs, jedes für sich ausbeuten, jenes um Milliarden anzuzapfen, dieses um den verhaßten deutschen Konkurrenten

---

nommenen Strafexpedition durch Landwehrbataillon 35 stieß dieses auf überlegene feindliche Truppen aller Gattungen und mußte unter Verlust von 8 Toten und 35 Verwundeten zurück. Ein am nächsten Tag ausgesandtes bayerisches Pionierbataillon stieß auf keinen Feind mehr und fand Orchies von Einwohnern verlassen. Am Orte wurden zwanzig, beim Gefecht am vorhergehenden Tage verwundete Deutsche grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Ohren und Nasen waren ihnen abgeschnitten und hatte man sie durch Einführen von Sägemehl in Mund und Nase erstickt. Die Richtigkeit des darüber aufgenommenen Befundes wurde von zwei französischen Geistlichen unterschriftlich bestätigt. Orchies wurde dem Erdboden gleich gemacht."

Go gle

zu vernichten, wie es die früheren Rivalen zur See: Spanien, Holland, Dänemark und Frankreich vernichtet hat. Nun, Elsaß-Lothringen mußten vor allem zur Sicherung der Grenze Deutschlands einverleibt werden. Daß sie ursprünglich deutsch waren und ihre deutsche Sprache stets beibehalten haben, war ihrem innerlichen Anschluß an Deutschland nur förderlich und in unserem Kriege halten sie sich ebenso brav und tapfer wie die übrigen deutschen Stämme. Nach dem schrecklichen, beispiellos hartnäckigen Ringen, welches namentlich die Kette der östlichen Befestigungen Frankreichs unseren Heeren auferlegt hat, wird es selbstverständlich Sache des Großen Deutschen Generalstabes sein zu bestimmen, welche weitere Sicherung der Westgrenze Deutschlands und damit auch Österreich-Ungarns notwendig ist.

In diese Grenzsicherung ist Belgien mit einbezogen, welches durch seinen geheimen Pakt mit England und Frankreich, bezüglich des Durchzuges ihrer Truppen, für uns ganz besonders gefährlich geworden ist. Übrigens ist Belgien nicht französisch, als welches sich die höheren Kreise gern aufspielen möchten, sondern vlämisch und wallonisch. Die Vlämen, ein niederdeutscher Stamm mit ausgesprochen germanischem Typus, dessen Sprache dem Holländischen sehr nahe steht, bilden den größeren Teil der Bevölkerung, denn nach der Volkszählung von 1880 sprechen 2.485 Millionen der Bevölkerung nur vlämisch, 0.424 Millionen vlämisch und französisch und nur 2.230 Millionen blos französisch bezw. wallonisch, einen verdorbenen französischen Dialekt. Übrigens haben sich die Vlämen in der letzteren Zeit energisch für die staatliche Geltung ihrer Sprache eingesetzt und wurden ihnen Konzessionen, wenngleich unwillig, zugestanden. Die Gleichstellung des Vlämischen als Staatssprache mit dem Deutschen, wie es soeben in Russisch-Polen seitens der deutschen Verwaltung bezüglich der polnischen Sprache geschehen ist, die Errichtung einer vlämischen Universität, ein Anlehnen an die starke belgische Arbeiterpartei, deren hochentwickelte Organisation und musterhaften Wohlfahrtseinrichtungen wir auf der Lütticher Weltausstellung bewundern konnten, würde voraussichtlich bald ein ähnliches Einssichfühlen mit Deutschland zuwegebringen, wie es mit Elsaß-Lothringen erfolgt ist.

Frankreich hat den Frankfurter Frieden mit dem festen Vornehmen unterzeichnet, ihn, sobald es genug stark sein wird, zu brechen. Die Revancheidee wurde im Stillen gehegt und laut verkündet in der Presse, in der Schule, in der Literatur und Kunst, im Liede, auf der Bühne, vor Allem in der Verschwendung von Milliarden auf Heer und Marine, obgleich es sicher sein konnte, daß es von Deutschland, sofern dies nicht provoziert wird, nie etwas zu fürchten hatte. Es lieh an Rußland 20 Milliarden, damit dieses zum Kriege gegen uns vollständig gerüstet sei — die in der dortigen Privatindustrie investierten Milliarden sind hier nicht miteingerechnet — und lieh noch immer fort, obgleich schon vor Jahren in Frankreich, wie es übrigens auch von deutscher Seite

Go gle

geschehen ist, die ernsten Stimmen von Fachmännern davor warnten, dem vor dem Staatsbankerott stehenden Rußland, welches bereits die Zinsen der Staatsschulden mit geliehenem Gelde bezahlt, weitere Anlehen zu bewilligen. Bekanntlich erpreßte es von Frankreich kurz vor Kriegsausbruch ein neueres Anlehen mit der Drohung, daß es sonst die Zinsenzahlungen einstellen wird. Frankreich schüttete sein goldenes Füllhorn zu Rüstungszwecken auch auf jene Balkanländer aus, auf deren Mithilfe gegen uns es rechnen durfte. Freudetrunken sah es in den Siegen der Balkanländer seine eigenen Siege, feierte es in ihnen die Überlegenheit der französischen Instruktionsoffiziere und französischen Kanonen über die Ergebnisse der deutschen Armeemission in der Türkei und der von Krupp bezogenen Kanonen. Es war ihm dies eine Generalprobe für sein militärisch überlegenes Können und es brannte vor Begierde endlich loszuschlagen, obgleich es wieder an eindringlichen Warnungen zu Hause, wie sie von Dryant, Sembat, dem wegen seiner energischen Friedensagitation ermordeten Jaurès u. A. erhoben wurden, nicht gefehlt hat. Jetzt begnügte man sich nicht mehr mit der Wiedereroberung der verlorenen Provinzen, jetzt sollten Deutschland und Österreich-Ungarn ganz und gar vernichtet werden. Noch konnte Frankreich, da es sich um die Züchtigung der serbischen Verschwörer und Meuchelmörder durch Österreich-Ungarn handelte, den casus foederis Rußland gegenüber als nicht gegeben betrachten und dadurch die Ententemächte vom Kriege zurückhalten, auch noch eine sechsstündige Bedenkzeit wurde ihm vom Deutschen Kaiser gegeben, alles vergeblich, Frankreich wollte sein Verhängnis ins Rollen bringen — Georges Dandin, tu l'as voulu!

Es ist selbstverständlich, daß für die uns auferlegten enormen Opfer an Gut und Blut — für letzteres soweit ein materieller Ersatz möglich ist — für die uns zugefügten riesigen volkswirtschaftlichen Schäden und zwar auch für den auf der russischen Front geführten Krieg, Frankreich voll aufzukommen hat, denn es ist fraglich, ob aus Rußland Gold herauszupressen sein wird. Von dem jus talionis, das wir in Anspruch nehmen könnten, von einer über die strategische Notwendigkeit hinausgehenden Gebietsabtretung mögen wir aus dem Grunde absehen, weil der leitende Grundsatz für die Zukunft sein soll, die französische Gefahr ein für allemal von uns abzuwenden. Und dies könnte geschehen, wenn wir es zu unserem Alliierten machten. Die Vorteile für uns, für Frankreich, für den Weltfrieden wären unschätzbar. Was Frankreich in diesen Krieg getrieben hat, war außer der schon im Verblassen begriffenen Revancheidee die von spekulativer Seite, sowohl zu Hause als von seinen Verbündeten, ihm fortwährend eingeflößte Angst, daß Deutschland eines Tages einen Streit vom Zaune brechen werde, um über es herzufallen. In diesem neuen Bündnis würde es dieser Sorge ledig sein, es wird sich dann ungestört seiner Arbeit, seinem gewinnreichen Kunstgewerbe, der Wissenschaft und Kunst widmen, wird wieder aller Herren Ländern Geld verleihen und seine Renten ruhig verzehren können, und wenn schon der

Go gle

Zweibund die ihm von sieben Mächten*) hingeworfenen Fehdehandschuhe lächelnd aufgenommen hat, so böte dieser neue Dreibund den mächtigen Vorteil, daß keine wie immer geartete Koalition mit ihm anzubinden wagen würde und erst dann von einer allmählichen allgemeinen Abrüstung und der Geltung des Haager Friedensareopags, sowie überhaupt von der Sicherung der stetigen Kulturarbeit und der Weiterentwicklung der internationalen Beziehungen die Rede sein könnte.

Erich Bethe:
Die Segnungen des Krieges.

Vortrag in der Alberthalle, Leipzig, 24. Oktober 1914.

Wie zu einem Feste sind wir versammelt in dieser weiten Halle, aber nicht auf Feste sind unsere Gedanken gerichtet. Wer mag heute Feste feiern? Hart ist die Zeit, ernst ist die Stunde.

Die apokalyptischen Reiter sausen durch die Lüfte, wie sie einst Johannes in grauenhaften Gesichten gesehen. Voran der Eroberer auf weißem Rosse, einen Bogen in der Hand, „und ihm ward gegeben eine Krone und er zog aus, zu überwinden." Und auf blutrotem Pferde der Zweite, ein groß Schwert in der Faust, der Krieg. Auf schwarzem Rappen folgt der Hunger, höhnisch die Wage der Teuerung schwingend, und hinterher klappert der Vierte auf fahlem Klepper: „deß Name hieß Tod und die Hölle folgte ihm nach." „Und diesen Vieren ward Macht gegeben, zu töten das vierte Teil auf der Erde mit dem Schwert und mit Hunger und mit dem Tode."

Europa zittert unter den Hufschlägen der apokalyptischen Reiter. Reiche Länder, vor wenigen Wochen noch Stätten des Fleißes und fröhlichen Lebensgenusses, sind heute Wüsten, stolze Städte alter Kultur liegen in Trümmern, und trotz der ungeheuren Leistungen der deutschen Heere haben auch Teile unseres lieben Vaterlandes alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Entsetzliches haben wir erlebt. Die Bestie im Menschen ist erwacht. Nicht nur, daß Kosaken und Baschkiren ihres alten Barbarenrufes sich wieder würdig erwiesen haben, auch Genossen höchstkultivierter Völker haben das Gräßlichste getan, was je in Urzeiten geschah und nur bei Wilden gilt. Es ist, als ob Menschlichkeit und Christentum, Errungenschaften tausendjähriger Kulturarbeit, wie ein zerschlissener Mantel abfielen, seit der Sturm des Krieges daherbraust.

*) Portugal soll auf Englands Betreiben die achte sein; doch muß es sich sputen, soll es mit der Kriegserklärung nicht zu spät kommen.

Google

Und in allen Städten des weiten Deutschen Reiches füllen sich die Lazarette, auf den Straßen humpeln Verwundete, und unser Herz krampft sich zusammen, wenn wir sehen, wie sie leiden, und hören, was sie durchgemacht. Stille herrscht in sonst so lauten Arbeitsstätten. Wie wenige Essen von den Hunderten rauchen noch über unserer Stadt. Massen sind arbeitslos geworden, und so viel auch geschieht, die Familien unserer Krieger vor Not zu schützen, überall kriecht sie doch hervor. Wie viel Wohlstand ist vernichtet, wie viel Sorgen um das tägliche Brot bleiben unbemerkt. Und wer zählt die Tränen um die Gefallenen, wer ermißt die Qualen und Ängste um die Lieben im Felde, den Gatten und Vater, den einzigen Sohn?

Es ist nur zu begreiflich, wenn Menschen den Krieg den Fluch der Flüche nennen und eine düstere Seele das Ende der Kultur herannahen sieht.

A n d e r s aber denkt das D e u t s c h e V o l k. Das ist nicht Entsetzen und Verzweiflung, was aus den Augen unserer Soldaten sprüht und aus ihren Liedern klingt. Begeisterung und Mannesmut und Siegeshoffen stählt ihre Seelen und still und fest bringen Eltern und Frauen die schweren Opfer, die der Krieg erheischt.

Der finstere Apokalyptiker hat mit den Augen des vaterlandslosen Juden und des weltflüchtigen Christen im Kriege den Vorboten des Weltendes gesehen und nur seinen F l u c h empfunden. Aber auch S e g e n bringt der Krieg. Zwischen Entsetzen und Verwüstung sät er heiligen Samen. Nur über Trümmern sprießt er auf, gedüngt mit Blut und Thränen.

Schwer lastet die Hand des Krieges. Laßt uns seinen Segen suchen!

Krieg ist auf Erden, so lange es Menschen gibt. Krieg war schon, e h e sie wurde. Der Krieg ist so alt, wie die Welt. Vor $2^1/_2$ Jahrtausenden hat der tiefe Denker Heraklit von Ephesus, der Dunkle, der im Werden und Vergehen der Welten das ewige gültige Gesetz erkannte, den Krieg „Allvater" und „Allkönig" genannt. Denn, so lehrte er, Alles wird durch Krieg; das Leben des Einen ist der Tod des Andern. Das Alte muß dem Jungen weichen, das Schwache und Kranke dem Gesunden und Starken. Aber Keines weicht, das nicht bezwungen ist. Krieg ist in der Natur, wohin wir sehen, Krieg ist unter den Menschen alle Zeit und auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit. Auch den Frieden erfüllt der Krieg. Krieg ist Leben, weil er den Tod bringt.

Eine Kette von Kriegen ist die Geschichte, und doch erzählt sie von unentwegtem Fortschritt der Menschheit. Unsägliches hat der Krieg zerstört, aber schließlich war es doch immer und überall eben der K r i e g, der die letzte Prüfung hielt und dem Stärkeren, Höher Strebenden den Sieg gab über alternde Völker und gesättigt hinwelkende Kulturen.

Das kleine Griechenvolk des Altertums, in viele Staaten und Städtchen zerspalten, aber so winzig sie waren, alle selbständige, lebensübervolle, trieb-

Go gle

quellende Gemeinwesen selbstbewußter, krieggewohnter Bürger, dies kleine Volk ist dem riesigen Perserreich siegreich entgegengetreten, das unter absolutem Königtum nur dumpfe Massen roh zusammenhielt, und hat es schließlich überwältigt und beherrscht. Dann fiel es selbst erschöpft und gealtert in die Hände Roms, das aus eigner Kraft erstarkt, die griechische Kultur aufzunehmen sich fähig zeigte und sie nun in römischer Sprache und Formung über den Westen Europas trug. Als das Römische Reich hinsank, da konnte es scheinen, als hätten zwar Stärkere es besiegt, aber nicht ein Volk, das befähigt wäre, die Kultur weiter zu führen. Und doch haben die Germanen das geleistet. Wenn auch im westlichen Europa, das von römischer Kultur tief durchdrungen war, mehr und mehr das germanische Element zurücktrat, so sind es doch die Germanen gewesen, die dort das neue frische Leben hineingebracht haben. Und in England, Holland, Deutschland hat sich dann seit dem 16. Jahrhundert neben jener romanischen die rein germanische Kultur herausgearbeitet. In langem Kampfe überwindet sie jene, und heute umspannt sie mit weitem Netz die ganze Erde. So hat das Germanentum durch seine Entwicklung zur höchsten Kultur, die noch die Welt gesehen, die Berechtigung seines Sieges über das Römerreich erwiesen. Und wenn im 16. Jahrhundert Holland und das damals kleine England sich der Weltmacht Spaniens erwehrten, wenn der große Friedrich sein kleines Königreich gegen halb Europa siegreich verteidigte, wenn Preußen 1813 aus tiefstem Falle sich erhob und 1870 ganz Deutschland zu brüderlichem Bunde geeint Frankreich schlug, so sind das alles wieder Zeugnisse für das Weltgesetz, daß nicht die Masse und rohe Kraft, sondern daß derjenige schließlich siegt, der als der Gesündere, Höheres Verheißende und deshalb Stärkere, den Fortschritt der Zukunft verbürgt.

So dürfen wir glauben, weil wir an uns selber glauben, daß das Germanentum, daß unser Deutschland durch diese harte Schicksalsstunde hindurch ungebrochen und siegreich seiner hohen Aufgabe entgegenschreiten wird. Denn wer sind unsere Gegner? Frankreich, die Spitze der romanischen, längst abwärts sich neigenden Kultur; Rußland, ein rechter Orientalen-Staat des Absolutismus mit seinen ungeheuren, aber dumpfen, zur Selbstbestimmung unfähigen Massen, und schließlich England, unser vielbewunderter, eng verbundener, oft verbündeter Bruderstaat, der am gemeinsamen Germanentum, von Krämerneid getrieben, hinterlistigen Verrat übt. Wehe über England! Daß doch an ihm die Geschichte zum Gerichte werde!

So geht der Krieg wie Herbst- und Frühlingsstürme durch die Jahrhunderte, und wie sie macht er durch krachende Zerstörung neuem Leben Raum. Mit Tod und Verderben bringt er Segen, der „Allvater" Krieg.

Aber wir brauchen ja nicht in die Weite zu flüchten, um Trost und Zuversicht zu schöpfen. Wir sehen wie den Fluch des Krieges auch seinen Segen unter uns lebendig.

Google

Der Krieg hat großes an uns getan. Er hat das Deutsche Volk erweckt. Er rüttelt auf, was gut und groß und stark ist in ihm; er jätet das Unkraut aus, das über diesem Edelsamen üppig wuchert und ihn zu ersticken drohte.

Es war hohe Zeit.

Wer hätte nicht mit Sorgen in die Zukunft des Deutschen Volkes gesehen? So vieles zeigte sich in seinem Leben, was uns bange machen mußte, was uns schmerzte und empörte. Die Wandlung Deutschlands zu einem Industrie- und Handelsstaate und sein ungeheurer wirtschaftlicher Aufschwung brachten Krankheitserscheinungen hervor, die die Vorteile dieser Entwicklung in Frage stellten. Klassenkampf und Klassenhaß zerrissen die Gesellschaft und bedrohten den Staat. Brutale Gewinnsucht und freche Genußgier breiteten sich erschreckend aus in allen Ständen. „Sich ausleben", „Herrenmensch" werden, war die Losung. Erbärmliche Achtung vor dem Reichtum auf der einen Seite, und ekles Protzentum auf der andern. Laute Großmäuligkeit, statt stillen Selbstbewußtseins. Polternde Prahlerei neben kriechender Zudringlichkeit Ausländern gegenüber. Immer höhere Ansprüche an den Staat bei bedenklich gesteigerter Abneigung, ihm zu leisten, was er braucht. Unzucht, Kinderlosigkeit, Unlust zum Waffendienst. Überkultur und Verirrungen in der Kunst, die neue Wege suchend, r o h wird, wo sie kraftvoll, und kind i s ch wird, wo sie kind l i ch sein will. Irreligiosität und Materialismus und schließlich, beiden zu entgehen, die Flucht in obsolete Barbarenreligionen des Orients und zu verworrener blöder Mystik. Deutschland sozial, wirtschftlich, religiös zerklüftet. Doch ich will nicht von dem Unglück der Deutschen Geschichte reden, das uns nicht nur eine nationale Kirche unmöglich macht, sondern auch Gegensätze auftut, die, wenn vorhanden, wenigstens nicht geflissentlich erweitert werden sollten. Schlimm aber war es, daß Deutsche ihre Kinder zur Erziehung in belgische und französische Klöster und Jesuitenschulen schickten, doppelt schlimm, weil es Reichste und Vornehmste waren. Das ist a n t i national. Breiteren Raum gewannen i n t e r n a t i o n a l e Tendenzen. Wissenschaft und Handel sind ihrem Wesen nach international und müssen es sein. Aber der jede Entfernung aufhebende Verkehr bildete diese Eigenschaft in beängstigendem Maße aus. Die Sozialdemokratie folgte nur dem allgemeinen Zuge der Zeit, wenn sie aus ihren idealen Bestrebungen — sie sind das wirklich — der Menschheitsbeglückung heraus die Verbrüderung der arbeitenden Klassen a l l e r Länder eifrig betrieb.

Auf solchem Boden fand die Forderung des Weltfriedens weiteste Verbreitung. In ihr trafen sich die Sozialdemokratie und viele Tausende von Männern aus Handel, Industrie und Wissenschaft: Friedenskonferenzen, internationales Schiedsgericht, allgemeiner Streik und Gehorsamsverweigerung wurden als Mittel erdacht, Kriege zu verhindern.

Fürwahr, es mußte dem Patrioten bange werden um die Zukunft des Deutschen Volkes, und so mehrten sich die Mahnungen zur Umkehr und ehrliche

Go gle

tatkräftige Versuche. Und mancher hat wohl mal im Unmut dem Deutschen Volke Krieg und Kriegsnot gewünscht, um es zu heilen, wie die schweren Jahre 1807—1813 es getan.

Nun ist der Krieg da, der ungeheuerste, den je die Erde sah, eine Zuchtrute so furchtbar, wie sie niemand seinem Volke wünschen durfte. Aber sie mußte wohl so furchtbar sein, damit es von Grund aus geheilt und geläutert, sich selber wieder finde und die Kraft entwickele, nicht nur sich durchzuschlagen, auch zu beweisen, daß es des Sieges würdig sei.

Je größer die Gefahr, je schwerer die Not, desto fruchtbarer senkt sich der Segen des Krieges auf jeden Einzelnen, auf das ganze Volk.

Indem der Krieg alles in Frage stellt, Reich und Volk, wie Jedes Wohlfahrt und Leben, zwingt er die Menschen zur Einkehr so, wie auch der feurigste Bußprediger es nie vermocht. Der Abschied vom Liebsten, was die Erde trägt, auf Tod und Leben, — wer weiß, wie die Lose fallen? — greift in die Herzen bis zum innersten Grunde. Niemand vergißt solche Stunde, wer sie je erlebt. Und wie Wenige sind es, die sie nicht erleben mußten. Was kaum bewußt oder längst vergessen schlummerte, das Beste und Tiefste und Heiligste wird wach und durchdringt wenigstens dieses eine Mal die ganze Seele. Da fällt aller Tand der Alltäglichkeit, aller Trödel der üppigen Friedensgewohnheit und Überkultur ab wie welkes Laub, und die echten Lebenswerte werden lebendig in ihrer ernsten Kraft. Was die Stunde des Abschiedes gesät hat, das nähren die Sorgen, die nun folgen, und die Qualen der Verwundeten und die Tränen der Verwaisten. Der Krieg vermag, was alle Wohltaten des Friedens nicht können, er beugt die Herzen, er macht sie milde und fein demütig, und viele lehrt er beten, die es nie gekonnt und nie gewollt. Diese Verinnerlichung von Millionen Deutscher Männer und Frauen stellt einen Schatz dar, der köstliche Zinsen tragen wird. Er wird Deutschland schützen vor vielem Häßlichen und Krankhaften, was an seinem Marke fraß.

Aber die Gefahr und die Not des Einzelnen verschwindet gegen die Gefahr der Gesamtheit. Das Deutsche Reich zu retten, sprang das ganze Volk auf. Mit seinem ersten Schrei wirkte der Krieg ein Wunder. Ein Volk von Zwietracht stand es plötzlich da, wo die Parteien sich in unversöhnlichem Hasse gegenüber zu stehen schienen. Jetzt dachte kein Deutscher und keine Partei an etwas anderes, als dem Staate zu dienen. Und so selbstverständlich war allen, ihm alles zu opfern, was sie opfern konnten, daß nicht einmal ein Wetteifer in der Opferwilligkeit entstehen konnte. Was der Kaiser am Abend vor der Kriegserklärung sagte, „ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", das war der Ausdruck der Stimmung des ganzen Volkes. Es gab in Wahrheit keine Parteien mehr. Einmütig hießen unsere sonst nie einigen Reichsboten den Krieg gut und nahmen begeistert die Verantwortung auf ihre und des ganzen Volkes Schultern. Fürwahr, immer denkwürdig ist dieser

Google

4. August. Denn an diesem Tage wurde das deutsche Volk wiedergeboren. Mit dem Blute seiner Söhne wird das Wiedergeborene getauft und der Bruderbund aller Deutschen geheiligt. Denn das deutsche Heer ist das deutsche Volk. Im gleichen Gliede steht der Arbeiter neben seinem Fabrikherrn, der Knecht neben dem Junker, neben dem Bauern der Künstler, neben dem weltfremden Gelehrten der rechnende Kaufmann; treue Kameraden alle in den Mühen der Märsche, in den Strapazen wochenlanger Schlachten, am gemeinsamen Lagerfeuer und im nassen granatenbestrichenen Schützengraben. Und neben dem Stallknecht streckt das feindliche Geschoß deutsche Fürsten nieder und Kaisersöhne, und jeder dieser Helden sieht im Andern nur Seinesgleichen, der, wie er selber, seine selbstverständliche Pflicht erfüllt. Wie im Felde Gefahr und Tod die Krieger vereint, so schlingen Sorge und Schmerz ein einendes Band um uns, die daheim bleiben mußten. In armer Hütte wie im prunkenden Palast bangen Eltern und Gattinnen um die Lieben, die sie hinausgesandt ins Feld, und Viele weinen schon um das Liebste auf Erden, das nun in fremder Erde ruht. Zu gemeinsamer Arbeit drängen sich alle Stände, die Verwundeten und Kranken zu pflegen, unsere Krieger zu wärmen und zu erquicken. Die Not und der Drang zu helfen vereinigt Weitgetrennte, und wie im Felde nur der Tüchtige gilt, gleichgültig, ob vornehm oder niedrig, Offizier oder Soldat, so schleifen sich auch zu Hause die Gegensätze ab, langsamer freilich, weil der Druck nicht so groß. Noch manches ist hier zu tun, harte Herzen zu erweichen und trägen Dünkel zu erniedrigen.

Als Brüder haben wir Deutsche uns wiedergefunden, und stehen einer wie alle auf Not und Tod zusammen gegen die Feinde ringsum. Wir sind geheilt von den Träumen internationaler Brüderlichkeit und süßen Weltfriedens. Lautlos verflog dies Phantom, und selbst vom Völkerrecht sind nur noch seine Professoren übrig. Die Massen unserer Arbeiter vergaßen die sozialdemokratische Lehre, daß der Arbeiter anderer Nationen ihresgleichen sei und Feind nur der Kapitalist, ob Deutscher, Franzos oder Engländer. Sie waren trotz allem kerndeutsch geblieben. Der Krieg enthüllte ihre wackeren Herzen: Mann für Mann drängten sie zu den Fahnen, Schulter an Schulter mit ihren angeblichen Feinden gegen die wirklichen zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben für das deutsche Reich.

Und gab es noch Deutsche, die meinten, auch im Auslande lasse es sich gut und besser leben als daheim, so haben ihnen die Deutschenhetzen, durch die Frankreich und selbst England ihre Ehre beflecken, furchtbar gründlich gezeigt, daß der schmähliche Satz des läßlichen Weltbürgertums „ubi bene ibi patria" eine Lüge ist.

Es ist müßig und doppelt müßig heute für uns Deutsche, darüber nachzudenken, ob die gewiß idealen Gedanken der Verbrüderung der g a n z e n Menschheit durch gemeinsame Kultur ausführbar sind und zum Weltfrieden führen. Das Recht des Stärkeren gilt allein in dieser Welt. Es wird sich

Go gle

fragen, ob jene Ideen sich stärker erweisen, als die Selbsthilfe durch den Krieg. Ich glaube es nicht. Aber davon bin ich fest überzeugt, daß, w e n n der Weltfrieden wirklich in ferner Zukunft einmal kommen sollte, es nicht der Anfang eines neuen glücklichen Zeitalters sein wird, sondern das Ende, der Tod. Denn „Krieg ist aller Dinge Vater". So lehrt Heraklit und die Natur- und Weltgeschichte lehrt dasselbe.

Wir weinen diesen Träumen nicht nach. Denn größer ist, was wir an uns erfahren. Was ist es, das unser Volk einigt und erneut, tausend Quellen der Opferfreudigkeit öffnet und Millionen von Jünglingen und Männern einmütig in die Schlachten treibt?

Die gemeinsame Gefahr hat mit unwiderstehlichem Drucke die auseinanderstrebenden Massen zusammengezwungen und auf dasselbe hohe Ziel gerichtet, aber Begeisterung erblüht nicht auf dem dürren Boden der Not, nur Heiliges vermag sie zu zeugen.

„Er starb den Tod für's Vaterland". So heißt es in den ach! so langen Reihen von Todesnachrichten. Es ist das Empfinden Tausender, dem jene Eltern Ausdruck gaben, die, als sie den Tod ihres einzigen Sohnes mitteilten, darunter schrieben: „Wir fühlen, daß auch wir solches Opfer dem lieben Vaterlande schuldig waren".

„Vaterland!" Heiliges, unerschöpflich reiches, herzergreifendes Wort! Umfaßt es doch alles, was uns lieb und teuer ist seit der ersten Kindererinnerung: Eltern, Geschwister, Heimat und Jugend, Weib und Kind, das Glück der Sehnsucht und den Segen der Arbeit; alles, was uns mit Liebe und Schmerzen an diese grüne Erde bindet, läßt mit reinen Klängen in unserer Seele das Wort „Vaterland" ertönen.

Und doch ist mit alledem der Inhalt dieses Wortes uns noch nicht erschöpft. Uns ist ja „Vaterland" nicht Bayernland, nicht Sachsenland, unsere Väter haben mit ihrem Blute E. M. Arndts Mahnung wahrgemacht, „das g a n z e Deutschland soll es sein". Unser Vaterland ist das Deutsche Reich.

Gefühl hält die Nation zusammen. Aus den dunklen Tiefen des Gefühls strömt hell und stark wie ein Bergquell die Begeisterung. Aber sie allein vermag das Ungeheure nicht zu leisten, das dieser Krieg von uns verlangt. Hinzukommen muß der Wille, der in jedem Einzelnen zur unbedingten Pflichterfüllung erzogene Wille. Diese Erziehung gibt uns der S t a a t. Platon hat sie einst als Aufgabe des wahren Staates hingestellt. Keine Erziehung ohne Zucht und Strenge, aber auch keine rechte Erziehung ohne Liebe. Derselbe Platon, der größte Erzieher, hat das erkannt. Zucht kann jeder Staat üben, und Strenge üben seine Organe nur zu leicht; aber Liebe kann nur d e r Staat geben, der auch unser Vaterland ist und die Form gibt für die f r e i e Entfaltung der N a t i o n.

Unser Staat war in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten

UNIVERSITY

Google

so viel und hart gescholten, daß schier gar nichts Gutes an ihm zu bleiben schien, und manche glaubten gar seine Grundlagen umstürzen zu sollen, um ihn zu bessern. In dieser furchtbar ernsten Prüfung heute aber, wie hat er sich bewährt! Fester steht er als je. Denn er hat unser Volk in allen seinen Schichten erzogen zum unverbrüchlichen Staatsbewußtsein und zur eisernen Pflichterfüllung im Großen wie im Kleinsten. Von unserem Kaiser herab bis zum letzten Bahnarbeiter, vom Kanzler bis zum Schreiber, vom General bis zum Heizer. Jeder Deutsche hat in der Schule des Staates gelernt, seine Pflicht zu tun, wie heute, so morgen, bei Tag und Nacht, am Schreibtisch, wie im Granatenhagel und Unterseeboot, und er tut sie wahrhaft und im ganzen Sinne, seine Wünsche und sein Wohl hintansetzend und die ganze Kraft in den Dienst des Staates stellend. Wie die Brüder draußen im Kampfe, so tun auch Tausende von Beamten hier Heldentaten, wenn auch stille, und ihnen fällt es so wenig ein, wie dem tapferen Soldaten, viel Aufhebens davon zu machen, weil auch ihnen das Schwerste nur selbstverständlich ist. Mancher steht ungeheißen jetzt von Morgen bis in die Nacht ohne Pause in seinem Dienste, und ich kenne Einen — es werden wohl mehr gewesen sein — der sich nicht einmal die Stunde gönnte, seinem Sohne Lebewohl zu sagen, der als Soldat durch unsere Stadt fuhr zum Schlachtfeld hinaus. Der Staat, der solche Männer der Pflicht sich erzog, nicht Einzelne, sondern die ganzen Heere seiner Beamten und Soldaten, das ganze Volk, ein solcher Staat würde, auch von übermächtigen Massen erdrückt, doch unbesiegt bleiben, weil er seine größte Aufgabe geleistet hat, die Erziehung seiner Bürger. Denn nicht das ist das Kennzeichen des rechten Staatsbürgers, daß er politisiert und kritisiert und über alle öffentlichen Dinge zu schwatzen versteht, sondern daß er weiß, was er seinem Staate schuldet, und seine Pflicht zu jeder Zeit und in den Stunden der Gefahr alles opfernd freudig tue. Diese Prüfung besteht das deutsche Volk in diesem Kriege. Mit Stolz dürfen wir's bekennen, dankbar eingedenk der Lehrmeister dieser Tugend, Friedrich des Großen, der dies Pflichtleben für den Staat vorgelebt, und Kants, der philosophisch begründete, das Höchste für den Menschen ist die Pflicht.

Begeisterung und Pflichtbewußtsein, das sind gute Wehr und Waffen. Vereint trotzen sie allen Feinden, sie machen auch den Besiegten unbesiegbar.

Es ist unser nationaler Staat, der sie uns gegeben. Drum führen wir sie für ihn, für unser Deutsches Reich. Mit Blut und Eisen hat es Bismarck einst gebaut, drum machen Blut und Eisen es nur fester.

Krieg mußte kommen, um uns beten zu lehren und unser Volk aus wirrem Zwiespalt fest zu einigen. Der Krieg heilt seine Gebresten, er führt es wieder zu sich selbst zurück und macht es stark und groß, zu kämpfen und zu leiden. Das ist Segen des Krieges. Wir fühlen ihn lebendig wirkend. Des Krieges

Google

größter Segen aber ist, daß wir unter seiner harten Hand endlich einmal von ganzem Herzen fühlen, was uns unser Vaterland, was uns unser Staat ist.

Was wir sind, sind wir durch ihn und in ihm, für ihn leben wir und streben wir. Gibt er doch die irdische Form für alles das, was das deutsche Volk ist und kann und will. Er hebt den Einzelnen über sich selbst hinaus, und verleiht Dauer dem Streben unseres kurzen Lebens. Durch ihn gebildet, bilden wir ihn weiter, und geweiht durch das Blut seiner Söhne, soll er dereinst durch den Wetteifer jedes Einzelnen und der Parteien hoch und höher steigen, auf daß er seine Bürger zu immer edlerem Menschentume erziehe, nachdem der Krieg in den heißen Flammen seiner Not unserm Volk die Schlacken ausgeglüht, die seinen edlen Kern breit und frech überdeckten. Deshalb ist der Staat das Heiligtum seiner Bürger, er ist der Gral, den wir hüten und schützen. Nur in hoher, ernster Schicksalsstunde leuchtet er auf. Dann aber wirkt er seine Wunder: dann versöhnt er allen Zwiespalt und heilt die Gebresten und erfüllt jedes deutsche Herz mit dem Glauben an seine Kraft und gibt ihm Stärke, freudig in Kampf und Tod zu gehen, auf daß uns erhalten bleibe, unsern Kindern und Kindeskindern unser teures, heiliges Deutsche Reich.

Semi Meyer:

Der Krieg in der Geistesentwicklung der Menschheit.

Der Krieg ist gewiß so alt wie die Menschheit. Ob er ebenso alt zu werden Aussicht hat wie das Menschengeschlecht, das kann nur bezweifeln, wer über Grundbegriffe menschlichen Daseins, über Macht und Recht, über Staatsleben und Einzeldasein, ja über die Bedingungen des Lebens überhaupt Anschauungen huldigt, die ihren Ursprung nicht aus einer Würdigung der Tatsachen, nicht aus einer Einschätzung der Entwicklungsgrößen nehmen, sondern dem frommen Wunsche entkeimen, die Menschheit in ewigem Frieden sich ihrer geistigen und materiellen Güter ohne Störung erfreuen zu lassen. Ob der Krieg in irgend welcher Gestalt eine unumgängliche Bedingung des Entwicklungsganges schon aus rein biologischen Gründen sei und ob nicht allerlei friedlicher Wettbewerb die Entwicklung, soweit sie des Kampfes bedarf, aufrecht zu erhalten vermag, das ist freilich nicht leichthin zu entscheiden. Denn der Kampf ums Dasein kann im Lebensganzen jede Form annehmen, der Lebenskampf benutzt jedes Mittel zur Verdrängung des Mitbewerbers um den Lebensraum, der nimmer rastende Wettbewerb im Tier- wie im Pflanzenreich nimmt nur zu einem ganz geringen Teile die Form des blutigen

Google

Kampfes an und der sogenannte, so vielfach mißverständlich aufgefaßte „Kampf ums Dasein" Darwins würde durchaus nicht aufgehoben sein, wo blutige Entscheidungen durch Aufgebot äußerer Machtmittel hinwegfielen. Der Kampf ruht ja auch nimmer, Leben heißt kämpfen auch im Vollgenuß des Völkerfriedens, Kampf ist nicht Krieg.

Es sind andere als biologische Gründe, die die kriegerische Form des Daseinskampfes zwischen den Völkern zur harten Notwendigkeit für alle Zeiten machen. Die Gestaltung, die die menschliche Lebensgemeinschaft angenommen hat, macht die Entscheidung im Daseinskampfe durch Machtentfaltung unvermeidlich. Die menschliche Lebensführung im Verbande staatlicher Gemeinschaft ruht auf der das Recht schützenden Macht der gesellschaftlichen Gruppe. Zwischen den Gruppen aber kann es deswegen keinen Rechtszwang geben, weil es an dem Machtfaktor fehlen muß, der das Recht sichert. Ohne Rechtsschutz ist aber Recht und Gerechtigkeit nirgends verwirklicht. Ist doch das ganze Rechtsleben von Anfang bis zu Ende Gewaltanwendung gegen den Rechtsbruch, den absichtlichen wie den aus Irrtum über das, was das Recht des andern ist, hervorgehenden.

Wo sich Mächte aber gegenüberstehen, entfällt vernünftigerweise der Begriff des Rechtes und bei Konflikten muß die Macht entscheiden. Die Geschichte der Menschheit erzählt denn auch von nichts anderem, einen Friedenszustand gibt es und kann es nur geben innerhalb einer nach außen und innen geeinten Gruppe. Unser ganzer Kulturkreis hat eine solche einmal gebildet. Es war in der römischen Kaiserzeit, deren Blüte gewiß ein Höhenpunkt der Geschichte der abendländischen Menschheit gewesen ist. Zusammengebrochen aber ist das gewaltige, Frieden sichernde Reich nicht durch den Einfall von unorganisierten und an Zahl nicht einmal großen Barbarenhorden, sondern die Voraussetzung ausreichender Machtentfaltung, die innere Zusammengehörigkeit fehlte, und die Unmöglichkeit, die auseinanderstrebenden Geister zu verschmelzen, mußte eine Ohnmacht herbeiführen, die eine hohe, aber auch in der Friedenszeit erstarrte Kultur vor dem Ansturm der Barbaren zu Schanden werden ließ. Nur wer die Menschheit in ein einziges Staatengebilde jemals auf die Dauer einzupferchen für möglich hält, der kann an einen Dauerfrieden glauben, der aber kennt auch nicht den Sinn der Geschichte, der hat auch keinen Blick für die gewaltigen Entwicklungsmöglichkeiten, die in jedem Falle auch im kriegerischen Daseinskampfe entbunden werden.

Was in der weitzerstreuten Literatur über Kampf ums Dasein und Krieg zu lesen ist, das steht im Durchschnitt auf einer geringen Höhe des Blickpunktes. Darwins genialer Gedanke, daß Kampf das Leben zu erhöhen vermag, wird von den verschiedensten Standpunkten aus und mit Vorliebe von Leuten, denen die Voraussetzungen zu einem Urteil abgehen, mit einem Achselzucken abzutun versucht, das nichts verrät als Unkenntnis und Vorurteil. Wer im wissenschaftlichen Leben

Go gle

steht, weiß wie der einfache Gedanke heute zu einem Eckstein des biologischen Denkens, der Lehre vom Leben geworden ist, und das selbst bei denen, die es selbst nicht wahr haben wollen. Nun sind Kampf und Krieg Verwandte und jeder glaubt zum Thema leicht etwas sagen zu können, jeder Förster glaubt gar heute über Darwinismus und Lebensbedingungen mitreden zu dürfen. Da wird denn von Überklugen gegen Darwin eingewendet, wie der Krieg doch grade die ausgesucht rüstigsten wegraffe und die Schwächlinge schone, und es wird mit dem Krieg gleich aller Kampf aus den Lebensnotwendigkeiten wegdiskutiert und alles bemüht sich um die Wette, mit seinen kleinlichen Gesichtspunkten gegen eine Lehre zu Felde zu ziehen, die nichts geringeres bedeutet hat als eine Umwälzung in allen Weltanschauungsfragen.

Man darf Großes nicht klein machen wollen, indem man seinen kleinlichen Standpunkt hineinträgt. Darwin rechnet mit den gewaltigen Zeiträumen der ganzen Lebensbewegung. Es fällt ihm gar nicht ein, irgendwo eine Rechnung aufmachen zu wollen über jeden Vor- und Nachteil der Lebenschance, da doch für den einzelnen schon gewiß und für manche Art nicht minder das Schicksal vom Zufall bestimmt wird. Das Leben rechnet nicht mit dem Einzelgeschöpf, es rechnet mit Gattungen und es rechnet im menschlichen Daseinskreise mit Völkern und mit deren Geschlechterfolgen. Die aber kämpfen nicht um ihr Leben, sondern um Lebensmöglichkeit und Ausdehnungsgelegenheit für die kommenden. Wie weit in diesem weltgeschichtlichen Völkerringen die geistige Entwicklung der Menschheit selbst besteht, das ist offene Frage. Es ist die Ansicht aufgestellt und vielerlei aus der Geschichte läßt sich dafür sagen, daß in den geistigen Anlagen bevorzugte Völker die minder begabten immer wieder verdrängt und abgelöst haben und daß sich in solchem Kampfe von Spielarten der Gattung Mensch die Bewegung des Geisteslebens vollziehe. So viel wahres daran sicherlich ist, der Weg des menschlichen Geistes kann doch nicht im Aufstieg bevorzugter Rassen sich erschöpfen. Ist doch so sehr häufig der Sieger im Kriege der Besiegte im geistigen Wettkampf geblieben und mußte er sich den Geistesbesitz des Unterworfenen schließlich bald aneignen. Es muß die geistige Entwicklung neben dem Auf und ab der Völker eigne Triebkräfte besitzen, es müssen geistige Größen eine innere Schöpferkraft aufweisen, die die bestbegabten selbst erst in einer eigentlichen Entwicklungsarbeit zur Entfaltung ihrer Anlagen führt.

Der Krieg kann demnach gewiß nicht allein im Triebwerk der Entwicklungskräfte den Ausschlag geben. Aber der Krieg begleitet den Weg der Menschheit. Uns, ein Geschlecht des Friedens, die wir die Werke des Friedens in mehreren Jahrzehnten fördern durften wie kein Geschlecht vor uns, uns hat er mit seiner Gewalt hineingerissen in einen der schwersten Kämpfe, die die Kulturmenschheit noch gesehen. Ein jeder wohl fühlt sich aus seinen Bahnen friedlichen Wirkens plötzlich in eine ganz andere Welt, in ganz andere Daseinsbedingungen versetzt und verständlich ist es wohl, daß jeder seinen Gedanken über Notwendigkeit solchen

Go gle

Geschehens wie über seine Bedeutung im und fürs Leben nachgeht. Dem Betrachter der Geistesentwicklung der Menschheit muß sich in all dem großen Erlebnis des heutigen Tages mancher Gesichtspunkt ergeben, den nur erst die rauhe Wirklichkeit der gewaltigen Stunde klarer an den Tag bringt.

Zunächst ist das Sichtbarste, was sich auch dem oberflächlichen Blicke aufdrängen muß, daß jedenfalls der Krieg mit der geistigen Entwicklung Schritt hält. Er mag als ihr Förderer oder ihr Hemmnis eingesetzt werden, daß er selbst Geistestat geworden ist, daß er die geistigen Kräfte der Kämpfenden allesamt auf den Plan ruft und enthüllt, das kann niemand bestreiten. Das aber ist doch gewiß tröstlich, daß es heute nur die Geisteswaffen sind, die den Sieg verbürgen. Deutlich genug gibt sich ja schon in der Ausnutzung aller technischer Errungenschaften die geistige Natur der Kriegsleistung zu erkennen. Man unterschätze aber ja nicht die technische Seite des menschlichen Könnens, denn der Menschengeist ist seinem Grundcharakter nach ausgestaltet für die Aufgabe, einem Zwecke, den er ins Auge faßt, aus allen denkbaren Gelegenheiten die Mittel zu finden, technisch ist das menschliche Denken von Grund aus, das erste Werkzeug aber, das die erfindende Geistestätigkeit sich schafft, kann ebensowohl eine Waffe gewesen sein als ein Mittel für die Beschaffung von Nahrung oder Schutz. Der Stein in der Hand des Urmenschen ist jedenfalls beides zugleich, und welchem Zwecke er eher gedient haben mag, ist eine recht müßige Frage. Der Weg aber vom Wurfwerkzeug über Lanze und Pfeil zum Pulver und zum Rohrrücklaufgeschütz, der geht in gleichem Schritt einher mit der Bewältigung der natürlichen Hemmungen durch die menschliche Geistesarbeit. Der Krieg gestaltet sich fortwährend selbst um mit der Bereicherung der technischen Hifsmittel für alle Lebenszwecke.

Der Krieg ist die Prüfung, der sich immer wieder die Völker werden unterziehen müssen. Was er prüft, ist nicht das Können allein, es ist das Wollen vor allem, dessen Vermögen und Nachhaltigkeit er an den Tag bringt. Der Krieg prüft nicht nur die äußeren Machtverhältnisse, denn die Machtmittel sind nur etwas in der Hand von Volkseinheiten, die ihren Einheitswillen wiederum nur in der Kraftprobe bewähren. Es ist nicht wahr, daß die Kriegführung eine Sache kalter Berechnung geworden sei, nach dem Urteil aller Sachverständigen gibt auch heute der Geist allein, der die Männer am Geschütz beseelt, den Ausschlag. Der Krieg ist in seiner Gestaltung von einer früheren sittlichen Höhe ganz gewiß nicht herabgekommen, er ist in seinen Motiven und Zwecken aber selbstverständlich über den Ursprung weit hinausgehoben und er steht heute auf einer nie gesehenen Höhe, er hat mit der Geistesentwicklung Schritt zu halten vermocht. Die Weltgeschichte erzählt vom Ursprung des Krieges nichts anderes, als daß sein Anfang der Raub war, der sich in den Besitz jeden Erfolges der eben aufkommenden menschlichen Arbeitsleistung zu setzen suchte. Lange genug hat der Krieg seinen Ursprung nicht verleugnet. Die Wege der Menschheit sind keine geraden und zu den entsetzlichsten Hemmungen der Menschheitsarbeit gehören endlose Kriegszeiten ohne anderes

Google

Ergebnis, als daß immer der eine dem andern die Früchte seiner Arbeit raubte, bis oft genug schließlich beide verarmten und verkamen.

Unser Volk aber ist nicht auf Raub ausgezogen und auch unserm alten Erbfeind haben andere Gründe die Waffen wieder in die Hand gedrückt. Wir können es verstehen und haben es zu würdigen, daß die Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit auch mit der Gefahr zu völliger Machtlosigkeit herabzusinken den Waffengang wagen läßt. Auch die Bedrohung der Rolle des Beschützers stammverwandter Völker kann als Kriegsgrund bestehen vor dem weltgeschichtlichen Urteil. Was aber nicht mehr Sache der Lebensmöglichkeit eines Volkes ist, was den Krieg selbst entwürdigen muß, das ist der Raubkrieg, und darum ist in allen Schichten unseres tief sittlich fühlenden Volkes einmütiger Haß aufgelodert gegen den gewinnsüchtigen Ränkeschmied jenseits des Kanals und darum ist die letzte Verachtung nicht groß genug, die jeder unserer Landsleute dem Fremdling aus dem fernen Osten, der sich in unsern Kulturkreis gedrängt hat, entgegenschleudern wird für lange Zeiten, wo er ihn nur wieder zu Gesicht bekommen sollte.

Hier werden die Grenzen von Krieg und Frieden sichtbar, wie sie unter den neuen Verhältnissen des Weltverkehrs in Bildung begriffen sind. Denn mehr noch, als der Krieg Schritt gehalten hat mit der Geistesentwicklung, muß natürlich der Friedenszustand sich gewandelt haben unter dem Einfluß einer immer mehr Völker umspannenden Kulturgemeinschaft. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, das Verhältnis von Krieg und Frieden im Gang der geschichtlichen Entwicklung vor dem Auge vorbeiziehen zu lassen. Da dürfte sich mancher Zusammenhang zeigen, der der geläufigen Geschichtsschreibung entgeht. Wenn die staatsbildende Bedeutung des Krieges heute gegen manches alte Vorurteil anerkannt ist, so muß die Frieden erzwingende Macht des Krieges dafür weit mehr eingesetzt werden, als geschieht. Wie weit der Begriff des Staates den des Krieges einschließt, darf man heute nicht mehr mit philosophischen Überlegungen beantworten wollen, das paßte für das Zeitalter der Aufklärung, das jedem Ding und Verhältnis mit reiner Vernunft beizukommen sich vermaß. Da die harte Wirklichkeit heute nicht vor der Tür, sondern im Hause selbst steht, ist gewiß mancher Mann auch der groben Sprache der Wirklichkeit mehr zugänglich als in Zeiten, die sich eines Friedens erfreuen, der bei langer Dauer schließlich den Anschein erwecken kann, als verdanke er sein Dasein einem allgemeinen Willen zum Frieden und nicht der Macht, die ihn schirmt. Die bewegenden Kräfte, die sich in einem Willen kundtun, sind eine Resultante mannigfacher Strömungen schon in der Person, um wie viel mehr in einem Volksganzen und einer großen Kulturgemeinschaft, und die menschliche Natur bleibt unter allen Umständen am Ende der stärkste Einsatz in jedem Kampf, den Willensrichtungen mit einander führen.

Die Kulturgemeinschaft zwischen den Völkern hat ihre Grenze. Daß so viele Schranken gefallen sind, das läßt erwarten, daß vielleicht noch eine große Spanne Zeit hindurch immer mehr trennendes beseitigt wird. Das kann aber

Go gle

nur bedeuten, daß auch bis zur Erschöpfung der Entwicklungsfähigkeit des Völkerverkehrs der Friedenszustand sich weiter ausbauen wird, nicht daß der Friede selbst deswegen ins Unendliche verlängert zu werden Aussicht hat. Der Friedenszustand ist heute überall der normale. Das ist er nicht immer gewesen, wenn sich auch andrerseits als unrichtig herausgestellt hat, daß der Urzustand menschlicher Lebensführung ein Krieg ohne Ende sei. Für die Friedensaussichten bleibt die einzige Zukunft, daß sich immer mehr als einziger Zweck des Krieges die Friedenssicherung durchsetze. Die sichtbare und unverkennbare Macht bedarf keiner Kriegsprüfung, sie setzt sich in friedlicher Willensaufzwingung durch. Zu den Waffen greift nur, wer sich für mächtig genug hält, seinen Willen dem andern aufzudrängen, der einen Widerstand für aussichtsvoll hält. Es kommt bei der Prüfung darauf an, wer sein Können richtig eingeschätzt hat. Die Bewegung der Völker wie der Geister steht aber nimmer still, und kommen noch die Mächtegruppierungen in Bündnis zu Schutz oder Trutz in die Rechnung, so ist sichtbar der Zündstoff unerschöpflich und das politische Ideal des Gleichgewichts vermag deswegen den Frieden noch viel weniger zu sichern als das alte der Weltmonarchie. Der Friede, in dessen Genuß unser heutiges Geschlecht erwachsen ist, war ein Gleichgewichtsfrieden. Was er uns gebracht hat, das kann nicht leicht überschätzt werden, aber wir werden heute im Angesicht der kriegerischen Ereignisse auch mancherlei anders sehen. Vieles war gar nicht nötig. Es ist überflüssig, daß jeder, der das Geld dazu hat, in der halben Welt herumreist, wo er doch nichts zu sehen versteht, er findet auch zu Hause des Sehenswerten mehr, als er vermutet. Es ist noch weniger nötig, daß der Wohlstand sich an alle Genüsse gewöhnt, die der Erdkreis liefert. Wohl aber ist es notwendig, daß jede geistige Errungenschaft zum Gemeingut aller Teilhaber am Geistesleben der Kulturmenschheit werde. Nur ist auch da mancherlei bedenkliche Gleichmacherei an die Stelle gegenseitiger Anregung getreten. Nun wird der große Krieg aber mehr geistige Brücken abbrechen und mehr an Geistesgut vernichten, als manches Friedensjahr gebildet hat. Der Krieg aber soll der Weg zum Frieden in Ehren sein. Das mögen sich alle gesagt sein lassen, die heute die Erbitterung der Stunde fortreißt. Auf der Höhe unserer Zeit gebührt es sich nicht dem Kriege mehr zu geben, als des Krieges ist, und Sache der Friedensfreunde sollte es sein, den kommenden Frieden vorzubereiten, statt alle Tage die Schrecken des Krieges auszuschreien.

Damit kann man keine Friedensbewegung ernstlich fördern. Wir sehen heute die Kriegsschrecken und wir erleben staunend, wie sie von dem so unendlich verwickelt gewordenen Wirtschaftskörper doch getragen werden, wie das Unvermeidliche auch vom Volke hingenommen wird als Schicksal. Krieg und Frieden sind untrennbare Beziehungsbegriffe, wir führen wahrhaftig den Krieg nicht um seiner selbst wegen, sondern für den Frieden, und was wir hoffentlich bald brauchen werden, das sind die Staatsmänner, die die Friedensmöglichkeiten abzuwägen verstehen. Bismarcks Friedensschluß mit Österreich, die genialste staatsmännische Tat der Geschichte, enthüllt vielleicht schlagender als alles andere die heutige Stellung von Krieg und

Go gle

Frieden. Nur in diesem Verhältnis ist der Fortschritt der Geschichte zu suchen und man darf wohl sagen, darin offenbart er sich für jeden, der sehen will, deutlich genug. Nur bleibt eben menschlich, was dem Menschheitskreise angehört, es bleibt auch das Letzte und Höchste ein Stück des Lebens selbst. Das Leben aber können wir nicht gestalten und wenden, wir müssen es leben nach der erblich überkommenen Natur unseres Geschlechtes. Die Entwicklung können wir Kinder der Entwicklung nicht machen, sie trägt uns nur als ihre Geschöpfe und erlaubt uns nicht, uns über ihren Stand zu erheben. Das Leben bleibt ein Kampf für immer, die Lebenskräfte verzehren sich ohne ihn und verdorren im Genuß. Der Genuß des Menschen selbst hebt sich auf, wenn er nicht erkämpft wird gegen Widerstand, mit der Lust mußte das Leid ins Leben treten. Wir aber als einzige lebensbewußte Glieder im großen Reich des lebendigen Daseins, wir müssen auch den Kampf als Stück des Lebens ohne Rückhalt auf uns nehmen. Heil dem Geschlecht, das die bittere Notwendigkeit so trägt, wie zur Stunde das zum ersten Male wirklich geeinte große deutsche Volk!

Dr. Albert Südekum,

Mitglied des Reichstags:

Mietunterstützungen.

Die ausgezeichneten Leistungen der deutschen militärischen Mobilisierung haben die Bewunderung der ganzen Welt erweckt. Uns im eigenen Land sind sie beinahe als etwas Selbstverständliches erschienen. Denn wenn man die Menge von Arbeit und Mitteln bedenkt, die schon in langen Friedensjahren auf die Vorbereitung der Mobilisierung verwendet worden sind, dann bleibt zwar die Leistung immer noch außerordentlich, verliert aber das Überraschende. Wie notwendig sorgfältige Vorbereitung im ganzen wie im einzelnen ist, hat uns die Erfahrung dieser schweren Prüfungs- und Leidenszeit wiederum eindringlich klar gemacht.

Auf beinahe allen Gebieten außer dem der reinen militärischen Vorbereitung haben sich Mängel gezeigt. Wenn auch in unserer wirtschaftlichen Organisation einige Glanzleistungen zu verzeichnen sind, die ganz gewiß nicht herabgesetzt werden sollen, wie z. B. die Arbeit der Reichsbank, so hat doch im allgemeinen die wirtschaftliche Mobilmachung ihre Aufgabe nicht entfernt gelöst. Alle, gegen die sich diese Feststellung richtet, können für sich in Anspruch nehmen, daß man in den weitesten Kreisen unseres Volks mit einem europäischen Krieg trotz allen bedrohlichen Anzeichen der letzten Jahre nicht gerechnet, seine unmittelbaren

Go gle

Wirkungen nicht genügend vorausbedacht hat. Die Reichsregierung hatte eine Anzahl von wirtschaftspolitischen Gesetzen bereits im Frieden ausgearbeitet und holte sie rasch aus dem Aktenschrank hervor. Die Volksvertretung hat ihr großes Vertrauen erwiesen und an den Entwürfen nur geringe Änderungen vorgenommen. Man ließ sich dabei von der Zuversicht in die Anpassungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft leiten und rechnete darauf, daß private Wohltätigkeit oder behördliche Improvisation helfen würden, wo Reibungen entstünden und die Not ansteigen könnte. Die private Wohltätigkeit in allen Ehren. Sie hat in dieser schweren Zeit viel Gutes geschaffen. Aber sie arbeitet ihrer Natur nach ungleichmäßig: an manchen Orten gab sie mit offenen Händen und aus heißem Herzen, an anderen wiederum versagte sie in der schimpflichsten Weise. Man darf von ihr überhaupt nicht verlangen, was nicht ihrer Natur ist. Sie kann und soll in dem Gefüge unseres wirtschaftlichen und staatlichen Lebens eine elastische Zugabe sein, die bei unvermeidlichen Härten der öffentlich-rechtlichen Organisation eingreift. Ihr eigentliches Gebiet sind die „Grenzfälle". Nur vorübergehend kann private Wohltätigkeit den Mangel öffentlich-rechtlicher Organisation verdecken, auch Zeit für Improvisation gewähren, wobei dann allerdings die im Augenblick und für einen vorübergehenden Zweck geschaffenen Einrichtungen nur allzu oft die Spuren ihrer hastigen Entwicklung an sich tragen.

In dem Chaos der ersten Kriegswochen, als kopflose Menschen im panischen Schrecken die Läden stürmten, um Vorräte zu Wucherpreisen an sich zu reißen, als Arbeiter und Angestellte in Massen auf die Straße geworfen, den noch Beschäftigten die Gehälter in einer oft direkt harten Weise gekürzt wurden, haben sich, soweit die deutsche Arbeiterschaft in Frage kommt, die eigenen Organisationen, die Gewerkschaften und Genossenschaften, so recht eigentlich als das Rückgrat der wirtschaftlichen Existenz der Minderbemittelten erwiesen und bewährt. In unseren Großstädten und den industriellen Siedelungen sitzt eine gewaltige Menschenmasse, deren Leben von dem Arbeitslohn des Familienoberhaupts ganz oder doch zum größten Teil abhängt. Losgelöst von der nährenden Scholle, hausen diese Massen ganz überwiegend in Mietwohnungen, deren Einrichtung oftmals einem Abzahlungsgeschäft entnommen ist. Stockt die Lohneinnahme des Familienoberhaupts, dann gerät die Familienexistenz sofort ins Wanken, wenn nicht Ersparnisse aus guten Tagen zeitweise Halt gewähren können, oder wenn nicht die Gewerkschaften und die Genossenschaften die stützende Hand bieten. Noch ehe in den ersten Kriegswochen die gesetzlichen Unterstützungen des Reichs und die vielfach recht geringen Zuschläge der Gemeinden den Unterstützungsberechtigten zufließen konnten, schon weil an den meisten Orten noch das zur Grundlage der Auszahlung dienende Listenmaterial fehlte, Kasseneinrichtungen nicht fertiggestellt waren usw., hatten die Gewerkschaften den ersten Anprall der Notleidenden auszuhalten, stellten sie in nicht genug zu rühmender Entschlossenheit und Opferbereitschaft ihre Millionen in den Dienst der großen

Google

Sache, bannten die Schatten der Not von den Schwellen unserer arbeitenden Bevölkerung.

So großes die Gewerkschaften und Genossenschaften geleistet haben, so wohltätig Reichs- und Gemeinde-Unterstützungen an die Familie der Kriegsteilnehmer wirkten, und so glänzend wenigstens an einzelnen Orten und in einzelnen Kreisen das Zusammengehörigkeitsgefühl in privaten Leistungen Ausdruck fand: alles das reicht bei weitem noch nicht aus, und namentlich auf zwei Gebieten muß viel mehr geschehen. Es ist einmal nicht genügend für die Versorgung der durch den Krieg arbeitslos Gewordenen geschehen, und es ist andermal die Wohnungssicherung für Minderbemittelte noch nicht genügend durchgeführt worden.

Was die Arbeitslosen anlangt, so trösten sich viele mit der Mitteilung, daß die Verhältniszahlen, die vom Arbeitsmarkt gemeldet werden, in der letzten Zeit niedriger geworden seien. Die Abnahme der Arbeitslosigkeit ist an sich richtig. Die meisten Berufe haben jetzt weniger Arbeitslose als im August. Aber damit verliert das Problem nur an Umfang, nicht an Schärfe. Es bleiben auch jetzt noch sehr viele arbeitslos, die trotz der ernstesten Bemühungen keine Arbeit finden können. Dem hungernden Mann, der sich durch die Straßen schleppt, um seine Arbeitskraft anzustellen, ist es gleichgültig, ob neben ihm noch hundert oder noch tausend das gleiche schlimme Los haben. Wenn sich heute die Behörden des Reichs gegen eine Arbeitslosen-Versicherung noch sträuben, so entspringt dieses Verhalten alten, veralteten Überlieferungen: der Scheu vor Anerkennung notwendiger organisierter Selbstverwaltung der Arbeiter, der Angst vor einer zu starken Belastung der Staatskassen. Und doch kann man mit großer Sicherheit erwarten, daß die erstarkende Arbeiterbewegung und die der sozialen Gerechtigkeit günstige öffentliche Meinung die Arbeitslosen-Versicherung in naher Zukunft durchsetzen werden; wenn England sie einführen konnte, wird es das sozial besser organisierte Deutschland wohl auch können. Sodann ist die Befürchtung vor einer allzu schweren Belastung staatlicher oder gemeindlicher Kassen deshalb unbegründet, weil die Arbeitslosen-Versicherung eine notwendige Ergänzung für die anderen Zweige der Sozialversicherung ist und durch Kraft-Erhaltung außerordentlich kostenersparend wirkt.

Jetzt in der Kriegszeit würde die Arbeitslosenunterstützung den indirekten Opfern des Kriegs Brot in die Hand drücken.

Sie brauchen aber auch ein Dach über dem Kopf.

Das Gesetz vom 4. August schützt Kriegsteilnehmer und ihre Familien. Ein Kriegsteilnehmer kann während der Zeit seiner Aktivität zu keiner Zahlung gezwungen werden. Es ist nicht die Absicht des Gesetzgebers gewesen, die Zahlungspflicht schlechthin aufzuheben. Es ist auch nicht einzusehen, warum eine wohlhabende Familie, obschon sich ihr Oberhaupt im Kriege befindet, nicht die Miete zahlen, die laufenden Rechnungen pünktlich begleichen sollte. Aber die

Google

Fassung des Gesetzes, die dem Nichtbemittelten einen Schutz gewähren wollte, gibt in der Tat auch dem Böswilligen Gelegenheit, sich Verpflichtungen zu entziehen, deren Erfüllung man zu anderer Zeit von ihm erzwingen könnte. So wie die Dinge liegen, kann man den Familien der Kriegsteilnehmer das Dach nicht wegnehmen, ob sie Miete zahlen oder nicht: der Versuch einer Exmission muß scheitern. Aber ist ihnen damit wirklich geholfen? Unser bürgerliches Recht gibt dem Hausbesitzer sehr große Vorrechte, die in den Mietsverträgen zumeist noch weit über die Vorschriften des B. G. B. hinaus ausgedehnt werden. Das Gesetz vom 4. August schafft die Mietsschuld nicht aus der Welt, entbindet lediglich von der augenblicklichen Tilgungspflicht. Derjenige, der den Krieg glücklich überstanden hat, kann bei seiner Heimkehr in eine verzweifelte Lage geraten: seine Familie hat zwar inzwischen eine Wohnung gehabt, aber die Mietsschuld ist aufgelaufen, hat eine Höhe erreicht, die eine Abzahlung selbst bei normalem Verdienst in Jahren unmöglich macht. Er, der ausgezogen war, um, wie man so schön sagt: „Haus und Hof, Heim und Herd" zu verteidigen, steht vor dem Ruin seines Glücks: seine Häuslichkeit wird zertrümmert, seine in den Möbeln und Einrichtungsgegenständen angelegten Ersparnisse fliegen in alle Winde — mit dem Heim ist es aus. Dasselbe Schicksal kann übrigens beim Heldentod eines Familenvaters auf dem Schlachtfeld die zurückgebliebene Familie schon früher treffen, denn das Gesetz vom 4. August zeigt die empfindliche Lücke, daß es die Hinterbliebenen eines Kriegers gar nicht schützt. Seine Wirkung stirbt mit dem Tode des Kriegers. Hier müßte schleunig gebessert werden. Wenigstens durch drei Monate nach dem Tode des Kriegers sollte seine Familie geschützt bleiben. Man gibt ja auch den Hinterbliebenen eines Beamten ein Gnadenquartal.

Was für die direkten Opfer des Kriegs gilt, gilt ebenso, vielfach sogar noch verstärkt, für seine indirekten. Der Arbeits- und deshalb Mittellose kann in der Regel seine Wohnungsmiete nicht bezahlen, selbst wenn er Gewerkschafts-Unterstützung erhält, oder aus anderen Quellen kleine Einnahmen hat. Erreicht seine Not den höchsten Grad, hören die Gewerkschafts-Unterstützungen auf, stocken alle anderen Einnahmen, dann bleibt nur der Weg zum Armenamt übrig. Das bedeutet nicht nur den Verlust politischer Rechte, sondern auch eine moralische Erniedrigung, der glücklicherweise jeder ordentliche Arbeiter zu entgehen bis auf das Äußerste bestrebt bleibt.

Zu den Arbeitslosen treten aber noch andere Kreise hinzu, die ebenfalls nicht oder nur sehr schwer in der Lage sind, ihre Mietsschulden zu decken, ohne ihren Lebensstandard empfindlich zu ändern. Es sind das Mittelstands-Existenzen, Pensions-Inhaberinnen und dergleichen.

Alles in allem genommen handelt es sich um so weite Kreise unseres Volks und um einen so schweren Notstand, daß niemand daran teilnahmlos vorübergehen kann. Es kann gar keine Frage mehr sein, ob überhaupt Mietunter-

Google

stützungen an verschiedene Gruppen der Unterstützungsbedürftigen gezahlt werden sollen, sondern nur noch, wie es geschehen kann und soll.

Volkswirtschaftlich betrachtet bedeutet das Unvermögen weiter Kreise, ihren Mietverpflichtungen gerecht zu werden, eine Senkung der Grundrente. Die Rente des in unseren Großstädten und industriellen Siedelungen für Wohnzwecke benutzten und zur Verfügung gehaltenen Bodens ist nach meiner Überzeugung viel zu hoch hinaufgetrieben worden. Spekulative Geländekäufe und sehr willfährige, zum Teil sogar gefährliche Schätzungen haben das zwar nicht allein bewirkt, haben aber doch sehr viel dazu beigetragen. Hohe Grundrente vom Wohnboden bedeutet eine hohe Zinsverpflichtung für die nicht mehr bodenständige Bevölkerung. Eine Senkung der Bodenrente ist dringend erwünscht und sollte mit allen Mitteln angestrebt werden.

Man könnte nun gegen den Vorschlag, den nicht zahlungsfähigen Mietern Unterstützungen zu gewähren, den grundsätzlichen Einwand erheben, daß dadurch eine im Gange befindliche Senkung der Grundrente aufgehalten werde. Es ergibt sich daraus, daß die Mietunterstützung sehr sorgfältig abgemessen und konstruiert werden muß, wenn sie nicht zur reinen Hausbesitzer-Unterstützung, d. h. zur Grundrentensicherung werden soll. Es ist durchaus unerwünscht, daß wir etwa bei dem städtischen Hausbesitz dasselbe Schauspiel erleben sollten, wie jetzt beim ländlichen Bodenbesitz. Die landwirtschaftliche Grundrente ist infolge der Zollgesetzgebung des Reichs im letzten Jahrzehnt außerordentlich stark gestiegen. Nach dem Kriegsausbruch sind die Zölle auf Lebensmittel abgeschafft worden. In normalen Zeiten würde die sofortige und unbedingte Aufhebung der Zölle zu einer Katastrophe des ländlichen Grundbesitzes geführt haben. Seit dem Kriegsausbruch ist aber eine nennenswerte ausländische Konkurrenz unserer Landwirtschaft nicht zu befürchten, und dennoch hat die Regierung durch Festsetzung von Höchstpreisen, die alles Zulässige übersteigen, den Landwirten eine höhere Rente gesichert, als sie vor dem Krieg genossen.

Ähnliches gilt es beim städtischen Grundbesitz zu verhüten. Wir wollen der Mietbevölkerung helfen, aber die Hilfe nicht zu einer Grundrenten-Treiberei mißbrauchen lassen.

Die besondere Lage des städtischen Grundbesitzes, in erster Linie des auf Wohnungsmieten angewiesenen, ergibt sich aus seiner Monopolstellung. Während ein Fabrikant, der in freier Konkurrenz einem anderen gegenübersteht, sehr wohl ein Interesse daran haben kann, daß sein Nebenbuhler zu Grunde geht, weil er dann dessen Kundschaft an sich reißen kann, liegt es durchaus nicht im Interesse des einen Grundbesitzers, daß sein Nachbar vor die Hunde geht. Die starke Entwertung eines Grundstücks oder einer Klasse von Grundstücken berührt unmittelbar alle anderen Grundstücke eines gegebenen Orts. Daraus ergibt sich eine gewisse Solidarhaftung für den Grundbesitz, die in diesen schweren Zeiten auch praktisch wirksam gemacht werden kann.

Google

Am Grundbesitz sind nicht nur die nominellen Eigentümer interessiert, sondern ebenso sehr die hinter ihnen stehenden Hypotheken-Gläubiger. Ich deutete schon vorhin an, daß in vielen Großstädten, aber oft auch auf dem Lande, Grundstücke durch allzu hohe Schätzungen überwertet und infolgedessen auch überkapitalisiert worden sind. In diesen ungesunden Zuständen wäre eine „Pferdekur" vielleicht ganz angebracht. Auf alle Fälle müssen die Hypotheken-Gläubiger bei einer allgemeinen Notlage auch Opfer bringen, schon um größere Schwierigkeiten zu vermeiden.

Das eine Extrem, das man sich unter heutigen Zuständen vorstellen kann, ist ein restlos durchgeführter Mieterstreik, so zwar, daß überhaupt keine Mieten mehr bezahlt werden. Die Austreibung von Familien von Kriegsteilnehmern scheitert an den gesetzlichen Bestimmungen, diejenige der andern Mietsbevölkerung an der faktischen Unmöglichkeit, Hunderttausende obdachlos werden zu lassen. Das andere Extrem wäre, daß alle Mieten pünktlich und vollständig bezahlt werden. Dazwischen liegt die Wirklichkeit: ein Teil der Mieten wird bezahlt, ein anderer Teil kann oder will nicht entrichtet werden. Die moralische Verpflichtung des Mieters, nach Leistungsfähigkeit auch Miete zu leisten, kann nicht bestritten werden, die Solidarhaftung des Grundbesitzers und der Hypothekengläubiger wurde nachgewiesen. Nun bleiben noch andere, die eingreifen müssen. Das sind Reich oder Staat und Gemeinde. Der Krieg ist etwas, was uns alle angeht, soweit wir im Reich vereinigt sind. Er trifft nicht alle gleich hart, aber er trifft alle. Ob Reich oder Staat den zu schwer Getroffenen helfen sollen, das ist eine Kompetenzfrage, nichts anderes. Beide werden sich der Gemeinde als Organ zur Hilfeleistung bedienen, und die Gemeinde wird aus eigenem Interesse, mit feinerem Verständnis und geschmeidigerer Hand, ihre Hilfe hinzutun. So soll es ja nun auch geschehen. Eine Bundesratsverordnung, so verlautete um die Mitte des Dezembers, soll noch so rechtzeitig erscheinen, daß sie auf den bevorstehenden Januartermin wirksam werden kann. Sie sieht formal die Schaffung von Mieteinigungsämtern vor, materiell die Überweisung von 120 Millionen Mark aus Reichsmitteln an Gemeinden, die ihrerseits Aufwendungen für Mietunterstützungen machen. Die Einwendungen, das Reich könne nicht über die Gemeinden den Notleidenden helfen, Einwendungen rein formalistischer Natur, sind also nicht als berechtigt anerkannt worden. Wenn das Reich Wertzuwachssteuer, deren materielle Grundlage zum großen Teil durch die Leistungen der Gemeinde geschaffen war, gemeinsam mit den Gemeinden erheben konnte, dann wird es in der Tat auch wohl Hilfeleistungen mit ihnen gemeinsam organisieren können. Und der andere Einwand, daß es sich um zu große Beträge handeln werde? So wie das Geld bei der Bekämpfung unserer äußeren Feinde keine Rolle spielt, so darf es auch bei der Bekämpfung innerer Notstände keine Rolle spielen. Wer die Not im Inneren bannt, der rüstet für den Frieden. Und die Friedensrüstung ist eine ebenso wichtige wie die kriegerische.

Google

In verschiedenen Städten ist die Mietunterstützung verschieden organisiert worden. Überall sind aber einzelne Grundsätze festgelegt worden, namentlich der, daß nur dort Mietunterstützungen gezahlt werden, wo die Hausbesitzer (und alsdann auch die Hypotheken-Gläubiger) einen entsprechenden Mietnachlaß unter der Anerkennung gewähren, daß der Rest als getilgt zu gelten hat. Wenn, wie aus einer öffentlichen Bekanntmachung des Oberbürgermeisters von Hagen hervorgeht, einzelne Hausbesitzer die Anerkennung unterschreiben, dann aber doch von den unterstützten Mietern den Rest beizutreiben, zu erpressen suchen, dann ist ein solches Benehmen auf das Entschiedenste zu verurteilen, kann aber nicht als ein ernster Einwand gegen den Grundgedanken des Systems verwertet werden.

Auch wer, wie ich, die Lösung des Wohnproblems in einer ganz anderen Gestaltung unseres Wohnwesens sieht, darf in dieser Ausnahmezeit den Gedanken der Wohnungssicherung Minderbemittelter durch Mietunterstützungen aus öffentlichen Kassen nicht ablehnen, sofern die eben erwähnten Vorsichten gegen Mißbrauch und gegen Schädigungen des Volksganzen gewährleistet sind.

A. G. Jaeger:

Die masurische Seenlandschaft.

Die gegenwärtige, die große Zeit bringt Vieles und Großes zuwege, was zuvor unmöglich erschien, und räumt manches Vorurteil, das als unausrottbar galt, mühelos aus dem Wege. Das vielgeschmähte „Ostelbien", das oft gering geachtete Ostpreußen ist heute in aller Augen ein Kleinod geworden, dessen vollen Wert und Bedeutung viele erst jetzt erkennen, nachdem Wegelagerer es uns wegzunehmen versuchen und seine Fassung beschädigt haben. Das „Auge des Preußischen Staates" nannte der Große Kurfürst das Gebiet der heutigen Provinz Ostpreußen, und dieser Vergleich ist uns erst jetzt in seiner vollen Bedeutung bewußt geworden, nachdem wir außer der „Wacht am Rhein" die „Wacht im Osten" errichtet haben. Es erübrigt sich, hier der einzelnen Waffentaten des genialen und ruhmreichen Generalfeldmarschalls v. Beneckendorf und Hindenburg zu gedenken in diesem historischen Augenblick, da uns die Weltgeschichte mit sanftem Druck den Kopf nach Osten wendet, einem Teil unseres Vaterlandes, der uns bisher nicht viel mehr denn ein geographischer Begriff gewesen ist.

Abgesehen von den mit großen Kraftanstrengungen im nördlichen Ostpreußen von den Russen unternommenen Durchbruchsversuchen interessiert uns hier vor allem der Süden der genannten Provinz, denn bereits zweimal erlebte

Google

die russische Armee (als Abschluß einer ganzen Anzahl kleinerer, wenn auch nicht minder heftiger Kämpfe im Norden) gerade hier eine Katastrophe (Tannenberg, Ortelsburg, Gilgenburg, Neidenburg am 31. August und Soldau am 16. November). Übrigens kam die erste Nachricht vom östlichen Kriegsschauplatz unmittelbar nach der Kriegserklärung an Rußland aus diesem Gebiet und besagte, daß eine russische Kavalleriepatrouille von Bialla nach Johannisburg zu reite. Dieser strategisch so bedeutungsvolle Teil Ostpreußens mit seinem landschaftlichen Reiz heißt Masuren, d. i. der südöstliche Abschnitt der baltischen Seenplatte zwischen der Kernsdorfer Höhe im Südwesten und dem Goldaper Hochland im Nordosten mit seiner nördlichen und südlichen Abdachung bis zur russischen Grenze hin, der die altpreußischen Gaue Galindien und zum Teil Sudauen umfaßt. In engerer Beziehung umfaßt Masuren die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lyck, Lötzen, Ortelsburg, Neidenburg, Rössel, Oletzko, Osterode und Allenstein mit Lyck als Hauptstadt.

Eine große Abwechslung zwischen Höhen (bis zu 300 m) und Seen verleiht dem Gebiet einen eigenartigen Naturcharakter und landschaftlichen Typus. Die außerordentlich zahlreichen Seen liegen in tiefen Senkungen des Landrückens. An ihren prächtig bewaldeten Ufern steigen die Berge steil an und kleine, meist melancholisch dahinfließende Flüsse schlängeln sich als Verbindungswege zwischen den einsamen stillen Tälern durch die masurische Landschaft, die hier etwa den Havelseen ähnelt, jedoch vor diesen die keusche Unberührtheit und das Fehlen der aufdringlichen Touristenindustrie voraus hat. Auch insofern fällt der Vergleich, was landschaftlichen Reiz anlangt, zugunsten Masurens aus, als hier die Erhebungen um die Seen bis zu mehr als 90 m aufragen, sodaß man von mehreren Höhen aus einen Blick von großer Schönheit über die Seen hat. Von dem nahe bei dem Städtchen Rhein gelegenen Aussichtspunkt „Seeblick" sieht man die Spiegel von nicht weniger als zwölf einzelnen Seen heraufblinken, ein landschaftliches Bild, das man so leicht nicht aus dem Gedächtnis verliert.

Die masurische Seenplatte ist ein beliebtes Ausflugsziel für die Bewohner ganz Ostpreußens. Ein bequemer Weg in die schönsten Teile Masurens bietet sich von Lötzen aus, das man von Königsberg aus mit dem Personenzug in $2^1/_4$ Stunde erreicht. Lötzen (6500 Einwohner) liegt auf der Landenge zwischen Löwentin- und Mauersee. Hier ist der wichtigste Zugang nach dem südöstlichen Masuren auf viele Meilen hin nach Norden und nach Süden. Deshalb wurde auch in den Jahren 1844—1848 im Westen der Stadt Lötzen die starke Feste Boyen angelegt gegen Einfälle in das südliche Ostpreußen. Dieses wichtige Bollwerk gegen Rußland hat sich, wenngleich die Russen seine Belagerung gar nicht erst versuchten, als außerordentlich wichtiger Stützpunkt für die Operationen unserer Armee erwiesen. So wurden bei der ersten masurischen Schlacht von der Feste Boyen aus Geschütze auf den Vergnügungsdampfer „Barbara" gebracht und vom Mauersee die russischen Stellungen besonders wirksam beschossen.

Go gle

Von Lötzen aus führt uns der kleine Dampfer durch einen zwei Kilometer langen Kanal in den nördlichsten der drei größten masurischen Seen, den fast 100 km langen, aus verschiedenen Abschnitten bestehenden Mauersee. Aus dem sich weithin erstreckenden Wasserspiegel tauchen auf der ganzen Fahrt zahlreiche Werder hervor. An dem urwüchsigsten Stück der Seenlandschaft, der verträumt aus dem Wasser emporsteigenden Insel Upalten, verlassen wir das Schiff, um eine Wanderung unter den dichten Kronen gewaltiger Baumriesen zu unternehmen. Bei einem Besuch des von dem gegenüberliegenden Ufer herüberleuchtenden Ortes Steinort (dem Hauptsitz des Graf Lehndorffschen Besitzes) erfreuen uns bei unserem Spaziergang auf das Schloß, der uns durch einen unvergleichlich herrlichen Park führt, unzählige, vielhundertjährige Rieseneichen. Am Austritt der Angerapp im Norden des Mauersees liegt der wichtige Bahnknotenpunkt Angerburg, eine Stadt von 6000 Einwohnern. Wandert man von Lötzen aus durch das weite Waldrevier der Rothebuder, Berkener und Haidewalder Forsten, die in ihrer Mitte so manchen verträumt daliegenden See bergen, so gelangt man zu den herrlichen Fernsichten auf der Goncza Gora. Mit der Südbahn würden wir von Lötzen aus Lyck, Masurens Hauptstadt erreichen, die im Jahre 1425 am Ufer des Lycker Sees begründet wurde. Lyck hat, wie auch im gegenwärtigen Zeitalter, viel unter Krieg gelitten.

Masurens schönster und berühmtester Punkt ist unstreitig Rudczanny und der Niedersee, den man auf einem Dampfer mit südlichem Kurs über den 25,99 qkm großen Löwentinsee, durch mehrere Kanäle, sowie den Jalter-See erreicht. Die erhabene Schönheit Masurens verdichtet sich, nachdem wir das Städtchen Rhein passiert haben, auffallend. Die Ufer werden höher und sind bewaldet, und je weiter wir uns von dem an dem gleichnamigen See liegenden schmucken Ort Nikolaiken entfernen, desto mehr steigert sich die reizende, auf beiden Seiten dicht bewaldete Seenlandschaft. Nach Osten öffnet sich dann ein freier und weiter Durchblick auf den größten der masurischen Binnenseen, den Spirdingsee, der mit seinen 150 qkm z. B. die Müritz in Mecklenburg (133 qkm) und den Vierwaldstätter See (113 qkm) an Größe erheblich überragt. Nachdem wir die Oberförsterei Guszianka passiert haben, kommt Rudczanny in Sicht, das überaus reizvoll am Niedersee liegt. Eine Bahnstation, ein bescheidenes Logierhaus, drei Schneidemühlen, zwei Forsthäuser, — das ist der ganze Ort, der in seiner Romantik und idyllischen Weltabgeschiedenheit dem amerikanischen Urwald nicht nachsteht: unabsehbare Wälder, auf den Seen ungeheure Mengen Hölzer und eine Anzahl Holzfäller und Waldarbeiter, das scharfe Singen der Schneidemühlen, sonst Stille nah und fern, eine köstliche Einsamkeit, die jedoch keineswegs Langweiligkeit und Eintönigkeit bedeutet. Unter einer hohen Eisenbahnbrücke, der „Porta Massovia" hindurch fährt der Dampfer in den als Perle Masurens weitberühmten Niedersee, auf dessen kristallklaren Wassern die von üppiger Vegetation bestandenen Inselchen wie riesige Buketts zu schwimmen scheinen. Einige

Go gle

Kilometer westlich von Rudczanny begegnen wir dem Crutinnafluß, dessen Wasser so klar ist, daß man auf sein mit Wasserpflanzen und Lebewesen aller Art bedecktes Bett wie in eine wundersame Märchenwelt hinabschaut. Im Norden Rudczannys ist eine Niederlassung der Philipponen (fanatische Tochtersekte der Pomerzy, welche die Selbstverbrennung empfahl) bemerkenswert, die vor hundert Jahren aus Rußland eingewandert sind und die Tracht, Sitten und die Art des Hausbaues ihrer ursprünglichen Heimat hierher verpflanzten. Rudczanny selbst liegt inmitten der Johannisburger Heide, die den bedeutendsten Rest der vom Deutschen Orden zum Schutz seines Gebietes geschaffenen „Wildnis" bildet und das größte zusammenhängende Waldgebiet des preußischen Staates (964 qkm) darstellt. Die Bestände sind in der Hauptsache die hohen, schlanken, wunderbar geraden und ebenmäßigen Kiefern mit einer kleinen Krone hoch oben, sodaß man den Eindruck hat, unter Palmen zu wandeln.

Die heutige, 3817 Einwohner zählende Kreisstadt Johannisburg ist um die vom Deutschen Orden 1345 erbaute, inzwischen jedoch längst zerstörte Johannisburg entstanden und hat insofern historische Bedeutung, als hier (1797/99) York Kommandeur der Garnison war. Eine Bahnlinie verbindet Johannisburg und Lötzen mit der Zwischenstation Arys (1933 Einwohner), durch seinen großen Truppenübungsplatz auch im Reich bekannt. Nördlich von Lyck liegt, fernab vom Verkehr, das Grenzstädtchen Marggrabowa, das, wie so viele derartige vorgeschobene ostpreußische Städte, erst durch die Russeninvasionen zur Bedeutung gelangte und vorher allenfalls durch seinen 7 ha großen Marktplatz, den größten ganz Deutschlands, bemerkenswert war.

Die Becken der fischreichen masurischen Seen, in denen ungezählte Tausende russischer Soldaten den Tod gefunden haben und noch finden, sind 25 bis 51 Meter tief, doch schwankt die Wasserhöhe zwischen 3 bis zu 51 Meter. Da der größte Teil der Seen durch schmale Rinnen mit einander verbunden ist, kann eigentlich von einzelnen Seen nicht gesprochen werden. Von den übrigen kleineren Seen unterscheiden sich die drei größten, der Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee, durch ihre flachen Ufer und erheblich geringere Tiefe.

Während die Natur das Seengebiet mit Schönheit und Üppigkeit im landschaftlichen Sinne verschwenderisch ausstattete, weist Masuren jedoch auch große Landstriche auf, die keiner Kultur zugängig sind. Der Boden ist sandig und steinig, läßt keinerlei Beackerung zu und bleibt daher unfruchtbar, und deshalb ist die ganze Gegend überaus öde, eintönig und armselig. Im Süden Masurens besteht der Boden lediglich aus Sand, meilenweit. Hier hat der Staat große Ödländereien angekauft, um sie durch Aufforstung im Laufe der Zeit nutzbar zu machen. Ebenso wurden in den letzten Jahren ernsthafte Versuche unternommen, um große Sümpfe und Moore landwirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist daher verständlich, daß in diesen Gebieten die Dichtigkeit der Landbevölkerung außerordentlich gering ist (bis zu 4 Personen auf den Quadratkilometer

Go gle

gegenüber einem Durchschnit von 112 im übrigen Deutschland) und die Kultur sich erst in neuerer Zeit nach der Herstellung von Verbindungswegen Bahn bricht. Dabei ist bemerkenswert, daß Masuren bis ins 13. Jahrhundert eine zahlreiche Bevölkerung hatte und erst nach der Eroberung durch den Deutschen Orden zur Einöde geworden ist, der die alten Landschaften Galindien und Sudauen gewaltsam entvölkerte und die sich bis hoch nach Norden erstreckende „Wildnis" schuf, um seine Besitzungen vor Überfällen aus Polen zu schützen. Was Masuren dieser Wildnis, in der nur einigen wenigen Holzfällern, Jägern und Fischern die Ansiedelung gestattet wurde, verdankt, ist allein sein heutiger ungeheurer Waldreichtum. Später änderten die Ordensritter ihre Politik und ließen die Besiedelung durch Einwanderer aus Masovien (in der Neuzeit das Gouvernement Warschau), der polnischen Landschaft südlich der Drewenz, zu, dies jedoch erst nach den Erfahrungen des 13jährigen Krieges (1454/66) unter Herzog Albrecht I. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der Ordensburgen Neidenburg, Soldau, Lötzen, Johannisburg und Lyck. Erst im 19. Jahrhundert stellte sich das Deutschtum dem bis dahin vorherrschenden und immer mehr nach Norden vorgedrungenen Polentum mächtig entgegen, nachdem in den Schulen das Deutsche als Unterrichtssprache eingeführt worden war.

Masuren zählt 380 000 Einwohner, deren Umgangssprache hauptsächlich die masurisch-polnische ist, ein Dialekt, der sich übrigens von der hochpolnischen Muttersprache ziemlich weit entfernt. Infolge seiner Abstammung, die wohl nur noch in seltenen Fällen rein erhalten ist, nähert sich der Masure dem polnischen Volkscharakter, doch verschmäht er im allgemeinen seine Herkunft und ist mit Stolz deutsch in seinem innersten Wesen. Der Masure gilt als gesellig, gutmütig und weich. Eine eigentliche Nationaltracht besteht schon lange nicht mehr, doch wird das Tuch noch heute in jedem Haushalt nach einem altüberlieferten Verfahren selbst bereitet und verarbeitet. Es ist ein Wollstoff von grauer Farbe, „Want" genannt. Die von der ärmeren Bevölkerung in den bäuerlichen Distrikten bewohnte polnische „Chalupka" (Hütte) ist aus Holz erbaut, strohgedeckt und schon äußerlich wenig einladend, dabei im Innern meist armselig eingerichtet und zeigt eine Kulturmenschen unbegreifliche Vernachlässigung und mangelhafte Sauberkeit. Sagen und Märchen existieren wohl, doch sind sie unverkennbar aus dem Deutschen übertragen. Übrigens hat der polnische Tanz „Masurka" von den Masuren seinen Namen erhalten. Der Volkswohlstand in Masuren ist gering. Zwar ist der Fischreichtum der Seen bedeutend, ebenso die Bodenschätze (Steine, Kies, Torf usw.) und die Werte an nutzbaren Hölzern, aber bei dem größtenteils unfruchtbaren und brach liegenden Boden liefert die Landwirtschaft nur geringe Erträge. Dazu fehlt es Masuren an ausreichenden Verkehrsstraßen, Bahnverbindungen und Wasserwegen. Der „Masurische Kanal", der die Seen miteinander verbinden und nach Vollendung des geplanten „Ostkanals" eine direkte Wasserstraße von Johannisburg nach Königsberg und damit zur Ostsee

Google

darstellen würde, wird einst, wenn ruhigere Zeiten kommen, das Masurenland wirtschaftlich erschließen. Zweifellos wird dann auch dieses „Stück Vaterland" zu einer blühenden Provinz werden und mit seinen jetzt noch ungehobenen Schätzen mannigfacher Art zur Mehrung des allgemeinen nationalen Wohlstandes erheblich beitragen.

Und will man den Völkerkrieg als eine Krankheit der menschlichen Gesellschaft und der Kultur einzelner Nationen symbolisieren, so wollen wir das Masurenland mit jenen Gefühlen umfassen, mit denen eine Mutter ihr krankes Kind im Stadium der Krise mit verdoppelter Liebe und voll Vertrauen in die Kunst des Arztes und die Gnade des Höchsten hoffnungsfroh und zuversichtlich in die Arme schließt, denn dieser Arzt heißt: Hindenburg!

Geheimrat Dr. K. Koppin:
Krieg und Kunst.

(Zur Popularisierung antiken Schrifttums.)

I.

Krieg und Kunst, dieses Thema ist nach den Schüssen auf Löwen und Reims aktuell geworden. Die verbündeten Lügner und ihre ehrenwerte Gefolgschaft brandmarken uns als Barbaren, und wir Deutsche müssen in unermüdlichen Protesten, den Tauben predigend, beweisen, was wir längst bewiesen haben durch die Tat, durch unser Verhalten im Felde wie im Frieden. Der Krieg hat doch nicht andere Wesen aus uns gemacht, am wenigsten schlechtere. Wie wir zum Kampfe rüsteten um des Friedens willen, so kämpfen wir auch nur für die Sicherung unserer friedlichen Arbeit, die selbst in eiserner Zeit wie anderer alltäglichen Hantierung so auch der Kunst und Wissenschaft unentwegt sich widmet. Und wenn auch von sonderlicher Freundschaft zwischen Mars und Musen die alten Mythen nichts zu melden wissen, freundliche Beziehungen bestehen doch wirklich zwischen ihnen. Die Leier des Achill und die Fiedel unseres Volker verstummten auch vor dem Waffenklirren nicht. Solange es Kriege und Lieder gibt, gibt es auch Kriegslieder, die mittun wollen im Streit, den nicht die rohe Kraft allein, sondern auch der frohe Mut entscheidet. Und später, nachdem die siegreichen Waffen beiseite gelegt, ist schon manch blutgedüngtem Feld eine Neublüte nationaler Dichtung entwachsen. Ob die auch uns beschieden ist? Nach unserm letzten großen Kriege kam es wohl zu hoffnungsvollem Keimen, aber zu einer literarischen Neugeburt aus deutschem Geiste ist's noch nicht gekommen. Die neue Zeit hatte der Entfaltung der nationalen Kräfte zunächst andere Aufgaben gestellt, materiellere, welche

Google

den inneren Entwicklungsprozeß zwar keineswegs erstickten, aber doch noch zurückdämmten zu stiller Ausreifung. Wieweit diese inzwischen bereits gediehen ist, das hat sich gerade jetzt erwiesen, bei dem tiefernsten Schicksalsruf, der wieder einmal an das Deutschtum ergangen ist. Wieviel Fremdländisches und Kleinliches, Ungesundes und Dekadentes war da wie ein Schleier, der das Innerste verbarg, mit einem Schlage abgefallen vom deutschen Wesen! In der großen Demaskierung der Völker, die wir in epochaler Zeitenscheide erlebten, hat auch das deutsche Volk erst sein wahres Antlitz gezeigt. Und weiter noch wird es sich enthüllen: der Riesenkampf selber, welcher die Seelen eines geradezu mit Vernichtung bedrohten Volkes in ihren Tiefen aufwühlt, welche weite Möglichkeiten seelischer Entfaltung und Erneuerung schafft er zugleich! Besteht das Deutschtum diese gewaltige Kraftprobe mit seinen kriegerischen und wirtschaftlichen Mitteln, so wird auch seine sittliche und geistige Ausreifung einen guten Schritt vorwärts tun, und daran wird auch seine literarische Entwicklung teil haben. Auch der deutsche Idealismus ist wieder mobil gemacht, ist auf dem Marsche und fühlt sich siegesstark. Die langen Friedensjahre, welche hinter uns liegen, haben auch ihm bereits eine Rüstung geschaffen und Waffen für den Sieg. Der Kampf gegen fragwürdige Literaturware ist längst über die sogenannte Schundliteratur der Jugendschriften hinausgeschritten: echtes deutsches Schrifttum hat zuverlässige Sammelstellen gefunden für die breiten Schichten des Volks, und dessen engeren Kreisen sind die Inkunabeln des Germanentums in Dichtung und Sage näher gebracht denn je zuvor. Zu diesem Rüstzeug für sieghaftes Vordringen echt deutschen Geistes in Literatur und Kunst gehört auch die neubelebte Freude an der Antike, welche durch Jahrhunderte hin von ihm aufgenommen und innerlich assimiliert einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Geisteslebens bildet.

Die altklassische Literatur, namentlich die griechische, erfährt ja zurzeit schon eine Art Auferstehung. Nicht als wäre sie jemals wirklich tot gewesen; aber sie schien doch nach jener Glanzperiode künstlerischer Ausstrahlung, welche der Neuhumanismus den Heroen unserer Nationalliteratur und damit dem deutschen Geistesleben überhaupt vermittelt hatte, geraume Zeit außer dem engen Kreise der Fachgelehrten nur einer Oberschicht der Gebildeten wirklich zu leben. Die Dezennien eines gewaltigen Auftriebs der Naturwissenschaften und der ihren Spuren folgenden Technik, der Aufschwung unseres Wirtschaftslebens, selbst eine einseitige Auswirkung unseres gesteigerten Nationalgefühls, schließlich wohl auch die vorwiegend historische Richtung der Philologie selber hatten die Kurse der Antike an der Börse geistiger Werte merklich gedrückt. Am deutlichsten vielleicht kam das zur Erscheinung im Sinken ihrer Bewertung für die Jugendbildung. „Was ist uns Hekuba!" das ward zum Feldgeschrei der Allzuvielen, nicht derer nur, die den selbstbewußten Verheißungen der alle klassischen Überlieferungen abweisenden „Moderne" ihr gläubiges Vertrauen schenkten, um schließlich doch enttäuscht zu werden. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Das allgemeine

Go gle

Bildungsintereſſe wandte ſich in gewohnter Spiralbewegung wieder einmal lebhafter von den aktuellen den ewigen und den idealen Werten zu, philoſophiſchen, religiöſen und literariſchen Fragen, und zumal den letzteren kam auch die Erweiterung des äußeren Geſichtskreiſes zuſtatten, welche unſere weltwirtſchaftliche und weltpolitiſche Stellung begleitete. Auch der Umſatz literariſcher Werke iſt damit zu einem Welthandel geworden, der die fernſten Lande in ſeinen Kreis zieht und, wie natürlich bei geiſtigem Erwerb, auch die fernſten Zeiten. Dafür zeugt u. a. der erſtaunliche Umfang, welchen unſere Überſetzungsliteratur gewonnen hat. Es gibt kaum noch ein Volk, deſſen wertvollere literariſche Schöpfungen nicht verdeutſcht und ſogar in wohlfeilen Ausgaben den weiteſten Kreiſen zugänglich gemacht wären. Auch d i e ſ e geiſtige Bewegung ſendet eben ihre Ausläufer weit hinein in die tieferen Schichten des Volks: was die einen erkennen und beurteilen wollen, davon wollen die andern wenigſtens etwas genießen; ſo will es der demokratiſche Zug der Zeit, die Verbreiterung des Wohlſtandes und des Bildungsbedürfniſſes.

Daß dieſer Aneignungsprozeß auch auf die Antike ſich erſtrecken mußte, iſt dem geiſtigen Entwicklungsgange unſeres Volkes nur gemäß. Ich will hier nicht von den Stoffen ſprechen, welche zeitgenöſſiſche Autoren wieder ausgraben, um ſie aus modernem Empfinden und Denken heraus gleichſam neu zu gebären, ſondern nur von dem Widerhall, welchen das antike Schrifttum ſelber wieder bei uns findet. Wir ſehen die großen Tragiker der Griechen etwan wieder über die moderne Bühne ſchreiten oder gar durch die noch modernere Arena; geſchäftskundige Verleger bringen faſt ſchon verſchollene Überſetzungen alter Autoren in gefälligen Neudrucken wieder unter die Menge, und berufene Vertreter der Altertumswiſſenſchaft ſind eifrig am Werk, neue Verdeutſchungen dem Geſchmack der Gegenwart anzupaſſen; ja ſelbſt der Film meldet ſich bereits zur Mitarbeit. Ob es mehr iſt als eine flüchtige Zeitſtrömung, daß wir wieder einmal „das Land der Griechen mit der Seele ſuchen", muß die Zukunft entſcheiden. Bedeutſam iſt dieſe Bewegung in jedem Falle als eine Mehrung geiſtiger Werte der Gegenwart, deren Nachwirken nicht ganz verloren gehen kann, als eine Stärkung jenes reinen Menſchentums, das gegenüber der Obmacht materieller Werte, der Intenſität beruflicher oder ſtaatsbürgerlicher Betätigung und der unaufhaltſamen Spezialiſierung der Fachwiſſenſchaften einen immer ſchwierigeren Stand gewinnt, bei der Männerwelt wenigſtens. Bedeutſam endlich auch deshalb, weil dieſe Bewegung ſich nicht mehr in der Enge exkluſiver Zirkel vollzieht, ſondern in immer weitere Kreiſe auch der realiſtiſch Gebildeten getragen wird, ſchon durch die heutige Art der Vorbildung beider Geſchlechter.

Dem entſprechend ſtreben denn auch die Verdeutſchungen altklaſſiſcher Literaturwerke offenſichtlich ſchon der P o p u l a r i ſ i e r u n g der Antike zu, den neuen Bedürfniſſen ſich anpaſſend in neuen Formen. Damit wird aber auch die alte Frage „W i e ſ o l l ü b e r ſ e t z t w e r d e n?" in eine zumteil neue Be-

Go gle

leuchtung gerückt. Ihre Beantwortung ist ja im allgemeinen bedingt durch den Zweck der Übertragung, die je nachdem eine nur technische Tätigkeit sein wird oder zugleich eine künstlerische. Für literarische Zwecke kommt nur die letztere in Betracht, und für sie gilt dann freilich der Satz, ich weiß nicht welches Aphoristikers, Übersetzungen seien wie Frauen, die schönen seien selten treu, die treuen selten schön. Woraus allerdings nicht folgt, daß sie nur recht ungetreu zu sein brauchten, um auch schon schön zu sein. Zu positiver Direktive leitet erst an, wer uns sagt: die philologische Treue müsse der künstlerischen sich unterordnen. Selbstverständlich, — wenn schon einmal die genaue Wiedergabe des fremden Ausdrucks eine adäquate Wirkung auf unsere Empfindung und Imagination nicht erreichbar macht. Damit wird dem Übersetzungskünstler große Freiheit gewährt für die Behandlung der Form, die Gestaltung des Ausdrucks gegebener Gedanken und, soweit es sich um Dichtwerke handelt, auch der Kunstformen gebundener Rede, die durch die Eigenart der einzelnen Sprachen und des nationalen Geschmacks bedingt sind. Erst diese Freiheit ermöglicht es ihm, den geistigen Gehalt des Originals nach seinen intimeren Stimmungswerten wenn auch nicht in den Einzelheiten, so doch in der Gesamtwirkung annähernd getreu wiederzugeben, mit der Frische eines nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem Geiste neuerstehenden Lebens. Wobei es ganz selbstverständlich ist, daß keine verräterische Schlacken zurückbleiben dürfen aus dem Umschmelzungsprozeß; nicht einmal ansehen darf man dem Werke die Mühen dieses Vorgangs. In diesem Sinne ist die Forderung berechtigt, die Übersetzung solle sich lesen wie ein Original, in formaler Ausgeglichenheit. Die Distanz aber, welche zwischen Völkern wesentlich verschiedener Kultur in Lebensgestaltung und Denkweise besteht und natürlich in deren Literaturen sich spiegelt, ist damit nicht ausgeglichen. Sie läßt sich auch nicht ausgleichen durch Übersetzung. Der Versuch führt entweder zur an sich unverwerflichen Umdichtung aus einem andern Geiste heraus, oder er verleitet dazu, der Übertragung eine trügerische Distanzlosigkeit äußerlich anzufärben, welche den Zweck des Übersetzens selbst gefährdet, indem sie die Lokalfarben verwischt. Allerdings will die künstlerische Übersetzung nicht belehren, sondern ergötzen; aber der Leser von tieferem literarischen Interesse sucht doch in ihr mehr als eine flüchtige Zerstreuung und neue Sensationen: eine fremde Welt künstlerisch genießen bedeutet ihm eine gleichzeitige Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises durch Eindringen in eine fremde Kultur, durch Erkenntnis und Nachempfinden fremder Art, auf deren getreue Wiedergabe er also ein Anrecht hat. Gerade darin ist ihm ein besonderer Reiz des Genusses beschlossen.

Und damit ist eigentlich schon die zweite Frage beantwortet: welches Verfügungsrecht hat der Übersetzer über den Inhalt des Originals? Vom Wesen des Übersetzens aus: gar keines. Man würde diese Frage vormals wohl kaum aufgeworfen haben. Der Übersetzer soll ja nur ein ehrlicher Makler sein, soll uns treulich übermitteln, was er empfangen hat an Gedanken- und Em-

Google

pfindungswerten; nur deren Hülle soll er uns verneuen, ihre Seele unangetastet lassen. Kritik zu üben, wissenschaftliche, ästhetische oder sonst welche, ist nicht seines Amtes (es sei denn n e b e n dem Text). Der ernsthafte Leser will den fremden Autor kennen lernen, wie er wirklich ist oder war, nicht wie ihn der Übersetzer sich etwa wünschte oder wie diese literarische Kost einer verwöhnten Zunge am schmackhaftesten, einem schwachen Magen am verdaulichsten wäre. Er wird vom Übersetzer etwa das Gleiche fordern wie der Kenner vom Kupferstecher, der eine Rafaelsche Madonna nachbildet und nun mit anderen Mitteln und in anderer Technik alle Schönheitslinien des Urbildes und seinen Ideengehalt doch möglichst treu wiedergeben soll. Auch der interpretiert ein etwa verdunkeltes Original, aber wird er auch nur daran denken, einen altdeutschen Meister oder Praerafaeliten dem modernen Geschmack anzupassen, die Staffage zu vereinfachen und den Putten Feigenblätter anzuheften, dieweil der Stich nicht nur in die Mappen der Sammler, sondern auch in ehrbare Häuser kommt? Unser ernsthafter Leser will selber Kritik üben an der Kunst des fremden Autors, und auch über das nötige Anpassungsvermögen an die fremde Art hofft er selbst zu verfügen.

Aber die Zahl solcher Leser ist freilich eine beschränkte. Heut strecken auch andere, viele, die Hände aus nach den goldenen Äpfeln der Hesperiden, die keine Herkulesse sind. Die fordern Beistand und mancherlei Rücksichten, vornehmlich Erleichterung des Verständnisses und Anpassung an die eigene Lesegewohnheit. Indem der popularisierende Übersetzer den Bedürfnissen dieser Leserschicht entgegenkommt, um sie an höhere literarische Interessen zu fesseln, leistet er eine wichtige Kulturarbeit, die auf Beachtung und Prüfung ihrer Mittel und Wege Anspruch hat. — Man gibt diesen Lesern also eine knappe, geschmackvolle und abwechslungsreiche Auswahl in die Hand, an der sie sich nicht satt, sondern hungrig lesen mögen, und räumt ihnen tunlichst alles aus dem Wege, was dem ungeschulten Verständnis ernstere Schwierigkeiten bereiten könnte, etwa durch Ausscheidung entlegener Anspielungen, gehäufter Namen, die ihnen nichts sagen können, durch diskrete Milderung allzu krasser Derbheiten, macht ihnen auch wohl besonders fremdartige Dinge und Vorkommnisse verständlich ohne Lehrhaftigkeit und fühlbare Hemmung des Lesens. — Aber steht darüber hinaus unserm Übersetzer auch eine inhaltliche Revision des Urtextes zu im Sinne der A n g l e i c h u n g a n d e n m o d e r n e n G e s c h m a c k?

Die Popularisierung der Antike hat wie die der Kunst und Wissenschaft überhaupt bei der Verfolgung ihres hohen Zieles auch besondere Gefahren zu überwinden. Sie geht darauf aus, den Lesern einer Unterschicht das ihnen Fernliegende möglichst nahe zu bringen. Damit ist aber die Gefahr jener Distanzlosigkeit, jener Überannäherung gegeben, die den Leser kurzsichtig macht, statt seinen Gesichtskreis zu erweitern, — die ihn darin bestärkt, den Maßstab des modernen Empfindens auch an solche literarische Schöpfungen zu legen, die nur in historischer Perspektive richtig gesehen werden können. Und weiter: der popularisierende Übersetzer selbst,

Go gle

der sich als berufenen Vermittler fühlt zwischen antikem und modernem Geschmack, — je größer seine Eigenkraft ist, um so eher wird er bei diesem Vermittlungsgeschäft sich als Vertreter des modernen gerieren. Damit wird er, ganz gegen seinen Beruf, leicht auch zum Kritiker an seiner Vorlage: er bessert, scheidet aus, ergänzt, mit einem Wort: er modernisiert, und seine Geschicklichkeit selbst verlockt ihn, das antike Kolorit durch kecke Pinselstriche umzufärben; die begreifliche Lust an der Eigenbewegung treibt ihn auch ohne sachliche Nötigung ab vom Original und tiefer hinein in die moderne Strömung. Sein Buch will auch wohl ein „Hausbuch" werden, das auf keinem „gebildeten Weihnachtstisch" fehlen sollte: nun, so muß beseitigt werden nicht nur, was jede volkstümliche Übersetzung wirklich auszuschließen hat an Derbheiten, deren ein uns schwer faßbares Maß der robuste Komödienbesucher zu Rom oder Athen mit Behagen genoß, sondern auch alles, was eine prüde Dame shockieren, einen noch nicht ganz „aufgeklärten" Backfisch beunruhigen könnte. Das Altertum ist ja auch gar zu unbefangen! Und so behaglich auch oft in geruhsamer Breite, daß es der modernen Hast des Genießens auf die Nerven fällt. Heut möchte man im Automobiltempo womöglich auch durch die Gefilde des Geistes fliegen. Zeitungen, Monatsschriften, Verleger, sie alle opfern diesem Geschwindigkeitsrausch, auch die schnellfertige Kritik, die nur zu gut weiß, daß manches Buches geschäftliches Schicksal in wenigen Monaten, selbst Wochen sich entscheidet. Langsamere vergleichen, und sie staunen dann wohl, die Verdeutschung um ein Drittel, um die Hälfte und mehr noch gekürzt zu finden, teils durch umfängliche Streichungen, teils durch siebartige Durchlöcherung des Urtextes, wobei doch auch viel Wertvolles verloren ging. Immerhin, wenn, wie schon zugegeben, der Zweck der Übersetzung ihre Sonderart bestimmt, so muß auch die Leserschicht, der sie dienen soll, sie beeinflussen. Unser Übersetzer ist also in einer Art Zwangslage: er darf die Leser, die er für ein Großes gewinnen will, doch nicht ermüden durch Breiten, die sich am Ende beseitigen lassen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen: man muß ihm wirklich auch solche Freiheiten, wenn auch nicht einräumen, so doch schon nachsehen. Aber eine Schranke muß auch der Weitherzigste aufrichten: unter allen Umständen hat der Übersetzer die künstlerische Persönlichkeit seines Autors (die heut sogar ein klagbares Recht schützt!) zu respektieren, unter keinen Umständen darf er aus dem Original, das er verneuen will, etwas anderes machen und dessen innersten Kern antasten durch Änderungen, welche seine Idee beeinträchtigen würden. Wo notwendige oder vermeintliche Rücksicht auf seinen Leserkreis ihn zu so tiefen Eingriffen verleiten möchte, da muß er unweigerlich Schluß machen und das betreffende Schriftwerk ausscheiden; er hat ja die Wahl frei und Stoff in Hülle und Fülle. Auch seine eigene Mission muß ihm unantastbar sein. Bücher sind wirkende Kräfte, auch Verdeutschungen, und sie schreiben ist ein verantwortliches Geschäft. Der popularisierende Übersetzer muß sich bewußt bleiben, daß er mit jeder Konzession an den flüchtigen Zeitgeschmack einen Schritt abwärts tut zu den

Google

Niederungen eines engbegrenzten Gesichtsfeldes. Die Bedeutung der Hinwendung eines weiteren Leserkreises zur Antike ruht nicht darin, daß eine größere Zahl statt französischer oder russischer Romane nun einmal wieder griechische Schriftwerke lese und lobe, sondern in dem Maße der Bildung von Geist, Gemüt und Geschmack, das daraus gewonnen wird. Will er eine Unterschicht der Lesewelt emporheben, zur Antike und ihrer veredelnden Wirkung, so darf er sich nicht zu tief hinabbeugen und so den eigenen festen Stand gefährden; die andern müssen sich auch ihrerseits emporrecken. Wirkliche Bildungserhöhung ist immer nur dem beschieden, der selber ein entsprechendes Maß geistiger Arbeit aufwendet. An Lesern, die hierzu befähigt und bereit sind, fehlt es selbst jener Unterschicht nicht, an welche die Popularisierung sich wendet, und nur sie haben einen wirklichen Wert für die Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus eben dieser Schicht. Auf sie also soll der popularisierende Übersetzer, der die Antike nicht flüchtigem Zeitvertreib dienstbar machen will (dazu ist sie zu schade, schließlich auch ungeeignet), vornehmlich es absehen, indem er ihr Anpassungsvermögen und ihr latentes Bildungsbedürfnis, das er zu überschätzen sich hütet, auch nicht unterschätzt. Auch hier ist die Hälfte wieder einmal mehr als das Ganze, und das Vestigia terrent bereits am Platze.

II.

Zur Lehre ein sie zugleich ergänzendes Beispiel! Unter den neuesten Verdeutschern alter Klassiker hat Gustav Eskuche sich im Fluge eine hervorragende Stellung erobert. Seine Sammlung „Lustiger Lieder und Geschichten der alten Griechen", die er 1911 unter dem Titel „Hellenisches Lachen" veröffentlichte, ist von einer vielstimmigen Kritik sofort mit lautem Beifall aufgenommen worden. Ausweislich der Anlage und Ausführung dieser Blumenlese, der ich im Februarheft von „Nord und Süd" 1913 zwei literarische Episteln an eine Dame gewidmet habe, hat der Übersetzer seinen Platz ganz unverkennbar unter den Popularisierern der Antike gewählt. Schon zwei Jahre später hat er ihr einen Band „Griechische Einakter, für Haus und Bühne verdeutscht"*) folgen lassen, der, aus demselben Geiste geschaffen, auch nur aus dem Gesichtspunkte seiner volkstümlichen Tendenz heraus (welche diesmal auch in einem Nachwort zum Bekenntnis kommt) gerecht gewürdigt werden kann: die Auswahl der Stücke, die freie Form der Verdeutschung und die Selbständigkeit, welche diese auch dem Inhalt der Urterte gegenüber in Anspruch nimmt, sind eben aus dieser Tendenz herzuleiten. Der Verfasser ist Philologe, aber ein rechter Freigeist unter seinen Zunftgenossen, — ein belesener Kenner nicht nur der griechischen Sprache und Literatur, sondern auch deren feuriger Verehrer, zugleich aber ein moderner Mensch von feinem, selbständigem Geschmack, dazu endlich ein Meister deutscher Sprachkunst von starker dichterischer Begabung und, wie sich jetzt ergibt, auch ein bühnenkundiger. Die im

*) Halle a. S., Waisenhaus 1913, 270 S. 8^0, brosch. 3,50 Mk.

Google

„Helleniſchen Lachen" bewährte Formgewandtheit der Übertragung erſcheint in den „Einaktern" wo möglich noch geſteigert: auch ſie leſen ſich wie deutſche Originale. Alle Freiheiten, die man dem populariſierenden Überſetzer zubilligen muß, nutzt Eskuche auch hier voll aus: er überſetzt nicht Worte und Sätze, ſondern nimmt die Gedanken des Urtextes her, ganz gewiſſenhaft, und kleidet ſie in ein deutſches Gewand nach eigenem modernen Geſchmack, der auch für die rhythmiſchen und phoniſchen Formen der gebundenen Rede ihm maßgebend bleibt. Maßgebend aber auch für die umfänglichen Ausſcheidungen und die Fülle kleiner Kürzungen, mit denen er, keinem philologiſchen Dogma untertan, bis an die äußerſte Grenze geht, welche die Verdeutſchung von der Nachdichtung ſcheidet. Daß er dieſe Grenze ſchon im „Helleniſchen Lachen" gelegentlich ſogar überſchritten hat durch Auslaſſungen und Änderungen, welche mehr Rückſicht nahmen auf prüde Leſerinnen als auf die gegebene Art und Idee der Vorlagen, habe ich ſeiner Zeit nicht verhehlen dürfen. In den „Einaktern" hat Eskuche ſich von vornherein eine noch freiere Poſition geſichert, indem er neben den Rechten des volkstümlichen Überſetzers auch die des Bühnenregiſſeurs in Anſpruch nimmt, für deſſen Geſchäfte er allerdings eine bemerkenswerte Befähigung verrät. Mit Recht alſo, wenn dieſe Einakter wirklich mehr von der Bühne herab als aus dem Buche genoſſen werden ſollten, was freilich nicht für alle gleich wahrſcheinlich iſt. Die Stücke des Theokrit („Nächtliche Beſchwörung"), ſeines Zeitgenoſſen Herondas („Beim Lehrer", „Beim Schuſter", „Im Tempel") und des Lukianos („Des Schuſters Haushahn", „Spukgeſchichten") ſind ja auch ſchwerlich für ſzeniſche Darſtellung geſchrieben, gar nicht zu reden von dem Platoniſchen Dialog Kriton („Sokrates im Gefängnis"), eher vielleicht Lukians Tragopodagra („Frau Gicht"), dieſe launige Parodie des tragiſchen Stils, die zwar den Sarkasmus des vielgewandten Spötters nicht auf ganzer Höhe zeigt, aber den Reiz unvergänglicher Aktualität mit noch heut wertvoller Gichtweisheit paart. Dieſen reizvollen Geſprächsbildern, die übrigens mit Ausnahme des „Haushahns" nur unweſentliche, zum Teil faſt gar keine Kürzungen erfahren haben und allerliebſt überſetzt ſind, fehlt eben der dramatiſche Nerv, Handlung und Kampf, die ja auch ein Konverſationsſtück erſt bühnenfähig machen. Für Schulaufführungen freilich und ähnliche Zwecke ſind ſie ein Gewinn, und in der Form des ſprechenden Ediſon-Films wären ſie auch dem veredelten Kino zu empfehlen.

Die übrigen acht Stücke, wirkliche dramatiſche Arbeiten, unterſtehen dieſer Einſchränkung nicht, haben auch teilweiſe den in anderen Verdeutſchungen ſchon erbrachten Beweis der Bühnenfähigkeit für ſich. Mit den „Spürhunden" des Sophokles und der „Das Findelkind" betitelten Szene aus Menanders „Schiedsſpruch" hat Eskuche allerdings wohl dem Anreiz allerneueſter Entdeckung und großen literargeſchichtlichen Intereſſes ein Zugeſtändnis gemacht, auf welches die populariſierende Tendenz der „Einakter" wenig Anſpruch hatte. Beide Stücke ſind nur als Fragmente ans Licht gezogen. Das „Findelkind"

Go gle

bringt aus der Komödie, von deren vermutlich 1100 Versen 650 gerettet sind, nur die beiden ersten Szenen des zweiten Akts im Umfange von 200 Versen. Dieses Bruchstück, zwar unverkürzt, sehr treu und doch elegant übersetzt, ist in solcher Gestalt nur ein nicht einmal besonders charakteristisches Szenenbild, das ein theatralisches Interesse im weiteren Sinne schon deshalb nicht befriedigen kann, weil es den unvorbereiteten Zuschauer die Bedeutsamkeit des vorgeführten Sklavenstreits für die Entwicklung des Ganzen, einer Wiedererkennungskomödie bekannter Art, nicht einmal ahnen läßt. — Das aufgefundene Bruchstück der „Spürhunde" läßt uns auch nur etwa die Hälfte des Ganzen übersehen. Ein Spiel teils grotesker, teils anmutiger Lustigkeit, konnte dieses Fragment bei der zu vermutenden schlichten Entwicklung der Handlung zu einer Ergänzung (an der Hand des homerischen Hermeshymnus) allerdings einladen. Diese hat denn auch Eskuche (nicht als erster) in der Zudichtung des letzten Drittels seines Einakters, der ganzen Lösung des Konflikts, poesievoll geleistet; aber als Probe eines Satyrdramas haben die „Spürhunde", eben wegen ihrer fragmentarischen Überlieferung, einen schweren Stand neben dem einzigen uns sonst erhaltenen Satyrspiele, dem „Kyklops" des Euripides, welchen die „Einakter" unter dem Titel „Odysseus beim Riesen Polyphem" uns ebenfalls fast unverkürzt, dazu sehr geschmack- und temperamentvoll verdeutschen.

Weit zuversichtlicher als dieser uns doch gar zu fremdartigen Gattung gegenüber läßt sich die Bühnenfähigkeit, nicht nur vor einem exklusiven Liebhaberpublikum, für die Tragikomödie desselben Dichters „Alkestis" erwarten, die durch kühne Mischung pathetischer, satirischer und burlesker Elemente, wahrer Empfindung und sophistischen Gedankengeplänkels, durch die feine Schilderung weiblichen Opfermutes und männlicher Selbstsucht noch heut einen zwar in Einzelheiten seltsamen, im ganzen aber doch leicht verständlichen Reiz ausübt: denn das „Mischspiel" als solches mit seinem in des Lebens Buntheit selbst gegebenen Wechsel von Ernst und Scherz „liegt" unserm germanischen Empfinden und unserer teils naiven, teils grüblerischen Hinneigung zu vielgestaltigem Humor ganz wohl, und der Alkestis-Mythos selbst hat ja seine dramatische Werbekraft durch Jahrhunderte, bis zu unserem von Hofmannsthal hin bewährt. Die meist kurzen Ausscheidungen Eskuches, mit denen u. a. auch das wertvolle letzte Chorlied geopfert ist, umfassen etwa 330 von 1163 Versen des Dramas. — Einen nicht minder glücklichen Griff bedeutet die feine und geschmackvolle Verdeutschung der „Frösche" des Aristophanes, dieser geistreichen und witzigen literarischen Satire, welche, befreit von allzu entlegenen Anspielungen und einigen allzu derben Cynismen, durch den sittlichen Ernst ihrer Grundgedanken und den burlesken, parodistischen Übermut ihres Spiels noch heut auf die Zuschauer eine verblüffende Wirkung ausübt. Davon habe ich mich bei einer guten Kammerspielaufführung überzeugen können. Wenn Eskuche, dessen „Sängerstreit in der Unterwelt" etwa ein Viertel vom Umfange des Originals eingebüßt hat, über die in seinen Einaktern vorgenommenen

Go gle

Streichungen äußert, sie wären „gewiß bei einem nicht altphilologischen Regisseur noch rücksichtsloser ausgefallen", so traf das bei besagter abendfüllenden und in drei Akten erfolgenden Darstellung nicht zu. Auch in der Unterdrückung derber Späße hatte die Regie sich größere Zurückhaltung auferlegt und gleichermaßen in ihrem Vertrauen zur Hörerschaft sich nicht getäuscht: diese, zum weitaus größten Teil aus Damen bestehend, nahmen Cynismen, die sie in der „Dame von Maxime" sich schwerlich ohne Widerspruch hätten gefallen lassen, mit der würdigen Ruhe historischen Verständnisses hin, die mir mehr imponierte als peinliche Prüderie. Mir fiel dabei ein, was Droysen zu seiner unverhüllten Übersetzung der Lysistrate sagt von den „schönen Leserinnen, die Selbstverleugnung genug besitzen, selbst dieses Stück zu lesen." Womit ich nicht etwa dafür sprechen möchte, es in dieser Hüllenlosigkeit auf die moderne Bühne zu bringen; es gibt Grenzen, selbstverständlich. Auch des Plautus Miles gloriosus mag es sich gefallen lassen, wenn unser Übersetzer die burleske Absicht der Straffkastration dieses überlisteten Schürzenjägers unterdrückt hat. Unter „griechische" Einakter gehören diese „Lustigen Weiber von Ephesus", wie er den Titel gewandelt hat, ja eigentlich nicht; aber sie sind diesem Zweckverband in der so recht con amore durchgeführten Verdeutschung gleichwohl willkommen, zumal sie das Recht des Halbblutes für sich geltend machen können. Der übermütige, possenhafte Ton der Komödie ist vortrefflich herausgebracht. Der Übersetzer hat zugunsten des modernen Kolorits sogar ein paar kleine Zusätze lyrischen Charakters gewagt und dem Prahlhanssoldaten (einer Falstaffnatur, ohne deren prächtigen Witz freilich) eine Nuance des Simplizissimusleutnants aufgeheftet, worüber ich hier nicht mit ihm rechten will. Die szenische Darstellung durch flotte Chargenspieler dürfte sich lohnen. Obschon um ein Drittel seines ursprünglichen Umfangs mit dem gewohnten Geschick gekürzt, ist dieser sogenannte Einakter neben den Fröschen mit ihren vierzig Textseiten der umfangreichste. — Es ist wohl bezeichnend, wieviel wagemutiger Eskuche die komische als die tragische Kunst der Alten der modernen Bühne dargeboten hat: nur die beiden ersten Stücke der Sammlung gehören letzterer an, und gerade hier haben die Originalwerke sich die schwersten Eingriffe gefallen lassen müssen. Die „Perser" des Aischylos sind unter dem zutreffenden Titel „Salamis" auf die Hälfte ihres Umfangs zusammengezogen, namentlich durch Beschränkung der lyrischen Partieen, wobei auch sehr Schönes preisgegeben ist, während die glänzende Schilderung der Seeschlacht allerdings keine Einbuße erlitten hat. Der „Oidipus auf Kolonos" des Sophokles vollends hat nicht sowohl eine Zusammenziehung erfahren, als vielmehr nur einen Ausschnitt hergegeben, dessen Inhalt die Überschrift „Der sterbende Oidipus" geschickt andeutet, im Umfang von etwa einem Drittel der Tragödie. An die einleitende Exposition schließt sich sofort die Begegnung zwischen Oidipus und Polyneikes, und an diese die Katastrophe, des Helden wunderbarer Tod, gekürzt um die für den modernen Geschmack allerdings schleppende kommatische Partie. Die Amputation, der u. a. die Rolle der Ismene ganz zum Opfer fiel,

Go gle

ist hier wie an den Persern so geschickt vollzogen, daß beide Bruchstücke den Eindruck eines geschlossenen Ganzen hervorrufen. Die glänzend verdeutschten Chorlieder hat der dramaturgische Übersetzer, wie auch sonst, zumeist in deklamatorische Einzelvorträge aufgelöst, für welche zum Teil eine leichte musikalische Begleitung, etwa der Harfe, vorgesehen ist. Die deutsche Form der übernommenen Passagen bewegt sich bei voller Gedankentreue ungemein leicht und anmutig. Sie hat keinen Vergleich zu scheuen und verleiht dem interessanten Experiment unseres Einaktermannes großen Reiz. Aber Experimentum fiat in corpore vili! Über diese Forderung komme ich doch nicht recht hinweg, wenn ich sehe, wie hier aus der griechischen Tragödie zwar etwas an sich auch Schönes, aber doch etwas ganz anderes gemacht ist. Der Erfolg muß entscheiden, ob zu dessen Genuß, den so entschlossener Verzicht auf Bedeutsamkeiten der antiken Kunst ihm zu erleichtern sucht, das rein menschliche und ästhetische Empfinden unseres Theaterpublikums ausreicht ohne die Mitwirkung literargeschichtlicher Interessen. Jedenfalls muß man, zumal in Zeitläuften welche den Theaterleitern die Aufstellung eines zeitgemäßen Spielplans so sichtlich erschweren, deren Aufmerksamkeit auch auf die Fundgrube der Eskucheschen Einakter hinlenken, von denen doch mehrere zu einem ernsten Versuch einladen.

Eugen Peterson:
Der Einfluß schweizer Dichter und Gelehrten auf die deutschen Klassiker.

Klopstocks Gedicht „Der Zürchersee" kann mit Recht als ein Gesang gelten, der die Reisen in die Schweiz einläutete. Wohl waren schon früher Werke erschienen, in denen Reisende die Eindrücke, welche sie in dem schönen Gebirgsland gewonnen hatten, schilderten. Doch hat kaum ein anderer als dieser gefeierte Sänger Fr. G. Klopstock die Schönheit der Alpenwelt in so vollendeter Form gepriesen. Seiner Dichtung ist es auch zu danken, daß der Wunsch, solche landschaftlichen Schönheiten kennen zu lernen, zur damaligen Zeit schon rege wurde.

Auch ein Schweizer, Albrecht von Haller, (geb. 16. Oktober 1708, † 12. Dezember 1777), hatte in seinem Lehrgedicht „Die Alpen", das 1729 erschien, viel dazu beigetragen.

Wie kam Klopstock nach Zürich? Die deutschen und die schweizerischen Dichter befehdeten sich gegenseitig. An der Spitze der deutschen Partei stand Gottsched, der Leipziger Professor, (geb. 2. Februar 1700, † 12. Dezember 1766), während Jakob Bodmer (1698—1783) in Zürich das Haupt der

Go gle

schweizerischen Dichter war. Diese Fehde erreichte ihr Ende, als Klopstocks „Messias" erschien. Diese Dichtung wurde die Veranlassung zu einer innigen Freundschaft zwischen den gebildeten Kreisen der Schweiz und den deutschen Dichtern und ferner zu einer Reise Klopstocks nach Zürich. Bodmer wollte Klopstock kennen lernen und sandte dem jungen Dichter dreihundert Taler als Geschenk zur Bestreitung der Reisekosten. Am 13. Juli 1750 trat nun der Dichter des „Messias" mit dem bekannten Ästhetiker Sulzer die Reise nach Zürich an und traf nach zehn Tagen dort ein. Kurz nach seiner Ankunft wurde der Dichter von einem jungen Kaufmann Hartmann Rahn am 30. Juli zu einer Fahrt auf dem Zürichersee eingeladen. An derselben beteiligten sich außer Klopstock und Rahn Dr. Kaspar Hirzel, der damals berühmte Arzt, sowie dessen Bruder Salomon Hirzel, Rudolf Werdmüller, der Buchhändler Salomon Wolf, der Herausgeber der „Freimütigen Nachrichten", Johann Heinrich Schinz, der spätere Pfarrer in Altstetten, und Keller von Goldbach, ein heiterer, besonders musikalischer Gesellschafter. Zu ihnen hatten sich noch fünf Frauen und vier Mädchen gesellt. Das, was Klopstock über diese Fahrt in einem Brief vom 1. August an seinen Leipziger Studiengenossen J. Christoph Schmidt aus Langensalza berichtet, war darauf berechnet, auf dessen Schwester, Sophie Schmidt, welche der Dichter schwärmerisch liebte und als „Fanny" in seinen Versen verherrlicht hat, einen besonders günstigen Eindruck zu machen, denn er wußte sehr wohl, daß sie seinen Wert nicht zu schätzen wußte. Er schreibt in diesem Briefe: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal als an diesem schönen Tage gefreuet. . . . . Hier ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur unter einander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zu Wege gebracht. . . . . Der See ist unvergleichlich eben, hat grünhelles Wasser, beide Gestaden bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern ganz voll besät sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehendst schöne Aussicht gesehen. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. Dr. Hirzels Frau, jung mit vielsagenden blauen Augen, die Hallers „Doris"*) unvergleichlich singt, war die Herrin der Gesellschaft. Sie verstehen doch, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, die schönste unter allen, das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen,

*) Albrecht von Haller (geb. 16. 10. 1708 zu Bern, gest. daselbst 12. 12. 1777) hat seine im Jahre 1736 verstorbene Gattin Marianne in drei Gedichten unter dem Namen Doris besungen.

Go gle

der auch zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue ..... Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viele Küsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernhaft erscheinen usw." —

Ein Brief Hirzels an den ihm befreundeten Dichter Kleist, den Dichter des „Frühlings"*) ergänzt Klopstocks Bericht. Klopstock sagt selbst, es sei ihm unmöglich, die Naturschönheiten jener Gegend zu schildern, weil die Natur jedes Gemälde übertreffe.

Mehr als die Natur weiß er die Menschen zu schildern, die ihm hier begegnen. Nie hat wohl jemand die Charaktere aufmerksamer betrachtet. Aus den Gesichtszügen der jungen Mädchen bei den Musikstücken, die der älteste Sohn des ehrwürdigen Gastwirtes vortrug, schien Klopstock bestimmen zu wollen, welches die Zärtlichste sei, und so weiter. Er hatte zudem durch sein einnehmendes Wesen und seine geistvollen Reden sehr bald der Anwesenden besondere Hochachtung gewonnen; es erscheint deshalb wohl begreiflich, wenn man wünschte, Klopstock nicht nur als Menschen, sondern auch als Dichter näher kennen zu lernen. Er mußte deshalb aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang des „Messias" einige Stellen vortragen. Er las die Stelle, in welcher ein Bewohner der Milchstraße das Unglück der gefallenen Menschheit schildert. Nachdem die Gesellschaft von der Wehmut, welche der Vortrag allgemein geweckt, sich erholt hatte, kam der Scherz wieder zur Geltung. Jeder suchte seine Nachbarin so angenehm als möglich zu unterhalten, wobei Klopstock sich stets seiner würdig zeigte. „Über seine Fröhlichkeit herrschte freie Vernunft, wie über seinen Ernst; feiner Witz begleitete seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist." Da man ihn bat, weitere Stellen aus dem „Messias" vorzutragen, las er die Liebesgeschichte von „Semida und Cidli" (IV. 740—889), welche auf die jungen Mädchen um so mächtiger wirkte, als ihnen die Beziehung auf Fanny nicht entgehen konnte, schon deshalb, weil der junge Dichter sein ganzes Fühlen und Denken in die Vorlesung legte. Besonders zärtliche Blicke wurden ihm zuteil.

Den Mittag verbrachte die Gesellschaft in Meilen, einem Dorfe am östlichen Ufer des Sees, vier Stunden von Zürich. Die trefflich besetzte Tafel, sowie der gute Wein verfehlten ihre Wirkung nicht. Man war oft geradezu ausgelassen. Erst als man auf Fannys Gesundheit trank, wurde die Stimmung ernster. Klopstock erwiderte ebenso ernst und verriet hierdurch die Empfindungen seiner großen Seele. Immerhin ließ er den Ernst nicht Sieger bleiben, bald trank und scherzte er mit den übrigen Anwesenden, wie zuvor.

Nach Tisch rüstete man sich zu einer Überfahrt auf eine kleine, jenseits

*) Ewald Christ. von Kleist, geb. 7. März 1715 zu Zeblin, bei Kunersdorf tötlich verwundet † 24. August 1759 zu Frankfurt a. O.

Google

Meilen liegende Halbinsel, das weit in den See ragende Vorgebirge Au, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf den See hatte. Klopstock war außerordentlich gut aufgelegt. Er las auf allgemeinen Wunsch die Stelle von Abbadona (V. 486—507) vor und dann, um die Stimmung nicht allzuernst zu gestalten, eine anakreontische Ode von Fannys Bruder, sowie Lieder von Hagedorn (geb. 23. April 1708 zu Hamburg, † 28. Mai 1754 ebenda) so schön vor, daß man glaubte, diese Dichtungen noch nie so empfunden zu haben. Abends trat man die Rückfahrt an. Bei dieser Gelegenheit äußerte Hirzel den Wunsch, so der Ewigkeit zufahren zu können, während Klopstock sich für jetzt mit einer Ewigkeit von vier Tagen begnügen wollte. Hirzels junge Gattin mußte noch einmal die Doris singen. So lange als möglich wurde die Fahrt ausgedehnt, damit man recht lange die Schönheiten des Sees genießen konnte.

Diese erste Schweizerreise eines gefeierten Dichters hatte für die damalige gebildete Welt große Bedeutung. Sie machte gleich der Ode, in der sie gefeiert wurde, Epoche in der Literatur. Mit dieser und der ihr vorangehenden an Bodmer gerichteten Ode überraschte Klopstock die Schweizer Freunde anfangs August 1750 zu Winterthur. In letzterer freut er sich, daß es ihm vergönnt worden sei, endlich die Bekanntschaft des Freundes gemacht zu haben.

Mitte Februar 1751 verließ Klopstock Zürich, um sich nach Kopenhagen zu begeben. —

Wie Klopstock, so wurde auch der damals erst 19jährige Wieland (geb. 5. September 1733 zu Oberholzheim, † 20. Januar 1813 zu Weimar) im Jahre 1752 von Bodmer eingeladen, eine zeitlang bei ihm in Zürich zu verweilen. In dem Hause des so einflußreichen Kunstrichters erhielt der junge, noch sehr schwärmerische Dichter manche schätzenswerte Anregung. Er blieb bis zum Jahre 1754 dort und übernahm dann bei einigen vornehmen Familien den Unterricht der Söhne. Der Umgang mit den hochgebildeten Frauen wirkte besonders günstig auf ihn und seine dichterische Schöpfungskraft ein; seine Muse läuterte sich, gestaltete sich innerlich harmonischer.

Diese neue Geistesrichtung, die in ihm Wurzel faßte, entwickelte sich jedoch immer bestimmter in Bern, wo er seit 1758 als Hauslehrer beim Landvogt Sinner wirkte. Hier lernte Wieland Rousseaus Freundin Julie Bondeli kennen. Der Umgang mit diesem geistreichen Mädchen übte auf den noch ziemlich unfertigen jungen Dichter einen heilsamen Einfluß aus. Julie Bondeli hatte ihr reiches Wissen ihrem Lehrer Henzi, der im Jahre 1749 eine Verschwörung, den sogenannten „Bürgerlärm“ in Bern anstiftete und infolgedessen als Hauptverräter enthauptet wurde, zu danken. Den Schmerz über dieses jähe Ende, das ihren Lehrer ereilt hatte, suchte sie dadurch zu betäuben, daß sie sich ernsten Studien und zugleich dem Wohle anderer widmete. Durch den Umgang mit diesem jungen Mädchen reifte Wieland, dessen Werke, weil

Go gle

sie zu phantastisch waren, nicht viel gelesen wurden, zum Manne und echten Dichter heran. —

Bis jetzt waren deutsche Klassiker nur in der deutschen Schweiz gereist; staatlich betrachtet gab es damals auch keine „französische Schweiz". Neuchâtel war ein selbständiges Fürstentum, Genf eine ebenso unabhängige Republik. Wallis gehörte nur zu den zugewandten Orten der Schweiz und das Waadtland war ein von Bern erobertes, ihm unterworfenes Gebiet ohne jede politische Selbständigkeit, kurzweg auch le pays romand genannt. Jean Jacques Rousseaus Roman: „Julie ou la Nouvelle Héloise", welcher 1759 erschien, lenkte erst die Aufmerksamkeit auf dieses Gelände, das sich längs des Genfer Sees hinzieht. Die Schilderungen, welche der geistvolle Bürger Genfs in diesem Werk von der Schönheit der Landschaft und den Sitten der Einwohner entwarf, waren entzückend. Deshalb wandten sich die Engländer, die bisher hauptsächlich Italien und Frankreich besucht hatten, jetzt mehr der Schweiz zu. Besonders aber hat das im Jahre 1779 erschienene Werk des Engländers William Coxe (geb. 1747, † 1827), „Sketches of Switzerland", die englischen Landsleute mit den landschaftlichen Schönheiten noch vertrauter gemacht. Denn als Goethe im November 1779 im Chamounietal weilte, sagte ihm einer seiner Führer, daß er schon seit 28 Jahren Fremde auf die Gebirge führe. Goethe jedoch ist der erste deutsche Dichter, der die sogenannte französische Schweiz besucht hat. Schiller, der in seiner Jugend für J. J. Rousseau schwärmte und in seinem „Wilhelm Tell" ein so erhebendes und erhabenes Gemälde von dem Alpenland und seinen Bewohnern entworfen hat, hat weder die deutsche, noch die französische Schweiz gesehen.

Seine erste Schweizerreise unternahm Goethe im Jahre 1775. Damals befand er sich in ähnlicher Herzensbedrängnis, wie seinerzeit Klopstock. Die schöne Anna Elisabeth Schönemann, die er als „Lili" besungen hat, liebte ihn wohl, jedoch nicht so schwärmerisch, als er wünschte, auch wurde das Verhältnis zwischen beiden von Lilis Verwandten nicht gern gesehen, weshalb er gern für einige Zeit ihre Nähe meiden wollte. Er benutzte den Besuch der jungen Grafen von Stolberg, sie am 15. Mai auf ihrer Reise bis nach Straßburg zu begleiten, um von da aus seine Schwester in Emmendingen in Baden aufsuchen zu können, und entschloß sich dann selbst zu einer Reise in die Schweiz.

Wie Klopstock und Wieland von Bodmer, so war Goethe von Lavater in Zürich (geb. 15. November 1741, † 2. Januar 1801 als Prediger in Zürich) geliebt. Am 7. Juni besuchte er von Schaffhausen aus den Rheinfall. Welchen Eindruck derselbe auf Goethe machte, schildert er in „Wahrheit und Dichtung".

Am 8. Juni war er bei Lavater, „in dessen väterlichem Hause er den Segen reinsten Familienlebens genoß, von dessen Zinne herab eine zauberische Aussicht auf den See und die fernen Schneegebirge Himmelsruhe in seine Seele goß." (Düntzer.) Er besuchte auch die Patriarchen deutscher Literatur, Bodmer und

Go gle

Breitinger und den Idyllendichter Geßner; auch mit Stolberg kam er wieder zusammen. Mit seinem Landsmann Passavant machte er dann noch eine Reise durch die kleinen Kantone. Sie schifften sich beide auf dem Züricher See ein, und hier schrieb Goethe das schöne Gedicht, betitelt „Auf dem See".

Aber die Liebe zu Lili verfolgte den Dichter auch hierhin, weshalb er, als sie von Richterschwyl weiterreisten und von der Höhe noch einmal zurückblickten, in ein Gedenkheftchen folgende Zeilen schrieb:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück.

Ein besonders malerisches Bild entwirft Goethe von der Aussicht, die er vom Rigi aus genossen hat.

Vom St. Gotthard singt er:

Kennst du den Berg mit seinem Wolkensteg,
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
So stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Und nun war er auf dem Sankt Gotthard, von dem aus man sonst nach Welschland hinüberzog, der in alten Dichtungen eine Rolle spielte, auf dem Heine seinerzeit „Deutschland schnarchen hörte".

Doch so schön es hier war, mit Zaubergewalt zog es ihn jedoch zurück nach Frankfurt. Es war am Morgen des 23. Juni, Lilis Geburtstag, als er dort eintraf und sie, die er so innig liebte, umarmen konnte.

Am 7. November 1775 verließ er Frankfurt wieder, um sich für immer nach Weimar zu begeben. Von hier machte er mit seinem Herzog, welcher incognito reiste, seine zweite Schweizerreise. Diesmal besuchte Goethe noch die liebe Pfarrerstochter zu Sesenheim, Friederike Brion, von der er damals mit dem Bewußtsein schied, daß er die so tief Gekränkte wieder versöhnt habe, und die er nicht mehr sehen sollte. (Sie starb am 3. April 1813 in Meißheim bei Lahr.) Dann besuchte er noch seine Lili, die seit dem 20. August 1778 mit dem Banquier B. Fr. von Türkheim in Straßburg verheiratet war. Am 27. September ritt Goethe mit den übrigen Reisenden von Straßburg nach Emmendingen zum Grabe seiner Schwester. —

Auch auf dieser Schweizerreise besuchte er Lavater, dessen Umgang für ihn, wie er gehofft hatte, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und ein Weiden am Himmelsbord" war.

Hier beabsichtigte Goethe für seinen Freund, den Komponisten Kayser ein

Google

Singspiel zu schreiben, eine dramatische Schweizeridylle. Es ist „Jery und Bätely", in dem die beiden Sprüche der Lebensweisheit enthalten sind:

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Kurieren alle Not;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie tot.
Ein Mädchen, das verständig ist,
Das nimmt sich einen Mann.

Von Zürich aus reiste die Gesellschaft zum Rheinfall. Lavater reiste ihnen nach, um alle noch einmal zu sehen. Man unterhielt sich noch einmal über das Erhabene, und welch großen Wert Goethe auf alle Worte Lavaters legte, geht daraus hervor, daß er s. Z. schreibt: Mit Lavater sei es wie mit dem Rheinfall; auch ihn glaube man, wenn man ihn wiedersehe, noch nie gesehen zu haben; er sei die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten.

Am 14. Januar 1780 kehrten die Reisenden nach viermonatlicher Abwesenheit nach Weimar zurück.

Sehr schön ist u. a. die Schilderung, die uns der Dichter von dem Panorama, das man von der Dôle aus überblickt, hinterlassen hat, bei der Beschreibung des Mont Blanc. „Man weiß wohl in Deutschland nicht", sagt Prof. Dr. Semmig, „daß diese Schilderung im Ausland in die Anthologieen aufgenommen ist, aus denen der Fremde die deutsche Sprache und deutsche Literatur erlernen soll." Der betreffende Brief, der diese Schilderung enthält, ist aus Chamounie vom 4. November 1779 abends gegen 9 Uhr datiert.

Von Genf aus schrieb Goethe am 27. Oktober 1779: „Hier und da auf der ganzen Reise ward soviel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen." —

Es war viele Jahre später, im Anfang des Jahres 1811*), daß sich Goethe durch ein Volkslied aus dem Odenwald, (nach Viehoff war es ein Schweizerisches), das sich unter der Überschrift: „Wo bist du denn gesesse?" in des Knaben Wunderhorn, 1808 mitgeteilt findet, zu seinem Schweizerlied in Schwyzerdüdscher Mundart hat anregen lassen. Dieses Lied hat schon manchen zaghaft Liebenden in den Alpen zum Geständnis ermutigt.

Die Gestade des Genfer Sees durchwanderte und bewohnte längere Zeit

*) So nimmt man gewöhnlich an. Goethe sandte es in einem Briefe vom 28. Febr. 1811 an Zelter zur Komposition. Das betreffende Volkslied beginnt mit den Versen:
Auf'm Bergle bin ich gesessen,
hab' dem Vögele zug'schaut,
ist ein Federle abe geflogen,
hab'n Häusle draus baut.

Go gle

der Dichter Friedrich Matthisson (geb. 1761, † 1831). Er fand freundliche Aufnahme im Hause von Karl Victor von Bonstetten (geb. zu Bern 1745, † zu Genf 1832), der im Jahre 1787 Landvogt in Nyon wurde. Mit Matthisson zusammen weilten Salis und Friderike Brun in seinem Hause, hier arbeitete auch Johannes Müller an seiner Schweizergeschichte. Matthisson hat sich zwei Jahre zu Nyon aufgehalten und nicht nur die Ufer des Genfer Sees, sondern auch den Norden von Savoyen, sowie Frankreich und Italien mehrmals besucht. In zahlreichen Werken und Briefen, die gedruckt erschienen sind, ist der Gedankenaustausch und die Frucht des geistigen Verkehrs dieser literarisch so regen und hochgebildeten Freunde niedergelegt, deren Wirksamkeit sich von Genf bis nach Kopenhagen erstreckt.

Weniger bekannt als er, ja fast vergessen ist die Dichterin Friderike Brun (1765—1835), die ihrerseits dem Freunde Bonstetten, als er vor dem französischen Directorium floh, vom Frühjahr 1798 bis Frühjahr 1801 ein Asyl in Kopenhagen gewährte. Sie war die Tochter des Superintendenten Münter in Tonna (Herzogtum Gotha), des späteren Predigers in Kopenhagen, und war 1783 mit dem dänischen Konferenzrat Brun verheiratet. Aus Gesundheitsrücksichten unternahm sie zuweilen Reisen in das südliche Europa, deren Eindrücke sie in verschiedenen Werken niederlegte. Auf ihrer ersten Reise, auf der sie von ihrem Gatten begleitet war, lernte sie in Nyon Matthisson und in Genf Bonstetten kennen. Den Winter 1801 verlebte sie im Waadtland und in Coppet bei Necker und seiner Tochter, der Frau von Staël. Im Winter 1805 auf 1806 lernte sie in Genf den Geschichtsschreiber Sismondi kennen und verlebte mit diesem in Gemeinschaft mit Bonstetten den Sommer 1806 im Waadtland. Mehrere ihrer Schriften sind in der Schweiz erschienen. Wenn auch viele Kritiker behaupten, die Begeisterung, mit der sie ihre Reisen durch das Alpenland geschildert habe, sei etwas übertrieben, so bieten sie doch wertvolle Beiträge zur Literatur über die Schweiz. Wir wollten deshalb nicht vergessen, die vielen Touristen, welche das Land durchstreifen, auf diese schwärmerische Dichterin aufmerksam zu machen.

Besonders beachtenswert erscheint es, daß die deutsche Schweiz auch von den einheimischen Dichtern weit mehr besungen und geschildert worden ist, als die Suisse romande, obwohl es auch an herrlichen Schilderungen über diese nicht fehlt. Der Raum gestattet es nicht, hierauf einzugehen.

Go gle

Dr. Jon Lehmann

(Eine Jugendarbeit aus dem Nachlaß):

Paul Heyse.

Zu seinem Todestag (4. Dezember 1913).

Als neunzehnjähriger Student ging ich nach München, und mein lieber, alter, väterlicher Freund Otto Roquette hatte mir eine Empfehlung an seinen Jugendfreund Paul Heyse mitgegeben und hatte ihm auch noch direkt über mich geschrieben. Infolgedessen wurde ich von dem Dichter, der mir damals in seiner hohen Gestalt und seinem langen, wallenden Lockenhaar den Eindruck eines Olympiers machte, auf das liebenswürdigste empfangen. Nachdem er sich über mich orientiert, war eine seiner ersten Fragen, ob ich auch dichte, und da ich dies bejahen konnte, so wünschte er Verse von mir zu sehen. Glückselig schleppte ich ihm das ganze Bündel hin; es war ein gewaltiger Stoß, der sich in großer Unordnung befand und auch furchtbar schlecht geschrieben war. Das gefiel ihm nicht, und trotzdem arbeitete er das Manuskript mit Fleiß und Aufmerksamkeit durch, und mehrere Randbemerkungen und Verbesserungen zeugten von seiner Aufmerksamkeit. Bald erhielt ich auch eine Einladung in sein Haus. Ich freute mich kindisch darauf, denn ich hatte viel von den anregenden, literarischen Abenden Münchens in meinem Elternhause gehört und glaubte nun mitten im Meere der wogenden Literatur zu sein. Wie erstaunte ich aber über die kleine Gesellschaft, die ich bei Heyse vorfand. Es waren Offiziere, vornehme Beamte, überhaupt ein höchst nobler Kreis. Nur von Literatur war nicht viel darin zu spüren. Ich konnte mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, und auf meine Frage seufzte Heyse tief. „Die Zeiten haben sich geändert," sagte er mit erkennbarer Trauer in seinen Zügen, „seitdem Geibel tot ist, ist auch die dichterische Tafelrunde Münchens dahingegangen." An jenem Abende ereignete sich übrigens ein hübscher Scherz. Es kam jemand herein, ich weiß heute nicht mehr, wer es war, der lief auf mich zu, umarmte mich und bewillkommnete mich. „Kainz, seit wann bist du hier?" Heute, da ich Kainz kenne, erscheint mir die Verwechselung ganz unbegreiflich. Heyse aber zwinkerte mir damals zu und ließ den umarmungsfreudigen Herrn eine zeitlang in seinem Irrtum, woraus sich dann eine Reihe drolliger Situationen ergaben. Viel Anregung brachte sonst der Abend nicht und mit einer schweren Enttäuschung im Herzen steuerte ich meinen Penaten zu. Auch ein zweiter Abend in dem gastlichen Hause brachte keine größere Anregung, und deshalb habe ich es auch nicht sehr schmerzlich empfunden, daß es der letzte Abend war, den ich im Hause Heyse's verlebte. Ich leide nämlich an einer fluchwürdigen Eigenschaft, die mich in anständiger Gesellschaft sehr bald unmöglich macht. So sehr ich auch den guten Willen habe, diese schlechte Eigenschaft zu unterdrücken, es gelingt mir nicht. Sobald ich nämlich warm

Google

werde, sage ich meine Meinung frei heraus oder, wie andere behaupten, ich plappere sie heraus. So ging es mir auch bei Heyse. Der Zufall brachte die Rede auf einige Werke des Dichters, und noch schwieg ich beständig. Als aber ein Unglückseliger die Frage direkt an mich richtete, da erklärte ich mit liebreicher Unverfrorenheit, daß mich die Form in diesen Arbeiten entzückte, daß sie mir aber zu kühl seien und vor allen Dingen, daß die Charakteristik so oberflächlich gehalten wäre. Beschämt gestehe ich heute zu, wie unrecht es war, im Hause des Dichters so etwas dem Verfasser ins Gesicht zu sagen. Weltgewandt ging man schnell über meine Ausführungen hinweg, offenbar aber haben sie einen Stachel in der Brust des Dichters zurückgelassen, doch dies war nicht die direkte Veranlassung, daß Heyse mich nicht mehr zu sich bat. Ihm, dem Manne der vollendeten Formen, war meine Formenlosigkeit gewiß peinlich. Er sollte sie aber leider in viel empfindlicherem Maße erfahren müssen, nur daß ich das zweite Mal weniger dafür konnte als das erste Mal. Als ich meine Verdauungsvisite machte und ich mich empfahl, fiel mir an der Tür plötzlich ein, daß ich meinen Hut im Empfangszimmer neben meinem Sitze zurückgelassen hatte. Nicht daran denkend, daß Heyse hinter mir ging, um mich hinauszubegleiten, eilte ich zurück und trat dem verehrten Meister empfindlich auf den Fuß. Das tat mir herzlich leid, und ihm hat es vielleicht noch weher getan. Aber es war eine Tatsache, die sich nicht ändern ließ. Diesen Mangel an der Form hatte mir denn auch Heyse wohl nicht verziehen, und er lud mich ein zweites Mal nicht mehr zu sich ein. Das hinderte aber nicht, daß ich während meines Münchener Aufenthaltes noch einige Male Gespräche mit ihm hatte, die mich außerordentlich interessierten und mich sehr anregten. Da fand ich unter vier Augen einen ganz anderen Menschen, als den in der Gesellschaft bei aller Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit unnahbar drohenden Olympier. Einmal traf ich ihn am Eingang der Kunstausstellung im Glaspalaste und ging an seiner Seite durch die Säle. Es war eine Fülle von Schönheit, die er mir erschloß; hundert Dinge, die mein ungeübtes Auge nicht sehen konnte, zauberten mir seine Worte erst hervor. Ich glaube, wer gleich mir das Glück gehabt hat, mit Heyse durch eine Gemäldeausstellung wandern zu können, nur der hat ihn richtig erkannt. Heyse's Auge war wie ein Reflektor, der alle Schönheiten eines Gemäldes auffog und sie stärker, weit stärker und prächtiger zurückgab. Die toten Bilder begannen in seinen Erklärungen zu leben. Plastisch traten durch seine Worte die Figuren aus ihrem Rahmen hervor, die Farben fingen an zu sprechen und die Feinheit der Zeichnungen und der plastischen Charakterisierungskunst drangen zu Gemüt. Diese tote, scharf ausgeprägte, plastische Charakteristik eines Bildwerkes, das war so recht, was Heyse liebte, das war auch wohl die höchste Betätigungsart seines Talents. Ich habe früher und später oftmals Galerien durchwandert und hatte interessante Begleiter an meiner Seite, niemals aber hat mich der Besuch einer Kunstausstellung so sehr angeregt, wie die damals mit Heyse verbrachten Stunden. Auch in seinen Werken ist bisweilen eine solche ruhige, leidenschafts-

Google

lose plastische, sofort in die Augen springende Charakterisierungsfähigkeit. Wenn Heyse Leidenschaften zeichnen will, wenn er versucht, kraftstrotzende Menschen ihrem Charakter gemäß handeln zu lassen, so versagt meist seine Anlage; andererseits aber vermag er es zuweilen, mit einem einzigen hingeworfenen Satz die ganze Denk- und Fühlweise eines Menschen plastisch vor Augen zu führen, nur daß dann der so gezeichnete Charakter sich nicht zu bewähren vermag. In einem kleinen Einakter „Das Ehrenwort" hat ein Offizier die Galerie der Schönheiten, die ihn liebten, in einem Album verlockend vereinigt. Der Freund, der ihn besucht und auf ihn wartet, besichtigt das Album; er bewundert es und sagt dann: Was ist es mir gegen meine Marie und das Kind! Damit ist der ganze Charakter des Mannes gegeben, und würde der so gezeichnete Charakter nunmehr seiner Grundlage gemäß große Handlungen vollführen, so wäre Heyse einer der größten Dichter gewesen. Leider aber blieb diese Handlung aus. Mit der plastischen, toten Darstellung des Charakters ist die Charakterisierungskunst Heyse's erschöpft, und läßt er einmal es zu schwerwiegenden Handlungen kommen, so fließen sie meist aus den äußeren Umständen, nicht aber aus den Charakteren seiner Helden. Seiner Anlage entsprechend glaube ich, daß Heyse dort das Bedeutendste geschaffen hat, wo der Charakter selbst es verbietet, daß der Held machtvoll handelnd auftritt. Da, wo die tote Plastik zur Zeichnung des Charakters notwendig ist, da wachsen die schönsten und lebenswahrsten Gestalten, die Heyse jemals geschaffen. Eine der liebsten und angenehmsten Zeichnungen seiner Hand ist mir der Balder in den Kindern der Sonne. Diese sonnige Jünglingsgestalt leidet an Schwindsucht. Die Krankheit verbreitet Ruhe und Wunschlosigkeit über ihn, sie verbietet ihm zu handeln, sie läßt die Wünsche kaum in ihm emporsteigen. Diese Figur, die in abgeklärter Ruhe in plastischer Freiheit und Schönheit daliegt, ist echt Heyse'schen Gepräges. Sie ist, meinem Empfinden nach, wie ein Abbild seiner Muse, die das Ruhige, Klare, Abgeklärte und Wunschlose zum künstlerischen und plastischen Ausdruck bringt, und auch der Konflikt in Balder ist ein echt Heyse'scher Konflikt. Der Kranke liebt; eines Tages treibt ihn die Leidenschaft von seinem Lager und er büßt den ersten und letzten Wunsch mit dem Tode. Das ist ganz Heyse. Wäre seine Muse noch mehr in der Plastik geblieben, als sie es ist, wäre nicht der Wunsch in dem Marmorbilde entstanden, in das heiße Leben hinauszugehen und zu leben, Heyse würde nicht für die Literatur unserer Zeit gestorben sein, er würde nicht seinen Ruhm haben überleben müssen.

Heyse selbst kannte sich nicht. Im Gegensatz zu manchen unserer modernen Dichter, die die scharfe Sonde der Kritik an sich selbst legen und ihre Schwächen wie ihre Stärken sehr scharf erkennen, lebte Heyse in einem naiven, ungestörten Glauben an sich selbst und an sein Können, das in allen Sätteln der Literatur, das im Drama, im Epos, wie in der Lyrik gleich stark sein sollte. Ich hörte da einmal ein Wort von ihm, das seine Meinung über sich selbst plastisch und scharf zum Ausdruck bringt. Man gab im Münchener Hoftheater „Die Königin von

Google

Saba", ein Stück, das prächtig anfängt, das wie bei allen seinen Werken plastische Grundlagen gibt, um dann vollkommen zu versanden und auf der Höhe sich zu verlieren und in das Nichts zu verlaufen. Am nächsten Tage war ich mit Heyse zusammen und ich fragte ihn, warum man so selten eines seiner Stücke in München gab, während man doch sonst in dieser Stadt auf sein Urteil so viel Wert legte. Heyse warf den Kopf zurück und entgegnete kurz: „Sie wissen ja, der Prophet gilt nichts in seinem Lande!"

Ich glaubte im ersten Augenblick an einen Scherz. Aber er begründete seine Worte in bitterer Klage und rechnete mir vor, wie sehr ihn das Münchener Theater vernachlässigte, obgleich München seine zweite Heimat geworden wäre. An dieser Stelle sei auch ein kleiner Scherz erwähnt, den mir Heyse einmal erzählte und der deshalb auch zu seiner Charakteristik beiträgt, weil er nach Jahren diese unbewußte Beleidigung noch nicht verwunden hatte, obgleich er doch sonst ein herzensguter Mensch war. Der Bonner Professor Bernays war mit meinem verstorbenen Vater befreundet, während Michael Bernays damals in München Vorlesungen hielt und ich zu seinen Zuhörern zählte, es also nahe lag, daß wir zwischen den beiden Brüdern einen Vergleich anstellten, und Heyse lobte den Bonner Professor, mit dem er befreundet war, außerordentlich, während er auf Michael nicht gut zu sprechen war. Nicht gern erzählte er, was er gegen ihn hatte, aber schließlich willfahrte er doch meiner Bitte. Professor Michael Bernays feierte einmal irgend ein Fest, ich habe heute vergessen welches, dazu lud er alle seine Freunde und auch alle seine Hörer ein, die er überhaupt gern in seinem Hause verkehren ließ. Auch Heyse gehörte zu den Geladenen und kam, als alle Übrigen bereits Platz genommen hatten. Als der aufwartende Diener ihn meldete, lief Michael Bernays freudig zuvorkommend in den Korridor und geleitete den berühmten Gast ins Zimmer. Man passierte den Saal, in welchem die Studenten Platz genommen hatten. Bernays trat mit Heyse an den Tisch heran und rief den jungen Leuten zu: Stehen Sie auf, meine Herren, dies hier ist Paul Heyse, den Sie ja aus meinen Vorlesungen kennen werden!

Gewiß hatte Bernays, der ja sehr zuvorkommender und liebenswürdiger Art war, dem Dichter nur ein Kompliment machen wollen, indem er auf seine Weise zu erwähnen gedachte, daß er auch über Heyse gelesen. Heyse aber war offenbar gekränkt und hatte nach Jahren den Tort noch nicht vergessen, der ihm damals unbeabsichtigter Weise angetan worden war.

Wenn ich mir heute die hohe, vornehme Gestalt des Mannes vergegenwärtige und mir alles das ins Gedächtnis zurückrufe, was ich von ihm gelesen und was ich von ihm persönlich erfahren, so denke ich doch mit herzlicher Liebe und Verehrung an ihn zurück. Er war ein vornehmer Geist und ein vornehmer Charakter.

Go gle

Hans Telman:

Auf den Tod des jungen Grafen Hans von der Goltz, eines ehemaligen Schulkameraden, gefallen am 23. Auguſt.

Schneidig warſt du, dein Leben lang,
Hans Graf von der Goltz,
drum ward dir auch vor dem Tod nicht bang,
du warſt ja aus echtem deutſchem Holz,
Hans Graf von der Goltz!
Blauenaugs, mit blondem Haar,
wie ein Cheruskerkind ſchön,
wollteſt du reckenhaft und ſtolz
zum Kampf, zum Siege gehn!
Und du ſtarbſt als ein Held,
auf Patrouillenritt,
— es nahte die Dämmerung ſchon,
ſchon zittert beim Nebel des Roſſes Tritt —
da riß dich die Kugel davon,
die Kugel, die traf aus dem Hinterhalt
in einer Sekunde Schrei —
die machte die Blüte welk und kalt,
die b r a ch dir das Leben entzwei —
Leb wohl denn du, du Leutnant jung,
der Eliſabether Stolz,
du ſtarbſt ja frei,
du ſtarbſt ja groß
wie ein Mann,
und warſt 19 Jahre bloß,
du warſt unſere Freude, Liebe, Stolz,
du warſt unſere Hoffnung,
Graf Hans von der Goltz!

Go gle

Catharina von Pommer-Esche:

Almendro. Roman-Novelle.

Copyright 1914 by Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

(Fortsetzung.)

Der wagte nicht zu lügen.

„Verliebt? Das nicht, aber die Liebe ist doch nicht unumgänglich nötig, um zu heiraten. Abondanzia ist mir sympathisch, sie kann eine ausgezeichnete Frau werden, eine angenehme Gefährtin."

„Laß uns wie gute Freunde reden! Mein Bruder ist dir noch sympathischer. Denn er würde deine geschäftlichen Dinge sicher ordnen. Er würde zwar weinen über das Geld, das du ihm kosten wirst, aber er hat eine Schwäche, die Sehnsucht nach dem großen Namen. Glaube mir: Später wirst du unter ihm zu leiden haben. Hat er dich erst in seiner Gewalt, so wirst du den Handel bereuen! Ich bin anders veranlagt, aber mein Bruder ist ein Typ, wie er unserem Stamme schon oft geschadet hat."

Don Adriano wollte nichts mehr hören.

„Wenn wir Freunde bleiben wollen, ist es das Beste, jetzt zu schweigen."

„Gut also, wir wollen nicht mehr davon reden! Für mich ist die Sache für immer erledigt!"

Die beiden schieden mit kaltem Gruß, ohne einander die Hand zu reichen. Don Adriano ging in seinen Palast.

Emilia hatte eine Öllampe auf den Tisch des Empfangszimmers gestellt, deren schwaches rötliches Licht in dem großen Raum nur wie ein kleiner heller Punkt erschien. Soeben war die Familie des Juan Máto, von der Nachbarinsel, gegangen. Sie hatten mit Emilia gespeist und lange vergeblich auf die Rückkehr des gnädigen Herrn gewartet. Sie würden die Nacht auf ihrem Segelboot zubringen, denn mit Tagesanbruch wollten sie heimsegeln.

Emilia sprach mit Wärme von der Familie. Wie kindlich sie waren! Wie sie sich über alles Gute freuten! Und die Tochter, was für ein entzückend liebliches Geschöpf! Emilia hatte einen forschenden Ausdruck im Gesicht.

Ach, wenn ich doch erraten könnte, was in Valhermoso geschehen ist, dachte sie. Aber der Herr war schlecht gelaunt, er antwortete ganz zerstreut auf ihre Fragen. Er wollte nicht zu Hause bleiben, würde im Kasino zur Nacht speisen. Bei einem Talglicht wechselte er seinen Rock, nahm den riesigen Torschlüssel aus Emilias Hand. Im Kasino, wo er nach neun ankam, fand er einen Freund, der allgemein beliebt war, wie wohl kaum jemand sein eigentliches

Go gle

Gewerbe kannte. Es war der muntere Pedro Noce. Fast konnte man ihn für einen Landpastor halten. Er ging in einem faltigen schwarzen togaartigen Gewand einher. Es gab Hunderte von Menschen, die ihm gehorchten, und eine unsichtbare Flotte stand unter ihm, die nur des Nachts fuhr — ohne Furcht vor Sturm oder Unwetter. Von den Gefahren und Nöten dieser Unternehmungen war nichts auf Pedros Gesicht zu lesen. Nur dann zeigte er sich betrübt, wenn wochenlang keine Kunde von irgend einer Barke ankam. „Verloren," sagte er dann zu seinen Freunden, „Schiff und Ladung sind zu verschmerzen, es gingen aber Leute mit; da will ich sehn, was ich für die Familien tun kann, damit es ihnen wenigstens nicht an Brot fehlt." Don Adriano hielt große Stücke auf diesen schlichten Mann, der viel Erfahrung mit Herzensgüte vereinte. Don Adriano, der sich nie von den eleganten Freunden des Kasinos Geld geliehn, nahm es von Pedro an, und dieser schien es vergessen zu haben, daß er ihm je etwas geliehn. Nun überraschte dieser taktvolle Mann den Don Adriano mit seinen Nachrichten aus Valhermoso. Er kannte schon den ganzen Reisezweck. Der sonst heitere Mann wurde ernst und polterte heraus:

„Du tust sehr unrecht daran."

„Aber, lieber Pedro, ich bin doch ruiniert. Du weißt, nicht ein Stein in meinem Palast gehört mir mehr. Meine Gläubiger rechnen ja nur noch mit einer reichen Heirat."

Pedro aber schüttelte verneinend den Kopf.

„Du mußt aus deiner Armut freilich herauskommen. Du kannst es aber auf eine andere Art. Deine Freunde werden dir helfen."

Mit einem herzhaften Händedruck verabschiedete er sich, indem er ihm nochmals zurief: „du tust unrecht daran, eine Bäuerin zu heiraten. Nein, Don Adriano, das geht nicht."

IV.

Don Adriano legte sich in später Nacht schlafen. Im Traume erschienen ihm die beiden Freunde, der Kapitän und Pedro Noce. Er hörte sie deutlich reden im Zwiegesang der Verneinung. Mußte er sich denn nicht retten aus dem Schiffbruch seiner Finanzen? War es denn so etwas Schlimmes? Versuchten es nicht tausend andere, sich durch eine Heirat zu helfen? Dennoch hatte der Kapitän recht. In anderen Gegenden war dergleichen üblich, aber auf der Insel seiner Väter nicht! Die Leute waren nun einmal anders veranlagt. Er erwachte und fand keinen Schlaf mehr. Welche ruhmreiche Vergangenheit! Vornehmheit in der Armut! Das ist eine bleischwere Kette! Er räumte im Archiv, in den ungeheuren Massen bedruckten Papiers. Er fand alte Karten, die auf den Seereisen gedient hatten, unabsehbare Bände von Büchern. Verkaufte man etwa diese Folianten und Pandekten, so würde kaum der Lebensunterhalt für einige Tage herauskommen. Der große Ruhm seiner

Go gle

Familie hatte im sechzehnten Jahrhundert begonnen, in den Kämpfen um Argel. Ferdinand Cortes war einst mit seinen zwei Söhnen auf der Insel gelandet und blieb als Gast im Palast der Mosca. Er brachte Schätze aus dem eroberten Mexiko mit und beim Scheiden hinterließ er einen ungeschliffenen Diamanten von Riesengröße und unermeßlichem Wert. Der Stein war in Familiendokumenten erwähnt, aber der Großvater hatte ihn schon veräußert. — Bei Eroberung des Piratennestes Argel hatte sich Don Alvarez de Mosca seine Lorbeeren geholt. Während eines furchtbaren Sturms an der Küste Afrikas hatten sich die Spanier flach auf die Erde geworfen, und da fielen die Türken, diese Lage benützend, über die Krieger her. Doch plötzlich erschien der Comendador Alvarez Mosca, ein Kriegsteufel, weder Wasser noch Feuer scheuend. Er übernahm mit nur wenigen, den Allermutigsten, den Angriff, und sie taten Übermenschliches. Don Alvarez, verwundet im Gesicht und am Fuß, schleppte sich ans Tor der Stadt, wo er den Dolch als Zeichen des Sieges befestigte. Don Adriano konnte nicht ohne Neugierde an ihn denken, noch mehr von ihm zu erfahren. Er war der tapferste Krieger, aber zugleich auch der Verdammte! Die alten würdigen Damen de Mosca nannten seinen Namen kaum und senkten die Blicke, wenn von ihm die Rede war. Heiliger Ritter der Kirche, der beim Eintritt in den Maltheser-Orden das Gelübde der Keuschheit geleistet hatte, der aber stets Frauen an Bord mitnahm, wie ein Pascha. Reichtümer an Gold und Schätzen waren ihm gleichgültig. Er eignete sich nur recht viele schöne Sklavinnen zu. — Aber er wurde kein Antonius, der durch Kleopatra verweichlichte, sondern blieb der Held. Wenn ihm mit Exkommunikation gedroht wurde, lachte er höhnisch; wenn ihm sein ungebundenes Leben vom General-Ordensmeister vorgehalten wurde, dann erwähnte er seine Heldentaten, die ihm das Maltheserkreuz eingebracht hatten. Sein Name war an den Küsten des Mittelmeers berühmt. Die Mohammedaner fürchteten ihn wie den Teufel.

Don Adriano fühlte sich zu diesem Helden hingezogen, weil er viel von ihm spürte: wilde Leidenschaft, südliches Blut. Eine Zeitlang lebte er in Tunis, bewohnte dort einen alten Palast unmittelbar am Meeresufer, mit einer Maurin von wunderbarer Schönheit. Es hieß, er sollte abgefallen sein vom christlichen Glauben. Don Adriano fand einen alten vergilbten Brief, worin Alvarez seinem Bruder schrieb, eigentlich sei der Verkehr mit Frauen, wie ihn die Muselmänner liebten, sehr richtig. Denn in den seltensten Fällen genüge dieselbe Frau dem Mann für sein ganzes Leben. H e i m l i c h treiben wir's doch wie die Mohammedaner! — Weißt du, ich habe stets die Heuchelei gehaßt, den Tugendhaften zu spielen, während es doch hinter den Kulissen ganz anders aussieht, als vorn auf der großen Schaubühne des Lebens!

Als Don Alvarez alterte, kehrte er auf die Heimatinsel zurück und lebte dort in einem Seitenflügel des Palastes. Seine gewaltige Lebenslust verließ ihn bis zum Tode nicht. Drei junge Maurinnen bedienten ihn im Palast. Auch

Go gle

hielt er sich Sklaven, lebende Erinnerungen seiner afrikanischen Expeditionen. Don Alvarez war ein Riesenmensch an Kraft. Plötzlich, wie der Blitz, fällte ihn der Tod. Don Adriano las sein Testament. Dieser Mann war offenbar nie ein Held der Feder gewesen — orthographisch konnte er nicht schreiben. Sein letzter Wille war in Hieroglyphen abgefaßt, und nur langsam erfaßte Don Adriano den Sinn des Schriftstückes: Der Maltheserritter hinterließ den Söhnen seines Bruders einen Teil seines Barvermögens. Dann kam eine große Liste von Legaten, an hier und dort verstreute Kinder maurischer Sklavinnen, Armenierinnen, Griechinnen, mit denen er die verschiedenen Häfen des Morgenlandes bevölkert hatte. Don Adrianos Stimmung hob sich. Was war im Vergleich zu den Taten des Onkels der Schritt, den er tun wollte: eine Bäuerin maurischer Abstammung zu heiraten, die obendrein eine Christin war. Bald aber überzogen die Vorurteile der Familie sein Sinnen und Denken wie mit einem Nebelschleier. Da war auch eine Klausel im Testament: Don Alvarez hinterließ Gelder an die Kinder, die er von den Sklavinnen anderer Rassen hatte. Aber er verbot ihnen, seinen Namen zu tragen, den Namen der de Mosca. Welche Geheimnisse schlummerten nicht in der Geschichte seiner Ahnen! Aber sie hatten doch selbst etwas Arabisches an sich. Das ließ sich nicht leugnen. Trotz allem lebte ein Rassenstolz in ihnen, und er selbst fühlte sich seinem zukünftigen Schwiegervater gegenüber erhaben.

Unter den Bildern seiner Ahnen war ein Herr mit bartlosem Gesicht, feinen, bleichen Lippen, weißer Perücke, rotseidenem Wams, der ein hoher städtischer Würdenträger gewesen. Als Karl III. einen Erlaß herausgab, durch den er befahl, daß den maurischen Nachkommen mehr Duldsamkeit zu erweisen sei, zeigte sich jener de Mosca mit den gekniffenen Lippen gar nicht erbaut von dem königlichen Befehl. Man nahm nur in der Theorie Kenntnis davon, in der Praxis blieb alles beim alten.

Besonders aber fesselte ihn das Bild eines Vorfahren, der seinen Namen trug, eines Groß-Inquisitors. Er fand unheimliche gravierte Karten mit Wahrzeichen, wie man sich ihrer damals bediente, ein hölzernes Kreuz mit einem Degen und Olivenzweig, zu beiden Seiten zwei Küraſſe, einer mit dem Kreuz des Femgerichts, der andere mit einem Drachen und dem Haupt der Medusa, Totenköpfe, Rosenkränze und Wachskerzen vervollständigten den Ausputz: unten glühte eine Fackel neben einem eisernen Ring, ferner eine Kapuze wie ein Trichter, umgeben von Schlangen und gehörnten Köpfen. Ein Sarkophag hob sich von diesem grausigen Zierate ab, und darauf stand in altspanischen Buchstaben: Der Inquisitor Decan Don Adriano de Mosca. Den friedlichen Insulaner, der diese Karte fand, mußten Schauer des Entsetzens durchrieseln. Don Adriano junior hatte ein warmes, gerecht fühlendes Menschenherz neben seinem Stolz. Er haßte die Inquisition und ihre Greuel. Die Gedanken in ihm wirbelten wild durcheinander, wie ein Schwarm summender Bienen.

Go gle

Am Morgen entschloß er sich mit dem Aufwand aller seiner Energie zu einem unangenehmen Besuch. Die Heirat war doch noch reiflich zu überlegen. Er wollte noch seinen letzten Trumpf ausspielen, ehe er einen endgültigen Entschluß faßte. Er wollte die Tante Doña Mona besuchen, seine einzige Verwandte. Dem Recht nach mußte er ihr Erbe sein. Sie brauchte nur zu wollen, und sein ganzes Elend war mit einem Schlag beendet! Er überlegte, welches wohl die beste Zeit wäre zu diesem Besuch. Abends pflegte sie einen Kreis von ernsten Männern und Geistlichen um sich zu versammeln. Die würden ihre Erben sein, die Angehörigen der Orden und kirchlichen Vereine. Am besten wäre es, gleich zu ihr zu gehen nach der Frühmesse. Sie war unvermählt und wohnte in einem Palast neben dem Dom. Seit einer Enttäuschung ihrer Jugend, an der Don Adrianos Vater schuld war, wollte sie nichts von einer Ehe wissen, und alle ihre Interessen konzentrierten sich auf Politik und Kirche. „Für Gott und den König!" Sie opferte viel für allerlei törichte Dinge — aber was sie behalten, war immer noch ein großes Vermögen. Ihr Geld wanderte fleißig gen Rom. Der Heilige Vater würde ihr gewiß die goldene Tugendrose senden, die sonst nur für Königinnen bestimmt war. In ihrem Palais war alles in größter Ordnung. Eine Dienstmagd öffnete Adriano. Sie erkannte ihn und sah ihn staunend an. Er trat ins Empfangszimmer, das voller Gemälde hing. Nach kurzer Weile erschien die Dienstmagd wieder und nötigte ihn in einen großen Salon. Hier herrschte altertümlicher Luxus. Die Wände waren mit schwerem karminrotem Damast bekleidet, worauf alte religiöse Bilder spanischer Schule hingen. Die Möbel waren weiß mit Gold. Auf den Konsolen standen Stutzuhren und Statuen von Heiligen. Die Decke war bemalt mit allerlei Göttinnen und Amoretten — merkwürdig weltlich. Dazu stand das Bild eines riesengroßen Christus in einem gewaltigen Gegensatz. Doña Mona erkannte sehr wohl das Sündhafte der Versammlung da oben an der Decke. Aber es waren Erinnerungen an ihre Jugend, und darum ließ sie sie bestehen, vermied nur, die Blicke dorthin zu richten.

Die schwere Damast-Portiere hob sich, und Doña Mona, in Schwarz gekleidet, trat ein. Das leicht ergraute Haar war mit einem spanischen Spitzentuch malerisch drapiert, ein hoher Schildpattkamm hielt es zusammen. Es lag Würde und frostige Vornehmheit in der Erscheinung. Die Stühle standen in scheinbar genialer Unordnung umher und wiesen auf die allabendlichen Zusammenkünfte hin. Tatsächlich gehörte jeder Sitz einem bestimmten Würdenträger und blieb immer auf demselben Platz stehen. Doña Mona saß auf einer Art Thron, von dem sie über den exklusiven Kreis ihrer frommen Freunde präsidierte.

„Setz' dich", sagte sie kurz zu ihrem Neffen. Sie streckte die Hände aus und hielt sie über das übliche Kohlenbecken, dessen man sich in Spanien in der kühleren Jahreszeit zum erwärmen bedient. Der Brasero war aus getriebenem Silber, ein Kunstwerk aus den Glanzzeiten spanischer Schmiedearbeiten.

Go gle

Ihre Augen ruhten durchdringend auf Don Adriano. Fast zehn Jahre hatte sie ihn nicht gesehen.

„Du bist ein echter de Mosca, gleichst ganz deinem Großvater."

Sie unterdrückte ihre wahren Gedanken, die einzige Erinnerung, die sie noch rühren konnte; die Ähnlichkeit mit seinem Vater. Don Adriano war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, ihm, der einst zu ihr gekommen war, sie in heißen Liebesserenaden zu besingen — ach! und wie sie sich hatte betören lassen, diesen undankbaren Treuebrecher zu lieben! Ihre Augen nahmen die gewohnte Härte an, und ihre Stimme klang trocken und heiser, als sie fragte:

„Was wünschest du? Denn sicher kommst du doch nicht um des Vergnügens willen zu mir!"

Der Augenblick war gekommen. Don Adriano senkte die Augen, er fürchtete, sogleich aufs Ziel loszusteuern, und holte weit aus. „Ich bin ganz und gar ein Mosca, wie du mein Äußeres beurteilst, so ist auch mein Inneres. Ich wünsche, die Ehre der Familie zu wahren und den Stamm fortzupflanzen. Ich bin kein Heiliger gewesen. Das muß ich ja sagen, ein gehöriges Drauflosleben hat meine Güter verzehrt, aber die Ehre des Hauses habe ich stets rein gehalten. Aus meinem Leben voll Sünde habe ich zwei Dinge gelernt: Erfahrung und den festen Vorsatz, anders zu werden. Tante, ich will meine ganze Lebensweise bessern, will ein neuer Mensch werden."

Die Tante nickte beifällig.

„Sehr gut, also haben es der heilige Augustin und andere heilige Männer auch gemacht, die ihre Jugend in Zügellosigkeit zubrachten, um später ganz kirchlich zu werden."

Don Adriano fühlte die Flügel seiner Hoffnung gehoben.

„Ich werde ja gewiß kein so leuchtendes Beispiel geben, aber ich will ein gut christlicher Mann werden, mich verheiraten, meine Kinder wohl erziehen, damit sie echte Stammhalter werden. Aber ach! Solch Leben, wie ich es gegenwärtig führe, muß erst ins rechte Geleise gebracht werden. Dazu brauche ich Hilfe. Ich, der letzte Mosca, werde auf die Straße gesetzt, wenn sich mir nicht eine rettende Hand bietet. Und da habe ich an dich, an meine Tante, gedacht, die du doch meine nächste Verwandte bist, gewissermaßen meine Mutter."

Dieser Vergleich machte Doña Mona leicht erröten und ihre Augen leuchten. Ach ja! Sie hätte seine Mutter sein können. Aber da sie im Stich gelassen worden, war ihr Herz kalt für den Sohn des ungetreuen Geliebten.

„Von mir erwartest du die Rettung?" sagte sie langsam, „da verlierst du nur Zeit."

Sie sprach das mit solcher Festigkeit, daß Don Adriano die Hoffnung auf Hilfe sogleich aufgab.

„Es ist gut," sagte er bitter, „aber infolge dieser Absage muß ich einen anderen Ausweg suchen und erbitte mir Euern Rat. Sie sind, Tante, heute die

Google

Älteste meiner Familie. Ich habe eine Heirat in Aussicht, die mich retten kann, eine Heirat mit einem reichen Mädchen, aber nicht unseres Standes."

Er erwartete eine Bewegung der Überraschung, der Neugierde. Er war überzeugt, daß sie bei solchen Absichten ihm doch beispringen würde — der Ehre des Hauses wegen. Doch die Tante bewegte die Lippen nur zu kaltem Lächeln:

„Ich weiß es. Man hat es mir heute morgen, als ich von der Messe kam, erzählt. Gestern warst du in Valhermoso und willst dort die reiche Bäuerin heiraten." .

Totenstille folgte, das leiseste Geräusch wäre zu hören gewesen.

„Und was meinen Sie dazu?" brachte Don Adriano endlich heraus.

„Tu, was dir beliebt. Wir haben einander lange Jahre nicht gesehen, und dasselbe können wir den Rest unseres Lebens tun."

„Also ich soll mich verheiraten?" drang er weiter in sie.

„Das frag' dich selbst!" —

Don Adriano bemerkte in den Augen und der Stimme seiner Tante eine verhaltene Schadenfreude, die Wollust der Rache, das reizte ihn.

„Aber wenn ich heirate," fragte er, indem er genau den Klang ihrer Stimme nachahmte, „kann ich auf Ihre Anwesenheit bei der Hochzeit hoffen?"

Diese Frage setzte der Ruhe ein Ende, und mit Stolz erhob sie sich. Wie eine Königin, die man beleidigt hat, sprach sie:

„Mein Herr, ich bin aus dem alleredelsten Geschlecht — von beiden Eltern her. Ich verabscheue das Blut der Abkommen der Muselmanen, der Mauren, und ich bleibe, was ich bin: Rein und unbefleckt!" Sie deutete auf die Tür, womit sie den Besuch als beendet erklärte. Doch plötzlich erschien ihr diese Handlungsweise etwas theatralisch, und, die Blicke senkend, fand sie einen christlichen Ton:

„Adios, Adriano! Daß der Herr dich erleuchte!"

„Adios, Tante!"

Er wollte ihr die Hand zum Abschied reichen, sie zog indessen ihre Hand zurück. Adriano lächelte leicht, indem er an das Gerücht dachte, daß Doña Mona ein Gelübde abgelegt, nur die Hände geistlicher Herren zu berühren. Als er auf der Straße war, sah er noch einmal nach den Fenstern, hinter denen die kaltherzige Tugendheldin wohnte.

Was blieb ihm nun übrig, als Abondanzia zu heiraten!

Fortsetzung folgt.

Go gle

Rundschau

Politische Rundschau.

Von F. L. Graf Voltolini.

Die Rückwirkungen des Krieges in den neutralen Ländern Europas.

In den Ländern, welche am Krieg beteiligt sind, hegt man vielfach die Vorstellung, als ob dort, wo das Banner der Neutralität gehißt wurde, idyllische friedliche Ruhe herrsche. Bei früheren Kriegen hatte diese Vorstellung ihre Berechtigung, in dem gegenwärtigen Ringen der fünf Großmächte und der Türkei ist dagegen Neutralität ganz und gar nicht mehr das Mittel, die direkten und indirekten Einflüsse des Weltkrieges fern zu halten. Alle neutralen Staaten leiden vielmehr in vielfacher Hinsicht nicht weniger als die kriegführenden Nationen, und wenn sie auch von den Verlusten an Menschenleben befreit sind, so weisen sie im Gegensatz zu der ziemlich einheitlichen Stimmung der Völker, deren Heere im Felde stehen, eine lähmende Zerfahrenheit in der öffentlichen Meinung und die geteiltesten Gefühle hinsichtlich der Beurteilung der welthistorischen Vorgänge, sowie eine schwere Dekadenz ihres wirtschaftlichen Lebens auf.

Die neutralen Staaten Europas zerfallen in vier Gruppen. Die erste Gruppe bildet Italien, die einzige Großmacht Europas, die eine Sonderstellung in jenem Aufeinanderplatzen von Dreibund und Dreiverband infolge eigenartiger Konstellation der inneren wie der äußeren politischen Verhältnisse einnehmen mußte, die zweite Gruppe besteht aus den vier neutralen Balkanstaaten Rumänien, Bulgarien, Albanien und Griechenland, die dritte Gruppe bilden die skandinavischen Staaten, während zu der vierten die drei in das Kriegsgebiet eingekeilten Staaten Holland, Schweiz und Luxemburg, sowie Spanien zu rechnen sind. Bei einigen dieser Staaten besteht die Gefahr, doch noch in den Brand des Weltkrieges verwickelt zu werden, fort, bei anderen ist diese Gefahr als ausgeschlossen zu betrachten. Je größer die Gefahr ist, um so gewaltiger ist der Rückschlag sowohl durch die Unruhe im

Google

öffentlichen Leben, wie die wirtschaftliche Depression. Die Unsicherheit der Lage in solchen neutralen Staaten wird erhöht durch das Werben der einen der kriegführenden Parteien, der Ententemächte, um den Eintritt dieser Staaten an ihrer Seite in den Weltkrieg zu provozieren.

Natürlich ist Italien unter diesem Gesichtspunkt das heißbegehrteste Objekt. Würde doch sein Eintritt in den Völkerkampf durch die Ziffer seiner Armee und besonders seiner Flotte von großem Einfluß sein. Seit den ersten Wochen des Krieges setzte daher die Entente alles daran, um die öffentliche Meinung Italiens zu beeinflussen. Eine glänzend bezahlte Claque im Dienst der Ententebotschaften wurde nicht müde, auf jede Weise gegen die alten, treuerprobten Bundesfreunde zu hetzen. Die Presse wurde direkt und indirekt beeinflußt und die breite Masse des Volkes vorzugsweise durch zwei schlaugewählte Argumente bearbeitet: den Irredentismus und Belgien. Der seit Jahren von der italienischen Regierung totgesagte Irredentismus ist durch diese Beeinflussung von seiten der Ententemächte wieder zum Leben erwacht. Tag für Tag stimmte die englische, russische und französische Presse den für italienische Ohren immerhin verführerisch klingenden Sirenengesang von den „italienischen, unter Österreichs und Ungarns Joch seufzenden Provinzen" an, von der „guten, einzigartigen Gelegenheit, Trient und Triest zu kapern". Solche Worte weckten jubelnden Widerhall in den Herzen jener Parteien, die sich während der langen Jahrzehnte der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund zu Paladinen der irredentistischen Idee gemacht hatten, den Republikanern und Radikalen. Die Presse dieser Parteien wie der Mailänder „Secolo" und der römische „Messagero" entfalteten das Banner des Irredentismus, und schließlich stimmten auch andere Organe, die sonst ganz und gar nicht dieser Tendenz huldigten, in den Chor ein. Daß aber dieses Aufleben des Irredentismus völlig nach den Intentionen der Entente inszeniert war, zeigte sich in dem Umstand, daß ausschließlich der antiösterreichische Irredentismus gepflegt wurde, während der mit antifranzösischer Spitze, dessen Ideale Nizza und Savoyen sind, oder der antischweizerische italienische Irredentismus, der den Kanton Tessin und Poschiavo reklamiert, still und tot blieben! Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sogar in dem seit langen Jahrzehnten mit ihnen verbündeten Italien in der Presse und hierdurch auch in der öffentlichen Meinung hinter den Ententemächten zurückstehen mußten, so lag der Grund nicht etwa wie in überseeischen Ländern in der Beherrschung der Kabeldrähte durch jene, sondern in der von höchster Stelle bereits anerkannten Inferiorität der preßpolitischen Organisation der Zentralmächte. Während die einigenden Bande zwischen der englisch-französischen und der italienischen Presse durch die rastlose Förderung offizieller und offiziöser Persönlichkeiten längst vor dem Ausbruch des Krieges einen Charakter der Intimität annahmen, blieben die Zentralmächte der äußerst machtvoll die öffentliche Meinung beherrschenden italienischen Presse fern und fremd. Der gleiche Fehler hat sich übrigens auch in andern neutralen Ländern beim Ausbruch des gegenwärtigen Konfliktes deutlich gezeigt und bittere Früchte gezeitigt.

Außer dem von den Ententemächten schlau benutzten irredentistischen Argument, das den Italienern als süße Versuchung in allen Formen nahegelegt wurde, benutzte man den italienischen Sentimentalismus, indem man den Großmut und das Mitleid der Italiener auf das „unglückliche Bel-

Google

gien" hinwies. Gewiß hat das bedauernswerte belgische Volk, irregeleitet und mißbraucht von einer ihrer hohen Verantwortung unbewußten Leitung, die Fehler derselben schwer gebüßt, aber den Italienern gegenüber wurde das Mitgefühl für dieses belgische Volk in der Weise wachgerufen, daß mit diesem gleichzeitig Haß und Erbitterung gegen Deutschland wachgerufen wurde. Die Lügenmäre von der Völkerrechtsverletzung gegen das unschuldige „neutrale" Land, die Hintertreppenromane über grausame Ausschreitungen deutscher Soldaten gegen die „wehrlosen" Belgier wurden immer und immer wieder aufgetischt, bis sie schließlich von den sentimentalen Italienern blind geglaubt wurden. Wer den Sentimentalismus der Italiener zu benutzen versteht, kann die öffentliche Meinung beherrschen: dieses alte wahre Wort zeigte auch hier wieder seine Wirkung. Mit dem Köder des „unglücklichen Belgiens" wurde ein großer Teil der Sympathien des italienischen Volkes für die Entente eingefangen. Natürlich fehlte es nicht an kühl urteilenden und klardenkenden Italienern, die gegen diese systematische Irreführung ihrer Nation protestierten, und so stehen sich in der öffentlichen Meinung des Volkes drei sich befehdende Anschauungen gegenüber, indem zu den Ententeschwärmern und deren Gegnern noch diejenigen treten, welche die Neutralität im strengsten Sinne des Wortes gewahrt wissen wollten.

So bildet Italien in klassischer Weise ein Beispiel dafür, daß die Neutralität in diesem Weltkriege durchaus nicht die innere Ruhe eines Landes garantiert. Ähnliche Verhältnisse wie Italien weist Rumänien auf. Auch hier wurde durch die Entente irredentistischer Appetit auf das ungarische Siebenbürgen und die österreichische Bukowina angeregt, da hier wie dort Rumänen in großer Zahl leben, deren „Befreiung" die Entente als Lockpreis Rumänien in Aussicht stellte. Wir sahen daher in den verflossenen Monaten ebenso wie in Italien auch in Rumänien das unklare Gären in der Volksstimmung. Auch hier wurde das ungleich berechtigtere Ideal des Irredentismus, der Wunsch auf Wiedervereinigung Bessarabiens mit Rumänien, jenes Landesteiles, dem die meisten großen Bojarenfamilien entsprossen, offenbar absichtlich stillschweigend übergangen, während die transsilvanischen Wünsche in drohender Form in der Presse wie in der Kammer erhoben wurden, und dies ohne Rücksichtnahme auf die Gefühle des allzufrüh mitten aus seinem Beruf durch den Tod abgerufenen edlen Königs Karl, sowie seines Nachfolgers, die beide als Hohenzollern mit Bitterkeit einer solchen gegen das treue Nachbarschaft haltende Österreich-Ungarn sich richtenden Bewegung zusehen mußten. Natürlich fehlt es auch in Rumänien nicht an einer ruhigen und klar blickenden Partei, die das Künstliche in dieser von Petersburg und London ebenso wie von Paris und Nisch geschürten Bewegung erkennend, das Volk der Moldau und der Wallachei vor einer solchen abenteuerlichen Politik schützen will. Auch hier wiederholt sich das Bild eines peinlichen Rückschlages der offiziellen Neutralität auf die inneren Verhältnisse des Landes. In Griechenland ist dies weniger scharf akzentuiert, wenngleich auch hier die Entente nicht müde wurde, alles daranzusetzen, das Reich König Konstantin's durch Lockungen und Versprechungen zu einem aktiven Eingreifen zu bewegen. Bald sollte dieses gegen die Türkei erfolgen, trotzdem die Wunden, welche der letzte Krieg gegen die Türken dem Lande geschlagen hat, noch lange nicht vernarbt sind, bald sollte Griechenland den bedrohten englischen Interessen in Ägyp-

Go gle

ten zu Hilfe eilen. Allein trotz der bekannten Sympathien, die Venizelos für die Ententemächte hegt, blieb der Neutralitätsstand gewahrt, und die öffentliche Meinung ist zwar erregt, aber doch nicht so scharf divergierend, wie in andern neutralen Staaten.

Dagegen ist jene in Bulgarien völlig ein Spielball der verschiedenen Einflüsse. Das Interesse Bulgariens erheischt die Wahrnehmung des Momentes, das im zweiten Balkankrieg verlorene Mazedonien den gedemütigten Serben zu entreißen. Allein gegen ein derartiges Eingreifen an der Seite der Zentralmächte und der Türkei erhebt sich der immer noch mächtige Einfluß Rußlands. Die in Sofia rastlos tätigen russischen Emissäre werden nicht müde, gegen einen Anschluß an die Zentralmächte zu intrigieren. Heißt die Formel der Agenten der Entente in Italien und Rumänien „Fort mit der Neutralität und Anschluß an die Entente," so lautet sie hier: „Festhalten an der Neutralität um jeden Preis und Versöhnung mit den Gegnern vom zweiten Balkankrieg". Unter diesen Umständen ist natürlich auch Bulgariens Neutralität nichts weniger als ein Zustand innerer Ruhe und Friedens.

In Albanien dürfte die tatsächliche Neutralität, die jedoch infolge der seit der Abreise des Fürsten zu Wied herrschenden Anarchie gar nicht proklamiert worden war, durch die Proklamation des heiligen Krieges, der die Mohammedaner in Mitleidenschaft zieht, einigermaßen beeinflußt werden.

Unter wechselnden Gefühlen hat auch die öffentliche Meinung in den übrigen neutralen Staaten zu leiden, und zwar sprechen dabei in der Schweiz ethnische Gesichtspunkte hinsichtlich der Sympathie und Antipathie mit, in Skandinavien spezifisch englische und russische Antipathien, während in Holland die Nähe der Kämpfe, ferner wirtschaftliche Konsequenzen, die wir unten näher besprechen, eine fieberhaft erregte Atmosphäre geschaffen haben. Am ruhigsten verläuft die Neutralität in Spanien, wo man jedoch ebenfalls geteilte Meinungen, Sympathien und Antipathien findet.

Ist so die Neutralität in diesem Weltkonflikt nichts weniger als ein Mittel für die innere Ruhe eines Landes, sondern schürt im Gegenteil die politischen Leidenschaften, teilt die öffentliche Meinung, so sind anderseits die Folgen des Krieges in wirtschaftlicher Beziehung für die Neutralen nicht geringer als für die kriegführenden Staaten. Die Schweiz hat seit den ersten Augusttagen ihr gesamtes Milizheer mobilisiert, was gewaltige Kosten verursachte und das kleine Land allein zu tragen hat, da niemand ihm dieselben ersetzen wird. Italien und Rumänien haben ebenfalls seit Monaten zahlreiche Reserven unter die Fahne gerufen, Konzentrationslager zu deren Unterbringung errichtet, was dem Ärar Lasten vieler Millionen auferlegte. Auch Dänemark, Norwegen, Holland und Schweden haben partiell mobilisiert, zum Schutz gegen einen eventuellen Angriff auf ihre Neutralität, den Schweden von russischer, Dänemark von englischer Seite erwartete.

Allein noch schwerer belasten die neutralen Staaten die andern volkswirtschaftlichen Folgen des Krieges. Das Gespenst der Beschäftigungslosigkeit ist beispielsweise in Italien eine schwere Kalamität geworden. Hunderttausende italienische Arbeiter, vorzugsweise Erd- und Zementarbeiter, Maurer und Schachtknappen, kehrten in den ersten Augusttagen aus Frankreich, Deutschland, England und Österreich-Ungarn zurück. In der Schweiz befinden sich sehr viele stellenlose Hotelangestellte, welche infolge des völligen Aufhörens der Vergnügungs-

Google

reisen und der damit zusammenhängenden Schließung der großen Gasthöfe beschäftigungslos sind. In Holland und Skandinavien leidet das Fischergewerbe nicht wenig unter der Blockade der Nordsee, und selbst die Handelsschiffahrt der neutralen Staaten ist in ihrer Bewegungsfreiheit behindert. Als der Völkerkrieg ausbrach, war die allgemeine Voraussetzung die, daß den Neutralen die Verwicklung der Großmächte in den Konflikt den Vorteil einer gewaltigen Ausdehnung ihrer Handelsschiffahrt bringen werde. Diese Voraussetzung erwies sich als irrig. Die Personenbeförderung zwischen Europa und den beiden Amerika schmolz auf ein Minimum zusammen. Die überseeischen Waren-Bedürfnisse der kriegführenden Ententestaaten deckten deren eigene, von der Marine geschützten Handelsflotten, die Zufuhr für die Zentralmächte aber wurde durch England und Frankreich einerseits, durch Ausfuhr- und Transitverbote der neutralen Staaten selbst anderseits paralysiert. Man bedenke nur, welch' einen Aufschwung hätten die italienischen, speziell die genuesischen Rhedereien nehmen können, wenn Genua die Einfuhrpforte für Deutschland und Österreich-Ungarn hätte bleiben können. So aber stellte sich allen diesen schönen Plänen das einer hyperskrupulösen Neutralitätsauffassung entsprungene Lebensmittelausfuhrverbot Italiens entgegen und jene andern Waren, die freien Transit von Genua bis Chiasso und Ala genossen, wie Petroleum, Baumwolle, Kupfer, Nitrate, selbst Kohlen, haben England und Frankreich in beispielloser Willkür als Konterbande erklärt. Aber auch die praktische Ausführung der neutralen Seeschiffahrt ist durch die Ententemächte behindert. Täglich schleppen die Engländer und Franzosen italienische Schiffe nach Gibraltar, Marseille und Nizza, um sie hier wochenlang minutiös zu untersuchen. Die holländischen Schiffe werden bei den Hebriden festgehalten. Der Handel mit dem Orient unterliegt in Port-Said englischer Kontrolle.

Diese Schwierigkeiten der neutralen Schiffahrt hat ihre Folgen für die Industrie in den neutralen Ländern gehabt. In Italien ist die junge Eisenindustrie schwer geschädigt und ein Hochofen nach dem andern löscht auf Elba seine Feuer.

Wie der Import ist auch der Export der Neutralen unterbunden. Die Folge ist eine schwere Erschütterung der Finanzlage. Während in Deutschland heute noch Moratorium und Banksperre trotz des Krieges gegen eine „Welt von Feinden" unbekannt ist, haben fast alle neutralen Staaten die Moratorien proklamiert, die Banken und Sparkassen gesperrt, dagegen Steuerauflagen angekündigt, namentlich die indirekten Kontributionslasten durch Erhöhung der Tabakpreise in den Ländern, wo ein Tabakmonopol besteht, ferner der Preise der Stempelmarken und Stempelpapiere, Abrundung der Steuerbeträge nach oben auf Dezimalziffern vermehrt. Der Schluß der Börsen in den Ententeländern hat auch die Neutralen zu derselben Maßnahme veranlaßt. Kredit und wirtschaftliche Initiative sind damit vollständig gelähmt. Es ist daher kein Wunder, wenn das gesamte Wirtschaftsleben der neutralen Länder schwer geschädigt ist.

Hier aber müssen wir den Rückschlag dieser Tatsache auf die öffentliche Stimmung in diesen Ländern in Betracht ziehen. Anstatt für die Lähmung des Imports und Exports die wahre Ursache, nämlich die unerhörte Vergewaltigung der neutralen Handelsschiffahrt durch England und Frankreich zu nennen, wird als Sündenbock der öffentlichen Meinung Deutschland vorgeführt. Wenn in

Go gle

Italien die Getreidepreise in bedrohlicher Weise wachsen, wenn in Skandinavien die Eisenerzausfuhr paralysiert ist, wenn in Spanien ungeheuere Massen von Agrumfrüchten (Orangen und Zitronen) ohne Käufer verfaulen, so stellt die ententefreundliche Presse immer und immer wieder dem Volke Deutschland als Grund und Ursache dieser Lage hin.

Wie weit dieses Bestreben geht, zeigt sich an der Tatsache, daß die in der letzten Zeit auftretenden Unruhen im Hinterlande der libyschen Kolonie Italiens Deutschland in die Schuhe geschoben werden, trotzdem doch gerade dieses bei der Pforte sich bemühte, alle eventuellen unangenehmen Folgen der Proklamation des heiligen Krieges für Italien zu eliminieren. Die durchaus naheliegende Erklärung, daß England diese Unruhen provozierte, um dadurch eine Aktion Italiens gegen die Beduinen Libyens im größeren Stil hervorzurufen, was verhindern würde, daß diese die Westgrenze Ägyptens bedrohen, wird vielleicht im Flüstertone besprochen, laut zu sagen oder gar zu drucken wagt niemand in Italien. Und dies, trotzdem man unlängst in Bengasi eine gewaltige Summe in englischen Pfundnoten sequestrierte, die für die Beduinenscheichs im Innern bestimmt waren! Unbeschadet dieses Beweises, wer der Störenfried in Libyen ist, predigt die ententefreundliche Presse den Massen: Seht, die Folge der Proklamation des heiligen Krieges, die niemand anderer als Deutschland den Türken inspiriert hat. Würde Italien nicht neutral sein, so würde ein solches Spiel mit den Gefühlen des Volkes, solch' ein systematisches Irreführen der öffentlichen Meinung nicht möglich sein. Auch dies ist eine der Schwierigkeitsfolgen der Neutralität. Endlich ist noch die Frage aufzuwerfen, ob und in welcher Weise die Kultur im allgemeinen in den neutralen Ländern unter den Rückwirkungen des Krieges zu leiden hat. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist die Wirkung außerordentlich stark. Wie Kunst und Wissenschaft, Musik und Literatur von dem Beginn des großen Völkerringens an in den meisten der kriegführenden Ländern keine Produktivität mehr aufweisen, ebenso ist dieselbe Erscheinung in den neutralen Staaten festzustellen. Der Sang der Dichter ist auch hier plötzlich verstummt, Musik und Kunst treibt keine Blüten mehr. Gerade dieser Umstand zeigt, daß trotz der Neutralität die Volksseele in diesen Ländern nicht unberührt von dem seelischen Druck blieb, den der Weltkrieg hervorgebracht hat. Sogar die breiten Massen haben die heitere Lebensfreude eingebüßt. Die Theater zeigen auch in den neutralen Ländern Europas viele leere Plätze, und die Kinotheater sind nur besucht, wenn sie Szenen aus dem großen Krieg zur Darstellung bringen. Die Neutralität bildet daher in diesem Weltkrieg lediglich ein Bollwerk gegen die direkten Folgen desselben, die indirekten aber zeigen sich in den neutralen Ländern nicht minder drückend als in den kriegführenden, ja manche derselben nehmen sogar eine das Volksleben noch mehr belastende Gestalt hier an, als dort, wo der Krieg in seiner ganzen Gewalt emporloht, wo er die furchtbaren Opfer fordert, aber auch erhebende Triumphe mit sich bringt.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Kriegsschäden und deren Ersatz durch das Reich.

Vom Tage des Ausbruchs des Krieges an wird der Frage des Ersatzes der Kriegsschäden ein ungemein leb-

Google

haftes Interesse entgegen gebracht. Das kann nicht Wunder nehmen. Weite Schichten der Bevölkerung, vornehmlich in den deutschen Landen, die einen feindlichen Einfall erdulden mußten, sind betroffen, sind an Hab und Gut, an Leib und Leben hart geschädigt. Die deutsche Kaufmannschaft und ganz besonders unsere Ausfuhrindustrie ist schwer in Mitleidenschaft gezogen. Ihre ausländischen Forderungen sind gefährdet, und die Sorge um deren Sicherstellung scheint nur zu sehr begründet. Ein besonders starkes Interesse an der sich aufrollenden Fülle von Fragen haben ferner die Gemeinden, die unter Umständen für den Schaden aufzukommen haben, haben weiterhin die Versicherungsgesellschaften, die zur Erstattung namentlich von Feuerschäden herangezogen werden können, und endlich auch im Auslande lebende Volksgenossen, die vertrieben, die durch Maßnahmen der feindlichen Regierungen an den Bettelstab gebracht oder gar gefangen gesetzt worden sind.

Diese Andeutung läßt schon genugsam erkennen, daß „Kriegsschäden" ein weiter, nicht leicht zu umfassender Begriff ist. Seine Umgrenzung aber ist die unbedingte Voraussetzung, will man über die Frage des Ersatzes sprechen. Ganz sicherlich sind alle diejenigen Schäden, die sich lediglich als natürliche wirtschaftliche Folge der durch den Kriegszustand bewirkten Unterbindung des Handelsverkehrs und der Lahmlegung unseres Wirtschaftslebens darstellen, nicht als Kriegsschäden anzusehen. Zweifelsfrei dagegen sind im eigentlichen Sinne des Wortes Kriegsschäden in den leider vorübergehend durch den Feind besetzten Landesteilen entstanden. Bei einem solchen von langer Hand vorbereiteten Überfall, wie ihn das Deutsche Reich durch einen an Zahl überlegenen Gegner erleiden mußte, waren sie garnicht zu vermeiden. Wir alle wissen, daß die Franzosen ins Elsaß eindrangen, und daß die Russen in Opreußen gemordet, gesengt und geplündert haben. Dort sind, die vernichteten Menschenleben garnicht gerechnet, Millionen und Abermillionen eigentliche Kriegsschäden entstanden. Ganze Ortschaften sind niedergebrannt, Waldungen sind abgeholzt, Getreidefelder sind niedergetreten. Wo die Feldfrucht nicht vernichtet wurde, ward sie widerrechtlich geerntet; Eisenbahnen, Wege und Brücken wurden zerstört, gleichgültig, ob Privatbesitz oder gemeindliches Eigentum, nichts wurde geschont. Das meiste fiel dem Feinde zum Opfer, manches wurde aber auch von den deutschen Truppen — auf Anordnung der deutschen Militärbefehlshaber — beschädigt. Man hat Gebäude räumen lassen und niedergelegt, Wälder rasiert, die dem Feinde einen Stützpunkt bieten konnten oder die eigene Schußbahn hinderten; vom Feinde besetzte deutsche Gebäude wurden beschossen und beschädigt, und vielleicht wurden dabei deutsche Staatsbürger von deutschen Kugeln verwundet oder gar getötet. Der deutsche Befehlshaber muß unter Umständen deutsche Verkehrsmittel zerstören, damit der Feind sie nicht benutzen kann. Wir haben es in diesem Kriege erlebt, daß in Belgien viele Meilen Landes unter Wasser gesetzt wurden. Ein Gleiches könnte bei einem Einfall der Feinde von der deutschen Heeresleitung auch für deutsches Gebiet angeordnet werden. Solche Schäden zu verursachen ist die militärische Behörde berechtigt, und zwar sofort und ohne vorhergehende Erklärung oder Entschädigung. Zwar bleibt der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums auch im Kriege bestehen, indessen gehen militärische Rücksichten jeden anderen vor. Es ist auch gleichgültig, ob der Kriegszustand bekannt gegeben wurde. Kein Herold braucht ihn schmetternd zu verkünden, und er braucht auch nicht nach alter

Go gle

Sitte auf dem Markte ausgetrommelt zu werden.

Damit ist die Fülle der Kriegsschäden indessen keineswegs erschöpft. Der Reeder, dessen stolzes Schiff vielleicht mit wertvoller Ladung an Bord versenkt wurde, fordert Ersatz, und der Kaufmann, der eine Sendung kostbarer Güter verlor, heischt Bezahlung. Unsere Exporteure, die eigene Niederlassungen übersee in deutschen oder feindlichen Kolonien unterhalten, verloren vielleicht ihr gesamtes drüben angelegtes Kapital. Wieder andere können kein Entgelt für zerstörte, bereits gelieferte Ware erlangen, denn der Schuldner ist erschlagen und die Ware ist vom Feinde weggenommen oder vernichtet: der Bauherr für das Haus, der Möbelhändler für die zertrümmerte Einrichtung, der Getreidehändler für das geraubte Saatkorn, für den Mahlroggen, den er in die in Flammen aufgegangene Mühle lieferte. Hilfesuchend wenden sich die Geschädigten an den Staat in der festen Zuversicht, alles Verlorene werde ihnen reichlich ersetzt werden. Diese Hoffnung wird sie bei dem nicht mehr zweifelhaften glücklichen Ausgang des Krieges auch nicht trügen. Bereits ist die Preußische Entschädigungsvorlage erschienen, und die des Reiches steht in naher Zukunft zu erwarten. Es besteht nämlich irgend eine allgemeine gesetzliche Vorschrift, nach welcher der Staat für Kriegsschäden haftet, tatsächlich nicht. Das gilt natürlich in erster Linie für die durch den feindlichen Staat verursachten Kriegsschäden, für die auch die internationalen Verträge keine Rechtsgrundlage schaffen, auf der ein Ersatzanspruch aufgebaut werden könnte. Nach § 3 des Haager Abkommens haftet der feindliche Staat nur für völkerrechtswidrig angerichtete Schäden, zu denen aber weder Beschießung noch auch vom Feinde auferlegte Kontribution und Requisition, die als grundsätzlich berechtigte Maßnahmen anzusprechen sind, gehören. Dem Deutschen Reich liegt auch keine Verpflichtung ob, vom Feinde ausgestellte Quittungen einzulösen.

Anders liegt es natürlich mit den Schäden, die die deutsche Heeresverwaltung verursacht hat. Hier liegt ein nach öffentlichem Recht erlaubter Eingriff des Staates in die Vermögensrechte von Privatpersonen, eine Enteignung im weiteren Sinne, eine planmäßige Inanspruchnahme privaten Eigentums für staatliche Zwecke vor, die sich von einer sonstigen Enteignung nicht im Wesen, sondern hauptsächlich durch die Formlosigkeit und Schnelligkeit, mit der sie vollzogen wird, unterscheidet. Dieser ganz selbstverständlichen Rechtsauffassung gibt auch § 75 der Einleitung zum Allgem. Landrecht mit der Bestimmung Ausdruck, daß der Staat „denjenigen, der seine besonderen Rechte und Vorteile dem Wohle des gemeinen Mannes aufzuopfern genötigt wird, zu entschädigen gehalten ist." Hiermit scheint allerdings das berühmte Gutachten des Preußischen Staatsministeriums vom 16. November 1831, „daß weder der Fiskus noch der Landesherr zum Schadensersatz verpflichtet sein könne", im Widerspruch zu stehen. Indessen wollte dieses Gutachten nur besagen, daß der Staatsbürger sich die allgemeinen, aus dem Wesen des Krieges direkt folgenden und jedermann gleichmäßig treffenden Nachteile, vornehmlich also durch Einfälle der Feinde ins Reichsgebiet, gefallen lassen muß, während er für besondere Eingriffe in sein Eigentum, wie sie durch Verfügungen der deutschen Heeresleitung veranlaßt werden, Ersatz zu beanspruchen hat. Im Jahre 1871 dagegen hat das Deutsche Reich für alle Schäden Ersatz gewährt, welche seitens des französischen oder deutschen Heeres durch Beschießung in dem bisherigen Bundesgebiet oder in Elsaß-Lothringen bele-

Google

gener Orte oder durch Brandlegung zu militärischen Zwecken verursacht worden sind. Auch die Reeder der von den Franzosen genommenen Schiffe und die Besitzer der Ladungen erhielten reichlichen Ersatz. In gleicher Weise wurden die aus Frankreich vertriebenen Deutschen entschädigt.

Wenn nun aber auch, wie erwähnt, allgemeine gesetzliche Vorschriften, die den Geschädigten sicher stellen, fehlen, so mangelt es doch nicht an Spezialvorschriften. Zunächst gehört das sogenannte Festungsrayongesetz vom 21. Dezember 1871 hierher: liegt ein Grundstück im Rayon einer Festung, so ist seine Benutzung und seine Bebaubarkeit im Interesse der militärischen Stärke der Festung eingeschränkt. Hierfür gewährt das Gesetz eine im ordentlichen Rechtswege geltend zu machende Entschädigung. Es ist nicht einzusehen, warum diese nicht auch gewährt werden sollte, für ein nicht zu einem Festungsrayon gehörenden Gebäude, welches das freie Schußfeld stört und deshalb gesprengt wird.

Das Preußische „Tumultgesetz" vom 11. März 1850 verpflichtet ferner in gewissen Fällen die Gemeinden zum Ersatz von Kriegsschäden, für alle Schäden an Personen oder Sachen, die bei Zusammenrottungen oder einem Zusammenlauf von Menschen durch offene Gewalt oder durch Anwendung der dagegen getroffenen gesetzlichen Maßregeln entstehen. Es kann sich doch leicht der Fall ereignen, daß Orte, die wegen Bedrohung durch den Feind zeitweilig ohne Polizei sind, von plünderndem Gesindel heimgesucht werden. Endlich hat der Geschädigte unter Umständen einen Ersatzanspruch, namentlich im Falle eines Brand-Kriegsschadens, gegen eine Versicherungsgesellschaft. Auf diese gehen dann auf Grund des Versicherungsvertragsgesetzes vom 30. Mai 1908 (§ 67) nach Zahlung der Versicherungssumme alle Ansprüche über, die der Geschädigte gegen dritte Personen hat, in Höhe der gezahlten Entschädigung. Die Versicherungsgesellschaft kann also auf Grund der erwähnten Bestimmungen vom Reich oder von den Gemeinden Ersatz fordern. Hat aber ein Betroffener trotz allem noch Bedenken, ob ihm sein Schaden erstattet werden wird, so mag ihn der Hinweis auf das Kriegsleistungsgesetz vom 13. Juni 1873 vollends beruhigen. Hier heißt es in § 35: „Für Leistungen, durch welche einzelne Bezirke, Gemeinden oder Personen außergewöhnlich belastet werden, sowie für alle durch den Krieg verursachten Beschädigungen an beweglichem und unbeweglichem Eigentum, welche nach den Vorschriften dieses Gesetzes nicht oder nicht hinreichend entschädigt werden, wird der Umfang und die Höhe der etwa zu gewährenden Entschädigung und das Verfahren bei Feststellung derselben durch jedesmaliges Spezialgesetz des Reichs bestimmt."

Alle Geschädigten dürfen demnach ohne Besorgnis sein; nur bedarf es eines besonderen gesetzgeberischen Aktes, in dem genaue Bestimmungen über die Höhe der Entschädigung und das Verfahren der Feststellung des Schadens getroffen werden. Zuvörderst also kommt es darauf an, die Höhe des entstandenen Schadens einwandfrei ziffernmäßig festzustellen. Zahlreiche angesehene Handelskammern, so Bremen, so Hannover, so auch der Ausschuß des Deutschen Handelskammertages, haben sich mit der wichtigen Frage befaßt und stimmen darin überein, daß vor allen Dingen sichere Unterlagen geschaffen werden müssen, an Hand deren die Reichsregierung grundsätzlich zur Frage der Entschädigung und vor allen Dingen zur Höhe derselben Stellung nehmen kann. Es ist nämlich auch mit dem menschlichen

Go gle

Eigennutz der Betroffenen zu rechnen, auf daß sie sich nicht auf Kosten der Allgemeinheit bereichern. Der Schadenersatz erstreckt sich zudem keineswegs nur auf den eigentlichen materiellen Schaden, sondern auch auf Verluste an Leben und Gesundheit völkerrechtswidrig Ermordeter und Verstümmelter. Für alle Betroffenen empfiehlt es sich, den erlittenen Schaden zunächst ziffernmäßig festzustellen und mit Belegen zu begründen. Zu geeigneter Zeit wird eine offizielle Aufforderung der Regierung ergehen, ihre Ansprüche anzumelden.

Literarische Rundschau.

Von Professor Otto Hintze-Berlin.

Unser Militarismus.

Der falschen Auffassung des deutschen Militarismus, die jetzt von England aus verbreitet, auch im neutralen Ausland infolge Unkenntnis deutscher Verhältnisse weite Verbreitung gefunden, tritt im vierten Kriegsheft die „Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik", (Einzelhefte M. —,25. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin), entgegen. Ich weise zunächst darauf hin, daß das, „was man Militarismus nennt, keine Eigentümlichkeit Deutschlands allein sei; es ist das gemeinsame Kennzeichen der europäischen Kontinentalmächte, im Unterschied von England und Amerika. Der Militarismus herrscht in Frankreich und Rußland genau ebenso, wie in Deutschland und Österreich; und wenn in Deutschland die Bereitschaft und die Schlagfertigkeit der Armee vielleicht größer ist als bei seinen Gegnern, so hängt das mit dem allgemeinen Charakterzuge zusammen, daß bei uns mehr Schärfe, Ordnung und Pünktlichkeit im öffentlichen Dienst herrscht als bei unseren Nachbarn.

Die großen stehenden Heere der europäischen Kontinentalmächte sind seit 300 Jahren aufgekommen. Ist es etwa Deutschland, das den Anfang dazu gemacht hat? Nein! Wer die Geschichte kennt, weiß, daß Frankreich die erste moderne stehende Armee gehabt hat, und daß es im Zeitalter Ludwigs XIV. alle anderen Mächte des europäischen Kontinents vor die Alternative stellte, entweder in militärischer Hinsicht mit ihm zu wetteifern, oder sich seiner Suprematie zu fügen. Unter Napoleon I. steigerte sich das militärische Übergewicht Frankreichs zu einer förmlichen Universalherrschaft." Sodann wird die Frage aufgeworfen: „Warum schilt man immer auf den Militarismus und nicht auf den Marinismus? Es ist der einseitige englische Interessenstandpunkt, der dabei das Räsonnement in der öffentlichen Meinung auch anderswo beherrscht. Tatsächlich ist die englische Flotte eine unendlich viel stärkere Bedrohung der fremden Völker als das deutsche Heer." Wenn man im Ausland dem deutschen Militarismus unsympathisch gegenübersteht, so ist dies durch das falsche Bild veranlaßt, das man sich von den inneren Zuständen Deutschlands macht. Demgegenüber wird betont: „Die Freiheit der Person und des Eigentums, die Freiheit des Gewissens und der Presse, ein hohes Maß von Selbstverwaltung und konstitutioneller Kontrolle des öffentlichen Lebens verträgt sich sehr wohl mit unserem Militarismus, der keineswegs eine Folge unentwickelter Zivilisation, sondern eigentümlicher, geographischer und politischer Lebensbedingungen ist." Dem falschen wird das richtige Bild des deutschen Mili-

Google

tarismus entgegengesetzt. „Unser Heer ist das Volk in Waffen. Jeder Mann, der die Waffen zu führen und die Strapazen des Krieges zu ertragen imstande ist, zieht ins Feld, um das Vaterland zu verteidigen; und wer nicht dazu imstande ist, blickt mit patriotischem Neid auf die Glücklichen, die ihr Leben für unsere höchsten Güter einsetzen dürfen; die Zurückbleibenden aber sind auf ihrer Seite bestrebt, durch materielle Opfer und freiwillige Arbeitsleistungen das Wohl des Vaterlandes zu fördern.

Das ist unser Militarismus! Wir senden die Blüte unserer Jugend, gerade auch der oberen Klassen, ins Feld. Namhafte deutsche Poeten, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Landwirte, Industrielle kämpfen heute in Frankreich und in Rußland. England begnügt sich, jene Söldner in den Krieg zu schicken, die keine bessere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft gefunden haben. Auf welcher Seite ist da die größere moralische Kraft in der Kriegführung?“

Und wenn die Folge des Krieges wäre, daß „auch England bis zu einem gewissen Grade den verhaßten deutschen Militarismus nachahmen müßte, so wäre das kein Schade für die Gesittung der Welt; denn unsere militärische Verfassung repräsentiert einen höheren Typ von Ethik und Zivilisation als diejenige Groß-Britanniens.“

Auch der übrige Inhalt des Heftes, aus dem die Aufsätze von Prof. Sombart-Berlin über „Krieg und Volkswirtschaft“ und der von Prof. Kretzschmar über den „Krieg und die deutsche Musik“ hervorgehoben seien, sowie der interessante Briefwechsel des Münchener Nationalökonomen Brentano mit 2 französischen „Kollegen“ ist beachtenswert und interessant.

——

Dramatische Rundschau.

Von Oswald Brüll.

„Der junge Medardus“ des Burgtheaters.

(Zur ersten Aufführung von Arthur Schnitzlers dramatischer Historie an einer reichsdeutschen Bühne).

In der schlesisch-galizischen Grenzstadt, die mein augenblicklicher Aufenthaltsort ist und die dem Kriegstheater um vieles näher liegt als dem Burgtheater, erfuhr ich vor ein paar Tagen aus einer Zeitungsnotiz, daß „Der junge Medardus“ soeben das Berliner Rampenlicht erblickt habe. Ganz ungläubig las ich dies; als ob da stünde: künftige Woche übersiedelt der Stefansdom nach Berlin.

Auf Ehrenwort, ich weiß mich frei von jeglichem Feuilletonistenpathos, wenn ich mich solch starken Vergleiches bediene. In der gegenwärtigen Zeit eitle Phrasen in die Luft werfen, wäre mehr als geschmacklos, wäre Blasphemie. Es ist meine innerste Überzeugung: „Der junge Medardus“ hat zu stark in seinem geistigen Nährboden Wurzel geschlagen, als daß er auf fremder Scholle gleicher Entfaltung fähig wäre.

Daß das Stück in Wien spielt, — im Wien des Jahres 1809, — ist für das Gesagte keine zureichende Erklärung. Die Mehrzahl der Dramen Schnitzlers hat Wien zum Ort der Handlung und sind doch nicht alle in Wien bodenständig geworden; ja, einige („Der einsame Weg“, „Zwischenspiel“, „Professor Bernhardi“) haben draußen im Reich die größere Zugkraft erwiesen. Ist ja überhaupt ein Großteil der dramatischen Kunstwerke unserer Literatur eindeutig lokalisiert, ohne dabei in seiner allgemeinsten Publikumswirkung beengt zu sein. „Glaube und

Go gle

Heimat" hat wohl an der Elbe nicht weniger zu erschüttern vermocht als am Inn.

Nein. Wenn „Der junge Medardus" dem geistigen Bestand Wiens heute inniger verbunden ist als sein Schöpfer selbst, und wenn dieses Verhältnis in der Literaturgeschichte vielleicht nicht seinesgleichen hat, so ist dies an anderem gelegen. Einmal daran, daß Wien nicht bloß der Schauplatz des Stückes ist, — wie in anderen Hervorbringungen Schnitzlers —, sondern sein Held; zum zweiten daran, daß das Stück durch eine unvergleichliche Burgtheateraufführung, die an Vollkommenheit eher zu- als abnimmt, lebendig gehalten wird: ein vergängliches, aber immer wieder sichtbares Wahrzeichen der Stadt.

Wien ist der Held des Spieles. Natürlich kann diese Gleichung nur auf symbolische Weise Ausdruck finden, indem das Abstraktum durch eine Summe von Konkreta ersetzt, Wien in den Wienern abgespiegelt wird. Den jungen Medardus Klähr allein als den Repräsentanten des „Spezifisch-Wienerischen", (das mit dem „Spezifisch-Österreichischen" nahezu kongruent ist,) anzusehen, wäre gefehlt. Die Gestalt seines Oheims Jakob Eschenbacher hat in der gedanklichen Konstruktion des Dramas einen ebenbürtig bedeutungsvollen Platz angewiesen. Die Persönlichkeit des Medardus Klähr wurde von Max Kalbeck, dem hervorragenden Wiener Kunstrichter, dahin formuliert, daß er ihn den wienerischen H a m l e t nannte. Aber die Hamletnatur ist nicht inhaltsgleich mit dem Wienertum, dem Österreichertum. Sie ist nur eine, freilich prominente Spielart davon. Aber daß, zieht man diesen Posten ab, noch ein gut Stück prachtvoll aufrechter, obschon an chronischer Selbstunterschätzung laborierender Männlichkeit übrigbleibt, die ebenfalls „spezifisch österreichisch" ist — wann könnten wir darin bessere Einsicht gewinnen, als in dieser prüfsteinharten Zeit. Der letztbezeichnete Typus des Österreichertums wird in Schnitzlers Stück durch Eschenbacher vorgestellt, dem jungen Medardus gegenübergestellt. Medardus lebt, wie er ist, er stirbt wie Eschenbacher.

Oheim und Neffe verbildlichen also die beiden Gefühlsgegensätze, die im Österreichertum enthalten sind. Den Gegensatz reicher zu gestalten, anderseits bis zu einem gewissen Grad zu verbergen, hat der Dichter ihnen in schier verschwenderischer Fülle Episodenfiguren beigesellt, die mit den knappsten Mitteln aufs glücklichste differenziert sind, Figuren, die auf verschiedenen Höhen der sozialen Stufenleiter stehen, wodurch die künstlerische Abbreviatur des Wienertums nahezu allseitig wird. Und nun ist von einem besonders wichtigen Kunstgriff des Autors zu reden: damit dieser ganze wienerische Kompler in betonter Weise als wienerisch empfunden werde, ist er in Berührung gebracht mit dem ganz und gar wesensfremden, erotischen, völlig frei erfundenen Exilshof des Herzogs von Valois. Ich halte es übrigens für wahrscheinlich, daß im künstlerischen Entstehungsprozeß der Dichtung Gestalt und Schicksal der Helene von Valois — Gestalt und Schicksal einer Frau, die hochmütigen Sinnes vermeint, die Allherrscherin „Geschlechtsliebe" könne ohne weiteres in den Dienst des Willens gestellt werden —, früher feststanden und verdichtet waren als Gestalt und Schicksal des männlichen Gegenspielers. Als er daran ging, diesen zu bilden, mag Arthur Schnitzler, der repräsentative Schriftsteller Österreichs, sich seiner Aufgabe (seiner selbstdiktierten Aufgabe) erinnert haben, Österreich eine repräsentative Dichtung zu schulden. Er hat also bei dem künstlerischen Unternehmen,

Go gle

aus dem „Der junge Medardus“ hervorging, in gewissem Sinne jener „äußeren Freiheit“ ermangelt, die nach Schiller zur Genesis jedes großen Kunstwerkes erforderlich ist; er war sozusagen zu seiner Inspiration verpflichtet. Nichts destoweniger ist „Der junge Medardus“ die Krone seiner Schöpfungen geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag. Auf dem Hintergrund eines erotischen Konflikts hat Arthur Schnitzler eine volkstypische Dichtung geschaffen, — denn das ist „Der junge Medardus“. Nicht Medardus Klähr und Helene von Valois, die der Dichter als Liebes- und Hassespaar zusammenführt, sind die Protagonisten des Dramas. Es hat, wir sagten es, nur einen Helden: Wien-Österreich.

Das Wiener Publikum nun, das Publikum des Burgtheaters, ist sich dieser tiefern Bedeutung des Stückes freilich nicht durchwegs bewußt geworden; aber gefühlsmäßig erfaßt wurde sie von allen. Denn in dem Stücke bewegen sich nicht bloß Wiener Menschen, werden nicht bloß Wiener Örtlichkeiten vorgeführt; in ihm liegt, weiß Gott wie und wo verborgen, echteste Wiener Stimmung, und solche bedarf nicht verstandesmäßiger Zergliederung, um nacherlebt zu werden. Es genügt, wenn ihr eine seelische Disposition entgegengebracht wird, die, von ihr angerührt, gleichsam ins Mitschwingen gerät und das befeuernde Gefühl geistiger Selbsttätigkeit auslöst.

Wie soll es aber möglich sein, daß norddeutsche Menschen diese Voraussetzung erfüllten? . . . Thomas Mann sagt in seiner „Königlichen Hoheit“, daß Leute, die einem Fürsten Hoch rufen, sich selbst damit meinen. Auch einem Kunstwerk rufen wir nur Hoch, wenn wir uns selbst darin wiederfinden . . .

Wenn ich auch erwähnte, daß die Identifizierung von Kunstwerk und Publikum durch das Gefühl erfolgt, möchte ich doch hervorheben, daß dieses Gefühl sich nicht momentan Durchbruch verschafft, nicht „auf den ersten Blick“. Bei seiner Wiener Première (24. November 1910) tat „Der junge Medardus“ keineswegs das, was man durchschlagen nennt. Es war eine Première wie jede andere, eine Schnitzler-Première allerdings und von einer Spieldauer, wie man sie am gleichen Ort nur dem „Faust“ und „Don Carlos“ verstattet hatte. Im übrigen aber eine durchschnittliche Burgtheaterpremière mit dem durch hundertjährige Übung geheiligten Zeremoniell (— nur einmaliges Öffnen desselben Bühnenbildes, nach dem ersten Fallen des Vorhangs Erscheinen eines Regisseurs, der den Dank des Autors ausdrückt, nach dem zweiten dann Vortreten und Verbeugung des Autors in Person —). Auch die Stellungnahme des Publikums war kaum von der durchschnittlichen verschieden. Der Dichter erwachte am nächsten Morgen nicht berühmter, als er des Abends gewesen war. Aber allmählich vollzog sich der Umschwung, — die Stadien desselben lassen sich heute nicht mehr bezeichnen. Genug, etliche Monate nach der Erstaufführung war „Der junge Medardus“ berühmt, volkstümlich, zum Standardwerk des Burgtheaters erhöht. Man sah das Stück zum zweiten Mal an, zum dritten, immer wieder. Man entdeckte, nachdem man sich einmal in der verschlungenen Fabel zurecht gefunden und häuslich eingerichtet hatte, einen solchen Reichtum an Einzelschönheiten, daß hier wirklich das Wort anzuwenden und zu bejahen war: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“

Mir ist das Werk in der Beseelung, die es vom Burgtheater erhalten, so teuer geworden, daß ich ihm oft mit einem Gefühl nachhänge, das ich richtig

Go gle

nur Heimweh nennen kann. Wenn ich etwa durch den Schloßhof von Schönbrunn schreite, (er ist der Schauplatz der vorletzten Szene — im Burgtheater hat ihn Lefflers Meisterhand, die auch die übrigen Dekorationen schuf, verblüffend getreu hingezaubert): dann verwünsche ich die Wirklichkeit und sehne mich in den verdunkelten Raum vor den gemalten Prospekt.

Oder ich begegne an einem Abend, da man den „Medardus" gibt und ich doch der Vorstellung nicht beiwohnen kann, den zuströmenden Theatergästen: wie beneide ich sie, und welche Traurigkeit befällt mich selbst, als ob ich immerdar verdammt sei und ausgeschlossen von aller Freude.

Und wenn ich, fern von Wien, die Buchausgabe des lieben Stückes hernehme: so klingt mir jedes Wort dieser wundervoll edel stilisierten und dennoch natürlichen Sprache in der Kadenz im Ohr, die ich von den Schauspielern des Burgtheaters vernahm. Mit ihrer Stimme werden sie dann selbst lebendig: Alfred Gerasch mit tobender Leidenschaft aufgefüllter Medardus Klähr; die marmorkalte und mit einem jäh aufglühende Prinzessin Helene der unbeschreiblich schönen Else Wohlgemuth, (die in dieser Rolle ihren Burgtheaterruhm begründete); der Meister Eschenbacher, den Robert Balajthy im Ebenbild des alten Grillparzer schuf, (nun ist der Part an Max Paulsen, Ritter des Eisernen Kreuzes übergegangen, und auch bei ihm in guter Hut); die mater dolorosa des Medardus, vom Dichter unvergleichlich konzipiert, von Hedwig Bleibtreu unvergleichlich dargestellt, in ihrer Tränenlosigkeit zu Tränen rührend; Otto Treßlers Etzelt, eine virtuos ausgeprägte Raisonneurfigur; und endlich — ich kann hier nicht jeder der 78 handelnden Personen, die der Zettel nennt, besonders gedenken —, die Agathe Klähr unserer genialen Karoline Medelsky, von der Künstlerin mit jener mädchenhaften Mütterlichkeit umgeben, die ihr eignet, und zutiefst in eine Traurigkeit getaucht, über welche hin und wieder ein verirrtes Lachen auffliegt . . .

Und dies alles sollte ebenso gut fern von Wien, außerhalb des Burgtheaters, zu Fleisch und Blut erstehen können? Nein, es sollte nicht, es hat nicht sollen sein. Die Berichte, die von der Berliner Aufführung kamen, haben meinen Gefühlszweifeln recht gegeben. „Und alles kam, wie es kommen mußte, alles, wie es kommen mußte" — ihr erinnert euch wohl, daß es so in „Jettchen Gebert" heißt. „Der junge Medardus" wird auch weiterhin „Der junge Medardus" des Burgtheaters bleiben. Für seinen guten, bundesbrüderlichen Willen möge das Lessingtheater gleichwohl bedankt sein.

Zeit-Rundschau.

Von Geheimrat Dr. Richard Paasch.

Von Raum und Zeit.

Memento momenti! Vergangenheit und Zukunft sind Bilder —, vielleicht Trugbilder.

Das zeitlose Ich bedarf des Schleiers der Maja als einer Hülle, um, fern vom Licht der Erkenntnis, nicht zu erfrieren; wie es andererseits seiner als eines Schutzes bedarf, um nicht geblendet zu werden, sobald es sich mit seinen unzureichenden Organen der Sonne des Unbedingten zu nähern gewagt hat. Am Gewebe dieses Schleiers bilden Vergangenheit und Zukunft die Kette, deren Einschlag uns die Umwelt liefert. Beide sind Anschauungsformen,

Google

Symbole, bei denen wir uns unter dem Bilde der Zeit etwas vorstellen, wie wir vermittelst unserer Sinne etwas vom Wesen der Dinge erkennen zu können wähnen.

Als Gegenwart fassen wir in Vorstellung und Empfindung die jüngste Vergangenheit mit der allernächsten Zukunft zusammen. Die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft ist ein Nichts, ohne Ausdehnung wie der geometrische Punkt. Daher ist Gegenwart im eigentlichen Sinne ein unhaltbarer Begriff: es gibt keine Gegenwart. Da wir nun gesehen haben, daß auch Vergangenheit und Zukunft nur Anschauungsformen sind, zwingt uns auch diese Betrachtung, uns zu bescheiden und — bescheiden zu bleiben.

Der Augenblick ist ewig!

Dieser Satz, der das nicht faßbare kleinste Zeitmaß dem ebensowenig faßbaren zeitlich Unbegrenzten gleichsetzt, formuliert damit die Antinomie des Zeitbegriffs. Vermögen wir uns nun die Zeit nur unter dem Bilde des Raums vorzustellen, hieße das, aufs Räumliche übertragen, von einem unendlich großen Punkt sprechen. Dieses Bild würde uns wenigstens von der quälenden Vorstellung des Ringes im Nietzscheschen Sinne, einer in sich zurücklaufenden Kreislinie, befreien. Das raumähnliche Zeitbild — der unendlich große Punkt — muß eben ebenfalls keine und alle Dimensionen aufweisen.

Idealität von Zeit und Raum hebt auch die Kausalität auf.

Deductio ad absurdum?

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 9a. Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Artistische k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Go gle

Inseraten-Annahme

durch unsere Geschäftstelle, Berlin W. 10, Lützowufer 5a; durch unsern Verlag Breslau III; ferner durch die Firma: Rudolf Mosse und die bekannten Annoncen-Expeditionen.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilenmesser No. 5) 70 Pf.

Go gle

NORD UND SÜD

Exzellenz Freiherr von Stumm, Kaiserlicher Botschafter a. D.

Go gle

Nord und Süd

Deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Verlag und Verlagsanstalt
Gebrüder Paetel, A.-G., Breslau.

Berlin W. 10 — Budapest: Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen: Erslev & Hasselbalch.
Christiania: Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel: Otto Keil.
Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 152. Heft 485. Februar 1915

Google

NORD UND SÜD

Exzellenz Freiherr von Stumm, Kaiserlicher Botschafter a. D.

Go gle

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig: E. F. Steinacker. | München: Berthold Sutter. | Berlin W. 10 | Budapest: Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. | Kopenhagen: Erslev & Hasselbalch.

Stockholm: C. E. Fritze, Librairie Royale. | Christiania: Jacob Dybwad Buchhdlg. | Konstantinopel: Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 152. Heft 485. Februar 1915

Go gle

Go gle

Professor Dr. Ludwig Stein:
Durchhalten!

Gerüchte von Sonderfriedensbestrebung umschwirren uns seit Wochen von Ost und West. Jedermann will vom Bekannten eines Bekannten, der wieder Beziehungen zu eingeweihten Kreisen unterhält, erfahren haben, daß Bestrebungen im Gange sind, diesen oder jenen Sonderfrieden abzuschließen. Man nennt bekannte Namen, die angeblich in neutralen Ländern schon unterhandeln und Vorbereitungen zu einer Kartenumzeichnung der Welt treffen. Ja, man will sogar einen russischen Großfürsten gesehen haben, der zu diesem Behufe die in Kriegszeiten etwas bedenkliche Reise nach Berlin angetreten habe. Wieder andere fabeln von einem bekannten, England abholden russischen Staatsmann, der in Deutschland aufgetaucht sei und sich nach Rom begeben habe, um die Friedensverhandlungen, zu denen er durch seinen berühmten Präzedenzfall prädestiniert sei, einzuleiten. Und so häuft sich denn der politische Klatsch aus Gesindestube und Hintertreppe derartig an, daß man eine Herkules-Arbeit verrichten müßte, wollte man mit einem gewaltigen Besen diesen Augiasstall von ungesunden, zuweilen sogar recht verfänglichen Legendenbildungen gründlich säubern. Die ohnehin überhitzte Einbildungskraft der Zuhausegebliebenen empfängt diese verhängnisvolle Nahrung aus trüben, meist sogar geflissentlich getrübten Quellen.

Die Gefahr dieser übereifrig herumgebotenen Gerüchte besteht darin, daß man sich vorzeitig in einen Friedenstraum hinüberlullen lassen könnte, während der bessere und größere Teil der Arbeit nicht hinter, sondern vor uns liegt. Was wir heute dringender denn je brauchen, das sind nicht politische Schlafpulver, sondern im Gegenteil Stimulantien zum Wachbleiben. Zu einem Capua liegt nicht die leiseste Veranlassung vor. Es bedarf im Gegenteil der höchsten Anspannung aller unserer Energien, unserer strategischen nicht bloß, sondern auch unserer diplomatischen Künste, um einer Welt von Feinden mannhaft und siegesbewußt gegenübertreten zu können. Wehe uns, wenn wir uns schwach zeigen! Daß man alle vorbeugenden Maßregeln seitens einer vorsorglichen Regierung trifft, damit der englische Melinit-Kampf des Aushungerns der Zentralmächte zuschanden werde, ist ein unabweisbares Gebot der nationalen Selbst-

Go gle

erhaltung. Der Kaiser hat mit dem Kriegsbrot den Anfang gemacht, und wir werden ihm auch darin allesamt folgen. Vorsicht und Umsicht, haushälterisches Umgehen mit dem „geheiligten Brot" und sorgsamer Sparsinn gehören zu jenen Tapferkeiten der Daheimgebliebenen, die wir unbedingt aufzubringen haben, wenn wir anders unsere Pflicht erfüllen und uns an den vor der Front Stehenden nicht versündigen wollen.

Die Schützengräben der Zuhausegebliebenen heißen: Selbstbescheidung, Einschränkung, Verbannung alles Entbehrlichen, Herabsetzung der Lebenshaltung, Herabstimmung und Dämpfung unseres öffentlichen Auftretens, da wir zu jeder Stunde derer eingedenk sein müssen, die draußen Blut und Leben für uns lassen. Wir fordern, wohlverstanden, keine Kopfhängerei, kein Muckertum oder gar Schwarzseherei, und dies um so weniger, weil unsere Nachrichten an die im Felde Stehenden davon abfärben und dadurch die Stimmung der Krieger ungünstig beeinflussen könnten. Aber was wir verlangen müssen, ist: Maß in allen Dingen, Gehaltenheit, mit Würde gepaarter Ernst, der weder ein Himmelhochjauchzen duldet, wenn eine Siegesnachricht eintrifft, noch viel weniger aber ein Zutodebetrübtsein zuläßt, wenn der Draht einmal weniger Erfreuliches berichtet, was ja bei den wechselvollen Kriegsschicksalen unausbleiblich ist. Überhaupt sollten wir den Einzelberichten vom Kriegsschauplatz, wenn es sich nicht um Entscheidungsschlachten handelt, nicht mehr Bedeutung beimessen, als etwa Teilergebnissen bei Wahlkämpfen in solchen Wahlkreisen, bei denen das Teilergebnis den Wahlsieg nicht mehr beeinflussen kann. Was auch kommen mag und wie es auch kommen mag: wir Zuhausegebliebenen sind zäh und unbeugsam, ebenso entschlossen durchzuhalten, wie unsere tapferen Krieger vor der Front zu jeder Stunde bereit sind, Not und Tod für Kaiser und Reich auf sich zu nehmen. Mag auf diesen oder jenen unserer Feinde das Wort zutreffen: peccatur intra muros et extra, so gilt für uns umgekehrt das Wort: Es wird durchgehalten, und zwar bis zum letzten Atemzug, innerhalb der Front und außerhalb der Schützengräben.

Unsere Diplomatie ist eifrig am Werke, ihr Höchstes einzusetzen, um den Machenschaften der gegnerischen Gruppe ein kräftiges Paroli zu bieten. An den beiden empfindlichsten Stellen der Weltentragödie, die sich vor unseren Augen abspielt, in Bukarest und Rom, haben wir Vertretungen, die zwar nicht in der skrupellosen Wahl ihrer Mittel, wohl aber in der diplomatischen Klugheit nicht nur ebenbürtig, sondern weitaus überlegen sind. Und mag sich Frankreich auch dazu entschließen, den ehemaligen Präsidenten Loubet an Stelle Barrères nach Rom zu schicken, um dieser Sendung ein noch größeres Relief zu geben, als es Jules Cambon geboten hätte, der anfänglich als Ersatz Barrères in Aussicht genommen war, so wissen wir das Geschick Deutschlands in so zuverlässigen Händen in Rom, daß wir dem Präsidenten Loubet ein entsprechendes Gegengewicht gegenüber-

Google

zustellen haben. Wenn Italien sich auf eine große weltgeschichtliche Rolle vorbereitet, so haben wir für die Haltung der italienischen Regierung volles Verständnis.

Das Einfühlen in fremde Wesensart gehört, wie ich in der „Vossischen Zeitung" Nr. 658 ausgeführt habe, zu den glücklichsten Merkmalen deutscher Art und Sitte. Unsere Gildemeistersche Dante-Übersetzung und unsere Dante-Forschung sind ebenso untrügliche Beweise unseres eindringenden Verstehens italienischer Geistesart, wie unsere klassisch gewordene Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Übersetzung und unsere Shakespeare-Forschung, die ihren Mittelpunkt im „geheiligten Weimar" in der Shakespeare-Gesellschaft besitzt, Zeugnisse unserer Durchdringung der englischen Gefühls- und Gedankenwelt darstellen. Diese gesteigerte, seit Herder und Goethe dem deutschen Volke planmäßig eingezüchtete Einfühlungsfähigkeit in das Seelenleben anderer Völker ist uns auch in Kriegszeiten, da alle Münzen umgeprägt und alle Gefühlswerte umgewertet werden, nicht abhanden gekommen. Wir vermögen uns auch heute noch dermaßen zu entselbsten, daß wir für die politischen Stimmungen und Verstimmungen in Italien, das augenblicklich zur Magnetnadel der neutral gebliebenen Balkanstaaten geworden ist, volles Verständnis aufzubringen vermögen.

Von vorn herein sei zugegeben, daß die Stellung Italiens durch das aktive Eingreifen Englands in den Weltkrieg eine heikle und verfängliche geworden ist. Alle seine Küsten sind der vereinigten Mittelmeerflotte Englands und Frankreichs empfindlich ausgesetzt. Italien steht auf dem Standpunkte, daß im Allianzvertrage der Beitritt Englands zum Kriege gegen die Dreibundmächte n i c h t vorgesehen war. Mit seiner Neutralitätserklärung glaubt Italien seiner Bundespflicht um so eher genügt zu haben, als sich seine Verbündeten mit dieser seiner Haltung stillschweigend einverstanden erklärt und damit dargetan haben, daß die Neutralitätserklärung Italiens, die seinen Verbündeten wertvolle Vorteile während der Kriegsführung gewährt habe, dem Wortlaut des Bündnisvertrages nicht widerspreche. Qui tacet, consentire videtur. Man habe sich offenbar mit der Tatsache abgefunden, daß im Falle eines kriegerischen Eingriffs Italiens seine Häfen blockiert, seine Küstenbahnen gefährdet, und eben damit die Proviantierung unmöglich gemacht würde. Zudem sei Italien nach dem tripolitanischen Kriege, der $1^1/_2$ Milliarden verschlungen habe, finanziell erschöpft, militärisch geschwächt und nautisch nicht auf der Höhe. Und so konnte man es den Italienern nachfühlen, daß sie in diesem Zustande der Ermattung, der noch durch die Revolten des Frühjahrs 1914, welche den Rücktritt des Ministeriums Giolitti im Gefolge hatten, bedenklich verschärft wurde, keinerlei Neigung zum Eingreifen in den Weltkrieg verspürten und sich in ihrer strikten Neutralität eine Art von politischem Tuskulum schufen. Als man aber nach den Besuchen von Jules Cambon und Tittoni in Rom begann, auf die Italiener zu drücken und

Go gle

mit ihnen wegen des Kaufpreises ihrer Neutralität zu schachern, da sprach der Ministerpräsident Salandra das stolze Wort, das einen Schuß ins Schwarze bedeutet: „Wenn wir um unsere Neutralität gefeilscht hätten, so hätten wir sie auch entehrt."

Das ist die Grundstimmung des verantwortlichen Italiens. Wir wissen sehr wohl, daß es unverantwortliche Kreise in Italien gibt, die weniger aus Liebe zu den Dreiverbändlern, als aus nationalistisch-chauvinistischem Irredenta-Haß heraus eine Preisgebung der Neutralität zu unseren Ungunsten in den Minister-Vorzimmern im Schmeicheltone heischen und in jenem Teil der italienischen Presse, der dem Goldton des französisch-englischen Sirengesanges schon vor Ausbruch des Krieges erlegen ist, gebieterisch fordern. Aber wir kennen auch genau die Kreise, aus denen sich diese Ungestümen und politischen Draufgänger, die jenen Treubruch verhimmeln und eine Abenteurerpolitik bejubeln, zusammensetzen. Ein gar wunderliches Kunterbunt hat sich da zusammengefunden: Die Freimaurer, die nach dem republikanischen Frankreich sehnsüchtig hinüberschielen, die Reformsozialisten, die sich von einem unglücklichen Krieg den Zusammenbruch der italienischen Dynastie versprechen, die Republikaner der Kammer, die offen für den Sturz der Monarchie eintreten, endlich und insbesondere die Irredentisten, die ebenso hypnotisch auf Trient hinstarren, wie die Franzosen auf das Loch in den Vogesen. Das ist die Gesellschaft der Unzufriedenen, der Aufrührerischen, der „Subversiven", die nur einig sind im gemeinsamen augenblicklichen Ziel, aber sich sofort gegenseitig zerfleischen würden, wenn dieses Ziel annähernd erreicht und sie dazu verdammt wären, auch nur einen Tag zusammen zu arbeiten. Das wäre das politische „Inferno" mit dem Eingangsspruch Dantes: Lasciate ogni speranza . . . .

Diesem Höllen-Breughel steht nun geschlossen jene Parteigruppierung geenüber, die sich um den König und das Haus Savoyen schart. Dazu gehört aber nicht bloß die herrschende liberale Partei, die überwiegende Majorität der Kammer und nahezu der ganze Senat, sondern auch der äußerst rechte und der äußerst linke Flügel der Kammer: die klerikalen und die orthodoxen Marxisten. Die Klerikalen stehen augenblicklich vorbehaltlos hinter der Neutralitätserklärung der Regierung, weil sie grundsätzlich allem Aufrührerischen abhold sind und wohl auch vom gegenwärtigen Papst eine entsprechende Weisung erhalten haben. Aber auch die strengen Marxisten haben sich von den Revisionisten getrennt, weil die Marxisten folgerichtig so deduzierten: Marx hat jeden politischen Krieg, der nicht sozialer Klassenkampf ist, verurteilt, folglich dürfen Marxisten keinen Abenteurerkrieg befürworten. Und so stehen denn in Italien, trotzdem die große Presse mit wenigen rühmlichen Ausnahmen gegen uns ist, zwei große Gruppen einander gegenüber: die Neutralitätsverfechter, welche das Eingreifen Italiens zu unseren Ungunsten als Schand- und Brandmal des Treubruchs und somit der künftigen Bündnisunfähigkeit

Google

Italiens grundsätzlich verabscheuen und weit von sich weisen. Diese Gruppe schart sich um das Banner des Hauses Savoyen. Dagegen revoltiert durch Stimmungen und Verstimmungen das Sammelsurium der Neutralitätsverwerfer, die sich in ihrer Hauptmasse unter der republikanischen Standarte zusammenfinden.

Die besonnenen Wortführer der Regierungspartei, die für eine bewaffnete Neutralität eintritt, um jederzeit die Lebensinteressen des „geheiligten Egoismus" Italiens mit dem Schwerte in der Hand verfechten zu können, meiden die Superlative. Sie wenden sich nicht, wie die Schreier von links, an ungezügelte Instinkte oder an die haßverblendete Leidenschaft, sondern an den nüchternen Menschenverstand und an die nationale Würde. Ihre Sprache wird in der Wilhelmstraße ebenso gehört wie am Ballhausplatz. Keinem urteilsfähigen Politiker von ernstem Zuschnitt fällt es hier oder in Österreich-Ungarn bei, sich von der Affektsprache feiler Blätter irritieren zu lassen. Solange der König und sein liberales Ministerium in Italien das Heft in der Hand halten, zweifelt kein Eingeweihter daran, daß sich das verantwortliche Italien niemals zu einem Treubruch hergeben würde. Es tut daher gut, daß wir von Zeit zu Zeit Stimmen großer Italiener vernehmen, die sich für das unantastbare Heiligtum geschlossener Bündnisverträge einsetzen, ohne der strengen Neutralität einen bitteren Unterton gegen uns zu geben.

Maggiorino Ferraris, der Herausgeber der vornehmen „Nuova Antologia" und früherer Postminister, ergreift in seiner Monatsschrift nur selten selbst das Wort zu einer politischen Kundgebung, aber wenn er es tut, dann lauscht Italien auf jedes Wort dieses — auch gesellschaftlich — in Rom tonangebenden Senators. Ferraris überschreibt im Heft 1027 der Zeitschrift seinen Aufsatz: „Il momento storico". Das Jahr 1914, so führt Ferraris aus, wird ein trauriges Datum für das ganze Menschengeschlecht auf Jahrhunderte hinaus bilden. „Die Neutralitätserklärung Italiens, im richtigen Augenblicke verkündet, mit Würde und Ehre, war kein Zeichen der Schwäche oder mangelnder Vorbereitung, sondern in einem hohen Sinne die deutliche Bestätigung unserer eigenen Verantwortlichkeit und der Ausdruck eines klaren und entschlossenen Bewußtseins wie der Pflichten, so der Rechte unserer Nation." Eine andere Note schlägt Professor Alessandro Chiappelli, der erste Philosophiehistoriker Italiens, in der „Nazione" (Florenz) vom 14. Dezember an. Chiappelli erhebt seine warnende Stimme gegen eine Politik der Gasse, in einem Aufsatz, der „Preparazione d'armi e di animi" (Vorbereitung der Waffen und der Seelen) überschrieben ist. Die Siege, sagt Chiappelli, werden nicht mit den Waffen allein, sondern auch mit der Seele erfochten (coll' animo che vince ogni battaglia). Er hat den Mut, den Italienern zu Gemüte zu führen, daß es in Österreich nicht nur ein Trient gibt, sondern auch einen ehrwürdigen Herrscher, der seiner Kirche besonders treu ergeben und daher mit Rom aufs engste verwachsen ist. „Deutsch-

Google

land stellt augenblicklich das Land der Disziplin und Ordnung dar. Es ist zudem das Land der Reformation und des wissenschaftlichen Sozialismus."

In diesem Chorus von wohltuenden Stimmen zugunsten der Aufrechterhaltung der strengen Neutralität Italiens darf die des ehrwürdigen Senators, Professor Giacomo Barzelotti nicht fehlen. Seine Aufsehen erregende Rede vom 14. Dezember im italienischen Senat hat im Auszuge die Runde durch die ganze Presse gemacht. Diese Rede ist umfangreicher und gehaltvoller, als der Auszug ahnen läßt; sie liegt mir im stenographischen Protokoll des italienischen Senats vor, wo sie acht Spalten füllt. Dieser Rede waren zwei Aufsätze vorangegangen (in der „Tribuna"). Der Kerngedanke Barzelottis ist ein Zusammenstehen aller königstreuen Männer gegen die „subversiven" Elemente. Die Antimilitaristen von gestern sind heute die eingefleischtesten Militaristen von übermorgen. Sie vergessen aber, daß das Adriatische Meer weder ein slavisches, noch ein englisch-französisches Meer werden darf. Nicht bloß der „heilige Egoismus", sondern Gründe der Moral und des politischen Anstandes verbieten, den Verbündeten in den Rücken zu fallen. Diese Rede Barzelottis schlug ein. Die Stimmung in Italien erfuhr eine merkliche Verschiebung. Dazu traten Verstimmungen gegen die Dreiverbändler. Die Belästigung der italienischen Handelsschiffe hat die kommerzielle Welt gegen England aufgebracht. Die völlige Eingliederung Ägyptens hat starke politische Verstimmungen in Italien erzeugt, so daß selbst „Giornale d'Italia" und „Corriere della Sera" kurz vor Weihnachten erklärten, das englische Protektorat bedeute eine große Veränderung des Gleichgewichts im Mittelmeer, und Italien müsse dafür Kompensationen verlangen. Dazu tritt die völlige Sperrung des Suez-Kanals seitens Englands, wodurch dem italienischen Handel die Lebensadern unterbunden sind. Schon berichtet Admiral Betholo, daß die Italiener den Skandinaviern folgen und ihren Handelsschiffen ein Kriegsfahrzeug als „Convoy" zur Begleitung mitgeben. Jeder dieser Symptome der Verstimmung mag übersehen werden; aber zusammengehalten ergeben sie eine kompakte Wolke des Mißmuts über das rücksichtslose Vorgehen der Dreiverbändler. Diese Stimmungen beginnen nunmehr ernstlich in Verstimmungen umzuschlagen, zumal der „heilige Egoismus" Italiens in seiner tiefsten Wurzel gepackt ist. Und so mehren sich denn die Anzeichen, daß das „subversive" Italien zwar nach wie vor mit den Dreiverbändlern liebäugelt und scharmutziert, daß aber das verantwortliche Italien unbeirrbar an seinem offiziellen Verlöbnis mit den Zentralmächten festhält.

Und so dürfen wir denn, ungeachtet aller Posaunentöne der Dreiverbändler, die einen Treubruch Italiens als unmittelbar bevorstehend künden, der Zukunft voller Zuversicht entgegensehen. Wir lassen uns von Hetzaposteln wie Georges Lorand aus Brüssel, der Italien und Rumänien durchwandert und das Eingreifen dieser Mächte zu unseren Ungunsten marktschreierisch verkündet, nicht aus

Google

dem Geleise bringen; wir vermögen nicht einmal die Rodomontaden des englischen Botschafters Buchanan in Petersburg und Arthur James Balfours geflissentliche Legendenbildung von einem angeblichen „Überstaat" Deutschland so bitter ernst zu nehmen, wie dies seitens der dreiverbändlerischen Presse geschieht. Natürlich bleiben wir die Antwort nicht schuldig. Ob der Keil zum Klotz paßt, mögen unsere Leser beurteilen. Jedenfalls hielten wir es für unsere unabweisbare publizistische Pflicht, dem politischen Falschmünzertum vom „Überstaat" Deutschland entsprechend entgegenzutreten.

Dieselben englischen Imperialisten, so führte ich in der „Vossischen Zeitung" vom 4. Januar 1915, Nr. 5, aus, welche zuerst den Schiffstypus des „Fürchte-Nicht" konstruiert und hinterher, im Wettbewerb mit dem deutschen Schiffsbau, den „Über-Dreadnought" in die Welt gesetzt haben, erheben jetzt, wie auf stille Verabredung, den Ruf: „Deutschland muß vernichtet werden, da sonst alle Staaten von diesem Moloch verschlungen werden."

Am Neujahrstage hielt der englische Botschafter in Petersburg, Buchanan, den das deutsche Weißbuch als einen der Brandstifter des Weltkriegs erwiesen hat, eine feierliche Rede, in welcher England als Retter der Welt gegen deutsche Vorherrschaft oder gar Alleinherrschaft gepriesen wird. England sei es, so rief Buchanan emphatisch aus, das mit seinen gewaltigen Hilfsmitteln den Traum von einem deutschen Weltreich zerstöre. — Aber schon vor Buchanan hat Arthur James Balfour, der ehemalige Toryführer, der den offiziellen Parteiführer Bonar Law zwar gern vorschiebt, aber hinter den Kulissen doch der eigentliche Drahtzieher des englischen Imperialismus ist und bleibt, in Bristol eine Werberede für Kitcheners Millionenheer gehalten, in welcher er Deutschland des Verbrechens zeiht, die Herrschaft über die ganze zivilisierte Welt gewaltsam an sich reißen zu wollen. Es ist dies jene politische Legendenbildung, die sich an die Schriften des Generals v. Bernhardi anrankt und in England nicht bloß, sondern ganz besonders auch in Amerika unter dem abkürzenden Stichwort „Bernhardismus" allüberall eingenistet hat. Während man in Deutschland selbst die Schriften Bernhardis verhältnismäßig wenig kennt und noch weniger als Ausdruck gesamtdeutscher Gesinnung bewertet, macht man in England mit dem „Bernhardismus" bitteren Ernst, schlägt die Pauke, rührt die Werbetrommel und hausiert in der englisch sprechenden Welt herum. Die Werke Bernhardis werden zu propagatorischen, antideutschen Zwecken in Amerika z. B. so massenhaft verbreitet, daß Amerikaner mich kürzlich wissen ließen, daß kein deutsches Geistesprodukt in Amerika augenblicklich so verbreitet sei, wie die Übersetzungen oder Auszüge aus den Schriften Bernhardis, die man seit Jahr und Tag schon auf dem Lesetisch einer gebildeten amerikanischen Familie fände.

Der „Bernhardismus" ist zum Schreckgespenst der neutral gebliebenen Völker geworden, dank einer unterirdischen Minierarbeit, die von London ausgeht,

Google

wo sich der Sitz wie der kirchlichen, so auch der politischen Missionare befindet. Man wirft politische Traktätlein mit entstellten oder verballhornten Auszügen aus den Schriften Treitschkes und Bernhardis auf die Märkte der englisch sprechenden Welt und vergiftet solchergestalt systematisch die Stimmung gegen den angeblichen „Überstaat" Deutschland. Nur so ist es zu erklären, daß wir in überseeischen Ländern, denen die „öffentliche Meinung" vom Zentralsitz London aus anfuggeriert wird, plötzlich überall auf Feinde stoßen, wo wir bisher Freunde vermuteten. Wir haben zur Aufklärung dieser öffentlichen Meinung in Friedenszeiten n i c h t s, England aber zu ihrer Irreführung a l l e s getan. Wir haben nur in Heer und Marine gerüstet, England aber daneben und darüber hinaus noch in Druckerschwärze und Holzpapier.

Die vergleichende Völkerkunde, deren Schöpfer der deutsche Forscher Bastian war, hat für Märchen oder Sagen, die von Land zu Lande ziehen und nach und nach den gesamten Erdkreis umfassen, die Fachbezeichnung „Wandermärchen" geprägt. Ein so geartetes politisches „Wandermärchen", das nicht von selbst durch den unkontrollierbaren „Volksgeist" sich verbreitet, wie etwa die Allerweltssage von „Barlaam und Josaphat", sondern planmäßig und zielsicher vom englischen Imperialismus aus in die Welt hinausposaunt wird, ist die philosophisch herausgeputzte Legende vom „Überstaat" Deutschland. Und Arthur James Balfour, der Verfasser der philosophischen Werke „A defence of philosophic doubts", „Foundations of belief", „Essays and Addresses", dessen Werke zum Teil auch in deutscher Übersetzung vorliegen, hat sich dazu hergegeben, eine philosophische Sonntagnachmittagspredigt in einer zu Rekrutierungszwecken veranstalteten Massenversammlung in Boston zu halten, in welcher er das Deutsche Reich zu einer Art fleischgewordener Verkörperung des Nietzscheschen „Übermenschen" stempelt und ihm den Unnamen „Überstaat" beilegt, der „jeder internationalen Verständigung im Wege gestanden hätte".

Für wie ungebildet muß Balfour sein Publikum halten, wenn er ihm solche Schauermärchen aufzutischen wagt! Oder sollte unter diesen Tausenden von Zuhörern, die man mit Zirkuskünsten nach Barnum-Art in die Kitchenersche Millionenarmee hineinzutrommeln versucht, sich kein einziger befunden haben, der Balfour hätte entgegenhalten können: Haben Sie je von einem gewissen Mitbürger des angeblichen „Überstaates" Deutschland namens Stephan gehört, dem wir das eigentliche Rückgrat aller internationalen Institute, den Weltpostverein, danken? Und hat nicht Deutschland einen hervorragenden Anteil an dem Institut der internationalen Telegraphenverwaltung, am internationalen Bureau zum Schutz des gewerblichen Eigentums, der Urheberrechte und des geistigen Eigentums überhaupt, endlich und insbesondere an der Schöpfung des Zentralamtes für den internationalen Eisenbahntransport? Wir besitzen ein Institut für internationales Recht, das seit 1877 sein „Jahrbuch" herausgibt. Die internationale kriminalistische Vereinigung hatte ihren Mittelpunkt in Berlin

Go gle

(von Liszt). Das Weltwechselrecht hat ein Berliner ausgebaut (Felix Meyer). Der angebliche „Überstaat" Deutschland hat sich der internationalen Verständigung nicht nur nicht widersetzt, sondern im Gegenteil in allen internationalen Verständigungsversuchen meist die Führung innegehabt. Und wenn es im Haag den Abrüstungslockungen Rußlands zu Lande und Englands zur See beharrlichen Widerstand geleistet hat, so hat die Entente-Verschwörung gegen den deutschen „Überstaat" auch den Widerstrebendsten die Augen darüber geöffnet, wie richtig die Witterung der deutschen Politik war, als sie sich den süßlichen Schalmeientönen des „Friedenszaren" Nikolaus verschloß!

Wäre das „Deutsche Reich" wirklich jener Eroberungsstaat, jener Gewalt- und Machtstaat, der über Leichen geht und „die Herrschaft über die ganze zivilisierte Welt" per fas et nefas anstrebt, wie Herr Balfour jetzt seinen Hörern weismachen will, so hätte man doch in den 45 Jahren seines Bestandes etwas davon merken müssen. Hat der „Überstaat" Deutschland etwa die Burenrepubliken wegen ihrer Goldminen und Diamantfelder auszurauben gesucht. Oder ist etwa das Deutsche Reich über Marokko hergefallen? Hat der „Überstaat" Deutschland Ägypten annektiert?

Der angebliche „Überstaat" Deutschland hat in Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Industrie seit seinem Bestande nur friedliche Ziele der Kulturentwicklung verfolgt, die dem ganzen Menschengeschlecht zugute kamen. „Die deutsche Nation ist nie Englands Feind gewesen. In der langen Reihe von Kriegen, in die Britannien in der Zeit zwischen der Revolution von 1688 und dem Friedensschluß von 1815 verwickelt gewesen ist, hatte England stets deutsche Staaten zu seinen Verbündeten." „Die Engländer bleiben sich daher der Dankesschuld bewußt, welche die ganze Welt deutschem Genius und deutscher Wissenschaft schuldet." „Für etwa zwei Jahrhunderte ist Deutschland in der Tonkunst ebenso ausgesprochener Führer gewesen, wie nur je Italien es in der Malerei war. Deutschland ist der Pionier gewesen für neuklassische Philologie, für neuzeitliche Kritik, für historische Forschung, für Sprachenwissenschaft, für vergleichendes Rechtsstudium." „Und was soll erst über deutsche Philosophie gesagt werden? In der Gegenwart schöpfen vier von fünf Inhabern philosophischer Lehrstühle, die in Ländern lehren, welche die Sprache Lockes, Berkeleys und Humes sprechen, sowohl den Inhalt ihrer Lehre, wie die sie tragende Begeisterung aus deutschen Quellengebieten."

Stammen diese Sätze etwa aus den Schriften der deutschen Imperialisten Treitschke oder Bernhardi? Nein, Herr Balfour, diese Worte hat am 25. April 1912, also vor geraum zwei Jahre, ein führender englischer Imperialist niedergeschrieben, der Ihnen nach der englischen Deutung des „selfish system" am nächsten steht: nämlich Arthur James Balfour in höchsteigener Person! Und zwar in jenem Briefe an mich, der den Ausgangspunkt

Google

jener deutsch-englischen Verständigungsversuche gebildet hat, die nicht daran gescheitert sind, daß das Deutsche Reich als „Überstaat" England isolieren und einkreisen wollte, sondern umgekehrt daran, daß England sich davon überzeugen ließ, daß es besser auf seine Rechnung komme, wenn es das „Geschäft" mit der Konkurrenz abschließt: Und was vollends die Übertragung der Nietzscheschen Übermenschen-Phantastik auf das Deutsche Reich betrifft, das man gleichsam als politische „blonde Bestie" des Urwaldes brandmarken will, so habe ich diesen dialektischen Clown-Sprung dem undiplomatischen Seiltänzer Churchill, nicht aber dem Verfasser der „foundations of belief" zugetraut. Wer Nietzsches Schriften so gut kennt wie Balfour, der weiß ganz genau, daß Nietzsche, der sich mit Stolz einen Polen (Niecky) nennt und für das „Deutsche Reich" alles eher denn Ehrfurchtsgefühle aufweist, so ungefähr der letzte Denker ist, der das deutsche Wesen in seinem Kerne erfaßt hat. Der egozentrische Größenwahn Nietzsches paßt hundertmal eher auf das „selfish system" der englischen Philosophie als auf das Pflichtenvolk Deutschlands. Nein, Herr Balfour, das „Deutsche Reich" ist kein „Überstaat" nach dem Vorbilde des Nietzscheschen Übermenschen oder gar nach dem Stirnerschen Rezept: „Mir geht nichts über mich." Wenn sich Herr Balfour fleischgewordene Vertreter dieser Weltauffassung ansehen will, dann muß er schon in seiner nächsten Umgebung Umschau halten. In Deutschland wurde jene egozentrische Theorie ausgeheckt, die in England seit Jahrhunderten als Praxis wirksam ist. Nicht der „Übermensch" ist der Inbegriff deutschen Wesens, sondern der „kategorische Imperativ" Kants. Die Deutschen sind kein Nutzenvolk, sondern ein Pflichtenvolk. Das Deutsche Reich schwört nicht auf das Wort Nietzsches, sondern auf das Kants: „Der gestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir!"

Im Bewußtsein unseres besseren Rechtes und unserer überlegenen sittlichen Weltanschauung, deren Grundlinien wir demnächst an dieser Stelle zu ziehen gedenken, werden wir durchhalten, bis die Pflicht über den Nutzen und das Recht über die Gewalt endgültig triumphieren werden!

Go gle

Th. Müller,
Direktor der Firma Gebrüder Stumm, G. m. b. H., Neunkirchen-Saar:

Die deutsche Eisenindustrie im Weltkriege.

In der letzten Juliwoche fanden unter Beteiligung von hervorragenden Vertretern der gesamten deutschen Eisenindustrie in den Versammlungssälen des Stahlwerksverbandes in Düsseldorf Beratungen statt, deren Ergebnis von grundsätzlicher Bedeutung und großer Tragweite für die weitere Entwicklung und Ausgestaltung der Verkaufsorganisationen dieses gewaltigen Erwerbszweiges gewesen wären.

Es handelte sich um die Vollendung des Stabeisenverbandes, einer gemeinsamen Verkaufsstelle für ein Walzgut, dessen Bedeutung die gesamten, durch den Stahlwerksverband verkauften Erzeugnisse nahezu erreicht, und an dessen Herstellung alle großen, mittleren und sehr viele kleinere deutsche Eisenwerke im Norden und Süden, im Osten und Westen beteiligt sind. Von den Vorverhandlungen, die durch die Vertreter der Werke in Kommissionen und Vollversammlungen in sorgfältigster Weise geführt worden waren, ist damals nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen. In der Woche vor Ausbruch des Krieges sollte dem im Rohbau fertigen Gebäude das Dach aufgesetzt werden, und die Aussichten für das Zustandekommen dieses gewaltigen Unternehmens waren nicht ungünstig.

Durch den Eintritt des Kriegszustandes und die Mobilmachung wurden diese Verhandlungen jäh unterbrochen. Die Vertreter der Werke mußten abreisen, da ihre Anwesenheit auf den Werken, wo die gewaltsamen Umwälzungen umfangreiche neue Anordnungen erforderten, unbedingt geboten erschien. Die Werksleiter wurden vor völlig neue, wohl meist auch unvorhergesehene Aufgaben gestellt. Seitdem ist fast ein halbes Jahr vergangen, und man darf heute mit berechtigtem Stolz behaupten, daß diese schwierigen Aufgaben in glänzender Weise gelöst worden sind. Denn alle Räder laufen, wenn auch langsam weiter, und überall hat man sich den neuen, teilweise gänzlich veränderten Verhältnissen anzupassen und anzuschmiegen gewußt. Von welcher Wichtigkeit dies ist, nicht nur für die Unternehmungen selbst, sondern auch für ihre Arbeiter, für deren Angehörige, und für die mit ihrem Wohl und Wehe eng verbundene Bevölkerung, also auch für das gesamte Wirtschaftsleben der betroffenen Bezirke und schließlich für den guten Fortgang des Krieges, das kann nur derjenige richtig ermessen, dem der Umfang dieser Unternehmungen, ihre mannigfaltige Verschiedenartigkeit und ihr Zusammenhang mit dem Heereswesen bekannt sind. Alle vorhandenen Kräfte mußten zusammenwirken, um diesen bedeutsamen Erfolg zu erringen. Es muß willig anerkannt werden, daß auch die Zivil- und Militär-

Go gle

behörden alles aufgeboten haben, um die zu Beginn des Krieges unüberwindbar erscheinenden Schwierigkeiten zu bewältigen. Insbesondere sei hier der glänzenden Leistungen unserer Eisenbahnverwaltungen gedacht, deren Organisation sich bei dieser Gelegenheit vorzüglich bewährt hat, und die es fertig brachten, in verhältnismäßig kurzer Zeit nach den ersten gewaltigen Truppenbewegungen, und teilweise selbst während derselben, den Personen- und Güterverkehr in geordnete Bahnen zu lenken. Und noch in anderer Beziehung hat gerade die deutsche Eisenindustrie alle Veranlassung, ihren Eisenbahnverwaltungen dankbar zu sein, welche in richtiger Erkenntnis der Gesamtlage dafür sorgten, daß durch umfangreiche Bestellungen in allen möglichen Erzeugnissen dieser Industrie eine gewisse Grundlage für ein erfolgreiches Weiterarbeiten gegeben wurde. Schließlich sind gewisse Frachtermäßigungen eingeführt worden, die zur Erleichterung der schwierigen Lage mit beigetragen haben.

Um zu erkennen, von welcher Bedeutung es war, den Betrieb der deutschen Eisenindustrie und ihrer Nebenbetriebe während des Krieges in möglichst großem Umfange aufrecht zu erhalten, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Zahl der bei den deutschen Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften versicherten Arbeiter sich auf etwa 1 300 000 beläuft, die jährlich eine Lohnsumme von etwa 1,6 Milliarden Mark erhalten. Von den in sämtlichen gewerblichen Berufsgenossenschaften versicherten rund 9,5 Millionen Arbeitern mit rund 9 Milliarden jährlichen Löhnen entfallen also auf die Eisen- und Stahlindustrie der Zahl nach etwa 14%, der Lohnsumme nach fast 18%. In sehr engem Zusammenhange mit diesem größten deutschen Gewerbe steht noch die Bergwerksindustrie, deren Erzeugnisse in gewaltigem Umfange von der Eisen- und Stahlindustrie verbraucht werden. Die Knappschaftsberufsgenossenschaften umfassen fast 900 000 Personen, von denen im Kohlenbergbau über 540 000 und im Erzbergbau etwa 60 000 beschäftigt sind. Faßt man also den Kohlen- und Erzbergbau mit der Eisen- und Stahlindustrie zusammen, so ergibt sich dafür eine Arbeiterzahl von fast 2 Millionen mit einer Lohnsumme von jährlich fast $2^1/_2$ Milliarden Mark. Dazu kommt noch die große Zahl von Ingenieuren und Beamten, die in diesem Gewerbe lohnende Beschäftigung finden. Rechnet man auf den Kopf des Arbeiters noch $2^1/_2$ Angehörige, so ergibt sich, daß durch die genannten Industrien rund 7 Millionen Menschen ernährt werden, also mehr als 10% der gesamten Bevölkerung Deutschlands. Aber auch hiermit ist ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben bei weitem noch nicht erschöpft. Man muß noch berücksichtigen, daß die Eisen- und Stahlerzeugnisse in ihrer überaus mannigfaltigen Gestalt als Grundlage für die meisten anderen Gewerbe dienen, sei es in Gestalt von Baustoffen, wie beispielsweise als Formeisen für Haus-, Fabrik- und Brückenbau, als Schienen und Schwellen für den Bau von Eisenbahnen, sei es in der Form von Maschinen für andere Gewerbe, oder in der Form von Werkzeugen für Handwerker und andere Berufe. Auch die deutsche Landwirtschaft

Google

hätte den hochentwickelten Stand ihrer Leistungsfähigkeit, die gerade in der Kriegszeit so ausgezeichnet sich bewährt hat, niemals erreichen können, wenn ihr nicht von der Maschinenindustrie Gerätschaften und Maschinen in vollendeter Ausführung zur Verfügung gestellt worden wären. Zu berücksichtigen ist ferner, daß die Arbeitslöhne zum größten Teile sofort für die Bedürfnisse der Arbeiter und ihrer Familien wieder ausgegeben werden. Man gebraucht Lebensmittel, wofür das Geld der Landwirtschaft, den Mühlen, dem Bäcker, dem Metzger und dem Handel zufließen. Es muß für Kleidung gesorgt werden, woraus Tertilfabriken, Schneider und Konfektionsgeschäfte usw. Nutzen ziehen. Und so fließen die in der Eisenindustrie verdienten Arbeitslöhne in breiten Strömen oder schmalen Bächen wieder ins Land und wirken befruchtend und belebend auf die Bewohner. Daß Bergwerks-, Eisen- und Stahlwerksindustrie mit ihren Massengütern, die überall im Lande gekauft werden und dahin versandt werden müssen, auch den Eisenbahnen gewaltige Frachteinnahmen bringen, und daß insbesondere die Heeresverwaltung, deren Bedarf an Kriegsmaterial gar nicht befriedigt werden könnte, wenn die erwähnten Industrien nicht im Betrieb blieben und den neuen Bedürfnissen für Heereszwecke angepaßt worden wären, (es sei nur an den gewaltigen Kohlenbedarf für den Transport der Armeen, an Kanonen, Granaten, Hufeisen usw. erinnert), versteht sich von selbst.

Aus alledem erhellt die ungeheure Bedeutung der notwendigen Aufrechterhaltung dieser Betriebe für Volkswirtschaft und Kriegsführung. Die großen Schwierigkeiten, die sich dem besonders im Anfang des Krieges entgegenstellten, sind dank der umsichtigen Tatkraft unserer Unternehmer jetzt fast völlig überwunden worden. Die Schwierigkeiten waren verschieden, je nach der geographischen Lage der Kohlen- und Hüttenwerke. Die an der Grenze gelegenen Hütten, besonders die in Lothringen und an der Saar, die im Aufmarschgebiete des Heeres lagen, mußten ihren Betrieb Wochen und Monate lang fast ganz still legen und konnten nur allmählich die Erzeugung langsam wieder aufnehmen, während die mehr im Inneren des Landes gelegenen Bergwerke und Hütten ohne Unterbrechung, wenn auch beschränkt, weiter arbeiten konnten. Bei Ausbruch des Krieges stockte sofort überall die Zufuhr und Versendung von Waren, da alle verfügbaren Transportmittel der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt werden mußten. Was das bedeutet, mögen einige Zahlen erläutern:

Vor dem Kriege betrug die Roheisenerzeugung in Deutschland und Luxemburg monatlich rund 1,6 Millionen Tonnen, oder täglich 53 000 Tonnen. Zur Erzeugung dieser Mengen sind täglich etwa 60 000 Tonnen Koks und etwa 140 000 Tonnen Erze notwendig, abgesehen von größeren Zuschlagsmengen von Kalk und Manganerz. Der weitaus größte Teil dieser Materialien muß durch die Bahn oder auf dem Wasserwege, zum Teil aus großen Entfernungen angefahren werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß bei so gewaltigen Mengen

Google

eine geregelte tägliche Zufuhr geboten ist, da die größten Lagerplätze nicht ausreichen würden, um den Bedarf für einen längeren Zeitraum zu lagern. Abgesehen von den mit ausländischem Erz arbeitenden Hütten, die mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Schiffszufuhren aus entfernten Gebieten stets große Vorräte haben, arbeiten die Hütten meist von der Hand in den Mund, und ihr eiserner Bestand reicht meist nur für kurze Zeit. Sie sind daher auf tägliche regelmäßige Zufuhren angewiesen, und man kann sich leicht die Umwälzungen vorstellen, die eintreten, wenn plötzlich — ohne Vorbereitung — täglich 200 000 t Materialien oder 400 Eisenbahnzüge von je 50 Waggons zu 10 000 kg ausbleiben. Da galt es, vorsichtig und kalten Blutes die notwendigen Betriebsmaßnahmen zu erwägen.

Bei dem modernen Hüttenbetrieb hängen mehr oder weniger alle anderen Betriebe von einem geregelten Hochofenbetriebe ab, da die Gase der Hochöfen in der verschiedensten Weise verwendet werden, sei es für die Erzeugung von Elektrizität durch Gasmaschinen oder für Beheizung von Warmöfen aller Art, oder für die Dampferzeugung durch Verbrennung unter Gaskesseln usw. Man mußte also überall versuchen, wenigstens einige Hochöfen im Feuer zu halten, weil davon auch die weitere Beschäftigungs- und Verdienstmöglichkeit für die Arbeiter abhängig war. Viele Hochöfen hatten auch Lieferungsverträge mit Städten und Behörden für Gas oder Elektrizität, deren Unterbrechung von schädlicher Wirkung gewesen wäre. Eine große Anzahl von Hochöfen mußte natürlich sofort ausgeblasen werden; da aber deren spätere Inbetriebnahme große Kosten verursacht, hat man gesucht, möglichst viele Öfen zu dämpfen, d. h., sie unter luftdichtem Abschluß im Feuer zu lassen, sodaß sie notfalls nach Monaten ohne weiteres wieder angeblasen werden können.

Von welch verschiedenartigem Einflusse der Krieg in den einzelnen Bezirken war, ergibt folgende Übersicht der Roheisenerzeugung im Juli und in den Kriegsmonaten August bis Oktober 1914.

Es erzeugten:

im	Juli	August	September	Oktober	
Rheinland-Westfalen	675 088	363 444	350 389	386 296	Tonnen
Siegerland	65 843	28 603	31 329	39 086	"
Schlesien	84 262	48 269	49 322	60 736	"
Norddeutschland	36 691	14 068	13 356	13 940	"
Mitteldeutschland	41 398	23 117	25 820	29 696	"
Süddeutschland	29 222	16 201	12 844	13 937	"
Saargebiet	115 153	22 543	24 752	44 047	"
Lothringen	283 516	25 249	42 315	74 678	"
Luxemburg	233 172	45 167	29 960	67 425	"
zusammen	1564 345	586 661	580 087	729 841	Tonnen

Google

Nachdem die Gesamterzeugung zunächst im August auf 40% gesunken war, ist sie bis Oktober allmählich wieder auf etwa 50% gestiegen. Das Saargebiet, Lothringen und Luxemburg haben am meisten gelitten, da dort die Erzeugung zunächst auf 10% und weniger zurückging und dann nur auf 20—30% stieg.

Ähnliche Zahlen ergeben sich beim Vergleich der Rohstahlerzeugung, welche sich folgendermaßen gestaltete:

	Juli	August	September	Oktober	
Rheinland-Westfalen	847 875	436 795	501 493	580 546	Tonnen
Schlesien	125 097	55 636	61 329	82 975	"
Siegerland	33 271	8 138	17 941	22 773	"
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland	61 626	24 359	35 201	38 497	"
Königr. Sachsen	26 960	13 610	18 457	18 826	"
Süddeutschland	17 219	7 362	6 183	6 737	"
Saargebiet	180 222	6 228	8 372	72 304	"
Lothringen	188 518	2 874	6 326	40 257	"
Luxemburg	146 563	11 822	7 921	37 286	"
zusammen	1 627 345	566 822	663 223	900 201	Tonnen

Hieraus erkennt man in noch besserer Weise den Einfluß des Krieges auf die einzelnen Bezirke. Während z. B. die rheinisch-westfälischen Werke ihre Erzeugung im Oktober schon wieder auf 70% heben konnten und sie nicht einmal im August unter 50% sinken zu lassen brauchten, haben die Werke an der Saar und in Lothringen in den beiden ersten Kriegsmonaten fast ganz still gelegen, um im Oktober mit 30—50% wieder zu beginnen. Es ist im Allgemeinen aber bemerkenswert, zu beobachten, wie jeder seine Erzeugung allmählich wieder gesteigert und sich der veränderten Lage angepaßt hat. Die Zahlen geben schließlich noch ein anschauliches Bild von der Gesamtmenge der erzeugten Güter, die natürlich nicht auf den Werken liegen bleiben konnten, sondern versandt werden mußten und dank der verständnisvollen Mitarbeit der Behörden auch versandt worden sind. Welche Mühe und rastlose Arbeit es gekostet hat, neben dem ungeheuren Kriegsverkehr diesen großen Friedensverkehr zu bewältigen, das kann nur derjenige richtig ermessen, welcher an dieser Arbeit tätig teilgenommen hat.

Die größten Schwierigkeiten bereitete wohl die Regelung der Arbeiterfrage. Hier war der Bezirk des VII. Armeekorps (Westfalen und ein Teil der Rheinprovinz) am günstigsten gestellt, insofern, als dort mit Rücksicht auf die notwendige Aufrechterhaltung der Kohlenförderung gewisse Beschränkungen in der Einberufung der Heerespflichtigen erfolgt sind. In den übrigen Bezirken wurden sofort bei Beginn des Krieges Reserve und Landwehr, zum Teil auch, und zwar besonders in den Grenzgebieten der gediente Landsturm zu den Waffen berufen. Außerdem wurden viele Arbeiter zu Befestigungsarbeiten herange-

Go gle

zogen. Im Anfang konnte man mit diesen Maßnahmen ganz zufrieden sein, da diejenigen Hütten, die aus den vorher geschilderten Gründen ihre Betriebe einstellen mußten, froh waren, einen Teil ihrer Arbeiter anderweitig beschäftigt und entlohnt zu sehen. War es doch für sie ohnehin äußerst schwierig und mit großen Opfern verbunden, die große Masse ihrer Arbeiter mit ertraglosen Arbeiten über diese Zeiten hinwegzuhelfen. Überall fand man für sie Notstandsarbeiten, Reparaturen, Neubauten und anderes und verhinderte so eine allgemeine Arbeitslosigkeit, die bei den vielfachen Beziehungen zu anderen Teilen der Bevölkerung leicht hätte verhängnisvoll werden können. Als dann aber die Betriebe wieder in Gang kamen, stellte sich an vielen Stellen ein empfindlicher Mangel, besonders an geschulten Arbeitern ein. Es würde zu weit führen, die sich daraus ergebenden Mißstände im einzelnen zu schildern, doch wurden an die Arbeitskraft der Meister, Beamten und Ingenieure in dieser Zeit die höchsten Anforderungen gestellt, denen sie — es sei zu ihrem Lobe betont — in vollem Umfange gerecht wurden. Es galt in erster Linie, für die vielen fehlenden geschulten Arbeiter neue Kräfte heranzubilden und sie in möglichst kurzer Zeit mit ihrer neuen Beschäftigung vertraut zu machen. Da fast täglich weitere Arbeiter und Beamte einberufen werden, so muß diese große Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue voraussetzende Arbeit stets von neuem geleistet werden. Die Eisen- und Stahlindustrie mit dem ihr verwandten Maschinengewerbe stellt ein recht beträchtliches Kontingent zur Fahne; es dürften im allgemeinen etwa 30—40% aller Arbeiter sein, in den Grenzbezirken dagegen 40—45%, die unter den Waffen stehen. Meist sind es geschickte und in ihrem Berufe tüchtige Männer, die auch im Kriege ihrem Vaterlande hervorragende Dienste leisten werden. Bei dem Mangel an geschulten Arbeitern hat man auch Arbeitslose aus anderen Bezirken herangezogen, doch gelang es bisher nicht, den Bedarf in befriedigender Weise zu decken. Insbesondere fehlt es an Arbeitern für den Betrieb der lothringischen Erzgruben. Hier wurden früher viele Ausländer beschäftigt, deren Zulassung die Militärbehörden erst nach vielen dringenden Vorstellungen seit Beginn des neuen Jahres genehmigt haben.

Das zu Beginn des Krieges drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit ist dank dem vorzüglichen Ineinandergreifen aller maßgebenden Faktoren des Wirtschaftslebens schneller, wie man erwartet hatte, in ein Nichts zerflossen. Ein nicht zu kleiner Anteil an diesem Erfolge gebührt zweifellos der Umsicht der Unternehmer dieses Erwerbszweiges.

Die geordnete Beschaffung der Rohstoffe, in erster Linie der Eisenerze, welche zunächst große Sorge und viel Kopfzerbrechen bereitete, ist unter Mitwirkung der Zivil- und Militärbehörden für absehbare Zeit geregelt. Deutschland kauft jährlich vom Auslande gewaltige Mengen Eisenerz; im Jahre 1913 waren es nicht weniger als 14 Millionen Tonnen, von denen aus Spanien 3,6 Millionen, aus Schweden 4,5 Millionen und aus Frankreich 3,8 Millionen

Go gle

Tonnen kamen. Die Zufuhr aus Spanien ist durch unsere Feinde uns abgeschnitten. Die französischen Gruben, die fast ausschließlich im Kampfgebiete liegen, stehen still, und nur die Einfuhr schwedischer Erze, die früher meist über Rotterdam erfolgte, konnte durch Umleitung über deutsche Häfen gesichert werden. Wenn es gelingt, die deutschen Lothringer Gruben bald wieder auf die alte Höhe ihrer Förderung zu bringen, so wird kein Mangel an diesem Rohstoff eintreten, zumal die in Deutschland vorhandenen großen Schrottmengen in Siemens-Martin- und Elektro-Stahlöfen in guten Stahl umgewandelt werden. Es werden auch in deutschen Hochöfen heute schon diejenigen Erze verhüttet, die man in den eroberten französischen und belgischen Gebieten vorgefunden hat.

An dieser Stelle sei ein Bedürfnis erwähnt, welches unsere gesamte deutsche Eisenindustrie in dringendster Weise fühlt, dessen Erfüllung durch die Eisenbahnverwaltungen geeignet wäre, die schweren Opfer, welche ihr durch den Krieg auferlegt werden, leichter tragen zu helfen; es handelt sich um die schon seit mehr als Jahresfrist versprochenen Ermäßigungen der Frachtsätze für Erze und Koks, die bestimmt bei Inbetriebnahme des Rhein-Herne-Kanals in Kraft treten sollten. Letztere Voraussetzung ist jetzt gegeben. Kann der Herr Eisenbahnminister in der jetzigen schweren Zeit noch länger zögern, sein Versprechen einzulösen?

Es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, die technischen Schwierigkeiten, die sich durch die Einstellung oder Einschränkung der Betriebe an allen Ecken und Enden ergaben, zu beleuchten. Hier hat sich die Organisationskunst der Betriebsleiter glänzend bewährt, vermittelst derer die Betriebe überraschend schnell auf die neuen Verhältnisse eingestellt und den neuen Bedürfnissen angepaßt wurden. Kaum ein Betrieb dürfte zu finden sein, wo nicht neue Gegenstände, in denen Bedarf eingetreten war, hergestellt wurden, anstelle der früheren Güter, wofür der Absatz ausblieb.

In dieser Beziehung mußte natürlich der Krieg die gewaltigsten Veränderungen herbeiführen. Denn da England infolge seiner Herrschaft über den Seeverkehr der deutschen Industrie den größten Teil ihres Auslandabsatzes abschnitt, und auch der Käufer im Inlande seine Bedürfnisse auf das äußerste Maß einschränkte, so galt es, schnell neue Gebiete aufzusuchen, und sie wurden in starkem Umfange gefunden in der Erzeugung von Kriegsmaterial, was der Armeeleitung, deren Bedarf einen gewaltigen Umfang annahm, sehr zum Vorteil gereichte; das bewiesene Anpassungsvermögen brachte beiden Teilen, sowohl dem Erzeuger, als dem Käufer, in gleicher Weise Nutzen, an dem auch die arbeitende Bevölkerung in Form guter Löhne angemessenen Anteil hatte.

Besonders erfreulich erscheint es, daß dadurch die Hoffnung unserer Feinde völlig zuschanden wurde, deren Streben dahin ging, unsere Unternehmer mit ihren großen Arbeitermassen brotlos zu machen. Wie denn überhaupt den eng-

Google

lischen Geschäftspolitikern nach dem bisherigen ruhmvollen Fortgang des Krieges und den glorreichen Waffentaten unseres Heeres allmählich eine Ahnung dämmern mußte, daß sie einen gewaltigen Posten in ihren Geschäftsbüchern, den sie auf die Aktivseite zu setzen gedachten, auf die Passivseite werden buchen müssen. Trotz der großen Einbuße, die unsere Ausfuhr erleidet, stockt nirgendwo unser Wirtschaftsleben. Noch viel weniger ist es den Engländern bisher gelungen, unsere Absatzgebiete im Auslande ihrer eigenen Industrie zuzuführen, wie es beabsichtigt war. Das Gegenteil ist eingetreten. Auch die englische Ausfuhr hat ungeheuer gelitten, wie ein Blick auf die Statistik zeigt. Man hat drüben einen wichtigen Faktor ganz übersehen. Man hat wohl gar nicht daran gedacht, daß der Ausbruch eines großen europäischen Krieges das Geschäftsleben in anderen Staaten völlig in Unordnung bringen könnte, wie es doch bei den verwickelten feinmaschigen Beziehungen wirtschaftlicher und finanzieller Natur, die heute im Zeitalter der Elektrizität die ganze Welt umspannen, sicher vorauszusetzen war.

Überall in der Welt geriet das Finanzwesen in Bedrängnis, und ein Staat, wo darin Stockungen bestehen, schaltet als Käufer aus. Dieser Zustand wird sich nicht ändern, solange der Krieg dauert, der die Ursache davon ist. Eine Krankheit kann nur geheilt werden, wenn man das Grundübel beseitigt. Deshalb kann Deutschlands Industrie dem Ende des Krieges in aller Ruhe entgegensehen. Sie braucht nicht zu befürchten, daß die englischen Konkurrenzbemühungen großen Erfolg haben werden.

Gerade die ungeheure Ausdehnung der deutschen Erzeugung in Eisen- und Stahlwaren während der letzten Jahrzehnte und die damit Hand in Hand gehende Vergrößerung der Ausfuhr ist von England stets mit neidischen Augen angesehen worden. Noch im Jahre 1900 erzeugte England mehr Roheisen als Deutschland, nämlich 8,9 Millionen gegenüber 8,3 Millionen Tonnen. Im Jahre 1913 erzeugte Deutschland fast doppelt soviel als England, nämlich 19,3 Millionen gegen 10,6 Millionen Tonnen. Beim Vergleich der Rohstahlerzeugung kommt der deutsche Aufschwung noch besser zur Geltung. Es erzeugten

	Deutschland	England	
im Jahre 1900	6,6	5	Millionen Tonnen
„ „ 1913	18,9	6,8	„ „

Während also Deutschland in diesen 13 Jahren seine Erzeugung verdreifachte, ist sie in England noch nicht um 40% gestiegen.

Die Ursachen liegen in deutschem Fleiß, in deutscher zäher Gründlichkeit und in dem durch eine vorzügliche Organisation erreichten Zusammenarbeiten von Wissenschaft und praktischer Erfahrung. Man kann annehmen, daß der Krieg diese guten deutschen Charaktereigenschaften kräftigen wird, und daß insbesondere die bestehenden Organisationen weiter ausgebildet werden. Der englische Eisenindustrielle wird durch den Krieg wenig entzückt sein, wenn er sieht,

Go gle

daß seine Ausfuhr von Eisen- und Stahlwaren in den ersten drei Kriegsmonaten von 1 227 057 t im Jahre 1913 auf 704 431 t im Jahre 1914 zurückgegangen ist, also um 42,6%. Der Vorsitzende des American Iron and Steel Institute, der bekannte Präsident der United States Steel Corporation, E. H. Gary, sagte auf einer Versammlung, die Ende Oktober in Birmingham (Alabama) stattfand, daß, wenn diejenigen Industriellen, welche mit der Eisen- und Stahlindustrie aller Länder zu tun haben, Gelegenheit gehabt hätten, die Fragen, die zum Kriege geführt haben, der jetzt Europa verheert, zu erörtern und zu entscheiden, so würde jetzt kein Krieg sein. Für die englischen Eisenindustriellen dürfte das sicherlich zutreffen. Die deutsche Eisenindustrie aber ist trotz der gewaltigen Einbußen, die sie jetzt erleidet, gewillt, und sie hat das wiederholt zum Ausdruck gebracht, den Krieg durchzuhalten bis zum Äußersten; sie hält es mit dem Spruch, den Hans Roehm unter seine wundervolle Kriegszeichnung gesetzt hat:

„Michel, schlag zu, schaff Frieden und Ruh!"

Das gilt vor allem den englischen Politikern. Solange die Vorherrschaft Englands auf dem Meere, die mit gewissenlosester Tücke und unbarmherziger Härte ausgeübt wird, nicht gebrochen ist, solange ist an eine friedliche Entwicklung der deutschen Kultur und Wirtschaft nicht zu denken.

Was die deutschen Unternehmer der Eisenindustrie unter Kultur verstehen, zeigt so recht der jetzige Kriegszustand. Ohne viel Aufhebens zu machen, stellen sie ihre ganze Kraft und ihre Mittel in den Dienst des Vaterlands; sie tragen willig alle Lasten und Opfer, die ihnen auferlegt werden; ihre Söhne kämpfen mit ihrem Herzblut in den vordersten Reihen, und die Angehörigen ihrer Arbeiter und Angestellten, die ins Feld gerückt sind, brauchen wahrlich keine Not zu leiden, da sie neben den staatlichen Beihilfen von ihren Arbeitgebern in ausreichendem Maße versorgt werden. Die vielen von den Unternehmern zur Verfügung gestellten Lazarette für unsere tapferen verwundeten Krieger, die auch in gleicher Weise verwundeten Feinden zugute kommen, beweisen am besten, wie es mit deutschem Barbarentum in Wirklichkeit bestellt ist.

Die rauhen Kriegsstürme, die seit einem halben Jahre tosend über Europa dahinbrausen, und die nach dem Willen unserer Feinde Deutschlands Gaue verheeren sollten, haben es nicht vermocht, die deutsche Eisenindustrie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Zäh und hart, wie deutscher Stahl, suchen die Unternehmer die Werke, die sie und ihre Vorfahren mit ausdauerndem Fleiß und starker Beharrlichkeit aufgebaut haben, zu erhalten und zu festigen. Dabei leisten ihnen ihre mit vieler Mühe geschaffenen wirtschaftlichen und beruflichen Organisationen treffliche Dienste. Jeder erkennt heute, welch' großen unermeßlichen Wert sie bilden. Leider haben einige kleinere Verbände dem Sturm der Zeit nicht zu trotzen vermocht. Der Walzdrahtverband und das Weißblech-Verkaufskontor sind dem Kriege zum Opfer gefallen. Aber schon regen sich eifrige Hände,

Google

um an deren Stelle neue umfassende Gebilde zu schaffen. Man ist bestrebt, nach dem Vorbilde des Stahlwerksverbands, der noch fest und unerschüttert, wie ein Fels im brandenden Meere sicheren Schutz seinen Mitgliedern gewährt, möglichst alle Walzgüter zusammen zu fassen. Möge der Krieg mit hartem Stahl in alle Köpfe die bekannte Bismarck'sche Wahrheit einmeißeln, daß nur Einigkeit stark macht. Viele neue und gewaltige Aufgaben wird der deutschen Eisenindustrie die Zukunft bringen. Mit Erfolg und zum Segen unseres Vaterlandes können sie nur gelöst werden durch opferwillige gemeinsame Arbeit.

Dr.-Ing. e. h. Geheimrat Emil Kirdorf,

Vorsitzender des Vorstandes der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, Düsseldorf:

Landwirtschaft, Handel und Schwerindustrie im Weltkrieg.

Das Dezemberheft der Zeitschrift „Nord und Süd" nennt sich diesmal „Krieg und Wirtschaftsleben"; von den Aufsätzen in dem Heft, welche sich mit dieser Frage beschäftigen, ist für mich der ansprechendste der des Herrn Grafen v. Mirbach-Sorquitten, der über „Die deutsche Landwirtschaft und der Weltkrieg" schreibt. Seine Darlegungen geben ein gedrängtes Bild über die Schäden und Verwüstungen, die seine Heimatprovinz Ostpreußen erlitten hat, nicht als Gegenstand seines Aufsatzes, sondern nur als Hinweis für die Belange des Vaterlandes, wie die Lebensversorgung und die Verteidigungsstärke des Vaterlandes gerade durch die Schädigungen dieser Provinz beeinflußt werden. Mit Recht wird deshalb darauf hingewiesen, wie wichtig und bedeutsam es ist, das eigene Land vor feindlichen Einfällen zu schützen.

Nach kurzem Hinweis auf die Vernichtung seines schönen Schlosses Sorquitten, welches der Roheit fremder Heerscharen zum Opfer fiel, schließt der Verfasser mit den Worten: „Wir Ostpreußen werden uns auch durch die schwersten Schicksalsschläge die Freude an den ruhmvollen Taten unserer Armeen nicht verkümmern lassen."

Erhebend ist der Geist, der aus diesen Worten spricht; gewiß herrscht er heute in deutschen Landen vor, wo alles Sinnen und Trachten dem Wohl und den Erfolgen unserer tapferen Vaterlandsverteidiger und der Größe und dem Bestande unseres Vaterlandes gilt, aber nicht jeder vermöchte, wie es hier geschieht, eine tiefe Verbitterung zu überwinden, wenn er nur noch auf die Trümmer seines stolzen Herrensitzes schauen darf und so viele unersetzliche Erinnerungswerte vernichtet sieht.

Go gle

Als Landwirt weist Graf Mirbach mit Genugtuung und mit Recht darauf hin, unter besonderer Betonung von Ostpreußen und Berufung auf seinen Landsmann, den früheren Landwirt und späteren langjährigen bewährten industriellen Vorkämpfer, unseren Altmeister H. A. Bueck, welche Bedeutung die Landwirtschaft für unser Vaterland hat. Sie stellt aus ihren Reihen nicht allein die verhältnismäßig größte Zahl und die Leistungsfähigsten der Wehrfähigen, sondern sie hat es auch erreicht, die Ernährung der gesamten einheimischen Bevölkerung fast in vollem Umfang zu sichern. Hier würde ich einschalten, daß, um dies zu erfüllen, die deutsche Bevölkerung sich rechtzeitig durch Einschränkung des Bedarfes dem vorhandenen Bestande anpassen sollte; das aber ist nur zu erreichen, indem man der natürlichen Preisbewegung keine Schranken setzt. Steigende Preise wirken dann aus sich auf Sparsamkeit hin. Zu verstehen ist, daß die Landwirtschaft den Weg der gesetzlich festgelegten Höchstpreise empfahl, da sie ja nach alten Erfahrungen damit rechnen mußte, daß trotz des herrschenden Burgfriedens ihr der Vorwurf des Brotwuchers von gewisser Seite gemacht werden würde, aber die Regierung hätte sich den Bedenken gegen diese Maßnahme nicht verschließen sollen. Die nur von Gefühlseinflüssen geschaffenen sozialen Maßnahmen verfehlen meistens ihren Zweck, das beweist unsere Sozialpolitik in ihrem Ausbau der letzten Jahrzehnte.

Daß die Landwirtschaft ihrer Aufgabe der Erziehung eines kräftigen und zahlreichen Nachwuchses und der Sicherung der Volksernährung in so dankenswerter Weise gerecht werden konnte, verdankt sie, wie der Aufsatz in Erinnerung bringt, der rechtzeitigen Rückkehr zur bewährten Bismarck'schen Zollpolitik, die durch das Bündnis von 1897 zwischen Landwirtschaft und Industrie besiegelt wurde.

Es ist ein unvergeßliches Verdienst des Grafen Mirbach, hierbei führend mitgewirkt zu haben, und ebenso des Zentralverbandes deutscher Industrieller, der damit den Beweis geliefert hat, daß er der wirkliche und berufene Vertreter der deutschen Industrie war und ist. Ich habe es als langjähriges Mitglied des Direktoriums dieses Verbandes stets mit Freude und Genugtuung begrüßt, daß an diesem Bündnis festgehalten worden ist und festgehalten werden wird, so lange der Verband seine führende Stellung behauptet.

Mancher Industrielle, der, außerhalb des Verbandes stehend, dessen Haltung in dieser Zollfrage bemängelt hat, wird heute einsehen, wie richtig die Haltung war. Heute ist eine lebens- und leistungsfähige Landwirtschaft eine Lebensfrage für unser ganzes Volk, wie eine solche Landwirtschaft auch in Friedenszeit die beste Stütze für eine blühende Industrie ist.

Erkennt man hiernach aus voller Überzeugung das große Verdienst unserer hochentwickelten Landwirtschaft an, durch deren Leistung es ermöglicht wird, den uns in frevelhafter Weise aufgezwungenen Krieg ohne Erschütterung und Not-

Go gle

lage im Innern durchzukämpfen, so fordert die Gerechtigkeit, auch des Anteils, den die Industrie an diesem Verdienst in gleichem Umfang hat, zu gedenken.

Nur die hohe wirtschaftliche Blüte Deutschlands, die aus einem in seiner frühern Zersplitterung armen Land ein machtvolles und reiches geschaffen hat, ermöglicht es, diesen Krieg gegen zahllose, zum Teil mächtige Feinde zu führen, ohne daß dies Leben irgend welche bedenkliche Erschütterungen zeigt. In welcher Weise die deutsche Industrie sich entwickelt hat, zu welcher Höhe sie sich emporgeschwungen hat, das näher darzulegen müßte ich berufenerer Feder überlassen, es erscheint mir zudem hier überflüssig. Einig wie Deutschland heute in seiner Verteidigung ist, so ist es auch wohl einig, daß der Feind, der mehr als die halbe Welt gegen uns in Brand gesetzt hat, England ist und daß nur der Neid auf Deutschlands wirtschaftliche Macht die Triebfeder für Englands Vorgehen ist.

Fordert die Gerechtigkeit, neben das Verdienst der Landwirtschaft um die Verteidigungskraft Deutschlands das der Industrie zu stellen, so darf auch des Verdienstes unseres hochentwickelten Handelsgewerbes, welches sich mit der steigenden wirtschaftlichen Macht Deutschlands immer mehr den vaterländischen Belangen zugewendet hat, und vor Allem unseres vollkommenen, in der Welt einzig dastehenden Bankwesens nicht vergessen werden. Gerade dieses hat unter der einsichtsvollen Mitwirkung der Reichsbankleitung bei Ausbruch des Krieges so wirkungsvoll sich betätigt, daß alle und jede Erschütterung in den gewerblichen Kreisen vermieden wurde. An Stelle der Angst und Bestürzung, die naturgemäß im Augenblick des Kriegsausbruchs angesichts der Zahlungsschwierigkeiten allein schon das Ausbleiben der feindlichen Auslandszahlungen verursachte, trat dank des Eingreifens der Reichsbank und der Banken in unmittelbarer Folge Beruhigung und Vertrauen ein. Das wirtschaftliche Leben in der Industrie, von der allein ich als Berufener sprechen kann, vollzieht sich seit Monaten schon wieder in einer Ruhe und Gleichmäßigkeit, daß man sich in Friedenszeiten glauben sollte, wenn nicht durch die Einberufung der Mannschaften und die mitunter unvermeidlichen Verrkehrsschwierigkeiten Erzeugung und Absatz erheblich eingeschränkt wären; nur dies bringt uns im Betrieb und Geschäft den Kriegszustand täglich in Erinnerung. Daß an dem gewaltigen Aufschwung der deutschen Industrie die hiesige westliche Kohlen- und Eisenindustrie nicht den geringsten Anteil hat, ist eine bekannte Tatsache. Betrachtet man ihre Lage bei Ausbruch des Krieges, so ist es ebenfalls bekannt, daß sie sich in einer Zeit wirtschaftlichen Niederganges befand, der sich da am fühlbarsten machte, wo keine Verbände bestanden, der freie Wettbewerb also zu verderblichen Preisunterbietungen führte. Soweit Verbände die Erzeugung und deren Absatz regelten, vollzog sich die rückläufige Bewegung in gemäßigter Weise und vermied schwere Erschütterungen. Es ist unbestritten ein Verdienst der großen Verbände, den Einfluß der wirtschaftlichen Schwankungen gemildert zu

Go gle

haben; ihr Einfluß war um so größer, je mehr sie die Erzeugung ihrer Mitglieder regelten und beherrschten. Aber selbst nachdem von den beiden großen Verbänden in diesseitiger Industrie, dem Kohlensyndikat und dem Stahlwerksverband, manche Abbröckelung stattgefunden hat, ist dennoch ihr mäßigender, ausgleichender Einfluß immerhin noch wirksam geblieben. Dem Kohlensyndikat ist durch die machtvolle Entwickelung zahlreicher, außerhalb des Syndikates stehender Bergwerks-Unternehmungen, von denen als mächtigste diejenige des preußischen Staates in die Erscheinung tritt, ein Gegengewicht entstanden, welches seine Wirksamkeit gewaltig beeinträchtigt und seinen Weiterbestand ohne Anschluß dieser Unternehmungen unmöglich gemacht hat. Der Stahlwerksverband hat eine Schwächung dadurch erfahren, daß er in seiner Neugestaltung vor 2 Jahren sich auf die Regelung der Erzeugung derjenigen (schweren) Erzeugnisse (A genannt) beschränkte, deren Absatz er regelt, dagegen die Regelung der nach Menge bedeutenderen feineren Erzeugnisse (B) fallen lassen mußte, zum Teil weil hierin die Einwirkung der außerhalb des Verbandes stehenden Werke zu mächtig war. Einen Zusammenschluß aller Werke für diese (B) Erzeugnisse, sei es im Stahlwerks-Verband, sei es in besonderen Verbänden, die aber nur wirksam sein könnten, wenn sie auf der Regelung der gesamten Rohstahlbeteiligung jedes Werkes aufgebaut würden, zu erzielen, ist das fortgesetzte Bemühen einsichtsvoller Vertreter dieser Industrie. Leider hat sich die Schwierigkeit einer Verständigung über die Beteiligungen bisher nicht beseitigen lassen.

Noch bedenklicher für die allgemeinen Verhältnisse aber erscheint es, daß sich auch der Verlängerung bezw. Erneuerung des Kohlensyndikats anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.

Ehe der Einfluß der Außenseiter seine Wirksamkeit lähmte, war das Kohlensyndikat sowohl nach seiner Zusammensetzung als auch nach seiner Verfassung der vollkommenste und dadurch wirksamste aller Verbände. Betrachtet man die Gestaltung des gesamten wirtschaftlichen Lebens im rheinisch-westfälischen Bezirk während der 22 Jahre, die nun das Kohlensyndikat besteht, so sieht man ein Aufblühen, ein Erstarken auf allen Gebieten und nicht der Kohlenindustrie allein. Die Preispolitik des Kohlensyndikats hat die einschneidenden Schwankungen der Preise beseitigt, in Zeiten gewaltigen Aufschwungs ermäßigend, beim Niedergang festigend gewirkt und damit zu einer Stetigkeit geführt, die die Einwirkung der früher so vernichtend wirkenden Geschäftskrisen abschwächte. Diese Einwirkung hat sich, da die Preisgestaltung des Kohlensyndikats auch für die anderen Kohlengebiete maßgebend war, fast über unser ganzes deutsches Wirtschaftsgebiet erstreckt. Unbefangene, sachliche Beurteiler werden daher dem Bestehen und der Haltung des Kohlensyndikats einen erheblichen Anteil an der Erstarkung der Industrie bis zu ihrer jetzigen machtvollen Höhe zuerkennen müssen. Das Kohlensyndikat darf mit Stolz sich darauf berufen, daß es seinen Teil dazu bei-

Google

getragen hat, dem deutschen Wirtschaftsleben die Kraft zu geben, den heutigen, uns aufgezwungenen Kampf siegreich durchzuführen.

Daß nun, wie gesagt, sein Weiterbestand gefährdet ist, erscheint unverständlich; zahlreich sind die Stimmen, welche beklagen und bemängeln, daß die Erneuerungsverhandlungen sich seit Jahren ergebnislos hinschleppen. Immer wieder wird in der Presse die Einsicht der Beteiligten angerufen, den Zeitpunkt zu wahren und sich zusammen zu schließen; aber man verkennt die fast unüberbrückbar erscheinenden Gegensätze.

Die außerhalb des Syndikats stehenden Zechen, an ihrer Spitze die staatlichen, haben sich unter dem Schutz des Syndikats in kurzen Jahren und ohne Opfer entwickelt und, soweit sie die Entwicklungszeit voll vollendet haben, Förderungen erreicht, die nur vereinzelte der alten Zechen bei gleicher Leistungsfähigkeit und auch diese früher nur in jahrzehntelanger, häufig opfervoller Arbeit erreichen konnten. Die noch nicht auf der Höhe der Entwicklung stehenden Außenseiter verlangen nun, daß ihnen beim Eintritt in das Syndikat das gleiche Recht voller Entwickelung und nun mit Hilfe des Syndikats gewährt werde; auch die staatliche Verwaltung verlangt dies für jede noch nicht voll entwickelte Anlage. Damit treten Beteiligungsansprüche in die Erscheinung, die den alten Syndikatszechen für eine neue Syndikatsdauer jede Entwicklungsmöglichkeit zu rauben und bei rückläufiger Bewegung ihren Bestand gefährdende Einschränkungen aufzuerlegen drohen. Den Ausgleich solcher Gegensätze zu schaffen, ist an sich nur eine syndikatslose Zeit imstande, die jedem Beteiligten ermöglicht, sich entsprechend seiner Leistungsfähigkeit zu entwickeln.

Ist im Vorstehenden darauf hingewiesen, daß auch bei den angestrebten Verbänden für die B-Erzeugnisse die Hauptschwierigkeit in der Verständigung über die Beteiligungen besteht, so darf hier eingeschaltet werden, daß bei der Eisen- und Stahlindustrie die bezüglichen Gegensätze sich in entgegengesetzter Richtung äußern. Hier hielten die alten Werke an ihrem Besitzstand fest und wollten neuen keine oder nur geringe Zugeständnisse machen, was neben dem vorerwähnten Grunde zu der Abbröckelung des Stahlwerksverbandes geführt hat.

Eine weitere Schwierigkeit für das Kohlensyndikat ergibt sich in dem immer mehr verschärften Gegensatz zwischen reinen und Hüttenzechen, den einige Vertreter der Ersteren bis zum Äußersten verschärft haben. Die Ursache liegt in dem notleidenden Koksabsatz, der mit dem wirtschaftlichen Rückgang die reinen Zechen zu einer Einschränkung ihrer Kokereien bis auf einen kleinen Bruchteil ihrer Koksbeteiligung gezwungen hat, weil einmal die Hüttenzechen in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs ihre eigenen Kokereien stark vermehrt hatten und nun bei vermindertem Bedarf wenig oder nichts von den reinen Zechen abnehmen, und andrerseits, weil der Bedarf desjenigen Teils der Hochofenindustrie, der auf den Ankauf des Koks ausschließlich angewiesen ist, des Siegerlandes, durch mehrjährige Verträge von der staatlichen Bergwerksverwaltung dem

Go gle

Kohlensyndikat abgenommen worden ist. Heißsporne haben es nun durchgesetzt, daß zur Milderung dieser Notlage den Hüttenzechen das Recht entzogen werden soll, Rückkäufe aus ihrer eigenen Beteiligung in gleichem Maß, wie jedem sonstigen Abnehmer des Syndikats zustehen würde, machen zu dürfen. Eine Zwangsmaßnahme, die an sich ungeheuerlich erscheint, als eine wirtschaftliche Einschränkung von unabsehbarer Tragweite unmöglich ertragen werden kann.

Diese Schwierigkeit ist, dank der Einsicht der Mehrheit der reinen Zechen, durch Aufhebung der einschränkenden Bestimmung inzwischen beseitigt.

Schließlich ist eine Schwierigkeit aufgetaucht, die an sich den Kohlen-Syndikats-Vertrag nicht ohne Weiteres berührt, aber seine erfolgreiche Durchführung erschweren oder unmöglich machen kann; sie betrifft die Vorverträge, die nach dem Syndikatsvertrag von den betreffenden Mitgliedern selbst abzuwickeln sind. Solange wie dies im alten Syndikat nur vereinzelt vorkam, daß derartige Verträge als Dauerverträge vorlagen, hat sich eine Verständigung darüber ohne Schädigung der Gesamtaufgabe des Syndikats erzielen lassen. Heute aber haben viele Außenseiter, die staatliche Bergwerksverwaltung an der Spitze, solche Dauerverträge geschlossen, die genannte Staatsverwaltung z. B. die vorgenannten Koks-Verträge bis zum Jahr 1921, dann Verträge mit Händlern, die, wenn auch vielleicht nicht dauernd bindend, doch von der Staatsverwaltung als solche betrachtet werden; zahlreiche andere sind dem Beispiel gefolgt, ja, es gibt Außenseiter, die ihre ganze Förderung für Jahrzehnte an Handelsunternehmungen angeblich verkauft haben. Soweit diese letzteren mit dem betreffenden Bergwerksunternehmen derartig verbunden sind, daß der Gewinn jener diesem wieder zufließt, liegt in diesem Vorgehen ein wirtschaftlicher Vorteil, der aber mit der Bindung in einem Verkaufsverband nicht vereinbar ist, sondern nur im freien Wettbewerb angewandt werden kann. Beanspruchen diesen Vorteil eine große Zahl der Verbandsmitglieder, oder gar die Mehrzahl, so wird er zum Nachteil; denn er hebt die Wirkung des Verbandes auf. Dauerverträge mit Händlern, bei welchen der Handelsgewinn nur diesen, nicht dem Werksunternehmen zufällt, bedeuten aber an sich diese Lähmung des Syndikats. Besteht daher der Herr Handelsminister darauf, daß die staatliche Bergwerksverwaltung beim Eintritt in das Syndikat sich ihre eignen Verkaufseinrichtungen erhalte, — das ist die Bedeutung des Vorerwähnten —, folgen, wie es zu erwarten ist, andere dem Beispiel, oder wollen die vorangeführten Dauerverträge mit eigenen Handelsunternehmungen anerkannt wissen, so kann man wohl den Syndikatsvertrag abschließen, man verhindert aber seine wirksame Durchführung.

Der wirtschaftlich vernünftig Urteilende wird dann doch lieber auf das Syndikat verzichten, so bedauerlich es sein wird, eine Verkaufseinrichtung verfallen zu lassen, die in gleicher Vollkommenheit später nie wieder aufgebaut werden kann.

An sich würde der Verfall zurzeit für die Kohlenindustrie nicht von der

Go gle

schädigenden Wirkung sein, wie es das Fehlen der B-Verbände für die Eisen- und Stahlindustrie ist. Ohne Kohlensyndikat würden die Kohlenpreise schon jetzt einen erheblich höheren Stand erreicht haben; dies wird nach Beendigung des Kriegs noch mehr der Fall sein, da die Nachfrage dann erst recht zunehmen, der Arbeitermangel aber noch lange anhalten und dadurch eine der Nachfrage entsprechende Steigerung der Förderung unmöglich werden wird. Eine syndikatlose Zeit wird also in der nächsten Folge, unter dem Einfluß des Krieges den Kohlenzechen höhere Gewinne bringen, damit aber wieder die gewaltigen, das gesamte Wirtschaftsleben schädigenden Preisschwankungen zeitigen und in nicht weiter Folge die Kohlenindustrie wieder darniederlegen. Erwidert man, daß der Kokspreis, abweichend von den Kohlenpreisen, in syndikatloser Zeit nicht zu halten sein wird, so gebe ich dies zu; ich halte das aber für einen Vorteil, da es ein Fehler im Kohlensyndikat war und ist, den Kokspreis zu hoch gehalten zu haben. Nur ein niedrigerer Kokspreis kann zur Gesundung des Koksmarktes führen; den Ausfall würden die höheren Kohlenpreise reichlich decken. Bin ich so zu einer Betrachtung der Lage der diesseitigen Kohlen- und Eisenindustrie während des Krieges gekommen, wie sie sich in meinen Augen als denjenigen eines Mitwirkenden widerspiegelt, bin ich dann kurz abgeschweift, wie sie sich nach dem Krieg gestalten wird, so drängt sich auch der Wunsch auf, ein Wort darüber zu sagen, was wir durch den Krieg erwarten, durch diesen uns aufgezwungenen Krieg, den wir siegreich durchführen müssen und werden. Da sind es nicht besondere Wünsche der Industrie, es können nur die Wünsche sein, die jeden Deutschen bewegen müssen, unser Vaterland mächtig und gestärkt aus dem blutigen Kampf hervorgehen zu sehen.

Deutsche Gedanken und Wünsche waren es nicht, die schon zu Beginn des Krieges in den „Preußischen Jahrbüchern" ertönten, indem sie die Warnung losließen, keine Napoleonische Eroberungspolitik zu treiben, sondern uns mit dem Sieg zu bescheiden, unsere Angreifer aber möglichst ungeschädigt zu lassen. Das ist die alte Ansicht der Weltumfasser, die, so lange sie die Deutschen beherrschte, sie zum Gespött der Welt gemacht hat.

Bismarck hat uns andere Wege gelehrt, aber auch, nachdem er Deutschland einig gemacht hat, ihm die Pflicht auferlegt, diese Wege zu gehen, als Volk rücksichtslos nur den eigenen Vorteil zu wahren.

Auf diesem Wege müßten wir, meiner Meinung nach, nach Durchführung des Krieges, bis wir den Frieden vorschreiben können, nicht allein geldlichen Ersatz für die großen Opfer, die das deutsche Volk bringen muß, verlangen, sondern vor Allem Ersatz für das unersetzliche Opfer an Blut und Gesundheit, das unsere im Feld gefallenen und stehenden Brüder bringen müssen. Ersatz dahingehend, daß wir behalten, was wir mit dem Schwert erobert haben, und daß wir den siegreich niedergerungenen Gegnern abzwingen, was wir zur Stärkung unserer Macht und zur Sicherung gegen erneuten Überfall nötig haben.

Go gle

Wie die neuen Grenzen zu ziehen sein würden, darüber zu sprechen, wäre, wenn nicht verfrüht, doch zuletzt meine Sache. Daß solche Frage richtig gelöst wird, darf man bei der bewährten Sachkenntnis unseres Großen Generalstabs, der hoffentlich darin neben den übrigen berufenen Behörden ein entscheidendes Wort haben wird, vertrauen.

Auf Gebietserweiterungen müssen wir nach siegreichem Krieg sowohl aus diesem Grund der vermehrten Sicherheit unserer Grenzen, als aus allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten hinzielen; denn nur, wenn wir die Macht zeigen, die wir haben, wird man dauernd an sie glauben. Nicht dadurch, daß wir auf Eroberungen verzichten, erwerben wir uns Freunde und Bundesgenossen; das beweist die Politik Englands, das noch keinem andern Volk Gutes erwiesen, wohl die meisten geschädigt und heute mehr als die halbe Welt gegen uns, die Friedfertigen, aufgerufen hat.

Wir sind nicht auf Eroberungen ausgezogen, aber wenn jetzt, nachdem der Krieg uns aufgezwungen ist und siegreich für uns ausgehen wird, Stimmen laut werden, die davor warnen, so nenne ich sie unmännlich; denn unmöglich können sie verkennen, wie es uns ergehen würde, wenn unsere Gegner siegen sollten. Dann würde man nicht von deutschen eroberten Gebieten, sondern von der Vernichtung Deutschlands sprechen.

Greifen wir jetzt nicht zu, wenn wir, wie es sein muß, die Macht haben, so bleiben wir in den Augen der Welt der alte, dumme deutsche Michel; nur zielbewußte machtvolle Politik kann uns und unseren Nachkommen dauernden Frieden sichern.

Möchten wir dafür die berufenen Unterhändler finden.

Sollte der Kampf im Osten Landeroberungen ermöglichen, so müßten solche hier schon deshalb gefordert werden, weil es für Deutschland Lebensbedingung ist, bäuerliche Ansiedlungsgebiete zu schaffen, die bodenständige bäuerliche Bevölkerung zu heben und zu vermehren und die deutsche Landwirtschaft zu stärken, auf daß sie fähig bleibt, die ständig zunehmende deutsche Bevölkerung zu ernähren.

Daß ein siegreicher Krieg uns Ersatz verlorener Kolonien und deren Erweiterung, um Absatzgebiete für unsere Industrien zu erwerben, bringen müßte, erscheint mir gleiches Gebot.

Unserer tapferen Marine Sicherungspunkte in der Welt zu schaffen, damit sie in Zukunft noch besser gerüstet sei, dem heute angeblich übermächtigen Gegner zur See erfolgreich entgegen zu treten; dafür wird, so hoffe ich, unser auf der Höhe seiner Aufgabe stehendes Reichs-Marine-Amt sorgen.

Anfang Dezember 1914.

Go gle

Geh. Baurat Wilhelm Beukenberg,

Generaldirektor des „Phönix"-Hörde:

Die Schwerindustrie nach dem Kriege.

In mehr als vierzigjähriger gesegneter Friedenszeit ist das deutsche Volk durch Fleiß und Tatkraft zu großem Wohlstande gelangt. Landwirtschaft und Industrie konnten sich nach anfänglichen Schwankungen vom Einsetzen der Bismarck'schen Wirtschaftspolitik an, in ungeahnter Weise entwickeln, und auch der Handel hatte immer größere Aufgaben zu erfüllen.

Großes hat die Landwirtschaft in diesem Zeitraume geleistet. Neue Flächen für den Anbau konnten nur in mäßigem Umfange gewonnen werden. Aber die Ausnutzung des Bodens wurde durch angestrengte und vorteilhaftere Bewirtschaftung so gesteigert, daß heute der Jahresertrag an Körnerfrucht auf mehr als das Doppelte des Erträgnisses zu Anfang der 70 er Jahre gestiegen ist. Das gleiche gilt für den Kartoffelbau.

Viel gewaltiger noch ist die Entwickelung, welche die Industrie in diesem Zeitraum durchgemacht hat. Hiervon mögen einige Zahlen, die die Schwerindustrie betreffen, ein Bild geben:

	1875:	1890:	1913:
	(in Millionen Tonnen)		
Steinkohlenförderung	37,4	70,2	191,5
Braunkohlenförderung	10,3	19,0	87,5
Eisenerzförderung	4,7	11,4	35,0
Roheisenherstellung	2,0	4,6	19,3
Stahlerzeugung (einschl. Schweiß- nnd Fluß-Eisen)	1,6	3,6	19,1
Gewalztes Eisen	2,7	3,8	15,4

Diese Zahlen geben allein noch kein vollständiges Bild des Fortschritts. Hand in Hand mit dem Steigen der Erzeugung ging eine sorgfältigere Ausnutzung aller Betriebsstoffe, die Vermeidung unnötiger Wärme- und Energie-Verluste, die Gewinnung von wertvollen Nebenerzeugnissen aus bisher unbenutzt gebliebenen Abfällen, Schlacken und Abgasen. Hierbei konnte in vielen Fällen die Industrie befruchtend auf die Landwirtschaft einwirken. Man braucht dabei nur an die Herstellung und den Verbrauch von schwefelsaurem Ammoniak und Thomasmehl zu denken.

Das Jahr 1875 ist für die Gegenüberstellung gewählt, weil die Kriegsjahre 1870/71 sich ebensowenig zu einem Vergleich eignen wie die darauffolgenden Jahre ungesunden Aufschwungs. Die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen ist in diesem Zeitraum nur unwesentlich gestiegen, weil die fortgesetzt steigende Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen immer mehr

Go gle

Leute ersparte. Anders bei der Industrie. Hier hat die gewaltige Steigerung der Erzeugung in Verbindung mit immer weitergehender Verfeinerung ungeheure Arbeitsgelegenheit geschaffen, so daß die vielen Millionen Deutsche, die früher gezwungen waren, im Ausland Arbeit zu suchen, seit mehreren Jahrzehnten im eigenen Lande lohnende Beschäftigung finden.

Die ungewöhnliche Entwickelung der Schwerindustrie in Jahren guten Geschäftsganges brachte es mit sich, daß zunächst beim Abflauen des Inlandsmarktes zur Vermeidung von Betriebseinschränkungen, dann aber bei unserer verbesserten und durchaus wettbewerbsfähigen Betriebsweise dauernd Absatz im Ausland gesucht und gefunden wurde. Im Jahre 1913 betrug die Herstellung an fertigen Eisenerzeugnissen 12 512 000 Tonnen, von denen 37% zur Ausfuhr gelangten. Zu der so gesteigerten Herstellung von Eisen genügte bald nicht mehr die inländische Erzförderung. Im Jahre 1913 mußten 14 Millionen Tonnen Erz vom Ausland eingeführt werden bei einem Gesamtverbrauch von 47,3 Millionen Tonnen.

Diese Entwickelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse muß man sich vor Augen halten, wenn man sich die Frage vorlegt, welche Erwartungen vom Standpunkt unseres Wirtschaftslebens aus bei einem günstigen Abschluß des Krieges, wie wir ihn erhoffen, zu stellen wären. Die Forderungen, welche vom militärischen Gesichtspunkt aus sich ergeben, sind selbstverständlich in erster Linie zu erfüllen. Sie werden zu rechter Zeit von den dazu Berufenen gestellt werden und sich voraussichtlich in vielen Punkten mit den ersteren decken.

Die Industrie muß in erster Linie Wert darauf legen, daß ihr die bisherigen günstigen Produktions- und Absatz-Verhältnisse im Inland erhalten bleiben und möglichst eine Verbesserung nach der Richtung erfahren, daß sie in Bezug auf die Beschaffung der Rohstoffe möglichst unabhängig vom Ausland wird.

In letzter Hinsicht ist schon oben angeführt, daß wir große Mengen ausländischen Erzes einführen müssen, weil unsere inländische Förderung für die gestiegene Eisenerzeugung bei weitem nicht genügt. Eine erheblich stärkere Ausbeutung der in Deutschland vorhandenen Erzfelder, in denen noch annähernd 4 Milliarden Tonnen nach heutigen Begriffen verhüttbaren Erzes anstehen, ist nicht zu befürworten, weil wir Wert darauf legen müssen, daß unsere eigenen Vorräte für einen möglichst langen Zeitraum ausreichen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat die heutige Einfuhr großer Erzmengen ihre volle Berechtigung. 3,8 Millionen Tonnen unseres jährlichen Bedarfs an phosphorhaltigem Erz für die jetzt noch vorwiegende Herstellung von Eisen und Stahl nach dem Thomasverfahren haben wir aus Frankreich bezogen, davon den allergrößten Teil aus Französisch-Lothringen. Dort stehen allein im Becken von Briey — Departement Meurthe et Moselle — rund 2 Milliarden Tonnen kalkiger Minette von guter Beschaffenheit an, um die Hälfte mehr als in Deutsch-Lothringen, das jetzt schon den größten Teil unseres Bedarfs deckt. Deutscher Unternehmungsgeist

Google

hat diese französischen Erzvorkommen festgestellt und an den bestehenden Gruben, welche in schneller Steigerung eine Jahresförderung von rund 10 Millionen Tonnen erreicht haben, sind 8 größere deutsche Werke beteiligt. Dieses ganze Erzgebiet liegt seit Monaten hinter der Front unserer Truppen. Die Wiederinbetriebnahme der Gruben wäre längst erfolgt, wenn nicht dieser Grenzbezirk Frankreichs fast ganz entvölkert wäre, sodaß die Heranziehung von Arbeitern auf große Schwierigkeiten stößt. Das in mühevoller Arbeit Erworbene darf uns nicht wieder entrissen werden.

Von wesentlicher Bedeutung für den Absatz nach dem Ausland sowohl, wie für die Versorgung unseres Landes mit notwendigen Rohstoffen ist ferner die Erhaltung und Vervollständigung unserer Kolonien. Schon in ihrer bisherigen Entwickelung waren sie imstande, uns wertvolles Rohmaterial wie Baumwolle, Sisalhanf, Kupfererz usw., sowie viele nützliche Landeserzeugnisse und Kolonialwaren zu liefern. Gelingt es uns durch Gebietabtretungen aus feindlichen Kolonien einen besseren Zusammenschluß unserer afrikanischen Kolonien zu erreichen, so werden diese ihre bisherige schöne Entwickelung in verstärktem Maße fortsetzen und leichter gegen fremde Angriffe geschützt sein.

Während dieses Krieges haben wir die Erfahrung gemacht, daß überseeischer Besitz und auswärtiger Handel dauernd nur aufrecht zu erhalten sind, wenn die Sicherheit besteht, daß die Handelswege dahin unter allen Umständen offen gehalten werden können. Wünschenswert wäre zu diesem Zwecke ein Landerwerb, der uns mit unseren Schienenwegen an das freie Meer bringt oder an einen so weit vorgeschobenen guten Hafen, daß eine Sperrung der Fahrt durch den Kanal seitens Englands uns nicht ganz vom freien Meer abschließen kann. Notwendig bleibt für diesen Zweck auch die Erhaltung einer starken Flotte zum Schutz unseres Handels auf allen Meeren.

Ein weiteres Mittel zur Verbesserung unserer Handelsbeziehungen liegt in der Schaffung günstigerer Handelsverträge mit den uns jetzt feindlichen Ländern. Besonders wird man bei den Friedensverhandlungen auf eine Beseitigung der Erschwerungen bedacht sein müssen, welche unseren Absatz nach Frankreich und Rußland durch übertrieben scharfe Zollbehandlung oder durch ungewöhnlich hohe Einfuhrzölle bisher schädigten.

Neben diesen in wirtschaftlicher Hinsicht nach außen zu richtenden Forderungen sind auch solche nach innen zu stellen. Denkt man auch hier zunächst wieder an die Hebung des Absatzes unserer Industrie im Inland und ihre Versorgung mit inländischen Rohstoffen, so gibt es ein einfaches Mittel, hier eine Besserung herbeizuführen. — Bei dem ursprünglichsten Rohstoff, den alle Industrien in gleichem Maße gebrauchen, der Kohle, übersteigt in Deutschland die Förderung bei weitem den Verbrauch. Trotzdem liegt jahraus, jahrein die Versorgung unserer Küstenländer mit den großen Verbrauchsorten Hamburg und

Go gle

Berlin in den Händen Englands, weil die Frachten von unserm größten Kohlenvorkommen im Ruhrrevier einen Wettbewerb so gut wie garnicht und von dem oberschlesischen Revier nur in beschränktem Umfange möglich machen. Ein einfaches Mittel, diesem unnatürlichen Zustande ein Ende zu machen, liegt in einem weiteren Ausbau unserer Wasserstraßen. Während des Krieges haben wir gesehen, von welcher Bedeutung die Fortsetzung des Rhein-Hannover-Kanals bis zur Elbe ist. Die genannten Gebiete hätten ohne Inanspruchnahme der durch Militärzüge stark belasteten Eisenbahnen mit westfälischer Kohle versorgt werden können und umgekehrt hätte man große Getreidemengen vom Osten auf dem Wasserwege zu den großen Verbrauchsstellen des Westens zu befördern vermocht. Der Ausbau dieses kleinen Kanalstückes würde darüber hinaus eine Verbindung des großen Fluß- und Kanal-Systems im Osten mit den schiffbaren Wasserstraßen des übrigen Deutschland herstellen und die gesamte Leistungsfähigkeit und Ausnutzung unserer Wasserstraßen gewaltig steigern zum Vorteil von Landwirtschaft, Handel und Industrie. Denn im Frieden haben wir denselben Wert darauf zu legen, unsere Küstenländer ohne Verteuerung mit eigenen Kohlen zu versehen, wie im Kriege. Und was hier von der Kohle gesagt ist, gilt in ähnlichem Sinne für viele andere Massengüter, nicht zum wenigsten für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Bedarfsartikel. Hoffentlich werden nach dem Frieden unsere Regierung und unsere Politiker, durch die Macht der Verhältnisse belehrt, eine andere Stellung zu dieser Frage einnehmen, als es bisher der Fall war. Bestehen hiernach künftig in dieser Frage wohl kaum noch so große Meinungsverschiedenheiten wie bisher, so dürfte erst recht volle Übereinstimmung in der folgenden herrschen.

Im gegenwärtigen Kriege ist uns so recht zum Bewußtsein gekommen, wie wichtig es ist, daß die deutsche Landwirtschaft sich jederzeit in der Lage befindet, den inneren Markt ungefähr allein zu versorgen. Das muß auch in Zukunft so bleiben. An dem Beispiel Englands sehen wir, wie schädlich eine Vernachlässigung der Landwirtschaft unter einseitiger Bevorzugung der Industrie ist. Abgesehen von dem Vorteil der Unabhängigkeit vom Ausland in kritischen Zeiten, bietet das Nebeneinanderbestehen einer blühenden Industrie und einer ertragreichen Landwirtschaft die Grundbedingung für eine gesunde Entwicklung des Wirtschaftslebens. Beide befruchten sich gegenseitig, indem sie gute Abnehmer ihrer Erzeugnisse sind. Das hat Bismarck rechtzeitig erkannt, und die daraufhin von ihm eingeleitete Wirtschaftspolitik hat ihre guten Früchte getragen. Aber noch ein anderer Gesichtspunkt bestärkt uns in dieser Auffassung. Woher sollten im jetzigen Kriege die Millionen von kräftigen, wehrfähigen Menschen genommen werden, wenn nicht Landwirtschaft und Industrie seit Jahrzehnten in steigendem Maße in der Lage gewesen wären, unsern ganzen Bevölkerungszuwachs im Lande selbst lohnend zu beschäftigen. An diesem bewährten Grundsatz der gleichmäßigen Förderung von Landwirtschaft und Industrie in solcher Weise, daß sie

Go gle

gesund nebeneinander bestehen können, muß weiter unter allen Umständen festgehalten werden.

Gelingt es uns, diese Forderungen, welche hier nur ganz allgemein angedeutet werden konnten, zu geeigneter Zeit durchzusetzen, so wird die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands im Laufe der nächsten Jahrzehnte einen Aufschwung erleben, der einen gewissen Ersatz bietet für die schweren Opfer an Gut und Blut, welche dieser schreckliche uns aufgezwungene Krieg dem deutschen Volke auferlegt. Nimmt man hinzu die Hoffnung, daß die Lehren des Krieges alle üblen Einflüsse, welche mit steigendem Wohlstande unter allen Bevölkerungsklassen sich einzunisten begannen und in einer starken Betonung der materiellen Seite unseres Daseins ihren Ausdruck fanden, für lange Zeit beseitigt haben werden, so können wir voll Zuversicht der Entwickelung Deutschlands entgegensehen, und diese Zuversicht verleiht uns die Kraft auszuhalten bis zum siegreichen Ende.

Kommerzienrat Peter Klöckner: Der Weltkrieg und die Erwartungen der Montan-Industrie.

Der ungeahnte Aufschwung, welchen die deutsche Eisenindustrie in den letzten 25 Jahren genommen hat, ist in der Hauptsache auf die weitsichtige Schutzzollpolitik und die Bevölkerungszunahme zurückzuführen. Technisch ermöglicht wurde derselbe durch die Erfindung der Engländer Thomas und Gilchrist, welche im Jahre 1890 die Entphosphorung des Roheisens in der Bessemer Birne durchführten und das Ausführungsrecht an deutsche Werke verkauften. Es ist gerade heute in dem uns von England aufgezwungenen Kriege interessant, hieran zu erinnern und zu betonen, daß die Entwicklung der Eisenindustrie eine viel langsamere geworden wäre, wenn damals einsichtige englische Kreise über die Tragweite dieser Erfindung sich klar gewesen und dazu übergegangen wären, die Patente im eigenen Lande allein auszubeuten, wozu die phosphorhaltigen Eisensteinlager im Becken von Middlesbro die Unterlage hätten bilden können. Schon damals verfolgten aber die Engländer in ihrer konservativen Denkungsweise eine ähnliche Politik wie heute, sie blieben selbst bei dem alten Verfahren und überließen den Deutschen das Patent gegen Bezahlung, machten dann aber das hieraus hergestellte Stahlfabrikat in echt krämerhafter Weise in der ganzen Welt schlecht und suchten damit der immer stärker werdenden Konkurrenz zu

Go gle

begegnen. Die deutsche Gründlichkeit hat, unterstützt durch die Wissenschaft, mit diesen Machenschaften bald aufgeräumt und den Thomasstahl von Jahr zu Jahr verbessert, so daß sich derselbe nach und nach bezüglich der Qualität allen anderen Verfahren zur Seite stellen konnte. Der Absatz wuchs ständig und die Industrie konnte immer mehr dazu übergehen, die großen phosphorhaltigen Lager in Lothringen und dem mit uns im Zollverein verbundenen Luxemburg durch Errichtung neuer Werke aufzuschließen. Die Stahlproduktion machte infolgedessen rasche Fortschritte und schon im Jahre 1894 war Deutschland in der Lage, England zu überflügeln. Der Vorsprung wurde im weiteren Verlauf der Zeit stets vermehrt. Es war natürlich, daß Deutschland allein diese von Jahr zu Jahr steigenden Erzeugnismengen nicht verarbeiten konnte, trotz der Bevölkerungszunahme und des steigenden Konsums auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet. Die Industrie wurde deshalb von selbst auf den Export der Eisenwaren hingewiesen. Der Weg hierzu ging damals auch über England. Die englischen Ausfuhrhäuser beherrschten die ganze Welt. In London konzentrierte sich das Geschäft nicht nur für Waren, sondern auch für Frachten; die deutschen Werke waren deshalb für den Export lediglich auf die Londoner Häuser angewiesen und diese ließen sich ihre Überlegenheit schwer bezahlen. Das Bestreben der Industrie war deshalb darauf gerichtet, diese Ketten los zu werden, und der Ausweg wurde allmählich dadurch gefunden, daß man immer mehr den in Brüssel und Antwerpen konzentrierten belgischen Großhandel mit seinen vorzüglichen Beziehungen in Südamerika heranzog und gleichzeitig den Versuch machte, an den überseeischen Konsumstätten durch Eröffnung von Filialen und Lagerplätzen selbst Fuß zu fassen. Auf diese Weise entstanden in allen Weltländern deutsche Niederlassungen, durch welche der Londoner Platz für den deutschen Export von Jahr zu Jahr an Bedeutung verloren hat. Diese Entwicklung ist durch den Krieg unterbrochen worden. Daß England den Krieg heraufbeschworen hat, un seinen stärksten Konkurrenten zu vernichten und auf dessen Zerfall seine frühere Weltmacht wieder neu zu errichten, daß England, anstatt den Konkurrenzkampf mit Deutschland weiterhin in friedlicher Weise auszutragen und durch Einsetzung größter Energie seines Konkurrenten Herr zu werden, das Gut und das Blut seines Volkes auf's Spiel gesetzt hat, liegt klar zu Tage. Die Strafe wird in gerechter Weise nicht ausbleiben. Deutschland hat bis jetzt den Waffenerfolg für sich und ist nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich und finanziell stark genug, den Krieg bis zum letzten Ende durchzuführen. Man kann deshalb heute schon auf einen endgültigen Sieg rechnen und über die Erwartungen sprechen, welche die Industrie an einen solchen knüpft.

Schon immer hat der deutschen Schwerindustrie der Hafen für den Besuch der auswärtigen Märkte gefehlt. Die außereuropäischen Länder sind für die Schwerindustrie nur über Rotterdam und Antwerpen zu erreichen, für die südwestdeutsche Industrie überhaupt nur über Antwerpen. Dieser Hafen hat sich in den letzten

Go gle

Jahren hauptsächlich durch den großen Einfluß der Deutschen mächtig entwickelt. Der Hafen mit dem hinter ihm liegenden reichen Hinterland, welches sich finanziell in Brüssel konzentriert, würde ungeahnte Perspektiven für die Zukunft bieten, er würde Deutschland auch das Mittel an die Hand geben, von England für den überseeischen Handel finanziell unabhängig zu werden. Während bis heute noch ziemlich allgemein alle nach den überseeischen Ländern verfrachteten Waren mit einer Tratte auf London bezahlt werden, könnten in Zukunft die Tratten auf Antwerpen lauten. Die deutsche Finanz ist stark genug, diese Transaktionen durchzuführen. Die Markwährung würde dadurch eine ungeahnte Bedeutung für den ganzen Weltverkehr bekommen.

Die südwestdeutsche Eisenindustrie basiert ihre Größe auf den mächtigen Erzfeldern Lothringens. Diese haben bereits dadurch eine Erweiterung erfahren, daß die hauptsächlichsten Werke Besitz in französisch-Lothringen erworben haben. Das mächtige französische Erzbecken würde die Unterlage der Industrie noch verstärken können. Immerhin sind aber auch diese Erzvorkommen erschöpflich und nach hundert Jahren wird auch die südwestdeutsche Eisenindustrie, sofern sie nicht nach dem geradezu unerschöpflichen Kohlenbecken Westfalens auswandern kann, überseeische Erze verhütten müssen. Dieser Bezug ist selbstverständlich nur denkbar, wenn die Frachten nach dem Südwesten Deutschlands auf das niedrigste Maß heruntergedrückt werden, was wiederum nur unter Umgehung der Eisenbahn durch Kanäle geschehen kann. In Frankreich und Belgien ist das Kanalwesen schon heute ganz bedeutend mehr ausgebildet, wie in Deutschland. Die Maas mit Stichkanälen von Nancy oder Sedan würde den Südwesten Deutschlands mit dem Weltmeer verbinden, die Mosel die Verbindung mit dem Kohlenzentrum Westfalens schaffen. Der ganze Südwesten würde dann später per Wasser die Erze aus den überseeischen Ländern und die Kohlen aus Westfalen beziehen und seine Produkte wiederum zu Wasser den überseeischen Ländern zuführen können. Mit anderen Worten, die große Sorge, was nach hundert Jahren mit der Schwerindustrie im Südwesten geschehen soll, wäre mit einem Schlage beseitigt.

Ich will nicht außer Zweifel lassen, daß die wirtschaftliche Anlehnung Belgiens an Deutschland von vielen meiner Fachgenossen skeptisch betrachtet wird, weil die ersten Folgen derselben große Verschiebungen herbeiführen können. In Belgien existiert neben der Eisen- und Kohlenindustrie eine große Glas- und Zementindustrie. In den drei Gattungen: Glas, Zement und Eisen ist der heutige Export Belgiens ganz bedeutend größer als der inländische Konsum. Für Eisen will ich ein Beispiel anführen: Ich schätze die heutige Stahlproduktion Belgiens auf 1,5 Millionen Tonnen, von diesen werden nur 20% im Inland verarbeitet und 80% nach dem Ausland verschickt. Es ist bei den natürlichen Verhältnissen in Belgien selbstverständlich, daß auch später ein großer Teil des erzeugten Stahls ins Ausland gehen würde, weil die belgischen Werke

Google

durch die Kanäle nach der See nur ganz geringe Frachten haben. Es kann deshalb auch angenommen werden, daß der Export später mindestens 50% betragen wird. Das würde aber zur Folge haben, daß 30%, also rund 500 000 Tonnen Stahl, auf dem deutschen Markte Platz suchen, wodurch die deutschen Werke gezwungen würden, ihre Exporttätigkeit um diese Mengen zu erhöhen. Noch viel schlechter wird sich das Verhältnis in französisch-Lothringen stellen. In französisch-Lothringen liegt die hauptsächlichste Erzeugung der französischen Eisenindustrie. Die Stahlproduktion in diesem Bezirk beträgt immerhin 3 Millionen Tonnen, welche im Ausland und auf dem deutschen Markt untergebracht werden müßten. Selbstverständlich würde dann in Zukunft Frankreich nicht in der Lage sein, seinen Stahlbedarf selbst zu decken, es würde in erhöhtem Maße auf die Einfuhr aus England, Deutschland und Belgien angewiesen sein. Die plötzliche Erhöhung der Stahlerzeugung Deutschlands um eine so bedeutende Menge würde immerhin eine Gefahr in sich bergen, welcher aber durch Zollabkommen zum Nutzen Aller vorgebeugt werden könnte. Auf der anderen Seite würde aber die Vereinigung der großen Stahlerzeugung in einer Hand eine nicht zu unterschätzende Macht darstellen.

Die Vorteile, welche sich für Deutschland aus vorstehenden Erwägungen ergeben, sind von so weittragender Bedeutung, daß vorübergehende Schäden nicht ins Gewicht fallen. England wird deshalb mit dem Kriege das Gegenteil von seinem Ziele erreichen, es wird, nachdem die Wunden vernarbt sind, ein wirtschaftlich erstarktes Großdeutschland heranreifen sehen, welches stark genug sein wird, auch in Zukunft mit Erfolg jeden Angreifer zurückzuweisen.

Der Ausblick und das Ziel der Industrie wird der Abschluß eines Wirtschaftsverbandes unter den europäischen Ländern sein. Auch England könnte ohne Gefahr für uns an demselben teilnehmen, denn die Spitze desselben soll sich nicht gegen einen kontinentalen Staat richten, sondern die Europäer zusammenführen zur gemeinsamen Ausnutzung ihrer Wirtschaftskräfte im Kampf um den Absatz.

Google

Ingenieur Otto Schulz-Mehrin:
Die Bedeutung der Technik und Industrie für den Ausgang des Krieges.

In dem gegenwärtigen Kriege spielt die Technik eine ganz hervorragende Rolle. Es gibt keine Waffe und kaum ein Hilfsmittel, die nicht Erzeugnisse der Technik wären, und bei denen nicht die Technik des einen Landes mit der des andern um höchste technische Vollkommenheit gewetteifert hätte. Erzeugnisse der Technik sind schon das Schwert, das Bajonett, die Lanze. Zu einem technischen Wettkampf bieten diese einfachen Waffen allerdings kaum Raum, aber dieser setzt schon ein beim Gewehr, steigert sich bei den Geschützen, Maschinengewehren und Geschossen und war und ist am höchsten angespannt bei den Waffen der Luft, den Flugzeugen und Lenkballons, sowie des Meeres, den Panzerschiffen, Unterseebooten, Torpedos.

Zu den Waffen kommen Hilfsmittel aller Art: Telegraphen und Telephone für die Nachrichtenvermittelung, Eisenbahnen, Automobile, Fahrräder und Fahrzeuge jeder Art für den Verkehr im Krieg, für den Truppentransport und für die Versorgung der Truppen mit Nahrung, Munition und allem sonstigen Bedarf, Feldküchen und Feldbäckereien für die Zubereitung der Nahrung im Felde, Scheinwerfer und andere Beleuchtungsvorrichtungen zur Beleuchtung des Schlachtfeldes, zur Erspähung des Gegners usw., alles Erzeugnisse der Technik.

Technik ist schließlich die fortlaufende Herstellung all der Dinge, die zur Ausrüstung und Verpflegung der Truppen dienen, die Herstellung von Uniformen, von Stiefeln und Lederzeug, von Konserven und anderen Nahrungsmitteln, sowie von Gegenständen zur Verwundetenpflege, Lazaretteinrichtungen, Verbandstoffen, ärztlichen Instrumenten, Medikamenten usw. Kurz, es gibt kaum ein Gebiet, auf dem nicht die Technik irgendwie in Erscheinung träte.

Bei dieser Sachlage kann es nicht zweifelhaft sein, daß Verlauf und Ausgang des Krieges in hohem Maße auch von der technischen Leistungsfähigkeit der einzelnen Gegner abhängen werden. Ganz besonders gilt das für einen länger dauernden Krieg, mit dem uns ja unsere Gegner drohen. Denn als der Krieg begann, verfügten alle Gegner über nahezu gleichwertige Waffen und Hilfsmittel, da im Frieden hierein ein Austausch zwischen den verschiedenen Ländern stattfinden konnte und auch stattfand. Im Frieden hat Belgien deutsche Kanonen, Rußland deutsche Kriegsschiffe, Telegraphenapparate und anderes, hat sogar England deutsche Luftschiffe gekauft. Mit dem Ausbruch des Krieges aber wurde der Verkehr zwischen den feindlichen Ländern teils erheblich beschränkt, teils ganz unterbunden, und zwar grade in allen für die Kriegführung notwendigen Dingen.

Go gle

So hat der Verkehr zwischen Deutschland und seinen Gegnern völlig aufgehört, und Rußland ist schon fast von allem Verkehr mit Europa abgeschnitten.

Nun findet aber im Kriege ein außerordentlich großer Verbrauch aller zum Kriegführen benötigten Dinge statt: so ist der Munitionsverbrauch der modernen Gewehre, Maschinengewehre, Schnellfeuerkanonen und großen Geschütze ein ganz ungeheurer, die Gewehre und Geschütze selbst werden durch den starken Gebrauch abgenützt und mangelhaft oder werden vielfach an den Feind verloren, (so hat Rußland schon weit über tausend Geschütze und Maschinengewehre, durch Gefangene und Gefallene wohl schon mehr als eine halbe Million Gewehre und eine entsprechende Menge Munition und anderes Kriegsgerät verloren); zahllose Automobile und viele Eisenbahnwagen werden durch die außerordentliche Beanspruchung oder durch Unfälle unbrauchbar; ebenso findet ein sehr starker Verschleiß aller andern Hilfsmittel statt. Weiter muß der ungeheure Verbrauch der Millionen Streiter an Konserven, Verbandmaterial u. dgl. ständig neu gedeckt werden. Und von all diesen Dingen wird umsomehr gebraucht, je länger der Krieg dauert. Kann dieser Bedarf nicht eingeführt werden, so muß er eben im Lande selbst geschaffen werden, d. h. die Technik bezw. die Industrie des Landes muß außerordentliche Leistungen vollbringen, Leistungen, die weit über das hinausgehen, was je im Frieden verlangt wurde. Und ein Land, das weder über eine solchen Anforderungen gewachsene Technik und Industrie verfügt, noch jene Erzeugnisse der Technik einführen kann, muß in eine um so schlimmere Lage kommen, je länger der Krieg dauert. Wo die genannten technischen Mittel fehlen, ist schließlich ein Krieg ebensowenig mehr möglich, als wo die Soldaten oder das Geld fehlen, und wer technisch erschöpft ist, muß Frieden schließen und die Bedingungen des noch nicht erschöpften Gegners annehmen, ebenso als wenn er militärisch erschöpft wäre.

In welcher Lage befinden sich nun die einzelnen Kriegführenden im Hinblick auf die vorstehenden Ausführungen, d. h. wie steht es mit der Leistungsfähigkeit der Technik und Industrie in den einzelnen Ländern mit Rücksicht auf die Anforderungen des Krieges?

Das deutsche Reich ist seit seinem Bestehen genötigt, eine verhältnismäßig große Kriegsmacht zu unterhalten und auszurüsten und hat diese Ausrüstung schon seit langem völlig im eigenen Lande erzeugt. Eine Reihe von Spezialfabriken für alle Zweige des Heeresbedarfs sind entstanden und haben sich zu höchster Leistungsfähigkeit entwickelt, derart, daß sie den Heeresbedarf nicht bloß für das eigene Land, sondern auch noch für viele andre Länder lieferten. Und zwar nicht bloß Kanonen, wie der Laie vielleicht meint, sondern auch Gewehre, Pulver, Geschosse, Säbel und verschiedenes andere. Auch die deutschen Werften haben sich in den letzten Jahrzehnten dermaßen entwickelt, daß sie nicht bloß die eigene Kriegsmarine, die zweitgrößte der Erde, und die eigene Handelsmarine, ebenfalls

Digitized by Google

die zweitgrößte der Erde, mit den technisch vollkommensten Schiffen versehen, sondern auch noch Kriegs- und Handelsschiffe für das Ausland liefern konnten.

Aber obgleich die deutsche Kriegsindustrie außerordentlich leistungsfähig ist, so leistungsfähig, daß ihr im Frieden der Bedarf des eigenen Landes nicht zur Beschäftigung genügte, ist sie jetzt allein nicht imstande, den Kriegsbedarf des Reiches zu befriedigen. So groß ist der Bedarf im Kriege im Vergleich zu dem Bedarf im Frieden. Glücklicherweise hat aber Deutschland nicht bloß eine hochentwickelte Kriegsindustrie, sondern auch auf fast allen anderen Gebieten eine nicht minder hochentwickelte und leistungsfähige Industrie. Ein großer Teil dieser Industrie ist nun jetzt zur Befriedigung des Kriegsbedarfs mit herangezogen worden. Das war um so eher möglich, als die deutsche Industrie grade auf den in Betracht kommenden Gebieten, Eisen- und Metallindustrie, Tertil- und chemische Industrie, hervorragend entwickelt ist. Heute erzeugen elektrotechnische Fabriken Patronen- und Geschoßhülsen, Lampen- und Metallwarenfabriken liefern Militär-Kochgeschirre, Feldflaschen, Koppelbeschläge u. dgl., Stahlgießereien stellen Geschoßhülsen her, optische Fabriken verfertigen Instrumente für Lazarette, Fahrradfabriken bauen Bettgestelle für Lazarette, Dampfkesselfabriken fabrizieren Feldküchen und Feldbäckereien, Konfektionswerkstätten liefern Uniformen, Wäschefabriken Brotbeutel usw.

Wieder andere Fabriken liefern den Spezialfabriken Teile für ihre Erzeugnisse, z. B. für Kriegsschiffe, Automobile, Geschütze, Gewehre usw. Kurz ein großer, vielleicht der größte Teil der großen deutschen Industrie arbeitet zurzeit für den Krieg. Ebenso ist bereits die Industrie des eroberten Belgien, insbesondere die hochentwickelte Waffenindustrie dieses Landes, in deutschen Dienst gestellt worden.

Ähnlich wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in dem verbündeten Österreich. Auch dieses Land hat eine recht gut entwickelte Industrie, besonders Tertil- und Maschinenindustrie. Als sehr leistungsfähige Lieferanten von Kriegsbedarf sind allgemein bekannt die Skodawerke, aus denen u. a. jene Motorbatterien stammen, die uns vor den belgischen und französischen Festungen so gute Dienste geleistet haben. Soweit die österreichische Waffen- und Maschinenindustrie den außerordentlichen Anforderungen des Krieges nicht sollte entsprechen können, ist jedenfalls die deutsche und belgische Industrie vollauf in der Lage, den Mehrbedarf zu liefern, wofür andererseits wohl die sehr umfangreiche österreichische Nahrungsmittel-Industrie der deutschen beispringen kann. Die deutsche und belgische Industrie sind zweifellos auch imstande, den dritten Bundesgenossen, die Türkei, mit allem Notwendigen zu versehen. Denn das türkische Heer ist im Vergleich mit dem deutschen und österreichischen ja nur klein, sodaß die Mitversorgung desselben keine erhebliche Mehrleistung der deutschen, österreichischen und belgischen Industrie bedingt. Jedenfalls waren diese Industrien bisher vollauf in der Lage, den Bedarf der verbündeten Heere

Go gle

zu decken, sodaß sich ein Mangel noch an keiner Stelle gezeigt hat. Die deutsche Industrie hat von jeher eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit bewiesen, sowohl im Frieden, wenn sie z. B. die viel weniger anpassungsfähige, viel konservativere englische Konkurrenz aus dem Felde schlug, wie jetzt im Kriege, wo sehr viele Fabriken Dinge herstellen, die den früher von ihnen erzeugten nicht im entferntesten ähnlich sind. Diese Anpassung und Neuorientierung wird in dem Maße weitergehen, wie sie sich im Interesse der Kriegsrüstung als notwendig erweist. Auch die Arbeiter, an denen es ja im Ganzen noch keineswegs fehlt, passen sich in immer höherem Maße dem veränderten Bedarf an.

Schließlich ist die belgische Industrie und die belgische Bevölkerung zurzeit erst in geringem Maße beschäftigt und zur Unterstützung der deutschen Industrie herangezogen.

Mehr als für die Leistungsfähigkeit der Industrie könnte man für die ausreichende Versorgung mit Rohstoffen für die Industrie fürchten. Aber es scheint, als ob auch diese Befürchtung grundlos ist. Ein so industriereiches und so große Mengen von Industrieerzeugnissen ausführendes Land wie Deutschland hat in jedem Augenblick sehr große Vorräte aller gebrauchten Rohstoffe im Lande, die jetzt, nur für das unbedingt Notwendige verwendet, lange Zeit ausreichen. Außerdem hat das deutsche Heer in Belgien, Frankreich und wohl auch in Polen beträchtliche Mengen von Rohstoffen beschlagnahmt. Schließlich hat auch die Einfuhr keineswegs in dem Maße aufgehört, wie Außenstehende allgemein glauben. Aus naheliegenden Gründen wird Näheres hierüber nicht veröffentlicht; aber es ist Tatsache, daß die Einfuhr in allen Rohstoffen beständig steigt. Eine hermetische Absperrung Deutschlands von der Außenwelt, wie sie sich die Engländer gedacht hatten, ist eben einfach nicht möglich. Die neutralen Staaten werden diese Absperrung in ihrem eigenen Interesse, je länger, desto mehr zu durchbrechen suchen, schließlich wohl gar offiziell dagegen Front machen, wie das Amerika bereits getan hat.

Manche Rohstoffe, die wir bisher übersee bezogen haben, können wir auch aus den Balkanländern und aus der Türkei erhalten, z. B. Mineralien, wie Kupfer und Zinn.

Andere Rohstoffe können im Notfall durch ähnliche oder solche mit ähnlichen Eigenschaften ersetzt werden. Das gilt besonders für viele Gegenstände des Privatbedarfs. Noch andere Rohstoffe wieder können jetzt, wo die Preisfrage erst in zweiter Linie kommt, künstlich hergestellt werden, so der Ersatz für Chilesalpeter, für Kautschuk, für Leder u. a. Die Not wird hier auch zu Fortschritten und neuen Erfindungen treiben.

Alles in allem scheint die Gefahr des Rohstoffmangels viel weniger groß zu sein, als man bei Ausbruch des Krieges fast allgemein geglaubt hat.

Vergleichen wir nun mit den Verhältnissen bei uns und unseren Verbündeten die Verhältnisse bei unseren Gegnern.

Go gle

Frankreichs Industrie, schon dem Gesamtumfange nach weit geringer als die deutsche, erzeugt in erster Linie Seiden-, Woll- und Baumwollgewebe, Spitzen, Frauenkleider, Uhren, Möbel, Glaswaren. Das aber sind, abgesehen von Wollgeweben, fast alles Dinge, die im Kriege wenig Wert haben und zum Kriegführen nicht brauchbar sind, deren Herstellungsstätten auch für die Erzeugung von Kriegsbedarf weniger in Betracht kommen. Man hat Frankreichs Industrie gradezu als Luxus-Industrie bezeichnet, was wohl ungefähr das Gegenteil von Kriegsindustrie ist. Die Eisen- und Maschinen-Industrie Frankreichs ist nicht bedeutend und arbeitet in erster Linie für die Textilindustrie und für die Landwirtschaft. Immerhin hat Frankreich eine Kriegsindustrie, die den eigenen Bedarf im Frieden deckte und zum Teil auch Waffen, besonders Geschütze aus Creusot, an fremde Länder lieferte. Den sehr viel größeren Anforderungen des Krieges dürfte aber die französische Industrie keinesfalls gewachsen sein, zumal jetzt vielfach die Arbeiter fehlen werden, da Frankreich ja alle irgend waffenfähigen Männer zu den Fahnen gerufen hat. Auch sind grade die industriereichsten Gegenden des Landes, nämlich Ost- und Nordfrankreich, zum großen Teil bereits von den deutschen Heeren besetzt oder liegen doch so sehr im Kriegsbereich, daß die Industrie in diesen Gebieten für die Versorgung des Landes ausscheidet. Nach den letzten Nachrichten ist es auch nicht möglich, den Kohlenmangel, der infolge Besetzung der Haupt-Kohlenbezirke durch die Deutschen entstanden ist, durch Einfuhr (hauptsächlich aus England) zu beheben. Frankreich dürfte deshalb mit seiner technischen Kriegsrüstung bereits jetzt in hohem Maße auf England und die englische Industrie angewiesen sein.

England ist zwar ein sehr industriereiches Land, aber sein weit überwiegender Hauptzweig ist die Textilindustrie, und die übrige Industrie, insbesondere die Maschinenindustrie, arbeitet in erster Linie für diese Textilindustrie, d. h. erzeugt Spinn-, Webe- und dgl. Maschinen. Seiner starken Flotte entsprechend hat England naturgemäß auch eine nicht unbeträchtliche Kriegsindustrie, stellt insbesondere viel Geschütze her; auch die Gewehrfabrikation ist nicht unbedeutend. Aber die englische Kriegsindustrie ist sowohl dem Umfange, als auch der technischen Leistungsfähigkeit nach geringer als die deutsche, ist es doch der englischen Geschützindustrie noch immer nicht gelungen, anstelle von Geschützen mit Drahtbandagen solche mit massivem Stahlmantel, wie sie Krupp baut, herzustellen, abgesehen von den 42 cm-Mörsern, an deren Herstellung die englische Industrie vor dem Kriege noch nicht einmal gedacht hat; ebensowenig übrigens die französische. Dann sind die Anforderungen, die dieser Krieg auch nach der quantitativen Leistungsfähigkeit an die englische Industrie stellt, ganz unerwartet groß. England hat kaum jemals vorher wie jetzt daran gedacht, ein Millionenheer aufzustellen und auszurüsten. Wie aus Zeitungsberichten hervorgeht, ist denn auch die englische Industrie tatsächlich nicht in der Lage, die Ausrüstung für die bisher angeworbenen Truppen genügend schnell zu schaffen. Auch an industriell her-

Go gle

gestellten und bisher aus Deutschland eingeführten Arzneimitteln, einem sehr notwendigen Mittel der Kriegführung, zeigt sich bereits empfindlicher Mangel.

Sogar die Rohstoffversorgung scheint in England wider Erwarten mehr Schwierigkeiten zu machen, als in Deutschland. Denn schon vor einiger Zeit wurde berichtet, daß es infolge der mangelhaften Verbindung mit Schweden und Rußland an Holz fehle, insbesondere an Grubenholz, wodurch der Bergbetrieb gehindert wird; und kürzlich wurde berichtet, daß aus Mangel an Wolle, die übrigens auch in Frankreich sehr knapp ist, Uniformen aus Baumwolle hergestellt würden. Soll die englische Industrie nun auch noch die französische unterstützen, so wird das Mißverhältnis zwischen Anforderung und Leistungsfähigkeit noch größer, und das Ergebnis dürfte, je länger desto mehr, eine mangelhafte Ausrüstung der englischen und französischen Truppen sein.

Schließlich stellt auch noch Rußland Anforderungen an die englische und französische Industrie, ja dieses Land erst recht. Denn in keinem der kriegführenden Länder ist die Industrie weniger entwickelt und weniger leistungsfähig, als grade in Rußland. Vor allem sind die Industrien, die für die Lieferung von Kriegsbedarf in Betracht kommen, noch sehr wenig leistungsfähig. Nicht einmal die Putilow-Werke, die einzige größere Fabrik für Kriegsbedarf, sind hierin ganz auf der Höhe, vermögen z. B. größere Geschütze kaum herzustellen. Und Waffen, welche die russische Industrie allenfalls herzustellen vermag, kann sie gewiß nicht in der Menge liefern, wie sie grade das russische Heer mit seinen außerordentlichen Verlusten als Ersatz und für neue Truppen benötigt. Noch weniger als Waffen kann die russische Industrie die zahlreichen andern Hilfsmittel für den Krieg, wie Automobile, Scheinwerfer, Telegraphen-Anlagen, Flugapparate u. dgl. herstellen, keinesfalls in auch nur annähernd genügender Menge. Auch die russische Nahrungsmittelindustrie scheint nicht in der Lage zu sein, das Riesenheer genügend zu versorgen, jedenfalls nicht mit den für ein kämpfendes Heer so wichtigen Konserven. Endlich ist grade der wichtigste Industriebezirk Rußlands, Polen, durch die Kriegsereignisse dermaßen in Mitleidenschaft gezogen, daß er für die Heeresversorgung fast ganz ausscheidet. Rußland ist also in seiner technischen Kriegsrüstung fast ganz auf England und Frankreich angewiesen. Diese beiden Länder aber haben, wie ausgeführt, schon mit dem eigenen Bedarf übergenug zu tun. Hinzu kommt, daß eine Einfuhr aus diesen Ländern jetzt, nachdem das nördliche Eismeer zugefroren und der Schiffsverkehr über Archangelsk eingestellt ist, sehr erschwert ist. Da die Dardanellen auch gesperrt sind, bleiben nur noch die Wege zu Lande über Sibirien und Ostasien, sowie über Schweden und Norwegen, die sehr kostspielig und für eine Zufuhr aus Frankreich und England außerordentlich langwierig und wenig leistungsfähig sind. Japan mit seiner wenig entwickelten Industrie dürfte Rußland kaum viel liefern können. Rußland scheint demnach hinsichtlich seiner technischen Kriegsrüstung rasch einem Zustande der Erschöpfung entgegenzugehen. Keines-

Google

falls dürfte es imstande sein, außer den Heeren, die es bereits ausgerüstet hat, noch ins Gewicht fallende größere Heere auszurüsten. Aus den letzten Schlachten in Polen wird denn auch bereits berichtet, daß die russische Artillerie, die im Anfang des Krieges durchaus als der deutschen und österreichischen gleichwertig anerkannt wurde, jetzt zweifellos unterlegen ist und an Munitionsmangel leidet. Deutschland braucht also die russischen Menschenmassen, mit denen unsere Feinde immer drohen, kaum zu fürchten. Menschenmassen, die keine Waffen, keine zweckentsprechende Kleidung, keine genügende Nahrung haben, und denen fast alle zum Kriegführen notwendigen technischen Hilfsmittel fehlen, sind noch kein Heer, das gut bewaffneten und gut verpflegten Truppen wie den deutschen und österreichischen standhalten könnte, abgesehen von der infolge Offiziermangel immer minderwertiger werdenden Führung und Ausbildung.

Demnach liegen die Verhältnisse hinsichtlich der allgemeinen technischen Kriegsrüstung auf die Dauer bei allen Gegnern Deutschlands erheblich ungünstiger, als bei Deutschland und seinen Verbündeten, bei Rußland sogar gradezu hoffnungslos.

Daß selbst die französische und die englische Industrie tatsächlich nicht imstande sind, den Bedarf ihrer eigenen Heere an Waffen, Munition und anderen Ausrüstungsgegenständen zu decken, wird einwandfrei dadurch bewiesen, daß beide Länder versucht haben, diese Dinge aus Amerika zu erhalten. Ist aber die englische Industrie schon jetzt nicht imstande, den Kriegsbedarf des englischen und französischen Heeres zu liefern, so wird sie das erst recht nicht sein, wenn England genötigt und anscheinend auch gewillt ist, seine jetzige Truppenzahl zu verdoppeln, und wenn erst der Kampf und damit der Munitionsverbrauch, der Waffen- und Ausrüstungsverschleiß auch in Ägypten und vielleicht auch in Indien beginnt. Wenn die Industrie der Vereinigten Staaten die englische und französische unterstützen würde, so würde es zwar möglich sein, — vielleicht — das französische und englische Heer genügend auszurüsten und mit genügend Munition zu versehen, (das russische Heer wegen der mangelnden Zuführungsgelegenheit keinesfalls), und dann würden allerdings das französische und das englische Heer, nicht auch das russische, in dieser Hinsicht dem deutschen Heere und denen seiner Verbündeten gleichstehen, würden ihnen jedoch nichts voraus haben; denn wir zeigten ja bereits, daß es auf unserer Seite an der industriellen Rüstung und Versorgung in keiner Weise mangelt. Nun ist aber die Regierung der Vereinigten Staaten, wie ihre jüngsten Erklärungen zeigen, durchaus nicht gewillt, die Rüstungslieferungen der amerikanischen Industrie an Kriegführende zu dulden, weil sie solche Lieferungen als Verletzung der amerikanischen Neutralität betrachtet. Das amerikanische auswärtige Amt hat zwar zunächst nur die Lieferung von Kriegsschiffen, insbesondere Unterseebooten, oder deren Teilen ausdrücklich untersagt, aber Deutschland hat auch gegen die Lieferung von Munition und Waffen Einspruch erhoben und im Senat der Vereinigten Staaten wurde dementsprechend bereits eine Gesetzesvorlage eingebracht, die

Go gle

den Verkauf von Waffen oder Munition an ein Land, das mit einem andern, mit den Vereinigten Staaten in Frieden lebenden Lande Krieg führt, für ungesetzlich erklärt. Ferner wurde dem Senat eine Resolution vorgelegt, die genaue Auskünfte über die Tätigkeit der amerikanischen Fabrikanten auf diesem Gebiete verlangt. Es ist anzunehmen, daß schon die deutschen und die irischen Teile der amerikanischen Bevölkerung, die zusammen die Mehrheit haben und in jüngster Zeit eine recht rege Tätigkeit zugunsten Deutschlands entwickeln, dafür sorgen werden, daß jene Anträge Gesetz werden, und daß diese Gesetze befolgt werden. Somit dürften unsere Feinde zumindest nicht auf Waffen-, Munitions- und Schiffslieferungen aus den Vereinigten Staaten rechnen können, so daß ihre Unterlegenheit in diesen Punkten bestehen bleibt, richtiger noch größer wird. Die deutsche und irische Bevölkerung der Vereinigten Staaten dürfte überhaupt dafür sorgen, daß die anfangs ziemlich parteiische Neutralität der Vereinigten Staaten mehr und mehr eine wirkliche, vielleicht gar eine wohltuende Neutralität wird.

Vielleicht wäre es auch angebracht, daß die deutsche Industrie und der deutsche Handel beschließen und erklären würden, daß sie künftig keine Geschäftsbeziehungen unterhalten wollen mit solchen amerikanischen und auch andern neutralen Firmen, die jetzt Waffen, Munition und andere Kriegsmittel an unsere Feinde liefern. Die Deutschen in Amerika würden eine solche Entschließung drüben gewiß bekannt machen und ihre Durchführung jetzt und nach dem Kriege erleichtern.

Daß eine solche Erklärung nicht unwirksam sein würde, läßt das Verhalten der bekannten National Cash Register Co. in Dayton erkennen, die einen angebotenen Auftrag auf Munitionslieferung an unsre Feinde mit der Begründung ablehnte, daß sie mit allen Kriegführenden Geschäftsbeziehungen unterhalte und deshalb weder den einen noch den andern unterstützen wolle.

Zu der somit festgestellten allgemeinen Überlegenheit Deutschlands hinsichtlich der industriellen Kriegsrüstung kommt noch, daß die deutsche Technik der feindlichen sich auch im einzelnen, in der Vollkommenheit verschiedener Waffen und Hilfsmittel überlegen gezeigt hat.

In aller Munde sind die deutschen schweren Mörser, die mit ihrer furchtbaren Wirkung von keinem feindlichen Geschütz auch nur annähernd erreicht werden. Es scheint auch ausgeschlossen, daß unsere Feinde noch während des Krieges solche Geschütze herstellen können. Denn dazu gehören jahrelange besondere Erfahrungen, langwierige Versuche, insbesondere in der Materialherstellung und Bearbeitung, mancherlei Vorarbeiten und schließlich besondere, riesige Bearbeitungsmaschinen. All das läßt sich nicht in einigen Monaten schaffen; selbst dann nicht, wenn unsern Feinden die Pläne und Aufzeichnungen zur Verfügung ständen, was sicherlich nicht der Fall ist. Vor allem aber fehlen den Engländern und Franzosen und erst recht den Russen deutsche Wissenschaftlichkeit, deutscher Erfindungsgeist, deutsche Tatkraft, die schließlich die eigentliche Ursache dafür

Google

sind, daß nicht unsere Feinde uns, sondern wir sie mit einer solchen Waffe überraschten.

Diesen Eigenschaften danken wir es auch, daß die deutschen Luftschiffe den feindlichen sowohl in der Leistungsfähigkeit wie in der Zahl überlegen sind. Dieser Vorsprung konnte, obwohl bekannt, schon im Frieden von unsern Feinden nicht eingeholt werden und wird das erst recht nicht jetzt im Kriege. Sogar im Flugzeugwesen, dessen Ursprungsland doch Frankreich ist, scheint Deutschland bereits überlegen zu sein. Ähnlich ist die Sachlage bei den Unterseebooten. Auch diese Waffe wurde zuerst in Frankreich und England entwickelt und eingeführt, und doch macht es den Eindruck, als ob Deutschland auch hier jetzt die Führung an sich gerissen hätte. Auch mit vielen Hilfsmitteln für die Kriegführung, z. B. elektrischen Scheinwerfern, Hilfsmitteln für die Verwundetenpflege u. a. dürfte Deutschland besser versehen sein als seine Feinde, war doch die deutsche Technik und Industrie auf diesen Gebieten schon im Frieden führend. Rußland zählt auf allen diesen Gebieten überhaupt kaum mit.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich folgendes:

Die deutsche Industrie zusammen mit der östereichischen und belgischen ist durchaus imstande, die Heere beider Staaten, wie auch der Türkei, ausreichend mit allem Notwendigen, Waffen, Munition und sonstigen Ausrüstungsgegenständen, zu versehen. Das ist, wie eine Betrachtung der Verhältnisse ergibt, und wie die Bemühungen in den Vereinigten Staaten bestätigen, bei unseren Feinden, den Franzosen und Engländern, nicht der Fall; hier fehlt es offenbar an Waffen und vor allem an Munition; und ist erst recht nicht der Fall bei den Russen; hier fehlt es an fast allem Notwendigen, ganz besonders aber an Geschützen, Maschinengewehren, Munition, Flugzeugen, Verkehrs- und Nachrichtenmitteln. Es darf also eine nicht unwesentliche Überlegenheit der kriegsindustriellen Leistungsfähigkeit auf unserer Seite festgestellt werden. Die ungenügende kriegs-industrielle Leistungsfähigkeit unserer Gegner wird umsomehr in Erscheinung treten, je länger der Krieg dauert, je mehr Truppen England in Europa und in seinen Kolonien ins Feld stellen muß, und je mehr Rußland genötigt ist, seine ungeheuren Verluste durch neue Mannschaften auszugleichen. Zu dieser größeren industriellen Leistungsfähigkeit unsrerseits im allgemeinen kommt noch die technische Überlegenheit in einzelnen Waffen, z. B. Artillerie, Luftschiffen, Unterseebooten, sowie in Hilfsmitteln, wie elektrischen Scheinwerfern, Medikamenten; kommt schließlich auch noch die deutsche Organisationskunst, die sich der unsrer Feinde schon oft überlegen gezeigt hat, und die dafür sorgen wird, daß alles, was gebraucht wird, immer und an richtiger Stelle vorhanden sein wird.

Go gle

Dr. Ernst Müller, München: Indien.

Während im großen russischen Reiche noch immer nicht einmal im Mutterlande eine, zu gewissen Zeitpunkten wiederkehrende, sorgsame Inventur des Menschenbestandes stattfindet, steht das Volkszählungswesen im englischen „Weltreiche" schon seit langem auf einer bedeutenden Höhe. Schon viele Jahre früher, als man im „heiligen" Rußland — es war im Jahre 1897 — eine Volkszählung veranstaltete, hat englischer Krämergeist sich an eine Aufnahme des Bevölkerungsbestandes eines fast gleich großen Riesengebietes herangewagt. Es ist das Britisch-Indien, in dem bereits im Jahre 1867 die ersten Volkszählungsversuche durchgeführt wurden. Als man dann wieder — der englische Krämergeist entwickelt in derlei Angelegenheiten eine geradezu wunderbare Energie — in diesem gewaltigen Länderkomplexe im Jahre 1881 an eine Bestandaufnahme der Bevölkerung herantrat, da konnte das Ergebnis dieser Veranstaltung schon sehr wohl sich messen mit den besten gleicher Art im „alten" Europa. Englands „Herrschergewalt" hat dann in Britisch-Indien solche Volkszählungen alle 10 Jahre, zuletzt im Jahre 1911, wiederholt. Diese indischen Zählungen sind noch immer das größte Werk dieser Art. Da nun aller Augen vornehmlich auch auf das englische Weltreich gerichtet sind, so stellen jene Bevölkerungs-Bestandsaufnahmen jetzt ganz besonders große Werte dar. Klären sie uns doch rascher und deutlicher als alles andere auf über die Machtmittel dieses volkreichen Weltreiches und insbesondere auch darüber, was von d i e s e m Reichtum zu halten ist.

Großbritannien herrscht über 400 Millionen Menschen. Das sind rund 25% der auf 1630 Millionen Seelen berechneten Erdbevölkerung. Jene 400 Millionen Menschen unter englischer Herrschaft wohnen auf einem Gebiet von 30 Millionen qkm, ein Areal, das 55 mal so groß ist als jenes des Deutschen Reichs, eine Fläche, welche rund 20% der Landmasse der Erde ausmacht. Da nun die Bevölkerung des gewaltig ausgedehnten Britisch-Indien — seine Fläche bedeckt 4,59 Millionen qkm, soviel wie ganz Europa ohne Rußland — nach der letzten Volkszählung des Jahres 1911 315 Millionen Menschen beträgt, 79% der Gesamtbevölkerung unter englicher Herrschaft, so ist es gewiß nicht zuviel gesagt, daß das englische Weltreich als solches mit Indien steht und fällt. Indien wird darum auch nicht ohne Grund das „kostbarste Juwel in Englands Krone" genannt.

Dank den so sorgsamen Aufnahmen des britisch-indischen Bevölkerungsbestandes „nach allen Regeln der statistischen Kunst", sind wir sozusagen natürlich auch über die R e l i g i o n der Bewohner dieses Riesenreiches ausgiebig unter-

Go gle

richtet, ein Moment, dem augenblicklich, nachdem die Türkei unser Bundesgenosse geworden, eine noch gar nicht abzusehende Bedeutung zukommt. Eine Bedeutung, welche das „uralte Wunderland" Indien zweifelsohne ein modernes Wunderland werden läßt, nur in einem etwas anderen Sinne. In Britisch-Indien wohnen nämlich 66 Millionen Muselmänner. Von den auf 240 Millionen Menschen geschätzten Muselmännern der Erde wohnt also mehr als der vierte Teil in Indien. Der König von England hat als „Kaiser von Indien" mehr mohammedanische Untertanen wie der Sultan-Kalif in Konstantinopel, in dessen Reich bestenfalls 25 Millionen Islamiten wohnen. Diese indischen Islamiten sind für England ein um so bedenklicheres Bevölkerungselement, als sie eine wesentlich kompaktere Masse bilden wie die 220 Millionen Brahmanen, mit den durch das Kastenwesen geschaffenen verschiedenartigen Untergliederungen und Sektenbildungen. Und dabei erscheint vollends noch besonders verhängnisvoll für England die Tatsache, daß die Bekenner des Islam von der Gesamtheit der Bevölkerung der indischen Großstädte 30% ausmachen, gegen nur 21% im ganzen indischen Reich. Das ist fürwahr sehr bedenklich, insofern nämlich die indischen Großstädte, sozusagen die einzigen Träger von Kultur und Wissenschaft, die Sitze der auch durch religiöse Strömungen verursachten Bewegung zur Abschüttelung der englischen Herrschaft sind. Da spielt von altersher eine gewissermaßen tonangebende Rolle das „Rom" Indiens, die sagenumwobene Großstadt Delhi. Von ihren 250 000 Einwohnern sind gut ein Drittel Mohammedaner, für welche der Namen Delhi in Erinnerung an die einstige Größe noch nicht seinen guten Klang verloren hat. In Delhi ist noch heute eine der schönsten und großartigsten, weit über Indien hinaus anerkannten Kultstätten des Islam, die Dochamma Moschee. In die Bewegung, welche auf Abschüttelung der englischen Herrschaft hinzielt, kann Delhi noch um so wirksamer eingreifen, als hier 7 Eisenbahnlinien zusammenlaufen und Delhi eine bedeutende Handelsstadt ist. Ähnliches trifft zu für den alten Kultort Benares (204 000 Einwohner) am heiligen Ganges. Auch hier, im „Mekka" der Hindu treffen mehrere Schienenstränge zusammen, auf denen alljährlich mehrere Hunderttausend Hindupilger dem „Ort der Sehnsucht" zustreben. Für England ist es gewiß kein Vorteil, daß in der größten der sog. Eingeborenenstädte, in Haidarabad, der Hauptstadt des größten Vasallenstaates Indiens, von rund 500 000 Bewohnern 200 000 Mohammedaner sind.

Mögen nun auch, weil sie eine sehr viel kompaktere Masse bilden, die indischen Islamiten die ungleich größeren Feinde Englands sein, so sind die 220 Millionen Brahmanen doch auch große Gegner ihrer Beherrscher. Denn auch sie haben wenig Veranlassung, ihrem Kaiser für die erwiesenen kulturellen Wohltaten dankbar zu sein. Was unter der Decketikette „europäische Zivilisation" dem uralten indischen Kulturvolke gebracht wurde, ist nämlich nur spezifisch englisches Produkt, für das der Inder sich so wenig begeistern kann, wie der Pole für den moskowitischen Kulturdünger. Fassen wir nur die eigent-

Go gle

lichen britisch-indischen Gebiete ins Auge, also nur $^3/_5$ des Landes, aber mit $^3/_4$ der Gesamtbevölkerung, so erinnert nach verläßlichen Quellen die so erfolgreiche Kulturarbeit Englands in Indien mehr an Russifizierung denn an westeuropäische Zustände. Bei der soeben genannten Menschenmasse werden nämlich von staatswegen verausgabt für Erziehungswesen kaum 100 Millionen Mark jährlich. Zur richtigen Würdigung dieser Zahlen stellen wir ihnen gegenüber, was das vier mal kleinere Deutsche Reich nach der Erhebung des Jahres 1911 aus Staatsmitteln allein nur für die öffentlichen Volksschulen verausgabte: es waren 214 Millionen Mark. Während dafür bei uns der Analphabetismus aber auch so gut wie ausgerottet ist, sind in Indien noch mehr als $^9/_{10}$ der ganzen Bevölkerung Analphabeten. In den Großstädten indes, den Pionieren europäischer Zivilisation, gibt es natürlich weniger Analphabeten. Manche Großstädte, wie Rangoon, Mandale, Surat, Kalkutta, Madras, Bombay, haben doch schon $^2/_{10}$ bis $^4/_{10}$ Einwohner, die lesen und schreiben können. Aber der Haupterfolg des absterbenden Analphabetismus besteht schließlich doch nur darin, „den Geist der Revolte zu züchten", wie der Beherrscher immer und immer wieder zu berichten weiß. Darum spart man auch an Ausgaben für Erziehungswesen, weil eine stärkere Dotierung hier keinen Sinn habe.

Für Gesundheitswesen gibt der Staat pro anno aus nur 25 Millionen Mark. Darum ist es auch kein Wunder, daß an der Pest im Durchschnitt der letzten 16 Jahre jährlich noch immer mehr als $^1/_2$ Million Menschen gestorben sind, daß ferner im krassen Gegensatz zu den meisten anderen Ländern der Erde die Sterblichkeitsziffern statt sinken, noch steigen. Gegenwärtig beträgt die Sterblichkeitsziffer 34 pro mille, bei uns bald nur die Hälfte davon. In den indischen Großstädten vollends, insbesondere in jenen, welche wie Kalkutta und Bombay ihre Entwicklung ausschließlich der Moderne zu verdanken haben, sind die Sterblichkeitsziffern noch sehr viel höher als auf dem Land, — Indien scheint hier förmlich auf den Kopf gestellt —, so daß man diese „Wasserköpfe" des Landes sehr wohl als „Gräber der Menschheit" bezeichnen kann. In den Großstädten, wo eine starke Übervölkerung herrscht und es noch an den allernotwendigsten hygienischen Einrichtungen fehlt, können sich eben die Seuchen nur um so besser entfalten. Wenn ganz Indien eine derartige Sterblichkeit hätte, so würde selbst die vergleichsweise hohe Geburtenziffer von 42 pro mille gegen 30 bei uns doch die Abnahme der Bevölkerung nicht aufhalten können. Daß die Großstadtbevölkerung in ihrer Gesamtheit trotzdem nicht abnimmt*), das beruht auf einer für einzelne Städte, Bombay z. B., ganz gewaltigen Zuwanderung hauptsächlich von Männern, wodurch die Ge-

*) Die 30 Großstädte Indiens im Jahre 1911 hatten mit 7,07 Millionen Seelen nur 441000 Einwohner mehr als die 29 Großstädte des Jahres 1911 mit 6,63 Millionen Menschen. Das ist eine Zunahme der großstädtischen Bevölkerung von nur 6,6% gegen rd. 50% (!) im Deutschen Reich im ungefähr gleichen Zeitraum.

Google

burtlichkeit sich aber noch mehr verringert. Außerhalb der Großstädte steht es mit der Bevölkerungsbewegung besser. Die Sterblichkeit ist hier kleiner als die Geburtlichkeit, so daß eine natürliche Vermehrung möglich ist. Im Zeitraum 1901/1911 wuchs die Bevölkerung so um 6,8%. Das ist aber nicht sehr viel, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung des Deutschen Reichs in der gleichen Zeit um 14,1% zunahm. Die Sterbeziffer, das Ausschlaggebende, ist eben bei uns viel kleiner. Das Vordringen englischer Zivilisation erscheint übrigens in eigentümlichem Lichte, wenn man sich vor Augen hält, daß in den Vasallenstaaten die Bevölkerung sich im genannten Zeitraum um 12,6% vermehrte, gegen nur 5,1% in den eigentlichen britischen Besitzungen.

Indien als Ganzes gehört mit einer relativen Bevölkerung von 69 Menschen auf 1 qkm zu den mäßig bevölkerten Ländern der Erde. Im eigentlichen britischen Indien kommen aber 86 Einwohner auf 1 qkm, in den Vasallenstaaten nur 40 Einwohner. In einem so gewaltig ausgedehnten Lande wie ganz Indien ergeben sich aber bei näherem Zusehen im Einzelnen doch auch ganz bedeutende Unterschiede in der relativen Bevölkerung. In Bengalen z. B., das 400 000 qkm bedeckt, kommen auf 1 qkm Fläche rund 200 Einwohner, 80 mehr wie im Deutschen Reich. Das Punjab mit 250 000 qkm Areal hat aber nur 90 Einwohner pro qkm. Andere Landesteile wie Bombay, Burma oder Baluchistan haben eine vergleichsweise viel dünnere Bevölkerung.

Indien ist das klassische Land des Männerüberschusses. Im eigentlichen Britisch-Indien stehen 1000 männlichen nur 956 weibliche Wesen gegenüber, im Deutschen Reich indes 1026, eine Zahl, die der Krieg (vorübergehend) noch erhöht. In den Eingeborenen-Staaten ist der Männerüberschuß sogar noch größer; 944 weibliche Wesen kommen da auf 1000 männliche. Allerdings sollen aus religiösen und sozialen Gründen die Hindu Personen weiblichen Geschlechtes im heiratsfähigen Alter bei den Volkszählungen verschweigen, die Mohammedaner dabei viele Haremsinsassinnen. Ein beträchtlicher Überschuß an Männern besteht aber gleichwohl. Werden doch die neugeborenen und weiter heranwachsenden Mädchen absichtlich schlechter behandelt wie die Knaben, heiraten doch die (schwachen) Mädchen übermäßig früh, sind den Weibern bei den unteren Klassen doch die schweren Arbeiten aufgebürdet — der Engländer hat sonderbarerweise gegen die Schäden dieser ihm von Haus aus völlig unbekannten Arbeitsweise keinerlei „Sozialpolitik" ins Werk gesetzt —, kurz die Widerstandskraft des Weibes gegen einen vorzeitigen Tod wird förmlich künstlich geschwächt. Dieser Männerüberschuß ist nun aber, was man nicht vergessen darf, besonders stark ausgeprägt in den Großstädten, den Sitzen der Revolte gegen die englische Herrschaft. In Rangoon z. B. kommen auf 1000 männliche Einwohner nur 400 weibliche, in Kalkutta 500, in Bombay 600, in Delhi 800.

In überwiegendem Maße ist Indien ein Agrarstaat. Von der Landwirtschaft leben 70 Prozent der Bevölkerung. Die Ausweise über die indische

Go gle

Bodenbenutzung erstrecken sich leider nur auf 54% der Gesamtfläche, auf 250 Millionen Hektar. In landwirtschaftlicher Benutzung befindet sich davon ein Drittel, gegen beispielsweise 44% im agrarischen Ungarn. Forsten und Holzungen nahmen von jener Fläche 13% ein, gegen 28% in Ungarn, auf Brache treffen hier nur 4%, dort aber 10%. Die weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche beträgt in Indien 33% (viel Gebirge und Wüstengebiete), bald soviel wie Schweden an unproduktivem Land aufweist. An Weizen erntete Indien im Jahre 1911 8,3 Millionen t, ungefähr so viel wie Frankreich. Pro ha aber mit 8,7 dz noch wenig, wenn im Deutschen Reich die analoge Ziffer 22,6 dz betrug. Große Mengen Rohzucker erzeugt Indien alljährlich. Es steht hier mit $2^1/_4$ Millionen t weitaus an erster Stelle. In der Baumwollenerzeugung ist Indien nächst Nordamerika das wichtigste Land. Indien erntet jährlich 7 bis 8 Millionen kg Baumwolle. Britisch-Indien führt davon große Mengen aus, wie auch viel Getreide, Reis, Tee, Zucker, Jutefaser — sie kommt fast alle aus Indien — und dank dem großen absoluten Viehstand auch viel Häute ausgeführt werden. Der Wert der indischen Ausfuhr beträgt jährlich ungefähr 3 Milliarden Mark, der der Einfuhr an 2 Milliarden. Indien weist da Zahlen aus, wie Rußland im (europäischen) Handel, dessen Bilanz bekanntlich auch aktiv ist, bezw. sein muß.

Die Industrie ist in Indien zwar noch wenig vertreten, nimmt aber doch einen immer stärkeren Aufschwung. Das trifft dank einer vergleichsweise überaus günstigen natürlichen Grundlage vor allem zu für die Baumwollindustrie, deren Hauptsitz die Präsidentschaft Bombay ist. Während von der indischen Baumwollernte zu Beginn der 90 er Jahre noch 70% roh exportiert wurden, sind es heute nur mehr $^0/_{10}$ und weniger. Die Zahl der indischen Baumwollspindeln ist stark gewachsen, aus 1,55 Millionen im Jahre 1880 sind jetzt 6,50 Millionen geworden. Das ist immerhin schon eine beachtenswerte Menge. Besitzt doch Österreich mit seiner gewiß nicht unbedeutenden Baumwollindustrie nur erst 4,9 Millionen Spindeln. Wie in Nordamerika zeigt sich auch in Indien immer mehr die Tendenz, in steigendem Maße die Rohbaumwolle selbst zu verarbeiten und die Welt statt mit Rohstoffen mit Fertigfabrikaten zu versorgen.

Die Schätze seines Bodens und Klimas haben Indien zu einem Wirtschaftsfaktor ersten Ranges gemacht, namentlich für England. Was wird nun aus dem alten Wunderlande, dem „kostbarsten Juwel in Englands Krone“ werden, wenn, was nicht ausgeschlossen ist, auch die Völker Indiens in den „Heiligen Krieg“ eintreten, wie es Türken, Perser und Afghanen schon getan haben, um die glückhafte Stunde des Befreiungskampfes nicht verstreichen zu lassen?

Go gle

Dr. Ernst Schultze:
Die Leidensgeschichte Irlands.

In Dublin fand am 15. November 1914 in St. Stephens Green vor dem Denkmal für die im Burenkriege gefallenen irischen Soldaten eine Versammlung statt, auf der ein Redner, John Milroy, unter dem Beifall der Menge und ohne bisher vor Gericht gezogen zu werden, ausrief: „Man sagt auch, euer König und euer Vaterland brauche euch. Aber ihr habt keinen König und ihr habt kein Vaterland außer Irland. Das Reich, dem wir alle dienen sollen, hat alles getan, was menschliche Erfindungskunst vermochte, um eure Nation zu unterdrücken und zu vernichten. Aber es ist ihm nicht gelungen. Die irische Nation hat es überstanden und sie wird das britische Reich überleben. (Beifall.) Ich sage euch wohlüberlegt, daß dieses Reich endlich einen Gegner gefunden hat, der Hieb mit Hieb heimzahlen kann. (Beifall. Eine Stimme: Ein dreifaches Hoch auf Deutschland!) Das ist die Stunde, die unsere Väter herbeigesehnt haben. Ihr müßt alle dem freiwilligen oder dem Bürgerheere beitreten, um bereit zu stehen für den Tag der Abrechnung, der viel näher ist, als sich viele von euch vorstellen! Macht euch bereit für diesen Tag, wo eure Waffen nicht Worte sein werden, sondern kalter Stahl!"

Dahin ist es mit der englischen Herrschaft in Irland gekommen, die von Anfang an, also seit mehr als 7 Jahrhunderten, eine Gewaltherrschaft war. Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen aus der Geschichte Englands, daß es Irland trotz der Erbitterung der Eingeborenen nicht wieder aufgeben mußte, während der wichtigste Teil der überseeischen Kolonien — die Vereinigten Staaten — 1776 verloren ging. Die Erklärung liegt darin, daß die grüne Insel zu nahe bei England liegt, als daß nicht jeder Versuch eines Aufstandes alsbald niedergeschlagen werden konnte, während eine Erhebung der englischen Kolonien jenseits des Weltmeers Transportschwierigkeiten mit sich brachte, die dazu beitrugen, die Niederzwingung der Unabhängigkeitskämpfer unmöglich zu machen. Aber auch das bleibt merkwürdig, daß es den Engländern in fernen Landen gelang, wenigstens äußerlich Ruhe und Sicherheit einzuführen, während man in Irland, selbst in den Zeiträumen, die als die ruhigsten angegeben werden, von innerem Frieden ebenso wenig sprechen kann, wie von der Herstellung äußerer Sicherheit. Die Polizeikosten sind in Irland noch heute außergewöhnlich hoch: während in England 1 Polizist auf je 541 Einwohner entfällt, in Schottland sogar nur auf je 885 Einwohner, ist in Irland ein solcher auf je 362 Köpfe erforderlich. Für eine Bevölkerungszahl von 4 380 000 Menschen braucht man ein Heer von 11 144 Polizisten! In

Go gle

England stellen sich die Polizeikosten für den Kopf der Bevölkerung auf 2 s. 3 d., in Irland auf 6 s. 7 d. In Schottland mit 4 750 000 Menschen verbraucht die Polizei jährlich nur 8 Millionen Mark — in Irland mit seiner geringeren Kopfzahl 26 Millionen Mark!

Nur eiserne Gewalt hat eben den glühenden Wunsch der Bevölkerung, sich von ihren englischen Zwingherren zu befreien, niederhalten können. Die englischen Geistlichen haben den „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", den sie so gern im Munde führen, in Irland schon deshalb nicht verbreiten können, weil ihr ganzes Dasein dort bis vor wenigen Jahrzehnten auf einer schreienden Ungerechtigkeit beruht. Wurde doch der Zehnte, von welchem die anglikanische Geistlichkeit auf der grünen Insel lebte, in jedem Kirchspiel erhoben, auch wenn die Gemeinde des protestantischen Pfarrers nur etwa 50 Seelen umfaßte. Den Zehnten aber hatten nicht nur die Protestanten zu erlegen, sondern alle Einwohner überhaupt — obwohl auf die 8 Millionen Gesamt-Seelenzahl, die Irland um das Jahr 1840 umfaßte, nur 850 000 Protestanten kamen.

Diese religiöse Ungerechtigkeit und Bedrückung wurde von der Bevölkerung ebenso scharf empfunden, wie die wirtschaftliche Aussaugung und Auspressung, der sie unterworfen war. Der Haß, der sich in ihr ansammelte, mußte umso giftiger ins Kraut schießen, als die englischen Bedrückungen sich nun bereits über einen Zeitraum von dreiviertel Jahrtausenden erstrecken.

Immerhin waren die ersten vier Jahrhunderte der englischen Herrschaft verhältnismäßig milde gegenüber dem, was später folgte. Irland ist England seit König Heinrich II. (1154—1189) untertan. Die Politik grundsätzlicher Unterdrückung aber trat erst unter der Königin Elisabeth zu Tage. Offensichtlich waren es religiöse Gründe, die den wichtigsten Anlaß oder doch den Vorwand dazu boten. Die furchtbare Unduldsamkeit, die nunmehr von dem protestantisch oder vielmehr anglikanisch gewordenen England gegen das katholisch gebliebene Irland geübt wurde, wird selbst von den übelsten Beispielen religiöser Intoleranz, an denen die Geschichte nicht eben arm ist, kaum übertroffen.

Mehr noch als auf ihren Glauben hatte man es auf den Besitz der Katholiken der unterworfenen Insel abgesehen. Man mag eine Geschichts-Darstellung zur Hand nehmen, welche man will: ist sie nur halbwegs unparteiisch, so vermag sie keine Beschönigung für diese Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Politik ärgster Unduldsamkeit und rücksichtslosester Beraubung zu finden. Je gründlicher und leidenschaftsloser der Historiker ist, — ich verweise insbesondere auf eines der Meisterwerke W. E. H. Leckys, seine achtbändige „Geschichte Englands im 18. Jahrhundert" — desto wuchtiger und schwerer treten diese Anklagen hervor.

Vor allem kam es den Engländern darauf an, den Irländern ihr Land

Google

zu nehmen. Unter den nichtigsten Vorwänden, zuweilen sogar ohne Vorwand, wurde ihnen Grund und Boden geraubt, um ihn an englische Kolonisten zu verteilen. Die Insel, die bis dahin größtenteils von prachtvollen Waldungen bedeckt gewesen war, verfiel einer unverantwortlichen Holzverwüstung, so daß von ihren Waldbeständen seit zwei Jahrhunderten fast nichts mehr übrig ist. Aufstände der zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung waren den Engländern oft geradezu erwünscht, weil sie den Rebellen ihr Land alsdann umso besser fortnehmen konnten. Wurde ein Befreiungsversuch unternommen, so unterdrückte man ihn mit barbarischer Strenge und Grausamkeit. Als 1641 ein Aufruhr losbrach, dessen Niederschlagung 11 Jahre in Anspruch nahm, war es den Engländern nicht unlieb, auf diese Weise Gelegenheit zu erhalten, unter der irischen Bevölkerung aufzuräumen: von 1 466 000 Einwohnern blieben nur 616 000 — weniger als die Hälfte — übrig!

Insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert wurde der Grund und Boden der grünen Insel durch eine fast ununterbrochene Reihe von Konfiskationen den Iren entzogen und zum Eigentum von englischen Protestanten gemacht, die nunmehr die Grundherren der Insel darstellten. Meist dachten sie gar nicht daran, ihre Besitztümer selbst zu bewirtschaften, ließen sie vielmehr durch Mittelspersonen verwalten und an kleine Pächter vergeben. Wie fast allenthalben in der Welt, — namentlich in Sizilien, — rief dies die übelsten Zustände hervor. Die Pächter wurden rücksichtslos ausgepreßt, so daß ihnen von ihren Einnahmen so gut wie niemals etwas übrig blieb; kaum das nackte Leben konnten sie fristen. Kein Wunder, daß sie ihre Grundherren und noch mehr die Zwischenpächter, die ihnen das Blut aussaugten, von ganzer Seele haßten. Da die Bevölkerung wieder stark wuchs, nachdem sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Schärfe des Schwertes auf die Hälfte ihrer Zahl verkleinert war, und da an eine Auswanderung im großen Stil damals nicht wohl gedacht werden konnte, steigerte sich die Nachfrage nach den Pachtstellen. So wurden diese in noch kleinere Stücke zerschlagen; gleichzeitig wurde der Pachtzins wiederholt erhöht.

Es kam hinzu, daß Irland von seinen englischen Herren auch im übrigen durchaus wie erobertes Land behandelt wurde, dem man nach den Grundsätzen jener Zeit irgendwelche Rechte nicht zubilligte. So wurde es noch ungünstiger gestellt als die englischen Kolonien, — zumal da man seine Konkurrenz zu fürchten weit größere Ursache hatte. Während es England viel näher lag als die infolge der Unvollkommenheit der Seetransportmittel fast in unerreichbarer Ferne befindlichen Kolonien, erzeugte es eine nicht geringe Anzahl von Produkten, die mit denen Englands durchaus in Wettbewerb treten konnten. Deshalb wurde den Irländern durch eine verhängnisvolle Kette von Gesetzen bei Strafe verboten, gerade jene Gewerbe zu treiben, aus denen England selbst seinen Reichtum zog. Sogar die Leinen-Industrie wurde durch Ge-

Google

setze gehemmt und eingeschnürt. Alles, was den wirtschaftlichen Wohlstand der Insel hätte heben können, ward unter Strafe gestellt. Während aber die 13 Kolonien am atlantischen Küstensaum des nordamerikanischen Festlandes sich derselben rücksichtslosen Verbotspolitik schließlich dadurch erwehrten, daß sie sich vom Mutterlande lossagten und mit Hilfe französischen Geldes und französischer Truppen die englischen Heere, die man gegen sie aussandte, aus dem Lande trieben, mußte Irland alles über sich ergehen lassen, weil es seinem Gewaltherrn zu nahe lag und weil ihm die Mittel zu kraftvollem Widerstand fehlten.

Sobald jedoch England in der äußeren Politik in Schwierigkeiten geriet, brach die dumpfe Gährung auf der grünen Insel zur offenen Flamme aus. Als die 13 Kolonien die Unabhängigkeits-Erklärung erließen, erhob sich auch Irland. Nur unter dem Drucke solcher Gefahr entschloß sich das englische Parlament, den unerträglichen Zwang, den es auf alle irischen Verhältnisse gelegt hatte, etwas zu lockern. So erklärte es sich 1782 bereit, den Katholiken Irlands eine gewisse Unabhängigkeit zu gewähren. Auch gab man ihnen das Recht zurück, eigne Schulen zu errichten und Grundbesitz zu erwerben. Denn selbst diese beiden Grundrechte, die an Wichtigkeit kaum durch andere übertroffen werden können, hatte man ihnen genommen. Ihre Kinder zwang man, in protestantische Schulen zu gehen, die von der katholischen Bevölkerung als Bekehrungs-Schulen gehaßt wurden. Die Erwerbung von Grundbesitz hatte man ihnen schon deshalb unmöglich zu machen gesucht, weil dem zynischen Egoismus der englischen Grundherren jedes Mittel recht war, das ihnen weitere Reichtümer verschaffen konnte. Man müßte in orientalische Despotien gehen, um Verhältnisse zu finden, wie sie damals in Irland herrschten. So hatte jeder Protestant das Recht, von jedem beliebigen Katholiken zu verlangen, ihm eines seiner Pferde zu verkaufen, sobald er ihm 5 Pfd. Sterling dafür bot. Es kam vor, daß ein katholischer Grundbesitzer, der mit zwei prachtvollen Pferden ausfuhr, von einem Protestanten angehalten wurde, weil dieser ihm die Tiere für jenes Linsengericht abkaufen wollte; worauf der Ire seinen Revolver aus der Tasche zog und innerlich bebend, aber ohne ein Wort zu sprechen, beide Pferde erschoß.

War die äußere Gefahr für England beseitigt, so trat alsbald die alte Unterdrückungspolitik wieder in vollem Umfang zu Tage. Dennoch ergab sich für die Iren Gelegenheit, ihrem Zorn und ihrer Wut gegen die Gewaltherrschaft, unter der sie lebten, Luft zu machen. Als die französische Revolution ausbrach, zündete der Funke sofort nach Irland hinüber. Auch diesmal suchten die Engländer die weitere Ausbreitung des Brandes zu verhüten, indem sie 1792 und 1793 einen großen Teil der verhaßten Zwangsgesetze aufhoben. Trotzdem knüpfte der „Bund der Irländer (United Irishmen)", der sich im November 1791 in Dublin gebildet hatte, mit dem französischen Direktorium enge Be-

Go gle

ziehungen an. Im Dezember 1796 suchte der französische Revolutions-General Hoche eine Expedition nach Irland zu führen. Sie mißlang, wie so manches gleichartige Unternehmen, so daß die Aufständischen von den englischen Truppen überwältigt werden konnten. Dennoch ließ sich die Aufruhr-Bewegung nicht leicht ertöten. Noch während des Jahres 1797 konnte das Direktorium des „Bundes der Irländer" versuchen, unter den mehr als 500 000 Mitgliedern eine straffe militärische Organisation durchzuführen. Indessen wurde der Plan des Ganzen der englischen Regierung im Januar 1798 verraten; sie konnte die Hauptführer verhaften und nun den Aufstand, der nichtsdestoweniger losbrach, am 21. Juni 1798 in der Feldschlacht bei Vineger Hill und einigen nachfolgenden Streifzügen, denen strenge Haussuchungen folgten, zu Boden schlagen. Auch diesmal watete England in Blut; 30 000 Irländer mußten über die Klinge springen.

Da die Engländer die wahren Gründe der irischen Erbitterung nicht sehen wollten, so versuchten sie die früher gewährte sehr beschränkte gesetzgeberische Unabhängigkeit wieder rückgängig zu machen. Die englische Regierung stellte dem irischen Parlament einen Antrag auf Union beider Länder zu, der jedoch 1799 mit Entrüstung abgewiesen wurde. Ein legaler Weg bot sich daher zur Durchführung der englischen Pläne nicht. Der jüngere Pitt, der sie trotzdem wünschte, griff nunmehr zu dem bedenklichen Mittel, sich vom englischen Parlament eine Summe von 1 600 000 Pfd. Sterling (32 Millionen Mark) bewilligen zu lassen, um die in Irland insbesondere seit den letzten Kriegen in reicher Zahl vorhandenen „rotten boroughs" (Wahlkreise mit stark zurückgegangener Bevölkerung) aufzukaufen und so eine große Zahl der Wahlstimmen in seine Hand zu bringen. Auf diese Weise wurde die den Iren verhaßte „Union" zustande gebracht, die ihr selbständiges Parlament aufhob. Fortan stand ihnen eine Anzahl von Plätzen im englischen Parlament zu, wofür Irland jedoch zunächst nur das aktive, nicht das passive Wahlrecht gewährt wurde. Die „Union" selbst wurde am 26. Mai 1800 unterzeichnet; im Jahre darauf trat das „Vereinigte Parlament" ins Leben.

Es ist bezeichnend für die rücksichtslose Gewaltsstimmung, die damals in England herrschte, daß Pitt Erfolg hatte, als er dieses unsaubere Mittel anwandte, während er die Katholiken-Emanzipation, die er als notwendig erkannt hatte, nicht durchzusetzen vermochte, vielmehr darüber zu Falle kam. Die irischen Katholiken waren durch Test- und Korporations-Gesetze von allen Ämtern ausgeschlossen. Ihre Kirche hatte man in Irland so gut wie völlig unterdrückt. Deren Kirchengut war eingezogen und der anglikanischen Geistlichkeit übergeben worden. Die katholischen Lehrer waren aus dem Lande verwiesen. Mischehen hatte man aufs strengste untersagt, Glocken, Wallfahrten und Prozessionen verboten. Dennoch hielt das mißhandelte irische Volk an seinem Glauben wie an seinen Geistlichen mit rührender Treue fest. Bis auf den heutigen Tag hat man

Google

es durch alle Gewalt- und Zwangsmaßregeln nicht davon losreißen können. Nur hat man es durch diese unedle und kurzsichtige Politik noch tiefer in Unbildung und Aberglauben hineingetrieben.

Die Zustände der grünen Insel verschlechterten sich infolge aller dieser Vorgänge von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Wo sich Selbständigkeit und Schaffensdrang in der irischen Bevölkerung regte, da entzog sie sich dem unerträglichen Druck der Zwangsgesetze durch Auswanderung. Wo jene Eigenschaften weniger stark vorhanden waren, versank sie in immer tieferem Elend. Auch der offensten Ungerechtigkeit mußte der Ire weichen, sobald sie von protestantischer Seite geübt wurde. Selbst bei den Gerichten konnte der katholische „Paddy" sein Recht nicht finden. Das Rechtswesen lag in der Hand protestantischer Richter und protestantischer Juries, die ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit dem Katholiken, der einen Protestanten verklagte, ohne weiteres Unrecht gaben.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist letzteres allmählich besser geworden, obwohl bei der außerordentlichen Gereiztheit zwischen Engländern und Iren sich noch häufig genug der Fall ereignet haben mag, daß die Gerichte an den katholischen, der herrschenden Macht feindlichen Eingeborenen wesentlich andere Maße legten, als an den protestantischen Engländer.

Insbesondere die Gladstoneschen Reformen brachten eine Milderung der Zwangsgesetze, die verhaßten Bedrückungen wurden aufgehoben, religiöse und politische Gleichheit allmählich angebahnt. Sogar der Plan, der einheimischen Bevölkerung Selbstverwaltung zu gewähren, wurde erwogen. Gladstone zwar scheiterte mit seinen Home Rule-Vorlagen, während letzthin Asquith seinen Gesetzantrag im Unterhaus durchbrachte, so daß nur noch der Widerstand des Oberhauses zu überwinden wäre, — falls nicht der Weltkrieg diesen Home Rule-Plänen ein der Regierung selbst erwünschtes Ende bereitet.

Ein Zweifel daran, daß der bittere Haß der Eingeborenen ohne Gewährung der Selbstverwaltung nicht beseitigt werden kann, ist unmöglich. Dieser Haß wurzelt abgrundtief. Er hat in der englisch-irischen Geschichte Wirkungen hervorgebracht, die geradezu beispiellos dastehen. Insbesondere gilt dies von der ungeheuren Auswanderung, die im 19. Jahrhundert Irland entvölkerte. Die Hungersnot, die unter den Bewohnern der Insel immer wieder ausbrach, kann als genügender Grund nicht angesehen werden; denn an sie hatten sich die Iren längst gewöhnt. Die Engländer schreiben dieses wirtschaftliche Elend der Sorglosigkeit nicht minder wie der Faulheit der Iren zu. Diese aber können mit Recht erwidern, daß sie überall dort, wo sie nicht unter der englischen Zwingherrschaft stehen, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, weder faul noch arm bleiben. Aber weshalb sollten sie sich anstrengen, solange sie befürchten mußten, daß aller Fleiß weniger ihnen

Go gle

selbst, als ihren Gewaltherrschern nutzen würde? Die irischen Wälder hatten die Engländer entholzt oder verwüstet, die irische Industrie durch brutale Gesetze erdrosselt. Da ferner der Boden in lauter kleine Pachtstellen zerschlagen war, da die Pächter niemals sicher waren, daß ihre Werkzeuge zusammen mit ihrem festen Besitztum nicht gepfändet wurden, um den Pachtzins daraus zu decken, da sie weiter in Gefahr lebten, alle Verbesserungen, die sie vornehmen mochten, nur ihrem Nachfolger bezw. dem Grundherrn zugute kommen zu sehen, so hatten sich die landwirtschaftlichen Verhältnisse dahin zugespitzt, daß die eingeborenen Iren für ihre Ernährung in der Hauptsache gänzlich auf die von ihnen gebauten Kartoffeln angewiesen waren.

Jede Kartoffelmißernte führte eine Hungersnot herbei. Geradezu entsetzlich waren die Hungersnöte, die 1845, 1846 und 1847 über Irland hereinbrachen. Nach den niedrigsten Schätzungen kam damals eine Viertelmillion Menschen durch Hunger und Seuchen um, während 3 Millionen unter insgesamt 8 Millionen Armenunterstützung erhielten! Reisende, die zur Beobachtung der durch die Hungersnot geschaffenen Zustände durch die Insel reisten, entwarfen trostlose Schilderungen von der Hilflosigkeit und Niedergeschlagenheit der Bevölkerung. Der unablässige Regen, der wochenlang herniedergeströmt war, hatte die Kartoffelernte völlig vernichtet. Die abgemagerten Menschen starrten trostlos auf die zerstörten Felder hin, mit stumpfsinnigen, verzweifelten Gesichtern, ohne ein Wort zu sprechen, — ja, ohne auch nur Antwort zu geben, wenn man sie anredete. Der Ire liebt seine Heimat leidenschaftlich — dieses gehäufte Unglück aber brach seinen letzten Mut; nun entwickelte sich eine Auswanderungs-Bewegung, wie sie in der ganzen Weltgeschichte einzig dasteht.

In den Hungerjahren 1845—47 verließen Hunderttausende von Iren die heißgeliebte Heimat. Und nachdem die Bewegung einmal begonnen hatte, kam sie nicht wieder zum Stillstand. Jahr für Jahr traf in den Häfen der nordamerikanischen Union Schiff nach Schiff ein, bis zum letzten Platz mit Iren gefüllt. In Irland selbst ging die Bevölkerungszahl infolgedessen erschreckend zurück. Noch in dem Jahrzehnt 1821—31 hatte sie sich von 6 801 827 auf 7 767 401 Köpfe, in dem Jahrzehnt 1831—1841 weiter auf 8 175 124 Köpfe gehoben. Nun aber fiel sie um ein Hunderttausend nach dem anderen: bis 1851 zunächst auf 6 552 385, bis 1861 auf 5 798 967, wiederum im nächsten Jahrzehnt auf 5 412 377 Köpfe — und so ununterbrochen, wenn auch in den letzten Jahrzehnten abgeschwächt, fort bis zum Jahre 1911, wo die Volkszählung nur noch eine Seelenzahl von 4 381 951 feststellte.

So hat also Irland innerhalb eines halben Jahrhunderts fast die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. Mit Ausnahme geringfügiger Teile wandte sich dieser Menschenstrom absichtlich in Länder, über denen eine andere als die britische Flagge wehte. Niemals haben die Iren das Unglück ihrer Heimat vergessen, überallhin haben sie ihren Zorn

Go gle

mitgenommen, wohin das Schicksal sie verschlug. Kamen sie im fremden Lande zu Reichtum, so haben sie diesen häufig in den Dienst jeder englandfeindlichen Agitation gestellt, die sich ihnen darbot.

Auch gegenwärtig ist dies der Fall. Die Iren in Nordamerika folgen den Ereignissen des Weltkrieges mit leidenschaftlichem Interesse, weil sie die Hoffnung nicht aufgeben, dadurch in den Stand gesetzt zu werden, ihre Heimat von der englischen Herrschaft zu befreien. Die Engländer sind daher auf der Hut. Sie stehen den Iren im wesentlichen noch heute mit derselben Verachtung gegenüber, die sie ihnen ungerechtfertigter Weise seit Jahrhunderten entgegengebracht haben. Auch wissen sie, daß die grüne Insel durch England so viel Böses erfahren hat, daß irgend welche Zuneigung bei den Eingeborenen nicht gut vorhanden sein kann. Der Durchschnittsengländer denkt noch heute, wie die berühmten Junius-Briefe dies vor $1^1/_2$ Jahrhunderten mit zynischer Offenheit zum Ausdruck brachten, wenn sie meinten: Irland sei eine Nation, der die Engländer zu viel Unrecht getan hätten, als daß sie ihr leicht vergeben könnten.

Siegfried Krohne:

Der erste August.

Was staunt ihr Mädchen tändelnd an:
Krieg ist es, Krieg!
Was weinst du Frau um deinen Mann:
Tod oder Sieg!

Gar mancher geht hinaus zum Tod:
Zum Tod als Held!
Das deutsche Land in höchster Not
Steht oder fällt!

Wir kämpfen nicht um Hab und Gut,
Um Rache nicht;
Wir opfern Freund- und Feindesblut
Aus Gottespflicht!

Wozu der Schöpfer uns gelenkt,
Daß sich's erweist,
Von Neid und Wahnwitz ist's bedrängt:
Der Deutsche Geist.

Herbei ihr Fraun und Mann für Mann,
Schau keiner zu!
Wer noch die Hände rühren kann,
Der tu, der tu!

Und ihr, ihr Kämpfer schlagt darein
Von Blut beschweißt!
Gott — Vater ruft dich selber ein,
Du Deutscher Geist!

Google

F. L. Graf von Voltolini:
Die Besetzung Vallonas und die Adria-Frage.

Das Jahr 1914 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß nicht auch auf dem Gebiete des albanesischen Problems ein Schritt geschah, der für dieses eine neue Phase schuf: am Weihnachtstage haben die italienischen Truppen Vallona besetzt. Die welterschütternden Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Frankreich und Rußland haben zwar die Tatsache nicht so prägnant hervortreten lassen, wie dies in ruhigeren Zeiten der Fall gewesen wäre, und vielfach hörte man sogar das Urteil, daß diesem Vorgehen Italiens jede weitere politische Bedeutung abzusprechen sei. Und dennoch steht die Besetzung Vallonas aufs innigste mit den großen Ereignissen des Weltkonfliktes im Zusammenhang! Nicht nur das albanesische, sondern das wichtige Problem des adriatischen Gleichgewichtes steht hierbei in Frage.

Zunächst sei hervorgehoben, daß Italien die Okkupation als eine provisorische betrachtet, daß es die Versicherung gab, unter keinen Umständen die Besetzung in eine Annexion zu verwandeln, und daß es jede Garantie zu bieten bereit ist, daß es die Beschlüsse der Londoner Konferenz, welche ein unabhängiges Albanien schuf, stets respektieren werde, ja, daß es, als einzige neutrale Großmacht Europas, die Pflicht fühle, diese Beschlüsse gegen jedwede Gefahr für diese Unabhängigkeit zu verteidigen.

Es liegt vorläufig kein Grund vor, diese Versicherungen des Kabinetts Salandra-Sonnino irgendwie zu bezweifeln. Die Gründe, die dasselbe bewogen, den wichtigen Schritt zu unternehmen, sind nicht nur für Italien, sondern auch für die Zentralmächte von höchster Bedeutung.

Die äußere Veranlassung bot der in Albanien herrschende Zustand völliger Anarchie, der je länger, je mehr gefahrdrohend wurde, insbesondere da dieser den Appetit der beutegierigen Nachbarn anregte.

In Albanien ist man an Unruhen gewöhnt: Revolten, Bürger- und Religionskämpfe zwischen den einzelnen Stämmen sind seit Jahrhunderten an der Tagesordnung. Solange aber das Land eine türkische Provinz war, hatte Europa nur ein indirektes Interesse an den Vorgängen in diesem wilden Gebirgsland. Anders wurde dies, als Europa die Selbständigkeit Albaniens schuf und die beiden Adriamächte, Österreich-Ungarn und Italien, gewissermaßen das Protektorat der Neuschöpfung übernommen hatten. Dieselbe war die notwendige Folge der Bestrebungen, das Gleichgewicht im adriatischen Meer aufrecht zu erhalten. Das adriatische Gleichgewicht war und ist die Grundbedingung eines guten Verhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn. Auf Grund des-

Google

selben durfte Albanien weder der Donaumonarchie, noch Italien zufallen, und ganz besonders durfte Vallona nicht der dauernde Besitz weder der einen noch der anderen Macht werden.

Oberflächlich betrachtet müßte, da Italien die ganze Westküste des adriatischen Meeres bis hinab nach Otranto besitzt, das auf der Ostküste der Adria gelegene Albanien in die österreichisch-ungarische Interessensphäre fallen; allein Italien hält an seiner Ansicht fest, daß die in Österreich-Ungarns Besitz befindliche stark gegliederte, an Inseln und Häfen reiche adriatische Ostküste von Monfalcone bis Spizza vom militärischen Standpunkt aus die geradlinige und hafenarme Westküste reichlich aufwiege. Aus diesem Grunde blieb zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts kein anderer Ausweg als die absolute Neutralisierung Albaniens, zumal beide Adriamächte darin einig waren, daß unter keinen Umständen eine fremde Macht, wie Serbien oder Griechenland, sich hier festsetzen dürfe. Ein selbständiges Albanien aber würde ebensowenig wie das kleine Montenegro dieses Gleichgewicht stören.

Daher lag den Geheimverträgen zwischen Österreich-Ungarn und Italien schon in früherer Zeit die These zu Grunde, daß, wenn je die türkische Herrschaft in Albanien aufhöre, an ihre Stelle nur ein selbständiges Fürstentum treten dürfe. Dieses Prinzip bildete die Grundlage für die Londoner Verhandlungen, welche mit der Schaffung des unantastbar-selbständigen Albanien endeten, das dann in Wilhelm zu Wied seinen ersten Fürsten erhielt.

Aber das theoretisch so schön vorbereitete Staatswesen zeigte in seiner praktischen Durchführung den Mangel, daß die Albanesen selbst immer dieselben wie unter der Herrschaft des Halbmonds geblieben waren: die Dynastie Wied wurde ein Opfer der Erbfehler dieses Volkes und die Anarchie hielt aufs Neue ihren Einzug. Essad Pascha, der verbannte Unruhestifter, kehrte heim, nahm im Fürstenpalast von Durazzo nach Brigantenart Wohnung, um sein eigenes Prätendententum mit fürstlicher Autorität zu umgeben. Allein es war umsonst: gerade jene Stämme, auf die Essad Pascha am meisten rechnete, die von Tirana, erhoben sich gegen ihn, verdächtige serbische und montenegrinische Banden zeigten Lust, in das albanesische Gebiet einzufallen, die Griechen rückten langsam, aber unaufhaltsam in Epirus ein.

Wer sollte hier eingreifen und Ordnung schaffen? Europa war in den Weltkrieg verwickelt und die Adria selbst bildete einen Flottenkriegsschauplatz, dessen Ereignisse von einem Augenblick zum andern schwere Folgen zeitigen konnten. Italien mußte trotz seiner Neutralität seine Interessen wahren und fühlte sich daher verpflichtet, nicht länger untätig dem gefahrdrohenden Zustand in Albanien zuzuschauen. Die erste, schon im Oktober vorgenommene Maßnahme bestand in der Entsendung eines Geschwaders in die Bai von Vallona und der Besetzung der kleinen Insel Sasseno an deren Eingang. Es war ein Beobachtungsposten, den Italien bezog. In Albanien aber waren die Verhältnisse

Go gle

darum keine besseren geworden, der Bürgerkrieg nahm immer bedrohlichere Formen an und andere ernste Gefahren erhoben sich sogar gegen die Existenz des unabhängigen Albanien, sodaß Italien nicht mehr zögern durfte und nunmehr zur Besetzung Vallonas schritt.

Hier sei zunächst, ehe wir die schweren drohenden Gefahren für die Existenz Albaniens und das adriatische Gleichgewicht besprechen, ein Wort der Bedeutung Vallonas gewidmet, die erklärt, weshalb Italien gerade hierher den Mittelpunkt seiner Aktion legte. Vallona lediglich als Ort und Handelsplatz betrachtet, würde wohl in keiner Macht irgendwelche Annerionsgelüste wachrufen: diese kleine, orientalische Stadt mit den meist aus Holz gebauten Häuschen, den elenden Moscheen und den armseligen Kirchen, dem schmutzigen Basar ohne Leben und der tatenlosen, nach Rasse und Religion bunt zusammengewürfelten Bevölkerung und endlich mit der traurigen Zugabe permanenter Malariaseuche bietet nichts Begehrenswertes. Aber zwei Kilometer von der durch einen Hügelzug vom Meer getrennten Stadt liegt das große Naturgeschenk, das Vallonas Namen so klangvoll gemacht hat: die Bai, jener tief ins Land eingeschnittene Meerbusen, der eine Flottenbasis von außerordentlichem Werte bietet, die die Straße von Otranto beherrscht und die daher mit Recht der Schlüssel der Adria genannt wird. Die Gefahren, daß Andere sich Vallonas bemächtigten, lagen in den Phasen des Weltkrieges begründet. Die Proklamierung des heiligen Krieges hatte in manchen mohammedanischen Albanesenstämmen die Lust erweckt, die verhaßten Serben anzugreifen. Diese an und für sich bedeutungslose Eventualität würde aber dem Dreiverband das Recht gegeben haben, Albanien nicht mehr als neutrales Land zu betrachten. Gerade hierin lag die erste und größte Gefahr für die Zukunft Albaniens und speziell für Vallona. Für die Operationen der französischen und englischen Flotte im adriatischen Meere war das bedeutendste Hindernis die große Entfernung dieses Operationsfeldes von seiner Basis. Wegen Kohlen- und Munitionsaufnahme mußten die Schiffe dieser Flotte stets wieder den weiten Weg nach Malta antreten. Bereits im September hatte sich der englische Botschafter in Rom, Renell Rodd, vertraulich an die italienische Regierung gewandt und Italien um die temporäre Überlassung eines italienischen Adriahafens gegen eine ungeheure Pachtsumme und weitgehende territoriale Entschädigungen beim Friedensschluß gebeten. Es lag daher die Befürchtung sehr nahe, daß England oder Frankreich, sobald die Albanesen mit den Serben oder Montenegrinern handgemein geworden wären, sich Vallonas bemächtigt hätten, natürlich um es niemals wieder herauszugeben! Vallona wäre das Gibraltar des adriatischen Meeres geworden.

Das schamlose Vorgehen Englands in Ägypten bot für das römische Kabinett eine ernste Warnung, auf der Hut zu sein und durch die Okkupation Vallonas ein fait accompli zu schaffen, das nicht nur jedes Gelüste auf Vallona

Go gle

den Engländern und Franzosen, wenn sie nicht Italien provozieren wollten, benehmen mußte, sondern auch zeigte, daß Italien die territoriale Integrität Albaniens ganz entschieden zu verteidigen bereit sei. Daß diese Handlungsweise Italiens den Interessen Österreich-Ungarns in jeder Beziehung vorteilhaft war, bedarf keiner besonderen Betonung.

Es war dies eine interessante Überraschung vom politischen Gesichtspunkte aus. Nach den sich mehrenden Sympathiekundgebungen der Italiener für den Dreiverband, und nach der frostigen Haltung des Parlaments gegenüber den Alliierten in der kurzen Weihnachtssession, konnte man kaum mehr hoffen, daß Italien sich zu einer Handlung aufschwingen werde, die Frankreich und England in dem gegenwärtigen Moment mindestens unbequem kam. In der Verlegenheit über die vollendete Tatsache wußte daher die Pariser Boulevardpresse keinen anderen Trost zu finden, als diesen Vorgang „die Eröffnung der Feindseligkeiten vonseiten Italiens gegen Österreich-Ungarn" zu nennen!

Aber selbst wenn Frankreich und England so loyal gewesen wären, Albanien als ein noli me tangere zu betrachten, (was man freilich nicht erwarten konnte), so ist die Besetzung Vallonas ferner ein Riegel gegen die serbischen und griechischen Aspirationen. Serbien hat auch heute noch nicht seinen Plan aufgegeben, einen adriatischen Hafen zu erlangen. Kriegerische Verwicklungen zwischen albanesischen Banden und regulären oder irregulären serbischen Truppen würden aber diesem den Vorwand gegeben haben, in Nordalbanien einzufallen. Ist aber Albaniens Integrität, wie es jetzt der Fall ist, unter Italiens Protektorat gestellt, so werden Komitatschis wie reguläre serbische Truppen sich hüten, Albaniens Grenzen zu betreten. Wäre dagegen Italien nicht nach Albanien gegangen, so hätte man bestimmt erwarten dürfen, daß das erste Scharmützel zwischen Serben und Albanesen den Ersteren Gelegenheit gegeben hätte, sich durch Nordalbanien den Weg zur Adria zu bahnen, um hier die weitausgedehnten wirtschaftlichen Interessen Österreich-Ungarns zu schädigen. Ein solches Vorgehen Serbiens aber würde ganz unzweifelhaft den Einmarsch der Griechen nach Vallona zur Folge gehabt haben, womit eben das Gegenteil dessen, was die Adriamächte stets anstrebten, die Bewahrung Vallonas vor jeder fremden Macht, eingetreten wäre. Hierbei ist wohl zu merken, daß Griechenland, das heute noch in seiner Evolution vom unbedeutenden Kleinstaat zum beachtenswerten Mittelstaat und damit zu einem ernsten politischen Faktor begriffen ist, durch seine Lage prädestiniert und gezwungen ist, mit der Zeit sein Augenmerk auf die Schaffung einer starken Kriegsmarine zu richten. Für einen solchen Staat wäre Vallona von allerhöchstem Interesse. Anderseits aber bedeutet Vallona in den Händen eines solchen Staates eine große Gefahr.

Wenn bis hierher die Interessen Italiens auch jene der Zentralmächte in Albanien deckten, so darf nicht verschwiegen werden, daß Italien mit dieser Aktion auch seine Sonderinteressen verfolgte.

Google

Die Expedition nach Albanien lenkte die Elemente, welche für eine Beteiligung Italiens am Weltkrieg lebhaft Propaganda in Szene gesetzt hatten, von ihren Utopien ab, die darauf abzielten, Italien zum Sklaven der Ententemächte zu machen. Diese Kriegshetzereien der Republikaner, Radikalen und der jungen nationalistischen Hurrapartei sind der Regierung insbesondere aus ökonomischen Gründen höchst unangenehm. Alle kommerziellen Vorteile, welche die Neutralität Italien bot, konnten durch diese steten Kriegshetzereien bis jetzt nicht wahrgenommen werden. Außerdem stellten sich diese Parteien auf den Standpunkt, daß das Festhalten der Neutralität durch die Regierung der Beweis sei, daß diese die Interessen Italiens nicht wahrnehme. Die Aktion in Albanien aber bewies, daß die Regierung aufs entschiedenste diese Interessen wahrnahm, und zeigte anderseits, daß dieselben in einer anderen Richtung lagen, als das Land in einem Krieg gegen seine eigenen langjährigen Verbündeten zu verwickeln, lediglich um der „lateinischen Schwesternation" einen Dienst zu erweisen.

Hierbei handelte die Regierung nicht etwa selbstsüchtig in ihrem eigenen Interesse, sondern in jenem der vielen Millionen Italiener, die vor dem Gedanken einer kriegerischen Verwicklung des Landes zittern, angesichts der unerfreulichen wirtschaftlichen Verhältnisse, die seit dem Beginn des großen Völkerkrieges sich in Italien zeigten.

So hat die italienische Aktion in Albanien unter mehrfachen Gesichtspunkten eine sehr hohe Bedeutung für die allgemeine Lage in dieser ernsten Stunde der Weltgeschichte und stellt sich bei genauer Betrachtung als durchweg günstig für die Interessen des deutschen Reichs wie Österreich-Ungarns dar.

Fritz Köpp:
Krieg.

Haß!!!
Jahrelang eingekeilt,
Hart hinein in die Masse
Gestemmt,
Ringsum von Wut,
Eingedämmt
Ein Meer, sinnlos trunken von Blut . . .
Ha! . . . da bricht es ungehemmt
Über die Wälle,
Geborsten,

Go gle

Flutet in das Tal des friedlichen Lebens;
Vergebens stehn ein paar Männer oben und suchen,
Eisern in Hand,
Die schützende Schleuse zu schließen.
Ein Krach! — — —
Fürchterlich dröhnt der Schrei weinender Mütter gen Himmel,
Schwarz schwärmt das Gewimmel,
Schweigt das Gewimmel
Und wird Strom.
Fließt in die Weite,
Wächst in die Breite,
Drängt, quetscht, . .
Häuser fallen zusammen
Splitternd von Stahl, Dampf, Stein,
Brüllend fallen Kanonen ein,
Schlackend Schlag auf Schlag
Maschinengewehre: „los!"
— — — Hurrah!
Da ein stampfender Stoß
Mitten in Staub und Luft,
Mutter! mitten in Staub und Luft,
Mutter Maria, hilf!
Durch!
Langsam ebbt sich der Ton,
Ferne schon,
Ferner,
Seltener werden die Schüsse,
Man . . . zählt . . .
Sie . . . schon.
Geborstene Kanonen, Wagen, Gefährte,
Alles blutbespritzt,
Und mitten unter Toten und Wimmernden sitzt
Einer, der lacht!
Als sei er nicht hier . . .
Scheu schweigt alles herum,
Stumm falten sich hier,
Dort Hände,
Die beten.
Mitten unter die Reihen schwertstöhnender Krieger ist er getreten:
Sieg!

Go gle

Professor George Stuart Fullerton

(von der Columbia-Universität in New York):

Ein Amerikaner an die Amerikaner.

Übersetzt von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg*).

I.

Ich bin Amerikaner ohne einen Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern, sodaß ich nicht in Verdacht kommen kann, naturgemäß für Deutschland Partei zu ergreifen, wie es die Deutsch-Amerikaner tun. Ich kann sogar das Recht in Anspruch nehmen, als wahrer Amerikaner angesehen zu werden, denn meine Familie ist amerikanisch, solange es überhaupt eine amerikanische Nation gibt. Ich liebe mein Land und bete, daß ihm eine große, glückliche Zukunft beschieden sein möge, die gegründet ist auf Recht und Gerechtigkeit. Nichtsdestoweniger, kein Mensch hat das Recht, einzig und allein Amerikaner zu sein, sondern er muß daran denken, daß er auch ein Mensch ist, und daß er als Mensch dafür sorgen muß, daß Gerechtigkeit in den anderen Erdteilen ebenso herrscht wie in seinem eigenen Lande. Wir Amerikaner sind neutral, aber wir haben ein Recht darauf, die wahren Tatsachen über den großen Krieg zu erfahren, und es ist unsere Pflicht, danach zu streben, die Lage genau zu erfassen.

Seit dreißig Jahren kenne ich Deutschland und habe mich mit seiner Wissenschaft, Literatur und mit seiner politischen und wirtschaftlichen Entwickelung viel beschäftigt. Anfangs sah ich das Land nur mit den Augen des Besuchers, aber in den letzten Jahren habe ich es gründlicher kennen gelernt. Ich sah, wie ein Volk, das früher verhältnismäßig arm, nicht sehr stark und noch zu keiner allzu festen Einheit zusammengeschweißt war, reich, mächtig, einig wurde, und wie es in seiner sozialen Entwickelung derartige Fortschritte machte, daß seine innere Organisation die Bewunderung eines jeden Nationalökonomen und Freundes der Kultur erregen muß. Durch verständige Friedensarbeit gedieh das Land außerordentlich gut. Österreich habe ich in den letzten Jahren besucht,

---

*) Die obige Übersetzung war bereits fertiggestellt und gedruckt, als dem Übersetzer und der Redaktion bekannt wurde, daß die „Süddeutschen Monatshefte" (München) in ihrem Januarheft denselben Aufsatz von Prof. Fullerton in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt" brachten. Da die Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" den Abdruck der in diesem Hefte enthaltenen Aufsätze gestattet hat, so hat die Redaktion von „Nord und Süd" keinen Anstand genommen, ihren Lesern denselben Aufsatz, wenn auch in einer vollkommen selbständigen Übersetzung, zu bieten, zumal die möglichst weite Verbreitung der treffenden Bemerkungen eines genauen Kenners der deutschen Verhältnisse über den Weltkrieg im Interesse der guten Sache liegt. Die Redaktion.

Go gle

und ich verlebte den letzten Winter in diesem Kaiserreiche als erster amerikanischer Austauschprofessor an den österreichischen Universitäten; in Wien, Graz, Innsbruck, Krakau und Lemberg habe ich Vorlesungen gehalten. Ich habe viele Leute kennen gelernt, die im öffentlichen oder privaten Leben eine Rolle spielen, und habe Gelegenheit gehabt, die Schwingungen der öffentlichen Meinung zu fühlen.

Ohne zu zaudern, behaupte ich, daß keine Klasse des Volkes, weder in Deutschland noch in Österreich, diesen schrecklichen Krieg gewünscht hat. Man wünschte den Frieden, und zwar ernsthaft, aus volkswirtschaftlichen Gründen. Aber beiden Nationen wurde der Krieg aufgedrängt. Daß der Krieg gerade in dem Augenblicke ausbrach, wo er ausgebrochen ist, kann als reiner Zufall angesehen werden; denn der Krieg mußte in jedem Falle kommen.

Da viele meiner Landsleute mit den in Europa herrschenden Zuständen nur unvollkommen vertraut sind; da sie selbst unter Bedingungen leben, die so andere sind, daß sie sich schwer eine Vorstellung machen können von der Bedeutung von Ereignissen, selbst wenn sie ihnen wahrheitsgemäß berichtet werden; und da sie ferner systematisch von gewisser interessierter Seite, der es gelang, die deutschen Kabel zu zerschneiden, falsch unterrichtet sind, so kann es nicht überraschen, daß in Amerika die Lage so mißverstanden wird. Ich halte es für meine Pflicht, einen kleinen Beitrag zu liefern, um diese Mißverständnisse aufzuklären.

Die Amerikaner haben in letzter Zeit viel von deutschem Militarismus zu hören bekommen, und viele von ihnen sind der irrigen Ansicht, daß er die europäische Zivilisation bedrohe. Von der wahren Bedeutung dieses Wortes haben sie keine rechte Vorstellung. Auch in Amerika haben wir vorübergehend Anfälle von Militarismus gehabt, — wie z. B. zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges, oder wenn das Gerede von einem etwaigen Krieg mit Meriko auftaucht, — aber einen Militarismus als ständige Erscheinung gibt es nicht. Und wenn man ihn in der „Großen Republik" nicht findet, warum sollte es ihn in Deutschland geben? Der Amerikaner, der Deutschland nicht kennt und nicht weiß, in welcher politischen Lage es sich befindet, kann keine befriedigende Antwort auf diese Frage finden. Und doch liegt die Antwort nicht weit.

Die Deutschen sind ein friedliebendes Volk. Wir Amerikaner wissen, daß kein Element unserer Bevölkerung ordnungsliebender, fleißiger ist und sich den Gesetzen besser fügt als das deutsche. Die Deutschen in Deutschland haben dieselben Eigenschaften. Deutschland ist ein gesittetes Land, seine Bevölkerung aufgeklärt, gebildet und an die Befolgung der Gesetze gewöhnt. Die Rechte selbst des Geringsten werden peinlich beachtet. Die Richter sind gerecht. Die Erfolge der Deutschen sind das Ergebnis sorgfältiger Vorbereitung und unermüdlichen Fleißes. Selbst der Wettbewerb im Geschäftsleben ist sorgfältig gesetzlich geregelt, und die Gesetze gegen den sog. „unlauteren Wettbewerb" werden mit aller Schärfe durchgeführt. Keiner, der unter den Deutschen lebt

Google

und sie kennen lernt, wird das Gefühl haben, daß er es mit einem Volke zu tun hat, das Angriffs- und Raubkriege führt. Und wer, wie ich, im August 1914 in Deutschland gewesen ist und sich während der zwei Wochen der Mobilisierung unter die Menge auf der Straße gemischt hat, zu der Zeit, wo die allgemeine Aufregung am größten war, kann sich nur wundern, daß ein so friedliches und sich selbst beherrschendes Volk fähig ist, mit so kühnem Mute Festungen zu erstürmen und zu Wasser und zu Lande Lorbeeren zu sammeln, die eines jeden Bewunderung erwecken müssen, der nicht in völliger Unkenntnis der Ereignisse lebt.

Und doch hat dieses gesittete und friedliebende Volk, ein Volk, das nicht nur den Frieden geliebt, sondern auch für länger als 40 Jahre erhalten hat, während andere Staaten Kriege führten, ein Volk, das in emsiger Friedensarbeit außerordentlich reich und blühend geworden ist, — während dieser ganzen Zeit die Mehrheit seiner männlichen Bevölkerung militärisch ausgebildet, damit sie im Notfall für den Krieg vorbereitet sind, und eine achtungswerte Flotte gebaut. Kurz, das Volk zog in den Krieg wegen etwas, was ihm als schreckliches Unrecht erschien, und es war nicht die Erhebung einer einzelnen Volksklasse, sondern die Erhebung der ganzen Nation. Weder der Kaiser, noch die Regierung oder die Offiziere des Heeres oder der Marine sind verantwortlich zu machen für die allgemeine Stimmung, die diese Bewegung in Deutschland zu einer nationalen Erhebung stempelt. Selbst die Sozialdemokraten und die ihnen Gleichgesinnten, Leute, denen man wahrhaftig nicht den Vorwurf der Kriecherei Kaiser oder Regierung gegenüber machen kann, oder die der Liebe zu Heer und Flotte verdächtigt werden können, haben fest zu ihrem Lande gehalten und kämpfen und sterben tapfer, ohne zu klagen, auf dem Felde der Ehre. Ich habe in den letzten drei Monaten keinen Deutschen getroffen, mochte er der höchsten oder niedrigsten Volksklasse angehören, der nicht mit Leib und Seele für den Krieg gewesen wäre. Ich habe nie eine Klage von denen gehört, die ihre Söhne ins Feld schickten, und nie ein Wort der Kritik gegen ihr Land aus dem Mund derer, die ihre Söhne verloren haben; und ich kenne viele solche Leute.

Eine sonderbare Erscheinung, die bei einem friedliebenden und fleißigen Volke Beachtung verdient, einem Volke, das sich der Pflege von Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße widmet, wie industriellen Unternehmungen, bei einem zivilisierten Volke, das nicht im Zustande der Barbarei lebt, und dem der Krieg nicht willkommen und mehr eine Zerstreuung als ein Unglück ist. Für den Amerikaner, der sich nicht an die Stelle des Deutschen denken kann, ist dies ein unlösbares Rätsel. Was befähigt die Deutschen, in so hohem Maße auf den Krieg vorbereitet zu sein? Was treibt sie zum Kampfe gegen eine Welt in Waffen, was veranlaßt sie, ihr Alles in diesem Riesenkampfe einzusetzen?

Ich will den Amerikanern helfen, sich an die Stelle der Deutschen zu denken. Wir Amerikaner bewohnen ein Land, das mehr als $^4/_5$ des ganzen Gebietes von Europa einschließlich Rußlands beträgt. Es ist fünfzehn Mal so

Go gle

groß als das deutsche Reich und hat nur 98 Millionen Einwohner, sodaß wir in derselben Lage sind wie eine Familie, die mit ihren Kindern ein geräumiges und schönes Haus zu füllen sucht. Es kommt uns nicht in den Sinn, daß unsere nächsten oder entfernteren Nachbarn uns ernstlich in Schrecken setzen könnten. Wer könnte in unser Land einfallen mit der geringsten Aussicht auf Erfolg? Wer könnte unsere nationale Existenz bedrohen oder uns in eine Lage bringen, die an Knechtschaft grenzt?

Im Norden von uns liegt Kanada — ein leeres Haus, ein Land mit nur sieben Millionen Einwohnern, das uns nicht schaden kann, selbst wenn es wollte. Im Süden liegt Mexiko, das zwar innerhalb seiner eigenen Grenzen Unruhen verursachen kann, so daß mancher Amerikaner seine Kapitalsanlagen in diesem Lande bedauert, das aber für die Vereinigten Staaten nicht schrecklicher ist wie eine unfolgsame Klasse in einer Schule. Im Westen und im Osten ist der Ozean unsere Grenze. Japan mag Streit mit uns suchen, und es mag unseren auswärtigen Handel etwas beeinträchtigen. Aber Japan liegt weit ab von unseren Grenzen, und wir wissen sehr wohl, daß es zu arm ist, und für lange Zeit zu arm sein wird, einen langwierigen Krieg zu führen. Japan kann uns höchstens belästigen. Daß europäische Staaten, einzeln oder zu mehreren, uns zermalmen sollten, ist ein Gedanke, der außerhalb unseres Horizontes liegt. Wenn wir eine Vermehrung unseres Heeres oder unserer Flotte für unsere Zwecke für nötig erachten, so führen wir die Vermehrung durch, und es fällt uns nicht ein, die Erlaubnis einer anderen Macht vor der Vermehrung einzuholen. Warum sollte Carnegie sein Haus mit Brot anfüllen, um für den Fall einer Hungersnot im Staate New York verproviantiert zu sein? Warum sollte Rockefeller Gold- und Silbermünzen in einen Strumpf stecken und diesen unter seiner Matratze verbergen? Den Besitzer einer Farm in Nebraska, der sich ein seetüchtiges Boot bauen würde, um für alle Zufälle gerüstet zu sein, würden wir für verrückt erklären. Wir Amerikaner tun, was uns unter den in Amerika obwaltenden Umständen klug und praktisch erscheint, und wir brauchen ebensowenig ein Heer wie die Deutschen, wie ein Quäker in Philadelphia einen Revolver auf seiner Jahreszusammenkunft nötig hat. Was wir aber für nötig halten, das setzen wir auch mit aller Energie durch.

Nehmen wir aber einmal an, unser Land wäre für eine Invasion nicht zu ausgedehnt. Nehmen wir an, wir hätten in unserem Norden ein großes Land mit einer Bevölkerung von mehr als 100 Millionen, unter einer autokratischen Regierung, selbst in Friedenszeiten auf ein ungeheures Heer pochend. Setzen wir den Fall, dieses Land hätte seit Jahrzehnten eine rastlose Tätigkeit entwickelt, seine Grenzen auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern, die zu schwach waren, seinem Angriff Widerstand zu leisten. Angenommen, seine Bevölkerung wäre viel weniger zivilisiert als die unsrige, so wenig zivilisiert, daß die überwiegende Mehrheit in einem Zustande leben muß, den zivilisierte Leute als trost-

Google

loses Unglück betrachten würden, in Unwissenheit, Dummheit und Ergebung, das Werkzeug in den Händen einer Klasse von Beamten, die von dem Unglück eines Krieges erst in zweiter Linie betroffen würde. Nehmen wir an, wir hätten in Erfahrung gebracht, daß dieser unser Nachbar zu einer Zeit seine Truppen derartig an seiner Grenze konzentriert, daß es als eine Bedrohung angesehen werden muß.

Unterstellen wir ferner, daß in unserem Süden nicht Meriko läge, sondern ein reicher, mit Hilfsmitteln wohl versehener, hoch zivilisierter Staat mit 40 Millionen Einwohnern, mit einer zahlreichen, starken, gut gedrillten Armee, die mit allem versehen ist, was man zu einer erfolgreichen Kriegführung heutzutage braucht. Diese Nation machte in den letzten 40 Jahren keinen Hehl aus dem bitteren Hasse, der sie gegen uns beseelt, und hoffte, eines schönen Tages sich an uns rächen zu können. Nehmen wir an, dieses Volk wäre verbündet mit der oben beschriebenen Macht und mit einer dritten Macht, von der wir weiter unten sprechen werden, so daß wir Grund hätten zu fürchten, sie könnten zusammen zu unserem Verderben handeln.

Wir wollen nun unsere Voraussetzungen auf die dritte Macht ausdehnen. Nehmen wir an, wir hätten nicht das weite Meer an unserer Ost- und Westgrenze mit den Welthandelswegen, die uns offen stehen, sondern eine dritte Macht läge so günstig, daß man zu Lande nicht an sie heran kann, und die unseren einzigen benutzbaren Zugang zum Meere beherrscht. Angenommen, unser auswärtiger Handel wäre wichtiger für unseren Wohlstand, als er es in der Tat ist; unser Wohlstand wäre in hohem Maße aufgebaut auf unserem auswärtigen Handel. Diese dritte Macht nun wäre reich genug, eine Flotte zu unterhalten, die so groß wäre, wie die unsrige zusammen mit der Flotte einer anderen Großmacht, mit der wir uns verbünden könnten, und sie sei bestrebt, die Herrschaft auf dem Weltmeere durch Aufrechterhaltung dieses Stärkeverhältnisses zu behalten. Angenommen ferner, seine Kontrolle auf dem Meere machte es dieser Macht möglich, die internationalen Kabel zu durchschneiden und nur soviel Nachrichten über unsere Taten und die Taten der anderen gegen uns in die Welt durchzulassen, als mit seiner Politik vereinbar ist; und setzen wir schließlich den Fall, diese Macht hätte „Verabredungen" mit den beiden oben beschriebenen Mächten, und wir hätten Grund, einen gemeinsamen Angriff dieser drei Staaten auf uns zu fürchten.

Was würden wir Amerikaner in einer solchen Lage tun? Ich kenne meine Amerikaner. Ich habe den spanischen Krieg miterlebt und habe gesehen, wie eine Universität leer dastand, da Professoren und Studenten sich danach drängten, unter der Fahne ihres Landes zu kämpfen. Und doch war der Krieg gegen Spanien für Amerika eine recht kleine und unwichtige Angelegenheit. Spanien konnte die Vereinigten Staaten ebenso unmöglich zermalmen und sich unser Land unterwerfen, wie es den Mond in seinem Laufe hätte aufhalten können. Wäre unser

Google

Land wirklich in Gefahr, oder glaubten wir, daß es in Gefahr sei, was würde da in den Vereinigten Staaten passieren? Würden wir friedliebend und geduldig bleiben, würden wir eiligst nachgeben, würden wir bereit sein, Land aufzugeben, oder würden wir unter dem Druck der Verhältnisse unser Heer und unsere Flotte verkleinern? Würden wir gehorsam uns damit einverstanden erklären, auf jeden Erfolg in Handel und Industrie zu verzichten oder von einer anderen Macht die Erlaubnis einzuholen, die Welthandelsstraßen benutzen zu dürfen? Ich kenne meine Amerikaner, und derartige Fragen kommen mir geradezu grillenhaft vor.

II.

In den folgenden Ausführungen habe ich mir nur vorgenommen, die Amerikaner an die Stelle der Deutschen zu setzen. Ob es wünschenswert ist oder nicht, daß Deutschland oder Österreich oder Teile dieser Staaten das Schicksal Finnlands oder Polens erleiden; ob Frankreich Elsaß-Lothringen wieder haben soll, ob es gut wäre, wenn England einen so geschickten und fleißigen Geschäftskonkurrenten los würde, den es im Frieden zu fürchten hatte, und wenn ihm die Aufsicht über die Seewege nach Amerika, Asien, Afrika und Ozeanien überlassen werden würde, — alles das sind Fragen, die ich hier nicht erörtern will. Ich will hier nur darlegen, daß die Amerikaner in einer gleichen Lage dasselbe getan hätten, was die Deutschen getan haben. Die Deutschen haben nicht ohne Grund einen russischen und französischen Angriff gefürchtet, und sie haben seit Jahren Vorbereitungen getroffen, diesem Angriffe zuvorzukommen. Deutsche Wissenschaft und Industrie haben eine gewaltige Ausdehnung des deutschen Handels herbeigeführt, und Deutschland war nicht geneigt, den Schutz seines Handels der Liebenswürdigkeit Großbritanniens anzuvertrauen. Unter dieser Regierung hat Deutschland seinen gewaltigen Aufschwung genommen. Der Militarismus — der Deutsche sieht in diesem Ausdrucke nur einen etwas anstößigen Namen für seine notwendige Vorbereitung gegen drohende Gefahren — ist nur eine Maßnahme zur Selbstverteidigung und hat Deutschland nicht im entferntesten so sehr in seiner Entwickelung gehemmt, als es in vergangener Zeit dadurch behindert wurde, daß es nicht in der Lage war, sich selbst zu verteidigen. Militarismus ist ja zweifellos eine Last, aber er hat Deutschland nicht daran gehindert, Kunst und Wissenschaft mit Erfolg zu pflegen, zum großen Nutzen für die Menschheit, soziale Reformen ein- und durchzuführen, die allen Klassen seiner Bevölkerung ein ungewöhnliches Maß von Wohlleben gestatten, seine Hilfskräfte im Innern zu entwickeln und seinen Außenhandel dermaßen auszubauen, so daß es eine reiche Nation geworden ist. Militarismus mag, abstrakt betrachtet, eine erdrückende Last sein, aber Deutschland hat er nicht erdrückt, und vom Standpunkte der Deutschen ist dies ein ins Gewicht fallender Faktor.

Wir alle werden durch die ewige Wiederholung von Stichwörtern beein-

Go gle

flußt. Die Amerikaner haben, hauptsächlich aus gewissen ausländischen Quellen, soviel über deutschen Militarismus gehört, daß es erstaunlich sein würde, wenn einer von ihnen nicht zu der Ansicht verleitet sein würde, daß Deutschland der einzige Staat in Europa ist, der eine große Armee besitzt. Aber Rußland hat ein größeres Heer und dieses seit Jahren zum Angriff benutzt. Frankreich, das weniger Einwohner hat als Deutschland, hat eine Armee von annähernd derselben Stärke und könnte deshalb mit mehr Recht des Militarismus beschuldigt werden als Deutschland.

Und Großbritannien hat ein vollkommenes Äquivalent für ein großes Heer, — es hat eine Riesenflotte, die sie mit ungeheuren Kosten erhält und von Zeit zu Zeit vermehrt, nur zu dem offen zugegebenen Zweck, damit ihr ja keine andere Nation die Aufsicht über das Meer, diesen großen Weltverkehrsweg streitig machen kann, über den aller Verkehr gehen muß, den aber keine Nation besitzen darf. Wie gewaltig dieses Äquivalent für eine große Armee für andere Nationen ist, hat die gegenwärtige Krise klar bewiesen. Kein Volk in Europa kann seine Schiffe in den Atlantischen Ozean senden, ohne vorher Englands Genehmigung einzuholen, kein Schiff kann ohne Englands Erlaubnis die Straße von Gibraltar passieren, das Mittelmeer durchfahren, oder Asien auf dem Wege durch den Suezkanal erreichen. Die öffentliche Hochstraße des Verkehrs ist von einer einzigen Nation ringsum besetzt und zu Privateigentum gemacht.

Es ist schade, daß das Wort „Navalism" kein gutes Englisch ist; denn dieses würde die Bestrebungen Englands im letzten Jahrhundert genau umschreiben. „Navalismus" kann eine ernstere Bedrohung sein als Militarismus, denn dieser bedroht hauptsächlich nur einen unmittelbaren Nachbarn. „Navalismus" dagegen bildet eine Bedrohung für jede Nation auf der Erdoberfläche.

Ich möchte wiederholen, daß ich in diesen Ausführungen nicht behaupten will, daß es für die Welt eine Wohltat wäre, wenn die eine oder die andere Nation aus diesem großen Kampfe als Sieger hervorgeht. Die Ansichten eines einzelnen über derartige Fragen sind niemals ganz der reinen Vernunft entsprechend. Ich will nur die wahre Streitfrage klarmachen und die trügerischen Schlagwörter und Redensarten vermeiden. Ich beziehe mich nicht auf die Neutralität Belgiens und halte es nicht der Mühe wert, die Frage zu berühren, wer auf der einen oder anderen Seite den Krieg zuerst formell erklärt hat. So, wie die Welt die Ereignisse jetzt kennt, sind das ganz unwichtige Fragen. Die Erklärung für die Haltung des deutschen Volkes ist in einem viel tieferen Grunde zu suchen. Und ich bleibe dabei, wir Amerikaner hätten in der gleichen Lage ebenso gehandelt, wie die Deutschen. Wäre es richtig gewesen? Oder falsch? Die Entscheidung über diese Frage überlasse ich den Amerikanern.

Einige Amerikaner — nicht viele — sind für die Aufrechterhaltung des status quo, dieses etwas zweideutigen Ausdrucks, den man so oft aus dem Munde von Leuten hört, die es sich zum Grundsatz gemacht haben, daß alle

Go gle

Dinge stets so bleiben müßten, wie sie seit langem sind, oder wie sie erst kürzlich geworden sind. Hätte Österreich den status quo innegehalten, so würde es jetzt keine serbische revolutionäre Umtriebe an seinen Grenzen, nicht den Mord an seinem Thronfolger zu rächen brauchen, und würde Rußland keinen Widerstand entgegengesetzt haben. Hätte Deutschland den status quo aufrecht erhalten, so hätte es sich nicht für die Verteidigung vorbereitet, hätte gegen die russische Mobilmachung an seiner Grenze keine Gegenmaßregeln ergriffen, noch hätte es versucht, die Zersplitterung Österreich-Ungarns zu verhindern. Es hätte Frankreich die Backe zum Streiche hingehalten; es hätte England überlassen, nach seinem Belieben, wie in vergangenen Zeiten, das Meer zu beherrschen. Was wäre mit Österreich und Deutschland passiert, wenn der status quo in dieser Weise geachtet worden wäre? Zweifellos würde es den Deutschen recht traurig ergehen. Das wissen sie alle, und dies ist der Grund, der Fürsten und Bauer, Katholiken und Protestanten, Konservativen und Sozialdemokraten veranlaßt hat, alle anderen Streitfragen fallen zu lassen und freudigen Mutes in den Krieg zu ziehen.

Sollen wir von Deutschland die Aufrechterhaltung des status quo und zarte Rücksichtnahme auf das „politische Gleichgewicht" verlangen und von den anderen Staaten? Das Gleichgewicht wird unvermeidlich von einer Nation gestört, die intelligent und fleißig und durch Aufrechterhaltung des Friedens während fast eines halben Jahrhunderts befähigt ist, seine Industrie zu entwickeln und dadurch zu Macht und Reichtum zu gelangen. Weniger zivilisierte, weniger fleißige oder streitsüchtigere Staaten kommen dadurch natürlich in Nachteil. Und was den status quo anbetrifft, ist er denn von Serbien, Rußland, Frankreich, England oder Japan beachtet worden? Und wie haben sich denn die Amerikaner zu dieser Frage gestellt?

Haben wir den status quo beachtet, als wir den Indianern ihr Land fortnahmen? Beugten wir uns vor diesem Grundsatze, als wir im Jahre 1776 unsere Unabhängigkeitserklärung veröffentlichten? Haben wir den status quo beachtet, als wir uns der Durchsuchung amerikanischer Schiffe und dem Pressen amerikanischer Seeleute durch Großbritannien in den Jahren vor 1812 widersetzten? Haben wir 1861 an den status quo gedacht, als wir uns weigerten, die Konföderierten Staaten anzuerkennen, und auf die Integrität der Union bestanden? Haben wir auf ihn Rücksicht genommen, als wir mit Spanien im Kriege lagen?

Der status quo ist nur ein Schlagwort. Das politische Gleichgewicht ist etwas, was bei normalem Verlaufe der Weltgeschichte immer wieder über den Haufen geworfen wird und wieder eine neue Basis schafft. Wir Amerikaner sind nach meiner Meinung kein streitsüchtiges Volk, aber wir haben schon lange eingesehen, daß sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen. Für neue Zustände treffen wir neue Einrichtungen, und eifersüchtig wachen wir über das, was wir

Go gle

als unsere berechtigten Interessen betrachten, mögen sie neu sein oder alt. Sollte es nötig sein, so würden wir keinen Augenblick zögern, sie durch entschlossene Anwendung von Gewalt zu schützen. Zu unseren berechtigten Interessen zählen wir aber sicherlich in erster Linie unsere nationale Selbstverteidigung und den Genuß der Vorteile, die wir durch Intelligenz und Fleiß und durch friedliche Arbeit errungen haben.

Wir sind neutral, aber wir haben ein Anrecht, die Wahrheit auch über Mitteleuropa zu erfahren. Es ist nicht recht, daß wir in Unwissenheit befangen bleiben, oder uns durch falsche Darstellungen verleiten lassen, übereilt Nationen zu verurteilen, mit denen wir freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Wenn wir ein großes Volk sehen von einigen 70 Millionen, ein hochzivilisiertes, reiches und kultiviertes Volk, ein Volk, das eine blühende Zukunft haben könnte wie kaum ein zweites, ließe man es seine Fähigkeiten nur im Frieden entwickeln, — wenn wir ein solches Volk gegen erdrückendes Unrecht in den Krieg ziehen sehen, seine Existenz in diesem Kampfe auf Spiel setzend, dann müßten wir in der Tat von Dummheit geblendet sein, wollten wir annehmen, daß seine ganze Bevölkerung, eine von Natur friedliebende, gesittete Bevölkerung, verrückt geworden oder in den Zustand der Barbarei verfallen sei. Wir müssen vor einem ungelösten Rätsel stehen, bis wir sichere Nachrichten erhalten.

Laßt den Amerikaner die Zustände vergessen, in denen er lebt, laßt ihn sich in die Lage des Deutschen versetzen, und dann laßt ihn sich selbst fragen, was er in dieser Lage tun würde.

Chefredakteur Otto Hoberg: Ägyptens Schicksal.

Augenblicklich, wo England das seit langem vorbereitete Protektorat über Ägypten erklärt hat, ist es von besonderem Interesse, einiges über die Vergangenheit dieses Herzlandes des Orients zu erfahren. Nicht erst Napoleon hatte mit der Idee seines Weltreiches die hohe Bedeutung des Nillandes erkannt. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in dem Frankreich noch den ägyptischen Außenhandel beherrschte, trug man sich in Paris mit dem Plan der Besetzung des Pharaonenreiches, ja sogar mit der Durchstechung der Suezenge. Später verwirklichte Bonaparte diese Hoffnung, indem der Verlust der amerikanischen Kolonien, die damals nach aller Meinung bestehende Aufteilung der Türkei, die Aussicht, Englands Stellung und Handel in Indien zu brechen, sowie die Führung unter den europäischen Mächten

Google

im Morgenlande zu übernehmen, ihn dazu drängten. Bonapartes Eroberung (1798) und Verwaltung Ägyptens war seit den Kreuzzügen und seit den Versuchen der Spanier und Portugiesen im Rarb der erste Versuch des Abendlandes, ein Stück Orient europäisch zu regieren! Die Franzosen schonten peinlich die Sitten, Gebräuche und Religion der Eingeborenen, widmeten sich der wirtschaftlichen Hebung des Landes und suchten es wissenschaftlich zu erforschen, indem man zum ersten Mal auf die Ausbreitung des Christentums verzichtete. Durch Anlage eines Meerkanals sollte Ägypten wieder der Brennpunkt des indisch-europäischen Handels werden, Kanäle sollten die Landwirtschaft verbessern und den Grund zu einer umfangreichen Ausfuhr von Kolonialwaren legen, europäische Auswanderer wollte man in größerer Zahl ansiedeln. Das Institut d'Egypte wurde gegründet, das nicht nur der Erforschung des Landes und zur Beratung der Regierung dienen sollte, sondern auch zur Verbreitung europäischer Kultur und Bildung bestimmt war. Nach dem Abzug der Franzosen im Jahre 1801 baute dann der Pascha Mehmed Ali selbständig auf diesen Grundlagen weiter. Immer spielten Europäer, namentlich Franzosen, eine große Rolle in der Verwaltung und Erschließung dieses Landes, das im 19. Jahrhundert jahrzehntelang nichts als ein „Versuchsgarten für die Europäisierung des Orients" war. Die Einführung der Baumwollkultur, der Zuckerfabriken, die Anlage des Suezkanals, dessen Eröffnung 1869 erfolgte, die englische Okkupation im Jahre 1882 wirkten dahin, dies von der Türkei losgelöste Land zu dem am meisten europäischen, am wenigsten orientalischen Teile des Morgenlandes umzugestalten.

Übrigens ist es für uns von doppeltem Interesse, zu erfahren, daß die französische Besetzung Ägyptens es war, die die Engländer auf die Erschließung anderer Wege nach Indien hinweisen mußte. Naturgemäß lenkte sich ihre Aufmerksamkeit damals auf den Persischen Golf und die Euphratlinie. Gleich nach dem Sieg Bonapartes bei den Pyramiden (1798) richtete die Ostindische Kompagnie eine Kamelpost quer durch Syrien zum Persergolf ein. Im Jahre 1831 fuhr der Engländer Chesney den mesopotamischen Euphrat auf einem Floß abwärts und bewies dadurch die Möglichkeit einer Euphratschiffahrt. Die Fahrt zweier Dampfer mit europäischer Besatzung, Geschützen und Waffen den Euphrat abwärts (von Biredschik) mitten durch Sultansland im Jahre 1836 bewies auch hier das selbstverständliche Beiseiteschieben anderer Mächte, wenn es England paßt.

Die oben erwähnten Europäisierungsversuche Mehmeds Ali und seiner Nachfolger, der zunehmende Touristenverkehr, der Bau des Suezkanals und die durch ihn herbeigelenkte Hochflut des Durchreiseverkehrs, die 1856 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn Alexandrien—Kairo, der ersten des Orients, hatten bereits tüchtig vorgearbeitet, als der völlig verschuldete Vizekönig Mitte der 70er Jahre sich durch den Verkauf seiner Suezkanalaktien an England ganz in europäische Hände gab.

Google

Eine fränkische Finanzkommission nahm sich des Staates an, stieß jedoch auf den Widerstand einer religiös maskierten Nationalbewegung, deren Ausbrüche den Einmarsch englischer Truppen veranlaßten. Viele Europäer und einheimische Christen wurden niedergemacht, aber der Tag von Tell el Kebîr entschied 1882 das Schicksal Ägyptens zugunsten des Abendlandes.

Wie Frankreich in Tunesien, so hatte sich England bisher in Ägypten mit einer bloßen Leitung der Regierung unter Beibehaltung des Vizekönigs als Scheinregenten und unter der formellen Belassung Ägyptens in seinem losen Vasallenverhältnis zur Pforte. Unter dem Deckmantel dieser scheinbaren Beschränkung, deren Zwang von den aufgeklärten Ägyptern immer mehr erkannt wurde, widmeten sich die Engländer der Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Der Ausbau eines engmaschigen Bahnnetzes, die Anlage neuer Kanäle und Verbesserung der alten, die Errichtung von Staudämmen quer durch den Nil (Assuan 1902) zur Aufspeicherung von Hochwasser für die regenlose Zeit, die Eroberung Nubiens bis 1897 und die Befreiung des ägyptischen Sudan von der Mahdiherrschaft, die Gründung von Schulen, die Verminderung der Korruption unter den Beamten durch englische Kontrolleure und regelmäßige Auszahlung der Gehälter, die Abschaffung der Prügelstrafe und des größten Teiles der Fronarbeiten für den Staat, die Reorganisation der Armee und Polizei, die Aufhebung der Sklaverei, die riesige Erhöhung der Handelswerte, die Einführung von Recht, Ordnung und Sicherheit: das alles sind nur einige Tatsachen, die durch englische Tatkraft in die Wege geleitet sind.

Wenn es sich nun auch behaupten läßt, daß Ägypten durch die Engländer zum reichsten Lande des Orients gemacht wurde, so hat aber anderseits kein Teil des Morgenlandes so starke Eingriffe in seine natürliche Entwicklung erlitten, wie dieses Land. Während andere Länder, bei denen der Export den Import übertrifft, mehrere Hauptausfuhrartikel haben, durch die sie sich auf dem Weltmarkte das Gleichgewicht erhalten, ist dies in Ägypten nicht der Fall. Durch das Streben der Engländer, die wirtschaftliche Lage Ägyptens durch Bevorzugung des höchst ergiebigen Baumwollbaus streng zu vereinseitigen, ist das Land in den letzten 20 Jahren fast ausschließlich mit Baumwolle bepflanzt, die mit 99% den Hauptausfuhrartikel bildet. Wenn an Stelle der Baumwolle andere Produkte gepflanzt werden, so geschieht dieses nur in Fällen, wo die Bodenverhältnisse für Baumwolle nicht geeignet sind, oder sie dienen nur als Vorfrüchte. Obgleich Ägypten ein agrarisches Land ist, führt es daher in immer zunehmender Menge Nahrungsmittel ein, wodurch es vollkommen vom Auslande abhängig ist. Die Industrie des Landes beschränkt sich nur auf die unumgänglich notwendigsten Anlagen. Die wirtschaftlichen Erscheinungen im rein nationalen und inneren Güteraustausch sind sehr gering. Sie beginnen und endigen vielmehr im Ausland.

Infolge dieser Verhältnisse ist Ägypten das ganze Jahr hinsichtlich der Ein-

Google

fuhr von Nahrungsmitteln Schuldner des Auslandes, um plötzlich innerhalb weniger Monate nach der Baumwollernte Gläubiger zu werden und das Defizit auszugleichen. Wenn das Land wenigstens für sein Produkt, das in bezug auf die Qualität die erste Stelle im Weltmarkt einnimmt, den wirklichen Wert erlangen würde! Ein nationales Kreditinstitut, das ihm eine Stütze sein könnte, besitzt Ägypten aber nicht. Auch die Nationalbank of Egypt ist abhängig vom Auslande. Da die ägyptische Baumwolle nur in Liverpool gehandelt wird, so ist die Konjunktur von Kursen dieser Börse völlig abhängig. Auf diese Weise kommt ein großer Teil des Verdienstes des ägyptischen Bauers nicht dem Lande selbst, sondern dem Auslande zugute.

Fällt man heute über die wirtschaftliche Lage Ägyptens vom Standpunkt der Weltwirtschaft das Urteil, so ergibt sich, daß das Streben der Engländer sich trotz großer Gewinne nicht allzu glücklich für das Land an sich erwiesen hat. Es ist dies eine großzügige, aber kalt-egoistische Wirtschaftspolitik, die für das Herrenreich zwar überaus einträglich ist, hingegen Ägypten selbst in bedenkliche Abhängigkeit von jenem bringt. Dadurch, daß die Reichhaltigkeit der Hilfsquellen des Nillandes bewußt unterdrückt wird, kann das nach natürlicher, erfreulicher Erschließung drängende Land systematisch zum einseitigen Krüppel werden. Wohl niemals trat das augenfälliger in die Erscheinung, als bei Ausbruch dieses Krieges, da die Furcht vor der Wertverminderung und die Unmöglichkeit der Realisierung der Baumwollernte das Land in eine verzweifelte Lage gebracht haben.

Bemerkt sei noch, daß ein großer Irrtum in der Annahme liegt, die Okkupationsmacht Englands habe andern Nationen in Ägypten die Tür verschlossen. Gerade die Fortschritte Deutschlands, das jetzt nach Großbritannien Ägyptens größter Kunde ist, beweisen das vollständige Gegenteil. Niemandem, der in Ägypten einige Jahre gewesen und mit dem Handel in Beziehungen gekommen ist, kann der Fortschritt entgangen sein, den gerade der d e u t s c h e Kaufmann auf dem ägyptischen Markte gemacht hat und der es erforderlich macht, dieses Land, das im gesamten Außenhandel unseres Reiches allerdings keine große Rolle spielt, nicht aus den Augen zu verlieren.

Go gle

Konsul Oswald Lohan: Der Frauenkultus in Amerika.

Als ich vor nahezu drei Jahrzehnten zum erstenmal den amerikanischen Boden betrat, erhielt ich unmittelbar nach der Landung einen deutlichen Begriff von der eigenartigen Stellung, welche dort dem weiblichen Geschlecht eingeräumt wird. Die Fahrgäste, die mit mir auf dem deutschen Dampfer in New York eingetroffen waren, hatten sich in dem am Pier gelegenen großen Schuppen, wo die zollamtliche Gepäckrevision stattfindet, in einer langen Reihe aufgestellt, um einer nach dem anderen abgefertigt zu werden. Ein einfach gekleidetes, anscheinend den unteren Klassen angehöriges Mädchen hatte sich mit deutscher Schüchternheit ganz im Hintergrunde gehalten. Sobald der Zollinspektor das Mädchen erblickte, nahm er es sanft am Arm und wies ihm, die der Abfertigung ungeduldig harrenden Gentlemen zurückschiebend, einen Platz an der Spitze der Reihe an. Als ein frisch aus Europa angelangter Herr sich hierüber unwillig äußerte, erklärte ihm der Beamte kurz und bestimmt: „Sir, in our country ladies always have the precedence“. (Bei uns haben Damen stets den Vortritt).

Die zarte Rücksicht und Achtung, die der Amerikaner allgemein Frauen und Mädchen entgegenbringt, gehört zu den vielen Erscheinungen, die den Fremden in der nordamerikanischen Union immer wieder in Erstaunen setzen. Diesem erscheint der drüben betriebene Frauenkult überschwenglich und in mancher Beziehung unnatürlich. Insbesondere vermag der Deutsche die blinde Unterordnung des Mannes gegenüber dem Willen, der Auffassung und den Launen der Frau mit der bei uns geltenden Meinung von der Stellung und Würde des Familienoberhauptes nicht zu vereinbaren. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß der amerikanischen Frauenverehrung manche Züge anhaften, die als Ausfluß einer gewissen ritterlichen Gesinnung sympathisch und vorbildlich hervortreten.

Der Frauenkultus erklärt sich zum Teil daraus, daß in der Zeit der ersten Besiedelung und Aufschließung des Landes, als die Verhältnisse noch einen primitiven, rauhen Anstrich hatten, das weibliche Geschlecht in der Neuen Welt stark in der Minderzahl war. In jener wilden Pionierzeit, die den Männern harte Arbeit und Entbehrungen auferlegte, war die Sehnsucht und Nachfrage nach Frauen und Mädchen eine überaus rege. Je mehr deren Eigenschaften, Reize und Tugenden sich Geltung verschafften, wuchs auch ihr Einfluß als Gattin und Mutter. Die hohe Wertschätzung und die damit verbundene Verwöhnung der schwächer und zarter organisierten Frau ist dem Yankee auch in der Gegenwart, wo das weibliche Geschlecht längst in der Überzahl lebt, nicht abhanden gekommen.

Go gle

Eine weitere Erklärung für die dem Weibe eingeräumte bevorzugte Stellung ist in der besonderen Organisation des amerikanischen Erziehungssystems zu finden. Die in den Vereinigten Staaten bestehende Co-Education in Schule und Hochschule bewirkt, daß beide Geschlechter in der Zeit des gemeinsamen Unterrichts sich früh aneinander gewöhnen und in aller Ungeniertheit als gute Kameraden zusammenleben. Auf diese Weise lernen sich Knabe und Mädchen früh kennen und in ihrer Eigenart verstehen. Schon früh wird es dem Knaben zur zweiten Natur, seiner Kameradin kleine Dienste zu leisten und ihr mancherlei Aufmerksamkeiten zu erweisen. Die Anhänger dieses Systems behaupten, daß dadurch eine natürliche Grundlage für das zukünftige Zusammenleben in der Ehe geschaffen werde, und betonen, daß trotz des engen Verkehrs der beiden Geschlechter die Sittlichkeit keinen Schaden erleide.

Nichts überrascht den Beobachter amerikanischen Lebens mehr, als die Unbefangenheit, mit der die Geschlechter drüben untereinander verkehren. Niemand findet dort etwas daran, daß ein junger Mann einer jungen Dame Besuche macht, ohne von den Eltern Notiz zu nehmen, oder mit ihr gemeinschaftlich Theater und Restaurants besucht und ausgedehnte Ausflüge zu Land und zu Wasser unternimmt. Unter den Jünglingen und Jungfrauen, die zusammen dieselbe Schule oder dasselbe Kolleg besucht haben, ist es vielfach üblich, daß sie sich auch im Verlauf des späteren Verkehrs vertraulich nur mit dem Vornamen anreden.

Der Europäer ist leicht geneigt, einen solchen ungebundenen Umgang als moralisch bedenklich anzusehen. Man nimmt an, daß der Mann, dem soviel Reiz, Liebenswürdigkeit und Anmut in holder Unbefangenheit dargeboten wird, solche Gunstbezeigungen ohne weiteres ausbeuten müsse. Eine solche Vermutung scheitert aber an der erstaunlichen Selbstbeherrschung, die der Vollblutamerikanerin eigen ist. Sie weiß, mit kaltem Blut ihre Sinne zu zügeln und sehr scharf die Grenze, die der Keuschheit gezogen ist, innezuhalten. Ein falsches Auslegen ihres verlockend erscheinenden Entgegenkommens seitens des Mannes würde diesem jedenfalls nicht gut bekommen.

Wie sich in den Vereinigten Staaten eine von der übrigen Welt verschiedene Rasse herausgebildet hat, so sind auch in der Amerikanerin ganz bestimmte typische Züge entwickelt. In ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Benehmen hat sie unstreitig viel Anziehendes und Blendendes. Sie hat ein hervorragendes Geschick, sich vorteilhaft zu kleiden, und hält auf peinliche Sauberkeit und sorgfältige Pflege der Zähne und Hände. Da sie darauf bedacht ist, auch über die Schulzeit hinaus sich fortzubilden, so ist sie in der Regel dem Manne, der für Kunst und Wissenschaft wenig Sinn hat und nach dem Abgange von der Schule ganz in seinen geschäftlichen Interessen oder in politischen Bestrebungen aufgeht, geistig überlegen. In der Gesellschaft überläßt der Amerikaner zumeist der Frau das Wort und wagt kaum, ihr zu widersprechen. Die Unterhaltung

Go gle

mit einem gebildeten Fremden, der nicht ausschließlich vom Geschäft spricht und auch einer Schönheit gegenüber seine Ansicht und seinen Standpunkt vertritt, muß daher auf die Amerikanerin einen eigenen Reiz ausüben.

Mit einem ausgeprägten Selbstgefühl, mit Klugheit und Takt ist bei der Amerikanerin fast stets ein tief wurzelnder Nationalstolz vereinigt. Schon in den öffentlichen Schulen wird drüben den Kindern der Glaube eingeimpft, daß die Vereinigten Staaten das reichste, schönste, von Gott besonders gesegnete Land sind, dem anzugehören ein hohes Glück ist. So ist denn auch in der im Lande des Sternenbanners geborenen Frau ein starker Patriotismus, eine warme, unverfälschte Liebe zu der Flagge des „glorious country" entwickelt. Nur ungern entschließt sie sich zu einer Heirat mit einem Ausländer; es sei denn ein solcher mit Titel und Rang oder ansehnlichem Vermögen. Aber auch dann wird sie verlangen, daß der Gatte sich ihrer Art und ihrem Willen unterordnet und ihre Meinung von der Bedeutung der großen Republik teilt. Ihre Ehe mit einem Manne von anderer Gesinnung wird zumeist nicht glücklich und harmonisch verlaufen, da ihr die Grundlage übereinstimmenden nationalen Empfindens fehlt. Selten wird die Vollblutamerikanerin sich in einem fremden Lande heimisch und behaglich fühlen.

Die Vergötterung des Weiblichen im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben läuft auf eine einzige Huldigung des Mannes vor dem Weibe hinaus. Während der ehrwürdige Greis nur mit lässigem Kopfnicken begrüßt wird, reißt man vor einem unreifen Backfisch ehrerbietig den Hut ab. In dem Wagen der Straßenbahn wird auch der Millionär einem Dienstmädchen willig seinen Sitz einräumen. Es wird als selbstverständlich angesehen, daß der Herr für seine Begleiterin das Fahrgeld entrichtet und im Restaurant oder im Theater für sie bezahlt. Dann und wann habe ich beobachten können, wie der ermüdet von seinem Tagewerk in sein Heim zurückgekehrte Ehemann unverdrossen daranging, das Essen in der Küche herzurichten, den Tisch zu decken, das Baby auf den Arm zu nehmen und andere häusliche Dinge zu verrichten, während Gattin und Töchter sich behaglich im Schaukelstuhle wiegten. Bei gemeinsamem Ausgange schiebt nicht die Frau, sondern der Ehemann den Kinderwagen. Selbst der Farmer läßt es nicht zu, daß Frau oder Tochter schwere Arbeit auf dem Felde oder im Hofe verrichten. In keinem Stande läßt sich drüben die Frau zum Haustier erniedrigen. Ebensowenig werden die Töchter des städtischen Proletariats Dienstbotenstellungen annehmen, außer wenn die äußerste Not sie dazu zwingt.

Die Anwesenheit einer weiblichen Person in einem öffentlichen Lokale, oder wo sonst es sei, hat fast stets die Wirkung, daß die Männer sich jeden allzu lauten Wesens, des Schimpfens und Fluchens enthalten und sich manierlich benehmen. Sogar in trunkenem Zustande wissen die Männer sich dann zu beherrschen. Würde in Amerika es jemand wagen, eine Dame auf der Straße zu belästigen, was in den europäischen Großstädten ja alle Tage geschieht, so

Go gle

würde der Betreffende gar rasch mit männlichen Fäusten unliebsame Bekanntschaft machen. So gilt es auch in der Gesellschaft von Herren allgemein für unschicklich, über eine Dame üble Nachrede zu führen.

Eine Dame kann getrost allein von New York bis San Francisco reisen. Sie wird überall auf den Schutz und die Artigkeit, sowie die Aufmerksamkeit der den Eisenbahnzug begleitenden Bediensteten und der männlichen Fahrtgenossen rechnen können.

Die öffentliche Meinung nimmt drüben fast kritiklos für die Frau Partei. Auch die Richter sind in der Regel nur zu sehr geneigt, Vergehen von weiblichen Personen milde zu beurteilen und bei Ehestreitigkeiten sich auf deren Seite zu stellen. Ein Ehemann, der seiner Gattin gegenüber tyrannisch auftreten würde, würde zweifellos die Achtung seiner Mitbürger verlieren. In dem westlichen Staate Oregon, wie auch in noch einigen anderen Einzelstaaten, wird tätliche Mißhandlung einer Ehefrau seitens des Mannes vom Gesetz mit öffentlicher Auspeitschung bestraft.

Unsittliche Angriffe auf weibliche Personen, Notzucht und dergl., werden durchweg mit den strengsten Strafen, in den meisten Staaten mit lebenslänglichem Kerker geahndet. In letzterer Zeit hat das Strafrecht einiger Staaten außerdem Bestimmungen in das Gesetzbuch aufgenommen, nach denen das Gericht bei Personen, die sich der Schändung eines noch unerwachsenen Mädchens schuldig gemacht haben, oder die Gewohnheitsverbrecher sind, die Vornahme einer Operation zur Verhütung der Fortpflanzungsfähigkeit anordnen kann. Sind die Attentäter Neger, so sind sie unfehlbar der Lynchjustiz verfallen, die in der Regel mit einer dem Amerikaner sonst nicht eigenen Grausamkeit vollzogen wird.

Wie das Strafrecht, so billigt auch das Zivilrecht der Frau einen außerordentlichen Schutz zu. Sie genießt dem Ehemann gegenüber in persönlicher wie in finanzieller Hinsicht entschiedene Vorteile. Auch auf geschäftlichem Gebiete erfreut sie sich beträchtlicher Vorrechte. So kann sie beispielsweise für eine betrügerisch eingegangene Schuld nicht verhaftet werden. Im Falle einer Zwangsversteigerung, ob ledig oder verheiratet, stehen ihr gewisse Ausnahmerechte zu, die dem Manne nur in der Eigenschaft als Hausvater zugebilligt sind.

Die Damen stehen im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit. Die Presse füllt ihre Spalten mit endlosen Berichten über deren Tätigkeit und die von ihnen veranstalteten Festlichkeiten, sowie über die dabei zur Schau getragenen Toiletten. Keiner der zur Society gehörigen Damen wird das Glück vorenthalten, ihr Bild von Zeit zu Zeit in einer Tageszeitung oder einer Zeitschrift veröffentlicht zu sehen.

Wie auf dem Gebiete der öffentlichen Meinung, die in Amerika eine sehr bedeutende Rolle spielt, so macht sich der weibliche Einfluß auch in den kirchlichen Angelegenheiten, vor allem in dem Sektenwesen, das die Physiognomie des religiösen Lebens drüben bestimmt, als maßgebend bemerkbar. Obgleich in

Google

den Vereinigten Staaten die Kirche vom Staat getrennt ist und Religion als Privatsache angesehen wird, so gehört es doch dort allgemein zum guten Ton, Mitglied einer Kirchengemeinde zu sein und jeden Sonntag mindestens einmal das Gotteshaus zu besuchen. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß kein Mann von notorisch irreligiöser Gesinnung, kein Atheist in Amerika Aussicht hätte, ein öffentliches Amt zu erlangen. Aber auch ebenso sicher ist es, daß der Mann, der sich von der Kirche abwendet, von der Frauenwelt verachtet wird.

Der in den Vereinigten Staaten mit einem gewissen Fanatismus eingeleitete Kreuzzug gegen den Alkoholismus ist vornehmlich von den Kirchengemeinden, in denen die Weiblichkeit herrscht, ausgegangen. Die Alkoholgegner haben dort eine weitgehende Macht gewonnen. Sie bilden jetzt eine regelrechte politische Partei und stellen für alle Ämter ihre eigenen Kandidaten auf. Ihnen beugen sich sogar die Präsidentschaftskandidaten, die in der Öffentlichkeit nur Milch, Selterwasser und ähnliche „einwandfreie Sachen" (soft drinks) zu trinken wagen.

Die Erziehung der Jugend liegt zum überwiegenden Teil in den Händen der Frauen. Im Lehrkörper der Volksschulen (public schools) bilden sie bei weitem die Mehrzahl. In den meisten Einzelstaaten und Kommunen hat man den Lehrerinnen auch die Wählbarkeit in den Schulaufsichtsrat zugestanden.

Ohne große Schwierigkeiten haben in neuerer Zeit die Frauen auch das volle aktive und passive Wahlrecht für alle staatlichen Ämter und die gesetzgebenden Körper erlangt. Dem weiteren Umsichgreifen des Feminismus ist demnach in der Neuen Welt ein freies, unbegrenztes Feld eröffnet. Die „Herren der Schöpfung" sind nunmehr auch auf dem Gebiete der Politik und bei der Besetzung der Ämter in den Hintergrund gedrängt. Die letzten Ziele der wie eine unaufhaltsame Flut sich ausbreitenden Frauen-Emanzipation und deren Rückwirkung auf die Gesamtinteressen des Landes sind gegenwärtig noch nicht abzusehen. Schon jetzt aber werden drüben viele Stimmen laut, die in dem Vorherrschen der Weiblichkeit auf so vielen Gebieten eine ernste Gefahr erkennen.

Eine bedenkliche Folge des Vordringens der Frauen in die verschiedensten, zuvor ausschließlich den Männern vorbehaltenen Berufe zeigt sich bereits darin, daß die Gründung einer eigenen Häuslichkeit mehr und mehr gescheut wird. Da auch der Mangel an Dienstboten sich in Amerika von Jahr zu Jahr fühlbarer macht, so ziehen es ledige Damen und auch viele Ehepaare vor, in den in allen Städten in großer Anzahl vorhandenen Boarding- und Apartment-Häusern, die zumeist allen wünschenswerten Komfort bieten, zu wohnen. Da der Frau genug Möglichkeiten offen stehen, sich selbständig ihr Brot zu verdienen, so wird die Ehe dort weit weniger als bei uns als eine „Versorgung" angesehen. Findet sich indessen Herz zu Herzen, und ist die Wahl getroffen, so reift auch schnell der Entschluß, den Ehebund einzugehen. Einen langen Brautstand kennt man in Amerika nicht. Ohne langes Zögern wird aber auch die Trennung angestrebt, wenn die Ehe sich als ein „failure" (Fehlgriff) erweist. Da jeder Einzel-

Google

staat seine eigenen Heirats- und Scheidungsgesetze hat und die Tendenz in der Gesetzgebung allgemein auf Erleichterung der Ehescheidung geht, so sind solche Scheidungen, und zwar in allen Ständen, etwas Alltägliches.

Wenn diese Erscheinung schon bei der Beurteilung des amerikanischen Familienlebens ins Gewicht fällt, so tritt als weiteres ungesundes Zeichen die seit langer Zeit bestehende Kinderlosigkeit, die sich namentlich in den rein anglo-amerikanischen Kreisen grell bemerkbar macht, hinzu. Man hat sich in den Vereinigten Staaten selbst nicht der Erkenntnis verschließen können, daß die ursprünglichen amerikanischen Rassen sich kaum noch fortpflanzen und daß ohne die Einwanderung anderer Volksgenossen, die sich ungeachtet der gesetzlich eingeführten und nach und nach verschärften Einschränkung noch immer auf etwa eine Million Köpfe für das Jahr beläuft, eine die Existenz der Nation in Frage stellende Bevölkerungsabnahme mit Sicherheit eintreten müßte.

Die bedenklichen Folgen, die sich aus der eigenartigen Richtung der amerikanischen Frauenbewegung ergeben, haben den früheren Präsidenten Theodor Roosevelt vor einigen Jahren dazu veranlaßt, das Wort vom Rassen-Selbstmord auszusprechen. An anderer Stelle hat sich der hervorragende Vertreter des Amerikanismus dahin geäußert: „Die Frau soll die Haushälterin, die Stütze und die Helferin des Erwerbers, die verständige, emsige Mutter einer großen Anzahl gesunder Kinder sein . . . . . Männer, die zurückschrecken vor der Arbeit und zurückschrecken vor einem rechtschaffenen Kriege, und Frauen, die zurückschrecken vor der Mutterschaft, wandeln am Rande des Abgrundes und verdienen, von der Erde zu verschwinden."

Dr. Paul Fechter:
Sachlichkeit und Religion.

Eine der ersten Wirkungen, die man dem Kriege bald nach seinem Ausbruch nachsagte, war die Klärung der inneren seelischen Situation, die Zurückführung des Menschen auf sich selbst, die er gebracht haben sollte. Bei aller Dankbarkeit für das ungeheure Erlebnis, das gerade Ausbruch und Anfang des Ringens uns schenkten, wird man sagen müssen, daß das Gegenteil richtig ist. Wer die Äußerungen der Zurückgebliebenen zu dem Thema auch nur annähernd verfolgt hat, sieht Chaos und Verwirrung, nicht Klarheit oder Entwicklung zu ihr. Die alte Wahrheit ist nicht länger wahr; eine neue ahnt man noch kaum. So versucht man rückgreifend zu noch älteren Wahrheiten seine Zuflucht zu nehmen, bewußt wieder primitiv zu werden. Das Ergebnis ist das Gegenteil von klar, nämlich trübe. Gerechtfertigt wird es, weil jede Verwirrung, wenn sie auch zu-

Go gle

nächst selbst sehr entwickelte Menschen zu den seltsamsten und widerspruchvollsten Äußerungen verleitet, mehr Möglichkeiten neuer Erkenntnisse, Einsichten und Vertiefungen enthält, als die vielberufene Klärung, als die man die von selbst sich ergebende Interessenbegrenzung der Zeit ansprach.

Das eigentlich Bedeutsame in diesen Tagen ist ja im Grunde auch nicht das, was die Unbeteiligten, ferne der Tat, die jetzt alles ist, erfahren, sondern die Wandlungen derer, die den Strom bilden, der heute die Zeit trägt. Die Niveaufläche dieser stürmischen Tage geht durch die Seelen der Kämpfenden draußen; das daheim Gedruckte und Geschriebene ist kaum Refler dieser Wirklichkeit, sondern nur Widerhall eines anderen Kampfes — nämlich der Auseinandersetzung des von draußen in Worten Hereindringenden mit dem vom Krieg zertrümmerten bisherigen Wortgebilde der modernen Seele. Und selbst das draußen Geschriebene, in Feldpostbriefen und Aufsätzen Festgehaltene gibt schon Abgeleitetes, blasse Spiegelungen dessen, was die menschliche Seele in der Wechselwirkung zwischen Tat und Eindruck, Handeln und Leiden an Abwandlung erfahren hat. Was gilt das Wort noch in Tagen, die den Schrei wieder in sein Recht einsetzten und dem Sturm seine Ehre wiedergaben.

Zwei Dinge sind es, die der zum Zuschauen Verurteilte, abgesehen von dem, was sich nur handelnd erleben läßt, bei den Menschen draußen im Felde heute wahrnimmt, — zwei Strebungen, die, da sie neben der vergänglichen Ekstase des Kampfes die größere Dauer besitzen, vielleicht zu bestimmenden Faktoren des Kommenden werden können. Sachlichkeit ist die eine, die erneute Entdeckung des Metaphysischen die andere.

Die gesteigerte Fähigkeit zum Sachlichsein ist eine letzte Wirkung der abgelaufenen Zeit. Das Leben nach außen, das das vergangene Jahrhundert beherrschte, die Einordnung des Menschen in die allgemeine Ordnung der Welt, und die schon in dem Lessingwort „Mittelgut wie wir" sich ankündigende Bescheidenheit vor dem Ganzen findet hier ihre Krönung. Diese Menschen, die die äußersten Grenzen des Lebens gesehen, zwischen Blut und Wunden, Tod und Vernichtung gestanden haben, verzichten auf Werten und Einordnen, begnügen sich mit dem Feststellen, dem Sehen, Hinnehmen und Erledigen. Sie sind Helden, weil sie das letzte Schicksal vor Augen, ihren Weg weiter gehen — und sind im Sinne der allgemeinen Phrase keine Helden. Die Ekstatiker des Wortes beherrschen das Papier daheim; die draußen erledigen dynamische Aufgaben ohne Worte. Die werden im Felde alle fahl und leer — und noch der bestgemeinte gedruckte Lobgesang verhallt und wird schal vor jenem von aller Literatur und aller Sprachkonvention freien Bekenntnis mehr als einen Mannes, der seine Pflicht bis zum Eisernen Kreuz getan hat und ruhig eingesteht: „Zuweilen kriegt man doch 'nen kalten Hintern." Das Ungeheure jenseits aller Ordnung und aller Gesetze ist in das Gesetz der Pflicht hineingezwungen, —

Go gle

etwas selbstverständlich zu Erledigendes geworden: so steht man sich und ihm nur noch sachlich gegenüber.

In diesem Unpersönlichmachen liegt zum Teil wenigstens das Geheimnis der ungeheuren Stärkung und Stählung, die der Krieg bringt. Wer einmal in der Nähe der Schlachten war, weiß, um wieviel leichter auch dem, der nicht mit hinaus durfte, das Ertragen dieser Zeit dort wird, als drinnen im Lande. Etwas unsagbar Beglückendes, Hinaufreißendes liegt dieser unpathetischen Erledigung noch des Schwersten, was diese Welt an Aufgaben zu stellen hat. Der Krieg verliert weder seine Schrecken noch seine Größe; der Mensch aber, der in selbststeigernder Entsagung und Einordnung in ein Überpersönliches auch über dies letzte hinauswächst, bekommt gerade mit dieser Versachlichung die höchste Herrschaft über sich und die Welt. Der Geist, im Mechanismus des Riesenkampfes zu schauerlicher Objektivität verdichtet, triumphiert in dieser Beherrschtheit der Kämpfenden noch einmal über das Ganze des Daseins. Es ist derselbe Geist, der die naturwissenschaftlich-technische Größe des 19. Jahrhunderts schuf; hier ist er zum Herrn über sich selbst emporgewachsen.

Bleibt die erneute Entdeckung des Metaphysischen. Sie ist nicht eigentlich ein Resultat, sondern eine Folgeerscheinung des Ringens. Die Sachlichkeit noch gegenüber den letzten härtesten Dingen der Erde wächst und wohnt draußen, zwischen den Schlachten; die neue Geistigkeit wird in der Stille des wartenden Landes geboren. Nicht bei den Daheimgebliebenen: die werden Jahre harren müssen, bis aus dem Wirrwarr in ihnen ein neues Gleichgewicht ersteht, — sondern bei den Zurückgekehrten. Bei den Kranken und Verwundeten, die in der Stille unbeschäftigt erlittener Tage ihre Seelen zwischen Tod und Leben, Höllen und Himmeln wandern gehen lassen mußten. In den Augen dieser Menschen, die jetzt hier langsam durch unsere Gassen schreiten, in diesen seltsam fernen, unirdisch wissenden und horchenden, nicht verstehenden und Letztes gesehen habenden Blicken glänzt das neue Reich auf, das in diesem Krieg geboren wird. Der Tod hat hinter diesen Männern gestanden, in seiner ganzen unmittelbaren Größe und Furchtbarkeit. Sie haben ihn mit der Sachlichkeit gesehen, zu der sie der Krieg erzog, und haben am eigenen Leibe, in der eigenen Seele seine harte Hand gespürt: so bekam er eine neue Wirklichkeit für sie, und von dieser aus begann sich ihnen die Welt neu zu ordnen, aus dem Dunkel und dem Geheimnis heraus. Sie sahen das Leben in seiner furchtbarsten Form — und erlebten darin Gott. In den Augen dieser Männer leuchten die Anfänge einer neuen Religiosität; sie tragen die Spuren einer Berührung mit dem Absoluten, das hier aus einem Begriff wieder ein Erlebnis, aus einem Wort ein Wert geworden ist. Die große Versachlichung, die das letzte Jahrhundert gebracht hat, wird in ihrer Krönung und stärksten Besiegelung in diesem Kriege zugleich „aufgehoben": in der Berührung mit dem großen Sterben erwächst gerade durch sie erneut die Macht des Gefühls für das Göttliche hinter und über den Dingen.

Go gle

Was sich in Kunst und Dichtung schüchtern und kraftvoll zugleich zu rühren begann, was in den ersten Tagen des Krieges mit unerhörter Wucht aufflammte, — das alte unsterbliche deutsche Weltgefühl, aus dem Dürer und Hegel, Kant und Goethe lebten und das die Jüngsten wieder zu Ehren bringen wollten: das findet jetzt seine Bestätigung wie nie zuvor. Und wiederum, daß es sie findet, daß halb Verschollenes mit unwiderstehlicher Kraft seine ewige Gültigkeit beweist, ohne Absicht und ohne Worte, rein durch sein erneutes starkes Dasein, dessen Folgen wir noch garnicht absehen können, das allein wäre schon eine metaphysische Rechtfertigung dieses deutschesten Krieges — wenn es je einer solchen bedurft hätte.

Aufgabe der Zukunft aber wird es sein, zwischen diesen beiden Strebungen, auf denen des Krieges Ehre ruht, Ausgleich und inneres Gleichgewicht nicht so sehr aus Überlegung als aus geläutertem Instinkt heraus zu finden. Auf dem Wege ergibt sich zugleich am besten eine Klärungsmöglichkeit für die nur passiv beteiligt Gebliebenen.

Arthur Silbergleit:

Der Dulder.

Der Dulder nur empfängt die Krone.
Erst wer gereift durch tiefes Leid,
Wächst aus dem engen Ring der Zeit
Vom Menschenkind zum Gottessohne.

Ihm bauen unsre Träume Throne,
Und von Gestirnen benedeit
Verschließt er sich dem gellen Hohne
In seiner stillen Seligkeit.

Im Tal der ewig Obdachlose
Schläft er in Gottes Wolkenzelt.
Sein Haupt schmückt die Apotheose
Des Sonnendiadems der Welt.

Das Fest des Südens.

Verglüht Ihr Farben der Erinnerung?
Fließt Traum um Traum aus meinem Lebenslenz:
Ferrara und Du fürstliches Florenz,
Morkotes Friedhof mit dem Pinienschwung,

Venetias fahle Schönheit und das Fest
Der Gondoliere bei dem Strahlenkrieg
Der stärksten Sterne und bei der Musik
Des schwarzen Wassers, das sich buhlend preßt

Go gle

An der Paläste bröckelndes Gestein?
Hat sich des Dogen Wappenschild gelöst
Vom Schloßportal, vor dessen Säulen stößt
Der Gondel Schnabel in die Flut hinein?

Verdämmerst Du auch, weißer Vatikan,
In dessen Gärten mit der Päpste Stolz,
Voll Hoheprieſterheiligkeit, Apolls
Gesalbte sich mit Harfen schreiten sahn?

Und du Bolognas Säulenhalle, die
In ihrem kühngewölbten Pfeilerring
Die Würde strenger Wissenschaft umfing,
Durchwallt auch Dich nur noch Melancholie?

O meiner Träume Goldorangenfall!
Wenn Ihr vom Baume meines Lebens sinkt,
Ein jeder wie ein schmaler Sonnenball,
Schwärzt mich die Schwermut: meine Glut ertrinkt.

Der Schwan.

O Wolken, weiße Wandrer,
Im Wasser, Schritt für Schritt,
Zieht Eure Spur ein andrer
Genosse strahlend mit.

Er ist Euch gern Gefährte
Und liebt Euch brüderlich.
Der Glanz, der Euch verklärte,
Umschimmert auch sein Ich.

Er führt ein lichtes Leben;
Geebnet glänzt sein Plan,
Und seine Schwingen schweben
Gleich Euch auf glatter Bahn.

Er ist die weiße Wolke,
Die auf der Erde fährt,
In Gottes Reisevolke
Umklungen und verklärt.

Er wallt ins Meer von hinnen
Mit frohem Pilgermut.
Als seine Dienerinnen
Betreun ihn Flut um Flut.

Und küssen seiner Schwingen
Gewand und Hermelin,
Und heben an zu singen
Beglückte Melodien.

Er aber rauscht den Wellen
Stolz, majestätisch Dank,
Und seine Schwingen schwellen
Zu heldischem Gesang.

Go gle

Catharina von Pommer-Esche:

Almendro.

Roman-Novelle.

Copyright 1914 by Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

(Fortsetzung.)

Zerstreut irrte er umher, bis ihn ein Schwächegefühl nach Hause trieb. Er aß, ohne zu wissen, was, sah kaum die gute Emilia, die in Sorge um ihn war, da sie nichts weiter gehört hatte. Nach dem Speisen stieg er auf den Turm und ließ seine Blicke umherschweifen. Da waren Feigenbäume, glänzende Magnolien, das große, unendliche Meer. Rechts der Hafen mit dem Mastenwald der Schiffe, links die Pinienwaldungen, dahinter die Berge. Weit drüben der uralte, lange nicht mehr benutzte Kriegshafen mit den verwitterten Kanonen. Majestätisch zeichnete sich der Dom vom blauen Himmel mit seinen Strebepfeilern und Arkaden ab. Don Adriano nahm das schöne Bild in sich auf, aber die Heiterkeit der Natur bedrückte ihn. Welcher Gegensatz zu der grauen Schwermutsstimmung seines Innern! Wie sich von der Kette befreien? Was ist es denn mit dem Kismet? Jedem war doch sein Leben vorherbestimmt, und danach geht es. Oft war er in seiner frühesten Jugend auf eine Anhöhe geklettert und hatte von dort auf das lachende Bild in den sonnendurchglühten Straßen geblickt, wo sich die Menschen wie ein Ameisenschwarm tummelten, den Bedürfnissen des Lebens nachgehend, oft geschäftig um ein Nichts.

Die Stadt hatte vielleicht achtzig- oder neunzigtausend Bewohner. Und wie viele Gegensätze in ihrem Dasein. Groß ist das Reich der Lebenden, aber noch weit größer das Reich der Toten . . . Er gedachte derer, die nicht mehr sind, wenn der Wind durch die Äste der Zypressen streifte. Wo wir gehn und stehn, ist der Staub von Menschen voriger Geschlechter; sind wir heiter, so hüpfen wir darüber hinweg, aber sind wir vom schweren Geschick wie vom Unwetter geschlagen, dann denken wir daran.

Der Palast, in dem Don Adriano lebte, war von den Toten erbaut. In unseren Augen leuchtet die Seele unserer Vorfahren, wie auch in den Charakterzügen unseres Wesens die Bilder der Väter wiederkehren. Der Mensch der großen Städte lebt in einem Wirbelwind, hat kein Heimatgefühl, weiß nichts vom Haus der Väter, nichts von seinen Licht- und Schattenseiten. Adriano hatte einen Palast von seinen Ahnen, hatte eine Heimat, ja — aber wie stand er damit? Seine Seele war gemartert. Warum sprang er nicht in die blaue Flut? Warum setzte er nicht ein Ende aller Erdenqual? Aber Selbstmord? — Ist solch Tod nicht große Feigheit? Sollte der letzte Mosca so sterben? Ja, hätte

Go gle

er etwas Tüchtiges gelernt, so wie es seine Mutter gewollt, dann würde es ihm nicht fehlen — aber was helfen jetzt Gewissensqualen? Zu spät war's für den Dreißigjährigen mit dem Lernen zu beginnen.

Don Adriano sah auf das Meer, wo sich hart am Horizont die Rauchsäule eines Dampfschiffes abzeichnete. Er dachte an Riesenschiffe, an die schwimmenden Häuser, den Stolz menschlichen Geistes, die in kurzer Zeit die Reise um die Welt machen. Seine Vorfahren hatten mit kleinen Booten Wunderbares geleistet.

Lange Zeit blickte Don Adriano aufs weite Meer hinaus, auf die weißen Segel, die wie Möwen einherzogen. Als er sich von der Terrasse wandte, stand er vor der Tür der Hauskapelle, einem vergessenen Eingang gegenüber. Die verrosteten Angeln knirschten. Er glaubte, in dem steinernen Kirchengewölbe einen Duft von Weihrauch und Essenzen deutlich zu spüren, Gerüche, die ihn an die Frauen und Töchter seiner Ahnen mahnten. Durch die kleinen Fenster der Kuppel flimmerten in absteigenden Linien die Sonnenstrahlen. Der Altar leuchtete im Dämmerschein von Reflexlichtern reinen Goldes.

Zwei Betstühle, mit altem blauem Sammet bezogen, schienen noch die Spuren zarter Gestalten zu tragen. Meßbücher lagen da, die viel benutzt waren. Eins hatte seiner Mutter gehört, der schönen bleichen Frau, die ihr Leben in Gebeten und goldenen Zukunftsträumen für den einzigen Sohn verbrachte. Das andre war wohl das Meßbuch der Großmutter, die so schön die Harfe gespielt. Diese Erscheinungen aus der Vergangenheit in der verlassenen Kapelle ließen in Don Adrianos Innerm Saiten erklingen, die lange verstummt waren. Er fühlte etwas wie eine fromme Regung, und plötzlich wußte er, daß er nie wieder nach Valhermoso gehn würde.

Dem Entschluß soll die Tat nicht nachhinken, sondern rüstig und schnell folgen, sagte er sich. Adios! Am Abend suchte er Pedro Noce auf und bat ihn vertraulich um Geld.

„Ich weiß nicht, wann ich es dir wiedergeben kann. Ich verlasse diese Insel. Mag alles drunter und drüber gehn. Nur daß ich's nicht mit ansehn muß."

Pedro gab ihm gern und reichlich, versprach auch, mit dem Kapitän um die Ordnung seiner Angelegenheiten bemüht zu sein.

„Sag es keinem, daß ich gehe, nur du und der Kapitän, ihr sollt es wissen. Ich warte den nächsten Dampfer zu jener fernen Insel ab, wo ich noch einige Felspartieen habe, die zum Teil bewaldet und mit allerlei Wild, Kaninchen, Hasen bevölkert sind. Auch ein alter Turm aus der Zeit der Piraten steht dort. Ich habe es erst vor kurzem erfahren. Dorthin will ich, dort werde ich jagen, fischen, leben, ohne Menschen zu sehn."

Pedro ergriff befriedigt Don Adrianos Hand. Dieser Entschluß freute ihn.

„Ihr tut recht so — das andere wäre eine Torheit gewesen."

Go gle

Zweiter Teil.

I.

Don Adriano betrachtete sein Bild vom Nachen aus im durchsichtigen Wasser. Kristallklar war die Flut, bis auf den Grund konnte er blicken. Die roten Felsen stiegen tief hinab, und unten war ein eigentümliches Leben und Weben. Was die Menschen mühsam in ein Aquarium bringen, bot hier die Natur. Da waren wunderliche Algen, die ganze Meeresflora. Die Blumengöttin steigt auch hinab auf den Meeresgrund und entfaltet dort ihre Kräfte; Seerosen und Seenelken, die sich öffnen und schließen, wenn die leiseste Bewegung an ihnen vorüberzieht, Seepflanzen mit ihren grünen Köpfen, andere wieder, die den Feigen gleichen, nisteten tief in Felsschluchten, in die blaue Flut getaucht. Große Seesterne krallten sich fest am Gestein, und listig huschten kleine Seeteufelchen zu ihnen heran. „O wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund, du stiegst herunter, wie du bist, und würdest erst gesund," dachte Don Adriano, in Goethe-Stimmung, nachdem er eine Weile eindringlich hinabgeschaut hatte. Auch hier sah er, wie überall: ein Werden und Vergehen. Da kommt der Raubfisch und verschluckt die kleinen Fische, die ahnungslos einherschwimmen. Nicht nur die großen gefürchteten Haifische sind Räuber im Meer, es gibt zahllose andere.

Es war beinahe Mittag, wo die Sonne ihre volle Macht zeigte, aber Adrianos kleines Fahrzeug befand sich im Schatten. Die Landschaft war hier so wunderschön, daß ein Maler seine ganzen Utensilien hätte hervorholen müssen, die leuchtendsten Farben, um festzuhalten, was es hier zu sehen gab, nichts Düsteres, nichts Graues und Kaltes, nur wonniger Süden! — Aber diese schöne Gotteswelt könnte der größte Farbenkünstler nicht wiedergeben. Himmelhohe Felsen steigen hinauf und bilden das Ufer der wenig besuchten Insel Formentera. Ein Riesenblock ragt empor, den die Leute „Aufstieg zum Himmel" nennen. Der Berg hat eine Höhe von mehr als 300 Metern. Er spiegelt sich im Meere wider. Über seinem gewaltigen Fuß glitzert die blaue Meeresflut in goldigem Flimmern, und die Küste scheint zu opalisieren.

Bei Sturm zeigt sich ein anderes Bild, nicht minder schön. Auf der tiefblauen Fläche tanzen weiße Schaumkrönchen und rauschen an die Felsen, wo ein donnerndes Echo ertönt — weit hinhallend, und in die Schluchten und Einschnitte der zerklüfteten Ufer spritzt die Flut.

Am Steuer des Nachens steht eine prächtige Gestalt: ein wind- und wetterfester Seemann, der den größten Teil seines Lebens auf dem Wasser zugebracht hat. Erst in seinen alten Tagen lebte er auf der heimatlichen Scholle, aber es ging dem alten Calamaro wie einer Amphibie, die das Wasser liebt. Viel fehlte ihm nicht mehr zu achtzig Jahren, aber er trug diese Last leicht. Die ans Rudern gewöhnten Arme waren sehnig und straff. Keine Krankheit hatte diesen gesunden

Google

Körper je heimgesucht. Das Gesicht, gebräunt schon von Natur aus, hatte die Sonne in Bronzetöne getaucht. Er trug weite Pluderhosen, deren Farbe schwer zu bestimmen war, die salzige Meeresluft hatte sie ausgeblichen. Zwei flatternde Zeugstücke, die eine Bluse darstellen sollten, hüllten den Oberkörper dürftig ein. Um den Leib trug Calamaro die spanische Faja, eine breite Binde in Rot und Gelb, den Landesfarben, auf dem Kopf eine Zipfelmütze mit langer Troddel, an deren Ende ein silbernes Fischlein hing, ein Zierstück, auf der Insel gefertigt. Im Fischen war der alte Calamaro ein Meister. Seit er nicht mehr in fremden Dienst trat und hier sein Alter zubrachte, war er Fischer von Beruf, auf der ganzen Insel gekannt und geachtet. Er trug einen kurzgeschorenen Backenbart, und von seinen Ohren hingen kupferne Münzen. Als Knabe, so erzählte der Alte, sei er Schiffsjunge bei einem reichen Maltheser gewesen. Der war so ausstaffiert, da sagte er sich, er wolle es ihm nachmachen, und dann behielt er die Mode bei.

Leise glitt der Nachen weiter, während Calamaro ein Netz tief ins Wasser zum Fischfang senkte. Der Alte kannte die fischreichen Stellen und die besten Zeiten zum Ausfahren.

Don Adriano war in den ersten Tagen ganz versunken in den Anblick der landschaftlichen Reize. Bei diesem wilden Felsufer konnte man nur an einigen Stellen landen, da sind Naturhöhlen mit prächtigen Arkadengebilden, wo in alten Zeiten die Seeräuber sich versteckt hielten. Darüber häufen sich Gebilde von Felsen, aus denen sich spitze Zacken wie steinerne Riesenfinger erheben. Mutige Jäger hatten es gewagt, hier hinaufzuklimmen, indem sie einige Abstufungen im Gestein für den waghalsigen Aufstieg benützten. Ganz bis zum Gipfel hatte sich, nach des alten Calamaro Bericht, nur ein Mönch gewagt, den die Regierung ausgewiesen hatte als der aufrührerischen Carlistenpartei angehörend: ein harter und unternehmender Mann. Man sagt, er hätte ganz oben ein Kreuz errichtet.

Don Adriano bemerkte auf den einzelnen bewachsenen Gründen des großen Gebirges durch die verstreuten Bäume einige farbige, rötliche und weiße Punkte, die sich bewegten: das waren die wilden Ziegen. Sowie ein Boot drunten erschien, jagten die Tiere in wilden Sprüngen, Gemsen gleich, von Fels zu Fels, und ihr frohes Meckern klang wunderlich in dieser Einöde. Don Adriano hatte seine Flinte bei sich und machte sich den Spaß, einen leeren Schuß abzugeben. Welch Naturschauspiel! Ein lautes Echo, und Hunderte von Möven, alt und jung, flogen aus den Felsennestern, auch Falken wurden flügge und machten in der Luft Jagd auf wilde Tauben. Der alte Calamaro zeigte Don Adriano offene Höhlen im Felsen. Das waren seit Jahrhunderten natürliche Zufluchtsorte für die Bienen, die sich auf den Gefilden der Insel Stoff zum Honig gesammelt hatten. Calamaro hatte es oft gesehen, wie bernsteinfarbene Fäden

Go gle

dort von den Felsen hingen. Calamaro zog das Netz empor. Neun Prachtkerle liegen darin — ein gutes Mittagsessen für heute. Languſten gab es hier viel.

„Nun, mein guter Calamaro, ſingt Ihr auch noch?“

Don Adriano kannte die Liebe des Alten zum Geſang, der er treu geblieben, obwohl er längſt keine Stimme mehr hatte. Die Aufforderung des Herrn freute ihn, und er begann zu ſummen. Allmählich wurde aus dem Piano ein Forte, und die Felſen gaben es im Schalle wieder. Es klang wie ein Kirchengeſang, voller Andacht. Die Linke aufs Herz gedrückt, in der Rechten das Schleuſennetz mit den Languſten, ſo ſtand der Alte da.

„So, guter Calamaro, ich danke dir,“ ſprach Don Adriano, als der Alte geendet hatte. Vielerlei Geſchichten wußte er auch; er war ein lebendes Stück Chronik — mit allerlei Gemiſch von Wahrheit und Dichtung. Er hatte etwas von der Geſchwätzigkeit des Alters und meinte, er müſſe Don Adriano beſtändig unterhalten.

„Ich will Euch nur eine einzige Geſchichte erzählen,“ ſagte er, „vom Mercador, dem Held unſerer Inſel. Ja, ſie iſt doch etwas wert, wenn ſie auch von dem großen Nachbareiland mißachtet wird. Das heißt,“ dem Alten fiel ein, daß Don Adriano von dort ſtammte — „gute Leute gibt es ja überall, und Ihr ſeid deren einer! Alſo, Mercador war Beſitzer eines, mit Inſulanern bemannten Schiffes, das in kriegsgerüſtetem Zuſtande gegen Mauren aus Argel und engliſche Schiffe, die Feinde Spaniens, ſtand. Der Name Mercador war allgemein gefürchtet. Am heiligen Dreikönigsfeſt des Jahres 1806 kam eine Fregatte in Sicht; es war ein italieniſches Kriegsſchiff, das hier herumſpionierte, denn die Italiener meinten, dieſe Inſel könnten ſie vielleicht ohne große Mühe Italien mit einverleiben. Plötzlich ertönten Schüſſe, die Italiener hatten ſich der Hauptſtadt Formenteras genähert. Die friedlichen Inſulaner ahnten nichts von einem geplanten Überfall. In dieſer Not war Mercador ſogleich auf dem Poſten. Nur einige dreißig Leute nahm der Held und trat mit ihnen den Eindringlingen entgegen. Das kleine Schiff war recht minderwertig, die Kanone ſtammte aus der Urväter Hausrat, wie ſie die moderne Marine nicht mehr braucht, aber der Mut, die Kühnheit der Leute unter Mercador, das war etwas! Mit großer Mühe ſind ſie herangekommen! David und der Rieſe Goliath! Sogleich ſanken einige der braven Inſulaner, zu Tode getroffen, ins Meer. Da ruft Mercador: „Frascos! Frascos!“ Das ſind Flaſchen, in ihrer Wirkung den Dynamitbomben ähnlich. Dieſe explodierten allſogleich, furchtbarer Schrecken verbreitete ſich auf dem italieniſchen Schiff, wo die Flammen hochzüngelten. Da aber ſprang Mercador mit ſeiner kleinen Schar, die Piſtolen in den Händen, mutig auf den Feind los. Bald hatten ſie geſiegt.“

Gern hätte der redſelige Calamaro noch mehr aus der Schatzkammer ſeines Gedächtniſſes herausgeholt, aber Don Adriano ward ungeduldig.

Go gle

„Schönen Dank, mein Freund, aber die Fische beißen nicht mehr. Seht, sie schwimmen an Eurer Angel vorüber, die Sonne steht nun im Zenith. Es ist genau Mittag."

„Gut denn." Der Alte war vergnügt. Er hißte das kleine dreieckige Segel des Schiffleins, das alsbald bei günstigem Wind das Wasser mit sanftem Geplätscher durchschnitt. So ging es längs der Küste. Der Alte hielt zwischen den Knien eingeklemmt den Korb mit Languſten. Man umkreiſte ein Kap, und da zeigte ſich wieder ein anderes Bild. Auf einer Anhöhe rötlichen Geſteins, teilweiſe üppig bewachſen mit Myrtengebüſch und Heidekraut in Baumhöhe, hob ſich ein großer ſteingrauer Turm ab — wie ein Rieſenzylinder, nach der Seite des Meeres zu mit einem einzigen Fenſter, ein ſchwarzes Loch mit unregelmäßigen Linien. Oben waren Schießſcharten für kleine Kanonen. Auf einer Seite der kleinen Halbinſel fiel das Erdreich allmählich zum Meere ab mit einem Teil Weide, ſaftig grün ſchimmernd, woraus ſich einladend maleriſch eine weiße Häuſergruppe abhob. Das Boot legte dort an, dann wendete es ſich nochmals und glitt praſſelnd auf dem Kiesgrund an ein kleines Riff; dort wurde es angekettet; Don Adriano und Calamaro ſprangen ab. Calamaro zog das Boot wieder ins Waſſer, denn er wollte am Abend nochmals auf See zum Fiſchen.

„Will der Señor mitkommen?"

Don Adriano verneinte:

„Morgen wieder, mein guter Calamaro."

Der Alte ging landeinwärts, den Korb mit Languſten am Arm.

„Sagt doch dort den guten Leuten, daß ſie mir bald mein Eſſen bringen." Der Fiſcher nickte freundlich, und Don Adriano wandelte am Ufer entlang bis zum Turm. Seine Füße, mit weißen Sandalen bekleidet, traten auf den muſchligen Grund. Leiſe beleckte das blaue Waſſer allerlei ſeltene Muſcheln, die hier angehäuft lagen. Das Meer hatte noch mancherlei andere Gegenſtände angeſchwemmt, ſchöne Stücke alter mauriſcher Vaſen, eines Muſeums würdig. Doch hier auf das entlegene Eiland kamen keine Sammler und Altertumsforſcher, auch kaum der große Freund und Kenner der Balearen, Erzherzog Salvator von Öſterreich. Das Meer hat hier einige ſeiner unendlichen Geheimniſſe preisgegeben — Don Adrianos Blicke wurden dadurch angezogen. Vor ſeinem Auge tauchte die Geſchichte Karthagos, der Phönizier, der Araber auf.

Calamaro hatte auch mehrmals uralte Silbermünzen gefiſcht, breitgedrückt wie Hoſtien, von der Wucht der Zeiten.

Don Adriano ſtieg den felſigen Abhang hinauf zum Turm. Die Tamariſken entwickelten ihren reizvollen Wuchs als echte Kinder ſüdlicher Flora. Sie ſchienen die geſunde Salzluft förmlich eingeſogen zu haben, ſo ſtrotzend voller Kraft ſtanden ſie da, mit den Wurzeln zärtlich jedes Stückchen Geſtein umklammernd. Darüber ſchlängelten ſich geſchwind allerliebſte ſmaragdgrüne Eidechſen, dazwiſchen ein Salamander, leuchtend von orangefarbenen Flecken auf

Go gle

kohlschwarzem Grunde, und ein schillerndes Chamäleon; wilde Kaninchen, graue Hasen.

In diesem Idyll ertönte leise ein Tamburin: rrrrtatata, dazu eine weiche Stimme. Es war ein Verweilen bei einer Melodie, das Wiederholen eines Refrains — ein Übergehen in eine andere Tonart, dann zum Schluß ein sonderbares Gackern — den Hühnern abgelauscht, die ein Ei legen. Als Don Adriano hinaufschritt, sah er einen Mann, der auf einem Stein saß und das Meer betrachtete, als kämen ihm von dort alle seine Lieder. Er hatte den Bauernjüngling schon im Hause seines ehemaligen Untergebenen Juan Máto gesehen. In der rechten Hand hielt der Musikant den Tamburinschläger. Der Sänger wurde kurzweg „Voz" genannt (die Stimme), denn er war stimmbegabt und ein Dichter dazu. Spanien ist ja überhaupt wie kaum ein anderes Land die Heimat des Dichtens aus dem Stegreif, das liegt tief eingewurzelt im ganzen Sein des spanischen Naturkindes. Er mochte wohl kaum neunzehn Jahre zählen, war groß, schlank, aber schwächlich, schmal gebaut und hatte etwas Weibliches an sich. Große Augen sprachen aus dem feinen Gesicht. Er ging stets in Festtagskleidung, trug blaue Sammetbeinkleider, Gürtel und Halstuch hellrot, über den Schultern ein kreuzweise geknüpftes Tuch mit reich gestickten Enden. Zwei dunkelrote Nelken steckten hinter seinen Ohren. Unter dem breiträndrigen Strohhut drangen blauschwarze Haare hervor. Aus dem breiten schalartigen Gürtel quoll eine Pistole und ein Messer, die unzertrennlichen Begleiter jedes Insulaners. Als er Don Adriano bemerkte, stand der Sänger-Dichter auf und berührte als Gruß den Rand seines Hutes.

„Wünsche Euer Gnaden einen guten Tag!"

Don Adriano, der an völlige Wildheit dieser Leute hier geglaubt hatte, war erstaunt über solche Höflichkeit. Man sagte freilich, sie mordeten einander nur unter sich, und das auch nur in Liebesangelegenheiten, der Fremde jedoch wurde geachtet in derselben vornehmen Art, wie der Araber den Gast achtet, der unter seinem Dache wohnt.

Voz schien beschämt, daß der Herr ihn hier in der Nähe seines Hauses, des Turms, gefunden habe, auf Grund und Boden, der ihm nicht gehöre, aber es wäre hier so schön, und er liebe es so sehr, von der Höhe auf das Meer zu blicken. Hier kämen ihm die Gedanken, hier könne er ungestört eine Romanze zum nächsten Fest in Sankt José dichten. Don Adriano lächelte freundlich über die schüchternen Entschuldigungen und meinte, sicherlich seien die Dichtungen doch einer holden Insulanerin gewidmet.

„Ja, Herr."

„Und wem denn?"

„Ach — der Almendro."

„Welch hübscher Name!"

Go gle

Belebt durch Adrianos Liebenswürdigkeit, fuhr Voz fort: Er habe ihr den Namen gegeben, niemand nenne sie anders — die Tochter des Juan Máto — sie sei auch weiß und rosig wie die Blüten, wenn sie vom frühlingswarmen Hauch hervorgeholt werden. Don Adriano hörte aufmerksam zu. Dann fragte er ihn, ob er arbeite. Voz verneinte. Seine Eltern wollten es nicht, da der Arzt ihn für zu schwächlich erklärt, und er wäre zufrieden, die Tage so hinzubringen. Denn ihm fiele immer etwas Neues ein.

„Im Schatten eines Baumes höre ich die Vögel singen, sehe alle die großen und kleinen Wunder der Natur."

„Also Ihr seid glücklich?"

„Glücklich? Wer ist glücklich?

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch jedem bleibt."

Hm, hm, der Mann ist ein Philosoph, ohne es selbst zu wissen.

Don Adriano verabschiedete sich. Der Sänger ging in der Furcht, den Herrn mit seiner Musik zu stören, und suchte sich einen andern einsamen Punkt auf.

Don Adriano hatte den Turm erreicht. Es war ein massiver Bau, die Tür in gleicher Höhe wie das erste Stockwerk. So hatten einst die Wächter sich vor dem Überfall von Seeräubern schützen können, indem sie sich einer Leiter bedienten, welche sie zum Hineingehen und Hinausgehen benutzten, indem sie dieselbe jedesmal ins Innere zurückzogen. Don Adriano hatte sich eine einfache Holztreppe machen lassen, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Der Einsame stieg in seine Wohnung, es war ein großer runder Raum mit Tür und Fenster, umgeben von riesenstarken Mauern. Nur in einer Art Gewölbe am Südende des Raumes waren Vertiefungen zu sehen, Spuren der alten Leiter. Schwarzer Ruß zeigte, daß hier einmal Feuer gewesen, das dem festen Bau nichts anhaben konnte. Die Tür wurde mit losem Bretterwerk geschlossen, sobald der einsame Turmbewohner kam. Das Fenster hatte kein Glas, denn Don Adriano war noch nicht entschlossen, ob er bleibe. Es war Frühling, und außerdem gibt es hier nicht Kälte, nicht Frost. Don Adriano fand diesen Zufluchtsort verführerisch — trotz seiner Einfachheit. Er fühlte das Walten Juan Mátos und Almendros. Er freute sich der Sauberkeit. Die drei Stühle, der Tisch waren blendend weiß gescheuert. Von den getünchten Wänden hingen Angelgeräte, ein Gewehr mit Patronen, große Muscheln, ein Geschenk Calamaros an den „Señor de la torre", den Herrn des Turms, wie er Don Adriano in schönem Pathos nannte; zwei riesengroße Seemuscheln, außen blendend weiß, innen von einem feuchten Rosa, wie der zarte Körper einer Frau. — Das Bett bestand aus Kissen und Matratze, weich gestopft aus Schafwolle, worauf man stets in echt spanischen Häusern schläft. Don Adriano schlief hier weit ruhiger, als im großen Palast seiner Väter. An den Tagen, an denen ihn Calamaro

Google

nicht weckte, blieb der Einsame auf seinem Lager, bis der volle Tag anbrach. Das Rauschen des Meeres, der großen singenden Mutter, drang zu ihm — ein geheimnisvolles Licht, Gemisch vom Gold der Sonne und vom Blau des Meeres, kam durch die Spalten. Möven flogen vorüber, und ihre Schatten bewegten sich an der weißen Wand. Abends ging er zeitig zur Ruhe. Lange lag er da mit geöffneten Augen, sah die blinkenden Sterne, den Vollmondschein. Das Meer rauschte in Moll, allerlei Nachtvögel gaben Laute von sich. Was würden jetzt wohl seine Freunde machen? Würde man seine Abwesenheit überhaupt bemerken? Wohl kaum. Denn so ist der Lauf der Welt. Um den Reichtum schart sich alles: die Armut läßt man laufen. Da ist ja nichts mehr zu holen. Da kam denn Gott Morpheus, der Allgütige, und schloß den Turmbewohner in die Arme, bis das neue Tageslicht ihn wach rief. Dieses Dasein gefiel ihm. Wie hatte er nur so lange das städtische Leben ertragen können! Hier war das rechte Leben! Sein Blick wanderte durch sein rundes Gemach. Ein wahrer Salon, ihm nun sympathischer als die schuldenbelastete Pracht. Alles sein. Keine Furcht vor Gläubigern. Auch hatte er schöne Altertümer, die ihm niemand streitig machen konnte. Neben der Tür standen zwei große Krüge, die man aus dem Meer gefischt hatte, sie deuteten in ihren klassischen Formen auf etruskische Herkunft. Auf dem Tisch, zwischen den Riesenmuscheln, stand ein Frauenkopf, gar nicht übel — aus grauem Gestein gemeißelt. Sie trug Zöpfe, den Kopfputz hatte das Meer gespendet in allerlei festgesetztem Muschelwerk. Don Adriano sah diese Gefährtin seiner Einsamkeit mit besonderen Augen an.

Eines Morgens, als Almendro das Zimmer aufräumte, sagte er ihr: „Seht, Señorita! Das ist meine Braut. Ist sie nicht schön? Sie ist wohl eine Prinzessin von Arabiens Zauberland — viele hundert Jahre alt. Sie hatte Schiffe, Sklaven, Purpurgewänder, Paläste mit Gärten und Springbrunnen, doch alles verließ sie und wartete, bis eine Welle kam und sie herführte, daß der gute Calamaro sie empfing und mir brachte. Warum seht Ihr mich so an? Arme Taube, Ihr versteht wohl nichts von solchen Dingen!“

Almendro schaute ihn in der Tat erstaunt an. Sie hatte, wie ihr Vater, Achtung vor dem Herrn und dachte, er könne nur ernste Dinge sagen. Was der auch schon von der Welt kannte! Und nun diese Worte über die tausendjährige Braut! Sie brachten sie zum Lächeln. Dabei mußte sie die uralte Dame aus Stein anschauen. Wie der Herr so etwas sagte, das war doch sehr wunderbar.

Fortsetzung folgt.

Google

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. iur. Ernst Reichenheim.

Der Goldbestand der Reichsbank.

Die schon in Friedenszeiten wirtschaftlich stets höchst bedeutungsvolle Frage der jeweiligen Höhe des Goldbestandes der Reichsbank ist in der jetzigen Zeit, in der Deutschland gegen eine Welt von Feinden den schwersten Kampf seiner Geschichte kämpft, aus Gründen, die dem Kreise der Leser dieser Zeitschrift noch besonders darzulegen sich erübrigen dürfte, geradezu zu einer wirtschaftlichen Lebensfrage des Reiches geworden. Sie wird es sein und bleiben für die gesamte Dauer des Krieges, dessen Ende heute niemand vorauszusehen vermag und von dessen Dauer negativ nur gesagt werden kann, daß er nach dem einheitlichen, nach dem unbeugsamen Willen des ganzen Volkes nicht eher beendet werden kann, beendet werden darf und beendet werden wird, als bis, um des bisherigen Generalstabschef von Moltke's Worte zu gebrauchen:

„Unser Vaterland einen Frieden erworben hat, der mit den beispiellosen Opfern in Übereinstimmung steht, die das Volk in seltener Einmütigkeit auf sich genommen hat, ein Friede, der für unabsehbare Zeit von keinem Feinde mehr gestört werden kann."

Und alle diejenigen, die, noch vom Siegesrausch der ersten Kriegswochen verwöhnt, in den letzten Monaten die Köpfe hängen ließen, mögen sich aufrichten an der inneren Wahrheit der Gedanken, die der (als Generalquartiermeister) uns allen unvergeßliche, klassische Künder deutscher Erfolge, deutscher Heldengröße, deutscher Heldentaten der ersten Kriegszeit, Generalleutnant von Stein, in einem Briefe vom 2. Dezember in folgende Form gegossen hat:

„Die überraschenden Erfolge des deutschen Heeres bei Beginn des Feldzuges konnten in unserem Volke falsche Vorstellungen erwecken. Der nüchternen Abwägung der eigenen und fremden Kräfte durfte nicht verborgen bleiben, daß die Hauptkämpfe noch bevorstanden. Sein oder Nichtsein von großen Staaten, Leben oder Sterben von mächtigen Völkern fordern die letzten Kräfte zur Entscheidung heraus. Nicht immer enden solche gewaltigen Kämpfe in großen Siegen oder Niederlagen, ihre Bedeutung zeigt sich oft erst in den Folgen. Diese Folgen im Verein mit Überlieferung, Dichtung und Sagenbildung verleihen ihnen in den Augen der Nachfahrenden den schimmernden Glanz, der ihnen nach ihrer Wirkung zukommt.

Unserem Volke würden schnelle und leichte Siege nicht zum Glück gedient haben. Die nach den Erfolgen des Feldzuges 1870/1871 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht.

Der Ausgleich zwischen geistigen und materiellen Kräften war noch nicht vermittelt.

Wenn jetzt alle Kräfte, geistige wie materielle, zum endgültigen Erfolge angespannt werden, so erstreben wir den vollen Sieg. Wir dürfen aber nicht rechten über die Form, in der ihn uns Gott verleiht. Ob er im vorüberrauschenden Wetter einer Entscheidungsschlacht oder im zähen

Google

Ringen durch den letzten überragenden Kräfteeinsatz oder in beider Gestalt uns zufällt, muß uns gleich gelten. Aber unser wird er sein, wenn jeder an seiner Stelle bereit ist, auch das letzte einzusetzen für des Vaterlandes Bestand und Zukunft."

Und so wird das deutsche Volk auch dann nicht verzagen, sondern sich aufrecht und stolz, erhobenen Hauptes, in das Unvermeidliche fügen, wenn des Frühlings Winde die Kunde ins Land tragen sollten, daß die Zahl unserer Feinde sich noch um ein Beträchtliches gemehrt habe. Wird von neuem sich herrlich zeigen die Wahrheit des Wortes, das der Kaiser einst, als die letzte Masche im Ringe Eduards VII. sich um Deutschland geschlossen hatte, vorausblickend sprach:

„Niemals hat der Germane besser gefochten, als wenn er von allen Seiten umstellt war."

Können wir auch, selbst wenn die eben angedeutete Möglichkeit zur Tatsache werden sollte, in kühler Bewertung aller in Betracht kommenden Faktoren, nach menschlichem Ermessen auch dann noch immer auf den endgültigen, vollen und entscheidenden Sieg unserer Waffen letzten Endes ruhig und sicher vertrauen, so ist es doch Pflicht, ständig eingedenk zu bleiben der Wahrscheinlichkeit, daß die Tage der schwersten Prüfung nicht bereits hinter, sondern erst noch vor uns liegen. Ist es Pflicht der Gesamtheit, ist es Pflicht jedes einzelnen, auch dem schwersten Geschicke fest und entschlossen ins Auge zu sehen, vor allem aber auch trotz der einzelnen schönen Teilerfolge der letzten Zeit noch immer mit einer langen, vielleicht sehr langen Dauer des Krieges zu rechnen.

Und innerhalb der Dauer dieses Krieges — und hiermit kehre ich nunmehr zurück zu dem eigentlichen Thema dieser „Politischen Rundschau", — wird die wirtschaftlich wichtigste Frage stets sein und bleiben: die Höhe des Goldbestandes der Reichsbank.

Dieser betrug nach dem Ausweise vom 15. Januar 2129,7 Millionen Mark, ein gewiß schöner, anerkennenswerter, von vielen nie oder doch kaum je erwarteter Erfolg.

Und dennoch muß ich hier mit allem Nachdrucke dafür plädieren, es bei diesem Erfolge nicht bewenden lassen zu wollen, so erfreulich er an sich auch sein mag.

Nach amtlicher Schätzung sind ungefähr 5 Milliarden Goldes im Verkehr, d. h. im Besitze des Publikums, so daß also noch rund 3 Milliarden fehlen!

Zwar ist es bekanntlich immer schwierig, den Propheten, besonders auf lange Zeit hinaus, zu spielen. Dennoch glaube ich mit absoluter Sicherheit voraussagen zu dürfen, daß nie und nimmermehr der Goldbestand der Reichsbank die dritte Milliarde überschreiten wird, wobei die Hoffnung, daß er sie jemals auch nur annähernd erreichen wird, leider ebenfalls den Umständen nach eine sehr geringe bleiben muß. Denn es ist klar: der Patriot hat sein Gold schon längst der Reichsbank abgeliefert. Die fehlenden 3 Milliarden liegen somit bei Leuten versteckt, bei denen der Appell an ihre vaterländische Pflicht nach dieser Richtung hin zu versagen scheint. So bringt es, um aus der Fülle nur ein Beispiel herauszugreifen, noch am 15. November der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften im Kgr. Sachsen fertig, das Folgende zu schreiben:

„Deutschland hat die Goldwährung. Die Goldstücke werden häufig genug mit Recht zurückgehalten, weil sie infolge des Getriebes (!) nicht im Verkehr bleiben, sondern auf Nimmerwiedersehen in den Kassen oder in der Reichsbank verschwinden, die ausreichend mit Gold versehen ist (!). Wer also ein Goldstück besitzt, mag es

Go gle

nur für die Zeit der Not behalten, falls er überhaupt Sparpfennige beiseite legt."

Doch legen wir selbst die ganz unwahrscheinlich hoch gegriffene und durch die Umstände in ihrer Höhe kaum zu rechtfertigende Zahl von drei Milliarden zu Grunde, so bleibt noch immer die Frage bestehen:

Können wir, dürfen wir auf die fehlenden zwei Milliarden Goldes einfach verzichten?

Oder allgemeiner ausgedrückt:

Dürfen wir bei der Lösung einer wirtschaftlichen Lebensfrage des Reiches, wie sie die größtmögliche Hebung des Goldbestandes der Reichsbank doch nun einmal unbestreitbar darstellt, auf dasjenige Mittel dauernd Verzicht leisten, das, alle anderen in den Schatten stellend, eo ipso den größten und sichersten Erfolg verspricht?

Mir scheint im vaterländischen Interesse auf diese Frage nur eine Antwort möglich zu sein.

Und deshalb richte ich von dieser Stelle aus an die Verbündeten Regierungen die Bitte, von diesem Mittel nunmehr Gebrauch zu machen, d. h.: einen gesetzlichen Zwang zur Ablieferung von Goldmünzen an die Reichsbank für die Dauer des Krieges statuieren zu wollen.

De lege ferenda würde ich, im engsten Anschlusse an eine sehr bemerkenswerte, in der Öffentlichkeit leider fast unbemerkt gebliebene Abhandlung in der Januar-Nummer der „Deutschen Juristen-Zeitung" (S. 71—73) die folgenden Bestimmungen vorschlagen, oder richtiger gesagt, die dort vorgeschlagenen, scharf durchdachten Bestimmungen mit einigen Änderungen, Streichungen und Zusätzen, über deren Gründe in einer Fachzeitschrift erforderlichen Falles von meiner Seite noch Näheres gesagt werden wird, in der folgenden Form zur Annahme empfehlen:

§ 1. Während der Dauer des Krieges ist den von den Landes-Zentral-Behörden bestimmten Behörden*) jederzeit Auskunft über die vorhandenen Mengen an Goldstücken (kursfähigen 10 und 20 Mark-Stücken) zu geben. Die Anfrage ist auf folgende Punkte auszudehnen:

1. wer die Goldstücke aufbewahrt, die dem Befragten gehören,
2. wem die fremden Goldstücke gehören, die der Befragte aufbewahrt.

Jedes weitere Eindringen in die Vermögensverhältnisse ist unstatthaft.

§ 2. Die Verpflichtung zur Auskunftserteilung trifft sowohl den Eigentümer wie den Verwahrer der Goldstücke.

§ 3. Die Auskunftserteilung der im § 1 bezeichneten Art kann in Form einer eidesstattlichen Versicherung verlangt werden.

§ 4. Die Angabe oder Abführung von Goldstücken, die bisher der Besteuerung durch einen Bundesstaat oder eine Gemeinde, oder der Berücksichtigung bei Bemessung des Wehrbeitrages entzogen worden sind, befreit von der landes- oder reichsgesetzlichen Strafe und der Verpflichtung zur Nachzahlung der Steuer oder des Wehrbeitrages.

§ 5. Wer nachweist, daß er Goldstücke in erheblichen Mengen bereits eingetauscht hat, soll nur dann gemäß § 1 befragt oder zu einer Beantwortung der gestellten Fragen angehalten werden, wenn Tatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er noch eine erhebliche Anzahl von Goldstücken im Eigentum hat oder verwahrt.

§ 6. Wer die auf Grund dieses Gesetzes gestellten Fragen nicht oder nicht in der gesetzten Frist beantwortet,

*) Ich würde die Einsetzung von aus Privatleuten bestehenden Kommissionen (mit behördlichem Charakter) aus vielfachen Gründen für zweckmäßig halten und vorschlagen, zum Vorsitzenden dieser Kommissionen zu bestimmen: in Kreisen den Landrat, in Städten den Bürgermeister (Oberbürgermeister) usw. usw.

Google

oder wer — insoweit es sich nicht um die falsche Abgabe einer eidesstattlichen Versicherung handelt, für die die allgemeinen Bestimmungen Platz greifen, — wissentlich unrichtige Angaben macht, kann mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark bestraft werden.

§ 7. Auf die Angehörigen von Heer und Marine finden die vorstehenden Bestimmungen keine Anwendung.

§ 8. Dieses Gesetz tritt am Tage des Friedensschlusses außer Kraft.

Daß der Einführung eines gesetzlichen Zwanges (im Sinne der eben formulierten Bestimmungen) zur Ablieferung von Goldstücken an die Reichsbank zwar keine sachlichen, aber doch einige Bedenken allgemein politischer Art entgegenstehen, ist ein Einwurf, den ich nicht nur von ängstlichen Gemütern erwarte. Doch können all' die mir wohlbekannten Gegenargumente einer solchen gesetzgeberischen Maßnahme gegenüber der nationalen Notwendigkeit ihrer Verwirklichung auf die Dauer m. E. ernsthaft nicht in Betracht kommen.

Wird man sich also mit der Einführung eines gesetzlichen Zwanges der angeregten Art über kurz oder lang wohl oder übel näher befreunden müssen, so bleibt noch die Frage zu erörtern, welchen Weg die Verbündeten Regierungen zu seiner Verwirklichung am zweckmäßigsten zu beschreiten haben.

Daß, in Gemäßheit des § 3 des Gesetzes vom 4. August 1914 (RGBl. S. 327), der Weg der Bundesratsordnung an sich zulässig wäre, kann nicht bestritten werden.

Dennoch würde ich diesen Weg als nicht zweckmäßig erachten, sondern aus politischen Gründen den der „Gesetzgebung", d. h. den der Sanktionierung eines durch die Verbündeten Regierungen eingebrachten Gesetzesvorschlages durch den Reichstag allein befürworten können:

Man wird sich der Erwägung nicht verschließen dürfen, daß die Statuierung eines gesetzlichen Zwanges zur Ablieferung von Gold an die Reichsbank einen im vaterländischen Interesse zwar notwendigen, aber doch als solchen nicht zu leugnenden Eingriff in die bis dahin nach dieser Richtung hin bestehende persönliche Entschließungsfreiheit des Einzelnen darstellt.

Dieser Stachel, — insoweit es tatsächlich Deutsche geben sollte, die in der Betätigung einer selbstverständlichen patriotischen Pflicht in dieser Zeit noch einen Stachel wirklich fühlen sollten, — wird aber beseitigt, wenn der Zwang auf Grund eines „Gesetzes" ausgeübt wird, d. h. wenn die vom Bundesrat eingebrachte Gesetzesvorlage die ausdrückliche Zustimmung des Reichstages, also der gewählten Vertreter des Volkes und damit die des Volkes selbst gefunden hat.

Und es darf weiterhin auf einen besonderen Vorzug dieses Gesetzes hingewiesen werden, der darin erblickt werden muß, daß ein solches Gesetz durch das Faktum seines Bestehens an sich allein schon genügen wird, um der Reichsbank Hunderte von Millionen Goldes von neuem zufließen zu lassen, so daß seine Anwendung in der Praxis nur relativ selten sich als notwendig erweisen wird.

Nach alledem wird man, in kühler Abwägung aller in Betracht kommenden Faktoren, des Für und des Wider einer solchen gesetzgeberischen Maßnahme, der ernsten Hoffnung und der bestimmten Erwartung Ausdruck geben müssen, daß die Verbündeten Regierungen bereits dem im März zusammentretenden Reichstage eine entsprechende Gesetzesvorlage um so eher zugehen lassen werden, als an deren freudiger und einstimmiger Annahme durch die Volksvertretung im Hinblick auf die nationale Notwendigkeit der Schaffung eines solchen Gesetzes nicht einen Augenblick gezweifelt werden kann.

Google

Kriegsliteratur.

„Aus eiserner Zeit."

Ein zeitgemäßer, künstlerischer und wohlfeiler Wandschmuck wird uns diese Weihnacht von Franz Schneider, Verlag, Berlin-Schöneberg, dem schon viele unserer Leser die „Heimatbilder deutscher Kunst" verdanken, mit einer Reihe neuer Künstlersteinzeichnungen „Aus eiserner Zeit" beschert. Diese Bilder sind aus dem Erlebnis unserer Tage hervorgegangen und kommen uns mit ihrer Kunst zu Hilfe, damit wir uns auf das besinnen, was aus dem Treiben des Krieges als das Beste und Höchste zu unserem Innern spricht und uns in den Schrecken des blutigen Geschehens erhebt und stärkt. Sie wollen uns näher bringen, was nicht vergänglich ist, sondern Ewigkeitswert besitzt. In der Sprache der Malerei kommt in ihnen zum Ausdruck, was der Künstler stärker fühlt als wir alle: die gewaltige erschütternde und erhebende Stimmung, die über diesen Tagen liegt. Damit bekommen sie für alle Zeiten die Bedeutung von Kulturdenkwürdigkeiten, die ihren wertvollen Erinnerungsgehalt niemals verlieren werden, abgesehen davon, daß sie als wertvolle Kunstblätter in jedem Wohn- und Arbeitszimmer mit Ehren neben den besten ihren Platz behaupten können. Jedes Blatt kostet trotz seiner originalen Künstlerarbeit und des außergewöhnlichen Farbenreichtums nur 2,50 Mk. Wer vier Blatt auf einmal nimmt, erhält einen schönen Goldwechselrahmen bis Weihnachten umsonst dazu. Im Nachfolgenden wollen wir mit wenigen Strichen den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen, sich in geschichtlicher Folge aneinanderreihenden Blätter kurz wiedergeben:

1. Carl Alexander Brendel, Es braust ein Ruf wie Donnerhall: Der Ruf erscholl, und wie ein Mann stand das Volk auf und scharte sich unter die Fahnen, ob preußisch, bayrisch, sächsisch, württembergisch, weimarisch oder wie, alle wie einer. Jedes Land eine Woge brausender Meere der Begeisterung. Diesen Gedanken veranschaulichen die rauschenden Fahnen über der marschierenden Truppe junger opferbereiter Vaterlandsverteidiger, und der vorwärtsdrängende Rhythmus ihrer Bewegung überträgt sich auf den Beschauer. Kein Blick zurück! Immer nur vorwärts! Wir alle wollen Hüter sein!

2. Carl Alexander Brendel, Stilles Heldentum: Kein Blick zurück! Obwohl sie wissen, was sie zurücklassen: Scholle und Ernte, Weib und Kind. Oder gerade weil sie wissen, was dahinten bleibt: Heiliges Land, das kein Feind entweihen darf, und vor allem stille Helden, auf die sie zählen können: Tapfere Frauen, die dort anpacken, wo der Mann sein Werk liegen lassen mußte. Zieht ruhig hinaus; wir hüten und schaffen und zagen nicht! Die Kraft und Bedeutung dieses wahren Heldentums hat der Künstler durch Farbe und Aufbau wuchtig zum Ausdruck gebracht.

3. Oskar Popp, Auf Vorpostenander Maas: Und jetzt ran an den Feind! Die Bedeutung des einzelnen. Zwei Gardes du Corps auf vorgeschobenen Posten in äußerst gefahrvoller Lage; Leib und Seele in erregter Spannung, nur von dem einen erfüllt: Was erspähen wir von dem Feind? Sie wissen nicht, wie stark und groß sie hinter ihrer Deckung sich gegen den Himmel abheben, der über dem violetten Dunst der Landschaft seine Morgenstimmung ausbreitet, und wie dadurch die Szene in der Sprache der Malerei so eindringlich von Größe und Gefahr redet. Eng stehen Schönheit und Not, Leben und Tod beieinander: Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.

Google

4. Paul Plontke, Gebet vor der Schlacht: Vor dem großen Augenblick. Es bedarf noch anderer Wurzeln unserer Kraft. Wir allein zwingen's nicht. Mit unserer Macht ist nichts getan. So klingt es aus der schlichten Haltung der Krieger und aus den einfachen Farben des Bildes. Grau und eintönig Landschaft und Himmel, als höchste Demut der Natur mit der betenden Schar unserer Feldgrauen vor dem Höchsten. Es ist still, als hörte man die Herzen schlagen. Nur das Banner weht über den Andächtigen wie Zuversicht und Erhörung. Der Hauptmann aber vor der Front erscheint wie ein lebendiges: Vater, ich rufe dich!

5. Oskar Popp, Der Ostpreußen Dank an ihren Befreier: Der große Erfolg . . . Hindenburg . . . die masurischen Seen. Man braucht nur anzudeuten; denn die deutschen Menschenkinder sind noch nicht weit über die Wiege hinaus, deren Augen bei diesem Namen nicht in Stolz und Vertrauen aufleuchten. Ein großer Führer, ein Held, ein Retter und dabei ein schlichter Mensch, dem der Dank der Geretteten wohltut. So ist der Hindenburg, und so zeigt ihn der Künstler. Die Taten und Eigenschaften des Retters spiegeln sich in ihren Wirkungen wieder: sie sprechen aus der siegreich in das brennende Dorf einziehenden Truppe, wie aus der ehrfurchtsvollen Haltung und dem Gesichtsausdruck der ihn dankbar umdrängenden Ostpreußen.

6. Oskar Popp, Die Sieger von Antwerpen: Was aber wären Begeisterung, stilles Heldentum, Anspannung des einzelnen, Gottvertrauen, Feldherrngabe, wenn nicht unsere Technik die äußere Rüstung dazu geschaffen hätte. General von Beseler erteilt vor Antwerpen, der „unbezwinglichen" Königin der Schelde, den Befehl zum Bombardement, und die Kruppschen Riesengeschütze tun ihren Mund auf, singen der Welt ein neues Lied von der deutschen Technik, das Wälle, Mauern und Feinde erzittern macht. Diesem Bundesgenossen weihen die vorüberziehenden Soldaten mit Recht ihr begeistertes Hurra! Das klingt wie ein Gruß der seelischen an die technische Rüstung, die eine ohne die andere nicht wären. Daß wir beide Probleme gut gelöst haben, das zeigt uns der Künstler in seiner Sprache.

7. Hans Hartig, „Die Emden!": Aus dem großen Verbande der sich unterstützenden Kräfte losgelöst, auf fernen Meeren, ganz auf sich gestellt und dennoch an seinem Platze wie einer nur, das war die „Emden". Dem Feinde ein Seeschreck und unheimlicher fliegender Holländer, uns allen aber ein Stolz und begeisternde Erhebung. Beides hat der Maler aufs kräftigste künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Unheimlich und unerwartet, fast geisterhaft unmerklich taucht der kleine Kreuzer plötzlich im fahlen Lichte auf und steuert mit Sturm und Wetter wuchtig und unerbittlich auf den schleichenden Briten, auf eins der vielen großen und wertvollen Handelsschiffe, die an die „Emden" haben glauben müssen.

8. Oskar Popp, Weihnachten in Feindesland: Welch ein Licht erstrahlt da mitten im Grauen des Krieges! Weihnacht, Frieden, Heimat. Wie wirkt gerade auf diesem Hintergrunde das Fest des Lichtes und der Liebe! Als fühlten wir zum ersten Male, daß es das Fest der Mühseligen und Beladenen ist, ein Licht in der Finsternis. Wie zauberhaft leuchtet in diesem dürftigen Raume das Licht und umfängt mit symbolischem Glanz die derben Kriegergestalten, die sich ihrer Gaben freuen. Weit öffnet sich das Tor und mit dem Posten blicken wir hinaus, wo in der hellen Winternacht der Schnee leuchtet und die

Go gle

lockende Stimmung des ferne winkenden Friedens und der Heimat anklingen läßt.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Kunst in Kriegszeiten schweren Stand hat. Trotzdem bleiben gute Bilder unsere besten Freunde und sollten darum auch auf den diesjährigen Weihnachtstischen, wenn irgend möglich, nicht fehlen. Die hiesigen Kunst- und Buchhandlungen nehmen gern Bestellungen auf die Bilder „Aus eiserner Zeit" entgegen.

Literarische Rundschau.

Von August Friedrich Krause, Breslau.

In den Flammengluten des großen Weltbrandes ist durch den gewaltigen Schmied Not das deutsche Volk zusammengeschweißt. Mögen unsere Feinde noch so gehässig und verächtlich uns Barbaren schelten, stärker als je lebt in den Millionen deutscher Herzen der deutsche Gedanke, gewisser als je empfinden wir, daß deutsches Wesen eine Kulturmission in der Welt zu erfüllen hat. Aufrüttelnd, zusammenschweißend hat dieser Krieg auch auf die Deutschen im Auslande gewirkt. In Nordamerika leben 15 Millionen Deutsche, denen die Not der Heimat jäh zum Bewußtsein gebracht hat, wie innig und stark sie noch immer, auch wenn sie ein Menschenalter lang schon jenseits des großen Teiches wohnen, mit dem deutschen Mutterboden verwachsen sind. Die Vereinigten Staaten sind eine noch junge Nation, der es noch nicht hat gelingen können, die verschiedenen nationalen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt, zu einem eigenartigen, einheitlichen Nationalcharakter zu verschmelzen. Bei der Herausbildung dieses Charakters ihr deutsches Wesen als eine tief und weit wirkende Kulturkraft zu bewähren, dazu wird der Weltkrieg alle Deutschen Nordamerikas aufrufen. Er wird ihnen nicht nur das Bewußtsein ihres Deutschtums stärken, er wird vor allem in ihnen das Gefühl wecken für den Wert und die Bedeutung deutscher Art — ihnen und den andern in Amerika wirkenden Nationen.

Vor dem Weltkriege geschrieben, durch ihn aber erst so recht zeitgemäß und wirksam gemacht, ist der neueste Roman von Rudolf Herzog: „Das große Heimweh", (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart), ein Weckruf nicht nur an die Deutschen Amerikas, sondern ein eindringlicher Mahner an alle Glieder unseres Volkes, ihres Deutschtums nicht zu vergessen, es als Kraft der Kulturentwicklung der Welt zu bewähren. Professor Wegherr, ein deutscher Gelehrter, hat den Weg über den großen Teich gemacht, um durch Versammlungen und Reden die Millionen von Deutschen in Nordamerika zusammenschließen zu helfen zu einem gewaltigen Bunde, der nicht nur politische Macht sich zu sichern weiß und wirtschaftlichen Einfluß, sondern auch sich bemühen soll, in jedem Deutschen Amerikas das Bewußtsein seines Deutschtums und das Heimatgefühl, das Verbundensein mit dem alten Vaterlande zu stärken. Starke, große, weitschauende Gedanken weiß er in diesen Vorträgen zu entwickeln, und man begreift, daß allen deutschen Zuhörern die Herzen klopfen vor Stolz, Heimatgefühl und gewaltigem Heimweh. Wir sagen, heute mehr als je, Ja und Amen zu seinen Ausführungen; denn zutreffend und wahr sind alle nationalen Gedanken und Empfindungen dieses Ernst Wegherr, seine Phantasien über deutsche Zukunft in der Heimat und in der Fremde, die Schilderungen amerikanischen Lebens, amerikanischer Zustände,

Google

Sitten und Menschen. Und doch läßt der Roman des beliebten Erzählers unbefriedigt. Es sind der Worte eben zu viele, die hier in einer ungestümen Flut an uns vorüberrauschen; es wird in dem Roman zu viel geredet und zu wenig gehandelt. Die Handlung, die sich durch das fast 500 Seiten starke Buch zieht, ist eine ganz unkomplizierte Liebesgeschichte mit einigen mangelhaft motivierten Hemmungen, ist so belanglos, daß man sie für lange Abschnitte ganz aus dem Gesicht verliert. So erweist sich das neue Buch von Rudolf Herzog als ein Werk tüchtiger und kernhaft deutscher Gesinnung, das vortrefflich in die gegenwärtige Zeit paßt, aber als ein schlechter Roman. —

Mitten in unsere große und schwere Zeit hinein führt uns ein soeben in der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erschienenes Bändchen Zeitgedichte: „Auf bebender Erde“ von Hermann Kienzl. Nicht nur die starke innere Glut, die sie erfüllt, auch die bedeutende künstlerische Form heben diese Gedichte aus der ungeheuren Flut von Kriegslyrik heraus, die seit den ersten Augusttagen die deutschen Lande überschwemmt, und verleihen ihnen Wert. Die tief empfundene Begeisterung für die heilige Sache des Vaterlandes, der brennende Zorn gegen unsere Feinde in Ost und West finden in Kienzl's Versen reinen und starken Ausdruck, und dazu zittert in ihnen ein tiefes Mitleiden mit den tapferen Kämpfern, die vor dem Feinde zu bluten und zu sterben wissen, und stille Trauer mit denen daheim, die des Krieges Wunden in der Seele brennen fühlen. Wenn wir auch bei einzelnen Gedichten die Abhängigkeit von diesem oder jenem klassischen oder modernen Vorbild spüren können, so gibt es in der Sammlung wieder auch andere von durchaus persönlicher Prägung — und das sind die Stücke, die bleiben werden als ehrenvolle Dokumente aus großer Zeit.

Wie viel gutes Gold unter dem tauben Gestein der deutschen Kriegslyrik von heute zu finden ist, beweisen zwei Sammlungen, die der Verlag Hesse & Becker in Leipzig kurz vor Weihnachten herausgebracht hat. Die eine: „Des Vaterlandes Hochgesang, eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder“, ist zusammengestellt von Karl Quenzel, bringt in einem Anhange eine Reihe älterer Vaterlandslieder von Klopstock bis Wildenbruch, Dahn und Rittershaus und ermöglicht dadurch einen Vergleich der modernen vaterländischen Dichtung mit der klassischen und nachklassischen. Wenn es noch irgend eines Beweises bedürfte, daß der Ruf des Kaisers zu den Fahnen Widerhall fand in den Herzen des Volkes, daß ein hohes, heiliges Gefühl aller Seelen erfüllt und jeden treibt, an seiner Stelle seine Pflicht zu tun, so wäre er durch diesen Vergleich zu erbringen. Diese neueste Kriegslyrik braust daher wie eine gewaltige Symphonie, jubelnd und begeistert, tief und ernst und stark emporsteigend aus den Herzen unserer Dichter, erschütternd und erhebend, zugleich Ausdruck gebend den Gefühlen, die in aller Herzen lebendig sind, erweisen sie auch von dem deutschen Kriege 1914 die Wahrheit des Körner'schen Wortes: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen; es ist ein Kreuzzug; 's ist ein heil'ger Krieg!“ Die zweite Sammlung: „Zu Schutz und Trutz“, herausgegeben von Karl Fischer, ist als ein Vortragsbuch gedacht und bringt „ernste und heitere Kriegsdichtungen in Poesie und Prosa, geeignet zum Vortrage an Volksbildungs- und Unterhaltungsabenden.“ Ältere und neueste Dichtung in buntem Gemisch finden wir in dankenswerter Weise zusammengestellt, Bekanntes und Unbe-

Go gle

kanntes, ernster, heiliger Jubel und heiterer Spott. Wer Vortragsstücke für „Vaterländische Abende" sucht, wird hier reiche Auswahl finden.

Eine dritte Sammlung von Kriegsgedichten veröffentlicht soeben Walther Eggert Windegg unter dem Titel: „Der deutsche Krieg in Dichtungen." (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.) Wir finden in ihr viele der in den zuvor besprochenen Sammlungen enthaltenen Gedichte wieder, und was sie an neuem Gut bringt, wird nicht immer höchsten Forderungen gerecht; manche werden auch liebgewordene Stücke anderer Sammlungen vermissen. Eines aber zeichnet dieses Buch vor seinen Wettbewerbern aus: die Anordnung. Fischer ordnet rein äußerlich die Gedichte nach den in alphabetischer Reihe sich folgenden Verfassern; Quenzel stellt sie zwar in Gruppen zusammen, die durch ein innerliches Band zusammengehalten werden, gewinnt aber dennoch nicht die Einheitlichkeit des Ganzen, die Julius Bab in seiner früher besprochenen Sammlung, (vergl. Literarische Weihnachtsrundschau im Dezemberheft) und noch mehr Walther Eggert Windegg zu erreichen wissen. Durch seine den Ereignissen chronologisch folgende Anordnung gibt er ein Spiegelbild der gewaltigen äußeren und inneren Erlebnisse, die dieser Krieg uns gebracht hat, und so wirkt sein Buch, besonders, wenn man es hinter einander liest, unendlich viel stärker als die andern Sammlungen.

Aus dem gewaltigen und schweren Kampfe der gegenwärtigen Zeit um Deutschlands Ehre und Existenz gegen eine Welt von Feinden, führen uns zurück in die Kämpfe um innere Kultur, die wir bis zum Ausbruch des Krieges erlebten, zwei Romane aus dem Verlage der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau. So gewiß es nach dem großen Erlebnis dieses Weltkrieges ist, daß auf den Gebieten des innerpolitischen Lebens eine Neuorientierung wird stattfinden müssen, so gewiß ist es auch, daß wohl Parteienhaß und Parteigezänk, nicht aber Parteigegensätze und Parteikämpfe, verschwinden müssen — Parteikämpfe, nicht um Erweiterung der Einflußsphären, sondern um die großen Kulturfortschritte auf allen Gebieten des Lebens. Zu diesen wird auch die Strafrechtsreform gehören, deren endlichen Sieg uns Hans Land in seinem Roman: „Alfred von Ingelheims Lebensdrama" schildert. Kein Geringerer als Professor Franz v. Liszt, der große Strafrechtslehrer der Berliner Universität hat diesem Buche ein Vorwort geschrieben und darin betont, daß dieser Roman gestaltet sei aus seinem Geiste heraus und Gedanken und Forderungen vertrete, die allen Anhängern der „jungdeutschen Kriminalistenschule" eigen sind. Es beweist ein bedeutendes künstlerisches Können, wie diese Gedanken und Forderungen mit dem konkreten, lebendig-blutvollen Einzelschicksal verbunden sind. Alfred von Ingelheim, der Sohn einer um das Staatswohl verdienten Familie, wird nach dem Tode seines Vaters, der als Admiral in siegreicher Seeschlacht seinem Herrscher Krone und Land rettete, am Hofe des Königs zusammen mit den königlichen Kindern erzogen. Durch ein erschütterndes Erlebnis wird der Hochbegabte für den juristischen Beruf gewonnen und zum Vorkämpfer der kriminalpolitischen Forderungen der modernen Strafrechtsschule, für die er, nach ernster, tiefschürfender Forscherarbeit, als jugendlicher Universitätslehrer die akademische Jugend zu gewinnen und zu begeistern weiß. In dem Augenblick, da sein königlicher Pflegevater und Landesherr ihn beruft, um seine großen Ideen zur Tat zu gestalten, lassen Schicksal und

Go gle

Veranlagung den Strafrechtsreformer selbst zum Verbrecher werden. Wie dieser furchtbare Abschluß des Lebensdramas Alfred Ingelheims vorbereitet, motiviert und tief im Psychologischen verankert wird, gehört zu den feinsten, lebendigsten und interessantesten Partien des Romans, zu dessen Vorzügen ich auch rechne, daß Hans Land mit bedeutendem Erfolge sich bemüht hat, mehr als das äußere Leben am Königshofe, das innere Leben und Erleben des Königs und seiner Kinder zu gestalten. In den seelischen Erlebnissen des Thronfolgers und seiner Schwester ist es ihm gelungen, die tiefe, unter dem Glanz der Krone und des Purpurs verborgene Tragik der auf den Höhen des Lebens Wandelnden aufzuzeigen und dem Herzen des Lesers nahe zu bringen, ohne dabei die üblichen Klischees sattsam bekannter Hofgeschichten und Königsromane zu benutzen. Von feinem Takte zeugt auch, daß niemand den deutschen Einzelstaat kennen und erkennen kann, in dem Alfred Ingelheims Lebensdrama abrollt, weil der Dichter es verschmäht hat, einen Schlüsselroman zu schreiben.

In das Herrscherreich der jüngsten Großmacht, der Presse, werden wir von Otto Helmut Hopfen, einem Sohne Hans Hopfens, in seinem Roman: „Verdorben zu Berlin" geleitet. Das Werk, ein Erstling, weist technisch noch all die charakteristischen Mängel eines solchen auf: Allzu große Breite der Schilderungen, in denen die Handlung anfänglich ertrinkt, zu wortreiche Ausmalung des Psychologischen, Verstiegenheiten des Stils an Höhepunkten der Darstellung. Diese verzeihlichen Mängel werden aufgewogen durch bemerkenswerte Vorzüge: eine fast reif anmutende Sicherheit in der Menschengestaltung, die nichts von Schablone weiß und in die Tiefen greift, Wesentliches heraufholt und lebendig macht, sowie geschickte Schilderung interessanter Lebenserscheinungen, eines fest umrissenen, bedeutungsvollen Lebensgebietes.

Wer einigermaßen in den literarischen und journalistischen Kreisen Berlins bekannt ist, kennt das Haus Tmiri, den großen Zeitungs- und Zeitschriftenverlag, in den der Held des Romans eintritt, um, Ideale zu verwirklichen strebend, den modernen Zeitungsbetrieb zu reformieren, aus einem rücksichtslos ausbeutenden Geschäftsunternehmen zu einem Kulturfaktor des deutschen Volkes zu machen. Wir sehen die Gründung einer neuartigen Tageszeitung, deren Titel in Wirklichkeit zwar nicht „Das Licht", aber doch ähnlich lautet, und erleben, wie auch der starkgeistige Held, ein „hoffnungsloser Fanatiker des Idealismus", von dem Moloch Geschäft mit saugenden Armen umklammert, ausgenützt und verworfen, wie sein Ideal beschmutzt, erniedrigt, gemein gemacht und in sein Gegenteil verkehrt wird. Mancher Leser wird es unlieb empfinden, daß dieser Schlüsselroman zu wenig sich müht, Personen und Dinge zu verschleiern, wird sich aber doch gefangen nehmen lassen von den hohen ethischen Zielen, denen er zufliegt, und den bedeutenden künstlerischen Mitteln, mit denen sie erstrebt werden. Wer nie einen Blick in das Getriebe bei Verlag und Schriftleitung einer großen Tageszeitung hat tun dürfen, wird außerdem auch ein gewisses stoffliches Interesse reichlich befriedigt finden.

Ein stark fühlendes, warmes Herz verrät M. v. Eboh in ihrem Roman: „Ein folgenschwerer Rechtsspruch". (Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.) Es empfindet menschliches Leid tief und schwer wie sein eigenes, und von diesem Gefühl geht so viel in die Darstellung über, daß durch sie auch herzliche Anteilnahme im Leser erweckt wird. Es ist erfreulich,

Google

daß diese menschliche, gefühlsmäßige Stellungnahme zu den Geschehnissen, die sie zu erzählen weiß, die Verfasserin abgehalten hat, Stellung zu nehmen zu dem Problem, das sie am Beginn aufrollt; es ist ihr dadurch möglich geworden, den schönen warmen Ton, der den Leser bald gefangen nimmt, festzuhalten bis zum Schluß. Die stark bewegte, rasch fortschreitende Handlung ist mit künstlerischer Kraft gestaltet, nur sind die psychologischen Motivierungen nicht immer tief und reich genug, so daß manche jähe Wendung der Handlung nicht recht glaubhaft erscheint. Schon um seines menschlichen und ethischen Gehaltes willen sind dem Buche recht viele Leser zu wünschen.

Mit dem Novellenbande „Heimat", (Egon Fleischel & Co., Berlin), findet Clara Viebig wieder in das Land ihre künstlerischen Jugend zurück, von dem aus sie einst die Wege in die weite Welt unternahm. Vom Westen zum Osten, in das Land der Polen, nach Berlin, zu den Menschen „vor den Toren" und in die Märztage der Hauptstadt des Königreiches Preußen ist ihre Kunst gewandert; immer aber hat sie zu kürzeren und längeren Besuchen sich in Romanen oder Novellen westwärts gewandt in die rauhen Berge, zu den schlichten Naturmenschen der Heimat, deren Namen ihr neuestes Buch trägt. Mag sie im flacheren Land weiteren Blick, gedehntere Horizonte haben, mögen ihre Menschen verschiedenartiger veranlagt, seelisch stärker und reicher sein, in keinem ihrer Bücher fühlt man so sehr die wurzelechte Schollenkraft, die lebendige Wärme, die innige Liebe der Dichterin zu Land und Menschen so sehr, wie in diesen Heimatbüchern. Diese Gestalten sind nicht der Wirklichkeit nacherlebt, sie sind neu erlebt und geboren aus dem Geiste und der Kraft des Heimatbodens. Je älter Clara Viebig wird, je mehr ihre Kunst reift und völlig wird, um so deutlicher spürbar werden diese ihre inneren Beziehungen zur Heimat. Plastisch geformt und wie aus hartem, dunklem Holz geschnitzt waren ihre Menschen immer und besonders die Menschen ihrer Heimat; mir will aber scheinen, als wären sie nie so von innerstem Leben und von Blutwärme erfüllt gewesen, wie in diesem neuen Buche. Menschen wie den Toni in der Erzählung „Der Vater", wie die Botenfrau Katrin aus Hontheim, wie vor allem den Lippi aus der Schlußerzählung, die dem Bande den Namen gegeben hat, vergißt man nicht wieder; in ihnen lebt und webt das Schönste und Beste, was Clara Viebig in sich trägt: die Heimat.

Im Gegensatz zur Viebig hat Ludwig Ganghofer selten die Berge seiner Heimat verlassen, denen er das Beste seines Wesens, die Stärke seiner dichterischen Gestaltung, die gemütvolle Herzlichkeit und die klare Heiterkeit seiner Kunst verdankt. Ihr ist er auch in dem letzten Werke, dem Roman: „Der Ochsenkrieg" (Verlag von Adolf Bonz & Comp., Stuttgart) treu geblieben. Das ist nun schon eine Reihe von Jahren her, da besuchte ich Ganghofer in seinem Jagdhaus auf der einsamen Tilfußalpe oben in den Bergen des Wettersteins. Da erzählte er auf meine Frage nach der Fortsetzung seiner Romanserie aus der Geschichte des Berchtesgadener Landes, daß er in der Chronik einen kurzen Satz gefunden habe über einen Streit, so um die Hütegerechtigkeit von 30 Ochsen in der Ramsau ausgebrochen sei. Aus dieser knappen Notiz hat er nun den starken zweibändigen Roman geschaffen, der wieder alle technischen Vorzüge aufweist, die wir an Ganghofers Romanen schon gewöhnt sind: spannende, lebendige, ewig wechselnde und kraftvoll vorwärts drängende Handlung, gradlinige, plastische Charakteristik der Menschen und dichterische Erschließung der Tiefen ihres Gemüts, farbenreiche,

Google

vom Sonnenglanz der Heimatliebe übergoldete Schilderung der Berglandschaft seines Berchtesgadener Ländchens. Diesen neuen Roman zeichnet dazu noch ein anderes aus vor seinen bisherigen historischen Romanen von der „Martinsklause“ angefangen, bis zu dem „Mann im Salz.“ In ihnen allen sind wohl die Menschen tief verwurzelt im Boden ihrer Heimat, nicht aber so sehr im Boden ihrer Zeit. Es ist, als trügen sie das Historische nur wie ein Kleid, unter dem ihre Herzen empfinden und denken ganz wie die Berchtesgadener Leute in unseren Tagen. So glücklich wie im „Ochsenkrieg“, dem Roman aus dem 15. Jahrhundert, hat Ganghofer noch nie seine Gestalten herauswachsen lassen aus dem Denken und Fühlen und den vielgestaltigen Schicksalen ihrer bewegten Zeit. So farbig ist ihm noch nie das Bild vom Leben dieser Zeit gelungen; vielleicht, weil er zum ersten Male in den historischen Romanen den Weg hinausgefunden hat über Schellenberg und den Hallturm ins breitere, gedehntere bayrische Land, nach Landshut, München, Ingolstadt und Regensburg, weil er Bauern und Herren, Landsknechte und Fürsten, Älpler und Städter durcheinander mischt und jedes neue Bild und jede neue Gestalt mit Liebe malt. Es sind wieder prächtige Gestalten, die durch dieses Buch gehen und die Handlung der Erzählung tragen; wer sie kennen lernen, ihnen ins Herz schauen und ihre Schicksale mit erleben will, gehe nicht an diesem neuen Romane unseres besten Erzählers vorüber.

Religiöse Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Adolf Harnack über die Schöpfung des Neuen Testaments.

Im Mittelpunkt seiner vielstrahligen Arbeiten stehen seit 40 Jahren Harnacks entscheidende Untersuchungen zum Neuen Testament, dem Herzstück der christlichen Kirche. Das weiß jeder von uns, der vor einem Vierteljahrhundert oder erst in den laufenden Semestern bei dem gefeierten Lehrer die Einleitung ins Neue Testament hörte, das bezeugt Harnacks klassische Dogmengeschichte ebenso wie das moderne Erbauungsbuch höchsten Stils: „Das Wesen des Christentums“ — dem nur noch das beste Gedankengut Naumanns und die schöpferische Religion des neuprotestantischen Propheten und Mystikers Carl Jatho ebenbürtig zur Seite zu stellen sind. Nach Abschluß seiner gewaltigen Bändereihe der Texte und Untersuchungen, der altchristlichen Chronologie und Literaturgeschichte und der virtuosen Darstellung der Mission in den ersten Jahrhunderten hat Adolf Harnack seit 1906 Einzelstücke aus seiner reichen Werkstatt als Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament veröffentlicht. Die zwanglos erscheinenden Bändchen behandeln Lukas, den Arzt, Sprüche und Reden Jesu, die Apostelgeschichte, die altchristliche Privaterbauung durch Hauslektüre.

Als sechstes Heft dieser neuesten Bändchen läßt Adolf (von) Harnack soeben ein kleines Kabinettstück ausgehen: Die Entstehung des Neuen Testaments und die wichtigsten Folgen der neuen Schöpfung.*) Seit Harnacks (wie er selber im Schlußwort zugibt) „allzu temperamentvoll“ geführtem literarischen Streit mit dem dogmatisch orthodox befangenen Theodor Zahn-Erlangen über die Entstehung des Neuen Testaments sind 25 Jahre verflossen; gereifter nimmt der alternde Harnack nochmals das Wort zu gewichtigster Aussprache. In der neutestamentlichen Sachkritik erscheinen ihm weite überlieferte Positionen immer unhaltbarer und mußten

*) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1914.

Google

überraschenden Erkenntnissen weichen; die genauere literarische Erforschung dagegen hat die Tradition mehrfach gegenüber der vorwärtsstürmenden Kritik bestätigt. Die Wahrheit der Wissenschaft ist nur eine, Parteien sind viele.

Als Problem der kirchlichen Kultus- und Dogmengeschichte behandelt Harnack die Entstehung des Neuen Testaments, während die Entstehung der einzelnen Bücher der Sammlung der Literaturgeschichte zufällt.

Harnack untersucht zunächst die geschichtlichen Nötigungen und Motive, die zur Schaffung des Neuen Testaments geführt haben. Dabei gibt er Antwort auf fünf Fragen: wie kam es in der Kirche zu einer zweiten autoritativen Schriftensammlung unter dem Alten Testament? Warum enthält das Neue Testament neben den Evangelien noch andere Schriften, als Sammlung in zwei Hälften? Warum bietet es vier Evangelien und nicht eines? Warum hat es nur e i n Offenbarungsbuch, warum nicht mehrere oder keines? Ist das Neue Testament eine bewußte Schöpfung, und wie kamen die Kirchen zu einem einheitlichen Neuen Testament?

Die altchristliche Formel: Die Schriften (des Alten Testamentes) und der Herr (in den von Jesus, dem Christ, überlieferten Sprüchen und Parabeln nebst deren Anlaß) ist die Keimzelle des Neuen Testaments (N. T.) geworden. Dann kamen die Schriften bezw. die Evangelien, die unserm N. T. vorausgingen. Man braucht eine Urkunde für den neuen Bund, um Judenchristen und Gnostiker abzuweisen — man wollte die eigene große Vergangenheit in ihren Höhepunkten festhalten. Neben die prophetische Inspiration jedes Christen trat die Instanz des Apostolisch-Katholischen als ebenbürtig, mählich übernahm diese die Leitung. Christliche Schriften galten im Gottesdienst so hoch wie das Alte Testament (A. T.); da sie nicht in das heilige Buch eingestellt wurden, halfen Autorität und Gewohnheit das neue heilige Buch vorbereiten. Marcioniten und Gnostiker, die das A. T. verwarfen, stellten Evangelien und Paulusbriefe als „Instrument der Lehre" auf, — so drängten diese Sekten die Kirche mit zum N. T. hin, der sie dessen Schöpfung aufnötigten. Der „neue Bund" forderte ideal und real seine geschlossene Urkundensammlung. Die montanistische Kirchenkrise tat den letzten Schritt; Christus und die Apostel bilden die Pole. Das A. T. hielt man fest, doch als minderwertig; die „Weissagung" hatte ihre „Erfüllung" gefunden.

Harnack macht die freimütige Glosse: „Das Neue Testament ist gegenüber dem, was Jesus gewollt hat, gesagt hat und gewesen ist, s e l b s t s c h o n e i n e ü b e r l a g e r n d e u n d v e r d u n k e l n d e T r a d i t i o n. Es ist also bereits die z w e i t e Tradition, um die es sich handelt, wo von der Spannung und dem Kampf zwischen Schrift und Tradition heute die Rede ist." Tradition deutet er mit feiner Ironie als das, was die Gegenwart nötig hat, unter die Autorität der Vergangenheit gestellt. Die kanonische Aufnahme der Paulusbriefe, die in den Gemeinden kultisch bereits reichlich verwendet wurden, in das N. T. wurde legitimiert durch die Apostelgeschichte, diese absichtsvollste Schrift der kirchlichen Propaganda; Harnack würdigt sie als die große Urkunde des Urapostolischen und der Beglaubigung, auf die alles ankam. Man fügte sie als Klammern zwischen die Evangelien und die Paulusbriefe. Die Ausprägung der Sammlung von Büchern des neuen Bundes zur apostolisch-katholischen Sammlung mit eigentümlicher Struktur ist das Werk der r ö m i s c h e n Gemeinde. Sie ist wesentlich um 200 beendet; Zahns höhere Datierung ver-

Go gle

wechselt kultische Schriftenlektion und geschlossenen Kanon.

Die Folgen der Schöpfung des Neuen Testaments charakterisiert Harnack in elf Paragraphen, des Inhalts: Das Neue Testament verlangte, sobald es da war, als Gabe des heiligen Geistes angesehen zu werden; es beeinflußte sofort die Lehre und wurde maßgebend für das christliche Leben. Es hat der geschichtlichen „Offenbarung" eine zweite, geschriebene Kundgebung dieser „Offenbarung" hinzugesellt und diese jener übergeordnet. Es hat das Alte Testament als Buch der Kirche geschützt, doch es sich untergeordnet. Der Schriftenkanon wurde dadurch heilsam kompliziert. Das N. T. hat die wertvollste christliche Urliteratur vor dem Untergange gerettet, doch das übrige aus der ältesten Literatur dem Untergang preisgegeben und auch die Überlieferung der Literatur der Folgezeit beschränkt. Maßgebende christliche Schriften wurden fortan nicht mehr produziert; doch es konnte am Neuen Testament eine theologisch-kirchliche und eine profan-christliche Schriftstellerei erwachsen. Den geschichtlichen Ursprung und Sinn seiner Schriften hat das N. T. als Buch verdunkelt, — anderseits schuf es mit dem Antrieb zu ihrem Studium gewisse Bedingungen für ihre kritische Behandlung und für ihr Verständnis. „Erlösende Tatsachen", enthusiastisch frei oder nach Vorbildern geschaffen, hörten seit der Geltung des N. T. auf; dafür wuchs die theologisch-gelehrte Produktion von Tatsachen und eine theologische Begriffsmythologie schwoll auf. Die christliche Offenbarungszeit half dies heilige Buch abgrenzen, sodaß die Christen der Folgezeit zu Christen zweiter Ordnung sozusagen wurden; doch es erhielt die Kenntnis der christlichen Ideale und Forderungen in Kraft. Herrenwort und Apostellehre hat das N. T. leider in eins gesetzt; doch durch die Hochstellung des Christentums des Paulus hat es der Kirchengeschichte vorwärts geholfen.

In dem Neuen Testament schuf sich die katholische Kirche eine neue Waffe, um alle Irrlehre als unchristlich abzuwehren, — doch sie erhielt auch an ihm die Kontrollinstanz, vor der sie immer weniger zu bestehen vermochte. Endlich hat das Neue Testament den Trieb gehemmt, die Religion auf einen einfachen, einstimmigen Ausdruck zu bringen und gedanklich zu befestigen; doch schützte es zugleich die christliche Lehre vor der Umwandlung in Religionsphilosophie.

Auch in diesem zweiten Abschnitt der kostbaren Studie wetterleuchtet es von geistreichen, weittragenden Ausführungen und Ausblicken. Die christliche Religion wurde nicht völlig eine Religion des Buches, — das dankt sie der Tatsache, daß sie in ihrer Bibel die Spannung behielt zwischen Altem und Neuem Testament. Widerspruchsvoll und unbequem war es, daß die heilige Orakelsammlung abgestufte und antiquierte Werke in sich barg, — doch das bahnte die geschichtliche Wertung beider Testamente an.

Das Neue Testament konnte ein Koran werden; wozu andere Bücher neben ihm? Entweder sagen sie dasselbe, dann sind sie überflüssig, oder anderes, — dann sind sie schädlich. Nun wucherte aber seit dem zweiten Jahrhundert immer üppiger eine üble Literatur, die heißhungrig gelesen wurde: wüste Apostelromane, erfundene Märtyrergeschichten, blutige Offenbarungen, schwindelhafte Kindheitsgeschichten Jesu. Diese unterirdischen frommen Klitterungen verwilderten mählich den Kultus und das Gemeindelebens. Das Neue Testament als geistig und sittlich höher stehendes Buch erstickte diese Schundliteratur, die sonst die Kirche erstickt hätte. Die Bibelauslegung zurzeit Tertullians in der Gemeinde von Carthago trieb aller-

Google

dings wunderliche Blüten: die (angeblichen) Magier aus dem Morgenlande werden im Matthäusevangelium nicht getadelt — folglich darf sich auch der Christ mit magischen Künsten befassen! Doch sie zogen „auf einem andern Wege" wieder in ihr Land, — sie gaben also die Magie auf, der Christ tut gleich also . . Wir sollen nach der Bergrede dem, der uns den Rock nimmt, auch noch den Mantel lassen, bedeutet: wir dürfen den Erpresser während einer Verfolgungszeit durch Entgegenkommen beschwichtigen. Jesus trug eine Dornenkrone, — der Christ darf Kronen annehmen (bei den Spielen). Wir sollen uns Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, heißt: man darf bei Verfolgung den Gegner bestechen. Jesus hat nicht selber getauft — folglich ist die Taufe nicht schlechthin notwendig. Man darf zu den Spielen ins Stadion gehen als Christ, denn I. Corinther 9,24 kommt das Wort Stadium vor. Die Zeit auskaufen (Epheser 5,16) bedeutet in der Verfolgung fliehen, bestechen usw. Da nur vom Bischof Monogamie gefordert wird (I. Timoth. 3,2), dürfen die übrigen Christen wieder heiraten.

Die Bibel, ein Kosmos wie die Welt, bedarf jeder Wissenschaft zu ihrem einleuchtenden Verstehen. Nur schriftstellerte niemand mehr im Auftrage des heiligen Geistes, vielmehr lediglich aus der Kraft und unter Verantwortung seines eigenen Geistes. „Darüber kann unter den Historikern kein Zweifel bestehen," schreibt Harnack, „daß in der evangelischen Geschichte eine sehr große Anzahl unwirklicher Tatsachen enthalten ist, vor allem in der Kindheits- und Auferstehungsgeschichte, aber auch in den sonstigen Erzählungen von Jesus Christus." Als „erfundene erlösende Tatsachen" bezeichnet Harnack auch Höllenfahrt und Himmelfahrt Christi! In dieser ergiebigen Bahn schritt man nunmehr weiter — was konnte man über Christi beide Naturen aus dem Neuen Testament nicht herausklauben und wie viel reicher wurde auch sein irdisches Leben, wenn man nur tüchtig erklärte! Selbst eine ausgeführte Lehre vom heiligen Geist ließ sich exegetisch konstruieren . . Harnack redet in diesem Zusammenhang von unkeuschen Zumutungen an die Exegese und von wirklichkeitsbarer, ja von geschichtsverlassener Plusmacherei. Ferner: geht die Verbindung des Menschen mit Gott nur durch das heilige Buch hindurch, so wird die nachgeborne Kirche inferior der Vergangenheit gegenüber, welche dies göttliche Instrument des heiligen Buches schuf. Und doch, gibt Harnack zu bedenken: das Bibelbuch hat segensreich auf alle späteren Generationen eingewirkt, es riß sie zur apostolischen Höhe empor; es stumpfte die Gewissen ab — und stachelte wiederum die Gewissen. Man vergrub und verstrickte sich in das heilige Buch und büßte darüber seine eingeborne religiöse Freiheit und Begabung ein; welchen Unfug hat die Offenbarung Joh. angerichtet, wie schwere Gewissensnöte haben Sprüche des Paulus erregt — nur weil sie in der Bibel stehen, — doch tausendfache Seelenfestigung floß ebenso stark und rein aus diesen Quellen. Besonders fein erscheint mir Harnacks Hinweis auf die „Leidensgeschichte" des Apostels Paulus: als biblischer Schriftsteller wie als christlicher Charakter sollte dieser Mann unbedingt in jedem Stück ein reiner Typus sein, ein „kanonisches" Vorbild! Welche psychologische Reife umschließt der kurze Satz: „Man vergewaltigte Paulus entweder, entzog ihm einen Teil seines geistigen Eigentums und modellierte ihn in strenger Geschlossenheit, — denn er war doch der Paulus des Neuen Testaments gewesen, und wenn er das auch nicht mehr ist, so muß er doch ein Typus sein — oder man sah sich von ihm enttäuscht,

Google

klagte ihn an und machte ihm Vorwürfe, die man niemals erhoben hätte, wenn man den Mann nicht aus dem Neuen Testament empfangen hätte." Doch hinderte die Religion des Glaubens, die Paulus vertritt, die Religion des neuen Gesetzes an der Alleinherrschaft in der Kirche; im zweiten Jahrhundert gab es keine ernstere Gefahr.

„In steigendem Maße mußte es unbequem und gefährlich werden, daß man eine geschriebene Urkunde neben sich hatte, die als Spiegel der Kirche vorgehalten wurde. Schon Origenes hat in seinen Homilien ernst und gewissenhaft damit begonnen und die Kirche der Gegenwart an dem Neuen Testament gemessen; zahlreiche Prediger der alten Kirche sind ihm gefolgt. Sie dachten selbst nicht daran, die Kirche deshalb zu verlassen, weil sie auf Grund des Neuen Testaments so viel an ihr auszusetzen hatten; aber die offizielle Kirche hat schon zu ihren Zeiten mit Erwägungen begonnen, ob sie Glieder dulden dürfe, die ihr mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit den Spiegel vorhielten, und sie hat diese Frage verneint! So urteilt sie noch heute." Doch es steht so: die Kirche führt das Neue Testament mit sich und vor sich her — daran sind die Reformen und die Reformation erst möglich geworden; sie muß dieses Neue Testament anerkennen, damit auch jede Korrektur, die aus ihm geschöpft wird. Also ist das Neue Testament die Rüstkammer und die Instanz der Kritik an der Kirche . . .

Sieben Ansätze zu einem christlichen Kanon waren vorhanden, die zu Sammlungen im zweiten Jahrhundert führen konnten, also Rivalen des Neuen Testaments! Und diese Ansätze trugen z. T. den Charakter bereits sich ausgestaltender Entwicklungen. Aus Schwierigkeiten und durch Kämpfe ernster Natur hindurch ward das Neue Testament siegreich. Wäre es in der alten Kirche z. B. bei einem christlich bereicherten Alten Testament verblieben, wie es zuerst der Fall war, so wäre es mit dem geschichtlichen Verständnis des Alten Testaments und der Überwindung seiner ungeschichtlichen Spiritualisierung vorbei gewesen; alles wäre in allegorischen Nebel versunken und allmählich judaisiert worden.

Schon der große Kirchenlehrer Augustin hat in seiner Christenlehre den Satz niedergeschrieben, der für die Religionsgeschichte von höchster Bedeutung wurde: „Der Mensch, der am Glauben, der Hoffnung und der Liebe festhält und sich darin unerschüttert bewährt, bedarf der heiligen Schriften nur noch zur Unterweisung der andern." Diesen wahren Protestantismus erreichte vor einem Jahrhundert Schleiermacher, als der geniale Berliner Theologe in seinen deutschen Reden in schwerer Zeit von dem wahrhaft Religiösen sagte: „Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion, ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann! Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte."

Persönlichkeiten.

Von Dr. Aurelia Horowitz:

„Sammlungen einzelner Aufsätze, deren Einheit nur in der Einheit des Autors liegt," nannte Otto Brahm Hermann Grimms Essays. Dieselbe Bezeichnung gilt auch für Brahms

Google

kritische Schriften*), nur daß hier das einigende Band des Autors, dessen Persönlichkeit über den Essays schwebt und sie durchweht, von der verständnisvollen Auswahl des Herausgebers fester und enger geknüpft ist. Schon in dem Titel liegt logischerweise der nahe Zusammenhang: „Literarische Persönlichkeiten". Es sind also nicht Dichter, Schriftsteller, Literaten allein; sie müssen noch ein Merkmal aufweisen, das einer verhältnismäßig nur geringen Anzahl unter ihnen zukommt. Und die Persönlichkeit ist es, die den Kritiker zu interessieren und uns zu fesseln scheint. Von Dorothea Schlegel, der einzigen Frau, die wie auf eine ihr von den Herren erwiesene Galanterie hin voransteht — was sich aber aus dem einfachen Umstande erklärt, daß die Aufsätze in der Reihenfolge ihres Erscheinens geordnet sind — bis zu Ibsen — Last not least (amerikanisch zu lesen). Die Persönlichkeit soll nicht als eine nach äußerem Maßstabe zu messende Größe aufgefaßt werden, sondern als etwas in sich Ganzes, das sich innerhalb der Grenzen, die ihm von seiner eigensten Natur gesetzt sind, bewegt, und keine außer diesen anerkennt. Darum trägt jede Persönlichkeit die verbriefte Forderung der Freiheit in sich und strebt in Leben und Schaffen eine Freiheit an, die zumeist noch jenseits der Schranken ihrer Zeit und ihres Kreises sich befindet; eine Freiheit, die wenige außer ihr erkennen und zu der sich noch weniger bekennen.

So kann Dorothea, die als Jüdin den minder Konservativen angehört, „das neue Große leichter erkennen", und daß sie sich für das, was sie als groß erkennt, mit der ganzen Leidenschaft ihres opferfähigen Herzens einsetzt, macht ihre Persönlichkeit aus. Gewiß irrt sie mitunter; überschätzt und unterschätzt. Doch Brahm fragt nicht, inwieweit sie in ihrer Liebe oder ihrem Haß Recht hat, sondern — „wie" sie alles von sich stößt, was ihr mißfällt, alles an sich reißt, was ihr Herz begehrt. — Und da er sie nirgends schwankend, sondern immer rein, weiblich und „aufopferungsvoll wie keine andere" findet, sagt er von ihr: „Sie war eine ganze Person."

Eine ganze Person ist auch Börne, in dem das Positive auf dem Umwege des Negativen zum Durchbruch gelangte. „Er predigt Haß aus Liebe." Ähnlich hat sich auch Heine geäußert. Doch ob Haß oder Liebe — beide sind hier ehrwürdig. Sie kommen wie die Wirkung von Börnes Witzen aus dem Charakter. „Sie haben einen ganz persönlichen Anhauch." Und ob der Frankfurter Judenjüngling Börne durch den Ärger zum Schriftsteller wurde, ob Gottfried Keller, der Schweizer, aus Staunen über die Herrlichkeiten der Natur zum Dichter, durch die Enge seiner Heimat zum Humoristen: Konzessionen haben beide nicht gemacht. Beide kämpften über die Beengtheit ihrer Heimat hinaus, und für beide wurde zu einer Stärke, was aus dieser Heimat in ihre Persönlichkeiten hineinwuchs. Und der andere Schweizer, Conrad Ferdinand Meyer, ein Dichter der Lebensfreude, ebenso wie Keller, ist auch eine künstlerische Persönlichkeit. Sonst könnte er nicht „Vollnaturen" schildern, oder es würde zumindest nicht so einfach, nicht so aller Übertreibung fern klingen, wenn eine dieser Vollnaturen sagt: „Was ich tue, tue ich groß."

Und Fontane — trotz der konservativen Ansichten und Prinzipien — ist „eine naive stärkste Persönlichkeit, die unbefangen in sich selber ruhte." Was auf ihn wirkte, wirkte! Und gerade solche Einseitigkeit weiß Brahm zu schätzen: „Die persönliche Empfindung," der er treu bleibt und die der

*) Otto Brahm: Kritische Schriften II. Bd. Literarische Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. S. Fischer Verlag, Berlin 1915.

Google

Künstler durch kein sachliches Urteil zu modifizieren sucht. Einseitig, wenn auch unwillkürlich einseitig ist auch Spielhagen. Doch dank dieser Einseitigkeit hat er durch Theorie und Praxis den Roman „nach einer Seite hin, aufs glänzendste ausgebildet".

Einseitig ist Auerbach wie Heyse. Der eine, dem es schwer wird, einen Menschen zu zeichnen, der nichts Gutes, der andere, der keinen Menschen schildern kann, der nichts Liebenswürdiges an sich hat. Aber gerade diese persönlichen Züge machen einen Hauptteil ihrer Künstlerkraft aus. Durch diese seinem Wesen innewohnende Güte gelangt Auerbach dazu, soziale Probleme vorweg zu erfassen, die später die Dichter Björnson und Ibsen variieren und vertiefen sollten. Und wenn Heyse jeder Gestalt einen liebenswürdigen Zug mitgibt, so sendet er uns gleichsam einen Gruß aus der Harmonie seiner Persönlichkeit heraus.

Verfährt Brahm auch nach der Methode seines verehrten Lehrers, Wilhelm Scherers, jeden aus seiner Zeit heraus zu begreifen und nach seiner eigenen Theorie zu messen, so tritt er doch zu seiner und zu unserer Freude, wo er uns einen Verwandten vorzustellen glaubt, Hand in Hand mit diesem vor uns hin. Und wir lauschen andächtig Brahm-Heyse: Über die freie Sittlichkeit, die aus eigener Gnade leben oder sterben soll, von der Selbstherrlichkeit des Individuums über herkömmliche moralische Vorstellungen, über das freie Recht der künstlerischen Individualität, die ihre Grenzen einzig von innen heraus zu bestimmen hat. Und wieder ist es ein Kampf für eine Freiheit. —

Und ob Börne, unter dem Drucke politischer Unfreiheit seiner Zeit, den seltsamen Traum von einem Zusammengehen und Zusammenwirken Frankreichs und Deutschlands träumt, ob Keller mit herzerquickendem Humor das Kleinbürgertum aus Seldwyla läutert, ob C. F. Meyer gegen Klerisei und Heuchelei eifert, oder Turgenjew seine Menschen in eine Wolke von Schwermut hüllt, aus der das Kreuz „Leibeigenschaft" flammt: stets ist es ein Kampf der Persönlichkeit gegen Schranken, Enge, Unfreiheit. Und jede Persönlichkeit fordert, sei es „maßvoll, mit heiterem Spott", wie Bauernfeld und die ältere Zeit, sei es mit „Ungestüm und Bitterkeit," wie die neue; sie fordert und ringt um das Geforderte. Und das ist das Große, das die 18 Namen vereinheitlicht, und die größte dieser Persönlichkeiten möge es mit ihren eigenen Worten ausdrücken:

„Ja, was macht ein Werk wohl groß?
Nicht, was es an Großem wirkt,
Sondern was in seinem Schoß
An Persönlichem sich birgt."

In Brahms kritischen Schriften ist sehr viel Brahm. —

Die Frage nach dem Recht der Persönlichkeit, und inwieweit sie sich entgegenstehenden Anschauungen zum Trotz durchsetzen darf und soll, hat Alfred Knobloch bereits in einem früheren Werke behandelt. „Der Meister von Danzig"*) vertieft den Abgrund einer für uns grauenvollen künstlerischen Persönlichkeit, ohne jedoch auch nur irgend eine Lösung des Problems zu versuchen. Rein objektiv. Und nicht nur, daß wir vor einen schauervollen Abgrund eines finsteren Menschenherzens geführt werden, da wir unser Grauen etwas überwunden haben und hineinsehen — schauen wir nichts als Leere.

Auch „der Freund" und „die Büste" lassen nicht das bißchen Katharsis aufkommen, das wohl ein jedes Kunstwerk mehr oder weniger auslösen sollte.

*) „Der Meister von Danzig und andere Novellen" von Alfred Knobloch. Morawe und Scheffelt-Verlag, Berlin 1914.

Go gle

Täglich trägt sich vielleicht das, was geschildert wird, in unserer nächsten Umgebung zu, und doch: es ist zu wahr! Die dramatisch lebendige Darstellung erhöht diesen Eindruck nur.

Der Schimmer von Grazie, der den drei anderen Novellen fehlt, liegt ganz über der ersten: „Die Heldin", die deswegen leichter zu vergessen, weil angenehmer zu lesen ist. Eines jedoch ist gewiß: Der Autor hat dem menschlichen Leid tief, sehr tief in die ausgeweinten Hohlaugen geblickt.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Alfred Helle:

Lazarett-Konzerte.

Das Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin ist beim Beginn des Krieges als Lazarett eingerichtet worden. 350 Verwundete sehen hier der Heilung ihrer Wunden entgegen, und dies geht heute — im Zeitalter der Antisepsis und Asepsis —, Gott sei Dank, viel schneller und sicherer als vor 44 Jahren. Mit Stolz zeigen uns die Schwestern u. a. zwei Schwerkranke, die, vom Wundstarrkrampf befallen, vor wenigen Tagen den Kinnbackenkrampf hatten und kaum den Mund öffnen konnten; ein besonderes Serum rettete sie vor dem sicheren Tode. Jetzt liegen sie vergnügt in ihren Tragbetten, so gesund und frisch aussehend, so zufrieden ihre Zigarette rauchend, als wären sie nicht vor 3 Tagen an der Pforte des Todes vorbeigegangen.

Gehend, humpelnd, an Stöcken oder Krücken einherschleichend oder in Tragbetten hereingetragen, versammeln sich die in Heilung Begriffenen um 7 Uhr abends in dem großen Vortragssaale. Im Hintergrund steht ein prachtvoller Ibachflügel, wahrscheinlich von einem wohlhabenden Gönner für die Dauer des Krieges zur Verfügung gestellt. Jetzt kommen die Musici, Kanzleibeamte des Kgl. Polizeipräsidiums Berlin, ehemalige Militärmusiker, die es sich nicht nehmen lassen, ihren verwundeten, tapferen Kameraden in jeder Woche einmal etwas vorzuspielen. Und wie wird gespielt! Das ist eine wirkliche Künstlerkapelle! Wie seelenvoll der Gesang des Cellos! Nur das Instrument, welches dem Cellisten zur Verfügung steht, ist nicht hervorragend. Wenn diese Zeilen doch dazu beitragen könnten, daß ein zweiter Gönner sich fände, der sein besseres Cello dieser patriotischen Kapelle für solche Konzerte zur Verfügung stellte! Einer sorgfältigen, schonenden Behandlung seines wertvollen Instrumentes dürfte er versichert sein. Wie anders würde die „Adelaide" von Beethoven oder Poppers „Andacht" auf einem Ruggericello erklingen!

An 150 Krieger lauschen jedesmal mit Andacht den Klängen der Kapelle, die immer ein abwechslungsreiches Programm bietet.

Solche Stunden lassen unsere kranken, tapferen Helden für kurze Zeit ihre Leiden vergessen. Die Musik ist ja auch die deutscheste unter den Künsten; es ist deutscher Geist, der ihre Klänge durchweht, und wenn man die tiefe Wirkung solcher Musikabende auf das deutsche Gemüt mit erlebt hat, muß man sich unwillkürlich sagen, daß wir in der idealen Macht, die die Musik über das Menschenherz besitzt, doch eigentlich eine Realität uns gegenüber haben, deren Bedeutung wir nicht hoch genug einschätzen können und die wir nicht bloß aus ästhetischen Gründen, sondern aus rein patriotischen Gründen um alles in der Welt nicht missen möchten.

Aber die Schwerkranken, die da oben liegen, die hören noch nichts von dem Konzert hier unten, sie müssen den Trost der Musik noch entbehren. Für das Mitleid, das in dem Gesichte des Besuchers geschrieben steht, danken sie mit

Google

einem verständnisvollen Blick, der uns tief in die Seele dringt. Oh, könnte ich euch helfen, euere Schmerzen, die ihr für das Vaterland leidet, euch erleichtern! Wohl sorgen die Pfleger mit rührendem Pflichteifer für jeden Einzelnen; wie wirkliche Schwestern und Brüder sind sie um ihre Kranken bemüht, eine Aufopferung, die ihren schönsten Lohn in sich selbst findet.

Euch da draußen aber, die ihr diesen Jammer von verstümmelten Gliedern nicht gesehen habt, die ihr euch scheut, zu sehen, wie andere auch für euch leiden, euch, die ihr aus irgend einem Grunde nicht in den Krieg gezogen seid, euch rufe ich zu: gedenkt unserer verwundeten Helden! Bringt von euren Büchern, euren Unterhaltungsspielen, schafft Wein und Kräftigungsmittel! Die stillen Dulder haben ein Anrecht auf eure herzliche Anteilnahme; laßt sie nicht zu lange warten! Alle sind sie große Helden, Riesen an Tapferkeit, und, ach jetzt, im Ertragen von Schmerzen!

Krieg und Kunst.

Von Oswald Brüll.

Über unsere heutige Empfänglichkeit für literarische Kunst. — Im fünften Kriegsmonat.

Gleich nachdem die Kriegserklärungen losgelassen waren, machten auch die Ästheten und Psychologen mobil. Noch war kein Tropfen Blutes vergossen, und schon lagen zu Dutzenden vor Gutachten von höchstberufener Seite über „Krieg und —". Es galt nicht nur, das Verhältnis darzustellen von Krieg und Volksbewußtsein, Krieg und Individualismus, Krieg und Liebe, Krieg und Kunst, Krieg und Wissenschaft, Krieg und Kind — nein, man differenzierte Themen über Krieg und Stilgefühl, Krieg und Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten (ich weiß nicht, was soll es bedeuten), Krieg und Bridge, Krieg und weiß Gott was. „Krieg und —" wurde über Nacht stereotyp.

Stärkeren Widerspruch als die Überschriften mußte indessen der Inhalt wecken. Denn fast alles, was hier vorgebracht ward, schwebte in der Luft, blieb Hirngespinst ohne empirische Verfestigung. Noch hatte eben der Krieg kaum eine seiner Seiten gezeigt, — daß er deren mehr als eine hat, wissen wir heute im fünften Kriegsmonat. Man erinnert sich, daß die erste Seite, die uns der Krieg wies, im strahlendsten Licht der Augustsonne dalag. So kennzeichnet ein unbekümmerter Optimismus, der oft nicht so sehr von wahrhafter Vaterlandsliebe, als dem entschiedenen Willen, auch im Kriege den ästhetischen und psychologischen Geschäftsbetrieb nicht ruhen zu lassen, geleitet war, — dies, sage ich, kennzeichnet die Mehrzahl der schriftstellerischen Äußerungen zu „Krieg und —". Würden die P. T. Autoren heute an die Revision ihrer Erstlinge, die sie im Bunde mit Mars zeugten, schreiten — wie wenig könnte vor den Erfahrungen eines nunmehr fünf Monate währenden Krieges bestehen!

*

Was über Krieg und Kunst vorgebracht wurde, hatte in der Hauptsache folgenden Tenor: wenn je, so bedürfen wir heute der Kunst; wenn je, so sind wir heute für Kunst empfänglich und dankbar.

Ob wir heute der Kunst bedürfen, stürmischer sogar nach ihr verlangen als ehedem (wie behauptet wird), — darüber möchte ich hier nicht streiten. Das ist Ansichtssache. Was mich betrifft, so trage ich heute nicht das mindeste Verlangen nach Erlebnissen der Kunst. Nicht als ob ich der Meinung wäre,

Go gle

daß die Wirklichkeit heute die Kunst ersetze. Mag Wirklichkeit in noch so gigantische Größe aufstreben — sie und die Kunst werden immer zwei Welten bleiben; auch beider Höhepunkte liegen nicht auf derselben Linie.

Streitbar will ich nur auftreten gegen die These, daß wir heute mehr denn je für Kunst empfänglich seien. Und stelle ich auch das Verlangen nicht rundweg in Abrede — man kann verlangen, was einem nicht erfüllbar, — so leugne ich ganz und gar die Erfüllbarkeit des Verlangens: keiner unter uns ist heute empfänglich für Kunst. Schon gar nicht für literarische Kunst, die, anders als Musik, Malerei, Plastik, in jedem Falle notwendig gedanklich verbindlich ist, Assoziationen erweckt, die tief in die augenblickliche Vorstellungswelt des Rezeptiven hineingreifen.

*

Neulich führte man in einem respektablen Theater der Stadt „Die Jungfrau von Orleans" auf. Meine heiße Vorliebe für diese Tragödie — der Monolog allein macht trunken vor Begeisterung — hatte mich trotz meines vorhin angedeuteten Standpunktes zum Besuch des Schauspielhauses veranlaßt. Nun, ich habe euch herbeigewünscht, ihr Herren Ästheten und Psychologen, die ihr schnell fertig mit dem Wort seid!

Von einer genießerischen Disposition des Publikums war wenig zu merken. Die Gemüter schienen von einer Isolierschicht umgeben, — einer Isolierschicht von Belustigung, Anzüglichkeit und kopfschüttelndem Bedauern. Ohne besonderes Wohlwollen begleitete die Menge die dramatische Laufbahn eines Mädchens, das Frankreich rettet, indem es Reims befreit; einem Mädchen, das Reims erobert, hätten weit mehr die Herzen entgegengeschlagen. Hinwieder war der Jungfrau gutzuschreiben, daß sie, was sie tat, gegen England tat. Und sie hatte vollen Anspruch auf unseren Beifall, wenn sie verhieß:

„. . . eh der Roggen
Gelb wird, eh sich die Mondesscheibe füllt,
Wird kein engländisch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtig strömenden Loire trinken,"

— aber wie sie dann verzückten Tones hervorstieß:

„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volkes?"

— dann mußten wir in unserm Innern diesem „Land des Ruhms" eine zukömmlichere geographische Lage, als sie der Dichter im Auge hat, zuweisen, um auch in unserem Innern von der beseelten Kraft der Verse angerührt zu werden . . . Es bedurfte also einer umständlichen intellektuellen Operation, um zu einem vom Dichter vorgesehenen Gefühlseindruck zu gelangen.

*

Der Ästhet wird aufbegehren: so beträgt sich der Pöbel vor einem Kunstwerk. Das ist derselbe Pöbel, der, nachdem zum letzten Mal der Vorhang über den „Räubern" gefallen, dem Darsteller des Franz Moor mit Prügel an den Leib geht. Kurzum der Pöbel, der, weit entfernt von echtem Kunstverstand, alles in der Kunst wortwörtlich nimmt und an der Wirklichkeit mißt wie eine Zeitungsnachricht.

Ich räume ein, daß ich, zu Zwecken der Verdeutlichung, die Stimmung jenes Theaterabends etwas übertrieben dargestellt habe. Aber im Grunde war diese Stimmung vorhanden und auch ich wußte mich von ihr nicht frei: Und ich glaube, mein Freund, dir wäre es ebenso ergangen. Ich glaube nicht, daß du völlig unbeirrt in deinem ästhetischen Gleichgewicht zu bleiben vermöchtest, wenn du heute Worte vernimmst, wie die oben angeführten; ob sich dir das „Abstrahieren vom Gegenständlichen", das du durch lange Übung in der Hand zu haben vermeinst, auch

Google

diesmal ohne weiters einstellt und nicht vielmehr, von welcher Seite es sei, den Kunsteindruck unterhöhlt. . . . . Du bist dafür nicht verantwortlich, mein Lieber; du kannst, so sehr du dich sträuben magst, die assoziative Tätigkeit deines Gehirns nicht verhindern, am allerwenigsten heute, wo eine deinem Bewußtseinsinhalt tief eingeprägte Vorstellung alle Gedankenfäden an sich knüpft. Es ist eines der besten Worte Lichtenbergs, daß man nicht eigentlich sagen darf: „ich denke", sondern: „es denkt".

Kunstgenuß ist Sache unmittelbaren, ungebrochenen Gefühls. Kunstgenuß, dessen du dich nur auf allerhand Schleichwegen durch die intellektuelle Zone zu bemächtigen vermagst, ist bloß ein Surrogat.

Wozu dies leugnen? „Die Jungfrau von Orleans" wird uns in zehn, vielleicht schon in fünf Jahren wieder ein Werk sein, das nicht nur so herrlich ist, als wie am ersten Tag, (das ist es heute wie je), das auch als so herrlich empfunden wird, wie am ersten Tag.

Die hier dargelegten Bedenklichkeiten werden übrigens augenscheinlich von unseren Theaterleitungen durchaus geteilt. Anders müßte Schillers romantische Tragödie jetzt allerorts die Spielpläne beherrschen. Denn sie ist das herrlichste Kriegsgedicht der Deutschen — indessen, wie uns nunmehr klar: in Friedenszeiten.

*

Unser Dichten und Trachten hat heute eben nur e i n e Richtung: Aktualität. So ungeheuer ist der Augenblick, daß alles, was vor ihm war, versinkt. Wir sehen heute an der Vergangenheit vorbei, wie ein sorgenschwerer Vater an den harmlosen Spielen seines Kindes vorüberblickt, halb wehmütig und halb verächtlich: „Was weißt d u vom Leben! . . . ." Auch die Kunst, die vor uns war, versinkt, unseres Interesses verlustig. Jegliches Kunstwerk aus früheren Tagen sehen wir an mit Augen, die entzündet sind vom Feuerschein der Stunde; Aktualität pressen wir in es hinein, Aktualität, die es von „Natur" aus nicht in sich trug, noch tragen konnte. Selbst dann nicht, wenn es in „ähnlicher" Zeit entstanden wäre; „ähnlich" und „gleich" sind eben verschiedenerlei. Wer glaubt, trotz Akiba, ernstlich daran, daß es in der Weltgeschichte Gleichheiten, Wiederholungen gebe? Und wo andere Zeiten sind, sind auch andere Lieder.

Für den Geist, von dem Deutschland-Österreich heute erfüllt sind, sucht man Analogie (und vermeint, sie zu finden) bei jenem, der uns aus der Epoche der napoleonischen Kriege überliefert wird. Um diese Angleichung zweier um hundert Jahre überreichen politischen Geschehens auseinanderliegender Zeiträume ad absurdum zu führen, brauche ich nur zu dem Exempel zurückzukehren, dessen ich mich im vorigen bediente. „Die Jungfrau von Orleans", ein Kunstwerk (und was für ein Kunstwerk!) zur Verherrlichung von Frankreichs Nationalheldin, wurde von Schiller zu einer Zeit geschaffen, da Deutschland-Österreich mit Frankreich im Krieg lag — wie heute. Nun stelle man sich vor, Gerhart Hauptmann würde sich eben jetzt mit einem französischen Königsdrama tragen oder Richard Dehmel die Stunde für angezeigt halten, sich im Tone russischer Volkslieder zu versuchen, oder Thomas Mann wäre dabei, die Menschen seines neuen Romans in England anzusiedeln: nicht wahr, das sind psychologische Unmöglichkeiten.

*

Darüber also kann kein Zweifel mehr bestehen, daß Dichtungen, die wie „Die Jungfrau von Orleans" eine politisch verquickte Fabel haben, heute nicht auf jene unbefangene Empfänglichkeit rechnen können, die zur Erfassung eines

Go gle

Kunstwerkes erforderlich — bleiben noch immer die zahllosen, politisch völlig indifferenten Schöpfungen der Poesie, als da sind: Liebesgeschichten, Idyllen, etc. Oder sind am Ende auch sie für uns andere geworden seit dem 1. August 1914?

Ja, das sind sie meines Erachtens. Auch an sie treten wir befangen heran. Zwar können da nicht die äußeren Fakta, die sie erzählen, zu Gleich- oder Gegenüberstellungen des Heute verleiten — haben diese Fakta doch nichts mit historischen Gegenständen zu tun. Aber ihren Gefühlsinhalt nehmen wir unter eine absichtsvolle Lupe: ob er vor unserer Stunde bestehen kann. Von aller Dichtung wünschen wir, daß sie Zweckdichtung sei, dem Zweck des Augenblickes dienstbar. Das ist gewiß kein Standpunkt, mit dem sich rein ästhetische Empfänglichkeit vereinbaren ließe. Wir genießen heute literarische Kunstwerke nicht; wir belauern sie. Wir vermögen im günstigsten Fall, uns an ihnen zu zerstreuen; nie: uns zu sammeln. Das Erlebnis des Tages gibt uns, die Wahrheit zu sagen, auch nicht eine Sekunde wirklich frei.

*

Zur Aktualität drängt, an der Aktualität hängt heute alles.

Bedeutet diese Tatsache, wie gezeigt, die zeitweilige Pensionierung aller bisher überlieferten literarischen Kunst, so ist sie hinwiederum ein Keim für neue, unmittelbar lebens- und wirkungsfähige. Wie diesbezüglich die Verhältnisse im einzelnen liegen, führt uns zu einem Kapitel für sich, (das hier unerörtert bleiben soll): „Krieg und literarische Produktion."

Wir gelangen mithin zu dem Ergebnis: Dichtung, die uns heute etwas bedeuten soll, muß aus dem Heute geboren sein, inspiriert von dem Erlebnis des Weltkrieges. Eine solche Dichtung brauchen wir uns nicht erst durch intellektuelle Vorarbeiten mundgerecht zu machen, ihr nähern wir uns geradeaus, schlicht und selbstverständlich.

Die Ästheten, die darüber Kränkung empfinden, daß die Kunst heute von einer so wesentlichen Verkürzung ihrer Tragweite ins Menschlich-Lebendige betroffen wird, mögen doch eines bedenken:

Heute kommt es nicht darauf an, für unsere Nationalkunst zu leben. Es kommt darauf an, für sie sterben zu können, den Feind niederkämpfend, dessen Triumph sie an der Wurzel bedrohen würde. Für die Kunst sterben können, — das hieße wohl am offenbarsten dartun, daß sie einem Lebensnotdurft geworden, daß man sie so ernst nimmt wie „das Leben".

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Ein neues Jahr! Viel Großes, Erhebendes, Zuversichtliches steht an seiner Eingangspforte. Draußen der nimmermüde, heiße, mutvolle Kampf, daheim das innere Erleben tiefen Vertrauens, stolzer Demut, treuen Glaubens, innigster Dankbarkeit. So schloß das alte Jahr, so begann das neue. Ganz in Würde und Selbstvertrauen. Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl in wunderbarer Übereinstimmung, draußen im Felde und in der Heimat. Eine sieghafte Einheitlichkeit, wie sie die Welt vorher nie gekannt, nie gesehen, nie geahnt hat. Das Herrlichste in dieser rauhen und harten Zeit: das, was sie mit Milde und Weichheit umkleidet, die Fürsorge und Wohlfahrt der deutschen Frauen. Man muß es erleben, das Glück haben, es beobachten zu können, den Inhalt, die Tiefe dieses „Einssein" verstehen,

Google

um die Ruhe, die Sicherheit, die stille Freudigkeit dieses Jahreswechsels in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können.

Silvester! In dem sonst lärmenden, in übersprudelnder Laune und tollem Übermut leicht zu Exzessen geneigten Berlin nur eine von Heiligkeitsschauern erfüllte Stimmung. Fromm, dankbar, hoffnungsfroh, von heißen Wünschen beseelt, und diese Wünsche ein einziger Gedanke, dieser Gedanke ein gemeinsames Gebet. So gelangte es in der Neujahrsnacht vor Gottes Thron. Eine Silvesternacht, wie die des Jahres 1915 hat es niemals noch auf Erden gegeben! Und als um Mitternacht die ehernen Glocken das neue Jahr verkündeten, als die Tausende und Abertausende die Kirchen verließen und nach feierlicher Andacht in die mondbeglänzten Straßen hinaustraten, ernst, still, ergriffen von mächtigen Gefühlen, durchdrang eine Atmosphäre des Friedens, der Ruhe die sonst um diese Zeit so geräuschvolle Stadt, und das war schön . . . sehr schön. Hochgemutet, zu gleichem Wünschen und Hoffen alle vereint. Alle! Mann und Weib! Denn wahrlich die Frauen stehen nicht zurück in intensivster Tätigkeit für die Allgemeinheit, und haben trotzdem noch Zeit gefunden, am eignen Werk zu schaffen. Von welchem Geiste sie dabei erfüllt waren, gibt die Ansprache Kunde, die Frau Heyl bei Eröffnung des neuen Hauses hielt, das der Deutsche Lyceum-Klub auf eignem Grund und Boden sich erbaut hat, und dessen Übergabe an die Mitglieder am 3. Dezember erfolgte. In einfacher, prunkloser Feier, aber unter außergewöhnlicher Beteiligung der Mitglieder. Nach dem einleitenden Chorgesang: „Danklied zu Gott" von Gellert, nahm die Vorsitzende des Klubs, Frau Heyl, zur Begrüßungs- und Weiherede das Wort, aus der die, für unsere Zeit und Verhältnisse besonders beachtenswerten Betrachtungen hervorgehoben seien:

„Gott segne unsern Eingang!

Liebe Frauen, wenn es nicht ein Familienfest wäre, was unaufschiebbar erschien, hätte Ihr Vorstand kaum den Mut gehabt, Sie heute einzuladen. Aber es gilt einen Geburtstag zu begehen, den des Klubs auf e i g n e m Grund und Boden, kann er doch vor dem nicht den mannigfach nützlichen Zwecken dienen, die seine Bestimmung sind.

Wenn auch heute alles vage und verhältnismäßig unwichtig erscheinen muß gegenüber den schicksalsschweren Begebenheiten und angesichts der großen Volksentschlüsse, so meine ich doch, daß, wie es Pflicht ist in dieser Zeit, das einzelne Hauswesen nicht zerfallen zu lassen, wir auch das, was wir im Lyceum-Klub erbauten, als Fundament für seinen weiteren Ausbau betrachten und uns diese Stunde der Feier gönnen sollen.

Liebe Klubschwestern! Wir haben uns immer anscheinend durch eine gewisse Kühnheit ausgezeichnet . . . wir haben uns zu rechter Zeit von fremdem (englischem, d. R.) Einfluß freigemacht, und unser ideales Streben, das wir mit dem Einsatz unserer Namen und unserer Person dem Deutschen Lyceum-Klub seit seinem Entstehen schenkten, nicht durch anfängliche Rückschläge vermindern lassen. W i r haben f r ü h genug auswärtige Hilfe als unwirksam erkannt, und nur die f e s t e Absicht, daß deutsche Frauen einmütig für das, was sie einmal für notwendig erkannten, eintreten, ließ den Deutschen Lyceum-Klub erblühen und zu einer wichtigen Domäne für das Berliner und deutsche, man kann sagen für das ganze intellektuelle Frauenleben werden.

Lange hat Ihr Vorstand geplant und erwogen, treu haben S i e uns alle geholfen das Rechte zu wählen,

Go gle

um den Denkstein unserer Zeit durch unser Haus so würdig und praktisch wie möglich zu gestalten.

Ohne die große, liebenswürdige und unbeschreiblich geduldige Baumeisterin Emilie Winkelmann, unseres mit der goldenen Medaille der Stadt Leipzig ausgezeichneten Klubmitgliedes, wären wir wohl kaum zum Ziel gekommen. Ihr gebührt vor allem der Dank der Klubschwestern, hat sie sich doch nicht durch Krieg und Schwierigkeiten abschrecken lassen, die so vielfach veränderten und immer wieder durchdachten Pläne durchzuführen.

Gewiß ist es ein kühnes Unternehmen auch von uns . . . aber liebe Freundinnen . . . in einer Zeit, wo die höchsten Ideale ihre Neugeburt feiern, wo wir unter Tränen erkennen, daß unser Volk herrlich groß in allen seinen Teilen ist, da können wir nicht kleinmütiger blicken, wenn der weise Finanzplan nicht ganz so durchgeführt werden konnte, wie wir es sonst gewohnt waren. Wir haben aber zur Entwicklung unseres Planes das alte Vertrauen wie immer und wir wissen, daß unsere Freunde, die jetzigen und die neuen, die wir werben werden, das Werk stärken und in besseren Zeiten immer mehr finanziell verankern werden."

Nach verschiedenen Ausführungen, die den Klubangelegenheiten galten, schloß Frau Heyl ihre Ansprache mit den Worten: „Alle Kleinheit und Kleinlichkeit soll auch ferner unsere Schwelle nicht überschreiten. Rein, reich und verzweigt strebe der Lyceum-Klubbaum ebenso in die Höhe, wie in die Weite und gebe Schutz alle Zeit einem dankbaren Frauengeschlecht . . . das walte Gott." Der Chor: Spruch (Rückert) von Robert Schumann folgte, an den sich der Vortrag der F-moll-Sonate von Beethoven anschloß. Das „Bundeslied" von Mozart beendete den Weiheakt.

Auf ein an die Königin-Witwe von Rumänien gesandtes Telegramm über die Eröffnung des D. L. K. traf folgende Antwort ein:

„Es ist wunderschön, daß Sie in so überaus schwerer Zeit so standhaft bei der begonnenen Arbeit bleiben, und ich wollte nur, ich dürfte Ihr schönes Werk sehen und das neue Haus bewundern. Ich selbst habe in Curtea de argesh neben der großen Ruhe ungeheure Arbeit gefunden.

Elisabeth."

Ganz besonders bemerkenswert für die Arbeiten und Interessen des Lyceum-Klubs in dieser Kriegszeit erscheint die Zuschrift der Internationalen Delegierten des Genfer Lyceum-Klubs, der an den D. L. K. mit folgendem Vorschlag herantrat:

„Ich habe unseren Klub bestimmt, die Lyceum-Klubs aller neutralen Länder und die uns bekannten Klubs in New York zu vereinigen, um allen Lyceum-Klubs der kriegführenden Länder unsere Unterstützung anzutragen. Von ganzem Herzen widmen wir Ihnen und dem Hamburger Klub unser Anerbieten, — übrigens wollen alle Frauen der Schweiz sich uns anschließen. Wir bieten Ihnen eine Sanitätskolonne an, bestehend aus unseren besten Chirurgen und geschickten erprobten Krankenschwestern, die alle als Mitglieder des Genfer Lyceum-Klubs eingeschrieben werden sollen. Eine vollständige Ausrüstung an Verbandstoffen, chirurgischen Instrumenten, Wäsche, Kleidern u. s. w., alles zu einer Ambulanz notwendige Material. Ich weiß, welch große Diskretion Sie das Recht haben von uns zu erwarten, aber alle werden sich der militärischen Disziplin unterwerfen und der Autorität der Militärärzte . . . Wir richten dieses

Go gle

selbe Anerbieten an alle Länder, die Lyceum-Klubs haben.

Unsere eidgenossenschaftlichen Behörden, die ich befragte, haben mir versichert, daß wir bevollmächtigt werden würden, unsere Ambulanzen zu senden. Ihnen, dem Berliner und Hamburger Lyceum-Klub, übertragen wir es, diese Gabe entgegenzunehmen. Wir bitten Sie, bei Ihren militärischen Behörden die Annahme zu bewirken, und Sie sind es, von denen wir die Antwort und die Zusicherung erwarten, daß wir angenommen werden . . ."

Die Vorsitzenden des D. L. C. konnten nach eingehenden Verhandlungen mit den in Frage kommenden Stellen die Annahme des hochherzigen Anerbietens unter bestimmten Bedingungen mitteilen und zugleich auch, daß sich der Vorstand im Namen des Klubs bereit erklärt, die eventuelle Sorge für Wohnung und Verpflegung der Mitglieder der Sanitätskolonne zu übernehmen.

Überall erfüllt das gleiche Streben die Herzen der deutschen Frauen. Fast könnte man es eine Sehnsucht nennen, sich hilfreich zu erweisen, aller Orten und an jeder Stelle, wo ihr Eingreifen segensreich wäre. Daß Berlin, des Reiches Hauptstadt, tapfer, energisch, erfinderisch voraufschreitet, ist heilige Pflicht, freudig erfüllte. Gern rühmt man die ins unendliche gesteigerten Leistungen unserer Frauen, mit der sie in den letzten Wochen für das Weihnachtsfest sorgten. Mit Rührung denkt man daran. Jeder Tag brachte neue Ideen, die nur ein Ziel im Auge hatten: Freude zu bereiten. Niemand sollte leer ausgehen in so traurigen, schweren Zeitläuften. Es galt Mut und Hoffnung zu stärken, Trost zu gewähren durch die liebevolle Anteilnahme aller für alle.

Arm und reich, jeder trug sein Scherflein bei zu diesen Liebesgaben, und wie es völlig unmöglich ist, diesen Anregungen und Veranstaltungen im einzelnen gerecht zu werden, so soll doch betont werden, daß die Frauen in erster Reihe stehen bei diesem Liebeswerk. Rastlos, unermüdlich, erfinderisch suchen sie stets neue Hilfsquellen. Wie mit einem Zauberstab erschlossen sie diese, und zu breiten, kraftvollen Strömen edelster Hilfsbereitschaft anschwellend, ergossen sie sich über die in leidvollen Kriegsjammer geratenen. Not und Elend mildernd und hinwegschwemmend, in reiner, starker Nächstenliebe. Aus der unerschöpflichen, unübersehbaren Fülle der Spenden, die als Weihnachtsgaben versendet wurden, möchte ich einige wenige hervorheben, die durch besonderes Feingefühl und verständnisvolles Nachempfinden seelischer Stimmungen sich auszeichnen. Den Ärmsten waren sie geweiht, die nicht in der Lage waren, aus eignen Mitteln ihren im Heere stehenden Angehörigen eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Frauen und Müttern der Wehrmänner. Der Nationale Frauendienst erließ zu diesem Zwecke einen Aufruf:

„Tausende von deutschen Frauen denken schon heute daran, ihren Männern draußen im Felde eine Weihnachtsfreude zu bereiten. In das aufreibende, ganz dem Vaterlande geweihte opfervolle Soldatenleben soll der Friede der Heimat, der Familie, des Festes seinen Schein werfen.

Tausende von deutschen Frauen denken dasselbe, aber mit sehnsuchtsvollem Herzen. Mit dem Mann steht auch der Ernährer im Feld, und die Mittel, mit denen sein Herd warm gehalten, seine Kinder versorgt werden müssen, reichen nicht über das Notwendigste hinaus.

Gewiß, die „Liebesgaben" fließen nicht spärlich. Zu Weihnachten wird sicherlich da draußen in den Schützengräben, vor den Festungen, auf dem

Google

weiten Felde vielen — wir hoffen allen — eine Gabe geboten werden. Aber so willkommen sie sein wird — sie kommt von unbekannter Hand. Sie stillt nicht die Sehnsucht, die zu dieser Zeit nach einem Gruß aus dem Heim verlangt. Sollten die Tausende von Frauen, die ihn senden können, denen es leicht wird, sich und ihren Männern diese Festfreude zu bereiten, sollten die Männer, die ihre Söhne, die Schwestern, die ihre Brüder bedenken können, nicht den Frauen helfen wollen, die mit sehnsüchtigem Herzen des fernen Mannes oder Sohnes gedenken und ihm keine Weihnachtsfreude bereiten können?

Sollten sich nicht in unserem großen und reichen Berlin Hände genug finden, die sich öffnen wollen, um jedem Berliner da draußen ein Heimats- und Weihnachtsgefühl in das Leben hineinzutragen, das er stündlich für uns alle aufs Spiel setzt?"

Und diese Hände fanden sich. Es war eine wahre Freude, bei der Herstellung dieser Pakete, auf denen die Wehrmännerfrauen und Mütter Berlins als Absenderinnen figurierten, mit ihrem Namen und Adresse, die Gegenstände auswählen zu sehen, die sie am geeignetsten für den betreffenden Empfänger fanden, und die bescheidene Freude, wenn sie dem Paket irgend eine Kleinigkeit aus eignem beifügen konnten. Am liebsten etwas von Nahrungsmitteln. Und die ihre Mütter begleitenden kleinen Mädchen verteidigten sehr energisch die wegen bedenklicher Packung vielfach beanstandete „Schmalzbüchse" mit der Versicherung: „Vatta ist am liebsten 'ne Schmalzstulle". Es tat mir wirklich leid, einem aus der Mulakstraße nach „Sibirien" bestimmten Paket diese Schmalzbeigabe verweigern zu müssen, trotzdem das kleine Mädchen weinend darum bat, und die Mutter, Tränen in den Augen, sagte: „Dort ist mein Mann gefangen. Ja, Sibirien".

Da versagte der beste Wille und das höchste Mitleid, und trostreich empfindet man es, dieses sich doch wirksam machen zu sehen, wo es irgend zu ermöglichen ist. Ganz außerordentlich äußert sich dies, wo es darauf ankommt, in den Herzen geistig Höherstehender, durch den Krieg aus Beruf und gewohnten Daseinsbedingungen gedrängt, den Lebensmut zu erhalten und ihn nicht verkümmern zu lassen durch die augenblickliche Notlage und scheinbar demütigende Situation. Da gilt es, die Bedrängnis und Hilfsbedürftigkeit der einzelnen sie als nationales Unglück ansehen zu lehren, das wir vereint mutig zu tragen haben, in der Gewißheit des sicheren Sieges unseres Vaterlandes. Von diesen Richtlinien bestimmt, wurde die Weihnacht in all den Heimen und Horten gerichtet, die den Tausenden Hilfeheischender dieser Kreise bestimmt war. Und wahrlich überall herrschte hoffende, zufriedene, dankbare Festesstimmung. In hervorragendem Maße äußerte sich diese bei der Weihnachtsfeier, die der „Deutsche Bühnenverein" bedürftigen Bühnenkünstlern am Heiligabend durch die Güte der Kaiserin bereiten konnte. Im „Kriegsheim", das so vielen engagementslosen Schauspielern in den Nachmittags- und Abendstunden die eigne Häuslichkeit ersetzt, waren die Bühnenangehörigen sehr zahlreich versammelt, um an der Bescherung und Feier teilzuhaben. Lichtglanz erfüllte die weihnachtlich geschmückten Räume, die vom Weihnachtsduft hoher Tannenbäume erfüllt waren. Ein neues Lied von Professor Hummel „Weihnachten 1914", von Birgitt Engell gesungen, leitete die Feier ein, und dann erklang, wieder von Frau Engell, das „Stille Nacht, heilige Nacht", in das alle Stimmen der Anwesenden in tiefer Ergriffenheit und Wehmut einfielen.

Go gle

Der Königl. Hoftheater-Schauspieler Herrmann Vallentin gab dann seinen Kollegen und Kolleginnen aus dem Schatzkästlein seiner Kunst manch hübsche Gaben zum besten, die neben der weihevollen Stimmung auch der Freudigkeit ihr Recht einräumten. In der Ansprache, mit der Graf Hülsen die Erschienenen als Gäste der Kaiserin begrüßte, kam so viel edle Menschlichkeit und hingebende Nächstenliebe zum Ausdruck, daß wohl in jedem Herzen ein Gefühl von Zugehörigkeit zum großen künstlerischen Ganzen und damit eine Hebung des Standesbewußtseins auferweckt wurde. In bester Stimmung gab man sich den Eindrücken dieser Feier hin, die noch erhöht wurde, als man erfuhr, daß die Kaiserin, durch ihren letzten Besuch im „Kriegsheim des D. B. V." angeregt, den Bühnenkünstlern diesen Weihnachtsabend bereitet hatte.

Es folgte in fröhlichen Stunden ein festliches Mahl, eine sehr ausreichende und nützliche Bescherung und lauter Jubel der mit Spielzeug und Süßigkeiten beschenkten Schauspielerkinder.

Es ist wohl am angemessensten, wenn ich das Urteil über der deutschen Frauen Opferfreudigkeit und Menschenliebe, die alle diese Veranstaltungen inspirieren, in leuchtendem Beispiel die Kaiserin allen voran — einem der hervorragendsten norwegischen Schriftsteller überlasse, der in einem Reisebericht über Deutschland nach seiner Heimat schreibt:

„Deutschlands Männer zeichnen sich durch administrative und organisatorische Fähigkeiten aus; die Frauen stehen ihnen aber, wie sich jetzt zeigt, nicht nach! Die deutschen Frauen sind nicht weniger stark in ihrem Glauben an die Sache des Vaterlandes und in ihrem Willen, sich ihrem Lande zu opfern. Hierin sind alle gleich; zwischen den Höchstgestellten und den unaufgeklärten Massen gibt es hier keinen Unterschied. Im allgemeinen ist die Wirksamkeit der deutschen Frau im Kriege vom edlen, stillen Gefühl der Menschenliebe geprägt. Daß viel Opferfreudigkeit nötig ist, sah ich, als ich die deutschen Lazarette besuchte. Deutschland hat seine Helden; es hat aber fürwahr auch seine Heldinnen, deren Zahl groß ist.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Geh. Sanitätsrat Dr Richard Paasch.

Vorbereitet sein ist die Hauptsache. Mobilmachung, Aufmarsch und Verpflegung unseres Heeres durch Zufuhr hängen aufs engste mit dieser Einsicht zusammen. So darf uns auch die Möglichkeit nicht unvorbereitet finden, daß mit über Erwarten langer Dauer des Kriegs unsere Vorräte an Lebensmitteln knapp werden und die Volksernährung dadurch in Frage gestellt wird. Ist die planmäßige Aushungerung Deutschlands doch eins der Mittel zu seiner Vernichtung, mit denen unsere Feinde rechnen zu dürfen glauben.

Wenn es nun aber auch als erwiesen gelten kann, daß die Erträge unserer Landwirtschaft und Viehzucht bei sparsamer Benutzung hinreichen werden, uns vor diesem äußersten zu bewahren, muß andererseits doch auch immer wieder mit Nachdruck betont werden, daß es eben nur großer, zielbewußt und allgemein durchgeführter Sparsamkeit gelingen kann, mit diesen Vorräten und Erzeugnissen zum Wohl des großen Ganzen hauszuhalten.

Mit Bedauern muß daher festgestellt werden, daß diese Einsicht

Google

noch nicht Gemeingut weiter Volkskreise geworden ist, ja, daß durch die Unterstützungen, die Staat und städtische Verwaltungen den Familien im Feld stehender Krieger gewähren, diese vielfach zu einer Lebensführung veranlaßt worden sind, die als Verschwendung gekennzeichnet werden muß. Umfragen bei Schlächtern, Bäckern und Konditoren bestätigen die Tatsache, daß die hier in Betracht kommenden jetzt häufig besser leben, als sie es sich in Friedenszeiten gestatten durften. Man würde ihnen das mit Freuden gönnen, wenn es nicht eine große Kurzsichtigkeit gegenüber der geschilderten Gefahr bedeutete, die sie selbst und die Allgemeinheit bedroht.

Ärzte und andere mit sozialer Fürsorge vertraute Kreise bereiten nun eine ausgedehnte aufklärende Tätigkeit vor, für die es hoffentlich noch nicht zu spät ist. Allerorts soll durch Vorträge der Ernst der Lage auseinandergesetzt und durch praktische Anweisungen auf sparsame und sachgemäße Auswahl und Zubereitung der Nahrungsmittel hingearbeitet werden. Merkblätter sollen darüber belehren, daß der Fleischgenuß einzuschränken ist. Dasselbe gilt von der Butter, während Milch und Käse zu empfehlen sind. Sahne und Schlagsahne stellen unerlaubten Luxus vor. Die Milch kann bei der Zubereitung von Speisen vielfach die Butter ersetzen. Das Brotgetreide muß vollständiger ausgenutzt werden, ebenso die Kartoffeln, die nicht teuer werden dürfen. Anstelle von Weißbrot und Aufschnitt sollten morgens und abends Suppen treten, die reichliche Abwechslung gestatten. An den Vortrag schließt sich stets eine praktische Vorführung, wie auch Gelegenheiten zu selbständiger Erprobung und Ausführung des Gelernten geboten werden sollen.

Vor allem kommt es darauf an, diese Aufklärung in breite Schichten der arbeitenden Bevölkerung zu tragen, andererseits sie aber auch den Köchinnen zugängig zu machen, denen die praktische Durchführung derselben in den Küchen des Mittelstands obliegt; denn nur allzuoft ist die Hausfrau hergebrachtem Schlendrian gegenüber leider machtlos.

„Spare in der Zeit, so hast du in der Not!" wird es heißen müssen. Teuerung und Hunger müssen in abschreckenden Farben geschildert werden, Krankheit und Siechtum als ihre Folgen. Nur auf diese Weise wird es gelingen, Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit erfolgreich zu bekämpfen und auch auf diesem Gebiete durch Vorbereitetsein dazu beizutragen, alle Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst des Vaterlandes und des Siegs zu stellen.

Biographische Rundschau.

Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik in Briefen und Urkunden. Herausgegeben im Auftrage der Firma Fried. Krupp A.-G. von Wilhelm Berdrow. 335 Seiten. Verlag von G. D. Baedeker, Essen-Ruhr. Preis gebunden in Ganzleinen Mark 5.—.

Das vorliegende Werk darf als eine dankenswerte Ergänzung zu der großen anläßlich der Hundertjahrfeier der Firma Krupp veröffentlichten Jubiläumsschrift betrachtet werden. Es gibt seinem Hauptinhalte nach eine Biographie des, weiteren Kreisen immer noch recht wenig bekannten, Gründers der Gußstahlfabrik in Briefen und zwar größtenteils in Geschäftsbriefen von seiner eigenen Hand und der Hand seiner Freunde. „Anspruchslose, ja ziemlich nüchterne Zeugnisse seiner Zeit, der es an Auf- und Anregungen aller Art wahrscheinlich nicht fehlte —

Google

so nennt der Herausgeber diese Zeitdokumente — die aber doch in ihrer Gesamtheit das Bild jener Jahre um manchen kleinen Zug bereichern." Es ist nicht nur das mit den Weltereignissen seiner Zeit auf mancherlei Weise verflochtene Lebenswerk Friedrich Krupps und sein eigenes, tragisch durchwebtes Geschick, was in diesen Briefen an uns vorüber zieht, es ist die ganze Zeit selbst, die Umwälzung aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Rheinlanden durch Napoleons Gewaltpolitik, was schlicht und nüchtern, wie es sich in den Augen der Zeitgenossen spiegelte, aus diesen Blättern spricht, und so ist das Buch Friedrich Krupps gleichzeitig ein Buch seiner Zeit, der großen Zeit vor 100 Jahren geworden. — Die einzelnen Teile der Briefsammlung sind verbunden und ergänzt durch kurze biographische Einleitungen, in denen die unvermeidlichen Lücken der Briefsammlung mit knappen Worten ausgefüllt sind, ohne den Reiz der Ursprünglichkeit zu vermissen. So erfahren wir mancherlei Unbekanntes aus den vor die Gründung der Gußstahlfabrik fallenden Lebensabschnitten Krupps, in denen er u. a. Leiter der damals im Besitz der Familie Krupp befindlichen Gutehoffnungshütte und später der letzte Inhaber eines von seinem Großvater gegründeten Kolonialwarengeschäfts war, um als solcher „die zweifelhaften Freuden einer damaligen kaufmännischen Existenz in den Rheinbundstaaten gründlich durchzukosten." — Bisher unveröffentlichte Bilder der verschiedenen Stätten des Wirkens, sowie einzelne Teile des ältesten Kruppschen Familienbesitzes, der fast vollständig der Durchführung der Gußstahlfabrik aufgeopfert werden mußte, ferner handschriftliche Briefe Friedrich Krupps, seiner Vorfahren und Freunde und einige faksimilierte Dokumente aus der Zeit des „Großherzogtums Berg" dienen dem Werke als Buchschmuck und dürften es auch seiner Ausstattung halber für den Bücherfreund zu einem wertvollen Besitz machen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 3a. Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). - Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. - Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III

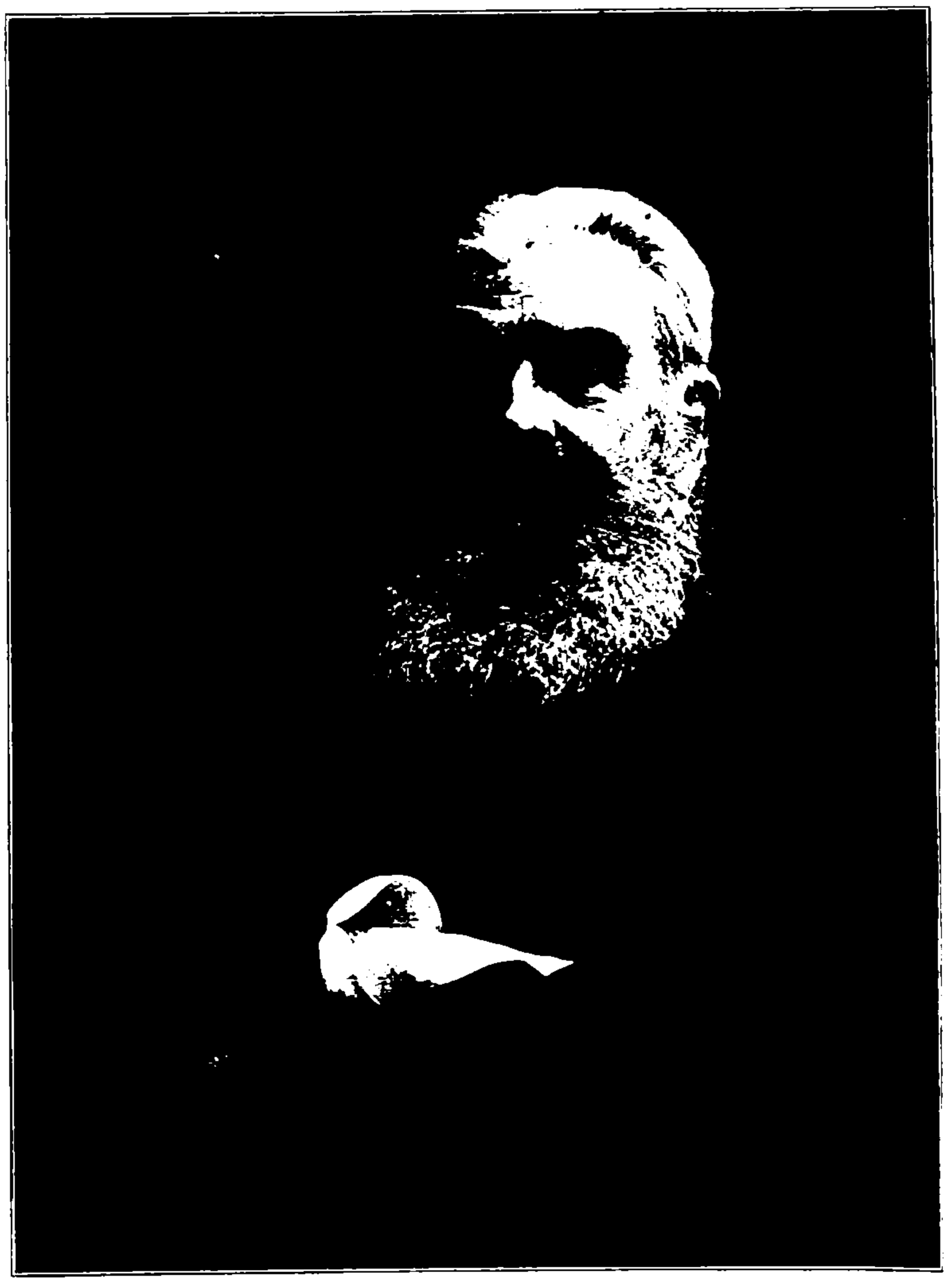
Google

Inseraten-Annahme

durch unsere Geschäftstelle, Berlin W. 10, Lützowufer 5a; durch unsern Verlag Breslau III; ferner durch die Firma: Rudolf Mosse und die bekannten Annoncen-Expeditionen.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilenmesser No. 5) 70 Pf.

Go gle



v. Donnersmarck 25 Januar 1915

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Durchlaucht Fürst Henckel von Donnersmark.

Go gle

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

...sche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
vormals S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10 — Budapest: Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
...rchheim — ...e Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
...ertretungen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger. Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Haur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 152. Heft 486. März 1915

Google

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Durchlaucht Fürst Henckel von Donnersmarck.

Go gle

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 152. Heft 486. März 1915

Google

Go gle

Professor Dr. Ludwig Stein:
Weltpolitik.

Weltpolitik ist ein Parallelbegriff zu dem von Herder und Goethe geprägten Wort „Weltliteratur". Das Maschinenzeitalter, das uns Raum und Zeit zu überwinden gelehrt hat, weitete im zwanzigsten Jahrhundert den geographischen Horizont des Menschengeschlechts dermaßen aus, daß sich, dank der drahtlosen Telegraphie und der Flugzeugtechnik, die Kontinentalpolitik der Mittelmeerkulturen, die man in früheren Zeiten euphemistisch mit dem hochtrabenden Namen „Weltpolitik" belegt hat, in eine wirkliche Weltpolitik verwandelt hat. Herder und Goethe wollten die Literaturen aller kultivierten Völker umfassen und zu einem Einheitsbegriff steigern, Marconi und Zeppelin haben durch die Überwindung der geographischen Grenzen und die Bezwingung der Luft, die keine Grenzpfähle kennt, wesentlich und vorzüglich dazu beigetragen, die Mittelmeerpolitik, die einst Alexander, Cäsar und Napoleon zu einer „Weltpolitik" in nuce ausgestaltet hatten, weil das ihre Welt war, zu einer wahrhaften „Weltpolitik", wie sie heute im Gange ist, zu erheben.

Die „Weltpolitik" unserer Tage ist nichts anderes, als der natürliche Widerschein einer Interessen-Gemeinbürgschaft, die heute das ganze Menschengeschlecht des zivilisierten Teiles unseres Erdenrundes umspannt. Der Ideen-Austausch der Völker hat zu einer „Welt-Literatur" geführt, der Waren-Austausch zu einer „Welt-Politik." Augenblicklich zeigt sich diese unterirdisch wirkende Interessensolidarität, die durch den Weltmarktpreis der Waren gleichsam im wirtschaftlichen Barometerstand der Weltwarenbörsen ihren ökonomischen und in den Effektenbörsen ihren finanziellen Ausdruck findet, von ihrer negativen Seite. Die gegenwärtige Völkerschlacht ist ein letztes Ringen um das Weltwassermonopol Englands, jenes Weltreichs, von welchem Beaconsfield der Kaiserin Victoria vorschmeichelte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe, während Grey uns heute niederschmetternd zum Bewußtsein gebracht hat, daß in moralischem Verstande die Sonne im britischen Imperium noch gar nicht aufgegangen ist.

Mag nämlich Rußland, wie die Rede Sasanows in der Duma mit überwältigend unfreiwilliger Komik dargetan hat, als nämlich von Hindenburg, wieder an den Masurischen Seen, die widerlegende Tat just am selben Tage dem

Google

freventlichen Wort Sasonows hat folgen lassen, die Causa occasionalis des Weltkrieges sein, so erweist sich, von Tag zu Tag immer deutlicher und handgreiflicher, als die Causa efficiens des Völkerringens der englische Nimmersatt in seinem krampfhaften Bemühen, den Absolutismus zu Wasser ebenso zu behaupten, wie Rußland die Autokratie zu Lande. „Weltpolitik" heißt daher heute: die letzte Abrechnung zwischen den Imperialismen unter den um die Vorherrschaft ringenden Kultursystemen. England gebärdet sich noch heute als das politische Clearing-House der Welt. Es verlangt mit feigenblattloser Ungeniertheit, daß London die einzige Zahlstelle bleibe, wo alle Völker der Erde ihr Soll und Haben zum Austrag und ihre politischen Conti zur Abrechnung und zum Ausgleich bringen sollen. Es verweigert Deutschland beharrlich den Platz an der Sonne und widersetzt sich grundmäßig der uralten Imperatorenweisheit: divide, et impera!

Hand in Hand mit uns hätte England seine Weltstellung nicht bloß aufrechterhalten, sondern entsprechend steigern, vor allem aber festigen können. Dann erst wäre es eine wirkliche Weltmacht geworden, und nicht bloß eine Papierweltmacht, als welche sie sich heute erweist, zumal es in allen Fugen des Imperiums kracht und dröhnt und an allen Zelten dieses politischen „Hans Dampf in allen Gassen" schwält und zu lohender Flamme emporzüngelt. Englische Halsstarrigkeit hat aber diesen Weltkrieg von langer Hand vorbereitet, weil es den deutschen Rivalen ein für alle Mal aus dem Welthandel ausschalten wollte, damit der englische Imperialismus die Alleinherrschaft auf dem Weltmarkt behauptet, die unbestritten blieb, bis deutscher Arbeitseifer und Erfindungsgeist, deutsche Wissenschaft und Technik, deutscher Ordnungssinn und Biedersinn die zweite Stelle im Welthandel errangen, so daß er, wenn England noch weiter ruhiger Zuschauer hätte bleiben wollen, in absehbarer Zeit von den Deutschen erreicht und an die zweite Stelle gedrückt worden wäre.

Dieser Rekord durfte nicht geschlagen werden. Und da in England zuletzt alles zum Sport geworden ist, auch die „Weltpolitik", so griff man zum Würfelbecher und spielte zum Einsatz: „Nichts oder Alles." Grey setzte das britische Imperium auf eine Karte: aut Germaniam, aut Britanniam esse delendam. Einer von uns beiden ist zu viel auf der Welt. Wir oder ihr, tertium non datur! Statt alles auf ein vel, vel abzustellen, bevorzugte Grey das Aut—aut. Und so sind denn letzten Endes nur England und Deutschland die eigentlichen Duellanten des Weltkrieges, wie dies der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes in zwingender Beweisführung (Norddeutsche Allgem. Zeitung vom Dienstag, den 26. Jan., jetzt als Sonderabdruck bei Georg Stilke, Berlin, 1915 erschienen) dargetan hat. Exzellenz Helfferich hat den diplomatischen Schriftwechsel mit der ihm eigenen Doppelbefähigung vom Gelehrten und Staatsmann, vom theoretischen Finanzwissenschaftler und praktischen Finanztechniker sorgfältig studiert und dabei eine Befähigung zu diplomatischer Behand-

Google

lung der Probleme der „Weltpolitik“ an den Tag gelegt, die nur diejenigen in Erstaunen zu setzen vermochte, die seine reiche Begabung auch nach dieser Seite noch nicht zu beobachten Gelegenheit fanden. Es kommt beim Studium der „Weltpolitik“ nicht nur darauf an, richtig Akten zu lesen, sondern vorzüglich darauf, zwischen den Zeilen dieser Akten mit dem bohrenden Spürsinn des Wissenschaftlers und jenen Methoden der strengen Akribie zu lesen, die den Ruhm deutscher Forschungsart ausmachen. Helfferichs Schrift liest sich wie eine fortlaufende Exegese zu einem gegebenen politischen Text, wie die befugte Auslegung zur Urschrift. Die Ergebnisse dieser sorgfältigen politischen Textauslegung Helfferichs sind aber für England geradezu vernichtend.

Daß England in den Krieg auch ohne jede Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland eingetreten wäre, heißt es (S. 43), bedarf nach der im Vorstehenden dargestellten Entwicklung der französisch-englisch-deutschen Verhandlungen in der kritischen Woche keines weiteren Beweises. Die verantwortlichen Leiter der englischen Politik hatten England auf Grund der formell zu nichts verpflichtenden Entente mit Frankreich in den seit der Überreichung der österreichisch-ungarischen Note an Serbien verflossenen Tagen so stark für ein sofortiges bewaffnetes Eingreifen an der Seite Frankreichs engagiert, daß nur um den Preis des Sturzes des britischen Kabinetts und um den Preis des Vorwurfs der Perfidie England dem Krieg hätte fern bleiben können.

Daß die Leute, die England in diese Lage geführt hatten, ihre Rechnung dabei fanden, den Vorwand der Verletzung der belgischen Neutralität, von dem sie sich eingestandenermaßen eine starke Wirkung auf die öffentliche Meinung versprachen, nach Kräften zur Deckung der eigenen Verantwortlichkeit auszunutzen, steht auf einem anderen Brett. Wie unaufrichtig dieser Vorwand war, ist oft genug nachgewiesen worden. Es sei in dieser Beziehung auf die in Brüssel von den deutschen Behörden beschlagnahmten Dokumente aufmerksam gemacht, aus denen sich ein Zusammenwirken der belgischen und englischen Militärbehörden ergibt, das dem das Wesen der französisch-englischen Entente ausmachenden Zusammenwirken der beiden General- und Admiralstäbe durchaus entspricht. Wenn in bezug auf das englisch-belgische militärische Einverständnis von England die heuchlerische Ausrede gebraucht wird, die getroffenen Vereinbarungen hätten sich lediglich auf den Eventualfall einer Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland bezogen und an sich keinerlei die Politik der beiderseitigen Regierungen verpflichtende Kraft gehabt, so ist dieser Einwand genau so viel und so wenig wert wie die gleiche Behauptung, die von englischen Staatsmännern seit einem Jahrzehnt vor dem Parlament und der Öffentlichkeit in bezug auf den Charakter der französisch-englischen Entente immer wieder aufgestellt worden ist.

Google

Helfferich gelangt auf Grund der unwiderleglichen, durch die offiziellen Veröffentlichungen der Dreiverbandsregierungen selbst bestätigten Zusammenhänge zu dem Ergebnis: vor dem Richterstuhl der Geschichte wird die Behauptung, daß Deutschland den Krieg gewollt und verursacht habe, in nichts zerfallen. Rußland ist als der Brandstifter, Frankreich und England sind als die Mitschuldigen erwiesen.

Die tiefsten Beweggründe der „Weltpolitik" der Dreiverbändler deckt Helfferich mit zwingender Klarheit auf:

Bei Rußland der Drang nach der Vorherrschaft im nahen Orient, doppelt stark seit der Niederlage im Krieg mit Japan, und entschlossen, bei Aussicht auf Erfolg jeden Widerstand der Zentralmächte gewaltsam zu brechen.

Bei Frankreich die verhängnisvolle Orientierung der Gesamtpolitik nach dem negativen Pol des mit Furcht gepaarten unversöhnlichen Revanchedurstes, auslaufend in die immerwährende Bereitschaft, mit jedem starken Gegner Deutschlands gegen uns zu marschieren.

Bei England der Handelsneid gegen jede aufstrebende Wirtschaft, dazu die instinktive Gegnerschaft zur stärksten Kontinentalmacht und die Tradition der gewaltsamen Unterdrückung jedes kontinentalen Strebens nach Seegeltung.

Diese heterogenen Kräfte haben das Netzwerk der Entente gesponnen, das der kleinen Minderheit der den Krieg entschlossen Wollenden zum furchtbaren Werkzeug wurde, und in dem die große friedliche Mehrheit der Völker Rußlands, Frankreichs und Englands sich rettungslos verfing: Rußlands Stellungnahme zu Österreich-Ungarn in der serbischen Frage stellte die Entente vor die entscheidende Belastungsprobe: es ist kein Zweifel, daß ein Wort der Weigerung Frankreichs genügt hätte, die Kriegspartei in Rußland niederzuhalten; es ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, daß ein Wort der Weigerung Englands Frankreich zurückgehalten haben würde; es ist unbedingt sicher, daß jedes Wort der Ermutigung von seiten Englands den Kriegsparteien in Frankreich und Rußland das Übergewicht verschaffen mußte. Auf der anderen Seite ist ebenso gewiß, daß ein Sich-Entziehen Frankreichs oder Englands, mochte das Beiseitestehen in den Verträgen und Absprachen noch so sehr seine formelle Berechtigung finden, das dreifache Einvernehmen gesprengt und eine Neuorientierung der gesamten europäischen Politik zur Folge gehabt hätte, eine Neuorientierung, die nicht zu einer Vorherrschaft eines einzelnen Staates hätte führen müssen, bei der vielmehr jede Macht zu ihrem Recht hätte kommen können.

In der Wahl zwischen der Erhaltung der Entente und Erhaltung des Weltfriedens haben die leitenden britischen und französischen Staatsmänner, durch langjähriges eigenes Tun und Reden innerlich unfrei und befangen, unter dem Druck der kriegslüsternen Cliquen den Weltfrieden der Entente geopfert und den überragenden Teil der öffentlichen Meinung ihrer Länder durch die Be-

Google

rufung auf die Heiligkeit der geschriebenen und ungeschriebenen Verträge mit sich fortgerissen.

Diese Verflechtung von Schuld und Verhängnis im einzelnen klarzustellen, wird dereinst die große Aufgabe der Geschichtsschreiber unserer Zeit sein.

Zu diesen Geschichtsschreibern unserer Zeit gehört der Kieler Philosoph, Soziologe und Naturwissenschaftler Ferdinand Tönnies, der in seinem soeben (bei Julius Springer) erschienenen Büchlein „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung" streng unterscheidet zwischen dem englischen Volke und der englischen Weltpolitik. Ferdinand Tönnies, der Hobbes-Forscher, hat tiefer in das Wesen der englischen „Weltpolitik" hineingeblickt, als irgend ein Lebender. Denn das Studium des größten Denkers, den England hervorgebracht hat, ließ den Hobbes-Forscher Tönnies Untersuchungen über englische Politik von so tiefgründiger Art anstellen, wie sie eben nur ein deutscher Gelehrter fertig bringt, nach dem bekannten Wort Lagardes: „Deutscher sein, heißt, eine Sache um ihrer selbst willen betreiben." Tönnies erinnert einleitend an das berühmte, heute mehr denn je stechend gewordene Merkwort von Kant: Als Staat gegen andere Staaten ist England das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste (Staatswesen) unter allen. Tönnies beruft sich vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich auf englische Autoren und gelangt zu dem für die englische „Weltpolitik" niederschmetternden Ergebnis, „daß das englische Volksgewissen, wenn es zum Urteil über die englische Weltpolitik und ihre Beweggründe aufgefordert wird, nicht umhin kann, sie der ewigen Verdammnis schuldig zu befinden."

So spricht ein grundsätzlicher „Internationalist" von der Farbe eines Tönnies von englischer Schuld und unausbleiblicher Sühne. Hören wir daneben einen anerkannten Führer des Internationalismus, die Seele der interparlamentarischen Bewegung, Graf Albert Apponyi, über die Weltpolitik unserer Verbündeten. Schon im Kriegssonderheft von „Nord und Süd", im November 1914, äußerte sich Graf Apponyi über England wie folgt: Das ist der toll gewordene Krämergeist, der die Welt in Brand steckt, um ein Monopol zu retten, das die eigene Tüchtigkeit nicht zu behaupten vermag, dessen es auch gar nicht bedarf, um gedeihen und fortschreiten zu können. Es ist nackter Neid, nackte Mißgunst, was sich hier äußert. Es ist, um ein den Engländern geläufiges Bild zu gebrauchen: the dog in the manger, der Hund im Freßtrog, dem es nicht genügt, daß er sich satt fressen kann, sondern der alle anderen von dort wegbeißen will. Man fühlt sich als Sohn der westlichen Kultur von Schmerz und Scham übermannt, wenn man eines der größten Kulturvölker so tief gesunken sieht.

Die Engländer wollen sich und andere über die schmachvolle Rolle, welche ihr Land in diesem Krieg spielt, mit der hochtönenden Phrase hinwegtäuschen: sie kämpften gegen die Weltherrschaft Deutschlands, für die Großmachtstellung

Google

Frankreichs und für die Freiheit der Neutralen. Aber wann hat Deutschland Weltherrschaft angestrebt? Wann hat es für sich etwas anderes verlangt, als freie Betätigung seiner Kräfte, in einer Welt, wo reichlich Platz für alle ist? Wem ist Deutschland jemals zu nahe getreten, auf wessen Kosten wollte es je Eroberungen machen, wer konnte sich je durch Deutschland bedroht fühlen? Wann hat es insbesondere die Machtstellung Frankreichs angetastet? War es nicht im Gegenteil stets voll von Rücksicht für den Gegner des Jahres 1870? War es nicht stets bestrebt, wie dies auch das Richtige war, die Wunden des verletzten Selbstgefühles einer besiegten, oft irregeführten, aber doch großen Nation zu heilen und zu schonen? Kaiser Wilhelm insbesondere benutzte jede Gelegenheit, diese ritterliche Gesinnung zu betätigen, und ich konnte es bei meinen zahlreichen Bekannten in Frankreich oft konstatieren, daß dies dort, wenn auch widerwillige, Anerkennung fand. Was nun vollends die Freiheit der schwächeren Völker betrifft, so dürfte es schwer fallen, auch nur die kleinste Tatsache ins Feld zu führen, welche Deutschland als eine Gefahr für wessen immer Freiheit erscheinen läßt; dagegen ist das Sündenregister Englands, gerade in dieser Beziehung, größer als das irgend eines Volkes, Rußland ausgenommen.

Soeben versendet Graf Albert Apponyi eine Abhandlung mit dem Titel „Die naturgemäße Stellungnahme Ungarns in der Weltpolitik", in welcher er in großzügigen Konzepten die Rolle Ungarns in der Weltpolitik schildert. Hier heißt es (S. 27):

Der russische Expansionstrieb, den Napoleon I. schon ahnte, wurde stets deutlicher erkennbar. Damit kamen sich Ungarn und Österreich wieder näher, weil die weltpolitische Grundlage ihrer Verbindung wieder aktuell wurde und weil es gelungen war, in dieser Verbindung zumindest das Prinzip unserer nationalen Unabhängigkeit und Einheit zu wahren. Da knüpfte sich auch das Bündnis mit Deutschland, dessen Entstehungsgeschichte zu den lehrreichsten Kapiteln der Weltpolitik gehört.

Dieser Weltpolitik redet Graf Apponyi in der ihm eigenen Sprache, die nicht überredet, sondern überzeugt, nachdenklich das Wort. Er zitiert Kossuth:

Ich sage es offen heraus, ich fühle es als Naturwahrheit, daß die ungarische Nation berufen ist, mit der freien deutschen Nation und die deutsche Nation mit der freien ungarischen Nation in inniger Freundschaft zu leben und vereint über die westliche Zivilisation Wacht zu halten.

Alle Möglichkeiten, sagt Apponyi, stehen uns offen, wenn wir siegen; alle Möglichkeiten verschließen sich vor uns, wenn wir unterliegen. Den Bankerott unserer historischen Sendung würde es bedeuten, wenn der moskowitische Angriff erobernd vorwärtsschritte; die Verherrlichung derselben, wenn dieser Angriff, der

Go gle

gefährlichste, der je den Westen bedrohte, an unserer Kraft zerschellte. Im ersten Falle würde die Verstümmelung des Westens an unserem Leibe beginnen; im zweiten wäre unsere nationale Erstarkung die erste Erscheinungsform des westlichen Sieges. Doch nur dann, wenn wir starke Faktoren dieses Sieges sind; und um so mehr, je mehr wir es sind. Unsere Soldaten tun das ihrige; sie sind in der Tat Machtfaktoren auf dem Schlachtfelde. Aber hinter den Gefechtslinien wogt der geräuschlose Kampf der Nationen. Dort gewinnt überlegene Todesverachtung die Schlachten; hier siegt die größere Geduld, die entschlossenere Ausdauer, die strengere Selbstdisziplinierung. Was dort geschieht, ist vergebliches Opfer, wenn wir zu Hause nicht standhalten.

Der entscheidende Einfluß der gesamten moralischen Volkskraft ist ein auffallender Charakterzug des modernen Krieges. Nie noch fiel die Haltung der nicht kämpfenden Massen so sehr ins Gewicht, wie jetzt. Weil er jeden in seinen materiellen Interessen, sowie in seinen Gefühlen trifft, weil er von jedem Opfer und Mitarbeit verlangt, weil die Möglichkeit des Ausharrens von der Voraussicht und der Tragfähigkeit eines jeden bedingt ist: darum wird dieser Krieg in Wahrheit von den Völkern ausgefochten. Ich sehe das, und mich begeistert der Gedanke, daß die ungarische Nation bis zu Ende ihren Mann stellt, sowie es ihre Soldaten tun, und kann ich schon nichts anderes tun, so trachte ich, was in meinem Innern lodert, als lebendiges Feuer den Seelen meiner Mitbürger einzuflößen.

In dieser schwersten Krise unserer Geschichte kann das Vaterland von jedem seiner Söhne verlangen, daß er seine Pflicht tue.

Dieser glühenden Sprache des ungarischen „Weltpolitikers" setzen wir die ruhigen, rein sachlichen Ausführungen eines holländischen an die Seite. Beim Verleger C. L. van Langenhuysen in Amsterdam gab jüngst der holländische Weltpolitiker M. P. S. Valter eine Schrift „Bydagen tot de wordingsgeschiedenis van den grooten Oorlog" heraus, die weitaus das beste und zuverlässigste geschichtliche Material zum Verständnis der augenblicklichen „Weltpolitik" enthält. Ich habe mich an anderer Stelle einläßlich darüber geäußert und hebe hier das Wesentliche über diesen bedeutsamsten Beitrag zur „Weltpolitik" heraus. Valter ist ein Eingeweihter. Wer einmal die Vorgeschichte dieses Krieges schreiben wird, darf an diesen „Beiträgen zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges" von Valter nicht vorbeigehen. Valter enthüllt das von den Dreiverbändlern geflissentlich herumgebotene Schreckgespenst vom deutschen „Militarismus" in seiner ganzen Hohlheit und Nichtigkeit. Er spendet dem deutschen „Militarismus" das höchste Lob. Aber auch jener stillschweigend von aller Welt anerkannten Fabel, als ob „die" Diplomatie, besonders die deutsche, an diesem Weltkriege in letzter Instanz „die" Schuld trüge, tritt Valter mit dem Rüstzeug einer geschichtlich glänzend orientierten Materialiensammlung sieghaft entgegen. Was es vollends mit der von England unter der Tugendmaske des „Schutzes der

Go gle

garantierten Rechte der kleinen Staaten" auf sich hat, das zerpflückt Valter mit erbarmungsloser Offenheit und in zwingender Beweisführung.

Valter malt mit sicherem Pinsel den geschichtlichen Hintergrund, von welchem sich der gegenwärtige Weltkrieg deutlich abhebt. Nicht Diplomaten haben diesen Weltkrieg letzten Endes verschuldet oder heraufbeschworen, sondern geschichtliche Unausweichlichkeiten, die in Englands Weltpolitik verankert sind. Deutschland war gegenüber England seit dem Bestehen des deutschen Reiches der unermüdliche Vorkämpfer der „offenen Türe", während England, das doch zu Hause den Freihandel vertritt, weil er dort seinen Interessen entspricht, überall sonst in der Welt den deutschen Konkurrenzkampf fürchtet und daher der Politik der „offenen Tür" allüberall Deutschland entgegentrat. „Durch seine selbstsüchtige, brutale Politik hat England die Freundschaft Deutschlands verloren und die Annäherung mit Frankreich und Rußland gegen das Deutsche Reich ausgespielt." Kein Mittel ist England giftig genug, wenn es seine Interessen zu wahren gilt. Es weckt die gelbe Gefahr, vor welcher der Deutsche Kaiser zeitig gewarnt hatte. Es zertrümmert die südafrikanischen Republiken, weil „das deutsche Element eine mächtige Stütze der holländischen Afrikaner war". Und dies alles nur aus „Angst vor dem deutschen Intellekt und seiner friedfertigen Energie". Damit die angelsächsische Weltherrschaft eine vollendete und von keiner Seite mehr zu bewältigende werde, müssen die Ozeane zu englischen Binnenseen herabgedrückt und die kleinen Staaten, die England vorgeblich beschützt, zu „geschlossenen Handelsstaaten" herabgewürdigt werden.

Das englische Sündenregister gegen die „kleinen Staaten" wird von Valter erbarmungslos aufgerollt. Was insbesondere England den Niederlanden gegenüber ausgespielt hat, war in den Augen Valters nichts anderes als „a game of bluff". Und wenn die Niederlande den Deutschen einen berechtigten diplomatischen Vorwurf machen können, so ist es nur der, daß die deutschen Diplomaten eine ehrliche, ja nur zu ehrliche Politik getrieben haben. Die britische Regierung habe fortgesetzt gegen die deutsche „höchst unehrlich gehandelt".

Zu große Ehrlichkeit habe Deutschland auch gegenüber Belgien an den Tag gelegt. Der Vertrag von 1831 war nicht mit Belgien, sondern über Belgien geschlossen. Belgien war nicht Subjekt, sondern Objekt des Vertrages von 1831. Da Belgien seine angebliche politische Unberührtheit schon den Dreiverbändlern freiwillig preisgegeben und sich damit politisch prostituiert hatte, war eine schonende Rücksichtnahme seitens Deutschlands durch nichts gerechtfertigt, zumal Lebensinteressen auf dem Spiele standen. „Es war längst communis opinio, daß im Ernstfalle der Vertrag von 1831 null und nichtig bleiben werde." Deutschland durfte im Interesse seiner Selbsterhaltung nicht warten, bis seine Feinde einrückten, sondern die Not gebot ihm, das Prävenire zu spielen. „Wenn sich je ein Volk rüstete, nicht um Krieg zu führen, sondern

Google

ihm vorzubeugen, so war es das deutsche. Der Militarismus, unter dessen Wirkung die deutschen Jünglinge nicht bloß zu guten Soldaten herangebildet, sondern auch zu ordentlichen, tüchtigen und brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft erzogen worden sind, war nicht bloß für das eigene Reich ein Segen, sondern für ganz Europa."

Solche Worte des Niederländers, der eingesteht, daß die von den Engländern in Holland betriebsam geführte Kampagne gegen den „preußischen Militarismus" nicht ohne verhängnisvollen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Holland geblieben ist, tun doppelt und dreifach wohl in einer Stunde, in welcher auch das Wohl und Wehe der Niederlande mitverflochten ist mit dem Schicksal des Deutschen Reiches.

Was die „kleinen Staaten" von England zu erwarten haben, ersehen sie jetzt aus dessen, auch Kinder, Frauen und Greise schonungslos umfassenden Aushungerungspolitik, welche die „kleinen Staaten" ebenso hart trifft, wie die beiden kriegführenden Großmächte. England spielt mit der Welt va banque! Zu Zeiten König Eduards, bemerkt Valter sehr fein, spielte man auch in der hohen Politik Englands zu leichtsinnig hohen Sätzen, wie beim Bakkarat. Und man arbeitete im politischen Stil Machiavellis!

Dieses Hazardspiel Greys haben die tonangebenden Holländer endlich durchschaut, und jetzt beginnt es dort in den Köpfen der Besten und Einsichtsvollsten zu dämmern. Glücklicherweise, sagt Valter, hat sich die holländische Regierung von der englischen nicht dazu verleiten lassen, ihr von England zugemutete Handlungen zu begehen, welche angeblich der Neutralität dienen sollten, in Tat und Wahrheit aber eine parteiische und illoyale Haltung Deutschland gegenüber in sich geschlossen hätten. Holland scheint endlich zu merken, worauf es England ankommt: Holland soll ein britischer Pufferstaat gegen das mächtige Deutsche Reich werden. England ist „mit weitgehender Anmaßung gegen die kleinen Nordsee-Staaten, insbesondere gegen Holland, aufgetreten". Der Kanal ist nahezu geschlossen. Das „freie Meer" ist nur noch eine Fiktion. England hat damit seine geheimsten Absichten verraten. Holland weiß jetzt, wo seine „Feinde" stehen. Von Deutschland hat das stammverwandte Holland alles zu erhoffen, von England alles zu befürchten.

Diese hinterhältige, jedes Eigenleben anderer Völker auffaugende „Weltpolitik" Englands kennzeichnet Professor Max Apt „Der Krieg und die Weltmachtstellung des deutschen Reiches", (Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", H. 12. S. Hirzel, Leipzig), mit treffenden Worten (S. 17):

Die traditionelle Politik Englands geht seit jeher dahin, wenn auf dem europäischen Festland eine England unbequeme Großmacht entsteht, diese zu unterdrücken, und zwar dadurch, daß es sich auf diplomatischem Wege einen oder mehrere Kontinentaldegen verschafft, die in ihrem eigenen Interesse Englands

Google

Kämpfe ausfechten, bis das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt ist, in Wirklichkeit aber Englands Übermacht gesichert ist. England versteht es meisterhaft, die Interessengegensätze, die zwischen den Kontinentalmächten bestehen, für seine Zwecke dienstbar zu machen. So hat es die in Frankreich schlummernde Revancheidee ermuntert, es hat die Unzufriedenheit Rußlands über den Widerstand, den ihm Österreich-Ungarn und das sich mit ihm solidarisch erklärende Deutschland in der Verfolgung seiner Balkanideale entgegenstellt, dazu benutzt, um Rußland und Frankreich einander zu nähern und mit beiden zusammen das jetzt in die Erscheinung getretene Bündnis zu schließen, um die Weltmachtstellung Deutschlands zu vernichten.

Die Ziele der deutschen Weltpolitik haben im Gegensatz zu den eigensüchtigen Zwecken der englischen einen Zug ins Große und Universelle, wie denn dem Deutschen überhaupt der Idealismus genau so im Blute steckt, wie den Engländern der Utilitarismus. Die Engländer sind Nutzenmenschen, die Deutschen Pflichtmenschen. Demgemäß heißt das letzte Ziel der englischen Weltpolitik: Weltherrschaft, der der deutschen: Weltorganisation. Errichteten Alexander und Cäsar ein Weltreich, wenigstens ein Mittelmeerweltreich, träumten ein Diogenes oder ein Zeno von einem Weltstaat, der Katholizismus von einer Weltreligion, Herder und Goethe von einer Weltliteratur, die Philosophen aller Völker und Zeiten von einer Weltmoral und die jüngeren Rechtsphilosophen von einem Weltrecht, so wird die deutsche Weltpolitik, wenn sie sieghaft wird, eine Weltorganisation schaffen, deren Herzpunkt nicht der Nutzen, sondern die Pflicht ist.

Dr.-Ing. eh. Kommerzienrat Otto Niedt,
Generaldirektor der Oberschlesischen Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Gesellschaft Friedenshütte, Gleiwitz. Vorsitzender der Oberschl. Stahlwerksgesellschaft:

Die oberschlesische Montanindustrie im Zeichen des Weltkrieges.

Durch den gegenwärtig tobenden gewaltigsten Krieg aller Zeiten ist im deutschen Reiche jeder Stand und jeder Berufszweig mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Grenzlande haben naturgemäß die unmittelbaren Wirkungen des Krieges in besonderer Schärfe zu fühlen bekommen, und zwar der deutsche Osten mehr als der Westen Deutschlands, da hier, infolge des raschen und glücklichen Vorgehens unserer Heere in der ersten Zeit des Krieges, eine Einbruchsgefahr für weitere Gebiete bald abgewendet war. Dank der be-

Go gle

wunderungswürdigen Kriegskunst unserer Heeresleitung und der heldenhaften Tapferkeit ihrer Truppen ist es der gewaltigen russischen „Dampfwalze", die „verheerend über den deutschen Osten dahinrollen" sollte, nur gelungen, nicht allzugroße Landesteile Ostpreußens zu verwüsten.

Der Schaden, den der wilde russische Bär bei seinem Einfall in Ostpreußen in kürzester Zeit angerichtet hat, ist freilich erschreckend groß und manche Friedensjahre dürften dahingehen, ehe die letzte Spur seiner Bestialität beseitigt ist. Ungleich größer wären die materiellen Schäden für die Ostmark und die gesamte deutsche Volkswirtschaft aber gewesen, wäre es den russischen Heeresmassen gelungen, in das wirtschaftlich reichste Gebiet des deutschen Ostens, den oberschlesischen Industriebezirk, einzufallen, weil hier auf engem Raume tatsächlich Milliarden Werte in Gefahr standen, deren Vernichtung den industriellen Osten auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht für immer, lahmgelegt hätte.

Diese Gefahr kann, wenn man die gegenwärtige Kriegslage in Betracht zieht, hoffentlich als endgültig beseitigt gelten. Nachdem die ersten Wochen des Krieges nicht ohne Stockung der wirtschaftlichen Verhältnisse verlaufen waren, kehrte das tätige Leben Oberschlesiens — Mitte November freilich noch einmal unterbrochen — allmählich wieder in fast normale Bahnen zurück. Die Werke der Montanindustrie arbeiten nach wie vor, wenn auch mit eingeschränktem Betriebe, da es an geeigneten Arbeitskräften noch mangelt, gewisse Verkehrshindernisse naturgemäß fortbestehen und in solch kriegerischer Zeit seitens der Privatkundschaft Käufe verständlicherweise nur für den dringendsten Bedarf getätigt werden. Umfangreiche Heeresaufträge geben dafür aber der Industrie die Grundlagen zum Weiterarbeiten und teilweisen Ersatz. Manch eines der hiesigen Werke hat dabei, wie überall in deutschen Landen, rasch umgelernt und Fabrikationen aufgenommen, die es vor Ausbruch des Krieges nicht betrieb. Auf diese Weise war und ist es möglich, die militärfreien, zurückgebliebenen Arbeiterscharen, sowie viele weibliche Kräfte zu beschäftigen, sodaß das anfangs drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit vollkommen in den Hintergrund getreten ist. Aber auch die Sorge derjenigen Familien, deren Ernährer zu den Fahnen einberufen wurden, ist infolge der Fürsorge des Staates, der Kommunen, der Werksverwaltungen und privaten Wohltäter behoben. Dem Staate selbst ist überdies in der oberschlesischen Montanindustrie durch Abwendung des feindlichen Einbruchs ein leistungsfähiger Lieferant für den Heeresbedarf erhalten geblieben, was für die Durchführung des deutschen Titanenkampfes bis zum glücklichen Ende von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Jedenfalls hat sich auch Oberschlesiens Industrie rasch in die durch den Krieg geschaffenen neuen Verhältnisse hineingefunden, und wenn es auch zurzeit verfrüht und zunächst Angelegenheit anderer Kreise ist, über die künftige Gestaltung der politischen Grenzen und des Verhältnisses zu den Nachbarländern

Google

zu sprechen, so läßt doch der bisherige glückliche Verlauf der kriegerischen Ereignisse einen günstigen Ausgang erwarten und damit Hoffnungen und Wünsche der oberschlesischen Montanindustrie für die notwendige Neuordnung auf wirtschaftlichem Gebiete laut werden.

Oberschlesien wird im Reiche, weil zu wenig bekannt, häufig verkannt und stand das Interesse, welches man seinen Wünschen und wirtschaftlichen Sorgen entgegenbrachte, deshalb nicht immer im richtigen Verhältnis zu seiner Bedeutung. Im äußersten Südostzipfel Norddeutschlands gelegen, und an der sogenannten Dreikaiserreichsecke Rußland und Österreich-Ungarn berührend, ist Oberschlesien in Wahrheit nicht nur ein reiches, sondern auch ein zukunftsreiches Land. Auf engem Raume von kaum 3000 qkm besitzt das oberschlesische Montanrevier Zink-, Blei- und Eisenerze, sowie große Kalksteinlager, vornehmlich aber riesige Mengen Steinkohlen, auf deren Grundlagen sich bedeutende Koks-, Eisen-, Zink- und Bleihüttenwerke, sowie namhafte Kalkstein- und Zementindustrien aufbauten.

Der Steinkohlenvorrat des preußischen Anteils des oberschlesischen Steinkohlenreviers beträgt schätzungsweise rund 114 Milliarden Tonnen abbauwürdiger Kohlen, die nach Maßgabe der gegenwärtigen Förderungen etwa 2000 Jahre ausreichen würden und bei bleibender Höhe des letztjährigen Verbrauchs die ganze Erde hundert Jahre lang mit Steinkohlen versorgen können, während den bekannten Kohlenvorräten im Ruhrrevier nur eine Lebensdauer von etwa 600—800 Jahren zugesprochen wird. Im Jahre 1912 waren in Oberschlesien im Betriebe 59 Steinkohlengruben mit 341 Schächten, aus denen rund 42 Millionen Tonnen Kohlen gefördert wurden, die einem Wert von etwa 353 Millionen Mark entsprachen.

Die Eisenindustrie, die älteste der oberschlesischen Montanindustrien, steht für die Ostmark an volkswirtschaftlicher Bedeutung dem Kohlenbergbau kaum nach. Die Roheisenproduktion der 1912 im Betriebe befindlichen 31 Hochöfen (jetzt zur Kriegszeit sind es 23) betrug rund eine Million, die Rohstahlfabrikation etwa $1^1/_2$ Millionen Tonnen.

Die oberschlesische Zinkhüttenindustrie ist seit Jahren die bedeutendste ihrer Art im deutschen Reiche und von den oberschlesischen Industrien wohl die bekannteste auf dem Weltmarkte. Oberschlesiens Anteil an der gesamten deutschen Zinkproduktion betrug im Jahre 1912 etwa 63%.

Insgesamt beträgt der Jahreswert der oberschlesischen Montanerzeugnisse etwa dreiviertel Milliarden Mark und die Zahl der bei den oberschlesischen Gruben und Hütten beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf zirka 200 000 Personen.

Von der bedeutenden oberschlesischen Montanindustrie befindet sich die Eisenindustrie seit einer Reihe von Jahren leider in wenig beneidenswerter Lage. Sie hat unter schwierigen Verhältnissen zu leiden und verdankt ihre Weitereristenz und heutige angesehene Stellung in der Hauptsache rastloser,

Go gle

mühevoller Arbeit und ständiger Aufwendung hoher Investitionskosten zwecks steter Modernerhaltung.

In unmittelbarer Nähe zweier fremder Wirtschaftsgebiete, weit entfernt von den wichtigsten deutschen Konsumplätzen und dem Meere, hat die oberschlesische Eisenindustrie einerseits hohe Frachten für die Herbeischaffung der von ihr benötigten Eisenerze und andererseits solche für ihren Warenabsatz ins Inland zu tragen, während die benachbarten Länder, Rußland und Österreich-Ungarn, ihre Grenzen mit hohen Zollmauern gegen die fremde Einfuhr sicherten. Sie haben es verursacht, daß Oberschlesien, obwohl im Herzen Zentraleuropas gelegen, seines natürlichen Absatzgebietes beraubt wurde und seine Fabrikate in der Hauptsache ins Inland und in das entferntere Ausland unter Aufwendung hoher Frachtkosten versenden muß. Wie hoch sich die Schutzzölle einiger für den oberschlesischen Export besonders wichtiger Eisenfabrikate stellen, zeigt die nachstehende Zusammenstellung, welcher zum Vergleich die deutschen Zollsätze beigefügt sind.

Es gelten z. B. heute als Schutzzölle pro 100 kg für

		Stabeisen	Röhren	Bleche	Schienen	Schwellen	Draht
in Rußland	M.	10,—	33,63	11,80—20,00	11,80	11,80	23,74—61,98
„ Österr.-Ung.	„	5,10—12,75	12,16	7,65—11,90	5,10—6,10	11,90	8,08—11,90
„ Deutschland	„	2,50	5,00	3,00— 4,50	2,50	2,50	2,50— 3,75

Diese Zusammenstellung zeigt, daß sich der deutsche Schutzzoll für vorstehende Eisenerzeugnisse vergleichsweise recht niedrig stellt. Leider kommt er, wie hier nur beiläufig bemerkt sein soll, für die Eisenindustrie, sofern er nicht durch Syndikate nutzbar gemacht wird, kaum in Betracht, da die einheimische deutsche Eisenproduktion bekanntlich weit den Inlandsbedarf übersteigt, wodurch die Eisenpreise im deutschen Zollgebiet automatisch auf den Weltmarktpreis oder gar noch tiefer herabgedrückt werden. In den Nachbarstaaten ist der Schutzzoll wesentlich höher als im deutschen Reiche und speziell der russische charakterisiert sich gar als Prohibitivzoll. Deshalb ist ein Export in normalen Zeiten nach den Nachbarstaaten so gut wie ausgeschlossen; er kommt nur gelegentlich für Aushilfelieferungen in die beiden Nachbarländer in Frage, nämlich dann, wenn dort die Lieferfristen wegen allzu starker Besetzung der Werke übermäßig langsichtige sind.

Durch vorstehende Ausführungen ist nicht nur die schwierige Situation der Eisenindustrie Oberschlesiens in der Hauptsache erklärt, sondern es ergibt sich daraus in erster Reihe die dringende Notwendigkeit der Wiedergewinnung von Absatzgebieten, die bei der einstmals geltenden Zollpolitik bereits vorhanden waren. Auf die Schaffung von Licht und Luft für den Absatz oberschlesischen Eisens durch Beseitigung der unnatürlichen Zoll- und Tarifverhältnisse legt Oberschlesien den größten Wert und hierauf richten sich in erster Reihe seine Erwartungen und Wünsche für die hoffentlich in nicht mehr ferner Zeit kom-

Google

menden Friedensverhandlungen. Bei dem in Oberschlesien herrschenden Mangel an ausreichenden und geeigneten Eisenerzen müßte ferner erreicht werden, daß die Einfuhr südrussischer und polnischer Eisenerze auch über die trockene Grenze, wie es bis vor zwei Jahren noch der Fall war, für die Eisenindustrie Oberschlesiens bedingungslos wieder freigegeben wird.

All' die hier ausgesprochenen Wünsche, wie natürlich auch diejenigen anderer Industriegebiete, würden bei einem glücklichen Ausgange des Krieges Erfüllung finden können und zwar umso leichter, wenn die gesamte deutsche Montanindustrie ihre wichtigen Interessen gemeinsam und rechtzeitig zur Geltung bringt. Möglich ist dies aber nur, wenn sie bereits vor den Friedensverhandlungen in festen Verbänden geeint dastände, d. h. wenn die gegenwärtig schwebenden Verhandlungen zwecks Verlängerung und Neubildung der großen montanistischen Verbände zu einem baldigen glücklichen Abschluß gelangen, was auch für das gesamte Wirtschaftsleben des Vaterlandes von höchster Bedeutung sein würde.

Viktor Zuckerkandl,

Vorstand der Oberschlesischen Eisen-Industrie Aktien-Gesellschaft:

Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie vor, während und nach dem Kriege.

Zu Beginn des Jahres 1914 befand sich der Markt für die Erzeugnisse der Eisen- und Stahlindustrie in wenig befriedigender Verfassung. Die im deutschen Stahlwerksverband gebundenen Erzeugnisse (A-Produkte) hatten teilweise mit unzureichendem Absatz zu rechnen, während die Verkaufspreise, welche wohl ermäßigt werden mußten, noch gewinnbringend waren.

In den anderen Erzeugnissen der Eisen- und Stahlindustrie (B-Produkte) war jedoch neben ungenügendem Absatz über beispiellose Preisermäßigungen zu klagen, welche selbst den besteingerichteten und unter günstigen Verhältnissen arbeitenden Werken keinen Gewinn mehr ließen. Diese Verhältnisse gaben Veranlassung, wieder an den Versuch, die B-Produkte zu syndizieren, heranzugehen. Die bezüglichen Verhandlungen nahmen guten Fortgang, mußten jedoch gegen Ende Juli unterbrochen werden, weil die politische Lage die für solch schwierige Verhandlungen erforderliche Ruhe nicht gewährte und auch die Anwesenheit der Werksleiter auf den Werken notwendig machte.

Der ausgebrochene Krieg erforderte nun einschneidende Maßnahmen; ein Teil der technischen und kaufmännischen Beamten, der Meister und Arbeiter rückte ins Feld, die Eisenbahnen mußten selbstverständlich in erster Reihe mili-

Google

tärischen Zwecken dienen, die Zufuhr von Rohmaterialien, sowie die Absendung von Fertigfabrikaten erlitt Unterbrechungen. Die Betriebe im oberschlesischen Industrie-Revier wurden, soweit es sich um Hochofen- und Stahlwerksbetriebe handelte, auf etwa ein Drittel der Höhe vor dem Kriege herabgesetzt. Die Anforderungen an die in den Werken arbeitenden Ingenieure, Kaufleute und Meister waren sehr große; vielfach waren Umorganisationen erforderlich. Die Betriebe mußten den geänderten Verhältnissen entsprechend umgestaltet werden.

Die Erzeugung einzelner Artikel, für welche Absatz gar nicht oder nur im verminderten Maße vorhanden war, mußte eingestellt oder vermindert und die Herstellung solcher Artikel, in welchen sich vermehrter Bedarf zeigte, erweitert werden. Die Durchführung dieser notwendigen Maßnahmen war keineswegs leicht, denn der Mangel an Beamten und Arbeitern, sowie die unvermeidlichen Schwierigkeiten im Bahn-, Post-, Telegraphen- und Telephonverkehr waren zu überwinden. Es kann den deutschen Industriellen das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie der Größe der zu lösenden Aufgabe gewachsen waren. In den Monaten vom September an war eine stetige Steigerung der Erzeugung und Versendung zu verzeichnen, welche, was das oberschlesische Revier anbelangt, jetzt beinahe dieselbe Höhe wie vor dem Kriege erreicht haben.

Offenbar liegen diese Verhältnisse in anderen Industriebezirken und wohl auch in anderen Industrien ähnlich, denn die Eisenbahneinnahmen aus dem Güterverkehr der Preußischen Bahnen, welche im August auf 41,25% des Vorjahres gesunken waren, haben im Dezember schon die Höhe von 95,44% gegen den Dezember des Vorjahres erreicht.

Die Entwicklung der industriellen Verhältnisse während des Krieges war demnach viel besser, als man zu erwarten berechtigt war, und es sind keine Anzeichen zu erblicken, nach welchen, selbst bei langer Dauer des Krieges, sich hierin etwas ändern sollte.

Die Aussichten der deutschen Eisen- und Stahlindustrie nach dem Kriege sind, sofern es gelingt, diese wichtigste Industrie zu organisieren, durchaus optimistisch zu beurteilen.

In jeder einzelnen industriellen Gesellschaft, in jedem Werke besteht eine Organisation, welche wohl als unentbehrlich bezeichnet werden muß. Jeder Werksleiter hat den Segen der in seinen Werken geschaffenen Organisation täglich vor Augen und weiß ihn zu schätzen.

Auf die größten Verhältnisse übertragen, haben die Monate des Krieges den unschätzbaren Wert einer guten Organisation gezeigt; die Leistungen des deutschen Heeres und der deutschen Eisenbahnen, die als unübertrefflich anerkannt werden müssen, haben dies erwiesen.

Es ist zu wünschen, daß auch die deutsche Eisen- und Stahlindustrie sich organisiert, denn der Zusammenschluß in Verbänden ist nicht nur notwendig, sondern beinahe unentbehrlich.

Google

Die Frage der Notwendigkeit der Organisierung dieser wichtigsten Industrie Deutschlands ist in den bezüglichen Kreisen allgemein erkannt, und ist ein neuer Versuch dazu gegenwärtig im Gange. Darüber, ob der jetzige Zeitpunkt für diese Verhandlungen geeignet ist, besteht keine Übereinstimmung; es wird gesagt, daß der Friedensschluß Verschiebungen auf industriellem Gebiete bringen kann, welche einen vorzeitigen Zusammenschluß nicht rätlich erscheinen lassen. Solche Verschiebungen durch den Friedensschluß sind allerdings möglich, sogar höchst wahrscheinlich, doch sollte gerade dieser Umstand geeignet sein, den Zusammenschluß zu beschleunigen. Gelingt es, denselben vor Beendigung des Krieges zustande zu bringen, so wird die deutsche Industrie die eventl. nach dem Friedensschluß zu führenden Verhandlungen als ein „einziger starker Block" führen und sich dadurch günstigere Bedingungen für diese Verhandlungen von vornherein geschaffen haben. Es wäre bedauerlich, wenn — wie schon so oft — auch diesmal der Organisierung der deutschen Schwer-Industrie unlösbare Schwierigkeiten entgegenstehen würden.

Die Anforderungen an die Industrie werden nach dem Kriege eine recht erhebliche Steigerung erfahren und eine bedeutende Erhöhung der Selbstkosten zur Folge haben. Die Arbeitslöhne werden höher werden, die Erze sind bereits im Preise gestiegen, die staatlichen Lasten werden ebenfalls weit höhere Beträge erfordern, als in der Vergangenheit.

Die Industrie ist v e r p f l i c h t e t, sich darauf einzurichten, diese vermehrten Lasten tragen zu können; sie kann eine Steigerung der Selbstkosten nicht vermeiden und kann, ohne sich zu organisieren, diese Selbstkostensteigerung nicht auf die Abnehmer überwälzen.

Auch die notwendige Pflege des Eisen- und Stahl-Exportes nach dem Kriege wird innerhalb einer Organisation wirksamer erfolgen, als ohne eine solche.

Die größte Schwierigkeit der Verbandsbildung liegt in der Quotenfrage. Die große Bedeutung derselben steht außer Zweifel, doch scheint es, daß ihr in der Vergangenheit von mancher Seite eine z u große Bedeutung zuerkannt wurde. Die erhöhte Erzeugung hat wohl eine Ermäßigung der Selbstkosten zur Folge, diese wird jedoch kaum bedeutend genug sein, um die Differenz des Erlöses für die Erzeugnisse innerhalb der Verbände gegenüber den im freien Wettbewerb erzielbaren Verkaufspreisen auch nur annähernd auszugleichen.

Das deutsche Heer wird durch seine unübertreffliche Organisation, seine nicht zu überbietende Aufopferungsfähigkeit und durch seine glänzende Führung den endgültigen Sieg erringen und damit wird auch für die deutsche Industrie eine schöne Zukunft erkämpft sein.

Der Friedensschluß dürfte günstige Handelsverträge für Deutschland im Gefolge haben, auch ist anzunehmen, daß Vereinheitlichungen von Zollgebieten

Go gle

mit Staaten, welche in Zukunft für eine politische Gruppierung mit Deutschland in Aussicht zu nehmen sind, herbeigeführt werden.

Möge die deutsche Eisen- und Stahlindustrie nach dem Kriege so organisiert sein, daß sie das, was ihr das deutsche Heer erkämpft, auch erhalten, daß sie durch Hebung ihrer Einkünfte zur Steigerung der Steuerkraft des Reiches beitragen und die unbedingt notwendigen erhöhten Staatsbedürfnisse auf dem Gebiete des Heeres, der Marine, sowie der Kulturbedürfnisse nicht nur tragen, sondern gerne und leicht tragen kann.

Hüttendirektor a. D. Oskar Simmersbach,

Professor für Eisenhüttenkunde in Breslau:

Die oberschlesische Eisenindustrie und der Krieg.

Der heutige Weltkrieg zeigt in augenscheinlicher Weise, daß Schillers Worte:

„Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter"

nur mit gewisser Einschränkung noch ihre innere Berechtigung besitzen. Zwar könnte nach den bisherigen Kriegsergebnissen Rußland mit seiner weit ausgedehnten, fast unermeßlichen Landwirtschaft und seiner verhältnismäßig kleinen Eisenindustrie — nicht größer, als die Frankreichs — vielleicht als vollgültiger Beweis gelten, aber andererseits wissen wir von uns selbst, daß unser eigenes stolzes Heer trotz unserer genialen Technik und unserer gewaltigen Schwerindustrie, die an der Spitze aller eisenerzeugenden Staaten Europas steht, doch bei langer Kriegsdauer vergebens gekämpft haben könnte, wenn nicht unsere Landwirtschaft so erstarkt dastände, daß sie allein imstande wäre und die Sicherheit böte, uns und unsere Truppen zu ernähren. Die Bismarcksche Erkenntnis, daß in Deutschland Industrie und Landwirtschaft geschwisterlich eng zusammengehören, wird hoffentlich durch diesen Krieg so nachhaltig bei uns allen durchdringen, daß in Zukunft im Deutschen Reich einseitige Interessenpolitik weder nach der einen, noch nach der anderen Richtung getrieben werden kann. Für uns muß es immerdar heißen:

„Das Schwert ist's, das den Pflug beschützt,
Der Pflug ist's, der das Schwert erhält."

Google

Wir haben uns stets vor Augen zu halten, daß Deutschland inmitten der Feinde von Ost und West auf sich selbst angewiesen ist, und daß daher die Erhaltung unserer Volkswirtschaft und die Stärkung unserer Volkskraft sowohl eine gefestigte Landwirtschaft benötigt, mit solch großer Bodenfläche, daß uns Nahrungssorgen auch bei dem weiteren Bevölkerungszuwachs von jährlich fast einer Million nicht erstehen, als auch nicht minder eine Sicherstellung unserer industriellen Friedensbeschäftigung und unserer Handelsbeziehungen.

Die Sicherstellung unserer Industrie bezieht sich im Wesentlichen auf die Rohstoffe Kohle und Erz. Die Steinkohlenvorräte Deutschlands betragen glücklicherweise über 400 Milliarden Tonnen, entsprechend 60% derjenigen Europas, und stellen sich mehr als doppelt so hoch, als die Groß-Britanniens, welch letztere, zumal angesichts der weit größeren britischen Förderziffer, bedeutend eher der Erschöpfung entgegensehen. Immerhin wird es uns beim Friedensschluß nicht unangenehm sein, daß wir im Westen zur Zeit die Hand gelegt haben auf den gesamten Kohlenreichtum Belgiens mit 20 Milliarden Tonnen bei einer Jahresförderung von 23 Millionen Tonnen, sowie auf mehr als $^2/_3$ der französischen Kohlenfelder mit ähnlich hohem Kohlenvorrat und bei einer jährlichen Förderziffer von 27 Millionen Tonnen, und ferner daß im Osten das polnische Steinkohlenrevier mit einem Kohlenreichtum von 7 Milliarden Tonnen bei einer Jahresförderung von 6,8 Millionen Tonnen, gleich fast $^1/_4$ der russischen Kohlenförderung, von unseren Truppen besetzt ist. Für Oberschlesien spielen die polnischen Kohlenvorräte an sich keine allzubesondere Rolle, da die dortige Kohle nicht verkokungsfähig und auch sonst von geringerer Qualität ist als die oberschlesische, ganz abgesehen davon, daß Oberschlesiens Kohlenvorräte an abbauwürdiger Kohle 114 Milliarden Tonnen ausmachen, bei einer derzeitigen Jahresförderung von 44 Millionen Tonnen.

Wichtiger aber erscheint die Frage der Sicherstellung unseres Erzbedarfes. Für den Westen Deutschlands dürfte es hierbei sonder Zweifel schon eine gewisse Beruhigung bieten, daß wir zur Zeit in Französisch-Lothringen das Hochplateau von Briey in Besitz haben, mit seinen über 3 Milliarden Tonnen Minetteerzen. Immerhin aber steht in dieser Hinsicht die lothringische und rheinisch-westfälische Eisenindustrie — letztere vor allem auch wegen ihrer guten Wasserwege und -verbindungen — günstiger da, als die oberschlesische.

Die oberschlesischen Eisenerze, einst die Grundlage des dortigen gesamten Eisenhüttengewerbes, sind jetzt fast ganz abgebaut. Während noch 1889 rund 800 000 Tonnen gefördert wurden, waren es 1913 nur noch 100 000 Tonnen. Es wurden daher im letztgenannten Jahre von den oberschlesischen Hochöfen nur 12,5% Eisenerze aus dem heimischen Bergbau verhüttet, aus dem übrigen Deutschland 23,7%, dagegen aus dem Ausland 63,8% bezogen, die in der Hauptsache aus Schweden-Norwegen, Rußland und Ungarn stammen. Die

Google

Einfuhr an schwedischen Erzen stieg in den letzten 3 Jahren von 300 000 Tonnen auf 400 000 Tonnen, die von Rußland verringerte sich von über 270 000 Tonnen im selben Zeitraum auf 95 000 Tonnen, statt dessen wurde es aber durch Tarifermäßigungen ermöglicht ca. 180 000 Tonnen Erze aus dem Lahn-, Dill- und Sieggebiet, sowie aus dem Harz neu zu beziehen und so den immer schwieriger sich gestaltenden Eisenerzbedarf wenigstens zum Teil im Inland zu decken.

Berücksichtigt man, daß die schwedisch-norwegischen und die russischen Erze einen Eisengehalt von 60% aufweisen, gegen 30% bei den oberschlesischen und 45% bei den aus anderen deutschen Erzrevieren, so tritt die Abhängigkeit der Oberschlesischen Eisenindustrie vom Ausland klar zu Tage. Diese Abhängigkeit wirkt um so einschneidender und schwerwiegender, als eine Sicherstellung dieser ausländischen Erzbezüge nicht vorliegt, wie denn Rußland 1912 die Ausfuhr seiner Krivoi-Rogerze über die polnische Grenze verbot, und nicht minder auch Schweden und Ungarn verschiedentlich Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Erzausfuhr bereiteten. Damit wächst natürlich die Bedeutung der Transport- und Tariffragen für Oberschlesien in hohem Maße, zumal mit Rücksicht auf seine ungünstige geographische Lage, die einen langen Frachtweg von Schweden etc. über Stettin erfordert. Es gibt wohl kaum ein Eisenhüttenrevier der Welt, das hinsichtlich der Deckung seines Erzbedarfes mit so schwierigen Verhältnissen zu kämpfen hat und unter so mißlichen Bedingungen arbeitet, wie das oberschlesische.

Inwieweit hier nach dem Kriege bessere Verhältnisse eintreten können, dürfte eine der wichtigsten Fragen für Oberschlesien sein — besonders auch im Zusammenhang mit den Erzvorkommen in Polen. Die dortigen Eisenerzlagerstätten finden sich hauptsächlich in dem von uns bereits eroberten südlichen Teil und zwar im Gebiete des Krakau-Weljunski Bergrückens, im Gouvernement Radom, im Kjelce-Bezirk und im Bendzin-Bezirk des Gouvernements Petrokow. Man begegnet hier Sphärosideriten, Spateisensteinen und vor allem Brauneisensteinen, als Fortsetzung der oberschlesischen Vorkommen. Die Gesamtvorräte sollen 300 Millionen Tonnen mit 122 Millionen Tonnen Eisengehalt betragen, wovon 35 Millionen Tonnen mit 11 Millionen Eisen sichtbare Vorräte darstellen. Aber auch beim ev. Bezug dieser Erze steht die Transport- und Tariffrage im Vordergrund. Diese ungünstige Stellung der oberschlesischen Eisenindustrie tritt um so stärker in die Erscheinung, als sie wegen der schwachen Besiedlung und der geringen industriellen Entwicklung des deutschen Ostens auch den Absatz für ihre Fertigfabrikate in weiter Ferne suchen muß, d. h. also ebenfalls bei hohen Frachten, wodurch natürlich ihre Konkurrenzfähigkeit wesentlich leidet. Während früher der russische Markt das uneingeschränkte Absatzgebiet für die schlesische Industrie bildete, ist heute der Absatz nach Rußland durch die in Rückwirkung der deutschen Agrarzölle hervorgerufenen russischen Zölle nahezu völlig unterbunden, — ähnliches gilt auch zum Teil von Österreich, — wie die folgende Übersicht erkennen läßt.

Go gle

Eingangszölle industrieller Standard-Artikel für 100 kg in Mark, (nach Dr. Bonikowsky)

	Rußland	Österreich-Ungarn	Deutschland
Steinkohlen	0,20	frei	frei
Koks	0,30	"	"
Roheisen	5,95	1,28	1,00
Walzeisen, nicht façoniert	9,91	5,10	2,50
Rohe Bleche	13,87—19,82	7,65—11,90	3,00—4,50
Rohe Walzröhren von 2mm und darüber	33,69	12,16	5,00
Gußröhren, unbearbeitet	11,89	4,04— 4,89	2,50—4,00
Draht, nicht poliert	23,78—61,44	8,08—11,90	2,50—3,75
Rohzink	9,32	frei	frei
Rohblei	9,32	4,08	"
Schwefelsäure nicht rauchende	4,37	1,00	"

Diese Belastung der Produktion zum Schutze der deutschen Landwirtschaft empfindet die oberschlesische Industrie unter den deutschen Industriebezirken fast ganz allein, weil sie wegen ihrer unglücklichen geographischen Lage und der daraus resultierenden schwierigen Transportverhältnisse sich nicht in der Lage sieht, für die verloren gegangenen Absatzgebiete in Rußland und Österreich sich auf dem Weltmarkt Ersatz zu schaffen, und infolgedessen auch von jedem Niedergang der Konjunktur im Inland schwerer und länger betroffen wird, als andere deutsche Reviere. Durch eigene Kraft sich hier zu helfen ist Oberschlesien unmöglich — die technischen Einrichtungen der Hütten sind mindestens ebenso gut, wie im Westen, — hier kann allein eine geeignete Zoll- und Verkehrspolitik Wandel schaffen. Sollten die politischen Grenzverhältnisse verschoben werden, so wäre die Möglichkeit gegeben, Oberschlesien ein ausgedehntes und zukunftsreiches Absatzgebiet nach Osten hin zu schaffen, da die südrussische Kohlen- und Eisenindustrie weder qualitativ noch quantitativ den Bedarf Polens und Westrußlands zu decken vermag. Nicht minder dürfte auch nach dem Kriege und dem Wiederaufblühen der Türkei der gesamte Orient für Oberschlesiens Industrieerzeugnisse als günstiger und wertvoller Markt anzusehen sein, zumal in Österreich-Ungarn der Mangel an Kohle einer weiteren Ausdehnung der dortigen Eisenindustrie entgegensteht. Es dürfte dies um so mehr zu begrüßen sein, als die gedeihliche Entwicklung der oberschlesischen Schwerindustrie zur Zeit durch die mangelnde Absatzfähigkeit ihrer Kohle wesentlich beschränkt wird. Wenn man bedenkt, daß nach den Ostseegebieten, Pommern, Westpreußen, Ostpreußen etc. an englischer Kohle im Jahre 1913 rund 2,6 Millionen Tonnen versandt wurden, und nach Groß-Berlin mit Vororten 1,7 Millionen Tonnen, wenn man ferner bedenkt, daß Oberschlesien im Jahre 1890 Berlin ohne Vororte noch mit über 1 Million Tonnen Kohle, gleich 72,58% des Gesamt-Bedarfs versorgte, und 1913 nur

Go gle

mit 861 000 Tonnen, gleich 37,38%, entsprechend einer Verminderung von 139 000 Tonnen, wohingegen im selben Zeitraum die englische Kohleneinfuhr von 106 000 Tonnen auf 896 000 Tonnen stieg, d. h. um 790 000 Tonnen mehr, und daß England nicht nur die Gesamtsteigerung des Berliner Kohlenbedarfs in diesen 23 Jahren an sich reißen, sondern sogar noch fast 100 000 Tonnen deutsche Kohlen aus ihrem angestammten heimischen Absatzgebiete verdrängen konnte, — dann bedarf es wohl keiner weiteren Begründung, daß hier durchgreifende Abhilfe geschaffen werden muß, und zwar vor allem durch Verbesserung der bislang unzulänglichen Schiffahrtsverhältnisse der Oder und durch Ermäßigung der Eisenbahnfrachten. Mit vollem Recht betont diesbezüglich der oberschlesische berg- und hüttenmännische Verein in seinem letzten Jahresbericht:

> „Deutschland, das von seiner Industrie Milliarden an Steuern verlangt, um seine Wehrkraft aufrecht zu erhalten, und das daher wahrlich alle Veranlassung hat, die einheimischen wirtschaftlichen Kräfte zu pflegen und leistungsfähig zu erhalten, duldet es, daß jahraus, jahrein Millionen und Abermillionen in das Ausland wandern für ein Produkt, das es selbst in schier unerschöpflicher Fülle besitzt. Zweifellos eine Anomalie ohnegleichen!"

Die Entwicklung der oberschlesischen Industrie nach dem Kriege wird sonach abhängen von unseren Handelsverträgen und von unserer Tarif- und Verkehrspolitik. Möge deren Bearbeitung in engster Fühlung mit den Männern der Praxis rechtzeitig in Angriff genommen werden, auf daß die oberschlesische Schwerindustrie entsprechend ihrer Bedeutung für das wirtschaftliche und nationale Wohl der deutschen Ostmark einer aussichtsvollen Zukunft entgegensieht.

Kommerzienrat Leo Lustig,

Generaldirektor und Mitbegründer der Deutschen Eisenhandel-Aktiengesellschaft, Berlin:

Deutscher Eisenhandel.

Die am 1. Januar 1910 gegründete Gesellschaft ist, wie die Firma besagt, eine Eisenhandels-Aktiengesellschaft, ein Handelsunternehmen in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft, dem satzungsgemäß der Verschleiß von Produkten der Eisen- und Stahlindustrie und von Fabrikaten aus diesen Produkten, sowie deren Überführung in den Verbrauch obliegt.

Dieses wirtschaftlich so notwendige Überleiten der Erzeugnisse in die weitverzweigten Kanäle der gewerblichen Tätigkeit, die Sättigung großer Länderteile mit Eisen und seinen Produkten, der Vertrieb dieses für den wirtschaftlichen Aufbau so wichtigen Stoffes in die Adern und Äderchen des Wirtschaftskörpers,

Go gle

das niemals Aufgabe der produzierenden Groß-Industrie sein kann und darf, wenn Produzenten und Konsumenten gleichzeitig zu ihrem Rechte kommen sollen, ist von so wesentlicher Bedeutung für den wirtschaftlichen Körper von Staat und Reich, daß die Gesellschaft in ihrer Tätigkeit in weitgehendstem Maße auch öffentlichen Interessen zu dienen berufen ist.

Nicht handelt es sich hier um einen sogenannten Zwischenhandel, dessen Existenz so häufig als unnützes Glied am Wirtschaftskörper angesprochen wird, — eine Auffassung, deren Berechtigung hier nicht erörtert werden soll, — das Unternehmen ist vielmehr, besonders angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse in den östlichen preußischen Landesteilen, ein sehr wichtiges Organ der Industrie, und eine notwendige Ergänzung deren Organisation.

Von welcher Bedeutung in wirtschaftlicher Beziehung auch nach anderer Richtung hin das Unternehmen ist, ergibt sich, wenn berücksichtigt wird, daß das Aktienkapital der Gesellschaft 23 Millionen Mark und das Obligationenkapital $7^1/_2$ Millionen Mark beträgt. Hierzu treten die umfangreichen Eigen-Kapitalien der ihr angeschlossenen Firmen, sodaß das in der Gesellschaft dauernd arbeitende Kapital sich auf mindestens 50 Millionen Mark beläuft. Das Unternehmen ist hiernach in seiner Branche und in seinem Tätigkeitskreise das bedeutendste, nicht nur in Deutschland, sondern in der industriellen Welt überhaupt. Weder England, noch Amerika, noch Belgien verfügen über ein derartiges Spezialunternehmen im Eisenhandel.

Es interessiert nicht nur den Kaufmann, sondern auch den Volkswirt, festzustellen, auf welche Weise eine derartige Organisation, über die wir weiter unten noch sprechen, entstanden ist und sich entwickelt hat. Sie ist in ihrem Endresultat eine Verschmelzung des sogenannten „Schlesischen Händlerkonzerns" mit der Aktiengesellschaft Ravené, einem Unternehmen, das kurz vorher aus den Unternehmungen des weltbekannten Eisen- und Stahl-Engroshauses „Jakob Ravené Söhne & Co." entstanden ist. Auf diese Weise ist nicht nur dem Unternehmen die so außerordentlich wertvolle Mitarbeit eines Mannes von dem Ansehen und der Bedeutung des Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr. Louis Ravené gesichert worden, sondern das Unternehmen war hierdurch auch in der Lage, die außerordentlich umfangreichen Geschäftsverbindungen der Firma Ravené in allen deutschen Länderteilen und auch im Auslande zu fruktifizieren und so vor allen Dingen auch seine bereits bestehenden Geschäftsverbindungen im mittleren und westlichen Deutschland zu erweitern und zu vertiefen.

Die Grundlage des Unternehmens aber war der bereits seit Jahrzehnten bestehende schlesische Händlerkonzern, eine Verbindung der beiden alteingesessenen und angesehenen Firmen „M. J. Caro und Sohn" und „Eduard Lindner" in Breslau, sowie einer größeren Anzahl bedeutender und angesehener ost- und mitteldeutscher Eisengroßhandelsfirmen, alle von einem der-

Google

artigen Renommé, daß deren Inhaber nicht nur in ihren Domizilien, sondern weit darüber hinaus angesehene Positionen im öffentlichen Leben einnehmen. Es sei hier nur erinnert an die Firma „S. Herz", Posen, deren Inhaber, der Geheime Kommerzienrat Herz, neben vielen anderen öffentlichen Ämtern jahrelang den Vorsitz in der Posener Handelskammer führte, an „C. B. Dietrich & Sohn" in Thorn, deren Inhaber, Kommerzienrat Dietrich, langjähriger Landtagsabgeordneter ist, an die Firma „Ludwig Kolwitz" in Bromberg, an die hochangesehenen Häuser des Königsberger, Danziger und Stettiner Handels, an die Firma „C. F. Weithas Nachfolger", Leipzig, deren Inhaber, Herr Generalkonsul Thieme, im öffentlichen Leben des Königreichs Sachsen eine hervorragende Position einnimmt usf.

Die Begründer dieser so umfangreichen Organisation waren unter anderen die Brüder Geheimer Kommerzienrat Dr. Georg von Caro, Geheimrat Oskar Caro und der Verfasser dieses, Kommerzienrat Leo Lustig, die Inhaber der Firma M. J. Caro & Sohn. Die Geschichte dieser bereits im Jahre 1807 begründeten Eisengroßhandelsfirma hängt innig zusammen mit der Geschichte der Oberschlesischen Eisenindustrie überhaupt, wie die Firma ja selbst als Erbauerin und langjährige Besitzerin des Eisenwerks Herminenhütte, das im Jahre 1857 errichtet wurde, sowie als Besitzerin des Eisenwerks Julienhütte, lange Jahre hindurch zu den oberschlesischen Großindustriellen gezählt hat. Die beiden Brüder Dr. Georg von Caro und Oskar Caro sind denn auch an der Entwicklung der schlesischen Eisen- und Stahlindustrie jahrzehntelang tatkräftig mittätig gewesen und haben einen nicht unbedeutenden Anteil an ihrer schließlichen Ausgestaltung.

Geleitet von der Erwägung, daß bei dem stetig zunehmenden Umfange der deutschen Eisenindustrie nur ein in sich einiger, nicht aber ein sich gegenseitig befehdender Großhandel die ihm zufallende, bedeutungsvolle Aufgabe der Überführung der Produktion in den Verbrauch erfolgreich leisten könne, schufen die Genannten in Gemeinschaft mit ihrem langjährigen Mitarbeiter und Gesellschafter Kommerzienrat Leo Lustig eine Handelsorganisation — den obenerwähnten schlesischen Konzern — zunächst zum ausgesprochenen Zwecke einer Gemeinschaftsarbeit mit der oberschlesischen Industrie, mit der sie so viele Jahre innig verwachsen waren. Der erste Schritt hierzu war die Verständigung mit der gleichfalls altrenommierten, sehr angesehenen Konkurrenzfirma Eduard Lindner in Breslau, welche Vereinigung (1887) die sich früher widerstreitenden Interessen oberschlesischer Produzenten zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammenschloß. Inzwischen ist die Organisation derartig weiter ausgebaut, daß mehr als 50 angesehene Eisengroßhandlungen in allen Teilen Deutschlands durch die Gesellschaft kontrolliert werden. Nicht allein, daß die Gesellschaft bei allen diesen Firmen

Google

finanziell beteiligt ist, sie dirigiert auch die Dispositionen dieser Unternehmungen, hierdurch gleichzeitig verhütend, daß der deutschen Industrie durch Manipulationen aus Großhandelskreisen Schädigungen erwachsen.

Der Sache nach war die Gründung allerdings zunächst eine in erster Reihe die Interessen der oberschlesischen Industrie berücksichtigende. Durch den Eintritt der Firma Ravené aber hat sich diese Interessenwahrnehmung in gleicher Weise auch auf namhafte mitteldeutsche und westdeutsche Produzentenkreise ausgedehnt.

Es leuchtet ein, daß unter den geschilderten Verhältnissen die oberschlesische Industrie die Bedeutung des Großhandels für die Vertretung ihrer Interessen und seinen Wert für die Abwickelung der Handelsgeschäfte mit dem Konsum schon frühzeitig erkannte, was um so erklärlicher erscheint in Gebieten wie die ostdeutschen, wo die Entwickelung der Industrie und ihr Aufstieg zur gegenwärtigen Höhe angesichts des früheren geistigen und wirtschaftlichen Rückstandes eines größeren Teiles der Bevölkerung und angesichts der schwierigen Lage des Reviers in früheren Jahren mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Die Walzwerke des Reviers wären unter diesen schwierigen Verhältnissen seinerzeit kaum in der Lage gewesen, im Falle des direkten Absatzes ihrer Produkte auch noch materielle Verluste, die unvermeidlich gewesen wären, auf sich zu nehmen. Die Hand, die ihnen der ostdeutsche Großhandel hier lange Jahre gereicht hat, zur gemeinschaftlichen Förderung der Interessen aller Erwerbsstände, ist deswegen auch nicht zurückgewiesen worden, und die Bemühungen des Großhandels um den Absatz haben bei der gesamten oberschlesischen Industrie bis zu dem noch nicht lange zurückliegenden Zeitpunkte, in welchem fremde Elemente in den oberschlesischen Produzentenkreis traten, welche oberschlesischen Verhältnissen bis dahin fernstanden, uneingeschränkte Anerkennung seitens sämtlicher oberschlesischer Produzenten gefunden. So lange ist es auch dank den Bemühungen des Großhandels den oberschlesischen Werken möglich gewesen, denjenigen Frachtvorsprung, den die eigenartige geographische Lage des Reviers gegen die übermächtige westdeutsche Konkurrenz dem Revier bietet, voll auszunutzen. Auf dieser Ausnutzung aber basiert zum nicht unwesentlichen Teile die Rentabilität der oberschlesischen Werke.

Aber nicht nur der Verschleiß von Walzwerksprodukten aus dem oberschlesischen Revier bildet, wie schon erwähnt, den Tätigkeitskreis der Gesellschaft, sie besitzt vielmehr — in Sonderheit durch den Anschluß der Firma Ravené — auch ein sehr umfangreiches Geschäft und zahlreiche enge Beziehungen zu einer großen Zahl rheinisch-westfälischer, lothringisch-luxemburgischer Werke, sowie zu den großen Werken an der Saar, und endlich ein sehr umfangreiches Exportgeschäft nach dem europäischen und außereuropäischen Auslande. Die Pflege dieses Geschäftes und dieser Beziehungen bildet einen weiteren wesentlichen Teil des Tätigkeitskreises der Gesellschaft, und es darf gesagt werden, daß auch die große Zahl dieser mittel- und westdeutschen Werke, zu denen die Gesellschaft seit ihrer Be-

Google

gründung in engen Beziehungen steht, den Wert dieser Verbindung schätzen gelernt und deren Tätigkeit als nützlich und segensreich für die deutsche Industrie jederzeit anerkannt hat. Besonders lebhaft ist diese Anerkennung von Ost und West in Zeiten wirtschaftlicher Krisen und besonders jetzt während der Kriegszeit zum Ausdruck gekommen.

Die sich leider immer häufiger wiederholenden Tiefstände des industriellen Wirtschaftslebens, besonders aber der Ausbruch des europäischen Krieges, den unser Vaterland gegenwärtig zu bestehen hat, haben für die Produzenten aller Orten sehr umfangreiche Verluste im Gefolge gehabt. Nicht nur, daß die scharfen Krediteinschränkungen eine ganze Reihe von verbrauchenden Unternehmungen zum Erliegen brachten, eine weitere große Zahl ist durch die Einberufung der Inhaber zur Fahne zum Stillstand gekommen, oder mußte zufolge Versagens des Verbrauches den Geschäftsbetrieb einstellen oder sich an die Gläubiger wenden, und materielle Verluste größten Umfanges für die Rohstoff-Lieferanten sind dann aller Orten die Folge gewesen. Besonders aber im Auslandsgeschäft haben diese Verluste aus den verschiedensten Gründen einen außerordentlichen Umfang erreicht, gar nicht zu reden von den direkten Forderungen der Werke im feindlichen Auslande, die auf lange Zeit hinaus uneintreibbar und vielleicht vollständig verloren sind. Vor allen diesen Verlusten an Kapital und Zinsen sind diejenigen Werke, die den Verschleiß ihrer Produkte durch die Gesellschaft bewirken ließen, verschont geblieben. Deswegen dürfte gerade die gegenwärtige schwere Zeit auch manch einen Produzenten, der bisher besser zu handeln glaubte, wenn er seine Fabrikate direkt an den Mittel- und Kleinhandel oder direkt an die Konsumenten, oder aber direkt an ausländische Käufer absetzte, veranlassen, seine Auffassung nach der Richtung des größeren Vorteils im Verkehr mit einem wirklich solventen und kulanten Großhandel zu ändern. Es steht hiernach zu erwarten, daß nach Friedensschluß der Geschäftskreis der Gesellschaft sich noch wesentlich erweitern wird.

In gleicher Weise dürfte eine Veränderung in der Auffassung zugunsten eines selbständigen, solventen Großhandels auch bei denjenigen Werken Platz greifen, die bislang für den Verschleiß ihrer Fabrikate sich unter Ablehnung des Großhandels an Stelle des direkten Verkehrs mit dem Konsum der sogenannten Werksfirmen bedienten.

Unter Werksfirma ist eine Firma verstanden, die ein großes, kapitalkräftiges Unternehmen für den Vertrieb seiner Produkte sich selber errichtet, mit eigenen Mitteln und auf eigenes Risiko. Diese Festlegung der eigenen Mittel unter Ausschaltung der Verantwortlichkeit für die Verwendung derselben durch den eigenen Verwaltungskörper kann vom nationalökonomischen Gesichtspunkte aus als ein gesundes Gebilde nicht bezeichnet werden. Erklärlicherweise vermögen derartige Unternehmungen (Werksfirmen) ihre Werke in keiner Weise vor Verlusten zu schützen, denn ihre Mittel sind ja die Mittel des Werkes selbst, das sie gründete, und ihre Spesen im Vertriebe sind erfahrungsgemäß keineswegs geringer als der

Google

beschränkte Nutzen, mit dem der selbständige Großhandel zu kalkulieren pflegt. Erklärlich sind derartige Gründungen allenfalls für Industrien, denen ein kapitalskräftiger Großhandel nicht zur Verfügung steht. Unternehmungen aber, die einen zuverlässigen, mit ihnen Hand in Hand arbeitenden Großhandel besitzen — der solvente deutsche Großhandel ist nie Spekulant gewesen — sollten und werden sich derartigen Gründungen zweckmäßigerweise fernhalten. Deswegen hat insonderheit auch die Gesellschaft ihre einflußreiche Stellung innerhalb der Industrie trotz mancher Gegenströmungen nicht nur behauptet, sondern sie hat im Laufe der Jahre ihren Wirkungskreis und ihre Einflußsphäre immer weiter ausdehnen können. Die Erfahrungen, die die Werke während der Kriegszeit machen, dürften die Vorzüge des Verkehrs mit der Gesellschaft gegen die Eigenunternehmungen noch weiter beleuchten. Hat der selbständige Eisengroßhandel und besonders die Aktiengesellschaft Deutscher Eisenhandel in den verflossenen Friedensjahren ihre Position behaupten und immer mehr kräftigen können, so dürfte dies nach Friedensschluß voraussichtlich noch um so mehr der Fall sein.

Daß dieser Friedensschluß recht bald eintreten möge, daß unser geliebtes Vaterland aus den schweren Kämpfen gegen Neid und Mißgunst der ganzen Welt als Sieger hervorgehe, ist Wunsch und feste Zuversicht eines jeden Deutschen!

Bringt dann der Friede dem deutschen Reiche, wie wir alle hoffen, die Ruhe zur vollen Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte unseres Vaterlandes auf Menschenalter hinaus, so wird unsere Industrie ihren Siegeszug über den Erdball fortsetzen und damit auch die Gesellschaft vor neue, erweiterte Aufgaben gestellt werden.

Wird dann auch, was zu erwarten steht, das so lange erstrebte Ziel eines Zusammenschlusses der Eisen- und Stahlindustrie für alle z. Zt. noch syndikatsfreien B-Produkte erreicht, so wird der deutschen Eisenindustrie nach den bislang so häufigen Rückschlägen im Erlös und in den Absatzmöglichkeiten dann auch auf die Dauer befriedigende Rentabilität auch für diesen überwiegenden Teil der Produktion beschieden sein, und es ist dann die begründete Hoffnung der Gesellschaft, daß auch die Leitung des Syndikats der B-Produkte in derselben großzügigen und sachgemäßen Weise, wie dies seitens der Direktion des Düsseldorfer Stahlwerks-Verbandes für A-Produkte geschieht, zum deutschen Großhandel in enge Beziehungen und ein Vertrauensverhältnis treten wird, das sowohl der Industrie als auch dem Großhandel die Wahrung ihrer Interessen gewährleistet und der Gesellschaft freie Bahn für Betätigung und Ausnutzung ihrer Erfahrungen zugunsten des deutschen Wirtschaftslebens bietet.

Go gle

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Max Gg. Zimmermann: Wir und die andern.

Wenn wir uns fragen, welche Begabung die großen europäischen Kulturvölker mitgebracht und wie sie damit gewirtschaftet haben, so dürfen wir wohl einen unserer Hauptfeinde Rußland ausscheiden. Denn die Russen sind doch kaum als Kulturvolk zu rechnen. Es gilt noch immer das alte Wort der jetzigen intimen Freunde der Russen Gratez le Russe et vous trouverez le Tatar. In den letzten Jahrzehnten haben allerdings einige russische Schriftsteller wie Tolstoi und Marim Gorki europäische Berühmtheit erlangt, aber das sind doch nur Ausnahmen, die wenig Bedeutung für das Ganze haben. In der kirchlichen bildenden Kunst haften die Russen noch immer an den alten byzantinischen Formen, die sie kaum weitergebildet haben, während ihre moderne Plastik und Malerei ganz von Paris abhängig ist.

Man braucht sich, um das Lächerliche der neuen französisch-russischen Freundschaft in seiner vollen Größe zu empfinden, nur vorzustellen, wie unendlich groß der Kulturunterschied zwischen den beiden Nationen ist. Die Franzosen gehören zweifellos zu denjenigen Völkern, die am meisten zur Herausbildung einer hohen und feindurchdachten Kultur und Zivilisation beigetragen haben. Aber ihre Begabung ist eine begrenzte, schon darin, daß sie keinen einzigen Mann allererstenRanges hervorgebracht haben, der sich an Bedeutung mit den ersten Männern anderer Nationen wie Luther, Friedrich der Große, Goethe, Bismarck, Dante, Lionardo, Raphael, Michelangelo, Shakespeare, Rubens, Rembrandt, Velazquez messen kann; der einzige ganz Große, den sie hatten, Napoleon, war kein Franzose, sondern ein Corse italienischer Abstammung und mehr ein Zerstörer, als ein Erbauer. Was ihren Leistungen an Konzentration in einzelnen Persönlichkeiten fehlt, haben sie an Breite voraus. Das französische Volk hat zwei Architekturstile erfunden, die in einem Siegesfluge ohnegleichen die Welt erobert haben: den gotischen Stil und das Roccoco. Im 19. Jahrhundert war die französische Malerei die führende in Europa. Noch im 17. Jahrhundert war die gesellschaftliche Kultur Europas die italienische und an den Höfen die spanische, seit dem 18. Jahrhundert aber herrschen die gesellschaftlichen Formen der Franzosen außer bei den Briten, die darin selbständig sind; die Sprache der Diplomaten ist französisch wie vordem italienisch. Von hervorragendem Einflusse sind seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. die Franzosen auch in militärischen Dingen gewesen. Noch heute sind bei uns unzählige militärische Ausdrücke, wie Armee, Korps, Division, Regiment, Kompagnie, Batterie, Fort, Leutnant, General usw. französisch, und bis vor kurzem war die Zahl solcher Wörter noch

Google

viel größer. Ebenso ist es in der Verwaltung, in der die Franzosen auch vorbildlich waren: Minister, Präsident, Chef, Dezernent, Sekretär usw. Aber auch auf anderen Gebieten begegnen wir so manchem Wort, nicht nur in unserer Sprache, das von dem großen Einfluß der französischen Kultur und Zivilisation zeugt. Dennoch sind die Grenzen der französischen Begabung nicht allzu weit gesteckt.

Bedeutend ärmer als die Franzosen sind ihre Verführer, die Engländer, an Kulturleistungen. Dieser niedersächsische Zweig der Germanen, der sich mit den ebenfalls germanischen, aber von französischer Kultur durchdrungenen Normannen mischte, hat sich in seiner insularen Abgeschlossenheit zu merkwürdiger Einseitigkeit entwickelt. Noch bis in die Zeiten der Königin Elisabeth war dem nicht so. Bis dahin war noch die deutsche Vielseitigkeit, von der wir hören werden, vorhanden, und die höchste Blüte dieses merry old England ist Shakespeare, trotz seiner noch vielfach altertümlichen Form der größte Dramatiker, ja vielleicht der größte Dichter der Welt. Aber daß dieser große Mann, den die heutigen Engländer nicht entfernt so gut verstehen wie wir Deutschen, weil wir ihm verwandter sind, in der dramatischen Dichtkunst sein Höchstes geleistet hat, deutet schon vor, daß die Hauptbegabung der Engländer im Praktischen lag, denn der Dramatiker muß von allen Dichtern am meisten Praktiker sein. Seit den Zeiten Cromwells, des Puritaners, haben sich dann die Engländer zu ihrer starren Einseitigkeit entwickelt. Für die bildende Kunst haben sie nie viel Begabung gehabt. Sie haben nur Abwandelungen der Kunst anderer Völker, wenn auch mit stark nationalem Einschlag, geschaffen. Ihre Maler und Musiker haben sie sich öfters vom Kontinent geborgt: Holbein, van Dyck, Händel. Geradezu komisch wirkte vor einigen Jahren die ungeheure Überschätzung der englischen Maler von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert bei Gelegenheit der Ausstellung in der hiesigen Akademie. Man übersah vor dem starken englischen Einschlag, die sie wie alle nach England übertragene Kunst haben, die im Grunde unselbständige Nachahmung van Dycks und der Venezianer. Auch der Einfluß von Turner, Constable u. a. auf die Entwicklung der europäischen Malerei des 19. Jahrhunderts ist weit überschätzt worden. Die Größe der Engländer — und wer wollte die leugnen — liegt in allem rein Praktischen. Darum haben sie der Welt den modernen Parlamentarismus geschenkt, darum sind sie das größte Handels- und Industrievolk der Erde geworden, oder richtiger gewesen, denn daß Deutschland ihnen darin den Rang abgelaufen hat, oder abzulaufen in Begriff ist, hat uns den unversöhnlichen Haß unsrer entarteten Vettern zugezogen. Ihrer Begabung für das Praktische verdanken es die Engländer, daß sie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik so viele große Männer hervorgebracht und so viele einschneidende Erfindungen gemacht haben, wie keine andere Nation: Newton, James Watt, Stevenson, Darwin. Mit ihrem Netz von Kolonien haben sie die ganze Erde umsponnen. Aber ist selbst aus den fast zu selbständigen

Google

Reichen gewordenen englischen Kolonien wie Canada und Australien auch nur eine einzige Kulturtat hervorgegangen? Wir brauchen nur an die Kolonien des alten Griechenland zu denken, in denen wie auf Sizilien und an der Kleinasiatischen Küste dem Mutterland fast gleiche Kulturen erwuchsen, um die ganze Leere bei den englischen Kolonien zu empfinden. In den alten Kulturländern, wie Indien, haben die Engländer die vorhandenen Kulturwerte erdrückt und das Volk der Erschlaffung entgegengeführt. Wehe Ägypten, wenn es dauernd englisch werden sollte! Die Engländer betrachten ihre Kolonien nur als kaufmännische Ausbeutungsobjekte.

Welcher Gegensatz, wenn wir uns Italien zuwenden! Ein fast unübersehbarer Reichtum an Kulturbegabung tritt uns entgegen, wenn auch das weitaus meiste davon in der Vergangenheit liegt. Die Italiener sind auf geistigem und praktischem Gebiet gleich bedeutend gewesen. In den bildenden Künsten waren sie für alle ihre Zweige, Architektur, Plastik, Malerei, Kunstgewerbe, hoch begabt. Weniger reich sind sie in der Dichtkunst hervorgetreten: Dem großen Dante folgen andere erst in weitem Wertabstand. In der Musik sind keine Namen allerersten Ranges zu verzeichnen; den in Italien hoch gefeierten Verdi's werden wir wohl kaum als solchen gelten lassen. Überhaupt stehen die Italiener in der schaffenden Musik den Deutschen weit nach, aber in der Reproduktion sind sie immer bedeutend geblieben. Ihre höchste Entwicklung hat die italienische Art der Musik erst durch einen deutschen Komponisten, Mozart, erfahren. Zu den geistigen Schöpfungen gehört auch die Religion. In Italien ist es, wo sich die, lange Zeit fast ausschließlich herrschende Form der christlichen Religion des Abendlandes entwickelt hat, und noch heute ist die Herde des römischen Oberpriesters über die ganze Welt verbreitet. Von der Breite und Tiefe des wissenschaftlichen Geistes in Italien legt der Humanismus beredtes Zeugnis ab.

Daß die Italiener ein kriegerisches Volk waren, davon zeugen die gewaltigen Kämpfe, die die Halbinsel viele Jahrhunderte lang beständig durchtobten. Die modernen Staatsverfassungen sind zuerst in den italienischen Kommunen und Monarchien ausgebildet worden. Die Italiener brachten kühne Entdeckungsreisende, wie Marco Polo, Columbus und Amerigo Vespucci hervor. Sie waren ein seefahrendes Volk: Noch heute ist die Bemannung der meisten Schiffe im Mittelmeer italienisch, und die allgemeine Hafensprache des Mittelmeeres ist das Italienische. Der Handel Italiens war so früh und so reich entwickelt — man denke an Genua, Venedig, Florenz, Pisa —, daß noch heute sehr viele internationale kaufmännische Ausdrücke, wie Conto, Giro, Discont, Folio, italienisch sind. Auch in den Naturwissenschaften haben die Italiener weltbewegendes geleistet. Galilei, der große Physiker und Mathematiker, hat trotz seines Martyriums dem Copernikanischen Weltsystem zum Siege verholfen. Der Name Galvanis lebt in Galvanismus fort, der Voltas in der voltaischen Säule. Der Erfinder der drahtlosen Telegraphie Marconi ist ein Italiener.

Google

Nicht minder reich und allumfassend ist die Begabung der Deutschen, und zwar ebenso wie bei den Italienern sowohl auf geistigem wie auf praktischem Gebiet. Unter den Künsten steht bei den Deutschen die Musik in erster Linie; darin sind wir allen übrigen Völkern weit überlegen. Welche lange Reihe glänzender Namen: Haendel, Bach, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Wagner. Und um diese Sterne ersten Ranges gruppiert sich eine Fülle etwas geringerer Talente, die aber doch noch vielfach ersten Musikern anderer Völker übergeordnet sind. Eine der bedeutendsten Großtaten des Deutschtums ist die Reformation. Möge man sich zu Luther stellen, wie man will, möge man als Protestant ihn begeistert anerkennen oder als Katholik ihn bekämpfen, niemand wird leugnen, daß durch sein welterschütterndes Auftreten das religiöse Leben unendlich vertieft worden ist, auch im gegnerischen Lager. Durch Gegenwirkung hat er auch den Katholizismus zu größerer Verinnerlichung zurückgeführt. Dem verdankt die katholische Kirche, daß sie noch heute eine so hervorragende Stellung in Deutschland hat. Musik und Religion kommen bei uns aus derselben Quelle: Aus der Herzenswärme des Volkes, in der wir alle anderen übertreffen.

Während sich die andern Länder mit einer Blütezeit der Dichtkunst begnügen müssen, hat Deutschland deren zwei gehabt, weshalb Bulwer uns mit Recht das Volk der Dichter genannt hat. Die erste Blütezeit der Dichtkunst im Mittelalter knüpft sich an die Namen Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg u. a. Die zweite hat in Lessing, Goethe, Schiller Dichter, die zu den größten der Weltliteratur gehören. Geradeso wie die großen deutschen Musiker von einem Kranz vielfach fast ebenbürtiger Meister umgeben sind, so kann auch die zweite Blüte der deutschen Dichtkunst sich noch vieler bedeutender Namen rühmen. Jenes Wort von Bulwer nennt, wenigstens in seiner landläufigen Fassung, die Deutschen auch das Volk der Denker. Diese Bezeichnung ist ebenfalls zutreffend, denn in keinem andern Volke seit dem Altertum ist die Philosophie so ausgebildet worden wie in Deutschland. Leibniz, Kant, Schelling, Hegel Schleiermacher, Schopenhauer, Nietzsche, eine leuchtende Kette geistiger Entwicklung. Wie in der Dichtkunst hat Deutschland auch im wissenschaftlichen Leben zwei Blütezeiten: Im Zeitalter des Humanismus und in der Jetztzeit.

In den bildenden Künsten können sich die Deutschen mit den Italienern an Vollendung und Schönheit der äußeren Form nicht messen. Der Wesensinhalt der deutschen Kunst aber steht hinter dem der italienischen nicht zurück; ja außer in Lionardo hat die Kunst Italiens keinen so umfassenden Geist aufzuweisen, wie unser Albrecht Dürer es war. Was die Form der deutschen Kunst an Schönheit weniger hat, ersetzt sie durch Charakter und wuchtige Wiedergabe der Natur. In dieser Beziehung stehen deutsche Plastik und Malerei in erster Linie unter den Völkern. Die musikalische Begabung der Deutschen hat ihre Parallele in dem weitverbreiteten und bis zu Menzel und Böcklin immer wieder

Google

auftretenden Gefühl für Farbenharmonie. Aber auch die Formenphantasie kommt zuweilen sehr bedeutsam hervor. Haben doch die Deutschen in einem Baustil alle übrigen Völker übertroffen, in dem fälschlich sogenannten romanischen, der eigentlich der germanische Baustil genannt werden müßte. Auch im deutschen Renaissancestil bewiesen die deutschen Künstler-Architekten bei aller Ableitung aus dem Italienischen eine gewaltige formenbildende Kraft.

Unter den Naturwissenschaften stehen bei uns Astronomie, Medizin und Chemie obenan. Der Erkenner des Weltsystems, Kopernikus, war ein Deutscher, ihm steht der große Kepler zur Seite. In der Chemie trat, um nur einen zu nennen, Liebig hervor, und die Welt empfindet es schwer, daß ihr jetzt während des Krieges nicht mehr die Produkte der unübertroffenen deutschen chemischen Industrie zugänglich sind. Bekannt ist es, daß der deutsche Mediziner in der ganzen Welt mit seinen bedeutenderen Fachgenossen seine Muttersprache sprechen kann, denn die deutsche medizinische Literatur ist die ausschlaggebende und muß von allen weiter strebenden Ausländern gelesen werden.

Unsere Feinde haben zu ihrem Schaden erfahren, daß es ein Irrtum war, in den Deutschen nichts als ein Volk der Dichter und Denker zu sehen. Wir sind in Wahrheit immer auch ein Volk der praktischen Tat gewesen. Die Deutschen haben sich von jeher als Handelsvolk erwiesen. Altnürnberg, Augsburg, die Hansastädte legen Zeugnis davon ab. Der Reichtum Deutschlands an Kohle und anderen Erdschätzen hat die moderne Industrie erstehen lassen. Der starke wissenschaftliche Geist bei uns hilft ihr mächtig zur vollen Entwicklung. Kein Volk, selbst das der Engländer nicht, kommt den Deutschen in der Seefahrt gleich. Bis zum Ausbruch des Krieges benutzten Engländer mit Vorliebe deutsche Schiffe.

Wie lebhaft der kriegerische Geist bei uns seit den Zeiten Hermanns des Befreiers vom Römerjoch geblieben ist, das erleben wir jetzt alle mit unvergeßlichen Empfindungen. Wir erinnern uns, wie das ganze deutsche Mittelalter vom Waffenklang erfüllt war, wie die deutschen Könige immer wieder mit gewaltigen Heeren über die Alpen stiegen, wie der große Kurfürst und Friedrich der Große den alten Waffenruhm erneuerten, wie im Jahre 1813 das Volk aufflammte und 1870 die neue Kaiserkrone geschmiedet wurde. Aus dem begnadeten Geschlecht der Hohenzollern waren zwei Herrscher nicht nur große Feldherren, sondern auch große Staatsmänner, der Große Kurfürst und Friedrich der Große. In Bismarck haben wir einen der größten Staatsmänner aller Zeiten.

So zeigt sich in unserm Volk eine Vielseitigkeit der Begabung, die neben die der Italiener tritt und mit dieser der der Griechen des Altertums gleich ist.

Fragen wir uns nun, warum gerade diese drei Nationen vor den andern so ausgezeichnet sind. Jedes Volk ist das Produkt des Landes, in dem es wohnt; dessen Natur spiegelt sich in ihm wieder. Griechenland, Italien und Deutsch-

Google

land haben das gemeinsam, daß ihre Natur außerordentlich vielgestaltig ist, daß sie in eine Anzahl kleinerer Teile zerfallen, die unter sich sehr verschiedenartig sind. In Italien tritt die herbe Landschaft Toskanas in Gegensatz zu der sanften des benachbarten Umbrien, zu der ruhigen Größe der römischen Landschaft. Welche verschiedenen Landschaftsbilder bieten die großen Küstenstädte Palermo, Neapel, Genua, Venedig dar. Während der größte Teil Italiens gebirgig ist, dehnt sich Oberitalien als weite Ebene aus. Welche Verschiedenheit in den Apenninen und den Südabhängen der Alpen. Man könnte Seiten füllen, um die Abweichungen der einzelnen Landstriche von einander aufzuzählen. Nicht anders ist es in Deutschland, Österreich mitgerechnet. Welcher Gegensatz zwischen den Alpenländern und den nördlichen Küstenstrichen. Aber auch unter sich sind die einzelnen Teile der Alpen sehr verschieden. Die Berge des nördlichen Tirol und Oberbayerns z. B. sind wildzerrissen, die des südlichen Tirol nehmen je weiter nach Süden, destomehr ruhige und erhabene Formen an. Die deutschen Mittelgebirge, Riesengebirge, Thüringen, Harz, Odenwald, Vogesen, Schwarzwald, jedes hat seinen besonderen Charakter. Wie verschieden sind Schwaben mit seinen intimen Landschaftsbildern von der benachbarten steinigen Oberbayrischen Hochebene, die lachenden Gefilde des Rheins von der schweren roten Erde Westfalens, die fetten Marschengegenden am Ausfluß der Weser, Elbe und Weichsel von der sandigen Mark.

Ganz naturgemäß hat sich in Griechenland, Italien und Deutschland die Kleinstaaterei aus der Gestaltung der Landschaft entwickelt. Das bedeutete politisch in allen drei Ländern einen Nachteil, für die Kultur aber einen ungeheuren Vorteil. Es entstanden innerhalb desselben Volkes viele von einander sehr verschiedene Stammindividualitäten. Wie verschieden ist der Bayer vom Märker, der Rheinländer vom Ostpreußen, der Schwabe vom Schlesier, der Westfale vom Thüringer, der Sachse vom Plattdeutschen, der Wiener vom Berliner! Die Verschiedenartigkeit der Stämme leistete innerhalb desselben Stammes auch dem Individualismus der einzelnen Prsönlichkeiten Vorschub. So war die Möglichkeit zu einer außerordentlichen Vielstrahligkeit der Entwicklung gegeben. In dem Individualismus der Stämme und der Persönlichkeiten liegen die Kraft und der unversiegliche Jungbrunnen des deutschen Volkes.

Italien hat seine große Zeit schon hinter sich. Wir aber befinden uns noch in aufsteigender Linie, und so wird denn Deutschland, das seit 1870 auch politisch unzerreißbar einig ist, nach diesem großen Kriege, der — dessen sind wir nun schon ganz gewiß — nicht mit einem Mißerfolge für uns enden wird, erst recht das werden, was es seiner Lage und der vielseitigen Begabung seines Volkes nach sein muß: Das Herz Europas.

Go gle

Dr. Joseph Prys:

Grenzwacht.

An der Dreikaiserreichsecke.

So über Nacht ist es gekommen: die Dreikaiserreichsecke existiert nicht mehr. Die Weltgeschichte hat ihr einen Ruck gegeben. Wohin sie wohl versetzt wird? Vielleicht wird sie überhaupt nicht wieder auftauchen und ein Königreich Polen sich an dieser Stelle zwischen Deutschland und Rußland einschieben. Sicher ist, daß der russische Zollbeamte, der die Kohlenausfuhr auf der Kohlenverladestätte der Nivkagrube am Przemsaufer an der äußersten Ecke Rußlands überwachte, für immer von dort verschwunden ist.

Im Verein mit den paar Grenzsoldaten hat er in jenem interessanten Erdenwinkel wenigstens eines der drei Kaiserreiche vertreten. Denn es ist Tatsache, Deutschland und Österreich besaßen an diesem Punkte keinen bemützten oder gar bewaffneten Vertreter, noch hatten sie hier irgend ein offizielles Zeichen ihrer Hoheit, sodaß sich jeder, der zum ersten Male dorthin kam, enttäuscht fühlte.

Ich will's vorweg nehmen: Zu sehen, was man so sehen nennt, gibt's an der Dreikaiserreichsecke überhaupt nichts. Von dem bloßen Anblick des Stückchens Erde ist der Zuschauer genau so unbefriedigt wie der Leser von seiner nun folgenden geographischen Beschreibung.

Drei „nasse" Grenzen: die schwarze Przemsa bildet die Grenze zwischen Deutschland und Rußland, oder, wie man dort ausschließlich sagt, Polen, die im spitzen Winkel sich mit ihr vereinende weiße Przemsa zwischen Österreich und Rußland und die Vereinigung beider Flüsse, die Przemsa, ein Nebenfluß der Weichsel, in geradliniger Fortsetzung der schwarzen, zwischen Deutschland und Österreich.

Ich gehe unter der Eisenbahnbrücke hindurch, die von der preußischen Seite in beträchtlicher Höhe über die Przemsa nach Galizien führt, und stehe vor dem auf einer Anhöhe liegenden Bismarcksturm. Den habe ich an dieser exponierten Stelle angesichts der russischen Nachbarschaft zuerst als eine Art kultureller und kulturpolitischer Demonstration aufgefaßt, bestimmt, durch seine bloße Gegenwart zu wirken. Ich wollte mich daher fast wundern und betrachtete es als eine kleine Profanisierung, als ich die unvermeidliche Treppenschraube in seinem Innern bemerkte. Oben genießt man einen ganz schönen Ausblick, besonders auf das industriereiche polnische Grenzgebiet. An den Haaren zieht mein Führer russische Grenz-„Kosaken" herbei. Er denkt offenbar, ohne diese Beigabe entbehre die Sache des Pikanten, sei der Ausflügler nicht so ganz befriedigt, und das äußert sich bei schlechten Menschen im Trinkgeld. Er reicht mir sein Fernglas:

Google

Sehen sie dort den Kosaken. Etwas mehr nach rechts. Sehen sie, er ist zu Pferde, es ist ein Offizier, scheint sogar ein höherer Offizier zu sein, der die Grenze kontrolliert . . . . . Zu sehen ist allerdings nichts, aber seine Mühe ist anerkennenswert. Ich sehe alles, was er will. So ist er der Mühe enthoben, schließlich noch den Zaren hierher zu berufen, und ich bin der Mühe enthoben, mich als schlechten Menschen zu zeigen — beiderseitige Befriedigung. Die Grenzwächter, die wahren Grenzwächter, meine ich, von denen ich bald sprechen werde, die sehe ich besser als er.

Also man sieht nichts, auch nichts von den Grenzsoldaten der anderen Staaten, die sich hier nach den in aller Welt verbreiteten Phantasieansichtskarten, bis an den Hals in Waffen starrend, schußbereit gegenüberstehen. Aber sieht das körperliche Auge auch nichts von den erwarteten Kennzeichen der Grenze, so erblickt der Geist, der weiter schaut und tiefer und tiefer dringt, an diesem Balanzierungspunkte Europas doch manches, erblickt vieles —, alles — —, W e l t s c h i c k s a l.

Man darf ruhig annehmen, daß die meisten Menschen, die, aus dem Innern des Reiches kommend, die Grenze überschreiten, in süßer Passivität, oft bei Nacht und Nebel, vom Schnellzuge hinüber geführt werden. Ohne daß sie es merken, zwischen Himmel und Erde, überschreiten sie die Grenze. Der Zollbeamte setzt sie durch sein Erscheinen auf der Grenzstation davon in Kenntnis. Damit ist der Vorfall erledigt, der somit für die meisten, ich möchte fast sagen geschäftlicher Natur ist. Für den aber, der zu Fuß über die Grenze geht, der sie vor sich sieht, kann und muß sie an innerer Bedeutung unendlich gewinnen. Die Grenze ist dann am allerwenigsten eine banale, verkehrshemmende, geschäftliche Einrichtung, auch nicht ausschließlich oder in erster Linie die äußere Form eines staatlichen Gebildes. Ganz anders. Sie gewinnen Leben, die oft nur undeutlich durch bloße Bretter, rohe Holzklötze, große und kleine Grenzsteine, runde Stangen, in den Landesfarben bemalt, mit und ohne Staatswappen, am deutlichsten noch durch Flüsse und künstliche oder natürliche Erdvertiefungen und Gräben gekennzeichneten, trotz alledem mehr in der Luft als auf der Erde liegenden Linien. Ha, dann sind sie Ideal ganzer Nationen, beredte Zeugen von Völkerglück und Völkerleid, Inhalt und Gegenstand der gesamten Menschheitsgeschichte, Quintessenz der Vergangenheit, greifbare Gegenwart — und sind doch so wenig sicher und so heiß umstritten. Besonders die Grenze der Kultur, der Gesittung —, zugleich eine ständige Gefahr für die politische, die sich mit ihr deckt.

Naive Menschen, die weit drinnen im Reiche wohnen, glauben, an der Grenze liege eine dicke Kette und das sei die Grenze. Barer Unsinn. Eine innere Unmöglichkeit. Würde eine Kette da liegen, sie wäre nicht Grenze, nur Grenzzeichen. Aber alle Grenzzeichen können die Grenzlinie nur andeuten. Sie selbst ist überhaupt nichts real Existierendes. Sie ist ein abstrakter, aus der Gegensätzlichkeit zweier benachbarter Staaten gewonnener Begriff. Sie ist nichts

Go gle

Wesentliches, nichts Wesenhaftes, unmöglich von Menschenhand gezogen. Sie ist etwas Überirdisches, Heiliges. Der Hauch der Vergangenheit umfängt sie, die Geister der Besten und Edelsten der Nation halten an ihr Wacht, behüten die geweihte Schwelle. Ich weiß es ja nicht sicher, aber es wird so sein. Und wenn du noch tiefer siehst, mit seelischem Auge, dann siehst du eine wirkliche und wahrhaftige, ununterbrochene Grenzlinie auf der Erde eingezeichnet. Das ist aber, wenn du genau hinsiehst, keine Kette, ist überhaupt kein Eisen. Das ist Blut. Das weiß ich sicher.

Das ist die Grenze. Ein Problem für den Metaphysiker. Und das Überschreiten dieser Grenze ist ein Erlebnis, ein Problem für den Psychologen. Hier stehst du, im Lande, das du deine Heimat nennst, dem deine Vergangenheit gehört. Tausend Fäden verbinden dich mit ihm. Ein Schritt nur, du bist „Fremder" geworden, hast vielleicht tausend Fäden gelockert oder zerrissen und wirst von tausend unsichtbaren Armen umfangen, die dich zwingen, dich nach dem unsichtbaren Wesenspole des fremden Landes zu orientieren, dich seinen Gesetzen zu fügen, seine Einrichtungen und Lebensführung zu billigen, seine Kultur allmählich mitzuleben. Bist von der Peripherie einer sich um ihren Mittelpunkt drehenden Scheibe auf die Peripherie einer anderen rotierenden und sie berührenden übergegangen und hast fast keine Wahl, mehr die zentripetale oder die zentrifugale Kraft auf dich wirken zu lassen.

Die Dreikaiserreichsecke nun. Dort liegt nicht nur Wien und Warschau, und hier nicht nur Berlin. Das wäre zu körperlich gesehen und deswegen unhistorisch gedacht. Rom, Byzanz und Aachen reichen sich vielmehr im Schwerpunkte Europas die Hände. Hier begegnen sich Staaten und Völker, treffen sich Jahrhunderte und Jahrtausende, die man längst tot und vergessen geglaubt. Und wer da Wache steht an Deutschlands Grenze, das ist gar nicht der Bismarckturm; das ist Bismarck selber. Aber Geister sind nicht jedermann sichtbar. Darum der Turm.

Doch ich will wieder herabsteigen, zur Erde und zur Gegenwart, und begebe mich auf einer schönen Allee nach Hause, nach dem nahen Myslowitz, dem südlichsten Grenzorte der langen preußisch-russischen Grenze, der sich durch sein schmuckes Äußere von anderen, weit größeren Städten des oberschlesischen Industriebezirkes vorteilhaft abhebt. Drüben liegt der kleine polnische Grenzort Modrzeow. Dorthin führt über die Przemsa und die jenseitige Wiese hinweg eine sehr belebte Holzbrücke, die trotz ihrer ungewöhnlichen Länge mit Recht die kürzeste Brücke Preußens genannt wird. Sie ruht nämlich nur mit einem Pfeiler auf preußischem Boden, mit den andern Pfeilern im neutralen Flusse und auf russischem Gebiete.

Unten auf der Wiese steht er wirklich, der von mir als so überflüssig erkannte Grenzsoldat. Wenn er und seine Kameraden die einzigen Hüter der russischen Grenze sind, wenn Rußland sich nicht von anderen, höheren Gewalten verteidigen

Go gle

und ſtützen läßt, dann verſteht es die Geſchichte nicht. Auch es denkt zu materiell, zu unhiſtoriſch. Es denkt falſch. Nur der Geiſt bleibt; nur er iſt hiſtoriſch.

Noch etwas konnte man, erinnere ich mich heute, von der intereſſanten Grenzbrücke ab und zu bemerken. Man beobachtete da ruſſiſche Beamte bei geheimnisvollen Abmeſſungen und gewichtigen Aufſchreibungen. Es waren Mitglieder der preußiſch-ruſſiſchen Grenzregulierungskommiſſion. Ein alter Myslowitzer Bürger zeigte mir einmal ein wenigſtens zwanzig Jahre altes Bild, das die Mitglieder dieſer Kommiſſion zur Zeit ihrer Gründung darſtellt. Inzwiſchen ſind ſie, ſo meinte er, zu erblichen Grenzregulierungskommiſſionsmitgliedern ernannt worden. Denn auch ein ruſſiſcher Beamter lebt nicht ewig. Und jetzt hat, ohne auch nur gewöhnliches Mitglied der Grenzregulierungskommiſſion zu ſein, der alte Hindenburg unaufgefordert all ihre Arbeit übernommen. Ob er auch ſo lange braucht?

Prof. Dr. W. Hasboch:

Die franzöſiſchen Abgeordnetenwahlen von 1914 und der Krieg.

1.

Von den Forderungen, welche der Block vor den letzten Deputiertenwahlen ſtellte, waren die wichtigſten die Steuerreform und die Wiedereinführung der zweijährigen Dienſtzeit. Am meiſten wurde um die Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienſtzeit gekämpft.

Ein Teil der Verteidiger des Geſetzes vom Jahre 1913 kannte die Verpflichtungen Frankreichs gegen Rußland. Sie wußten, daß das galliſche Ränkeſpiel, welches Rußland zum Werkzeug Frankreichs hatte machen wollen, ſeinen Meiſter in ruſſiſcher Verſchlagenheit gefunden hatte und daß die keltiſierten Ligurer ihren Rachedurſt nur ſtillen konnten, wenn ſie dem ſlaviſch-mongoliſchen Miſchvolk zu Willen wären. Ein Teil glaubte, daß das Vaterland nur ſo vor Deutſchland errettet werden könnte. Sie nahmen die perſönlichen und wirtſchaftlichen Laſten ſo willig hin, daß man ſich des Gedankens ſchwer erwehrt, ſie ſeien überzeugt geweſen, die heroiſchen Anſtrengungen würden nur wenige Jahre dauern. Hatte der König von Spanien nicht während der Wahlen von einem bevorſtehenden

Google

großen Kriege gesprochen, den die Völker als eine heilsame Notwendigkeit betrachteten? Der Zeitung „La France de Bordeaux", welche diese Nachricht brachte, war auf der spanischen Botschaft gesagt worden, die dem Könige zugeschriebene Äußerung stimme mit seinen Überzeugungen überein. Ein Teil setzte sich aus Angehörigen der reichen Klassen zusammen, denen die Steuerreform größeres Unbehagen verursachte, die aber die Gründe ihrer Abneigung vor einringlicher Kritik zu schützen wünschten. Sie sahen sich nach einem Schilde um, hinter dem sich wirtschaftliche Beklemmungen verbergen könnten, und fanden ihn in der Erörterung der dreijährigen Dienstzeit mit ihren Anlässen zu patriotischen Aufwallungen und mit ihren technischen Dunkelheiten, welche die meisten Wähler nicht zu durchdringen vermochten. Unter diesen reichen Leuten fanden sich nun grade die wohlbekannten großen Geldgeber für Wahlzwecke. Aber sie vermochten den Lauf der Dinge nicht zu hemmen. Grade die Einkommensteuer, eines der beiden heiß ersehnten Ziele, hat der Block kurz vor der Abreise Poincarés nach Rußland unter Dach gebracht, nachdem das Ansehen Ribots und die Erkenntnis der trüben Finanzlage den Widerstand des Senates zwar gebrochen hatte, die Vorlage aber noch mehrere Male zwischen dem Palais Bourbon und dem Palais de Luxembourg gewandert war. Jedoch lag dem Senate 1914 ein anderer Gesetzentwurf vor, als im Jahre 1909. Der frühere sollte alle bestehenden direkten Steuern beseitigen, der diesjährige bezweckte nur die Einführung einer Ergänzungssteuer neben den älteren, auf denen die sich aufzubauen bestimmt war. Den Ertrag der Einkommensteuer schätzte man auf höchstens 70 Millionen Franken. Von den quatre contributions wurde nun die Grundsteuer von unbebautem Boden reformiert und derjenigen von bebautem ähnlicher, da sie in Zukunft nicht mehr nach dem veralteten Kataster, sondern nach den tatsächlichen Pachtpreisen angelegt werden sollte, die vor einigen Jahren in ganz Frankreich zu diesem Zwecke erhoben worden waren. Die Erträge aus nicht verpachteten Grundstücken wurden durch Vergleichung mit denen aus verpachteten gefunden und die Einkommen der Pächter als die Hälfte der gezahlten Pachtrente angenommen. Der Grundsteuer nahm man den Charakter der Ertragsteuer durch folgende Bestimmungen: das Einkommen des sein Land selbst bewirtschaftenden Bauers unter 625 Franken ist steuerfrei; der 4% betragende Steuerfuß nimmt zwischen 5000 und 1250 Franken Einkommen ab. Dieses Gesetz sollte der Landwirtschaft eine Erleichterung von 50 Millionen Franken bringen.

Das Objekt der Einkommensteuer ist das Gesamteinkommen aus allen Ertragquellen. Auf die Einkommensteuer sind die heute anerkannten Grundsätze gerechter Besteuerung angewandt worden. Alle Einkommen unter 5000 Franken sind frei; der höchste Satz beträgt 2% bei 25 000 Franken; besondere, die Steuerkraft schmälernde Umstände sind Familiengröße und Unterhaltungspflichten. Zur Veranschaulichung der Progression folgendes Beispiel: Jemand habe ein Einkommen von 40 000 Franken! Er zahlt

Go gle

Für die ersten 5000 Franken						0
„ 5001—10 000	2%	von	1000	Franken		20
„ 10 001—15 000	„	„	2000	„		40
„ 15 001—20 000	„	„	3000	„		60
„ 20 001—25 000	„	„	4000	„		80
„ 25 001—40 000	„	„	15 000	„		300
						500

Bis zuletzt suchte der Senat, die Vorlage zu verschlechtern. Erst den Bemühungen von Jaurès gelang es, nachdem die Senatvorlage zur Kammer zurückgelangt war, die Ertragquellen und die gestatteten Abzüge genau zu bezeichnen, aber in den wichtigsten Stellungen blieb der Senat Sieger. Die „Sabotage" der Einkommensteuer gelang ihm in folgenden Punkten.

Wer vor dem 1. März jedes Jahres sein Gesamteinkommen erklärt, braucht die Erträge der verschiedenen Einkommenquellen nicht anzugeben; wer gemahnt werden muß, aber seine Fassion vor dem Ende des Monates einreicht, m u ß dieses tun; wer sie ganz unterläßt, wird von der Steuerbehörde eingeschätzt. Der Senat verhinderte sie aber an zu kräftigem Zugreifen indem er Maxima festsetzte, über die sie nicht hinausgehen darf. Zweitens beseitigte er die Bestrafung betrügerischer Steuerhinterziehungen beim Tode des Steuersubjektes; die Steuerbehörde darf nur den einfachen hinterzogenen Betrag in ihre Kasse abführen. Drittens gab er ihr zur Nachprüfung der Deklarationen ungenügende Rechte; auf keinen Fall darf sie sich Bücher vorlegen lassen.

Die Blockfreunde gaben nach, weil sie es für das Wichtigste hielten, eine, wenn auch unvollkommene, Steuer endlich eingeführt zu haben. In der Zukunft würden sie es vermögen, wie sie hofften, sie nach ihren Wünschen auszugestalten. Die Kurzsichtigkeit des Senates war zu beklagen, denn die Finanzlage war schon vor dem Kriege unerfreulich. Der Jahresbedarf wurde auf rund 5400, das Defizit auf 800 Millionen und der Anleihebedarf bereits im November 1913 auf 1300 Millionen Franken geschätzt. Es ist denn auch noch eine Anleihe von 800 Millionen vor dem Kriege aufgenommen worden. Ja der frühere Finanzminister J. Roche rechnete einen Gesamtbedarf von sieben Milliarden heraus. Es ist bezeichnend, daß es sich immer nur um Schätzungen und Berechnungen handelte, die Finanzlage wurde systematisch verschleiert, was das Bestehen eines halben Dutzend Nebenetats neben dem Hauptetat erleichterte. Nach dem Zeugnisse berufener Männer kurz vor dem Krieg war sie seit 1870 nie so beunruhigend, ja sie behaupteten, daß sie an 1789 erinnere. Überlassen wir es den Parteien, sich die Verantwortung für diese Tatsachen zuzuschieben! Sie sei verschuldet worden, so hieß es: durch die Zunahme des Heeres- und Flottenbedarfes, die Ausgaben für die Eroberung und Behauptung Marokkos, den Ankauf der Westbahn, welcher 700 Millionen erfordert habe, während der Betrieb einen jährlichen Zuschuß von 84 Millionen nötig mache, durch den Bau von Volksschulen, deren einmalige Kosten ein bedeutender radikaler Politiker auf 170 Millionen berechnete und

Go gle

welche die ordentlichen Ausgaben für den Unterricht um 135 Millionen vermehrt hätten, weiter durch die sozialpolitischen Aufwendungen, endlich die mit der Herrschaft der Parteien über die Höhe des Budgets (außerhalb Englands*) unzertrennliche Steigerung der Ausgaben, die Verschwendung in allen Verwaltungszweigen und die den Bedarf weit übersteigende Zahl der Beamten. Dazu kamen die neuen, durch das Gesetz vom 8. August 1913 geforderten Militärlasten, welche zusammen mit den für Marokko erforderlichen auf 2 Milliarden geschätzt werden. Die Reform der Grundsteuer, welche 50 Millionen weniger einbringen sollte, würde den Bedarf noch erhöht haben.

2.

Bekanntlich nahm die französische Regierung die deutschen Rüstungen im Jahre 1913 zum Vorwande, um die lange geplante, von dem Verbündeten geforderte 3jährige Dienstzeit wieder einzuführen; schon im Oktober 1912 hatte der Temps einen die öffentliche Meinung hierauf vorbereitenden Artikel gebracht. Wahrscheinlich war der Stein durch die Bindung einer größeren Truppenzahl in Marokko ins Rollen gekommen. Die Gründe, welche im Jahre 1913 für und gegen die dreijährige Dienstzeit vorgebracht wurden, erlebten während der Wahlen ihre Wiederaufstehung. Nur auf die uns näher angehenden soll ein flüchtiger Blick geworfen werden.

Die Hauptfrage, ob Deutschland nach der Verstärkung seines Heeres Frankreich plötzlich überfallen könne, verneinten die Befürworter der zweijährigen Dienstzeit, da Belgien, selbst im Falle der Gegner durch dieses Land vordringe, und die französischen Festungen und Deckungstruppen, die nur um etwa 40 000 Mann verstärkt werden müßten, (was inzwischen geschehen sei), den Feind solange in Schach halten würden, bis hinter dieser Mauer das Heer auf Kriegsfuß stehe. Auch sei zu bedenken, daß der plötzliche deutsche Angriff dadurch erschwert werde, daß der Feind ihn in Elsaß-Lothringen vorbereiten müsse. Zudem sei der Franzose dem Deutschen an Temperament und Initiative, den für den Feldkrieg so wichtigen Eigenschaften, überlegen, und das Land verfüge über geeignetere Menschenkräfte, da es weniger Handels- und Industriestaat sei, und grade die aus den Gewerben hervorgegangenen Soldaten möchten, soweit sie Sozialdemokraten seien, deutsche Niederlagen zur Revolution benutzen.

Die Art, wie der Wahlkampf von den Troisannistes geführt wurde, überraschte durch die Naivität, mit der Revanchegedanken eingestanden und abgeleugnet wurden, immer aber zeichnete sie sich durch Gehässigkeit gegen Deutsch-

*) Im übrigen betont der neueste Darsteller der englischen Staatseinrichtungen, daß selbst in England „the House of Commons, at the present day, certainly stimulates extravagance, rather than economy." A. Lawrence Lowell, The Government of England, new ed. 1912, I. 283. Und auch hier werden die Bemerkungen des „Committee of Public Accounts" zu den Staatsrechnungen vom Parlamente wenig beachtet. a. a. O. 290.

Google

land aus. Ich überreiche dem Leser einen kleinen, aus beliebten Schlagwörtern der Reden und der Wahlliteratur gewundenen Strauß. Der Übergang zur dreijährigen Dienstzeit sei lediglich veranlaßt durch die „armements outranciers" Deutschlands; dieselben Stimmen sprachen aber auch verstohlen sowohl von der auf Rumänien und den Zusammenbruch der Türkei gesetzten Hoffnungen, wie von der Rußland vorwärts treibenden Hetzarbeit Delcassés und Poincarés. Dann die „menaces germaniques, die dem friedlichen Lande die schwere Last aufgebürdet hätten. Besonders aber die „gestes menaçants" von Tanger und Agadir! Die Rolle des Bedrohten gefiel dem Gallier so sehr, daß letzten Winter in Grenoble ein Buch mit dem Titel „Menaces Allemandes" erschien. Andererseits fehlte nicht das Verständnis dafür, daß das rücksichtslose Hinwegsetzen über alle Verpflichtungen und die größte Geringschätzung der von Deutschland drohenden Gefahren Marokko eingebracht habe. Trotzdem hieß es, daß in allen Lebensäußerungen Deutschlands, selbst den wirtschaftlichen, ein „appétit sans bornes", „violence", ja „brutalité" hervortrete, es strebe offensichtlich nach der „hégémonie mondiale". Und das Opfer der „outrecuidance germanique" sei das edle, friedliebende französische Volk, das stets selbstlos für ideale Menschheitszwecke gekämpft habe. Den Alltagsrahmen dieser verlogenen Agitation bildeten die äußeren und inneren Auslagen der Buchhändler: eine die Aufteilung Deutschlands darstellende Landkarte, die Schriften der Offiziere, welche vom Kriege gegen Deutschland handelten, patriotische Romane, Bücher über Elsaß-Lothringen, die Zeichnungen Hansis. Von den Theatervorstellungen erwähne ich nur eine Parodie Parsifals auf einer Variétébühne Lyons, als das Grand-Théâtre dieser Stadt diese Wagnersche Oper im März 1914 aufführte. In jenem Machwerke traten mehrmals französische Soldaten auf, welche die „Retraite", den Zapfenstreich, ausführten. Diese und ähnliche Hetzereien hätten, so versicherte mir ein in hervorragender Stellung seit Jahren in Frankreich lebender Deutscher, eine Stimmung geschaffen, deren Feindseligkeit die am Ende der 70 er Jahre herrschende bei weitem übersteige. Man spürte die Schwüle vor dem Gewitter. Wenn man den damaligen Ton der Presse kennt, wundert man sich, daß jetzt während der Kriegszeiten eine entsprechende Steigerung nicht stattgefunden hat. Wahrscheinlich war es psychologisch unmöglich.

Nicht zum ersten Mal ist die Welt erstaunt, wie hartnäckig sich die Franzosen in völlig unwahre Vorstellungen einzuspinnen vermögen, wenn sie ihren Vorurteilen entsprechen, ihren Gefühlen schmeicheln und ihr Begehren tugendhaft verschleiern. Um nicht weiter zurückzugreifen: vor noch nicht langer Zeit bewies es die Dreyfusaffäre, dann war es die sogenannte deutsche Gefahr. Es ist ein psychologisches Problem, das den Versuch einer Lösung verdient. Es scheint, daß die natürliche, aus ihrer leiblich-geistigen Anlage der Völker entstammende Sittlichkeit zwei selten verbunden auftretende Wurzeln hat: Wahrheitssinn und Sympathie. Aus dem Wahrheitssinn entspringen Wahrheitsliebe, Sinn für

Go gle

Gerechtigkeit und Billigkeit, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit; aus der Sympathie Mitleid, Höflichkeit, Takt, bei begabteren Individuen Ritterlichkeit und Großmut. Dem Deutschen gab die Natur vorzugsweise die rauheren Tugenden des Wahrheitssinnes, dem Franzosen hauptsächlich die liebenswürdigeren der Sympathie, die, verbunden mit kluger Lebensgestaltung, den gesellschaftlichen Verkehr in normalen Zeiten so angenehm machen, nämlich solange nicht die starken Leidenschaften der gallischen Seele (Eitelkeit, Rachsucht, Herrschsucht, Habsucht) die leichten Schranken durchbrechen. Es sind Vorzüge, die gehoben durch eine verfeinerte, allen verständliche sinnliche Kultur dem französischen Volke die Zuneigung und die Bewunderung der weniger gebildeten Schichten, insbesondere aber des weiblichen Teiles der Völker, erhalten haben, trotz aller ihnen von der französischen Politik geschlagenen Wunden. Auch wenn diese, wie gewöhnlich, durch Herrschsucht und Habsucht geleitete Politik ihre Ziele hart und rücksichtslos verfolgt, hüllt sie sich stets in den Schleier idealer, aus sympathischen Instinkten hervorgehender Beweggründe, was der geringer entwickelte Wahrheitssinn, die Eitelkeit und die Oberflächlichkeit des Volkes erleichtern. Vortrefflich verstanden diesen Kunstgriff schon die gegen Ludwig XI. verbündeten Fürsten, sie tauften ihren Bund „Ligue du Bien Public". Richelieu, bewußt die Grundsätze der Staatsraison anwendend, als er die unter Heinrich II. begonnene Zertrümmerung des deutschen Reiches fortsetzte, gab vor, die Völker vor spanischer Unterdrückung schützen und für die „libertés germaniques" eintreten zu wollen. Wie reine Bergluft mutet es an, wenn das Prinzip dieser machiavellistischen Politik sein ränkevoller, kluger Zeitgenosse, der Kardinal von Retz, mit den Worten enthüllt: „n'y ayant rien de si grande conséquence dans les peuples que de leur faire parâitre même quand on attaque que l'on ne songe qu' à les défendre.' (Mémoires unter 1648.) Selbst der große Landräuber Ludwig XIV. verschmäht es nicht, den Krieg gegen Spanien und die Tätigkeit der Reunions-Kammern mit Rechtsgründen zu beschönigen. Sollte man von den Staatsmännern der großen Revolution, welche das Ancien-Régime stürzen und mit dessen auswärtiger Politik brechen, nicht eine gerechtere, idealere Politik gegen andere Völker erwarten? Tatsächlich verkündet Danton die „natürlichen Grenzen" Frankreichs, und der Nationalkonvent verspricht hochherzig allen Völkern, die ihre Freiheit erringen wollen, brüderliche Hilfe, wenn Frankreich dafür bezahlt werde.*) Diese häß-

*) „Les limites de la France sont marquées par la nature. Nous les atteindrons dans leurs quatre points; à l'océan, aux bords du Rhin, aux Alpes, aux Pyrénées" (Danton). Lasource sprach: „Il ne faut pas que la France conquière à ses dépens la liberté des autres nations . . . Je demande que, lorsque les généraux français entreront en pays étranger, ils soient autorisés et, en même temps, tenus de mettre sous la main de la nation française tout ce qui appartient aux princes, seigneurs et nobles. Et aux prêtres, ajoute Cambon." A. Sorel, L'Europe et la Révolution, III. 146 f. 170 f.

Go gle

lichen Züge, die an das Goethesche Wort von der Spottgeburt aus Dreck und Feuer erinnern, treten nirgends so brutal hervor, wie in dem Verhältnis der Schweiz zu Frankreich von 1798—1813. Sie war durch eine mehrhundertjährige Freundschaft mit dem Nachbarlande verbunden, sie hatte noch im Jahre 1777 ein Bündnis mit ihm geschlossen und die französischen Truppen waren unter dem Vorgeben eingerückt, die Untertanen von ihren Bedrückern zu befreien*). Tatsächlich folgte Unterjochung und Ausplünderung. Napoleon III. erweist sich als echter Franzose sowohl durch die Phrase „L'Empire c'est la Paix!" wie durch die Annexion von Nizza und Savoyen als Bezahlung für die Italien gewährte Unterstützung. Die Beteuerungen der dritten Republik von ihrer Begeisterung für den Frieden und das Gleichgewicht Europas sind Wiederholungen alter Vorbilder, die der „rerum novarum cupidus" dennoch erträgt. Am 18. Juni 1914, wenige Wochen vor der Abreise Poincarés nach Rußland, um das Intrigennetz noch fester um Deutschland zu schnüren, beteuert Viviani im Senate, die französischen Rüstungen bezweckten nur „à accroître la puissance défensive d'une nation qui, respectueuse du droit universel, n'a jamais songé, ne songe qu' à préserver ses foyers, ses libertés, sa dignité".

Ränkevoll ist diese Politik stets darauf bedacht, dem Feinde auch durch Lüge und Verleumdung Gegner zu schaffen. Welche Rolle spielen da geheime Berichte und andere Dokumente, die das Licht der Öffentlichkeit nicht vertragen können! Man vergegenwärtige sich nur den Dreyfusprozeß, das „grüne" Dokument im Caillaurprozeß, den Geheimbericht an die französische Regierung über deutsche Angriffspläne vom Jahre 1913, die eben erschienenen Untersuchungen über deutsche Grausamkeiten! Meisterhaft versteht sie es, vorhandene Zwistigkeiten zu verbittern und durch Bestechung ihre Ziele zu erreichen. Die Leser von Comines errinnern sich, daß Ludwig XI., der sie in großartiger Weise anwandte, den englischen Gewissenstarif genau studiert hatte, als Maria von Burgund vergebens Hilfe von England erwartete. Nirgendwo hat die französische Bestechungspolitik solche Orgien gefeiert, wie in der Schweiz vor 1798. Einem französischen Gesandten wurden einmal drei Richtungen seiner Tätigkeit vorgezeichnet: insinuations, remontrances, gratifications! Andererseits weiß diese Politik, wenn sie gründlich gezüchtigt worden ist, das an Frankreich begangene Unrecht mit beweglichen Worten an den Pranger zu stellen. Man sehe, wie schon Froissart Eduard des Dritten Verhältnis zu Philipp VI. darstellte.

*) Hiltys „Öffentliche Vorlesungen über die Helvetik" (1878) verdienen die etwas schwere Lektüre, weil der Verfasser ein politischer Kopf und ein Psycholog ist. Er durchschaut die französische, zwei Seelen enthaltende Psyche, ihren „Scheinidealismus", ihren Trieb nach öffentlicher Schaustellung und Anerkennung, die Härte, Habsucht und vor keinem Mittel zurückschreckende Grundsatzlosigkeit der französischen Politik, wenn sie keine Rücksichten zu nehmen braucht, ihre Unwahrhaftigkeit und Doppelzüngigkeit und ihren unheilbaren Irrtum „durch Formen staatlichen Lebens und mittelst plötzlicher Emotionen des Gefühls" politische Fortschritte erzeugen zu können.

Google

Doch genug, wenn wir bedenken, daß die Chauvinisten mit der Stillung des Revanchedurstes auch die finanziellen Schwierigkeiten lösen würden. Wie oft ist in finanziellen Notlagen, deren die französische Finanzgeschichte nicht wenige kennt, der Knoten durchhauen worden! Soll an die Tempelherren erinnert werden, an die betrügerischen Finanzbeamten und Lieferanten, die man wie Blutigel behandelte, an die Herabsetzung der Forderungen, den Staatsbankerott, die Brandschatzung fremder Länder?

3.

Es muß noch von Bestrebungen, die Verfassung zu ändern, die während des Wahlkampfes auftraten, gesprochen werden. Die Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Regierung hatte immer weitere Kreise ergriffen. Die rechtsstehenden Gruppen haben schon seit Jahren eine Revision der Verfassung gefordert, die sie der amerikanischen nähern würde. Jetzt mehrten sich auch im Zentrum und auf der Linken die Kritiker der parlamentarischen Regierung, sie wollten sie nicht beseitigen, aber so einschränken, daß sie tatsächlich nur noch eine Scheinexistenz führen würde. Jules Thierry, ein früherer Minister, schlug am 24. März 1914 im „Petit Marseillais" vor, diejenigen Ministerien, die nichts mit der inneren Politik zu tun hätten, den parlamentarischen Strömungen völlig zu entziehen. „Die Landesverteidigung, die auswärtigen Angelegenheiten, die technischen Ministerien, wie Handel und Gewerbe, öffentliche Arbeiten, Sozialpolitik, Kolonien sollten nicht mit dem Ministerium des Innern fallen . . . . . und ihre Inhaber außerhalb des Parlaments gewählt werden." Also ein Beamtenministerium mit einigen parlamentarischen Ministern. Zu Thierry gesellte sich Marcel Sembat, einer der am meisten genannten Führer der sozialistischen Partei, welcher die Incohérence und Incompétence der parlamentarischen Regierung geißelnd, verlangte, daß nur der Ministerpräsident durch die Kammer gestürzt werden könnte, die übrigen Minister aus nicht dem Parlamente angehörenden Männern auf Grund ihrer Befähigung zu ernennen wären und die Stellung von Beamten erhalten sollten. Noch mehr erstaunte man, als einige Wochen später die Zeitungen einen offenen Brief von Bourgeois, einem der am meisten geschätzten Führer der Radikalen, an seine Freunde in Châlons veröffentlichten, in dem es heißt: „Die Politik muß von der Finanz getrennt, die Stellung der Beamten gesichert, ... die Gerichtsorganisation reformiert, . . . den Richtern die hohe Stellung angewiesen werden, welche das Zeichen und die Bürgschaft ihrer Unabhängigkeit ist." Ja, er empfahl, die Errichtung eines Reichsgerichtshofes, wie ihn die Vereinigten Staaten besitzen, der, wie er glaubte, die Gewaltenteilung verbürge und die Grundlagen der Verfassung gegen alle Angriffe der gesetzgebenden Gewalt sichere. Schließlich schlug er vor, daß dem nach einer allgemeinen Wahl gebildeten Ministerium ein Mißtrauensvotum nur

Go gle

nach einer feierlichen Beratung erteilt werden dürfe. Sei dies geschehen, dann müßten Neuwahlen folgen. Sein Ziel: Sicherung einer vierjährigen Dauer für das Ministerium, wie in den Vereinigten Staaten! Daß diese Bewunderer der Verfassung des amerikanischen Bundesstaates die seit Tocqueville und Laboulaye gemachten Erfahrungen nicht kennen, ist nicht verwunderlich, bedenklich aber, daß politische Führer zur Nachahmung fremde Einrichtungen empfehlen, mit denen sie nicht genügend vertraut sind.

4.

Wenn die Kammer im Herbste 1914 zu regelmäßiger Tätigkeit hätte zusammentreten können, würde sie eine Fülle von Aufgaben vorgefunden haben: den Staatshaushalt von 1915, die Bewilligung einer neuen Anleihe (über ihre Höhe schwankten die Meinungen zwischen 500 und 1000 Millionen), den Gesetzentwurf über eine Besitzsteuer, die der Kongreß zu Pau zur Bestreitung der außerordentlichen militärischen Ausgaben beschlossen hatte; vom Finanzministerium war erklärt worden, daß das Alkoholmonopol studiert würde, und man wollte wissen, daß es sich mit dem Petroleum- und Versicherungsmonopol ebenso verhielte. Wahrscheinlich würde sie sich dem Versuche, die noch bestehenden Ertragsteuern zu reformieren, nicht haben entziehen können. Fast noch mehr Beachtung hätte die Organisation der Reserven und die militärische Jugenderziehung finden müssen. Das grundsätzliche Bekenntnis zur Wahlreform, das die neue Kammer wenige Wochen nach ihrem Zusammentritt abzulegen für gut fand, konnte nicht ohne Folgen bleiben.

Welcher fruchtbaren und so notwendigen Tätigkeit ist das französische Parlament durch einen Krieg entzogen worden, der den weiten Blick Bismarcks beweist! Er lehnte das Bündnis mit Rußland ab, weil ihm die russische Politik zu abenteuerlich schien; nicht so klar blickten die französischen Staatsmänner in die Zukunft, sie haben die Zukunft Frankreichs aufs Spiel gesetzt. Schon vor dem Kriege war der französische Staatshaushalt in großer Unordnung, der Krieg hat sie gewaltig gesteigert. Seine Wirkungen zeigen sich darin, daß die Einzahlungen auf die kurz vor dem Kriege aufgelegte Militäranleihe nur langsam erfolgen, daß es Frankreich nicht gelungen ist, sich wie Deutschland, Österreich-Ungarn, England die zur Kriegführung erforderlichen Summen durch eine große Anleihe zu sichern, ja daß es gezwungen ist, für eine Viertelmilliarde Schatzscheine in England unterzubringen. Neben ungünstigen Kritiken der Finanzpolitik Ribots vernehmen wir aber auch lebhafte Klagen, daß die ungenügende Steuerreform den Staat daran verhindert, den reichen Klassen nach ihrer Tragfähigkeit die schwere Bürde aufzuladen. Wie schwer sie empfunden wird, erkennt man daraus, daß in einer französischen Zeitung der Vorschlag gemacht wurde, Deutschland nicht nur politisch zu zerstückeln, sondern auch wirtschaftlich durch die Eintreibung einer ungeheuren Kriegsschuld wirtschaftlich zu vernichten und zu diesem

Google

Zwecke die großen deutschen Städte zwanzig Jahre lang zu besetzen. Daß Deutschland nach einer endgültigen Niederlage von Frankreich, England und Rußland finanziell zugrunde gerichtet werden würde, wird niemand bezweifeln, aber man darf, auch ohne Prophet zu sein, behaupten, daß in Frankreich der Staatsbankerott im Falle eines unglücklichen Ausgangs des Krieges schwer zu vermeiden sein wird, selbst wenn die Ansprüche Deutschlands mäßig sein sollten. Wahrscheinlich würden die fremden Schuldtitel nicht so leicht wie in den siebenziger Jahren zu verkaufen sein, ein Teil seiner Schuldner möchte die Zinsen nicht zahlen können. Schließlich überschätzt man den französischen Reichtum, weil man seine Natur mißkennt. Die vielgerühmte französische Sparsamkeit hat zur Folge, daß die Nachfrage nach Waren zurückgeht, verminderte Nachfrage bedeutet verminderte Erzeugung, verkümmerte Entwicklung der Produktivkräfte (mit andern Worten höhere Produktionskosten), verminderte Erzeugung und verkümmerte Entwicklung der Produktivkräfte geringere Nachfrage nach den in Frankreich ersparten Kapitalien, welche die Banken im Auslande unterbringen müssen und hierdurch wirtschaftlich fördern. Daß viele Franzosen diese Zusammenhänge nicht verstehen, den Banken die Schuld für die Auswanderung der Kapitalien beimessen und das Heil in immer höheren Schutzzöllen suchen, ist ja verständlich. Ist die Sparsamkeit nicht immer als die Grundlage des französischen Reichtums gerühmt worden? Andere Mißstände sind der mangelnde Unternehmungsgeist vieler Franzosen. Wenn man durch Frankreich wandert, erstaunt man über den bedeutenden Anteil fremder Völker an den französischen Unternehmungen und über die Winzigkeit der Betriebe, welche die französische Genügsamkeit und Sparsamkeit am Leben erhalten. Kurz vor dem Kriege behauptete Compère-Morel in der Humanité, daß selbst die französischen wohlhabenden Bauern der Scholle den Rücken kehrten, um in der Stadt als Rentner ein genußreicheres Leben zu führen.

Nichts mit Eitelkeit gemein hat die Freude des Deutschen, daß die auf seine angebliche Inferiorität und Schwächung durch den Industriestaat gesetzten Hoffnungen ebensowenig in Erfüllung gegangen sind, wie diejenigen, welche an erwartete deutsche Zwietracht und elsässische Untreue geknüpft wurden. Aber die Überzeugung von der persönlichen Überlegenheit des Franzosen über die Angehörigen anderer Völker gehört zu den gesuchtesten Artikeln des französischen Eitelkeitsmarktes, aber auch des englischen. Ob das langjährige Bestehen der Arbeiterversicherung die Widerstandskraft des deutschen Volkes erhöht habe, wird gewiß nach dem Kriege noch gründlich erörtert werden.

Wenn der Krieg den Faden der Entwicklung nicht zerrissen hätte, dann würde zweifellos die Revision der Verfassung eine brennende Frage geworden sein, da die Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Demokratie immer mehr gewachsen war. Wahrscheinlich wäre sie nicht in einer Legislaturperiode gelungen, denn es ist anzunehmen, daß auch die Wahlreform, die Zusammenlegung

Go gle

der Departemente zu Provinzen, die Ausbildung der Selbstverwaltung nach der Seite des Selbsttuens anstatt des Wählens, endlich die Beamtenfrage aufgerollt worden wären. Jedenfalls hätte man sagen dürfen: die Aussichten der repräsentativen Demokratie erscheinen besser, als die der Monarchie, denn zwei Prätendenten bewerben sich um den Thron, die Führer der monarchischen und monarchiefreundlichen Gruppen befehden sich, und unter den mittleren und unteren Klassen hat sie nur schwache Wurzeln; für die Möglichkeit ihrer Restauratur spricht nur die Stärke der monarchischen Bewegung in Paris, die von den Monarchisten gedrillten Umsturzkorps, der tiefe Haß der katholischen Kirche und der ihr nahestehenden Schichten gegen die Republik. Aber der Krieg hat, worin die Beobachter verschiedener Länder übereinstimmen, die katholischen und konservativen Interessen erheblich gestärkt, und es erscheint nicht unmöglich, daß die Monarchie auf klerikaler Grundlage auf Umwegen wieder hergestellt wird. Man betrachte diese Erscheinung nicht als eine plötzliche Sinnesänderung, schon seit mehreren Jahren vor dem Krieg nahm die katholisch-klerikale-monarchische Strömung zu. Der mit meisterhafter Strategie und Taktik erfochtene Sieg des Blocks ist kein Gegenbeweis. Diese Überzeugung zu begründen, ist an diesem Orte nicht möglich.

Sind die hier niedergelegten Beobachtungen über die französische Hetze gegen Deutschland während des Wahlkampfes richtig, dann muß es in Erstaunen setzen, daß man den Franzosen eine bevorzugte Stellung unter unseren Feinden gewähren möchte. Man hasse die Engländer, hieß es neulich in einer Zeitung der französischen Schweiz, aber man habe Mitleid mit den Franzosen. Weshalb verdienen sie Mitleid vor anderen Feinden? Hat nicht das offizielle Frankreich seit 1870 den Rachekrieg, unterstützt von einem wüsten Schwarm von Revanchards, unverwandt im Auge behalten; haben die aufeinander folgenden Regierungen ihn nicht sorgsam vorbereitet und Milliarden geopfert, um ihn selbst zum glücklichen Ende zu führen, und andere Milliarden, freilich gegen das Versprechen eines anständigen Zinses, um Rußland auszurüsten? Sind die Franzosen unseren Ansprüchen in Marokko nicht hartnäckig entgegengetreten, haben sie nicht unaufhörlich in Elsaß-Lothringen gehetzt, um deren Wunden nicht verharschen zu lassen, ohne Rücksicht auf die Leiden der Bevölkerung, die man befreien wollte? Haben sie jemals das geringste Verständnis für die Ansprüche der Vlämen gehabt? Hatten sie nicht vor einigen Jahren die Unverfrorenheit, eine Zeitschrift mit dem Titel „Die französischen Marken" (die deutschen Grenzländer Frankreichs) herauszugeben? Bezweckte die sogenannte französische Renaissance nicht auch die systematische Bekämpfung des deutschen kulturellen Einflusses selbst im Schul- und Universitätswesen? Überzogen sie die Welt nicht mit immer neuen Vereinen zur Ausbreitung der französischen und Zurückdrängung unserer Kultur?*)

*) Der Vorsitzende der „Féderation Internationale pour la culture française" war übrigens ein Belgier, der Professor Wilmotte in Lüttich.

Go gle

Haben nicht Angehörige des ritterlichen Volkes deutsche Reisende in Nancy auf das feigste mißhandelt? Haben während des Krieges Franzosen nicht auf Sanitätskolonnen geschossen, Verwundete verstümmelt und ermordet, Gefangene in unwürdigster Weise drangsaliert, das ganze deutsche Volk aber mit Beschimpfungen und Verleumdungen überschüttet? Hätte ohne die Revanche die Entente entstehen können?

Spiegelt sich in diesem Mitleid die einst von E. M. Arndt gerügte deutsche Lauheit? — Eine strenge Beurteilung und Behandlung Frankreichs wird stets mit großen Schwierigkeiten kämpfen müssen. Gesellschaftliche, feminine, ästhetische, politische Einflüsse verhindern sie. Und ein Zweites! Noch immer hat Machiavelli nicht Unrecht mit der Behauptung, die Franzosen verständen nichts von Politik. Der französischen Politik fehlt zu oft Größe der Pläne, Kühle des Urteils, Erkenntnis der ferneren Wirkungen ihrer Maßnahmen; sie ist häufig kleinlich, sieht nur das Nächste, läßt sich von Gefühlen und Vorurteilen bestimmen, stürzt sich leichtfertig in die verwegensten Unternehmungen, was schon Caesar ausgesprochen hat.*) Aber sie verfügt über ausgezeichnete Werkzeuge. Man übertreibt nicht zu sehr, wenn man behauptet: jeder Franzose ist ein Agitator für sein Vaterland, versteht alle Künste der Intrige, spürt immer neue Wege zum Ziele auf. Wie viel mehr gilt dies von der Französin!

F. L. Graf von Voltolini:
Die Garibaldiner von Einst und Jetzt.

Die gewaltigen Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Ost und West, zu Lande wie auf dem Meer, lassen uns leicht über andere Erscheinungen zweiten oder gar über solche dritten Ranges hinweg sehen, trotzdem es sich bei ihnen oft um kulturell-interessante Dinge handelt. Zu diesen ist auch das Neu-Garibaldinertum zu rechnen. Fast täglich lesen wir, daß die Garibaldiner da und dort auf Frankreichs Kriegsgefilden angegriffen und dann dementsprechend geschlagen heimgeschickt wurden, dann wieder, daß die Garibaldiner diesen oder jenen Bluff in Szene gesetzt haben, und doch ist es in Deutschland nur Wenigen bekannt, wie es sich eigentlich um das Garibaldinertum von heute verhält. Zumeist hält man die Garibaldiner für italienische Idealisten, die nach Art der Scharen, die Joseph Garibaldi zur Schaffung der italienischen Einheit zusammenrief, nunmehr für Frankreich sich zu opfern bereit sind. Allein das ist gerade der Haupt-

*) Diese Stelle erschien dem französischen Rechtshistoriker Glasson so wichtig, daß er sie auf einem der ersten Blätter seines Grundrisses zum Abdruck brachte.

Go gle

fehler in der Beurteilung des heutigen Garibaldinertums, daß man diese durchaus auf dem Prinzip des materiellen Gewinnes beruhende Institution mit dem alten Garibaldinertum, dem ein gewisser Idealismus nicht abzusprechen ist, schlechtweg identifiziert.

Die Garibaldiner, die dem alten Giuseppe Garibaldi, dem sog. Herrn beider Welten, auf seinem Kriegszug zum Sturz des bourbonischen Königtums in Neapel und Sizilien folgten, waren Leute, die keineswegs materieller Vorteil lockte, die der Führer auch gar nicht hätte versprechen können, sondern sie eilten aus freudiger Begeisterung zu seiner Fahne, um ein erträumtes und erhofftes Novum an Stelle der alten überlebten Institutionen in Italien zu sehen. Die alten Monarchien sollten der Volksrepublik weichen, die theokratische Regierung Roms sollte aufhören und an ihre Stelle ein römischer Freiheitsstaat treten. Diesem Ideal jagte Garibaldi nach und für dieses schlugen sich seine Gefolgsleute.

Einen etwas weniger idealen Charakter hatte bereits die Expedition des Korps, das Joseph Garibaldi im Herbst 1870 nach Frankreich führte. Hier kämpften Garibaldi und die Seinen bereits für eine fremde Sache, aber die ideale Seite dabei stellte der Umstand dar, daß man für eine Republik gegen das im Deutschtum verkörperte monarchische Prinzip stritt. Hatte doch die Einheitsbewegung Italiens, wie sie sich mit monarchischer Spitze unter Führung des Hauses Savoyen entwickelt hatte, für die Anhänger Garibaldi's eine Enttäuschung bedeutet, und konnten sie nicht ihr republikanisches Ideal in der Heimat durchsetzen, so wollten sie wenigstens für dieses in Frankreich fechten. Jedoch bezog Garibaldi für sich und seine Truppen von der Republik eine materielle Entschädigung.

Seitdem der alte Freibeuter von diesem letzten Kriegspfad heimgekehrt war, legte er das Schwert endgültig nieder.

Joseph Garibaldi hinterließ aus seiner wilden Ehe mit der Brasilianerin Anita zwei Söhne, Menotti, der Landwirt wurde, und Ricciotti, der sich für den Erben des väterlichen Heroentums hielt und daher seit dem Tod des Vaters sich den Titel „General" beilegte. Ricciotti Garibaldi aber ist insofern von seinem Vater grundverschieden, als er vor Allem eine kaufmännische Ader besitzt, was ihm auch den Gedanken eingab, seinen Namen und dessen Tradition geschäftlich zu verwerten. Durch diese Tendenz wurde das Neu-Garibaldinertum ein eigenartiges Geschäftsunternehmen, das im Grunde genommen mit Menschenware handelte, indem es Jedermann, wer auch immer solche benötigte, Söldner gegen Bezahlung lieferte.

General Ricciotti Garibaldi hatte aber nicht immer den erhofften geschäftlichen Erfolg mit dieser Unternehmung. Zwar bot er seine Dienste bei jeder Gelegenheit an, so den Buren gegen die Engländer, den Spaniern gegen die Vereinigten Staaten, den Japanern gegen die Russen, aber von allen erfolgte ein

Go gle

ablehnender Bescheid nach Riofreddo, dem kleinen Gebirgsdorf an der Grenze der Provinzen Rom und Aquila, wo Ricciotti Garibaldi mit seiner zahlreichen Familie den größten Teil des Jahres lebt. Dagegen benutzte man in Venezuela gerne seine Dienste. In diesem, von häufigen Revolutionen heimgesuchten Lande konnte bald die eine, bald die andere Partei die Hilfe der Söldner des „Generals" brauchen.

Es ist vielleicht überraschend, daß dieser in einer Zeit, wie die unsrige, in welcher einerseits die Nationalheere auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht eine fast allgemeine Einrichtung sind, anderseits Jedermann von dem Streben nach einem regelmäßigen Lebensberuf erfüllt ist, doch noch Leute fand, die bereit waren, für Geld ihre Haut in fremdem Dienst zu Markte zu tragen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der starken Bevölkerungszunahme Italiens, die bei dem Mangel an Industrie des Landes die starke, teils temporäre, teils definitive Auswanderung nach allen Staaten Europas, wie auch nach allen überseeischen Gebieten zur Folge hat. Kein Wunder, daß neben den Agenten, welche die Dörfer Italiens durchziehen und bald für Amerika, bald für Tunis und Algier, bald für die Staaten Europas Erd- und Mauerarbeiter werben, auch die Agenten des „Generals" Garibaldi in ihrem Werben um Söldner, das nicht nur eine verhältnismäßig lukrative Basis den bescheidenen Ansprüchen der italienischen Bevölkerung bietet, sondern auch außerdem den romantischen Zug der Garibaldinischen Tradition trägt, Leute finden, die auf das Angebot eingehen. Das Geschäft für den „General" besteht nun darin, daß er mit den Auftraggebern bestimmte Löhnungssätze vereinbart und zwar für jeden „Offizier", „Sergeant" und einfachen „Garibaldiner", während er den Angeworbenen wiederum einen geringeren Sold bezahlt. Es ist dasselbe System, im Großen angewandt, wie es der sog. Caporale im Kleinen in den Dörfchen des römischen Appennins in den Wintertagen treibt, um landwirtschaftliche Arbeiter für die malariaverseuchten, daher unbevölkerten Gegenden der römischen Campagna zu wahren Hungerlöhnen anzuwerben, selbst aber von seinem Auftraggeber sich das Doppelte für jeden Arbeiter zahlen läßt. Schon aus diesem Einblick in die Organisation des Unternehmens sieht man, daß das Neu-Garibaldinertum von dem alten sehr verschieden und daß der romantische Idealismus völlig in den Hintergrund getreten ist. Natürlich wird er von Ricciotti Garibaldi rhetorisch immer noch, nach wie vor, den Söldnern gegenüber angewandt, um diesen die in ihrem Kern bittere Pille zu versüßen, für Geld Blut und Leben zu verkaufen.

Nächst Venezuela war Griechenland ein Klient des „Generals". Schon im Jahre 1897 stellte derselbe im Auftrag der Athener Regierung ein Söldnerkorps auf, das auch ins Gefecht kam, die Erwartungen der Griechen aber nicht befriedigte. Aber auch Garibaldi war mit der finanziellen Ausbeute dieser griechischen Unternehmung nicht zufrieden, sodaß er gelegentlich des Balkankrieges in Athen bedeutend höhere Lohnansprüche für seine Garibaldiner forderte. Diese

Go gle

Verhandlungen zogen sich so sehr in die Länge, daß die bereits von Garibaldi mitgebrachten Söldner enttäuscht den Heimweg antraten, auf dem ihnen der „General" noch vor dem Friedensschluß folgte, verärgert durch den Mißerfolg und den finanziellen Verlust bei dieser Sache. Weit günstiger stellte sich die Lage für das Unternehmen hinsichtlich der den merikanischen Revolutionären gelieferten Hilfstruppen, mit deren Kommando der inzwischen zum Greis gewordene Ricciotti Garibaldi seinen ältesten Sohn Joseph, zum Unterschied von dem Großvater „Peppino" genannt, betraute, der sich daher auch den Generalstitel beilegte. Peppino war mit ein paar Hundert Garibaldinern noch in Meriko tätig, als ihn und seine Söldner ein Telegramm des Vaters nach Europa zurückrief. Der Völkerkrieg war ausgebrochen und dieser bot Garibaldi's Unternehmen ganz andere geschäftliche Aussichten, als die merikanische Revolution. Vor allem hoffte Garibaldi auf Frankreich, wo das Speditionskorps seines Vaters noch in einem guten, von romantischem Schimmer verklärten Andenken stand. Und er hatte sich nicht getäuscht. Noch im August konnte Peppino Garibaldi als Prokurist seines Vaters mit der Republik einen Vertrag auf Lieferung von fünftausend Söldnern zu guten Bedingungen abschließen. Frankreich zahlte für jeden Garibaldiner an den „General" pro Tag fünf Franken und außerdem den Mitgliedern der Familie Garibaldi einen Sold von fünfzig Franken täglich. Letzteren wurde auch der Rang von Oberstleutnants in der französischen Armee garantiert.

Unterdessen errichtete man in Italien zwei geheime Werbebureaus, in Rom und Genua, da die italienische Regierung die Werbungen verbot. Zwei andere Werbebureaus wurden in Paris und London für „Angehörige aller Nationen" errichtet. Rasch füllten sich die Listen; Abenteurer aus aller Herren Länder eilten zu Garibaldi's Fahne. Die in Italien angeworbenen Söldner wurden teils auf dem Weg über die Schweiz, teils auf dem Seeweg über Barcelona nach Frankreich geschafft, da die italienischen Behörden an den französischen Grenzstationen Ventimiglia und Modane einen strengen Überwachungsdienst eingerichtet hatten. Die Werbetätigkeit in Italien wandte sich nicht nur an solche, die durch die Aussicht auf materiellen Gewinn angelockt wurden, sondern auch an alle politischen Gesinnungsgenossen Ricciotti Garibaldi's, die Republikaner. Aber auch Angehörige der radikalen, sozialistischen und reformistischen Partei, sowie nicht wenige Mitglieder der Anarchistenklubs traten unter Führung der Agenten des „Generals" den Weg nach Frankreich an. Stand doch allen diesen Parteien vom Beginn des Krieges an fest, daß die Sympathien jedes Italieners in diesem Völkerkampf nur der französischen Schwesternation gehören dürften. Um aber auch solche, denen ein Kämpfen gegen Deutschland und für Frankreich nicht anziehend schien, zum Eintritt zu verlocken, wurde das Gerücht ausgesprengt, der „General" habe mit Poincaré und Joffre vereinbart, die Garibaldiner nach vollendeter Ausbildung zu Schiff nach Antivari zu schaffen, von wo sie einen Zug nach Dalmatien mit dem Objektiv Fiume und Triest antreten würden. Damit war das Projekt eines

Go gle

Kampfes der Garibaldiner gegen Österreich-Ungarn inszeniert, dem beim niedern Volke in Italien keine Sympathien fehlen. Mit diesen Ideen reisten viele Angeworbene zu den Konzentrationspunkten der Garibaldiner in Frankreich, Montélimar, Avignon und Nizza ab. Allein hier angekommen, wurde mancher durch die sie erwartende Lage bitter enttäuscht. Nach den getroffenen Vereinbarungen sollten die Garibaldiner diesmal nicht, wie im Jahre 1870, ein Freikorps unter eigenen Führern mit eigener Uniform, dem bekannten roten Garibaldinerhemd, bilden, sondern als „freiwilliges Fremden-Regiment" in die Armee eingereiht werden, sowie die französische Infanterieuniform mit dem Abzeichen einer blauen Schärpe tragen. Diese Bestimmungen bot dem in Nizza gesammelten, völlig aus Italienern bestehenden Korps eine solche Enttäuschung, (oder wenigstens gaben sie dies vor), daß sie den Heimweg nach Italien antraten. Doch blieben Garibaldi's Unternehmen in Avignon und Montélimar immerhin noch viertausend Mann, darunter neben den Italienern auch Serben, Rumänen, viele Merikaner und Südamerikaner, endlich einige Griechen und Monegasken.

Die Ausbildung durch die französischen Offiziere, sowie die improvisierten garibaldinischen „Lieutenants" geschah in höchst summarischer Weise, da den Garibaldinern bei ihrem Eintritt trotz des Soldatenverhältnisses stets eine gewisse persönliche Freiheit, die nach unseren Begriffen einer völligen Disziplinlosigkeit entspricht, garantiert wird. So duzen sie ihre Offiziere, verschwinden gelegentlich ohne Urlaub auf ein paar Tage, treiben sich in Paris herum und kehren dann zur Front zurück, als ob dies alles ganz natürlich wäre. Die französischen Militärbehörden aber schweigen dazu, weil es sich eben um fremde Freiwillige handelt, die jede Rücksicht verdienen. Auch als die Garibaldiner Anfang Januar zur Front abgingen, blieb dieses militärische Sonderverhältnis das gleiche. Indessen zeigte bereits beim ersten Gefecht der Mangel an Disziplin des Korps seine höchst nachteiligen Folgen. Es handelte sich um den Sturm auf deutsche Schützengräben in dem Argonnenwalde. Kaum aus der Deckung hervorgebrochen, begann jeder Garibaldiner nach seiner Façon zu kämpfen, blind vorwärts zu stürmen, voll Verachtung gegen die methodische, moderne Kampfesweise, die sie „alla tedesca" nennen. Die Folgen davon blieben nicht aus. Tausend Garibaldiner, darunter zwei Söhne des „Generals", lagen hingemäht von den deutschen Geschossen, ein paar hundert Leichtverwundete flohen zurück, die eifrigsten Stürmer aber wurden rasch in den deutschen Linien dingfest gemacht und mußten, in der Zahl von achthundert, die unfreiwillige Reise in die deutschen Gefangenenlager antreten.

Die ganze Episode ist charakteristisch für die Kampfesart und den militärischen Wert dieser Söldner.

Trotzdem daß dieser Wert auch von den französischen ernsten Militärkritikern als absolut gering veranschlagt wird, ist die Republik in ihrer jetzigen Lage, in der nach den ungeheuren Verlusten eines halben Kriegsjahres jeder Mann, der

Go gle

eine Flinte tragen kann, einen Schatz darstellt, dem „General" Garibaldi und seinen Söhnen doch für die Hilfe zu Dank verpflichtet und unter diesem Gesichtspunkt läßt sich einerseits der Ordensregen von Kreuzen der Ehrenlegion, der über die Garibaldiner niedergegangen ist, wie andererseits die Ehrungen verstehen, die Ricciotti Garibaldi bei seiner Ankunft in Paris zu Teil wurden. Letzterer hat nämlich sein Hauptquartier nunmehr in Anbetracht des guten Geschäftsganges seines Handels mit Menschenware — italienische militärische Autoritäten schätzen den „Reingewinn" auf über tausend Franken pro Tag — von seinem bescheidenen Heim in Riofreddo in das Elysée Palasthotel in Paris verlegt.

Aus dem Vorstehenden wird zur Genüge klar, daß die ganze Institution des Garibaldinerkorps keinerlei ideale Basis hat, sondern ein Geschäftsunternehmen ist, das an die Söldnerunternehmungen der Lanzknechtführer des 16. Jahrhunderts erinnert, die ihre Haut für den zu Markte trugen, der am meisten zahlte. Der Idealismus, dem Garibaldi's Vater huldigte, ist bei seinen Nachkommen zu einem Bluff geworden, mit dem man das Geschäft vor der Welt maskieren will. Wie soll auch irgend ein Bauernbursche aus Mittel- oder Süditalien, womöglich Analphabet, dazu kommen, aus Idealismus sich für die Franzosen, deren Sprache er nicht versteht, die ihm so fremd, vielleicht noch fremder als die Deutschen sind, tot schießen zu lassen? Man muß das italienische Volk kennen, um die ganze Machenschaft des heutigen Garibaldinismus zu durchschauen. Gewiß mag auch mancher unter den Söldnern, besonders den sog. „Offizieren" sein, der, verhetzt von dem in französisch-englischem Sold stehenden Teil der italienischen Presse, den Märchen derselben vom Kampf der „Kulturvölker" gegen die deutschen Barbaren Glauben schenkend, ein gutes Werk zu tun glaubt, wenn er gegen uns zu Feld zieht. Die große Masse der Söldner, wenigstens jener aus Italien aber weiß nicht, wofür sie kämpft als nur den Tagessold, von dem jedoch der größte Teil in die Kassen des Unternehmens wandert.

So ist das heutige Garibaldinertum eine antikulturelle Erscheinung, die einesteils als Geschäft mit Menschenware die volle Verachtung der Kulturwelt verdient, andernteils aber Frankreichs Kampf ebenso entehrt, wie dessen Herbeischleppen von Neger- und Malayensöldnern auf Europas Schlachtfelder gegen ehrenvolle pro domo kämpfende Volksheere, endlich aber Italiens gutem Namen in unverdienter Weise einen Makel beifügt. —

Go gle

Dr. Alexander Redlich: Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland.

Meine in den nächsten Tagen unter diesem Titel erscheinende Schrift (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist ein Versuch, die Schuld Rußlands an dem Ausbruch des Weltkrieges zu erweisen, und zwar nicht allein aus den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen, sondern als eine notwendige Folge aus der seit langen Jahren gegen die Existenz von Österreich-Ungarn gerichteten Politik Rußlands. Diese ursprünglich von inoffiziellen Kreisen betriebene Politik wird nach manchen Schwankungen während der Annexionskrise von der Petersburger Regierung endgültig adoptiert, indem Rußland und England ihren gemeinsamen Einkreisungsplan gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zur Ausführung zu bringen suchen. Ein wichtiger Bestandteil dieses Planes ist die Vereinigung der slavischen Balkanvölker gegen Österreich-Ungarn und die Revolutionierung der österreichisch-ungarischen Südslaven. Nach dem Tode Eduards VII. scheint sich aber England von der Einkreisungspolitik zu entfernen, wie seine Haltung in der Balkankrise zeigt. Die folgenden Stellen aus meinem Buche sollen zeigen, in welcher Weise Rußland der geendeten Situation Rechnung zu tragen suchte.

„Wir glauben . . . ., daß Rußland etwa seit Anfang 1914 das unzweifelhafte Bedürfnis empfand, die Katastrophe zu beschleunigen, und zwar deshalb, weil es sich seiner Bundesgenossen nicht mehr sicher fühlte. Wir haben gesehen, daß die Haltung Englands schon während der Balkankrise nicht mehr den russischen Erwartungen entsprach, und daß sie sich wesentlich von der Politik Eduards VII. unterschied, die ja Rußland zur Verwirklichung seiner kühnen Pläne ermutigt und vielleicht dem Panslawistentum innerhalb Rußlands zum Siege verholfen hatte. Auch nach Eduards Tode gab und gibt es Leute in England, die seine politischen Grundsätze teilen. Aber die Mehrheit des Volkes und wohl auch der Regierenden besitzt diese aggressive Tendenz nicht, und sie konnte nur durch das Schreckgespenst des bevorstehenden deutschen Angriffes bei der bisherigen Richtung der Auslandspolitik festgehalten werden. Nun zeigte aber die Haltung Deutschlands im Balkankrieg ganz unzweideutig, daß das Deutsche Reich auf das dringendste den Frieden wünschte, und daß es insbesondere eine Anlehnung an England erstrebte. Diese Einsicht blieb in London nicht wirkungslos, und man mag dort in der Zeit nach dem Balkankrieg ernsthaft mit dem Gedanken umgegangen sein, die russische Freundschaft, die nun allzu kostspielig zu werden begann, fahren zu lassen und sich auf die Seite des Dreibundes, vor allem Deutschlands, zu begeben. Dieser Gedanke war um so aussichtsvoller, als zwischen

Go gle

Deutschland und England in allen konkreten, festumrissenen Fragen leichter ein Einvernehmen herzustellen war als zwischen England und Rußland. . . .

Die bestehenden Differenzen ließen sich durch ein Abkommen sehr wohl beseitigen, wie es ja auch wirklich zustande gekommen ist. Auch Frankreich konnte sich mit Deutschland über seine vorderasiatischen Interessen verständigen und hat es getan. In diesem Augenblick war die europäische Stellung Rußlands auf daß äußerste gefährdet. Diese Stellung hatte ihre stärkste Stütze in der prinzipiellen Gegensätzlichkeit, die jahrelang zwischen Deutschland und England bestanden hatte, und die daher stammte, daß Deutschland und England einander ganz im allgemeinen als Konkurrenten ansahen, soweit die Erde reicht . . .

Für Rußland war es also von höchster Bedeutung, die sich zwischen Deutschland einerseits und England und Frankreich andererseits anbahnende Interessenpolitik zu stören und das alte Mißtrauen wach zu halten, der alten Gefühls- und Rüstungspolitik neue Nahrung zu geben. Es ist kaum möglich und würde auch zu weit gehen, die einzelnen kleinen Schliche zu verfolgen, mit denen Rußland es immer wieder verstand, besonders in Frankreich Helfer bei dieser Aufgabe zu finden. Der französische Volkscharakter war dabei gewiß sein Bundesgenosse, ein besserer noch die Regierung Poincaré. Rußlands Ziel wurde es nun, den europäischen Krieg, den es sonst wohl erst zwei bis drei Jahre später hätte führen wollen, so schnell wie irgend möglich vom Zaun zu brechen, das heißt, solange die deutsch-englische Verständigung nicht allzu innig geworden war und nicht auch Frankreich in ihren Bann gezogen hatte."

Hier folgt eine kurze Kritik der englisch-russischen Vereinbarungen, die während des Pariser Besuches König Georgs und Greys im Mai 1914 ihren Ursprung hatten und in der Form eines Marineabkommens in Wirklichkeit ein politisches Einvernehmen waren, durch welches England die Türkei an Rußland auslieferte, indem es diesem militärische Operationen in den Meerengen gestattete. Dann heißt es weiter:

„Es war also wieder eine Frage der militärischen Bereitschaft, durch welche Rußland die alte Politik des Mißtrauens und der Gehässigkeit zu neuem Ansehen brachte. Selbst wenn der Krieg nicht so schnell ausgebrochen wäre, mußte doch die Tatsache des englisch-russischen Marineabkommens auf Deutschland verstimmend wirken. Sie mußte es um so mehr, als Rußland während dieser ganzen letzten Monate alles mögliche getan hatte, um die friedfertige deutsche Regierung zu verärgern und gegen sich aufzubringen. Es ist merkwürdig, daß sowohl das Bekanntwerden der intensiven russischen Rüstungen in diese Zeit fällt, wie auch eine Reihe handelspolitischer, gegen Deutschland gerichteter Akte Rußlands. Aus allen diesen Einzelheiten war ohne jeden triftigen Grund eine gespannte Situation in Europa entstanden, deren Folgen man zunächst nicht übersehen konnte.

In diesem Augenblick wird der österreichisch-ungarische Thronfolger ermordet. Der Schauplatz des Verbrechens ist die Hauptstadt von Bosnien, jenes

Go gle

Landes also, das nicht nur das Ziel der nächsten serbischen Wünsche war, und das bei der nächsten Teilung Europas durch Rußland eine so wichtige Rolle spielen sollte, sondern das auch der Gegenstand einer jahrelangen revolutionären Propaganda von seiten Serbiens gewesen war. Es stellt sich heraus, daß der Erzherzog-Thronfolger nicht das Opfer eines Einzelnen, sondern einer regelrechten Verschwörung geworden ist. Die Täter sind Österreicher, die Waffen aber sind serbisch und der Gedanke ist ebenfalls serbisch. Es handelt sich um einen politischen Fürstenmord, begangen in einem Lande, das mit allen Mitteln zur Revolution aufgereizt werden sollte, angestiftet von Angehörigen desjenigen Volkes, welches in dieser Revolution seine politische Zukunft erblickte und welches andererseits schon einmal durch Königsmord und schon mehrmals durch Verschwörungen seine Geschicke beeinflußt hatte. Serbiens Pläne aber waren Rußlands Pläne. Es fragte sich also nur, wer die Verantwortung für diese Art der Ausführung zu übernehmen hatte.

Es geht nicht an, in einer ernsthaften Darstellung Behauptungen und noch dazu ungeheuerliche Behauptungen beweislos aufzustellen. Es darf deshalb kein Wort über die Frage verloren werden, ob dieses Attentat irgendwie mit der offiziellen russischen Politik selbst in Zusammenhang gestanden hat. Dies ist um so weniger möglich, als der Begriff der russischen Politik nicht so ohne weiteres wie in anderen Ländern mit bestimmten offiziellen Persönlichkeiten vollkommen identifiziert werden kann. Kein Mensch glaubt daran, daß etwa Ssasonow Mörder dingen ließ, um den österreichisch-ungarischen Thronerben zu beseitigen und einen Konflikt zwischen Serbien und Österreich-Ungarn hervorzurufen. Aber Ssasonow ist nur in sehr beschränktem Maße der Leiter der russischen Politik. Diejenigen, die zum Teil neben und zum Teil gegen ihn arbeiteten, stehen im Dunkel. Diese russische „Kriegspartei" hat nur ein paar sichtbare Aushängeschilder; was alles dahinter steckt, wissen wir nicht, und wir können deshalb auch nicht beurteilen, wessen diese Partei fähig ist und welche Mittel sie in einem bestimmten Fall angewendet hat. Sicher ist, daß sich der Doppelmord von Sarajewo als ein höchst geeigneter Zufall in das System politischer Vorkehrungen eingefügt hat, die zum Krieg zwischen Dreibund und Dreiverband drängten. Man kann nicht sagen, daß er wie ein Blitz aus heiterem Himmel über das friedliche Europa hereinbrach, sondern der politische Himmel war, wie schon bemerkt, zu jener Zeit von schweren Gewitterwolken bedeckt. Aber gerade deshalb ist es wohl auch möglich, daß serbische Abenteurer, die mit den russischen Plänen nur allzu vertraut waren, ein übriges taten und die gespannte Situation dazu benutzten, um, wie sie hofften, ungestraft einen Akt des unerhörtesten Terrorismus zu begehen und den von ihnen ersehnten Zusammenstoß unvermeidlich zu machen."

Google

Otto Jöhlinger:
Die Getreidehandels-Politik Deutschlands während des Krieges.

Von dem Augenblicke an, in dem sich England in den jetzigen Krieg einmischte, war es klar, daß Deutschland in bezug auf seine Getreideversorgung ausschließlich auf den Inlandsmarkt angewiesen war, d. h. auf die vorhandenen Bestände und die Erzeugung seiner eigenen Landwirtschaft Ein Import aus überseeischen Ländern hörte auf, da die englische Flotte nicht nur die direkten Sendungen nach Deutschland anhielt, sondern auch, entgegen allem Völkerrecht, die neutralen Staaten bei ihren Nahrungsmittel-Bezügen einer sehr scharfen Kontrolle unterwarf. Jedes mit Getreide beladene Schiff, das die Meerenge von Gibraltar passierte und für Italien bestimmt war, oder um die Nordspitze Groß-Britanniens herum nach Schweden fuhr, wurde angehalten und genau untersucht. Ergab es sich, daß das einführende Land größere Quantitäten Getreide bezogen hatte, als in früheren Jahren, so wurde die Sendung festgehalten mit der Begründung, daß sie dazu dienen könne, Deutschland auf indirektem Wege zu versorgen. Bedauerlicherweise haben die neutralen Länder sich diese unerhörte Diktatur Englands gefallen lassen und sahen zu, als ihnen ganze Dampferladungen beschlagnahmt wurden. Allerdings sind bei der britischen Regierung zahlreiche Proteste neutraler Mächte eingegangen. Diese waren aber vollständig wirkungslos, solange die Neutralen nicht gemeinsam England gegenüber energisch auftraten, und hierzu fehlte es wohl allen an Mut. Namentlich die Vereinigten Staaten von Amerika blieben bei dem Treiben Englands ruhig, da sie ein direktes Interesse an einem Getreide-Versand nach Italien, Schweden oder der Schweiz nicht hatten. Sie fanden einen sehr guten Absatz ihrer gesamten Getreide-Erzeugung in England oder Frankreich, sodaß sie auf weitere Märkte nicht angewiesen waren. Würden die Vereinigten Staaten gegen die Beschlagnahme von amerikanischem Getreide, das nach Italien bestimmt war, *energische* Vorstellungen erhoben haben, so wären diese sicherlich nicht unbeachtet geblieben; denn in der *Baumwollfrage*, bei der die Union u. a. auf den Absatz nach Deutschland und Österreich-Ungarn angewiesen ist, konnte sie es mit Erfolg durchsetzen, daß Baumwolle nicht auf die Liste der Konterbande gesetzt wurde und daß ein direkter Verkehr der Baumwolldampfer zwischen Nord-Amerika und Deutschland gestattet wurde.

Von den neutralen Staaten war also keine Hilfe zu erwarten, und Deutschland glich daher einer belagerten Festung. Die Maßnahmen, die man im Falle einer Belagerung im kleinen ergreift, mußten also hier ins Große übertragen werden. Freilich konnte diese Übertragung nicht schematisch früheren Beispielen

Go gle

nachgeahmt werden, denn es handelt sich jetzt um ein „belagertes Gebiet" mit mehr als 65 Millionen Menschen, das zu einem sehr erheblichen Teil die riesige eigene Armee und die fremden Gefangenen mit ernähren muß, also Verhältnisse, wie sie in der Geschichte bis jetzt noch nicht da gewesen sind.

Die Situation war für die Regierung nicht leicht. Es hätte ja nahe gelegen, gleich zu Beginn der Mobilmachung die ganzen Bestände der Landwirtschaft mit Beschlag zu belegen und staatlicherseits den Bezug und Absatz zu regeln. Zu einer solchen Maßregel hat sich die Regierung aber zunächst nicht entschließen können, schon mit Rücksicht darauf, daß zu Beginn des Kampfes vielfach über dessen Dauer irrige Ansichten verbreitet waren und auch damals vielleicht allzu große Mengen in Betracht kamen. Die Regierung glaubte daher, zunächst einmal nur regelnd auf den Getreidemarkt einwirken zu sollen, d. h. überall dort einzuschreiten, wo sich Mißstände herausgestellt hatten. Dieser Mißstände waren nicht wenig. Zunächst mußte die Regierung den ungewöhnlichen Preissteigerungen entgegentreten, die am Getreidemarkt eingesetzt hatten. Schon am 4. August 1914, d. h. gleich nach Ausbruch des Krieges, hatte sich die Regierung das Recht einräumen lassen, Höchstpreise für die Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, sowie für rohe Natur-Erzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe, festzusetzen. Dieses Gesetz, das die Grundlage für sehr wichtige und einschneidende Maßnahmen der deutschen Regierung bildete, hat in der Folge mehrfach Ergänzungen erfahren, die sich aus der Praxis des Gesetzes heraus als notwendig erwiesen haben. Zum ersten Male kam es zur Anwendung am 28. Oktober 1914. Damals setzte die Regierung Höchstpreise für Roggen, Weizen und Gerste fest. Für Weizen wurde ein Preis von 260 Mark pro Tonne normiert, für Roggen ein solcher von 220 Mark pro Tonne. Für Gerste wurde zunächst der Preis für Ware, die unter 68 Kilogramm wog, auf 205 Mark pro Tonne festgesetzt.

Verglichen mit früheren Jahren sind diese Preise als recht hoch zu bezeichnen, sie sind aber die Folge der ungewöhnlichen Steigerung der Notierungen aus Anlaß des Krieges. Denn die Kurse lauteten im Jahre 1914:

	Weizen:	Roggen:	Gerste:
Januur	Mk. 187	Mk. 155	Mk. 146 pro To.
April	„ 189	„ 157	„ 151 „ „
Juli	„ 204	„ 173	„ 164 „ „
August	„ 223	„ 193	„ 199 „ „
September	„ 238	„ 211	„ 224 „ „
Oktober	„ 257	„ 227	„ 246 „ „
Höchstpreise	„ 260	„ 220	„ 205 „ „

Bei Roggen und namentlich bei Gerste bedeuten die Höchstpreise eine Ermäßigung gegenüber dem im Oktober erzielten Preise; bei Weizen kommt der Höchstsatz ungefähr dem Niveau vom Oktober gleich.

Go gle

Bei der Festsetzung der Maximalsätze standen sich zwei Gruppen gegenüber. Die eine wollte einen möglichst hohen Höchstpreis, damit der Verbrauch sich einschränkt; denn erfahrungsgemäß legt sich der Konsum, je höher die Preise steigen, Zurückhaltung auf, während bei niedrigen Preisen der Verbrauch groß bleibt. Da in diesem Jahre die ausländischen Zufuhren fehlen, lag aber zu einer Einschränkung alle Veranlassung vor. Denn es fehlen uns nicht nur der fremde Weizen, die russische Futtergerste und der amerikanische Mais, sondern auch die tausende von Tonnen fremder Futtermittel, die, sei es direkt, sei es in anderer Form, aus tropischen und subtropischen Gebieten eingeführt werden. Man denke nur an Kopra, Sesam, Leinsaat etc., Produkte, die bei ihrer Verarbeitung zu Öl, Fett und dergl. ein wichtiges Viehfutter als Rückstand lassen. Es mußte also für diese Erzeugnisse Ersatz geschaffen werden, und die Vertreter hoher Höchstpreise glaubten das Mittel dafür in einer wesentlichen Heraufsetzung der Maximalsätze gefunden zu haben. Für hohe Höchstpreise sprach u. a. auch noch die Tatsache, daß die Landwirtschaft infolge des Krieges sehr hart mitgenommen wird. Sie erhielt zwar im Oktober Preise, die an sich sehr auskömmlich und wesentlich höher waren, als die Durchschnittspreise der letzten zehn Jahre; andererseits hatte sie außerordentliche Aufwendungen dadurch, daß ihr zahlreiche Arbeitskräfte und Pferdematerial durch die Mobilmachung entzogen wurden, daß sie die fremden Futterstoffe sehr hoch bezahlen mußte und daß ihr der Dünger für die Neubestellung der Felder zu einem großen Teil fehlte. Hierdurch entstanden ihr erhebliche Ausgaben, denen andererseits erhöhte Einnahmen gegenüberstehen mußten. Denn gerade die deutsche Landwirtschaft hat in diesem Kriege gezeigt, wie notwendig sie für uns ist, und das Wort Moltkes, „daß Deutschland ohne Landwirtschaft besiegt wird, ehe der erste Schuß gefallen ist," hat in dieser Zeit seine Wahrheit bewiesen.

Den Vertretern hoher Preise standen diejenigen gegenüber, die das soziale Moment betonten, die darauf hinwiesen, daß den ärmeren Volksschichten in diesem Kriege keine allzu hohen Lasten aufgebürdet werden dürften und daß hohe Getreidepreise ungünstige Wirkungen auf die weitesten Kreise der Bevölkerung haben würden. Die Regierung glaubte zwischen den beiden streitenden Gruppen eine Diagonale zu ziehen, indem sie Preise zugrunde legte, die im Vergleich mit früheren Jahren zwar hoch sind, die aber angesichts der ganzen Situation keineswegs als anormal bezeichnet werden können.

Die spätere Entwicklung der Verhältnisse hat gezeigt, daß wir mit dem Niveau der Maximalsätze ganz zufrieden sein können; denn wenn auch das Gesetz über die Höchstpreise mit „Schönheitsfehlern" behaftet ist und mehrfach repariert werden mußte, so verhinderte es doch eine allzu große Verteuerung unserer Lebenshaltung. Ein Blick über Deutschlands Grenzen hinaus beweist das: Nord-Amerika, der größte Weizen-Lieferant der ganzen Welt, hatte am 4. Februar 1915 einen Weizenpreis von ca. 300 Mark pro Tonne, während der Preis am gleichen Tage in Deutschland inkl. des Reports auf 264,50 Mark stand. Ein derartiges Ver-

Go gle

hältnis hat wohl selten bestanden. In Nord-Amerika sind die Preise von Getreide sonst stets wesentlich niedriger als bei uns, was sich u. a. schon allein aus der Seefracht und den Zöllen erklärt. Nun sind bei uns zu Beginn des Krieges die Zölle aufgehoben worden, die Seefrachten sind aber sehr erheblich gestiegen. Würde man heute aus Nord-Amerika Weizen beziehen wollen, so würde dabei der Höchstpreis in Deutschland um annähernd 100 Mark überschritten werden. England, das keine Preisbegrenzung vornehmen konnte, da es bei seinem Bezug auf das Ausland angewiesen ist, hat infolgedessen einen Kurs für Weizen, welcher den unserigen weit übertrifft, und fortwährend wird aus London gemeldet, daß die jetzigen Preise für Brot und Mehl dort große Unruhen hervorgerufen haben. Ja, man hat sogar in England mehrfach verlangt, das deutsche Höchstpreis-Gesetz *nachzuahmen*, aber das ist nicht durchführbar. Ein Land, das ausschließlich auf den Bezug fremden Getreides angewiesen ist, kann unmöglich selbst die Preise bestimmen, zu denen es kaufen will. Es muß sich während des Krieges von den Exportländern den Preis diktieren lassen. Man sieht also, der Plan Englands, uns auszuhungern, ist gescheitert, und die Wahrheit des Wortes: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", hat sich hier allzu deutlich bewiesen. Deutschlands Bevölkerung kann sich, trotz der Abschließung vom Weltmarkt, zu nicht allzu hohen Preisen ernähren, während Englands Bewohner über die Höhe der Preise seufzen.

Mit der Begrenzung der Getreide-Preise allein, die im Laufe der Zeit auch auf andere Erzeugnisse, wie: Kleie, Hafer etc. ausgedehnt wurde, war es nicht getan. Denn die Vorschriften über die Preisbemessung dienten nur dazu, die Bevölkerung vor allzu großer Verteuerung wichtiger Lebensmittel zu schützen, aber sie bewirkten nicht, unsere Getreide-Vorräte zu *verlängern*, und das erschien unbedingt notwendig. Zwar reicht in normalen Jahren unsere *Roggen*ernte über den Bedarf hinaus aus. An *Weizen* haben wir aber stets einen Fehlbetrag, den wir durch Zufuhren aus dem Auslande decken müssen. Also es ergab sich hier die Notwendigkeit, Abhilfe zu schaffen. Das wurde erreicht durch besondere Vorschriften zum Zwecke der „Streckung" unserer Getreide-Vorräte. Zunächst wurde verordnet, daß Weizen und Roggen schärfer als bisher *ausgemahlen* werden mußten und daß außerdem das Weizenmehl mit Roggenmehl und das Roggenmehl mit Kartoffelmehl *vermischt* werden sollten. Dadurch wurde zunächst eine Verlängerung unseres Weizenmehlbestandes bewirkt, und das Defizit des Roggens, der unter den Weizen gemischt werden sollte, wurde durch Kartoffelmehl-Zusatz wieder ausgeglichen. Hand in Hand hiermit geht eine staatliche Förderung der *Kartoffel-Trocknung*, die es bewirken soll, das Verfaulen unserer Kartoffeln auf ein Mindestmaß zu beschränken. Denn in normalen Jahren verfaulen infolge des allzu hohen Wassergehaltes 50 Millionen Doppelzentner Kartoffeln, d. h. mehr als $1^1/_2$ Zentner auf den Kopf der Bevölkerung. Es gilt daher, die Kartoffelernte möglichst in ihrem ganzen Umfange der Ernährung

Google

zu sichern. Dies geschieht dadurch, daß man mit Staatsgeldern die Errichtung von Kartoffel-Trocknungs-Anstalten unterstützt und sie auch durch Schaffung eines staatlichen Syndikates nach Möglichkeit fördert.

Die Vorschriften über die Vermischung des Weizenmehls mit Roggenmehl und des Roggenmehls mit Kartoffelmehl, sowie die Ausmahlung von Getreide wurden im Laufe der Zeit sehr erheblich verschärft, als es sich herausstellte, daß die ersten Maßnahmen nicht ganz ausreichten. Darüber hinaus wurden aber auch Verordnungen erlassen über die Bereitung von Backwaren, die darauf hinausliefen, den Verbrauch von Weizenmehl einzuschränken und den Verbrauch von Roggenmehl zu fördern. Diese Vorschriften sind teilweise recht einschneidender Natur (Nachtback-Verbot, Verbot von Verkauf frischen Brotes etc.), aber die Bevölkerung hat sich willig diesen Vorschriften unterworfen in dem Bewußtsein, auch ihrerseits dazu beitragen zu können, in diesem Existenzkampf für uns den Sieg zu fördern. Mit Staunen sieht das neutrale Ausland die wirtschaftliche Rüstung der deutschen Regierung, die uns kein anderes Land der Welt nachmachen konnte, und mit ebenso großem Staunen sieht das Ausland, wie sich die Bevölkerung selbst unter den schwierigen Verhältnissen den neuen Gesetzen fügt.

Die gleiche Notwendigkeit der Streckung der Getreidevorräte liegt der tief in die landwirtschaftlichen Verhältnisse einschneidenden Vorschrift betreffend das Verbot des Verfütterns von Brotgetreide zu Grunde. In normalen Jahren verfüttert die deutsche Landwirtschaft ungefähr 25% unserer Roggenernte und in vielen Gegenden wird Roggen überhaupt nur zur Verfütterung für das Vieh angebaut. Dagegen läßt sich in Friedenszeiten nichts einwenden. Das hierzu verwandte Getreide kommt in der Form von Fleisch der menschlichen Nahrung wieder zugute. Jetzt aber während des Krieges dürfen wir uns den Luxus, uns unsere Getreide-Produktion erst in Fleischform als Nahrung zuzuführen, nicht mehr erlauben, und es war daher notwendig, daß die Regierung sofort die Verfütterung von Brotgetreide in der Landwirtschaft verbot. Diese Forderung wurde gleich nach Ausbruch des Krieges erhoben. Die Regierung hat aber sehr lange gebraucht, bis sie sich zu einem solchen Schritt entschloß, wohl wissend, daß sie damit der Landwirtschaft eine neue Last aufbürdete. Denn es fehlten ihr ja, wie schon vorhin erwähnt, die gesamten ausländischen Futtermittel, es fehlte vor allem die inländische Kleie, deren Produktion infolge der neuen Vermahlungs-Vorschriften eine erhebliche Einschränkung erfahren hatte.

Nichtsdestoweniger mußte sich die Regierung schweren Herzens zu einem Verbot der Verfütterung von Brotgetreide entschließen, trotzdem sie nicht in der Lage war, der Landwirtschaft einen geeigneten Ersatz zu verschaffen. Freilich kann die Landwirtschaft jetzt nicht mehr die gleichen Viehbestände halten, wie in Friedenszeiten, und die Notwendigkeit einer Reduzierung dieser Bestände war gegeben. Es wäre freilich verfehlt, wollte man unsere Rindviehbestände herabsetzen, denn diese sind in der jetzigen Zeit für uns unentbehrlich.

Google

Gerade weil das Kraftfutter knapp geworden ist, muß alles daran gesetzt werden, um die Milch-Produktion wenigstens quantitativ ungefähr auf der früheren Höhe zu halten, wenn auch die Qualität zurückgehen wird. Schon aus sozialer Rücksicht und im Hinblick auf den kommenden Nachwuchs muß daher mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden, daß die Landwirtschaft bis zum Frühjahr, wo alsdann die grüne Weide zur Verfügung steht, unsere Rindviehbestände durchhält.

Anders mit den Schweinen. Deutschland hat einen Schweinebestand von 25 Millionen Stück, und hierbei kann eher eine Herabminderung eintreten. Man wird voraussichtlich während der Dauer des Krieges den Bestand an diesen Tieren um ungefähr 50%, also auf annähernd 12 Millionen Stück, reduzieren. Vorübergehend kann diese Maßregel zwar von unangenehmen Folgen begleitet sein, indem sich im nächsten Jahre eine Fleischteuerung herausbilden wird. Da aber der Schweinebestand sich erfahrungsgemäß rasch ergänzt, so ist die Abschlachtung von Schweinen zurzeit immer noch das Rationellste. Das hat auch die Landwirtschaft eingesehen, und sie fügt sich willig der Forderung der Regierung, wonach möglichst viel Schweine jetzt in Form von Dauerwaren den Kommunal-Verwaltungen übergeben werden sollen.

Trotz aller Vorschriften über die stärkere Ausmahlung des Getreides, über die Vermischung der verschiedenen Mehlsorten und des Verfütterungs-Verbotes von Getreide, hat der Verbrauch sich nicht die Einschränkung auferlegt, die durch die Verhältnisse geboten war. Es war daher zu befürchten, daß die Höhe des Getreideverbrauchs auch bis zum neuen Erntejahre keine Verminderung erfahren würde, sondern daß ev. die Bestände schon vor dem Hereinkommen der neuen Ernte aufgebraucht sein würden und aus diesem Grunde die Widerstandsfähigkeit Deutschlands eine bedenkliche Einbuße erlitten hätte. Das mußte unter allen Umständen verhindert werden, und nach langen Beratungen entschloß sich endlich am 25. Januar 1915 die Regierung zu der einschneidendsten Maßregel: zu der Monopolisierung des Getreidehandels, die sie kurz vorher noch abgelehnt hatte. Man muß bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen zurückgehen, um ähnliche Vorgänge zu konstatieren. Friedrich der Große hatte, gezwungen durch seine kriegerische Politik, mehrfach den Getreidehandel staatlicherseits organisiert, und durch staatlich errichtete Getreide-Magazine war es ihm möglich, eine Getreidehandels-Politik durchzuführen, die einen Ausgleich zwischen den Preisen in Stadt und Land herbeiführte. Naudé*) rühmt die Erfolge dieses Systems, welches das einzige Beispiel in der Weltgeschichte liefere, daß es der Staatsgewalt in der Tat gelungen sei, eine erstaunliche Stetigkeit und Unveränderlichkeit herzustellen. Gustav Schmoller betont, daß das System Friedrichs des Großen neben gewissen Schattenseiten im ganzen gut funktioniert habe.

*) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 4. Band, Seite 765.

Google

Nichtsdestoweniger kann man die Erfahrungen Friedrichs des Großen auf die heutigen Verhältnisse nicht anwenden. Die Situation hat sich vollkommen geändert, und wie erwähnt, ist ein Beispiel für die jetzige Getreidehandels-Politik des deutschen Reiches in der Geschichte Europas nicht vorhanden. Das ist auch die Ursache dafür, daß die Regierung so lange Zeit gebraucht hat, bis sie zur Monopolisierung des Getreidehandels überging. Welche Erfahrungen sie damit machen wird, muß die Zukunft lehren, aber es kann schon heute gesagt werden, daß der Schritt der Regierung der einzige für uns mögliche Ausweg war.

Die wesentlichsten Grundlagen des staatlichen Getreidemonopols sind die Beschlagnahme sämtlicher im deutschen Reich vorhandener Getreide- und Mehl-Vorräte zugunsten des Staates resp. der Kommunen. Den Verkauf der vorhandenen Bestände übernimmt eine vom Reich geschaffene Organisation, die schon vor einigen Monaten gegründet ist, die „Kriegs-Getreide-Gesellschaft". Es handelt sich hierbei um ein Unternehmen mit 50 Millionen Mark Kapital, an dem das Reich und die Bundesstaaten, die größeren Städte und die rheinisch-westfälische Schwerindustrie beteiligt sind. Diese Gesellschaft übernimmt die vorhandenen Bestände von Getreide, bezahlt sie den Besitzern und verschafft sich durch Verpfändung der Bestände weitere Betriebsmittel. Ursprünglich sollte die Gesellschaft 2 Millionen Tonnen Getreide erwerben, was einem Kapitalwert von ungefähr $^1/_2$ Milliarde Mark entsprach. Durch das Getreide-Monopol erfährt die Menge des zu erwerbenden Getreides eine beträchtliche Ausdehnung. Es kommen also Ziffern in Betracht, wie sie bei einem staatlichen Handels-Institut noch niemals vorgekommen sein werden.

Die vorhandenen Mehlbestände gehen in den Besitz des Kommunal-Verbandes, d. h. der Städte und Landkreise über, in denen sie sich befinden. Aufgabe der Kriegs-Getreide-Gesellschaft ist es, das Getreide den Mühlen zur Verfügung zu stellen, die ihrerseits Mehl nur an die Städte und Landkreise liefern dürfen. In diesem Prozeß, d. h. vom Landwirt bis zum fertigen Mehl, ist der berufsmäßige Getreidehandel ganz ausgeschlossen. Er kann nur noch in Betracht kommen beim Verkauf des Mehles durch die Städte an die Bäcker. Hier haben die Kommunal-Verbände das Recht, sich der Vermittlung des Handels zu bedienen. Lediglich in der Übergangszeit dürfen — damit keine Stockung in der Versorgung eintritt — Mehlhändler und Mühlen einen kleinen Teil ihrer beschlagnahmten Bestände noch verkaufen. Dieser ist begrenzt auf 50% der Menge, die sie in der ersten Januar-Hälfte auf Grund früherer Verkäufe geliefert haben. Dies gilt aber nur für die Dauer der Beschlagnahme; sobald Getreide und Mehl enteignet sind, hört die private Verkaufstätigkeit auf. Nicht eingeschlossen in die Monopolisierung ist das Saatgetreide. Dieses ist von der Beschlagnahme befreit.

Damit nun die erforderliche Verbrauchseinschränkung herbeigeführt wird, ist im Gesetz bestimmt, daß Bäcker und Konditoren vom 1. Februar 1915 ab nur noch 75% des Tagesverbrauchs in der ersten Januar-Hälfte verbacken

Google

dürfen. Es ist also eine Produktionseinschränkung von 25% bei den Bäckern verfügt worden.

Um einen Überblick über das vorhandene Getreide zu erhalten, ist am 1. Februar eine genaue Zählung veranstaltet worden, die sich sogar auf die Privat-Haushaltungen erstreckt. Diese Zählung war notwendig, weil die Statistik, die am 1. Dezember 1914 aufgestellt worden war, ungewöhnlich niedrige Ziffern ergeben hatte und daher von neuem eine Kontrolle unbedingt erforderlich war. Von dem Ergebnis der neuen Aufnahme wird es abhängen, ob weitere Verschärfungen und weitere Einschränkungen der Brotherstellung erforderlich sind.

Die Regelung des Verbrauchs im ganzen Deutschen Reich erfolgt durch eine eigens zu diesem Zweck geschaffene Stelle, die zahlenmäßig jedem Bezirk den auf ihn entfallenden Anteil an der Nahrungsmittel-Versorgung zuweist. Diese Reichs-Verteilungs-Stelle, die unter der Leitung des Präsidenten des Statistischen Amtes, Delbrück, steht und der u. a. der Präsident des Reichstages, Dr. Kaempf, der Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrates, Graf Schwerin-Löwitz und der Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz Wermuth angehören, ermittelt die gesamten vorhandenen Bestände, den Verbrauch bis zur neuen Ernte und rechnet alsdann den auf jeden Bezirk entfallenden Anteil aus. Die Verteilung der auf die einzelnen Personen entfallenden Mengen wird den Kommunen selbst überlassen. Besondere Vorschriften hierüber bestehen nicht. Sie haben weitgehende Rechte erhalten. Für Berlin ist die Regelung in der Weise erfolgt, daß für jede Woche pro Kopf der Bevölkerung 2 Kilogramm Brot und Mehl festgesetzt worden sind, und die übrigen Städte im Deutschen Reich haben sich zu einem Teil diesem Vorgehen angeschlossen. Dabei ist den Kommunen das Recht eingeräumt worden, Einheitsbrote vorzuschreiben, das Backen von Kuchen zu verbieten und auch sonst ihnen gut erscheinende Maßregeln bezüglich der Brotherstellung zu erlassen.

Das sind im Wesentlichsten die Haupt-Bestimmungen des neuen Monopols. Gelingt der jetzige Versuch der Regierung, die Versorgung der Bevölkerung mit einem so wichtigen Produkt, wie es das Getreide darstellt, durchzuführen, dann werden sicherlich die Erfahrungen, die man hierbei macht, auch in Friedenszeiten in irgend einer Form verwertet werden. Ob man aber dazu übergeht, die völlige Verstaatlichung des Getreidehandels auch nach dem Kriege beizubehalten, ist eine andere Frage. Hier wird man vor allem zu berücksichtigen haben, daß die Verhältnisse während des Krieges nicht ohne weiteres mit denen in Friedenszeiten verglichen werden können. In Friedenszeiten sind so einschneidende Maßregeln, wie sie jetzt erlassen worden sind, kaum durchführbar, und die Versorgung ist viel mehr auf den Weltmarkt angewiesen. Man wird sich also sehr davor hüten, die Erfahrungen, die man jetzt macht, einfach auf ganz anders geartete Verhältnisse zu übertragen.

Google

Professor Dr. Hans Crüger: Wirtschaftliche Um- und Ausblicke.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Krieg auf das wirtschaftliche Leben einen tiefgehenden Einfluß ausübt. Noch nie zuvor war derselbe so groß, wie in dem jetzigen Weltkrieg. In jedem der beteiligten Staaten äußert er sich verschieden. Und auch die neutralen Staaten werden fühlbar betroffen, und zwar so sehr, daß einzelne derselben den Einfluß nachhaltiger empfinden, als selbst kriegführende Staaten.

Und soviel seit Jahrzehnten über den „Zukunftskrieg", der nun „Gegenwartskrieg" geworden ist, geredet und geschrieben ist, so wenig ist je der Versuch gemacht, den wahrscheinlichen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben zu untersuchen. Allerdings ist vielfach behauptet worden, daß die reichhaltigen, vielseitigen, wirtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen unter den Völkern einen Weltkrieg unwahrscheinlich machen — diesen als eine der größten Torheiten der Weltgeschichte erscheinen lassen müßten, der zum Stillstand des wirtschaftlichen Lebens führen würde. Aber die Vertreter solcher Anschauungen haben es nicht versucht oder gewagt, die weiteren Folgen, die sich ergeben würden, wenn es nun doch zum Kriege kommen sollte, näher zu untersuchen — festzustellen, wie das wirtschaftliche Leben sich dann regeln würde. Und ebenso wenig haben sich mit diesen Fragen die beschäftigt, die den Weltkrieg als unabänderliches Ereignis erklärten.

Man hat die finanzielle Kriegsbereitschaft gelehrt, aber man hat sich darauf beschränkt und ist auf die Probleme nicht näher eingegangen, die unter dem Kriegszustand sich ergeben würden. Nur gelegentlich wurden sie wie von Rießer in den Kreis der Betrachtungen einbezogen.

Man ist ausgegangen von der bestimmten Voraussetzung, daß das Privateigentum auch zurzeit des Krieges unverletzlich sein würde — man hat aber nicht die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens unter der Wahrscheinlichkeit oder auch nur der Möglichkeit betrachtet, daß das Privateigentum trotz aller Vereinbarungen schutzlos sein könnte. Man hat Verhältnisse, wie sie jetzt während des Krieges zwischen den kriegführenden Staaten eingetreten sind, wohl für undiskutabel gehalten.

Bis zur Zeit der Völkerwanderung muß man zurückgehen, um Kriegen zu begegnen, bei denen das Schicksal großer Völker auf dem Spiele stand — wie es in dem heutigen Weltkrieg der Fall ist. Der Krieg ging stets um ein bestimmtes bekanntes Streitobjekt, das den Einsatz bildete — nicht wie heute um Sein oder Nichtsein von Staaten, oder doch jedenfalls um ein zunächst unbekanntes Streitobjekt, das wahrscheinlich erst deutlich in dem Augenblick hervortritt, in dem der Ausgang des Krieges zweifellos geworden ist. Selbst die Napoleonischen Kriege bieten nur wenige Anhaltspunkte zum Vergleich. Die Kontinentalsperre ist eine Spielerei im Vergleich zu dem heutigen, auf wirtschaftliche Vernichtung von Staaten gerichteten Kampfe.

Go gle

Da man früher über ganz allgemeine Betrachtungen, die sich auf die wirtschaftlichen Folgen des Krieges bezogen, nicht hinausgegangen ist, hat man natürlich auch nicht unterschieden die Folgen eines auf ein bestimmtes Gebiet sich erstreckenden Krieges und die eines Krieges, der sich fast über die ganze Welt ausdehnt.

*

Den weitgehenden Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben zeigt in Deutschland wohl nichts so deutlich an, wie die Fülle der tief in die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifenden Gesetze.

Und immer klarer erkennbar wird dabei, daß der Krieg seinen Einfluß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse auch auf die Zeit nach dem Kriege hinaus ausüben wird. Der beschworene Burgfriede kann es nicht hindern, daß schon jetzt immer lebhafter der Streit über die künftig geltenden Grundgedanken des wirtschaftlichen Lebens wird, mag die Debatte auch mit verhaltenem Eifer geführt werden, mögen sich Hoffnungen und Befürchtungen auch mit der größten Zurückhaltung äußern. Staatsidee — Staatssozialismus — Individualismus werden stärker denn je der Angelpunkt des Widerstreits der Meinungen werden.

Zweifellos kann die heutige staatliche Regelung aller wirtschaftlichen Beziehungen nicht spurlos am Volke vorübergehen. Und je länger der Krieg anhält, desto tiefer die wirtschaftlichen Eingriffe des Staats, desto mehr Zwangsregelung des wirtschaftlichen Lebens — desto größer der Einfluß auf die Entwicklung der Kriegsindustrie im Dienste und unter dem Einfluß des Staates einerseits, die Lahmlegung anderer wirtschaftlicher Unternehmungen andererseits — vor allem auch der Umfang der staatlichen und kommunalen Fürsorge für das Existenzminimum weiter Kreise des Volkes. All dies muß zu starken Einflüssen auf das geistige Fühlen und Empfinden führen, zumal die Gedanken des Staatssozialismus seit Jahrzehnten einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens ausübten. Wenig erfreuliche Aussichten für die, die in dem Staatssozialismus nicht die höchste der Weltanschauungen erblicken — wenig erfreulich für die in dem Grundgedanken der Selbsthilfe und Selbstverantwortung wurzelnden Organisationen.

Eigenartig mutet es dabei freilich an, wenn von denen, die aus der heutigen Gestaltung der Dinge heraus für die Zukunft eine Stärkung des staatlichen Einflusses auf das wirtschaftliche Leben erwarten, behauptet wird, daß sich die Reformbedürftigkeit der Grundgedanken des wirtschaftlichen Lebens herausgestellt habe. Die Erfahrungen der letzten Monate haben doch eigentlich gerade das Gegenteil ergeben, denn nie hätte Deutschland die gewaltige wirtschaftliche Widerstandskraft bewahren, eine solche Leistungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit zeigen können, wenn sein wirtschaftliches Leben wirklich auf schwachen Füßen gestanden hätte, wenn die wirtschaftliche Struktur eine mangelhafte gewesen wäre.

Aber freilich, — das muß auch festgestellt werden, — Imponderabilien haben bei Gestaltung der Verhältnisse eine nicht zu unterschätzende Wirkung ge-

Go gle

übt. Was hätte Deutschland z. B. die finanziell bestfundierte Landwirtschaft genutzt, wenn die Ernte schlecht ausgefallen wäre? Gewiß: nur eine leistungsfähige Landwirtschaft konnte die Vorbedingungen für die Ernährung Deutschlands schaffen, doch die gute Witterung mußte hinzukommen, um das günstige Resultat zu zeitigen. Und die ließ sich durch keine Wirtschaftspolitik sicherstellen. Das Risiko muß Deutschland für alle Zeit tragen, ganz gleich welche Organisation geschaffen wird. Mögen die Höchstpreise, mögen die staatlichen Enteignungsrechte auch zu dauernden Einrichtungen werden, möge der Antrag Kanitz von neuem erstehen, — sie sichern natürlich keinen guten Ernteausfall. Und andererseits bietet uns England die Lehre, daß auch die stärkste Flotte keine genügende Lebensmittelzufuhr sichert. In einem Krieg wie dem jetzigen versagen alle normalen Einrichtungen, für ihn lassen sich auch im voraus die wirtschaftlichen Lebensbedingungen nicht sicherstellen. Da gibt die Stunde die Gesetze. Wir haben gesehen, wie sie im Falle der Not geschaffen werden können. Und da kommen ganz naturgemäß alle historisch begründeten Anschauungen zum Schweigen. Vielleicht wird sogar später sich zeigen, daß es Anhänger freiheitlicher Grundsätze für das wirtschaftliche Leben gewesen sind, die gewünscht, daß der Staat viel früher zugegriffen und sich schon vor Monaten einen weit größeren Einfluß auf den Vertrieb der Lebensmittel gesichert hätte. Verhältnisse von außergewöhnlicher Art, wie sie dieser Krieg geschaffen, erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Da gibt es keinen Streit um Theorien. Da ist nur durch einheitliche, alles zusammenfassende Ordnung das Ziel zu erreichen, — militärische Grundsätze beherrschen das wirtschaftliche Leben.

Wer in den heutigen Zuständen den Beweis für die Richtigkeit der Grundgedanken des Staatssozialismus in seiner Anwendung auf das gesamte wirtschaftliche Leben erbracht findet, übersieht geflissentlich, daß die heutige Regelung des wirtschaftlichen Lebens im Zeichen des Kriegszustandes steht.

Und nicht minder hinfällig ist das Bemühen, die Möglichkeit der wirtschaftlichen Sicherstellung Deutschlands zur Zeit des Weltkrieges als einen Erfolg der früheren „bewährten Wirtschaftspolitik", das heißt also der Hochschutzzollpolitik, zu erweisen.

Wenn kürzlich noch einmal die Frage der Einfuhrscheine auf der Tagesordnung erschien, so hat dies nur insoweit eine Bedeutung, als von seiten der Vertreter dieser Einrichtung bestritten wurde, daß große Mengen von Getreide noch kurz vor Ausbruch des Krieges nach Rußland geliefert sind; mit dem Bestreiten wird freilich auch gleichzeitig die Gefahr zugegeben, die die Einfuhrscheine für die Getreideversorgung Deutschlands haben, — daß sie eigentlich nicht vereinbar sind mit den Bemühungen, Deutschland für die Getreideversorgung auf eigene Füße zu stellen. Eins dürfte gewiß sein: daß in Zukunft der inneren Kolonisation auch nicht einmal ein passiver Widerstand in den Weg gelegt werden wird, unter dem die Durchführung so schwer gelitten hat. Die innere Kolonisation muß mit allen

Go gle

Mitteln zur Ausführung gebracht werden. Sie ist eine der bedeutungsvollsten Aufgaben des Staates für die Zukunft.

Ob ein Getreide-Julius-Turm zu errichten sein wird, wie hier und dort verlangt wird, ist eine Frage, die an sich mit der Landwirtschaft nur im losen Zusammenhang steht. Der vergleichsweise Hinweis auf den Spandauer Julius-Turm läßt erkennen, daß die Befürworter des Getreide-Julius-Turms sich über die Sachlage nicht ganz im klaren sind. Der Spandauer Julius-Turm hat den Zweck gehabt, Deutschland für den Augenblick des Krieges mit dem nötigen Golde zu versehen. Der Getreide-Julius-Turm aber soll natürlich nicht bei Beginn des Krieges erschlossen werden, sondern zu späterer Zeit, wenn die Lebensmittelversorgung auf Schwierigkeiten stößt. Darin liegt natürlich ein bedeutungsvoller Unterschied. Und die vergleichsweise Heranziehung des Julius-Turms ist zum mindesten nur irreführend.

Die Landwirtschaft, — ihre Bedeutung ist unbestritten heute und ist unbestritten stets gewesen, auch dort, wo man die Zollpolitik wegen der Höhe der Zölle bekämpft hat, — in allen Ehren, aber Deutschland hätte ohne die hervorragend geschulte Industrie den wirtschaftlichen Kampf nicht durchführen können, vor allem nicht die Sicherstellung der Versorgung des Heeres mit den Heeresbedarfsartikeln. Und die Gerechtigkeit erfordert es, dabei des „Schulmeisters" zu gedenken. Wir können den Einfluß von Deutschlands Schulen — aller Art und aller Grade — nicht hoch genug bewerten, wenn wir nach den Ursachen suchen, auf die Deutschlands wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zurzeit des Krieges zurückzuführen ist. Alles Reglementieren von oben her hätte nichts genutzt, wenn nicht in den Gewerben die Intelligenz wahre Ruhmestaten vollführt hätte.

Der Satz: ein Staat, der im Kapital schwimmt und ungezählte Milliarden Goldgeld in seinen Kassen liegen hat, könne heute Not leiden, wenn die eigene Volkswirtschaft nicht die zur Kriegsführung notwendige Industrie hervorbringt, — der Satz ist durchaus zutreffend. Es sind eben fast alle wirtschaftlichen Dinge in ihr Gegenteil verkehrt. Daher: „nicht Gold und Kapitalreichtum ist für die wirtschaftliche Kriegsführung ausschlaggebend, sondern lediglich die Fähigkeit, die Kriegsindustrie zu erzeugen." So wurde kürzlich in der Frankfurter Zeitung ausgeführt: „Wer das nicht oder nur mangelhaft vermag, der ist aufs schwerste bedroht. So würdigt man wohl auch richtiger die wirtschaftliche Lage Österreich-Ungarns, die ganz unabhängig vom Kapital- und Goldreichtum ist."

Glänzend bewährt hat sich die Technik. Unsere Techniker und Naturwissenschaftler haben sich ebenbürtig gezeigt den Strategen auf den Kriegsschauplätzen. Und auch sie wieder hätten allein nicht vermocht, den ungewöhnlichen Ansprüchen zu genügen, wenn sie nicht entsprechend geschulte Arbeiter zur Verfügung gehabt hätten, die es verstanden, sofort „einzuschwenken" und sich bei der Ausführung von neuen Aufgaben ebenso wacker zu halten, wie ihre Kameraden vor dem Feind.

Landwirtschaft — Industrie — der Dritte im Bunde ist die Finanzwirtschaft,

Google

aber freilich die Finanzwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes, nicht jene, die in den verschiedenen Steuerreformen zum Ausdruck gekommen ist, über die man besser heute hinweggeht.

Da ist nur nötig, das Wort „Reichsbank" auszusprechen, und der nervus rerum ist begriffen. Hier allerdings stehen wir auf einem Gebiet, und vielleicht dem einzigen wirtschaftlichen Gebiet, auf dem von langer Hand der Wirtschaftskrieg vorbereitet wurde, dabei so glücklich, daß die finanzielle Mobilmachung Deutschlands mit der militärischen Hand in Hand gehen konnte. Und die Reichsbank erfocht Sieg auf Sieg. Ihr ist es zum erheblichen Teil zu verdanken, wenn schon nach den ersten Augusttagen Ruhe in die zunächst durch den Krieg ängstlich gewordene Bevölkerung — nicht Angst um den militärischen Erfolg, aber Angst, ob die Banken zahlungsfähig bleiben werden — eintrat. Dadurch wurde es weiter möglich, die Kreditwirtschaft aufrecht zu erhalten, und dadurch wurde wieder von neuem das geschäftliche Leben gekräftigt. Dann kam der Sieg der Anleihe usw. Und heute ist das Kreditwesen so gefestigt, daß niemand auch nur den geringsten Zweifel an seiner Solidität hegt. Jeder weiß, daß es gelungen ist, die finanziellen Kräfte Deutschlands so zu sammeln, daß Deutschland für jede Kriegsdauer finanziell gerüstet ist. An dieser Tatsache kann dadurch nichts geändert werden, daß nach dem Kriege — nun sagen wir, daß dann zur Errichtung des Finanzgebäudes das beschaffte Baugeld durch eine amortisable Hypothek abgelöst werden muß.

*

Auszuscheiden haben hier Betrachtungen über den behördlichen Organismus und über das staatliche Verkehrswesen. Die erstere könnte nicht gut angestellt werden, ohne das politische Gebiet zu berühren. Unser staatliches Verkehrswesen, soweit die Eisenbahnen in Frage kommen, hat gezeigt, daß das System der Ordnung und Pünktlichkeit den höchsten Ansprüchen an Leistungsfähigkeit zu genügen imstande ist. Klein war die Zahl jener, die der Verstaatlichung der Eisenbahnen noch immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstanden. Heute spricht jeder Deutsche mit Staunen und Bewunderung von den Leistungen der Eisenbahnen. Ob nun auch ebenso von der Post?! Der staatliche Organismus allein verbürgt nicht den Erfolg. Aber wenn bei der Post nicht alles so „geklappt" hat wie bei der Eisenbahn, so kann sie jedenfalls den mildernden Umstand für sich in Anspruch nehmen, daß sie nicht in gleicher Weise wie die Eisenbahn sich zeitweise dem Zivildienst entziehen konnte, um nur ihre militärischen Aufgaben zu erfüllen.

*

Vieles hat sich unter dem Einfluß des Krieges direkt ins Gegenteil umgewandelt. Auf den Schutz der nationalen Arbeit ist der Schutz der Konsumenten gefolgt. Die Kriegsindustrie bedarf keines Schutzes. Ihre Arbeit ist ihr wirksamster Schutz. Heute geht die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse zum Teil sogar rücksichtslos über das Schicksal der Produzenten hinweg. Ob Groß-

Google

betrieb, ob Kleinbetrieb, — alles muß seinen Tribut zahlen. Man sieht, daß es schließlich doch noch schärfere Gegensätze als zwischen Großbetrieb und Mittelstand gibt. Plötzlich ist der Augenblick eingetreten, wo das Wort vivere necesse est einen ganz besonderen Sinn erhält, eine ganz andere Bedeutung bekommt. Alles wird getan, um das vivere zu ermöglichen, freilich das vivere im Interesse der Erhaltung des Vaterlandes, sodaß schon das vivere an sich ein „navigare" — eine Pflicht wird. Alle Verhältnisse haben sich von Grund aus verschoben. Staat und Kommunen sind vor wirtschaftliche Aufgaben gestellt, die man bisher nur gewohnt war, als Aufgaben des sozialdemokratischen Zukunftsstaates zu betrachten. Vielleicht sind sie für dessen Anhänger eine ganz heilsame Lehre, denn was jetzt im Kriege als etwas Selbstverständliches erscheint und von jedem ohne Murren hingenommen wird, dürfte im Frieden unerträglich sein.

Hatte man bisher unter der Festsetzung von Höchstpreisen eine Preispolitik verstanden zum Schutze der Konsumenten, so stellt sich jetzt ein ganz anderes Bild vor unsere Augen. Die Höchstpreise sollen freilich der Spekulation einen Riegel vorschieben, aber sie sollen auch gleichzeitig hemmend auf den Verbrauch wirken. Dann aber kommt noch ein Weiteres hinzu: die Höchstpreise werden zum Teil wieder beseitigt oder erhöht werden müssen, um Erleichterungen für die Lebensmittelversorgung zu schaffen, denn sie haben sich als ein Hindernis dabei ergeben. Und da erblicken wir heute noch einen schwachen Schein internationalen wirtschaftlichen Lebens. Es ist ein internationales wirtschaftliches Moment, das für die vom Staat mit Beschlag belegten Lebensmittel dem Höchstpreis von selbst ein Ende bereiten wird, insoweit er die internationalen Beziehungen stört, weil er sich als zu niedrig herausstellt. Er sichert also nicht die Konsumenten vor Übervorteilung, sondern erschwert die Versorgung des Marktes mit Lebensmitteln. Es kann im wirtschaftlichen Leben des Volkes — allerdings nur unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen — der Augenblick kommen, da der Preis von untergeordneter Bedeutung und die Beschaffung von Waren Alles sein wird. Es bleibt wohl auch für den Höchstpreis heute ein Gebiet, aber ein begrenztes.

*

Und dort, wo der freie Wettbewerb heute herrscht, da erblicken wir Preissteigerungen, wie sie die Welt vielleicht noch nicht gesehen: auf dem Gebiet der Arbeitslöhne, in den Industrien, die für den Krieg arbeiten. Hier werden Arbeitslöhne gezahlt, die hinter hohen Beamtengehältern nicht zurückstehen. Freilich die Gewinne, die die betreffenden Gewerbe erzielen, sind nicht minder bedeutend. Bedenkliche Folgen hat die Höhe der Löhne aber für die Betriebe, die aufrecht erhalten werden müssen, ohne daß sie an den „Kriegsgewinnen" Anteil haben.

Vielleicht führt die Überspannung des Bogens noch zu gesetzlichen Eingriffen. Hier und dort scheint das Militär bereits regulierend eingegriffen zu haben.

Go gle

Dr. phil. Richard Hennig: Stimmungen und Stimmungsmache im Krieg.

Mit einheitlicher Begeisterung von einer Stärke und einem Umfang sondergleichen hat das deutsche Volk in den ersten Augusttagen des großen Jahres 1914 die Kunde vom Ausbruch des gewaltigsten aller Kriege begrüßt. Die kleinlichen Gegensätze des friedlichen Alltags, die politischen Gegensätze, die abstoßenden Zänkereien im innerpolitischen Leben um Dinge, die uns heut zumeist grenzenlos gleichgültig und nichtig erscheinen, sie verstummten mit einem Schlage und waren sie vom Erdboden hinweggefegt, als die Weltgeschichte den Taktstock zum Beginn der großen Kriegssinfonie erhob und das Schicksal wuchtig an die Pforte klopfte. Wie Bismarck es in seiner wundervollen Rede vom 6. Februar 1888 ankündigte, flammte ganz Deutschland vom Bodensee bis zur Memel wie eine einzige Pulvermine auf, als das deutsche Reich von Feinden ringsum bedroht war, und weder die Hochsommertage von 1870, als das deutsche Volk seine Einheit wiederfand, noch der wundervolle Völkerfrühling von 1813, der sich ja anfangs nur auf Preußen beschränkte, waren an elementarer Wucht mit dem Ausbruch des Willens zum Deutschtum zu vergleichen, den wir in den Augusttagen 1914 bewundernd miterlebten. Die Suggestion im Kriege, die alle Gedanken eines Siebzigmillionen-Volkes, ungerechnet die weiteren vielen Millionen der Auslandsdeutschen und der Verbündeten in Österreich-Ungarn, in eine einzige Richtung zwang, hat in der Geschichte Europas vielleicht nur einmal zuvor, beim Beginn des ersten Kreuzzugs, einen ähnlichen ungeheuren Umfang angenommen. Der furor teutonicus offenbarte sich mit nie geahnter Wucht, und der röteste Sozialdemokrat verfiel dieser begeisternden Massensuggestion eines wildaufbäumenden Nationalgefühls ebenso sicher, wie der extremste Ultrareaktionär. Der unerhörte Heldenmut der im Felde kämpfenden Truppen, der durch viele Monate schwerster Kriegsleiden nicht im mindesten gebrochen werden konnte, war ebenso ein Zeugnis der nationalen Riesensuggestion, wie die Opferwilligkeit der Daheimgebliebenen, die sich in Liebesgaben-Spenden und Stiftungen fürs Rote Kreuz überboten und deren vaterländische Begeisterung am sichtbarsten in dem beispiellosen $4^1/_2$ Milliarden-Erfolg der deutschen Kriegsanleihe zum Ausdruck kam. Die Stimmung des angeblich „unter dem Militarismus seufzenden" deutschen Volkes war für jeden erkennbar, der überhaupt sehen und hören wollte.

In einer Hinsicht freilich ist die äußere Wirkung der riesigen nationalen Erregung zurückgeblieben hinter der des Jahres 1813. In der Kunst und insbesondere in der Dichtung ist die Ausbeute an wertvollem Neuen bisher überraschend gering. Eine solche Fülle von unsterblicher Kriegspoesie, wie sie 1813 die Körner, Arndt, Schenkendorf u. a. hervorgebracht haben, ist uns weder 1870 noch 1914

Go gle

wieder beschert worden. Im eisernen Jahr 1870 beschränkte sich die dichterische Ausbeute von Dauerwert im wesentlichen auf Freiligraths „Trompeter von Vionville" und Geibels „3. September 1870", allenfalls noch Jul. Wolffs „Fahne der 61er"; im übrigen machte die Kriegsbegeisterung eine Anleihe bei älterer Poesie und brachte vor allem das schon 1840 entstandene Lied Schneckenburgers „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" zu Ehren. So bescherte uns auch das Jahr 1914 zwar eine ungeheure Menge von Kriegsliedern und Kriegskompositionen, aber die Edelware darunter war wieder, so weit es sich bis heut übersehen läßt, auffällig spärlich gesät. Von dem prachtvollen, volksliedartigen „Österreichischen Reiterlied" des inzwischen auf dem Felde der Ehre gebliebenen jungen Wiener Advokaten Zuckermann abgesehen, hat bisher eigentlich nur e i n e Dichtung die Masse des Volks und das innerste Fühlen des Heeres gepackt, eine Dichtung, die selber ein Ausfluß des suggestiven Geschehens der großen Augusttage ist, der machtvolle „Haßgesang an England" von Ernst Lissauer. Die Stimmung des deutschen Volkes gegen England ist eine der eigenartigsten und in ihrer Wirkung tiefstgehenden Suggestiverscheinungen des Weltkrieges, ein psychischer Vorgang, der in seiner elementaren Wucht gradezu wohltuend und befreiend wird, wie jeder Sieg der Wahrheit und der Erkenntnis. Bis zu dem verhängnisvollen 4. August 1914 gab es in Deutschland keinen Haß gegen England. Ein aus viel Achtung und nur wenig Sympathie seltsam gemischtes Gefühl beseelte den Deutschen gegen den Briten; im übrigen galt das Lissauer'sche: „Wir lieben sie nicht, wir hassen sie nicht." Mit jener Abendstunde des 4. August, wo dem deutschen Volk mit dem Bekanntwerden der englischen Kriegserklärung zuerst die nachher stets aufs neue bestätigte Ahnung aufdämmerte, daß Albion diesen ungeheuren, seit Jahren sorgsam vorbereiteten Weltkrieg nur zu dem Zweck entfesselt habe, um einen tüchtigen und eifrigen Nebenbuhler auf dem Weltmarkt hinterrücks zu meucheln, da entwickelte sich im Lauf von wenig Tagen eine Massensuggestion von Haß gegen das Volk, das eine solche Politik seiner Regierung guthieß, daß in bezug auf Plötzlichkeit dieses ausbrechenden Haßgefühls einer ganzen Nation kein Vorgang der Geschichte mit diesem verglichen werden kann. Nicht das auflodernde Zorngefühl eines Augenblicks gegen eine Person, die man bisher als Freund und Vetter betrachtete und die sich plötzlich als Todfeind entpuppte, nicht ein ohnmächtig sich aufbäumender Haß gegen einen mächtigen Schurken tat sich kund, sondern ein gesundes, aus Widerwillen, Empörung und Sucht nach Vergeltung zusammengesetztes Haßgefühl, das sich seiner Macht bewußt war, den neuen Todfeind vernichtend treffen zu können, das entschlossen war, alle Kraft zusammenzunehmen, um den Schlag zu führen, und das von Versöhnung und Frieden nichts hören wollte, bis der schlimmste und tückischste Feind gedemütigt war. Darum hat Lissauers Gedicht machtvoller, als jede andere Kriegspoesie dieser großen Tage, jeder Sang, der den Haß gegen England gewissermaßen als vornehmste Pflicht jedes guten Deutschen hinstellte, den:

Go gle

„Haß zu Waſſer und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Droſſelnden Haß von ſiebzig Millionen.
Wir lieben vereint, wir haſſen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!"

Wer die machtvollen Suggeſtivkräfte des großen Weltkrieges ſtudieren will, wird das in ſeiner Großartigkeit überwältigende Frontmachen der geſamten deutſchen Gefühlswelt gegen die am Kriege zumeiſt ſchuldige Nation als eine der ſtärkſten und zweifellos auch nachhaltigſten Wirkungen in allererſter Linie zu betrachten haben. Das Liſſauer'ſche Gedicht iſt ſelbſt ein Ausfluß der allgemeinen Suggeſtion des Haſſes, aber es hat auch ſeinerſeits machtvoll beigetragen, um des Haſſes Flammen in vielen tauſenden von Herzen ſtets aufs neue zu entzünden. — England ſelbſt hat in blinder Verkennung der Größe der Gefahr, in die es ſich geſtürzt hatte, ſein Beſtes getan, um der Suggeſtion ſtets neue Nahrung zuzuführen, den Haß immer weiter um ſich freſſen zu laſſen, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in vielen neutralen Ländern, zunächſt in der Türkei, dann in allen den Ländern, deren Schiffahrtsintereſſen Albion mit Füßen trat, um ſeinen Krieg etwas bequemer geſtalten zu können, und ſchließlich auch bei ſeinen eigenen Bundesgenoſſen, denen von Woche zu Woche mehr die Augen darüber aufgehen, daß ihr ganzes Mühen nur ein „travailler pour le roi d'Angleterre" iſt und daß England jederzeit bereit iſt, ihre wichtigſten Lebensintereſſen zum eigenen Vorteil zu opfern, wie es die belgiſche Stadt Antwerpen nutzlos einem furchtbaren Bombardement ausſetzte, ohne vernünftigen Zweck — es ſei denn, daß die möglichſt weitgehende Schädigung des Konkurrenzhafens der verbündeten Nation der britiſchen Selbſtſucht als ein ausreichender „vernünftiger Zweck" erſchien. Der Raſſenverrat, den es durch die Hineinziehung von Japanern, Gurkhas, Sikhs, Baſutonegern und anderen farbigen Völkern in den europäiſchen Krieg an der weißen Raſſe begangen hat, der Kulturverrat, den es ſich zu ſchulden kommen ließ, als es ſelbſt Menſchenfreſſer gegen das Volk Luthers und Kants und Goethes mobil machte, damit ſie die „Kultur" und „Ziviliſation" gegen die „deutſche Barbarei" verteidigten — ſie müſſen ſich früher oder ſpäter (wahrſcheinlich aber früher) furchtbar rächen, und zwar an der ganzen weißen Menſchheit, am ſchwerſten aber am britiſchen Weltreich, deſſen reißend ſchneller Niedergang von ſtolzeſter Höhe nach der Demaskierung Englands in den Jahren 1914 und 1915 unvermeidlich ſein wird.

Von einer „Demaskierung" ſprach ich. Sie hat nicht nur für deutſche Augen, ſondern für die Wahrnehmung der ganzen unbefangen urteilenden Welt ſtattgefunden, obwohl England krampfhafter denn je zuvor bemüht war, den Schein zu wahren, daß ſeine brutale Vergewaltigung der neutralen Schiffahrt, ſeine

Go gle

völlige Mißachtung aller völkerrechtlichen Vereinbarungen nur dem Wohle der gesamten „nicht-barbarischen" Menschheit diene und uneigennützig wie immer lediglich höhere Kulturideale fördern wolle. Kein Volk hat je so deutlich bewußt die Macht der Suggestion über das Menschengemüt zu seinem Nutzen zu verwenden verstanden, wie das britische, und doch hat auch kein Volk so wenig merken lassen — wieder infolge geschickter Suggestion — daß es stets nur im eigenen Interesse arbeitete, wenn es das Wohl der Menschheit und höhere Kultur im Munde führte. Die Weltmacht des britischen Imperiums und nicht zum wenigsten auch der Nimbus der englischen Flotte stützte sich zu einem nicht kleinen Teil auf Suggestion. Das englische Landheer hatte seit Belle-Alliance, die englische Flotte seit Trafalgar keinem ebenbürtigen und vollwertigen Gegner mehr gegenübergestanden; Niemand wußte, was sie im Ernstfall leisten würden, und doch genossen sie einen Ruf, insbesondere die Flotte, als seien sie bewährt genug, um dem Erdball Gesetze vorschreiben zu dürfen. Die nicht-englische Welt stand unter dem Banne einer Suggestion, nach deren Berechtigung niemand fragte, und als nun die Ereignisse des Jahres 1914 den Beginn des Erwachens aus der Suggestion ankündigten, als das englische Landheer in den ersten Schlachten gegen das deutsche Heer bei Mons und St. Quentin geschlagen war, als die englische Flotte sich in ihren wertvollsten Bestandteilen in die Häfen des inneren Landes zu monatelangem Nichtstun verkroch, statt den Feind aufzusuchen, und nur mit kleineren und älteren Schiffen eine Art von Guerillakrieg gegen — neutrale Handelsschiffe führte, als schließlich gar die erste Seeschlacht des Krieges zwischen g l e i c h starken Kräften, die vom 1. November bei Coronel mit einer zerschmetternden Niederlage der „meerbeherrschenden" britischen Schiffe endete, da geriet die jahrhundertalte Suggestion sichtlich ins Wanken, und die Wut Englands gegen alles Deutsche, die sich in einem siegreichen Feldzug gegen die — deutsche Zivilbevölkerung in den britischen Inseln und in den Kolonien austobte, entsprang nicht zum wenigsten dem Ärger über das Schwinden einer schönen Suggestion, den Verlust eines Nimbus in den Augen der Welt, die bisher halb geschlossen waren und sich nun weit öffneten, als England das Dogma, mit dem es die Menschheit in Bann gehalten hatte, beweisen sollte und nicht beweisen konnte. Das Aufbäumen des Islam gegen den englischen Herrenwillen ist geeignet, jener Suggestion den Rest zu geben. Die Wirkungen des Heiligen Krieges können und werden nur sehr langsam, aber dafür um so sicherer bemerkbar werden, und noch das Jahr 1915 dürfte Ereignisse zeitigen, die wohl geeignet sind, in der mohammedanischen Welt und weit darüber hinaus die tönernen Füße zum Vorschein zu bringen, auf denen der großbritische Koloß ruht.

England ahnt die Nähe des Zeitpunktes, wo die Suggestion verfliegen wird, die heut eine Welt sich in Gehorsam vor dem in Downing Street waltenden Willen neigen läßt. Nicht nur im feindlichen Ausland, sondern auch von weitschauenden Landsleuten ist Sir Edward Grey als der Totengräber des britischen

Go gle

Weltreichs bezeichnet worden. Der Zusammenbruch ist unvermeidlich und würde selbst durch einen für England siegreichen Krieg nur um eine Gnadenfrist aufgeschoben werden können, im Falle einer Niederlage aber mit einer schier beispiellosen Plötzlichkeit erfolgen müssen. Wie der Krieg auch ausgeht, England, (das bisher noch am wenigsten gelitten hat), wird den schwersten Verlust buchen müssen, da der Nimbus, die Suggestion dahin sein wird, die die klügeren Vorgänger Edward Greys mühsam geschaffen haben. Englands innere Schwäche bleibt in jedem Fall der ganzen Welt enthüllt. Ein wirklich starkes Volk hätte es verschmähen dürfen, den neutralen Handel zu schikanieren und einen Völkerrechtsbruch nach dem andern zu begehen, um unbedeutende Augenblickserfolge zu erzielen; ein wirklich starkes Volk wäre niemals auf dem ganzen Erdball hausieren gegangen, um kleine und große „Bundesgenossen" und Söldner zu werben, die ihm die zu heißen Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Hat doch das wahrhaft starke Deutschland selbst bei seinem offiziellen Bundesgenossen Italien nicht um Hilfe gebettelt, sondern ihm und allen anderen neutralen Staaten völlig freie Hand gelassen, selber über seine Interessen zu entscheiden. Deutschland konnte eben die Tatsachen sprechen lassen und bedurfte keiner Suggestion, keines Sandindieaugenstreuens. Darum waren auch seine militärischen Berichte über die Lage auf den Kampfplätzen so wundervoll sachlich und nüchtern, jeder Phrase abhold und unbedingt glaubhaft. Wie arbeiteten demgegenüber die offiziellen und nichtoffiziellen Berichterstatter des Dreiverbands! Die Suggestion aufrecht zu erhalten, die des eignen Volkes wie der neutralen Staaten, war ihr oberstes Gesetz und ihre vornehmste Pflicht. Gelang es, den Glauben an die eigne Unbesiegbarkeit und angeblich moralische Überlegenheit einmal mit einer wahrheitsgetreuen Nachricht zu stützen — um so besser; gelang dies nicht, so mußten eben Erdichtungen, bewußte und unbewußte Lügen und vor allem Phrasen, herrliche, volltönende, unübertrefflich klangvolle Phrasen die alleinseligmachende Suggestion aufrecht erhalten. Schon die Begründung der Kriegführung seitens der Alliierten zeigte die Macht der Phrase. Offenbar hatte man vergessen, sich über die Begründung vorher zu einigen — so gab Rußland an, es müsse den „Überfall" auf das arme Serbien abwehren, Frankreich behauptete, die Welt vom deutschen Militarismus erlösen zu müssen, und England stieß in dasselbe Horn, nachdem es anfangs sich bemüht hatte, die Welt glauben zu machen, daß es zum Schutz der belgischen Neutralität das Schwert ziehe. Auch nachher: Phrasen überall! Man erinnere sich daran, wie die französische Regierung, als sie am 3. September 1914 ihre übereilte Flucht von Paris nach Bordeaux ausführte, den Parisern die bittere Pille nicht nur mit dem Hinweis darauf, daß sie zur „Organisation der nationalen Widerstandskraft" freie Hand haben müsse, schmackhaft zu machen suchte, sondern auch mit dem Trost, daß zur selben Stunde die russischen Heere „den Stoß ins Herz des Feindes" führten, obwohl ihr genau bekannt war, daß 5 Tage zuvor die russische Lawine in die masurischen Seen ge-

Go gle

raten war. Man erinnere sich weiter an die hahnebüchenen Lügen und Verleumdungen der Reuter- und Havas-Meldungen, über die man sich erfreulicherweise bei uns in Deutschland recht wenig aufgeregt hat, im frohen Bewußtsein, daß die Wahrheit doch bald an den Tag kommen werde, die aber doch Unheil genug im deutschen Sinne angerichtet hat: die z. T. unbegreifliche Deutschfeindlichkeit auch in solchen neutralen Staaten, mit denen Deutschland stets in Frieden, Freundschaft und gegenseitiger Hochachtung gelebt hat, war natürlich im wesentlichen eine Folge der Suggestion, welche die Verleumdungs-Telegramme über die „haarsträubenden Grausamkeiten der deutschen Barbaren" verbreiteten, und überdies sagt man wohl kaum zu viel, daß Japan die größte Dummheit seiner bisherigen Geschichte, den Raubfeldzug gegen Kiautschou, niemals unternommen hätte, wenn es nicht durch die englischen Suggestivkräfte in den Wahn versetzt worden wäre, daß schwere deutsche Niederlagen vor Lüttich usw. den Anfang vom nahen Ende Deutschlands anzeigten. — In England selbst war das Streben nach Suggestivwirkung noch mit einer besonderen Beimischung jener moralischen Entrüstung versehen, die der Brite um so unübertrefflicher handhabt, je weniger echt sie ist. So kam jenes, für unser deutsches Empfinden unbegreifliche Telegramm des obersten Chefs der britischen Admiralität Churchill an den Bürgermeister von Scarborough zustande, worin er von der „schändlichen" deutschen Flotte sprach, weil sie England durch eine erlaubte Kriegshandlung geschädigt hatte, (was hätte man wohl in Deutschland gesagt, wenn etwa nach der Seeschlacht an den Falklands-Inseln unser Tirpitz in einer amtlichen Kundgebung von der Feigheit und Verworfenheit der britischen Seekriegsführung gesprochen hätte!) So allein war auch die logische Ungeheuerlichkeit zu verstehen, die sich erst in der britischen Presse fand und die sich dann der sonst einigermaßen besonnene Kitchener in seiner Oberhaus-Erklärung vom 8. Januar zu eigen machte, jene Beweisführung, die in einem Atem versicherte, der Vorstoß der deutschen Flotte vom 16. Dezember gegen Scarborough und Hartlepool sei nicht nur völkerrechtlich unzulässig gewesen, da er sich gegen „ungeschützte Badeorte" gerichtet habe, sondern auch vollständig zweck- und ergebnislos, da die Küstenbatterien der beschossenen Plätze, obwohl sie das Feuer erwiderten, gar nicht beschädigt worden seien! — Derartige Erfahrungen zeigen eben, daß es Deutschlands Gegnern vor allem anderen um Aufrechterhaltung der Suggestion zu tun ist, während die deutsche Kriegführung und Berichterstattung die Tatsachen für sich sprechen läßt und nicht viel darnach fragt, wie „die anderen" darüber denken, da sie es in ihrem guten Gewissen jedem überläßt, sich seine Meinung nach Gefallen zu bilden. Das mag für den Augenblick unzweckmäßig sein und schaden; für die Dauerwirkung ist es doch die klügste und vornehmste Methode, denn die Stimmung der Welt ist doch nicht immer mit dem Dunstschleier von Suggestionen zu regulieren. Eines Tages, früher oder später, kommt das Erwachen, wo nur die Wirklichkeitswerte gelten und mit der Erkenntnis des Suggestivwahns auch die Abneigung und Feindschaft gegen die-

Go gle

jenigen sich einstellt, die solche trübselige Täuschungen nötig zu haben glaubten, um das wankende Gebäude ihrer selbstsüchtigen Interessenpolitik zu stützen.

Was haben denn schließlich alle jene Reuter-Telegramme über fingierte Siege und totgeschwiegene oder verdrehte Niederlagen, über den unvergleichlichen Heldenmut der wackeren indischen Truppen und die hunnenmäßigen Abscheulichkeiten der deutschen Barbaren erreicht? Schließlich hat sich alle Welt darüber lustig gemacht, und Reuter hat sich ein für alle Male jeden noch so bescheidenen Anspruch auf Glaubwürdigkeit verscherzt. Und was hat das durchdringende Geschrei über das „völkerrechtswidrige" Vorgehen der deutschen Kriegs- und Luftschiffe gegen englische Küstenplätze zur Folge gehabt? Auch der neutralste Neutrale mußte den Kopf schütteln, wenn er die Presse des englischen Volkes jeden Schuß gegen eine englische Küstenbatterie und gegen andere militärische Anlagen als eine völkerrechtswidrige Gemeinheit schmähen hörte, die Presse desselben Volkes, das dereinst i. J. 1807 mitten im Frieden das unverteidigte Kopenhagen durch ein Bombardement fürchterlich verheerte, das i. J. 1882 ohne irgend welche Notwendigkeit Alexandria ohne Ankündigung im Frieden bombardierte, das noch jetzt ohne jeden erkennbaren Kriegszweck friedliche deutsche Küsten-Städte (in den Kolonien natürlich, denn an die gut verteidigten Küsten-Städte in Deutschland selbst wagte sich kein britisches Schiff, kein Kreuzer und kein „Fürchtenichts", auf weniger als 100—200 km Entfernung heran!) Bombardements unterwarf, das über dem harmlosen Ort Freiburg i. Br. wiederholt Bomben abwerfen ließ, aus keinem anderen erkennbaren Grund, als um die „damned Germans" etwas zu ärgern! Stimmung sollte mit all der bestellten falschen Begeisterung und geheuchelten Entrüstung gemacht werden, und Stimmung ist damit gemacht worden, aber dieselbe Stimmung von ephemerem Wert, wie sie um Mitte Januar jener köstliche Bericht über den herrlichen englischen Sieg bei La Bassée erzeugte, der ausdrücklich als eine der „glorreichsten Waffentaten der englischen Geschichte" in die Welt posaunt und telegraphiert wurde, bis einige Tage später nebenbei bekannt gegeben wurde, daß in den fraglichen Tagen bei La Bassée überhaupt nicht gekämpft worden sei. Mit solcher Methode, der die Siege auf dem Papier wichtiger sind, als die auf dem Felde, haben auch die Franzosen den Krieg 1870/71 geführt. Sie wäre unbedingt erfolgreich, wenn nicht auf die „gemachte" Stimmung notwendigerweise schließlich ein Erwachen folgen müßte. —

Go gle

Dozent Dr. Max Eisler: Ypern.

Belgische Städte, in Jahren der Wanderung durchstreift, werden in diesen Tagen wieder lebendig. Flüchtig Geschautes, karge Stunden des Verweilens, werden im Ereignen der Gegenwart zur großen Erinnerung, vertiefen sich im Hammerschlag der Zeit zum unverlöschlichen Erlebnis. Als General Emmich das feste Lüttich nahm, begann diese seltsame Umwertung von Erfahrungen, die wir bis dahin für unseren unverrückbaren Besitz gehalten hatten, in den uns kein anderer Eingriff möglich schien, als der des Verblassens und Vergessens. Dann kam Löwen und Brüssel, Mecheln und Antwerpen, Gent und Brügge, jetzt schließt Ypern die Reihe. In das Kreuz und Quer unserer fahrenden Lust aus jüngeren, besseren Tagen hat der Schritt der Heere die neue, preußische Ordnung gebracht. Unser Gedankengang hat die Zucht angenommen, die ihm der Waffengang der Helden diktierte, und macht nun, neu gerichtet, klar geworden und sicher gegründet, mit den Kämpfern in Flandern halt an ihrem Ziele.

Ypern.

Als der Name uns jetzt nach Jahren wieder anrief, war es ein Appell an den Geist, sich zu sammeln, der alten Bildbegegnung recht inne zu werden und das Gesehene nach seinem ganzen Gehalt zu begreifen. Das ist ja die Lehre der Zeit, daß sie zum Wesen führt, Auge und Ohr mit der Gewissenspflicht des Gedankens belastet und nicht eher ruht, bis der sittliche Grund des augenblicklichen Geschehens offen liegt. Was war dieses Ypern den Vielen, die es auf ihren Wegen durch vlamisches Land einmal ungefähr berührt hatten, und was ist es ihnen seither geworden! Die unscheinbare, still treibende Beschaulichkeit dieses Ortes hat jetzt plötzlich wieder ihr anderes Gesicht, das kühne, stolze, von vielfältiger Kriegsnarbe gezeichnete der größeren Vergangenheit dem Tage zugewendet, seine Wunden stehen wieder offen, bluten und reden. Das Gericht Gottes schreitet wieder über diese Stätte und sie gibt Zeugenschaft von ihrem unerbittlichen Schicksal.

Es ist tragische Wucht und Weisheit in diesem Schicksal. Die Engländer bereiten seinen Weg, die Franzosen vollstrecken ihn. Das Jahr 1383 bringt die dramatische Wendung. Politische Fehde, päpstlicher Hader geben dem Londoner Citymann die Maske, er schickt seine Soldknechte gegen die ungestüme Konkurrenz der Tuchstadt an der Yperlée und bricht sie. Zwar ist sie unbesiegt, als er nach fruchtlosen Monaten den Rücken kehrt, aber ihr Wohlstand vernichtet, die Quartiere der Arbeit zerschossen. Es ist der ruhmlose Sieg des Krämers, der die Beute heimträgt, aber nicht den Lorbeer. Mit diesem Jahre schließt das Lebensbuch Yperns. Auch Ferdinand Pauwels, der in den Hallen von Ypern die Geschichte

Google

der lebendigen Stadt gemalt hat, stellt das Bild dieses englischen Jahres an das Ende seiner Reihe. Was nachkommt, ist kümmerliches Nachleben, rückwärts gewendet, Nachtraum des Vergangenen, Zurechtfinden mit der knapp bemessenen Gegenwart.

Es ist seither keine angreifende Lust, keine widerstehende Kraft in diesem rekonvaleszenten Körper. Was die Franzosen nun in den viermal hundert kommenden Jahren immer wieder zum Zielpunkt ihrer Kriegfahrt machen, ist kein kampfwürdiger Held mehr, sondern nur Opfer und Schauplatz. Allerdings einer, der, nahe der Engländerküste und am Grenzschnitt germanischer und romanischer Welt, wie kaum ein zweiter zum Austrag allerhand westlicher Konflikte geeignet scheint. Für zwei Menschenalter gerät die altdeutsche Erde wieder in die Hand des Österreichers, es sind Jahre des Friedens und der Erholung. Aber kaum genesen, wird sie wieder Beute ihrer zweiten Schicksalshand, Republik und Kaiserreich verfahren mit ihr nach französischem Erobererbrauch, ohne Scham und Schonung. Da wird Belgien frei und Ypern mit ihm.

Seither sind hundert Jahre voll geworden, Yperns Schicksalsstunde schlägt wieder. In der westlichen Niederung an der Yser stehen wieder der Engländer und der Franzmann, diesmal gepaart, — als Freund. Die Maske ab! Bürger von Ypern! Wie oft habt ihr in den Stunden der Feldschlacht diese Gesichter gesehen, ohne Visier? Waren sie jemals wie Gesichter von Freunden, verhießen sie Treue, weckten sie Zutrauen? Oder waren es nicht die Züge des Todfeindes, des Krämers und des Landnehmers, der im zwittrigen Bunde jetzt endlich das e i n i g e Wesen enthüllt. Erinnert euch! Ehe der Engländer kam, waren eurer zweimal Hunderttausend in den Toren der Stadt, von viertausend Webstühlen ging das Singen und Surren durch die Gassen, der Ruhm eures Reichtums drang schon zu seiner Zeit wie eine Sage in die ärmere Mitte Europas, wie das Märchen von Wisby, der versunkenen Stadt. Wer hat diese rechtmäßige Macht, die Frucht der Bürgerzucht, der Bürgerhand zugrunde gerichtet, die Gesellen eures Handwerks vor den Mauern der Stadt um Wohnhaus und Werkstatt gebracht und in die Fremde getrieben, nach Holland, nach England? War's nicht der Engländer, euer Freund von heute? Und als ihr dann völlig erschöpft waret, daß man euch nach hunderten zählte, — nur fünftausend hieß es anno 1600 — wer ließ euch doch nicht zur Ruhe kommen, bis keine Hoffnung auf Zukunft in euch war? War's nicht der Franzmann, euer Kamerad vom Tage? Oder hat euch nur einmal in diesen tausend Jahren der Deutsche bedroht, der eure Stadt gepflanzt, dessen Hanse sie zur Blüte gebracht und dem ihr nun, mit dem Erbfeind von gestern, an den Hals wollt? Euer Sinn hat sich geändert, aber euer Schicksal nicht. Wenn euch mit dem Frieden wieder Tage der besonnenen Einkehr kommen, werdet ihr erkennen müssen, daß der Bereiter und der Vollstrecker eures Stadtgeschicks wieder am Werke gewesen sind.

•

Google

Es ist ein durchgängiges Merkmal des Mittelalters, daß seine Stadtbilder unverwüstlich sind. In diesem Betracht steht seine Baukunst höher als irgendeine und ist schlechthin Kultur. Denn Kultur ist natürliches Wachstum, organisch Gewordenes, und das Gewachsene ist unverwüstlich, es sei denn, es würde mit der Wurzel ausgerottet. Auch die Kette zerstörender Kriege konnte hier nur Schmuckstücke aus dem geschlossenen Körper reißen, aber der Gliederbau blieb bestehen, die weise Struktur der Anlage unangetastet, und zwischen den reichlich erhaltenen Splittern altertümlicher Baukunst schlägt Auge und Gedanke auch heute noch leicht die Brücke zum Ganzen. Keine der gleichaltrigen Städte erweckt so sehr den Eindruck des Unversehrten, wie dieses schwer bedrängte Ypern. Das Bild schweigt von den langen Jahrhunderten der Heimsuchung, überschlägt die düsteren Seiten des Lebensbuches und zeigt nur jene stolze Heiterkeit, die ihm einst wirklich eigen war. Man vergißt vor diesem steinernen Zeugnis, daß keine schaffenden Pulse mehr in ihm schlagen, wird entwaffnet von dieser Anmut, die den Ernst der Vergangenheit zur lieblichen, sonnigen Gegenwart wendet, fühlt sich hier völlig frei von dem Druck der Antiquität und nimmt willig für lachendes Leben, was doch nur das sinnige Lächeln auf einem altschönen Gesicht ist. Das ist der e i n e Zauber dieser Stadt, den sie mit keiner der gleichgeborenen Schwestern gemein hat.

Man sieht näher zu, dieser seltsamen Heiterkeit auf die Spur zu kommen. Brügge liegt nahe. Man ist von dort herüber gekommen und wird auch hier immer wieder an diesen Vorort der Hanse erinnert, aus dessen Blüte Ypern sichtbaren Gewinn gezogen. Und gerade diese Nachbarschaft schärft den Blick für die Wahrnehmung des schlagenden Unterschiedes. Dort Erstarrung, die ganze Stadt ein Denkmal, der Kristall des mittelalterlich Krausen, Engen, Traulichen und Bedrückenden, hier Freiheit, Weite und Sonne. Nichts von den grotesken Winkelzügen der Gassen, von dem beklemmenden Gedränge der Plätze, sondern breite, gradlaufende, aufrichtige Straßen, weite, lichtfrohe Märkte, Adern und Herz durchströmt und gesegnet von der fliehenden Sonne Flanderns. In der Regel nordischer Stadtbilder der mittelalterlichen Späte ist dies die unvergeßliche Ausnahme. Man begreift sie, erinnert man sich an ihr schnelles, von zweckbedachter Bürgerschaft geregeltes Emporkommen und an den vielverzweigten Stadtfluß, der, seither überwölbt, das Terrain der Straßen und Plätze erweitert. Ehemals floß die Yperlée mitten durch den großen Markt, trug auf ihrem Rücken die Schoner und Schüten bis in das Herz der Stadt und lagerte an der Treppe der Tuchhallen ihre wollene Fracht ab, nahm fertiges Gut wieder auf. Wieder derselbe versteckte, verkehrte Sinn des heutigen Bildes. Es verbirgt die Adern seiner versunkenen Lebensmacht und vergilt dafür mit der sonnigen Lust seines breiten, toten Wegnetzes.

Das ist Ypern, die Bürgerstadt. Keine ist dies so ausschließlich, wie sie. Kein Denkmal des fürstlichen und feudalen Regimentes, — die Kirche versteckt

Go gle

sich hinter dem Stapelhaus der Bürgerweber, selbstherrlich waltet der Bürger im Bilde des Großen Marktes, dem Monument der unbeschränkten Bürgergewalt.

Man sucht die Teile, die die Wucht dieser Bildwirkung erklären. Da ist zunächst der Platz selber, dieser Riesenhammer, dessen Stiel so kostbar gefaßt, dessen Keil so großartig ausflutend, so sonnenblank ist. Dann sind es die Wände. Gleich den Hammergriff ziert das Beste. Einerseits die Fleischhalle, andererseits die Tuchhallen, so stehen sie einander gegenüber, die malerische, farbenfrohe, bewegliche und spielende Kleingotik der schweren, ins Vermessene aufstrebenden Turm- und Hallengotik, der tolle Rhythmus der Fläche dem glockentiefen, reinen Austausch der Baumassen, das Launische dem Besonnenen, das Vielfache dem Einfachen. Jedes für sich schon das erlesenste Denkmal seiner Art in dem fleisch- und tuchhallenreichen Belgien, — zusammengenommen, die äußerste Spannung der Bürgergotik. Und der Platz dieses herrlichen Gegenübers heißt seit alten Zeiten der Nährmarkt. Nichts stört den straffen, selbstbewußten Zug dieses Bürgerwerkes, auch in den Namen liegt Sinn und Gleichmaß. Aus der verhältnismäßigen Enge dieses Vorplatzes wächst inmitten der über 130 m langen Hallenfront der Belfried bis zu siebzig Meter Höhe. Schon für sich massig und hoch genug, preßt ihn die Nähe der Blockwand mit der Fleischhalle fürs Auge noch stärker empor, an ihrer schmuckfrohen Unruhe gewinnt der Ernst und die Macht jenes Körpers doppelt an Geltung. Es scheint, als könnte dieser Wucht nichts das Gleichgewicht bieten, als müßte sie alles ringsum erdrücken, und die Baukunst hätte hier die Grenze ihres Bewegungsdranges erreicht, die auftosende Brandung, von der aus es kein Weiter mehr, nur ein Zurück noch gibt. Und wahrhaftig, es ist schwer ein Bauwerk zu denken, das Yperns Kampanile und dem mächtigen Würfel, in dem er wurzelt, die befreiende Auslösung bieten könnte. Aber da tritt die unerschöpfliche Weisheit dieser Baukultur mit neuer Auskunft auf den Plan. Was einer Architektur nicht möglich wäre, besorgt die weite, freie Fläche des Hauptplatzes im Osten, hier flutet die Enge des Nährmarktes mit vollen Wogen aus, hier findet die gebundene Baumasse der Turmhallen Ausgleich und Austönung, hier steht Wucht gegen Wucht im strammen Gleichgewicht. Bedarf das ernste Glück dieses Staunens noch einer Steigerung, das großartige Gegenspiel eines Überganges, der unser Gefühl erleichtert, entlastet? Robusteren, größer gesinnten Zeitläuften war er kein Bedürfnis, die gotische Späte kam ohne ihn aus. Aber der Neugeist, in dem wir selber wurzeln, hat im Beginn seiner volleren Entfaltung dieses Bedürfnis empfunden, die Renaissance stellt zwischen Hallen- und Platzgröße das vermittelnde „Neuwerk", machte das Gelenk zwischen Stiel und Hammer zum deutlichen, fesselnden Schmuckstück, setzte den Einfall des Augenblicks zwischen zwei ewige Gedanken.

Nirgend sonst ist ein Markt so sehr das Monument des Bürgertums geworden, wie in Ypern, der Bürgerstadt. Wir erfahren an ihm das uns verlorene Vermögen einer Baukunst, die Kultur, das ist Zeitgestaltung, gewesen ist.

Go gle

Wir können uns bestenfalls in Gemälden, in der Einzelarchitektur monumental aussprechen, und Meunier, ein Sohn dieser Erde, erweist auch durch die Hand des Bildners, daß die Fähigkeit zu solchen Zielen hier noch als Bluterbe fortwirkt. Aber ein Gebilde, in dem die Arbeit von Jahrhunderten der Art und Kraft ihrer Gesellschaft ein Denkmal von einem großen Zuge setzt, ein Spiegel des höheren, wesentlichen Lebens, also ein Monument wie diesen Bürgerplatz von Ypern werden wir den nachkommenden Geschlechtern nicht hinterlassen können. Uns fehlt die Sammlung, die Besonnenheit und das Einmütige, die dieses Werk zustande brachten.

Das ist der andere Zauber von Ypern, der Bürgerstadt. Und sie hält ihn fest bis in den letzten Winkel ihres vollkommen reifen Planes. Nur klare Einsicht, Selbsterkenntnis und Willensstärke schaffen solche Einheit. Wo immer wir ihm begegnen, diesem beharrlichen Zug bürgerlicher Selbstbestimmung, von dem uralten gotischen Holzhaus draußen am Liller Tor im Stadtsüden bis zu den Ziegelbauten der Stadtblüte im äußersten Norden, in allen Abarten der reichen Giebelfronten, getreppten und geschweiften, in den gespitzten und flach gedrückten Fensterrahmungen und Torbogen, in den barocken Schnörkeln und schmiedeeisernen Maueranfern, immer bleibt es unverblümtes Bürgerbekennen, hochgemute, kultivierte Bürgerherrlichkeit. Gegen diesen ungewohnten, unvergeßlichen Eindruck kommt nichts anderes auf.

Nicht wie sonstwo die Kirche, nicht wie überall die Kunst. Zum erstenmal ersieht man ein Stück der Kathedrale im Durchblick des Torganges unter dem Belfried der Tuchhallen, in der Umklammerung des Webermagazins bietet sich der erste Nahaspekt der Hauptkirche. Man muß den Weg durch die Bürgerburg oder ihren Schöffenbau nehmen, will man vom Platze zu Sankt Martin vordringen. Nach dem mächtigen Bild des großen Marktes nimmt sich dies neue „an Maartens Kloster" fast dürftig aus, als sei nicht rechte Lust hier am Werke gewesen. Zum Helmstück am Kirchturm langte es nicht mehr, aber den Donjon drüben ließ der Bürger bis zur Spitze mit dem Drachen auswachsen, bedachte ihn mit üppiger Bildzier, mit Wappen und Gold, daß er an stolzem Gehaben den nahen halbwüchsigen Kameraden arg in Schatten stellte. Auch sonst wirkt die Abgeschiedenheit, die bescheidene Zurückhaltung dieses Kirchplatzes wie erzwungen, wissentlich herbeigeführt, von den Bürgerheeren auf den Sonnenstraßen mit Absicht ins Halblicht gesetzt. Keine breite Öffnung nimmt hier wie sonst das vereinsamte Glied in das lebendige Netz des Körpers auf, kein Haus aus der Stadtblüte bezeugt heute, daß der wohlhäbige Bürger die Stelle als Wohnsitz bevorzugt hätte. Nur der Zeitraum des verminderten Nachlebens hat hier an den Wänden Denkmäler hinterlassen, zwei Giebelhäuser und die Conciergerie sprechen die späte Sprache der Renaissance und verstärken den Eindruck der Ermüdung, die sich hart neben dem Hochlied der Lebensspannung so seltsam und unabweislich einstellt.

Google

Selbst die Kunst hat in dem Lebensraum von Ypern kein eigentliches, selbständiges Daseinsrecht. Was näher dazu gehört, ist ohne weiteren Belang. Nur was in recht weitläufiger Verwandtschaft mit ihr vom bürgerlichen Handwerk zuwege gebracht worden und andererorts unter den Tisch fällt, fesselt und belehrt hier auch den Kunstfahrer, der sonst bloß den Reiz der ungewöhnlichen persönlichen Tat auf sich wirken läßt. In ein paar Sälen der Boucherie hat man diese Dokumente zusammengetragen, das Gehäuse paßt zu dem Kram wie die alten Bauernstuben zu ihrem urväterlichen Hausrat. Es ist ein krauses Allerhand, Ansichten gefallener Häuser, geschleifter Stadtviertel, die Chronik Yperns in alten Grundplänen, Schränke und Truhen, Balkenköpfe vom Stadthaus, Münzen und Geschirr, — aber aus all dem Kunterbunt blickt wieder ein klarer Gedanke, der alte wohlvertraute von Yperns edlem Bürgerherrentum.

So ist Ypern. Unter den Begnadungen, die uns von Altstädten kommen, steht die dieser Stadt für sich. Nicht Demut und Versonnenheit beschert sie, nicht rückschauendes Bescheiden und Entfremdung vom Eigenen und Gegenwärtigen, sondern Lebensumsicht und klaren Mut. Unser Vertrauen auf die Tüchtigkeit ist gemehrt, unser Bürgerfrohsinn gestärkt, wenn wir diesen seltsamen Ort verlassen. Er ist eine Heilstätte des tatkräftigen Lebens, die jedermann zu Nutzen wird.

So wird Ypern sein — auch jenseits dieses Krieges. Denn seinem gleichbleibenden Wesen können die Schüsse aus Ost und West nichts anhaben. Wie oft auch der Krieg sich hier häuslich machte, wie viel er zerstörte, der Rest sprach die Sprache des Ganzen, als es noch stolz, unversehrt und lebendig war. Will wetten, daß über Jahr und Tag dort wieder die unberührte Heiterkeit, der siegende Gedanke eines starken, lichten Einst zuhause ist, — nur eine Narbe mehr im alten, raufluſtigen Gesicht.

Myrrha Tunas: Das Recht zur Einsamkeit.

Ein Dichter in der Mittagszeit seines Lebens stand auf der Bergesspitze. Gestern war der Kriegsruf durch die Welt geeilt. Der Dichter folgte nicht dem Befehl, sich zum Heer seiner Heimat zu stellen. Er stürmte auf den Berg.

Seine Seele tat sich weit auf und sah die Herrlichkeiten der Erdennatur vor sich ausgebreitet, die nun mit dunklem Blut überzogen werden sollte. Und er sah, wie die Sonne in sattem Purpur sie grüßte.

Da streifte ihn ein eisiger Hauch und ein Zischen fuhr durch die Luft. Der Dichter fühlte, daß dies der Krieg sei, der sich zu seinem Raubzug durch die

Go gle

Lande aufmachte. Mit wildem Zorn wollte der Dichter ihn aus seiner Bahn weisen, denn es zerriß sein Herz, wenn er an all die kommende Not dachte. Laut rief er: „Halt, stehe!"

„Weißt du auch, wen du rufst?" tönte eine Stimme aus der Höhe.

„Du bist die Kriegsfurie."

„Ich bin die Seele des Krieges!"

Rauh lachte der Dichter auf: „Spotte nicht! Der Krieg hat keine Seele, er ist aus Stahl und Blut!"

„So nenne mich blutstählerne Kriegsseele! Doch was riefst du mich? Ich kann nicht verweilen! An allen Enden der Erde harrt man meines anfeuernden Rufes. Was willst du von mir?"

„Du sollst mir sagen, warum du mir meine Einsamkeit rauben willst, meine Einsamkeit, die der Schatz meiner Seele, das Entzücken meines Herzens ist!"

„Deine Einsamkeit? Du hast kein Recht zur Einsamkeit! Geh hin und kämpfe!" Ein Zischen brauste durch die Luft. Der Dichter fühlte, daß der Krieg seinen unabänderlichen Weg des Jammers, der Not und des Blutes raste. Er brach zusammen.

Eine Nacht und einen Tag ging er umher, wie einer, der an der Grenze des Wahnsinns steht. Dann trieb der Hunger ihn in die Nähe der Menschen. Der Zufall führte ihn an den Tisch eines Mannes, der im Dienst der sozialen Hilfstätigkeit weißhaarig geworden war. Dieser sah die Verzweiflung des Dichters und mit seiner rauhen Stimme fragte er ihn schonend nach dem Grund seiner Trostlosigkeit.

Da erzählte der Dichter von seinem Gesicht auf Bergeshöhe und begann dann nach kurzem Zögern: „Ich bin einsam gewesen all mein Leben lang. Erst war ich einsam in meiner Kindheit und Jugend, weil niemand nach mir fragte, man ließ mich stehen und keiner achtete meiner glühenden Mitteilungssehnsucht. Schließlich fand ich, als Mann, in der Einsamkeit mein höchstes Glück und verlangte nach nichts anderem mehr. All mein Leben lang hat sich niemand um mich gekümmert, niemand nach mir gefragt. So gingen wir abgesondert, ich meinen Weg, sie den ihren. Ich kümmerte mich nicht um ihr Tun; nur wenn sie in kalter Eigensucht mich hinunterstürzen wollten zu den Ausgestoßenen, kämpfte ich heftig gegen sie. So errang ich mir das Recht meiner Einsamkeit. Und nun —" er stockte, denn die Kämpfe der letzten Tage stiegen in furchtbarer Schwere vor ihm auf.

„Und nun —"

„Und nun kommt der Krieg und mit diesem besinnen sich die andern auf mich und beachten mich nicht nur, sondern fordern von mir. Fordern nicht, daß ich mich ducke, wie sonst stets, vielmehr fordern sie von mir Hilfe, nein mehr, Arbeit, Lebensarbeit, schlechtweg: meine ganze Kraft, mein Leben. Für sie, die andern, die mir sonst jeden Quadratmeter Luft neideten, in dem ich mich etwa recken

Google

könne, um möglicherweise über sie zu wachsen, sie fragen nach mir, werben um mich, sprechen mir von der Notwendigkeit jeder Einzelexistenz. Für sie, die mich sonst mit erlaubten und unerlaubten Mitteln zu unterdrücken gesucht, für sie und ihre bessere Zukunft soll ich jetzt mein Eigenleben fortwerfen, soll mein Ich opfern, in freiwilligem Gehorsam!"

Der alte Mann hatte gesenkten Hauptes zugehört, nun blickte er dem Dichter forschend in die Augen und fragte: „Was willst du nun tun."

Trotzig fuhr der Dichter auf: „Auflehnen! Auflehnen, um jeden Preis! Einsam bin ich gewesen all mein Leben lang. Nie forderte ich etwas von ihnen, nun sollen auch sie nichts von mir zu fordern kommen."

„O Mensch!" sagte da der Alte in furchtbarem Ernst. „Du forderteſt nie etwas von ihnen? Und doch war dein ganzes Leben ein einziges Nehmen! Denn wer machte dich? Durch wen wurdest du, der du bist? Durch wen bist du? Und — durch wen soll der nach dir werden, wenn nicht der, der ist, also auch du, lebt und leidet und kämpft? Das Recht der Einsamkeit gibt es für den Menschen nicht, noch nicht! Des Menschen Seele ist kein Ich, das das Recht zur Einzelexistenz hat, und damit also das Recht zur Absonderung, zur Einsamkeit. Der Mensch ist kein Einzelwesen; er ist und besitzt nur das, was seine Vorfahren ihm errangen, und er hat die Pflicht zu kämpfen, um seinen Nachkommen das Land der Sehnsucht näher zu bringen. In der Dunkelheit tappt er, in der Dunkelheit sucht er das Land, das seiner Seele, die nach heiliger Einsamkeit schreit, Heimat ist. In diesem tappenden Gang durch die Dunkelheit sollten die Menschen einander helfen, die Hand reichen, ihr Einzelschicksal mit seinen Wünschen und Sehnen hintanstellen. Wäre jede Einzelexistenz sich dieser seiner Lebenspflicht klar, so stünde es um die heiligsten Güter der Allgemeinheit besser. Noch ist kein Mensch ein Stern, der in einsamer Höhe leuchten darf. Noch ist er Diener, Material, das sich einfügen soll im gewaltigen Bau, nach bester Fähigkeit und klarstem Wissen. Findet es keine Fühlung mit dem Lebensbau, vereinsamt es sich, so wird es nie Halt finden, und wenn der Sturmwind des Leidens kommt, um seine Lebenskraft zu erproben, so wird es hinfortgeweht werden, an einen Ort, wohin keine Bande des Werdens führen. So wird es dem ewigen Tod geweiht. Das Sehnen und Streben der Einzelexistenz ist nur von Wert, wenn es sich in den Dienst der Gesamtheit stellt."

„Aber nun," rief der Dichter verzweifelt aus, „nun sage mir du, der du mit heißem Herzen für die Menschengemeinschaft und ihr gegenseitiges Helfen eintrittst, was sagst du zum Krieg? Kannst du den Krieg unvermeidlich heißen, der der Vernichter ist menschlichen Helfens?" Er sah den weißhaarigen Fremden flehend an, Antwort erheischend. Aber er zuckte jäh zusammmen, als er den Schmerzenszug bemerkte, der sich bei seinen Worten auf des Andern Antlitz legte. Kaum wagte er noch, hinzuzufügen: „Muß auch der Mensch, von dem du sprachst, der erkennt, daß er das Recht zur Einsamkeit nicht hat, und hingeht um der Ge-

Google

meinschaft zu helfen, muß auch er — den Krieg anerkennen und ausziehen — um zu töten?“

Da zog ein Beben durch die starke Gestalt des Fremden und in stummem Schmerz verhüllte er sein Antlitz. Lange blieben sich beide gegenüber, ohne daß ihnen Erlösung von der erdrückenden Schwere des Gedankens wurde.

Endlich fand der alte Mann seine Sprache wieder, aber sie klang tastend, gebrochen: „Sprach ich nicht zu dir von der Dunkelheit, in der der Mensch noch tappt, nach fernem Licht strebend? Ist es unverzeihlich, wenn er in seiner Sehnsucht nach dem weißen Licht in das rote Feuer stürzt, hoffend, dadurch zum Ziel zu kommen?“

Da schrie der Dichter auf: „Und muß auch ich, ich mich in das rote Feuer des Krieges stürzen?“

Schweigend blieben sie darauf beisammen, eine ganze Nacht, ihre Seelen kämpften in stummem Schmerz. Als dann am Morgen die Sonne aufging, faßte der Alte den Dichter bei der Hand und führte ihn auf die große Wiese vor seinem Haus und sprach: „In der Dunkelheit tappen wir! Geh hin und kämpfe!“ Darauf verschwand er.

Der Dichter beugte sich zur Erde, denn der Schein der aufgehenden Sonne brannte in seine Seele, doch in seinem Herzen tönte es: „Vielleicht bringt das auflodernde rote Feuer die Menschheit dem Lande ihrer Sehnsucht näher.“

Kurze Zeit später führte ihn ein Militärzug in den Krieg.

Johannes Gaulke:
Constantin Brunner und die Geistigen.

Constantin Brunner hat in seiner „Lehre von den Geistigen und vom Volke“*) mit dem metaphysischen Spuk, der der Menschheit seit Jahrtausenden anhaftet, so gründlich aufgeräumt, daß kein Raum für eingebildete Gewalten und geheime Schicksalsmächte im Universum mehr vorhanden sein dürfte. Ein Denker allerersten Ranges, der sich mit einem Schlage einen hervorragenden Platz in der Geistesgeschichte der Menschheit gesichert hat. Constantin Brunner fällt aber noch ein anderes Verdienst zu: er hat uns klar gemacht, daß es zwei Arten von

*) Constantin Brunner. Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Berlin. Karl Schnabel Verlag.

Go gle

Menschen gibt, die Geistigen und das Volk, zwischen denen keine Vermittlung möglich ist, die sich verständnislos gegenüberstehen, die sich in ihrer Wesensart zu einander verhalten, wie etwa die Art der Zweihänder zu der der Vierhänder. Schüchtern ist dieser Gedanke wohl dann und wann geäußert worden, aber nirgends so scharfkantig formuliert wie bei Brunner. Stirner hatte den Einzigen postuliert, den auserwählten Ichmenschen, den Egoisten par excellence, der keine Lebensgemeinschaft mit der Masse haben kann. Nietzsche träumt von dem Übermenschen, der, wenn ich ihn recht verstehe, der Menschheit die Erlösung aus allem Ungemach bringen soll. Brunner hat mit diesen beiden Denkern keine Berührungspunkte, die Geistigen, die er uns lehrt, sind weder starre Egoisten, noch gefühlvolle Schwärmer, sondern eben eine andere Menschenart.

Es gibt Geistige und es gibt Volk! Gut. Ich will mich mit Brunners Philosophie nicht auseinandersetzen, dazu dürfte auch der Raum eines Feuilletons nicht ausreichen, sondern ich will mich damit begnügen, die Frage über das Verhältnis der Geistigen zum Volke zu erörtern. Ich lasse ein philosophisches Buch nur gelten, wenn es mir etwas Positives gibt; mit der reinen „Geistesgymnastik" gebe ich mich nicht zufrieden. Kant hat auch eine an sich bewunderungswürdige Geistesgymnastik getrieben und ist ein Wortjongleur von außerordentlicher Beweglichkeit, der das unerhörte Kunststück fertig gebracht hat, den lieben Gott vorne aus dem Tempel hinauszuwerfen, um ihn durch ein Hinterpförtchen, das er in einer bemerkenswerten Vorahnung der Dinge offen gelassen hat, wieder hineinschlüpfen zu lassen. Sapienti sat! Man läßt den Spaßmacher eine Weile gewähren, lacht auch über ihn, dann entledigt man sich seiner möglichst schnell. So ist es mir mit den meisten unserer „Philosophen" ergangen. Aber die böse Erfahrung hat mich mißtrauisch gemacht und kritisch gestimmt. Es ist genug gedacht worden, darum laßt uns endlich handeln. Meine Wünsche sind nicht immer rein „geistiger" Natur, ich will etwas haben, das ich nicht nur schwarz und weiß auf dem Papier nach Hause tragen kann, sondern ein faßbares Wertobjekt, mit dem ich wirtschaften kann.

Hie Geistige, hie Volk! Sie haben sich immer, bewußt oder unbewußt, als Todfeinde gegenübergestanden, stets im Anschlage. In diesem Kampf, ein Kampf der Denkenden gegen die Abergläubischen, der bewußten Persönlichkeiten gegen die kompakte Majorität, haben die Geistigen wohl im „Geiste" gesiegt, aber sonst sind sie immer an die Wand gedrückt worden. Wo und wann hätten die Geistigen jemals ihren Willen zur Macht mit Nachdruck kundgegeben? Wann hätten sie dem gesellschaftlichen Körper ihr Gepräge aufgedrückt? Alles was ist, ist immer nur Ausdruck des Volkswillens gewesen. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen sind — um die Phrase zu gebrauchen — durch das Volk, mit dem Volke, für das Volk geschaffen worden. In unserer Zeit widerhallt es nur so von dem volksfreundlichen Getue. Man kann den Sieg des demokratischen Gedankens nicht laut genug in die Welt hinausposaunen, als ob das etwas rechtes

Google

wäre! Soweit haben wir es freilich schon gebracht, daß jeder Volksgenosse hübsch eingereiht und registriert ist, damit er nicht verloren gehe. Ein jeder ein Lump unter Lumpen, wie Stirner so drastisch sagt.

Was haben wir durch die Demokratisierung der Gesellschaft erreicht? Eine Schablonisierung des Geschmacks, der Bedürfnisse, der gesamten Lebensführung, ein gewaltsames Zurückdrängen alles Persönlichen, worin doch allein der Reiz des Kulturlebens beruht. Die Kunst ist zur „Volks"kunst geworden. Nichts wird höher geschätzt als die Anpassungsfähigkeit. Wer sich nicht dem Geschmack, den Neigungen und den Bedürfnissen des Pöbels anzupassen vermag, verdient, daß er zugrunde gehe. Darüber sind sie sich alle einig, die wahrhaft Staatserhaltenden, die Volksfreundlichen — die unentwegten Spießbürger.

Das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt. Alle, die es zu Rang, Ansehen und Reichtum gebracht haben, sind echte Volksmänner gewesen, „Selfmademen", das heißt Menschen, die intellektuell den Durchschnitt nicht überragen, die auf der goldenen Mittelstraße, dem Ideal aller Denkunfähigen wandeln, die alle Wünsche und Bedürfnisse des Volkes kennen, weil sie die ihrigen sind, und sie daher zu befriedigen wissen. Man preist sie sogar als die Wohltäter der Menschheit und errichtet ihnen Denksäulen. Dagegen stranden alle, die ihre eigenen Wege gehen, die unbeirrt um das Geschrei des Volkes etwas schaffen, das sie allein angeht, irgendwo als abgetakelte Wracks. Hinterher findet sich irgendein Volksfreund, der ihre Ideen durch Zusatz eines Tropfens von dem berühmten „demokratischen Öl", oder durch angemessene Verwässerung zu einem Allgemeingut, zu einem Besitztum des Volkes macht. Das Martyrium der Erfinder, Künstler und Dichter spricht eine eindringliche Sprache. Selten erntet ein Geistiger die Früchte seiner Arbeit. Entweder wird ihm schon bei Lebzeiten das Fell über die Ohren gezogen, oder man schert ihn nach dem Tode nach Gebühr.

Im großen Ganzen haben die Geistigen zu allen Zeiten, ganz besonders aber in unserer kapitalistischen Zeit, ein Leben im Schatten geführt und sich mit den Brosamen begnügt, die von der reich gedeckten Tafel der Volksgötzen für sie abfallen. Verachtet sind sie einhergegangen, als närrische Sonderlinge verhöhnt und verspottet, oftmals wie Verbrecher behandelt worden und gemieden wie die Pest. Und doch verdankt die Menschheit ihnen allein jeden Kulturfortschritt.

Wir haben es so wunderbar weit gebracht, daß die Betätigung mit geistigen Dingen als ein Makel, mindestens aber als ein unnützer Zeitvertreib empfunden wird. Nur die praktische (heißt geldbringende) Arbeit gilt etwas. Der honorige Bürger macht drei Kreuze vor dem Hungerleider von Künstler und hütet sich peinlich vor jeder Berührung mit ihm. Die Kunst hat in einem Zeitalter, das sich nicht genug an seinen märchenhaften Erfolgen auf allen Gebieten der Technik tun kann, jede wirtschaftliche Basis eingebüßt. Grauenhaft schwillt das Künstlerproletariat an.

Google

Johannes Gaulke Constantin Brunner und die Geistigen

Die Geistigen sinken tiefer und tiefer in einer vom reinsten Mammonismus beherrschten Gesellschaft. Schon gilt es als ein Axiom, daß zur Ausübung einer geistigen (heißt nichtgeldbringenden) Tätigkeit nur der Reiche berechtigt sei. Die Schamröte könnte einem darüber ins Gesicht steigen, daß es so ist, und die Wut einen packen über die mangelnde Lebensfürsorge und Lebensfremdheit der Geistigen, die es nicht verstanden haben, sich rücksichtslos in den Vordergrund zu drängen, um den Platz zu erobern, der ihnen gebührt. Sie sind im Lebenskampf zu leicht befunden worden.

„So ist es immer gewesen und so wird es immer bleiben," plappert die Masse die Phrase gedankenlos nach. Mit nichten, sage ich, denn sonst müßte die Menschheit an der materialistischen Lebensauffassung, die sie auf das Niveau des Tieres herabdrückt, über kurz oder lang zugrunde gehen. Alle, auch die Volksgenossen, haben ein vitales Interesse daran, daß es anders werde. Für das Volk ist gerade genug getan worden, auch für die verschämten Armen des Geistes, jetzt müssen die Geistigen sich endlich zu ihrem Befreiungskampf aufraffen. Wie soll es geschehen? Verheißungsvoll klingt die Lehre Constantin Brunners aus, ein Evangelium nennt sie sein Interpret A. Möbius. Brunner hat die Sonderung der Menschenarten vollzogen, er hat eine glänzende Abrechnung gehalten mit dem, was hinter uns liegt, nun gilt es, das erlösende Wort zu finden, um die Geistigen zu ihrem Befreiungskampf zu sammeln. Mit der bloßen Konstatierung der Tatsache, daß dies so ist und jenes so, ist uns nicht gedient. Wir wollen Taten sehen. Agere necesse est, scribere non necesse. Ich fordere es von Constantin Brunner im Namen aller Geistigen, aller Kampfnaturen. Seine Worte müssen Leben werden. Sonst bliebe seine „Lehre" nur ein „interessantes Schriftdenkmal" unserer Zeit, wie es viele andere Bücher auch sind. Das wäre ein zweifelhaftes Lob für ihn.

Constantin Brunner, ich hoffe und harre . . . . . .

Go gle

Karl Hans Strobl:
Gesang im Innern des Völkerschlachtdenkmals.

Vor dem Abendhimmel, an dem Glanz ist und Wolkengang, trotzt der Koloß,
wie von Giganten getürmt, auf dem Hügel über das Land hin, heiliger Stein.
Das Wasserbecken, von grünenden Rändern umfaßt, glatteste Fläche, nimmt
wie ein spiegelnder Schrein
das Bild des Riesen entgegen, von Blau umgeben, bewahrt es ernst und groß.
Kraft des Volkes hat ihn getürmt, Bewußtsein der Größe, stolze Erinnerung,
weihevollstes Mahnen aus der Vergangenheit, festgewurzelt in den Seelen: sei
immer bereit!
Redender Stein: „mein Volk, verliege dich nicht im Frieden, erhalte dich straff
und jung,
ich, der redende, ragende Stein, Werk deiner Hände, künde dir Ewigkeit." —
Heiliges Land ist hier, vom Schicksal geweihte Erde, jede Scholle von Blut getränkt,
pflügende Bauern fanden noch oft Schichten zermürbter Knochen,
oder Helme, verrostete Säbel, Gewehre in Massen von Toten, die man hier in
den Boden gesenkt. —
Heiliges Land, wo im mörderischesten Ringen Deutschland seiner Freiheit Fesseln
zerbrochen!
Weit über die Ebene hinschauend, auf die Dörfer, wo sich das furchtbare Morden
entschied,
auf die Stadt, die mit langen Zeilen von Häusern sich bis weit in das Schlachtfeld
streckt,
steht das Denkmal, auf breiten Stufen, in Massen schön, Glied fügt sich an Glied,
in gelassener Wucht, Stein gewordene Kräfte eines Volkes, das sich seiner Zukunft
entgegenreckt.

Eine Fahne weht am Koloß: schwarz-weiß-rot. Sieh! schwarz wimmelt's die
Stufen empor,
wimmelnde Menge von Menschen, klein vor den ungeheueren Treppenwangen,
und dies winzige Geschlecht, dies Volk von Zwergen, durfte sich unterfangen,
sie, die Wimmelnden, Erbauer zu sein diesem Koloß, Wächter vor der Ewigkeit Tor.
Von der Plattform geht der Blick über Gefilde und Stadt; Sonnenhinuntergang,
gleißende Kuppel der Russenkirche, grauroter Dunst über den Dächern,
über den Türmen sind dünne Wolken gespannt gleich Federfächern
und . . horch . . . klingt nicht die Luft von altem, aus der Erde dampfenden
Schlachtgesang . . .
Schon weht die Kühle des Steins, der Tag blieb draußen, hier ist Dämmerung.

Go gle

K. H. Strobl Gesang im Innern des Völkerschlachtdenkmals

Hier ist die Gruft, Weihestätte der Toten, in Stein gebanntes Erinnern.
Über sitzenden Steingestalten erhebt sich die Kuppel, umbändert von Reitern in kühnem Schwung.
Menschen sind hier gedrängt, sehr ernst, gedrückt von den Schauern des Innern.
Steinerne Wächter umstehen die Gruft, auf Schwerter gestützt, die Häupter gesenkt,
Totenwächter, die Seelen von Hunderttausenden hüten; sie sind, zu zweien gesellt,
unter riesige Masken, schicksalhaft tragische, schmerzliche Masken gestellt.
Lebender Stein ist's, fühl es nur, lebender Stein, der große entscheidende Dinge durchdenkt . . .

Horch! was ist das? Ein Vogel? Ein Hauch, von der Höhe herab? — G e s a n g, eine singende Seele,
von der Höhe herab, dunkel und licht gemischte Töne, wunderbar, verschlungner Gesang,
leise anschwellend: „Harre meine Seele, harre des Herrn . . . alles ihm befehle . . ."
aus silbernem Dunst zu Orgelbrausen, zu starkem Strom wächst der erhabene Klang.
Wie dies alles durchwebt ist von Glanz, wie das den Stein durchdringt?
wie das das Herz ergreift, wie ist alles gelöst in Bangen und Zuversicht?
Hörst du, zaghaft Gewordener, wie aus den Tiefen der Welt deine eigene Seele klingt?
hörst du, wie auf dem Gewölk des Tones Gott zu dir aus dem Steine spricht.
Redender Stein: „Sei immer hart, mein Volk, erhalte dich jung und rein."
Und nun zittert, wie aus der Unendlichkeit her, verheißend, ein Largo von Bach!
Höchster und innigster Drang des Menschen! Da — spürst du es nicht? Der Stein wird wach,
es rinnt durch den Wächter der Gruft, an dem du lehnst. Sieh ihn an! es zuckt in dem Antlitz von Stein.
Alles lebt, alles ist tief verwurzelt, wunderbar angeschlossen an Gott. —
Da wir den Stein gebrochen aus deutschen Felsen, da dienten wir D i r mit unserer Kraft;
D u sandtest die heilige Not, oh Herr, D u hast uns gerafft und gestrafft,
nun fühlen wir Deine Verheißung, oh Herr, und wissen, der Feind wird zu Spott;
nun sprichst Du zu uns durch Klang und Gesang und das Wunder des lebenden Steins,
keiner ist mehr allein, tief eingesenkt sind wir und geborgen im Schoß Deines ewigen Seins.

Go gle

Catharina von Pommer-Esche:

Almendro. Roman-Novelle.

Copyright 1914 by Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht vom Turm war herrlich. Zu Füßen der Anhöhe lagen einige Felder, die Juan Máto urbar machen wollte. Sie gehörten Don Adriano. Dann kamen Mandelbaum-Anpflanzungen mit frischem Grün, dann Olivenbäume in silbergetöntem Laub. Das Wohnhaus der Familie Máto war im arabischen Stil erbaut, mit flachem Dach und weiß getüncht. Eigentlich war es eine Gruppe mehrerer Häuser, was man aber von außen nicht merkte — ganz nach orientalischem Muster. Dahinter breitete sich Wald aus, auch Feigenbäume, die sich in üppige Breite ausdehnten, wie grüne Zelte anzuschauen.

Schon zwei Monate weilte Don Adriano auf der Insel. Seine Ankunft hatte Juan Máto doch etwas erschreckt, weniger die offene Erklärung:

„Juan — ich bin ruiniert, du bist reich im Vergleich zu mir. Ich komme, um im Turm zu leben, weiß nicht wie lange, vielleicht für immer."

Juan Máto lächelte ungläubig. Ruiniert! Das sagten alle großen Herren, und mit dem, was ihnen in ihrem Unglück blieb, würde sich ein Dutzend Armer noch für reich halten! Es war wie mit den Schiffen, die sich der Insel nahten, ehe die Regierung Leuchttürme setzen ließ. Die Insulaner, von einem bösen Trieb beseelt, zündeten Fackeln an, um die Schiffahrer zu täuschen, und wenn das Schiff auch an und für sich verloren ging, so doch nicht für die Insulaner, weil seine Erbeutung viele noch reich machen konnte.

Ein de Mosca arm! Juan Máto wollte das Geld nicht nehmen, das ihm Adriano bot. Er würde das Stück Landes, das dem Herrn gehörte, schön anbauen, und sie würden schon die Rechnung begleichen. Und der gute Juan machte den Turm wohnlich und befahl seinen Kindern, dem Herrn das Essen zu bringen, wenn er nicht Lust habe, mit ihnen an ihrem Tisch zu speisen.

Diese Zeit war für Don Adriano ein ländliches Behagen. Weder schrieb er einen Brief, noch las er eine Zeitung, noch Bücher, außer dem wenigen, das er aus dem Familienarchiv sich mitgenommen. Ein Brief kam vom braven Noce, der nicht sehr orthographisch schreiben konnte. „Dort" war alles beim alten. Der Kapitän schrieb ihm nicht, weil er erzürnt sei, daß er fortgegangen, ohne es ihm zu sagen. Aber er wäre ein guter Freund und beschäftigte sich damit, seine zerrütteten Finanzen einigermaßen zu ordnen. Dafür habe er ein teuflisches Geschick. Er, Noce, würde bald wieder Nachricht geben.

Go gle

Es verging aber geraume Zeit, ohne daß etwas kam. Was kümmerte es ihn auch? Es waren Nachrichten aus einer Welt, die er verlassen hatte und zu der er nie mehr zurückkehren würde!

Er wußte nicht, was ihm die Zukunft bringen werde. Wozu sich über das verschleierte Bild von Sais den Kopf zerbrechen! Hier war er nun einmal. Hier würde er bleiben und fischen und jagen. Den Gedanken an Städte, an Luxus sagte er gute Nacht! — —

Er blieb für sich, ohne sich in die Sitten und Gebräuche der Insulaner zu mischen. Er war doch ein Herr unter den Landleuten, ein Fremder. Die Eingeborenen behandelten ihn mit Achtung, aber kühl. Das ganze Leben dieser Leute zog ihn an mit dem Reiz des Außergewöhnlichen. Die kleine Insel, auf sich selbst angewiesen, hatte sich Jahrzehnte hindurch tapfer gegen die Seeräuber verteidigen müssen. Daher die Bauart der Kirchen mit festen Türmen, die gegebenenfalls als Zufluchtsstätten dienten. Dieses beständige Lauern auf die Gefahr machte aus den Insulanern waffengeübte Leute, entwickelte in ihnen einen mutigen Geist. Alte Sitten und Gebräuche waren den Bewohnern in Fleisch und Blut gedrungen. Wenn ein Knabe zum Jüngling heranreifte, rief ihn der Vater feierlich im Beisein der ganzen Familie in den Küchenraum: Jetzt bist du ein Mann, sagte er, und schenkte ihm ein Messer mit scharfer Klinge. Das gab ihm Selbständigkeit, er bedurfte hinfort nicht mehr des Schutzes anderer, sondern trat für sich selber auf. Dann bekam er noch etwas Geld, um sich eine Pistole zu kaufen, wie man sie hier mit großer Kunst anfertigt. Mit diesen Attributen ausgerüstet, gesellte er sich den anderen zu, und es fing auch für ihn das Leben an, mit den Serenaden, den Kirchenfesten des Schutzheiligen und vor allem den berühmten Liebesturnieren, bei denen es galt, um eine Braut zu werben, wo manchmal aber Scherz und Tanz schwere, ernste Folgen hatten. Auf der Insel gab es keine Diebe. Oft blieben die Schlüssel in den Türen während der Abwesenheit der Bewohner stecken. Die Menschen mordeten nicht, um zu rauben. Die Bebauung des Bodens ist ziemlich gleichmäßig verteilt, die Milde des Klimas und die Anspruchslosigkeit des Volkes bringen es mit sich, daß man großmütig denkt und keinen Neid gegen den Mitmenschen empfindet. Nur um der Liebe willen ließen sich die Männer hinreißen zum Morden. Die ländlichen Kavaliere waren leidenschaftlich in ihrer Eifersucht.

Der Bauer, der eine heiratsfähige Tochter hat, empfängt die Jünglinge der Nachbarschaft oder auch von anderen Gegenden der Insel. Der Vater achtet auf die Zahl der Bewerber. Zehn, zwanzig sind es, zuweilen noch mehr. Dann berechnet er die Zeit des festlichen Empfangs und die Minuten, die jeder einzelne mit der Umworbenen reden darf. Bei Anbruch der Nacht ziehen die Jünglinge heran, einige in Gruppen, andere wieder einzeln — mit einer Art

Go gle

Mundharmonika, der sie wundersam flehende Töne zu entlocken wissen. „El Zumbido" heißt das kleine Instrument. Manche kommen von weit her, wohl drei Stunden Wegs, um fünf Minuten mit einer Maid zu reden. Sie versammeln sich in der Vorhalle, einem Raum, den jedes bessere Haus auf der Insel hat. Unbeweglich starren sie die Jungfrau an. Diese hat den Strohhut mit langen Seidenbändern abgenommen, in dem sie wie eine Hirtin aussieht. Sie trägt ein Festgewand, einen grünen Rock mit vielen sorgsam gebügelten Falten. Darunter zahlreiche andere Röcke, welche es traumhaft erscheinen lassen, daß darunter ein weiblicher Körper steckt. Wunderschöne silberne Filigranknöpfe zieren die Taille, welche eng die Büste umschließt. Eine dreimal um den Hals gewundene goldene Kette gehört zur Nationaltracht. Dann beginnt einer nach dem anderen mit der Maid eine bestimmte Zahl von Minuten zu reden. Wenn einer, angeregt durch die Unterhaltung, die gegebene Frist überschreitet, geben die anderen Zeichen durch bedeutsame Blicke. Wenn er trotzdem bleibt, so nimmt einer der Stärkeren ihn am Arm und bringt ihn bei Seite, damit der Nächste sein Recht erhält. Zuweilen, wenn ihrer viele sind und die Zeit drängt, spricht die Maid wohl auch mit zweien gleichzeitig, dabei nimmt sie sich wohl in acht, einem von beiden einen Vorzug zu geben. So setzt sich diese Brautschau fort, bis die Maid ihre Vorliebe für einen Jüngling bekennt, ohne Rücksicht auf den Willen der Eltern. In diesem kurzen Frühling ihres Lebens ist das Weib Königin. Nach der Heirat, wenn nicht immer, so doch oft, tritt die Prosa nüchtern in ihr Leben. Die verschmähten Bewerber ziehen sich zurück, wenn sie nicht besonders verliebt waren, und tragen ihr Hofieren an einen anderen Ort. Hat einer aber stark Feuer gefangen, so pflegt er dem Erwählten recht gefährlich zu werden, geht ihm oft auf geheime Weise nach. Dann gibt es Messerstiche und Schüsse — die Pistole ist überhaupt wie eine zweite Stimme dieser Insulaner. Auf manchem sonntäglichen Tanzvergnügen werden Schüsse abgefeuert, als Ausdruck hoher Begeisterung.

Don Adriano lebte still für sich, sah die Gebräuche von fern an. Spanien, dessen Fahne Sonntags von allen größeren Häusern wehte, weiß kaum etwas von dieser Insel im blauen Mittelmeer, einem edeln Steinchen in seiner Krone. Don Adriano in seinem neuen Leben war so zumute, wie jemand, der einen bequemen Platz einnimmt, von dem aus er ein interessantes Schauspiel betrachten kann. Er wollte es von weitem besehen, aber allmählich hielten die Eindrücke doch Einzug in seinem Innern. Er hatte keine Feinde, dennoch nahm er auf seinen Spaziergängen durch die Insel, wenn er nicht sein Gewehr über die Schulter hängte, einen Revolver mit, obwohl er ja überflüssig war. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit im Turm trug er seinen städtischen Anzug, aber mit der Zeit nahm er ebenfalls die Tracht der Insulaner an. Auf der Jagd trug er lieber blaue Jacke und weites Beinkleid, und beim Fischen zog er jene Sandalen an, wie der alte Calamaro, doch blieb er immer der vornehme

Go gle

Adriano de Mosca, mochte er anziehen, was er wollte. Ein großer, des Landes üblicher Hut vollendete die Tracht.

Juan Mátos Tochter freute sich an der Erscheinung des neuen Insulaners. Es war reizend anzusehen, wie sie mit dem Korb am Arm aus dem Haus schritt. Sie kam in Begleitung ihres Bruders Esteban, eines frischen, frohen Jünglings, den die Eltern in die Stadt auf das Seminar schicken wollten. Er sollte die geistliche Laufbahn ergreifen und Priester werden.

II.

„Guten Tag!" rief Esteban, indem er eine Ecke des Tisches mit dem Tischtuch bedeckte, zwei dampfende Schüsseln nebst Tellern hinstellte und eine Flasche mit rubinrotem Wein. Dann setzte er sich mit verschränkten Beinen, wie ein Türke, auf den Fußboden. Da saß er nun ganz still und schaute Don Adriano mit schelmisch, aber doch treuherzig blickenden Augen an.

„Du warst also nicht in der Stadt, um Priester zu werden?" fragte Don Adriano, während er den Angriff auf die Speisen unternahm. Der Jüngling nickte.

„Doch, mein Vater hat mich einem Professor des Seminars anvertraut. Weiß der Herr, wo das liegt?"

Der Bauernsohn sprach davon wie von einem Ort der Qual, keine Freiheit, das Leben wäre dort wie in einem Gefängnis.

Don Adriano entsann sich seines Besuches in der hoch gelegenen Stadt der königlichen Festung, einer toten Stadt, getrennt von der Marina durch eine starke Mauer aus der Zeit Philipps II., in Sandstein gebaut, überschattet mit grünen Kaperngesträuchen. Römische Statuen ohne Köpfe schmückten drei bogenförmige Portale, die Stadt und Vorstadt verbinden. Weiterhin schlängelten sich enge Gassen bis hinauf an die Höhe, wo Dom und Schloß stehen. Das Steinpflaster war dort aus gebranntem Ton. Alte Wappen schmückten einzelne Häuser. Hier herrscht meistens eine Friedhofsstille, nur durch das ferne Geräusch der Meeresbrandung und das Gesumme der Fliegen unterbrochen. Abends hört man die Schritte in diesen altmaurischen Straßen. Fenster werden geöffnet in Erwartung auf etwas Besonderes, einige Soldaten, die langsam zur Festung steigen, dann Priester, vom Chor kommend. In einer dieser Straßen hatte Don Adriano das Seminar gesehen, ein großes Gebäude mit weißem Anstrich, die Fenster mit eisernen Gittern. Als der muntere Esteban daran dachte, schwand der fröhliche Ausdruck seines Gesichtes. Was hatte er dort für einen Monat zugebracht!

„Der Lehrer nutzte die Ferienzeit aus, um mir alles mögliche einzupfropfen, mich in den Reichtum und die Schönheiten der lateinischen Sprache einzuführen. Ich sollte ein Ausbund von Gelehrsamkeit werden. Gegenüber

Google

nur die Wand, blendend weiß, dann die langweiligen Spaziergänge an dem toten Hafen." Dann hatte es auf ihn Schläge gehagelt — auf ihn, den Sohn der Freiheit. Ja, wenn's nicht ein Priester wäre, dann hätte er sich gerächt. So war er entflohen, die ungeheure Entfernung bis zum Vater zu Fuß zurücklegend. Vorher übte er aber noch eines Schülers Rache aus. Einige der Lieblingsbücher hatte er zerrissen, das Tintenfaß auf den Tisch geschüttet, an die Wände unpassende Sprüche gemalt. Die Nacht daheim war reich an Erschütterungen. Der Vater hatte eine blinde Wut und schoß mit Schrot auf ihn, aber Esteban hatte nicht gezuckt, es war ja der Vater, der ihn strafte, der hatte den Sohn doch lieb, das wußte er, nur das Unglück, ihn zwingen zu wollen, und das gelänge doch nie. Entsetzt war er nur darüber, daß der Vater ihn ein zweites Mal auf das Seminar schicken wollte, doch er würde nicht hingehen, da möchte er lieber entfliehen und mit den wilden Ziegen leben!

Juan Máto hatte für seiner Kinder Zukunft bestimmt, daß die Tochter einen Bauern heiraten solle, und dem Schwiegersohn würden Land und Haus zufallen. Esteban sollte Priester werden, was eine Ehre und gesellschaftliche Erhöhung für die Familie bedeutete.

Don Adriano lächelte, als er diesen Aufruhr Estebans gegen das ihm vom Vater bestimmte Geschick hörte. Auf der ganzen Insel gab es nur diesen einen Hort der Wissenschaft, das Seminar, und die Bauern, Fischer, Bootsbesitzer, die ihren Söhnen etwas Höheres wünschten, brachten sie dorthin. Ach, die Priester Formenteras! Viele von ihnen hatten in der Zeit der Studien teilgenommen an den Brautwerbungen. Als den Söhnen dieses markigen Volkes blieb ihnen auch im Priestergewand die echte Männlichkeit. Sie waren nicht unreligiös, die Schlichtheit ihres Daseins führte sie kaum irre — aber fromm waren sie auch nicht, sie liebten das Leben und scheuten nicht die Gefahren. Diejenigen unter ihnen, die in Spanien blieben, wurden oft in den Regimentern Priester, andere, mit mehr Unternehmungsgeist, schifften sich bald ein nach Amerika, wo es Republiken gibt mit wahrhaft aristokratischem Katholizismus, das Eldorado der spanischen Priester. Von dort schickten sie ihren Familien viel Geld und kauften Landstriche, die sie zur Ehre Gottes bebauten, da der Herr des Himmels dort in der neuen Welt besser für sie sorgte als in der alten. Gab es doch in Chile und Peru, auch in Argentinien gute fromme, reiche Damen, die für eine Messe hundert Pesos zahlten. Da saß man denn oft am häuslichen Herd und plauderte von alldem; trotzdem ereignete es sich, daß einer, von Heimweh erfaßt, nach einiger Zeit seine Insel wieder aufsuchte mit der Absicht, dort weiter zu vegetieren. Aber der Teufel des modernen Lebens hatte doch ins Herz gebissen, man dachte an die jungen blühenden Städte der neuen Welt, und endlich verschenkte oder verkaufte man den heimatlichen Besitz und schwamm über den großen Teich, um nie mehr zurückzukehren.

Juan Máto war entrüstet über den Widerstand seines Sohnes, der durchaus

Google

Bauer bleiben wollte. Er erzählte von den Söhnen seiner Freunde, die nach Amerika als Priester gegangen waren. Es sei Torheit, sein eigenes Glück von sich zu stoßen. Vorigen Abend, in einem besonnenen Augenblick, hatte Esteban erklärt: Unter einer Bedingung würde er Priester werden. Wenn er vorher gründlich seine Jugend genießen, mit den anderen Jünglingen zu den Cortejos gehen, eine Braut haben und vor allem ein schönes, besonders prächtiges Messer im Gürtel führen dürfe: des Großvaters Messer. Wenn er das bekäme, würde er auch Priester werden. Bei der Erinnerung an diese ehrwürdige Waffe leuchteten seine Augen und er beschrieb dieses Prachtstück Don Adriano, es war vom besten Stahl aus Toledo, mit scharfem Schliff. Im Griff war ein Hidalgo, ein Ritter, eingraviert. Das Messer war so scharf, daß es alles durchbohrte, sogar Münzen. Der Großvater wäre ein famoser Mann gewesen.

Nun wandte sich Esteban an Don Adriano mit der Bitte um dessen Fürsprache wegen des Messers. Ja, dann würde er es erhalten — das Ziel seiner Sehnsucht. Don Adriano nahm die Bitte mit gutmütigem Lächeln auf.

„Du wirst das Messer erhalten, lieber Esteban. Und falls dein Vater es dir etwa nicht geben will, so werde ich dir in der Stadt ein schönes kaufen."

Diese Gewißheit entzückte den Jüngling. Er mußte seine Waffe haben, um sich vor den anderen sehen lassen zu können. Sein Haus würde besucht werden von den besten jungen Leuten der Insel. Seine Schwester war schon eine mannbare Jungfrau. Der Vater war bereits gebeten worden, Tag und Stunde für die Brautwerber zu bestimmen.

„Ah," fragte Adriano bestürzt, „Almendro hat Bewerber?"

Was er sonst auf der Insel in anderen Häusern gesehen, schien ihm in diesem Fall so gar nicht zu passen. Er hatte vergessen, daß die Tochter Juan Mátos ja in heiratsfähigem Alter stand. Aber konnte diese zarte Blume den kräftigen Bauernsöhnen der Insel gefallen? Sie schien ihm aus anderem Stoffe geformt. In seinem Innern sah er Almendro plötzlich verändert, es tat ihm weh — es war ihm selbst unerklärlich, warum.

„Und wie viele Jünglinge werden es denn sein?"

Noch wußte man es nicht mit Gewißheit, aber doch mindestens dreißig. Das werde eine Brautschau, von der die ganze Insel reden müsse. Wie seine Schwester, so gäbe es nicht viele auf der Insel, schön, heiter, mit einem guten Bissen Brot, denn der Vater sprach es zu allen offen aus, daß er nach seinem Tode den Landsitz dem Schwiegersohn hinterließe. Der Sohn würde als Priester nach der neuen Welt gehen. Er strahlte bei dem Gedanken, daß zweimal wöchentlich dieses Liebeswerben um Almendro stattfinden sollte. Da würden die Besten Formenteras hinkommen, sogar aus Sankt Joseph, dem Ort der tapfern, gefürchteten Männer, wo man sich nicht aus den Häusern wagte, wenn es dunkelte, wo einem hinter jedem Baum aufgelauert wurde, abwartend, ob sich nicht Gelegenheit böte, irgend welche Beleidigung zu rächen, die vielleicht schon

Go gle

vor Jahren geschehen war. Esteban freute sich auf die Bekanntschaft mit tapfern stolzen jungen Leuten. Alle würden ihn entgegenkommend behandeln, als den Bruder der begehrten Braut. Da war einer, von dem alle Welt voll Staunen war. Er hieß Hierro und war von Beruf Waffenschmied. Sehr geschickt fertigte er die schönsten Pistolen an. Vom Festlande schickte man ihm alte, verrostete Kanonen, er brachte sie in Ordnung, schuf ganz seiner Eingebung entsprossene leistungsfähige Geschütze daraus. Dann war er berühmt wegen seiner unüberwindlichen Kraft und Meisterschaft im Schießen. Vor drei Jahren hatte er sich nach dem Mutterlande Spanien eingeschifft, wo er seine Meisterschaft im Schmiedefach verwertete. Man wollte ihn nicht mehr aus Bilbao, der Stadt des Eisens, der eisernen Brücken fortlassen, da wußte man den Formentenser Hierro zu schätzen, denn er machte seinem Namen (Eisen) alle Ehre. Aber die Liebe zur Heimat zog ihn zurück, wie Insel- und Bergbewohner am leichtesten Heimweh bekommen. Hierro wollte außerdem auch nur eine Maid Formenteras freien. Er hatte zwar ein wenig die Sitten eines feinen Herrn angenommen, aber bald kam das Urwüchsige wieder zum Vorschein. Bei seiner Landung hatte man ihn wie einen Helden empfangen. Esteban empfand eine unbegrenzte Bewunderung für diesen Landsmann. Zwar so groß und stattlich sei seine äußere Erscheinung nicht, wie die des Don Adriano, der Hierro würde ihm kaum bis ans Ohr reichen, doch elastisch wäre er, niemand käme ihm gleich im Tanzen. Von seinem langen Aufenthalt in Bilbao hatte er eine bleichere Gesichtsfarbe mitgebracht, aber schon hatten die Meeresluft und die südliche Sonne ihm die gebräunte Naturfarbe wiedergegeben. Er lebte in den Bergen, in einem Hause bei den Pinienwaldungen. Er mochte sich hier nun wohl in seiner großen Kunstfertigkeit etwas beschränkt fühlen, aber dafür war er wieder in der Heimat. Esteban wünschte fast, daß seine Schwester dem Hierro den Vorzug gäbe.

„Es könnte sein, daß Almendro ihn liebt — und dann würde der Hierro mir eine seiner prächtigen Pistolen schenken. Und was denken Sie dazu, Don Adriano?"

Er sprach so, als wäre der Hierro schon sein Schwager.

Bisher war Almendros Herz noch nicht vergeben. Aber vielleicht würde es doch der Hierro! Esteban lachte wie ein kleiner Wilder, indem er sich das ausmalte. Er liebte und bewunderte Almendro. Sie war es eigentlich, die alle im Hause leitete. Alle gehorchten ihr. Selbst der Vater pflegte mancherlei mit der Tochter zu beraten. Selbst er, der des Vaters Hartnäckigkeit geerbt hatte, wurde sogleich sanft, wenn die Schwester mit freundlichem Lächeln eine Bemerkung machte.

„O, wenn der Herr wüßte, wie klug meine Schwester ist, und eine so sanfte liebe Taube dabei. Kennt der Herr vielleicht den Voz, einen kränklichen Jüngling, der nichts weiter tut, als im Schatten der Bäume zu liegen und zu singen und zu dichten? Er ist ein Schwächling, trotzdem macht er auch Jagd auf

Google

Almendro, ihn als Schwager annehmen, nein, niemals. Ich kann nur zu einem Helden in Verwandtschaft treten. Aber man muß gerecht sein und erkennen, daß Voz ein großes Talent ist, daß er nicht seinesgleichen auf der Insel hat, und er ist ein Künstler. Meine Schwester, die wunderschön singt, pflegt ihm auf seine Dichtungen zu erwidern, indem sie über die Eitelkeit und den Egoismus der Männer herfährt."

Da tönte plötzlich eine klare Stimme in der Dämmerstunde „Esteban". Mit einem Ruck war er aufgesprungen. Die Schwester rief ihn. Der Vater verlangte nach ihm, er solle bei einer Arbeit mithelfen. Don Adriano aber faßte ihn am Arm.

„Laß sie nur kommen," sagte er lächelnd, „spiel' doch den Schwerhörigen."

Esteban lächelte befriedigt und benutzte die Gelegenheit, nochmals zu bitten:

„Nicht wahr, der gnädige Herr wird nicht vergessen, für mich um das Messer zu bitten."

„Ja, du wirst es bekommen, und gibt es dir dein Vater nicht, so werde ich die ganze Insel durchsuchen nach dem allerschönsten Messer für dich."

Da rieb sich Esteban fröhlich die Hände.

„Es wird ein Zeichen dessen sein, daß du nun auch Mann bist," setzte Adriano hinzu, „weiter nichts, ein Schmuck, ein Talisman soll's sein."

Indessen verdüsterten sich seine Blicke im Zweifel. Ein Schmuckstück — aber wenn jemand ihn beleidigte — was könne ein Mann dann anderes tun? —

„Esteban!" tönte die helle Stimme mehrmals. Don Adriano hoffte, sie noch näher zu hören und das Haupt Almendros auftauchen zu sehen. Er wartete lange, bis ein leises Zittern der Ungeduld hörbar wurde. Don Adriano ging zur Tür und sah das Mädchen am Fußende der Leiter mit aufgerafftem Kleide und großem Strohhut stehen. Unter diesem, der sich wie ein Glorienschein ausnahm, hob sich das rosenfarbige liebliche Gesicht ab, in dem zwei schwarze sanfte Augen leuchteten.

„Seid gegrüßt, Almendro, Señorita."

Als sie diesen freundlichen Zuruf hörte, färbten sich ihre Wangen noch einen Ton rosiger, wie die wirklichen Mandelblüten. Sie hatte die Blicke gesenkt und spielte verlegen mit dem Zipfel ihrer Schürze, beschämt wie eine Maid, die sich der Bedeutung ihrer Weiblichkeit dem andern Geschlecht gegenüber bewußt ist und die erste Liebeserklärung hört.

III.

Am folgenden Sonntag begab sich Don Adriano in die Stadt. Der gute alte Calamaro mußte in der Kirche mitsingen. Am Ruhetag des Herrn wurde nicht gefischt. Aus Mangel an Beschäftigung unternahm Don Adriano zum ersten Mal diese Wanderung. Eine afrikanische Sonne tauchte die Landschaft in

Go gle

ihr Licht. Im Schatten der Feigenbäume lasteten die Früchte auf den Zweigen, sie lockten zum Genuß; halb geöffnet, zum Aufbrechen reif — lächelten sie dem Wanderer entgegen, als wollten sie einladen, sich doch hier an der reichen Fülle zu erlaben.

Im ernsten Laub der Ölbäume tauchten heitere Frauengestalten auf, die sich ebenfalls zur Stadt begaben. Voran gingen die jungen Mädchen in Sonntagskleidung, neben ihnen die Bewerber, in einer gewissen Feierstimmung. Den Schluß bildeten die Eltern, viele von ihnen vor der Zeit durch schwere Arbeit gealtert. Als Don Adriano die Stadt erreichte, wandte er sich zur Kirche und begab sich unter die Arkaden daselbst. Hier hatte er einen schönen Standort, um alle Ankommenden betrachten zu können. Die Kirche glich einer Moschee, aber auch einer Festung. Der alte Turm trug noch Zinnen, die alte Glocke war dereinst bei einem Überfall geraubt worden. Wer weiß, vielleicht war sie zu Kanonen eingeschmolzen. Diese Kirche, wo die Leute der Umgegend in das Leben traten bei der Taufe und daraus schieden bei der Totenmesse, war während vieler Jahrhunderte der Zufluchtsort in Zeiten der Not gewesen. Wenn irgend ein feindliches Schiff in Sicht war, flüchteten die Familien mit Kind und Kegel in die Kirche, die Männer mit ihren Gewehren, die Frauen mit Ziegen und Eseln, auch mit Körben voller Hühner. Das Gotteshaus diente dann zur Aufbewahrung von Hab und Gut der Gläubigen. Der Priester betete mit den Frauen in einem Winkel der Kirche, unterbrochen von Kindergeschrei, während die Männer vom Turm spähten, ob sich die Raubschiffe entfernten. Wenn die weg waren, zog jeder wieder in sein Quartier.

Don Adriano blieb unter den Arkaden und freute sich des heiteren Bildes der Kirchgänger, während die neue Glocke ting — tong — tang — tim schlug. Don Adriano, der Aristokrat, mochte die braven Leute im einzelnen recht gern, aber hier in der Masse — nein, das war ihm doch zu viel, da kam das blaue Blut der Moscas zum Vorschein. Er blieb in einiger Entfernung. Jeden Sonntag aber wallfahrtete er hierher und nahm als stiller Zuschauer seinen Platz unter den Arkaden ein. Die Einsamkeit im Turm, durch Fischen und Jagen gewürzt, machte es ihm doch zum Bedürfnis, Menschen zu sehen. Er bedauerte, daß er nicht malte. Hier hätte er prachtvolle Menschentypen aufnehmen können. Die Vorübergehenden grüßten ihn mit etwas erstaunten Gesichtern. Warum er nur nicht in die Kirche zur Messe ging? Alle Leute in der Umgegend kannten ihn. Sie waren höflich und erkannten des Fremden freundliche Art wohl an, aber sie konnten es sich nicht erklären, warum sich ein so vornehmer Herr in dem einsamen Turm niederlasse. Don Adriano rauchte am Eingang der Kirche, einige Tauben versammelten sich über den Arkaden und girrten sich munter ihre Liebe zu. Verschiedene Zigarrenreste lagen schon auf der Erde, als im Innern der Kirche ein hörbares Gemurmel ertönte, wie aus tausend Kehlen, dann Schritte, ein gegenseitiges Begrüßen, Rücken von den Stühlen, und dann

Go gle

wurde die Tür aufgestoßen. Zuerst kamen die Frauen, worunter manch hübsches Gesicht war. Es folgten die Männer; die älteren zogen aus dem Gürtel eine selbstgefertigte einfache Pfeife und füllten sie mit Tabak, der auf der Insel wächst. Die Jünglinge entfernten sich und nahmen eine stolze Haltung an, als die Jungfrauen an ihnen vorüberzogen. Als die geliebten Mädchen vorbei kamen, setzten sie ernste Mienen auf, betrachteten sie aber zu gleicher Zeit verstohlen. Allmählich zerstreute sich die Menschenmasse. Guten Tag! klang es hüben und drüben. Viele würden sich vor dem nächsten Sonntag nicht wiedersehen. Nach allen vier Himmelsrichtungen verteilten sich die Leute. Manche gingen langsam, andere trugen eine süße Last unter wogenden Röcken, junge Mädchen gingen verschämten Blickes hinterdrein, wohl an die eigene Zukunft denkend. Andere waren noch in der Kirche zurückgeblieben. Don Adriano sah einige, in tiefes Schwarz gekleidete Frauen, dann alte Bauern, die ihre Köpfe trotz der glühenden Hitze in Kapuzen gehüllt hatten, aber es war alte Sitte. Jene hatten Trauer um einen Bauer ihrer Familie, der vor wenigen Tagen gestorben. Sie waren nun zur Messe gekommen und zeigten ihren Schmerz mit einer Art afrikanischer Wildheit. Sie weinten, und bei der gegenseitigen Begrüßung brachen sie in lautes Stöhnen aus. Nicht als ob das alles reine Äußerlichkeit gewesen wäre — ach nein, das dachte Don Adriano nicht, aber ein kleines Teil Komödie war dabei. Da tat ein Mann den gütigen Machtspruch inmitten der Ausbrüche des Schmerzes. Es war Juan Máto, ein entfernter Verwandter des Verstorbenen. Er meinte, nun sei's genug des Klagens, Gott würde sie trösten. Jeder ziehe nun seines Weges, neu gestärkt für die Arbeit der Woche. Indessen die Leidtragenden seufzten noch immer, sie küßten einander, schüttelten sich die Hände, als ob sie sich nie wiedersehen würden.

Gruppenweise wanderten dann die Leute fort, einige die steilen Berge hinan, andere der Küste entlang oder in die großen Pinienwaldungen.

Der Rückweg zum Heim Juan Mátos verlief in einförmiger Stimmung. Von Zeit zu Zeit warf er den Eidechsen Steinchen nach und pfiff ein Liedchen vor sich hin.

Almendro ging neben ihrer Mutter, still und etwas zerstreut. Sie gab sich keine Rechenschaft davon, daß daneben Don Adriano, „der Herr des Turmes", wanderte.

Juan Máto richtete das Wort an Don Adriano: „O, der Tod ist doch eine häßliche Sache! Und dieses garstige Gerippe des Sensenmannes kommt unangemeldet! Don Adriano, das ist und bleibt ein Elend!"

„Ja, allerdings, mein Guter, bedenkt aber," setzte er lächelnd hinzu, „daß nur durch Evas Apfel im Paradies der Sensenmann solche Gewalt erhielt, mit der Sünde erhielt jener auch die unheimliche Macht."

„O, Don Adriano, das habe ich nie verstehen können. Denn wir anderen nach Eva können doch nichts für das Genießen jenes verbotenen

Go gle

Apfels. Ich meine immer in meinem Bauernverstande, daß der liebe Gott, der doch allmächtig ist, dem Klapperbeinmann den Zutritt zu uns Menschen verbieten könnte!"

Don Adriano lächelte, sagte ihm mit etwas Ironie: „Nun, mein Lieber, das laßt Euch von Eurem Priester erklären, ich kann Euch nichts anderes sagen."

Don Adriano speiste heute bei der Familie Máto. Das Mittagmahl begann etwas trübselig nach der Unterhaltung. Allmählich aber, beim Reis à la Valenciana kam bessere Stimmung. Esteban sprach vom Tanz am Abend, ganz sein Seminaristenleben vergessend. Almendro aber dachte an die Blicke des Voz und Hierro, die sie auf sich ruhen gefühlt, als sie zur Messe ging. Die Mutter seufzte. Ach, heilige Jungfrau! Mehr hatte sie nicht gesagt, diesen Ausruf nur mit ihren Gedanken von Freude und Leid begleitend. Juan Máto sprach dem Wein tüchtig zu, und sein Gesicht färbte sich bald zu fröhlicher Röte. —

Don Adriano ging zum Turm, der einsame Bewohner streckte sich auf sein Ruhelager. Welch ödes Dasein an den Sonntagen! Wo nur bleiben? Wohin gehen? In seinem festen Vorsatz, das Martyrium der leeren Zeit zu überwinden, schlief er ein und erwachte erst, als die Sonne in goldenem Glanz über dem blauen Meer unterging.

Fortsetzung folgt.

Go gle

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. iur. E. Reichenheim.

Der Goldbestand der Reichsbank.

I.

In der vorigen Nummer von „Nord und Süd“ hatte ich den Entwurf eines Gesetzes zur Hebung des Goldbestandes der Reichsbank veröffentlicht, dem der Gedanke zu Grunde lag, eine Pflicht zur Angabe bezw. zur Ablieferung der noch in Privatbesitz befindlichen Goldmengen, die ich im Gegensatz zu manchen anderen Stellen noch auf über 2 Milliarden schätze, gesetzlich zu statuieren.

Die Verwirklichung dieses Vorschlages ist, wie mitgeteilt werden kann, seitens der Reichsregierung aus Gründen, die im einzelnen hier darzulegen nicht angebracht erscheint, nicht in Aussicht genommen.

Aufgabe der folgenden Betrachtung nun ist es, eine möglichst umfassende Darstellung dessen zu geben, was zur Erreichung der Hebung des Goldbestandes der Reichsbank bisher von den verschiedensten Seiten veranlaßt worden ist.

Läßt man den Blick über die Fülle der Arbeit schweifen, die zu diesem Zweck von privater Seite zunächst geleistet wurde, so muß an erster Stelle mit besonderer Anerkennung gedacht werden der verständnisvollen Hilfe der Presse, die in der umfassendsten Weise von Anfang an bemüht war, über die Wichtigkeit der Hebung des Goldbestandes der Reichsbank aufklärend und belehrend in den weitesten Kreisen des Volkes zu wirken.

Vielfach angeregt durch die Presse sind dann aus freier Entschließung im ganzen Lande zahlreiche Privatleute in den Dienst der nationalen Sache getreten und haben in aufopfernder Weise, häufig von Tür zu Tür, von Haus zu Haus wandernd, Goldstücke eingesammelt, um sie der Reichsbank zuzuführen.

Ganz besondere Erfolge hatte dabei ein Privatmann, der auf den lustigen Einfall kam, in einzelnen Provinzblättern bekannt zu machen, daß die Reichsbank eine Umprägung der bei ihr abgelieferten Goldstücke in Aussicht genommen habe. Diese sollten „zur Belohnung“ mit einem Lorbeerkranz versehen werden, während alle anderen im Publikum zurückbehaltenen und demgemäß nicht umgeprägten Goldstücke „zur Strafe“ im Werte herabgesetzt werden sollten.

Diese Ankündigung, die in den weitesten Kreisen durchaus ernst genommen wurde, hatte an manchen Orten, besonders auf dem Lande, eine geradezu ungeheure Wirkung, und es ist daher nur zu hoffen, daß nach einiger Zeit dieselbe Ankündigung von der großen Berliner Presse — möglichst gleichzeitig und nach vorheriger Verabredung — noch einmal gebracht

Google

wird, damit ihre segensreiche Wirkung sich auf das ganze Land erstrecken möge!

Und wenn auch die großzügige Verwirklichung der von anderer Seite stammenden Anregung: der mit so viel Erfolg veranstalteten „Reichswollwoche" demnächst auch eine „Reichsgoldwoche" folgen zu lassen, dem Organisationsgenie des Reichsbankpräsidenten noch vorbehalten geblieben ist, so haben dafür doch wenigstens im Kleinen einige — Kinos diesen Gedanken bereits durch Gewährung von Freikarten für jedes an ihren Kassen eingezahlte Goldstück für die Dauer einer Woche in die Praxis umgesetzt.

Einen der größten Erfolge hatte dabei ein Kino in Karlsruhe, das innerhalb von 3 Tagen 13 000 Mark in Gold an die Reichsbank abführen konnte, während das „Marmorhaus" in Berlin, innerhalb von 7 Tagen 44 150 Mark, die V. T-Lichtspiele seit dem 9. Februar sogar weit über 100 000 Mark in Gold an die Reichsbank abliefern konnten.

Auch sonst sind vielfach auf dem Lande seitens einzelner Patrioten, durch das Versprechen der unentgeltlichen Gewährung von K-Mehl oder K-Brot für jedes abgelieferte Goldstück, ungeahnte Mengen Goldes — wie mit der Wünschelrute — hervorgezaubert worden.

Daß auch die militärischen Stellen, die ja bekanntlich an Alles denken, im Rahmen ihrer Wirkungsmöglichkeit den Goldbestand der Reichsbank zu heben bestrebt sind, dafür zum Beweise die folgenden Mitteilungen von militärischer Seite:

„Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse bei der gegenwärtigen Truppenausbildung beschränkte sich der Weihnachtsurlaub im Bereiche des 9. Armeekorps bei den Stammtruppenteilen, wie überall, auf die Feiertage. Den Urlaubern wurde jedoch eine kurze Verlängerung der Urlaubszeit zugebilligt, wenn sie bei ihrer Rückkehr von Hause Goldmünzen zum Eintausch gegen Scheine mitbrächten; für ein Zehnmarkstück verlängerte sich der Urlaub bis 12 Uhr nachts des letzten Tages, während für 20 Mark Gold und mehr ein voller Urlaubstag mehr bewilligt wurde. Die Erfolge dieser Maßnahmen waren stellenweise, wie z. B. in Schwerin i. M., ausgezeichnet, wodurch von neuem der Beweis erbracht wurde, daß auch in den minderbemittelten Familien auf dem Lande und in den kleinen Orten noch Goldbestände zwecklos zurückbehalten werden."

Ähnlich günstige Resultate sind bei gleichem Vorgehen von den verschiedensten Orten gemeldet worden. So wurden z. B. von den Beurlaubten der 4. Verwundeten-Kompagnie des Ersatzbataillons des Infanterieregiments 26 innerhalb von 2 Wochen 74 000 Mark in Gold zusammengebracht und in dem kleinen Güstrow gelang es den dort einquartierten Landstürmern innerhalb weniger Tage 40 000 Mark in Gold zu sammeln. Einen schönen Erfolg erzielte auch der Kommandant des Kriegsgefangenenlagers bei Münster, der innerhalb von 2 Wochen 53 000 Mark in Gold bei dem Bewachungskommando umwechseln lassen konnte. —

Besonders zahlreich sind natürlich die Anregungen, die von amtlichen Zentralstellen ausgegangen sind, wobei in erster Linie zu erwähnen ist der sehr dankenswerte Erlaß, in dem der Preußische Kultusminister die Lehrer anwies, durch Belehrung der Bevölkerung dazu beizutragen, daß „die unnützen im Schranke zurückgehaltenen Goldstücke der Reichsbank zur weiteren Stärkung ihres Goldvorrates zugeführt werden sollten"; ein Erlaß, der im Interesse der Sache hoffentlich seitens des Ministeriums alle paar Monate von Neuem in Erinnerung gebracht werden wird.

Die überraschend großen Erfolge,

Google

die die von einzelnen Schulleitern in ihren Anstalten veranstalteten Sammlungen gezeitigt haben — so brachten die Schülerinnen der im „Osten" Berlins, in der Litauerstraße gelegenen 235. „Volksschule" z. B. in 2 Wochen 5500 (!) Mark, das Königl. Wilhelmsgymnasium zu Berlin innerhalb derselben Zeit rund 20 000 Mark und die „Goldjungen" der Oberrealschule in Gummersbach (Rheinland) sogar über 110 000 Mark (!) auf, — lassen es darüber hinaus erwünscht erscheinen, seitens des Ministeriums an sämtlichen Schulen im Bereiche der Monarchie die planmäßige Veranstaltung derartiger Sammlungen alsbald ganz allgemein anzuordnen. Hierbei könnte der Sammeleifer der Jugend durch das Versprechen des Erlasses der häuslichen Arbeiten oder gar des Ausfalles einer oder mehrerer Stunden bei besonders günstigen Resultaten, nach den oben gegebenen Stichproben geradezu Wunder wirken! —

Daß weiterhin auch die Banken durch Einwirkung auf das Publikum und in sonst geeignet erscheinender Weise ständig bemüht bleiben, den Goldbestand der Reichsbank zu heben, wird man als selbstverständlich voraussetzen dürfen; hierbei kann als besonders erfreulich hervorgehoben werden, daß seitens einzelner Sparkassen sogar besondere Sparprämien für die Einzahlung von Goldgeld ausgesetzt worden sind. So zahlt zum Beispiel die Kreis-Sparkasse in Preußisch-Holland für Spareinlagen, die in Gold eingeliefert werden, eine Prämie von 10 Pfg. für je 10 Mark, wobei die Prämie bei jeder Einlieferung sofort ausgezahlt wird, auch bei den Annahmestellen; ein Vorgehen, das ich im vaterländischen Interesse allen Banken und Sparkassen in ganz Deutschland, insonderheit aber den Großbanken, zur alsbaldigen Nachahmung auf das Wärmste von dieser Stelle aus anempfehlen möchte, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die Verwirklichung dieser Anregung hunderte von Millionen Goldes aus dem ganzen Lande den Banken und Sparkassen mit einem Schlage zuströmen würden, vor allem aber der Inhalt der bisher verschlossenen, noch ungezählte Summen Goldes bergenden Safes endlich ans Licht kommen würde.

Demselben Ziele dient weiter ein Beschluß, den die „Vereinigung der Berliner Banken und Bankiers" gefaßt hat, dahingehend, daß verschlossene Pakete zur Aufbewahrung oder Einlegung in Schrankfächer in Zukunft nicht mehr angenommen werden dürfen, wenn der Deponent auf Aufforderung den Inhalt vorzuzeigen sich weigert; sind in den Paketen Goldmünzen enthalten, so ist die Aufbewahrung abzulehnen, desgleichen sind Inhaber von Safes, die verschlossene Gegenstände einlegen wollen, zu überwachen, damit sie nicht unbemerkt Gold deponieren können.

Auch hier möchte ich im vaterländischen Interesse dem ernsten Wunsche Ausdruck geben, daß sämtliche Banken und Sparkassen im ganzen Reiche von jetzt ab in der Praxis sich genau im Rahmen der vorliegenden Beschlüsse der Berliner Banken und Bankiers halten mögen.

II.

Vor allem aber dienen der Stärkung des Goldvorrates der Reichsbank zahlreiche Bestimmungen einer bis ins kleinste aufs schärfste durchdachten Kriegsgesetzgebung, deren größten Teil bereits in Friedenszeiten vorbereitet und ebenso wie das gesamte Wirtschaftsleben selbst, für den von ihm vorausgesehenen Krieg planmäßig im Stillen organisiert zu haben, das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst des Reichsbankpräsidenten Havenstein ist.

Von diesen Kriegsgesetzen seien die wichtigsten im Folgenden kurz zusammengestellt:

Google

1. Für Silber-, Nickel- und Kupfermünzen kann der Staat bis auf weiteres statt Goldmünzen Reichskassenscheine und Reichsbanknoten verabfolgen (Gesetz v. 4. Aug. 1914, RGBl. S. 325); 2. Reichskassenscheine sind bis auf weiteres gesetzliches Zahlungsmittel. Die Reichshauptkasse ist zu ihrer und die Reichsbank ist zur Einlösung der Banknoten jetzt nicht verpflichtet (Gesetz v. 4. August 1914, RGBl. S. 347); 3. die indirekte Kontingentierung der Notenausgabe durch Banknotensteuer fällt einstweilen fort (§ 1 Gesetz v. 4. August 1914, RGBl. S. 327); 4. eine vor dem 31. Juli 1914 vereinbarte Goldklausel ist jetzt nicht verbindlich (BRVO. v. 28. Sept. 1914; RGBl. S. 417); 5. die Ausfuhr von Goldgeld nach Großbritannien, Irland, Frankreich, Rußland, Finnland und den englischen und französischen Besitzungen ist bei Strafe verboten.

Und am 23. November war auf Grund bedauerlicher Vorkommnisse in den vorangegangenen Monaten der Bundesrat genötigt, eine Verordnung zu erlassen (RGBl. S. 481), nach der: mit Gefängnis bis zu einem Jahre und zugleich mit Geldstrafe bis zu 5000 Mk. bestraft wird, wer es ohne Genehmigung des Reichskanzlers unternimmt, Reichsgoldmünzen zu einem ihren Nennwert übersteigenden Preise zu erwerben, zu veräußern, oder solche Geschäfte über sie zu vermitteln, oder dazu auffordert oder sich erbietet. Nach einer späteren erläuternden Bekanntmachung des Stellvertreters des Reichskanzlers sind diese Handlungen jedoch zulässig, sofern sie ausschließlich zu dem Zweck der Abführung von Goldmünzen an die Reichsbank vorgenommen werden.

III.

Sind im ersten Abschnitte dieser Betrachtungen die wichtigsten Anregungen besprochen, die von der Presse, von den Banken und von Privatpersonen ausgegangen sind, im zweiten Abschnitte die wichtigsten Kriegsgesetze zusammengestellt, so sollen in dem folgenden Abschnitte noch einige besondere Anordnungen und Maßnahmen erwähnt werden, die zur Vervollständigung des Gesamtbildes erforderlich sind.

Am 17. November 1914 wies der Preußische Justizminister (J. M. Bl. S. 807) die Strafverfolgungsbehörden an, dem Treiben von Personen, die, wie beobachtet worden ist, zum Zwecke der Weiterbeförderung ins Ausland im erheblichen Umfange Goldmünzen aufkaufen, ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und gegen verdächtige Personen mit allem Nachdruck gemäß §§ 89, 91 StGB. oder § 6 der BRVO. einzuschreiten.

Dasselbe Ziel der Festnahme und öffentlichen Brandmarkung des Agiohandels mit Reichsgoldmünzen verfolgten sämtliche Generalkommandos im Reiche. So erließ zum Beispiel im November der Oberbefehlshaber in den Marken die folgende Bekanntmachung:

„In einer Zeit, in der es Pflicht eines jeden Deutschen ist, sein Gold zur Reichsbank zu tragen, haben sich hier Leute gefunden, die das Gold zu sammeln und aufzukaufen suchen, um es in das Ausland zu verbringen. Da ihre Bemühungen bei den Banken und deren Angestellten keinen Erfolg hatten, wenden sie sich jetzt an das Publikum, namentlich in Gastwirtschaften und auf den Postämtern, um gegen ein geringes Aufgeld Gold für andere Geldsorten einzutauschen. Derartige Machenschaften, Gold einzusammeln und aufzukaufen zu dem Zweck, es in das Ausland zu verbringen, sind in der gegenwärtigen Zeit verwerflich. Von der Vaterlandsliebe der Bevölkerung muß erwartet werden, daß sie das Ihrige dazu beitragen wird, solchen Elementen das Handwerk zu legen, indem sie diese

Google

Agenten des Auslandes auf der Stelle der Polizei übergibt."

Und am 15. Januar erging der folgende Erlaß des Stellvertretenden Kommandierenden Generals des XX. Armeekorps:

„Trotz mehrfacher Warnung und Belehrung durch die Presse ist immer wieder bekannt geworden, daß In- und Ausländer gemünztes und ungemünztes Gold ansammeln und ankaufen, um es aus spekulativen Beweggründen an Händler des Auslandes zu bringen. Um diesem Treiben, welches geeignet ist, unser Vaterland zu schädigen, entgegenzutreten, bestimme ich auf Grund der Artikel 4 und 96 des Gesetzes vom 4. Juni 1851: 1. Ich verbiete, Gold einzusammeln oder anzukaufen zu dem Zwecke, es in das Ausland zu verbringen, sowie angesammeltes Gold in das Ausland auszuführen. Zuwiderhandlungen werden gemäß § 9 des Gesetzes vom 4. Juni 1851 mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. 2. Die Zivil- und Polizeibehörden werden ersucht, das Treiben der Goldaufkäufer aufs strengste zu überwachen, Zuwiderhandelnde unnachsichtlich der Bestrafung zuzuführen und die Ausländer sofort bezw. nach verbüßter Strafe über die Grenze abzuschieben. Die Namen derjenigen, welche Gold an- und verkauft haben, sind mir in jedem einzelnen Falle sofort mitzuteilen, damit ihre Veröffentlichung in der Presse erfolgen kann. Von der Vaterlandsliebe der Bevölkerung erwarte ich, daß sie das Ihrige dazu beitragen wird, den Goldaufkäufern das Handwerk zu legen und sie zur Anzeige zu bringen. Es wird hierbei auf die Notwendigkeit verwiesen, alles gemünzte Gold, welches sich in Privatbesitz befindet, dem Staate zuzuführen." —

Die Tatsache, daß bei der Feldarmee, von deren Angehörigen wohl jeder eines oder mehrere, Hunderttausende gewiß zahlreiche Goldstücke beim Ausrücken aus der Heimat mit sich genommen hatten, eine sehr große Summe Goldes angenommen werden durfte, — eine Summe, die man m. E. zwischen 150 und 300 Millionen Mark wird ansetzen müssen — hat weiterhin die oberste Heeresleitung, sowie die Heeresverwaltung zu besonderen Anordnungen und Maßnahmen veranlaßt, die hier im Einzelnen zu besprechen aus naheliegenden Gründen nicht wünschenswert erscheint.

Daß die im Felde stehenden Offiziere in der Ablieferung von Goldstücken nicht nur selbst mit gutem Beispiel vorangehen, sondern auch auf ihre Mannschaften in diesem Sinne einzuwirken suchen, wird man im allgemeinen annehmen dürfen. So liegt vor mir ein vom 22. November datierter Brief eines Hauptmanns und Kolonnenkommandeurs, der folgendes berichtet:

„Zur Frage der Nutzbarmachung unserer Goldbestände für die Reichsbank sei angeführt, daß auch die Truppenteile und Mannschaften im Felde nicht unerhebliche Mengen Goldgeld abgeben können. So sind in der von mir geführten leichten Kolonne von rund 190 Köpfen auf die erste Anregung hin 370 Mark, und bei nochmaliger Erinnerung weitere 480 Mark in Gold zur Versendung durch die Post abgeliefert worden, da mancher geglaubt hatte, sich einen Notgroschen in Gold aufheben zu müssen, ohne daß dafür Bedarf vorlag."

Immerhin ist trotz großer Summen Goldes, die von der Feldarmee tatsächlich in die Kassen der Reichsbank bereits zurückgeflossen sind, mit Sicherheit anzunehmen, daß noch immer große Mengen Goldes dort vorhanden sind, und man darf daher hoffen und erwarten, daß die Heeresverwaltung, wie bisher, so auch in Zukunft die Angelegenheit im Auge behalten und eventuell noch weitere Maßnahmen veranlassen

Google

wird. — Dies gilt insonderheit auch für die Verwendung von den noch im Reichsgebiet befindlichen Mannschaften zum Einsammeln von Gold, die nach einem von der Zentralinstanz aufzustellenden und mit der Reichsbankleitung näher zu vereinbarenden Plane sehr wohl zu einer organisierten Sammeltätigkeit ohne Beeinträchtigung des militärischen Dienstes im ganzen Reiche herangezogen werden könnten.

An den Herrn Chef des Stellvertretenden Generalstabs der Armee, dessen weiter Blick für die Notwendigkeit der Ergreifung wirtschaftlicher Kriegsmaßnahmen erst vor wenigen Wochen wiederum in so hervorragender und dankenswerter Weise zu Tage trat, möchte ich daher von dieser Stelle aus die Bitte richten, der gesamten Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, insonderheit aber das Geeignete zu veranlassen, um die noch bei der Feldarmee vorhandenen großen Summen Goldes der Reichsbank zuzuführen. Desgleichen würde ich, unter Berücksichtigung des oben mitgeteilten großen Erfolges des Kommandanten des Kriegsgefangenenlagers bei Münster, eine entsprechende Anweisung an sämtliche Kommandanten sämtlicher Gefangenenlager (auch der zivilen) zu entsprechendem Vorgehen für außerordentlich angezeigt und sicheren Erfolg versprechend erachten.

Eine der bemerkenswertesten Verordnungen, die seitens eines der Generalkommandos im Reiche erging, war ein Erlaß des stellvertretenden Kommandierenden Generals des 9. Armeekorps vom 29. Oktober, der folgendermaßen lautete:

„Die Auszahlung von Goldgeld an Ausländer (z. B. ausländische Arbeiter und Angestellte) ist verboten. Zuwiderhandlungen werden, wenn die bestehenden Gesetze keine höhere Freiheitsstrafe bestimmen, mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. (§ 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand.) Gesuche um Befreiung von dem Verbot, die nur im Falle besonderer Notwendigkeit berücksichtigt werden können, sind an das stellvertretende Generalkommando des 9. Armeekorps in Altona zu richten."

Von diesem Erlasse möchte ich wünschen, daß er, in Berücksichtigung der großen Zahl von Ausländern, (vor allem auch des neutralen Auslands,) die sich dauernd oder vorübergehend noch in Deutschland aufhalten, dem Wortlaute oder dem Sinne nach alsbald auch von den übrigen Generalkommandos im Reiche, insonderheit aber dem Oberkommando in den Marken übernommen werde.

Der Hinweis dieses Erlasses auf „ausländische Arbeiter" läßt es angebracht erscheinen, hier der Tatsache zu gedenken, daß wider alles Erwarten, Goldmünzen in einer kaum glaublichen Höhe gerade in letzter Zeit bei russischen Arbeitern zu wiederholten Malen wiederum festgestellt worden sind.

So wurden zum Beispiel — nach authentischen Meldungen — in Neuendorf 3000 Mark Goldmünzen in den Händen russisch-polnischer Arbeiter gefunden; bei der Durchsuchung eines russischen Arbeiters in Neutrebbin nach Waffen wurden bei diesem allein 2000 (zweitausend) Mark in Gold festgestellt. In dem Orte Wiesenthal in Schlesien wurden vom Bezirksgendarm unter den russischen Arbeitern 800 Mark Gold in Papiergeld umgewechselt und in dem Verwaltungsbezirke des Weimarischen Kreises des Großherzogstums Sachsen wurden noch Ende Januar bei den dort beschäftigten fremden Arbeitern 14 970 Mark in Gold gefunden.

Da auch der Landrat des Kreises Teltow vor einiger Zeit über einen außerordentlich großen Sammelerfolg

Google

einiger Gendarmen seines Kreises berichtete, so steht zu hoffen, daß eine derartige planmäßig organisierte Sammel- und Umwechselungstätigkeit der Polizeibeamten ganz allgemein, insonderheit auf dem Lande, seitens des Ministeriums des Innern in geeigneter Weise veranlaßt werden wird.

Zum Beweise für die Richtigkeit der Vermutung, daß in der Tat auch jetzt noch außerordentliche Mengen Goldes bei den in Deutschland befindlichen fremdländischen, insonderheit aber den russisch-polnischen Arbeitern vorhanden sind, will ich hier 3 sachverständige Stimmen zitieren:

Am 10. Februar teilte der Verwalter des Reichsfreiherrlich zu Inn- und Knyphausen'schen Wirtschafts- und Forstamts Geiglitz folgendes mit: „Ich habe aus der Schnitterkaserne (wir beschäftigen etwas über 70 Russen) schon weit über 1000 Mark herausgeholt, ganz bestimmt ist noch mal so viel da. Gewalt soll jedoch leider nicht angewandt werden. In den Schnitterkasernen wird sehr, sehr viel Gold zurückgehalten, hoffentlich bekommen wir noch alles heraus."

Am 27. Januar schrieb der landwirtschaftliche Rentmeister J. Schmidt in Schnede bei Salzhausen:

„Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß sich eine Menge Gold in den Händen der russisch-polnischen Arbeiter, die auf deutschen Gütern arbeiten, befindet. Auf hiesigem Gute werden 26 Arbeiter polnischer Nationalität beschäftigt. Bei Ausbruch des Krieges haben diese Leute ihre ganzen Ersparnisse beim Kaufmann, Schlächter, Bäcker usw. in Gold umgewechselt und halten dasselbe krampfhaft fest. Alle Versuche, den Leuten das Gold zu wechseln, scheitern. Hier gäbe es nur ein Mittel, daß die Landratsämter durch Zwang den Leuten das Gold abfordern. Ich will nicht zu hoch anschlagen, aber bei den hier beschäftigten 26 Arbeitern wird mindestens ein Goldbestand von 400 bis 500 Mark vorhanden sein. Wenn man nun die große Anzahl der deutschen Güter und dazu solcher Güter, die 60 bis 80 oder 100 polnische Arbeiter beschäftigen, in Betracht zieht, so muß der zurückgehaltene Goldbestand durchaus kein geringer sein."

Und am 6. Januar führt eine Zuschrift an die „Post" folgendes aus:

„Es hat sich herausgestellt, daß ausländische Wanderarbeiter vielfach nicht unbedeutende Summen in Gold bei sich führen. Gerade in letzter Zeit haben sich die Fälle gemehrt, in denen den ausländischen Wanderarbeitern nicht unbeträchtliche Goldvorräte in Papier umgewechselt werden konnten. Es wurden 1800, ja bis zu 3000 Mark Gold bei ihnen vorgefunden. Wenn auch ein gesetzlicher Zwang zum Umwechseln nicht besteht, so besteht doch angesichts der Notwendigkeit, der Reichsbank alles irgendwie erhältliche Gold zuzuführen, eine Ehrenpflicht für die Besitzer und Unternehmer, bei allen ausländischen Wanderarbeiter nach Gold nachzuforschen. Bei der gegenwärtigen staatsrechtlichen Natur des Aufenthaltes dieser Arbeiter dürfte es nicht schwer fallen, eine Umwechselung des Goldes zu bewirken und es zur Reichsbank abzuführen."

Wenn ich auch diese Zuschrift hier im Wortlaute zitiere, so geschieht es vor allem aus dem Grunde, um von meiner Seite aus darauf hinzuweisen, daß bisher ein „rechtlicher" Zwang zur Umwechselung des bei fremdländischen, insonderheit russischen Arbeitern gefundenen Goldgeldes in Papiergeld nicht ausgeübt werden kann, oder, um es anders auszudrücken, daß die „rechtliche" Möglichkeit, russische Arbeiter zur Umwechselung des in ihrem Besitze befindlichen Goldes gegen

Google

ihren Willen zu zwingen, bisher nicht besteht.

Ich darf hoffen, daß dieser kurze Hinweis meinerseits genügen wird, um eine solche rechtliche Grundlage alsbald in geeigneter Weise zu schaffen, wobei in dem Erlaß einer Bundesratsverordnung für das ganze Reich vor Teilerlassen einzelner Generalkommandos oder dem oben von anderer Seite angeregten zwangsweisen selbständigen Vorgehen der Landräte, wofür m. E. die rechtliche Grundlage bisher durchaus fehlt, den Vorzug gebe.

Ebenso darf ich von dieser Stelle aus die Bitte an den Herrn Stellvertreter des Reichskanzlers richten, den oben zitierten Erlaß des Generals der Artillerie von Roehl, des stellvertretenden Kommandierenden Generals des 9. Armeekorps, im Wege einer Bundesratsverordnung alsbald für das ganze Reich in Geltung zu setzen, um zu verhindern, daß auch weiterhin noch, wie bisher, durch die Zahlung von Gold an (insonderheit auch neutrale) Ausländer dieses nicht nur der Reichsbank entzogen wird, sondern in den meisten Fällen auch durch Abfluß in das Ausland dauernd verloren geht. —

Zum Schlusse sei noch einer dankenswerten Maßnahme des Regierungspräsidenten in Potsdam gedacht, der vor einiger Zeit für jede Anzeige, die zur Festnahme und Verurteilung eines Goldaufkäufers führt, eine Belohnung von 20 Mark aussetzte. In derselben Richtung bewegt sich ein im Januar ergangener Erlaß des Regierungspräsidenten zu Allenstein, der folgendes besagt:

„Für jede Anzeige, die zur Festnahme und Verurteilung eines Goldaufkäufers führt, setze ich hiermit eine Belohnung von 100 Mark aus. Durch diese Bestimmungen sollen sich aber Personen, die das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung genießen und daher vor einem falschen Verdacht sicher sind, in ihrem sehr dankenswerten Bemühen nicht hindern lassen, auch in Zukunft Gold bei Privatpersonen einzusammeln und den öffentlichen Kassen zuzuführen."

Da an der Tatsache, daß trotz aller behördlichen Maßnahmen und Verordnungen diese Goldaufkäufer in Deutschland noch immer ihr Unwesen treiben, leider nicht zu zweifeln ist — und erst vor kurzer Zeit wiederum wurden bei Kaldenkirchen von Grenzbeamten 2 Männer festgenommen, die im Besitze von 9000 Mark in Gold die holländische Grenze überschreiten wollten — so möchte ich im Anschlusse hieran der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Herr Minister des Innern Veranlassung nehmen möge, die unterstellten Königlichen Regierungen ebenfalls um die Aussetzung besonderer Belohnungen unter der eben besprochenen Voraussetzung alsbald zu ersuchen, beziehungsweise dies seinerseits selbst für den ganzen Bereich der Monarchie zu tun.

Zum Schluß darf ich, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß sich in Deutschland sehr erhebliche Mengen ausländischen, insonderheit aber englischen und französischen Goldes, deren Wert für die Reichsbank im großen Publikum nicht genügend bekannt zu sein scheint, noch befinden, — so wurden z. B. auf Aufforderung bei der Reichsbankstelle in Mannheim, sowie den Nebenstellen Heidelberg und Weinheim bisher allein für 31 000 Mark ausländische Goldmünzen umgewechselt —, der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Reichsregierung in geeigneter Weise alsbald das Publikum auf die Notwendigkeit der Ablieferung auch der ausländischen Goldmünzen ausdrücklich hinweisen möge. Hierbei würde es sich empfehlen, gleichzeitig einen möglichst günstigen Umwechslungskurs für sämtliche Kassen der Reichsbank, (Haupt- und Nebenstellen), amtlich festzulegen und öffentlich bekannt zu geben.

Google

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Italienische Literatur der Gegenwart.

Karl Voßler. Italienische Literatur der Gegenwart. Heidelberg 1914. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Kart. 3.20 Mark, geb. 4.20 Mark.

„Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus" nennt der Hochschullehrer für romanische Sprachen an der Münchener Universität, Professor Dr. Karl Voßler, sein neuestes Buch. Im Vorwort bezeichnet er es als eine „Skizze, aus einer Reihe von Vorträgen entstanden", die er im März 1914 am freien deutschen Hochstift in Frankfurt gehalten hat.

Wer je den Vorzug hatte, einen jener Vorträge aus dem Munde des Redners selbst zu hören, dem bleiben sie unvergeßlich. Eindrucksvoll im höchsten Grad ist sein gesprochenes Wort; es wirkt unmittelbar lebendig durch die es begleitende Gebärde, durch die tiefe Versonnenheit, aus der er wie aus einem Quell in der Tiefe schöpft und den er, noch sprudelnd, zutage fördert. In plastischer Ruhe, greifbar deutlich stehen die Dichtergestalten vor uns, die Voßler aufzeigen und beleuchten will, und doch prickelnd von Leben, glühend von Leidenschaft. Dazu kommt der Schmelz seiner italienischen Aussprache, wenn er ihre Verse zitiert, und der verständnisvolle poetische Schwung, wenn er sie im Deutschen wiedergibt. Voßler selbst offenbart sich dabei als Poet und Philosoph. Dieses persönliche Moment fehlt dem geschriebenen Wort, das manchmal fast zu lehrhaft kritisierend wirkt und die Dichter selbst nicht genug zu Wort kommen läßt.

In dieser Sammlung von Vorträgen hat der Verfasser die Hauptrichtungen des literarischen Entwicklungsganges durch Dichtergestalten und Werke aufgezeigt, die für die italienische Sonderart bezeichnend sind, und hat damit eine Lücke in unserem Wissen ausgefüllt. Mit meisterhafter Dialektik schildert er das Schaffen der großen Italiener aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Manzonis und Leopardis, welche Romantik und Klassizismus verkörpern. Es ist indes nicht zu verstehen, warum es der gründliche Kenner und vorurteilslose Kritiker unterlassen hat, hier den Dritten des Dreigestirns jener Epoche, Giuseppe Giusti, zu erwähnen. Gehört er doch wie jene beiden auch der Weltliteratur an, er, der große politische Satiriker des 19. Jahrhunderts, der an den Schmerzen seines Vaterlandes verblutete und seine Dichterseele aushauchte noch vor dessen Erstarkung zur Einigkeit, zur Einheit. Dieser schwermütige freiheitsdurstige Dichter Toscanas, der in Dantes Fußtapfen wandelte und auch die reinsten Herzenstöne anzuschlagen wußte, dürfte nicht fehlen in dem Rahmen der großen Dichterbilder des vorigen Jahrhunderts. Paul Heyse, sein trefflicher Übersetzer, sagt von ihm ausdrücklich, daß seine poetische Bedeutung einstimmig anerkannt ist, weil er Gestalten geschaffen hat, Abbilder und Typen der Zeit von dauernder Lebenskraft.

Aus den einzelnen Kapiteln des Buches heben sich leuchtend die Persönlichkeiten der geschilderten Dichter. Voßler belauscht sie in ihrem geheimsten Empfinden, stellt ihr Schaffen im Werden der Werke dar. Mit kühnem und sicherem Griff packt er den Kern ihrer Eigenart: Manzonis reife, stille, edle Kunst in der Darstellung von „menschlichem Treiben und göttlichem Walten"; Leopardis innige harmonische Lyrik, in der sich „süßer, schmelzender Gesang, festes, großzügiges, zielstrebiges Denken

Google

und schmiegsamer, wiegender Traum" vereinigen; Carduccis, des verständnisvollen Übersetzers von Heines Traum- und Liebeslyrik, „heldenhafte Gesinnung" und Meisterschaft des „Versmaßes und der Phraseologie"; Fogazzaros „lebensvolle, wirklichkeitsreiche Erzählungskunst", die „als Gegenspiel zu seinem weltfremden, angstvoll übersinnlichen und utopischen Lyrismus" sich entwickelt. Bei ihm, der uns Deutschen in seinem Roman „Mistero del Poeta" nähertritt durch die Schilderung der Gäßchen von Nürnberg und Eichstätt, der Wälder von Heidelberg und der Weinberge von Rüdesheim, verweilt Voßler länger mit Vorliebe. Nachdem er Fogazzaros Kunst bis ins kleinste zerfasert hat, kann er sich nicht genug tun, sie zu preisen, und hebt den Roman der Kleinwelt seiner Väter, „Piccolo mondo antico", der die Erhebung seines Vaterlandes, die Kindheitsgeschichte seines Elternhauses und die Läuterungsgeschichte seiner eigenen Persönlichkeit darstellt, neben Manzonis „Promessi Sposi". — Auch Verga, der Hauptvertreter der neuen, durch die naturwissenschaftliche Weltanschauung erzeugten Kunst, die man in Italien als die Kunst des Verismus bezeichnet, wird mit seiner echt sizilianischen Heimatdichtung hervorgehoben. Eine seiner einschlägigen Erzählungen „Cavalleria rusticána" ist uns durch Mascagnis Komposition besonders vertraut. Neben Giovanni Verga, Matilde Serao, Ada Negri, nennt Voßler als den Meister des Prosastils Edmondo de Amicis. Er feiert ihn als berufenen Erzieher seines Volkes, als Verbreiter werktätiger, sozialer Gesinnung.

Im fünften Kapitel „Vom Ästhetentum zum Futurismus" gelangt Voßler bis auf unsere Tage und stellt die zwei „fragmentarischen Künstler", wie die italienische Kritik sie nennt, Pascoli und D'Annunzio, mit feinem, durchdringendem Verständnis dar. Pascoli, der zarte Dichter des Unscheinbaren, mit seiner überstarken dichterischen Begabung, die er aber nie mit gestaltender Kraft zu meistern vermag, wird vom Schicksal mißhandelt und von seinen Landsleuten „un piccolo gran poeta" genannt. D'Annunzio dagegen, dieser Liebling der Natur und der Mode, der unerreichte Meister in der Zauberkunst, „aus Herzblut Tinte zu bereiten," den die Genialität zum Virtuosentum führte, dieser große schöpferische Genius, der mit der Wirklichkeit des modernen Lebens buhlerisch spielt, ohne doch teilzunehmen und mitzuarbeiten an den Lebensfragen seines Volkes und seiner Zeit, eilt von Erfolg zu Erfolg, und „entartet mehr und mehr zum Scharlatan".

Was bei Pascoli und D'Annunzio nur Kunststil war, erweitern die Futuristen, an ihrer Spitze Marinetti, zum Lebensstil. „Ja, sie spielen mit der furchtbarsten Wirklichkeit des Lebens, mit dem Schmerz." Doch wird kein gutes Ohr ihr „närrisches Schellengeläute" für menschliche Laute, für Sprache des Herzens nehmen.

Interessant ist, daß die nämliche Zeit, welche solche Verirrung hervorbrachte, gleichsam als Gegengewicht hierzu, die Kritik zu solcher Höhe reifte, daß auch sie eine Kunstgattung wird. Karl Voßler, selbst ein hervorragend feinfühlender Kritiker, erläutert dies in dem Schlußkapital: „Erneuerung der Ästhetik und literarischen Kritik." Hier würdigt er eingehend und mit sichtlicher Beistimmung die literarische Zeitschrift „La Critica", aus welcher er für sein Buch vorwiegend geschöpft hat. Ihr Herausgeber, Benedetto Croce, der Führer des gewaltigen Aufschwungs, den die Philosophie der Kunst, gestützt auf die deutsche Philosophie, während der letzten zwanzig Jahre in Italien nahm, hat die Kunstkritik seines Vaterlandes auf sich selbst gestellt. In den

Go gle

feinsinnigen Betrachtungen, welche Karl Voßler an den „Breviario di Estetica“ des Benedetto Croce knüpft, offenbart er seine eigene Richtung und Überzeugung.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Immer wieder und immer weiter hilft man unserer Innerlichkeit im Krieg. Die Julius Babsche Sammlung „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht“[1]) ist um zwei neue Bände fortgeschritten: „Der harte Herbst“ (Band 3), „Krieg auf Erden“ (Band 4). Die Sammlung „Tat-Bücher für Feldpost“[2]) gibt in Heft 2 Zeugnisse „deutschen Volkstums“; Walther von der Vogelweide, Ulrich von Hutten, Fichte, Ernst Moritz Arndt, Treitschke, Bismarck, Paul de Lagarde werden im Gedicht, in Aussprüchen beschworen, darinnen ihr Herz voll von Deutschland ist, preisend, verstehend. Heft 3 „Deutscher Glaube“ öffnet Tempelinneres; Eckehart, Luther, Goethe, Schleiermacher, Lagarde, Maurenbrecher, Bonus sprechen aus dem Quell ihrer Seele, sprechen aus dem Quell der deutschen Seele, der da ist die gewisse Zuversicht von den Weiten, den Möglichkeiten ihrer göttlichen Schöpfungen. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg bietet seine „Leidensschule“[3]) dar. Nicht unbelehrt und nicht ungestärkt entläßt sie ihren Schüler, ihren Zögling. Die Macht ihrer Wirkung liegt in ihrem allmenschlichen Verstehen, in ihrer mildenden Liebe, die auf Trost und Rettung weist, in ihrer Strenge, die nicht schont und keine Wahrheit biegt. Sie weist auf das Leid der Welt, auf allmenschliche Leidenslast; die ist wie ein Meer, das uns vertraute Meer, und aus ihm ragt, uns schreckend, uns schon vertraut und doch täglich neu, ein Ungeheures, die Kriegsnot. Sie hat ihren Grund fest auf der Erde, in der Gegenwart, in der Tatsächlichkeit; ihre Spitze ragt in das Himmlische, ins Unbekannte, Unsichtbare, ins Gewisseste.

Wie sollten wir nicht wünschen, uns von allem diesen helfen zu lassen, von der lebendigen, bildhaften beseelten Schönheit der Kunst, von den tiefen Brunnen der Philosophie, von der Siegesgewißheit der Religion?

— Bücher als Kunstschöpfungen sind darin wie Blumen, daß es bei ihnen nicht so sehr darauf ankommt, daß man Grad und Fülle ihrer Schönheit gegeneinander abwägt und abschätzt, um zu einem abgerundeten Werturteil zu gelangen; wenn sie nur überhaupt etwas von einer Blume an sich haben, wenn sie nämlich in die heilige Erde fest gepflanzt sind und die große Weite um sich und über sich haben und die echte Seele eines Schöpfers aus ihnen atmet, dann will man die anderen gern zu seinem Funde führen. Die Rose ist einem kostbarer, als alle anderen; man weiß, sie ist selten, und soll es sein; aber von allen anderen auch ist uns gewiß, daß sie den, der sich ihnen hingibt, ergreifen, erschüttern, für einen Augenblick wenigstens ihm die Schranken nehmen wird, sodaß er meint, die Welt in sich zu haben. Vor jedem der Bücher, die ich jetzt nennen kann, habe ich schließlich wie vor einer Blume gestanden.

„Moj“[4]) ist die Romanschöpfung des jüngst und jung heimgegangenen

[1]) Morawe und Scheffelt Verlag, Berlin.
[2]) Eugen Diederichs Verlag, Jena.
[3]) Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.
[4]) Verlag Ullstein u. Co., Berlin.

Go gle

Dichters Hans von Hoffensthal. In Tirol, das ihm Heimat war, entwickelt und vollendet sich die Tragik seiner Heldin. Moj zerbricht körperlich — geistig an ihrer Liebe; nach ihrer Gesundung bringen heißes Blut und bittere Not die Widerstandsunfähige auf Abwege; auf dem wiedergewonnenen rechten Pfad versagt ihr das Schicksal das Glück an der Seite des verzeihenden Freundes; empfindsam in Schwäche und empfindsam in Reinheitsliebe gibt sie ihr junges Leben freiwillig auf. Der Dichter war Arzt, und es ist das schöne Vorrecht der Ärzte, Menschenschwachheit zu verstehen und zu lieben. Mich vermag Moj nicht ganz zu überzeugen. Habe ich hierin unrecht, so bleibt doch dieses gewiß: den Dichter verbinden mit seinem Werk die Fäden der Sentimentalität; es hat sich nicht wie ein selbständiges Gebilde gelöst von ihm. Doch ist abgesehen von diesem künstlerischen Mangel „Moj" ein liebes, warmes, gutes Buch. Auch steht ihm genug künstlerisches Gelingen gegenüber; meisterhaft erscheint die physiologisch-psychologische Erklärung des Irreseins.

Marie Vaërting hat in ihrem neusten Buch „Das Leben"[5]) ein Buch von Bedeutung und Eigenart gegeben. Diese künstlerische Eigenart ist die der Symbolik, der Allegorie. Abstrakte werden konkret, plastisch. Mir gefällt allegorische Kunst; aber sollte sie nicht gleich jedem anderen auch gefallen, sollte das Ungewöhnliche schwerer zugänglich machen, so muß es jeden doch schließlich gewinnen durch das, dessen Träger es ist. Es trägt eine gefühlswarme und geistvolle Weltanschauung: Die Intelligenz, dieses Sternengeschenk, das zu den Menschen als vielleicht zu den einzigen Geschöpfen des Alls sich niederließ, wird tausendmal mißbraucht. Anstatt mit ihr das Leben froh, heiter, gesund und natürlich anzusehen, zu genießen und zu lieben, wird kraft ihrer der Geist im Unwesentlichen und Wertlosen geschult; die Seele, diese Quelle des schöpferischen, unsterblichen Genius, fällt in Dunkel und Lethargie. Dieser Geist, den der Atem der Seele nicht mehr berührt, dieser Seele, die angeschlossen ist an die große einzige Weltseele, stellt Ideale auf, die ihn Lebendiges, Quellendes zu mißachten gewöhnen. Tausendfach tötet er das Leben. Und sollte es doch nicht. Es ist für den, der sich versenkt, der die einzelnen gehaltsschweren Sätze wie Thore aufnimmt, die ihm Tiefen öffnen, Fernen auftun, ein beschwingendes Buch.

Georg Engels neustes Werk „Der Fahnenträger"[6]) bewegt in seiner warmen Herzmitte Sehnsucht und Kampf, wie ihn immer wieder nach einer Periode formelhaften Erstarrens die Besten einer Zeit gespürt und gekämpft haben. Auch hier geht es darum, das Gott-Menschentum in Wort und Tat neu, wiedergeboren darzustellen. Dieser Eifer, diese Inbrunst ist wie eine Fahne, in die Hände von Menschen gelegt. Lebendig, wirklichkeitsecht hat die Künstlerhand sie entlassen: den reifen Gelehrten, den ringenden Tatmenschen. Zu diesen zwei Fahnenträgern gesellen sich im Grunde dritte: die beiden Frauen, die um diese beiden Männer sind; die im treuen Hüten der Geliebten, welche Gefahr laufen, sich auf der Erde zu verlieren, ihr gottgewolltes Teil erkennen. Es ist ein künstlerisch starkes und feines Buch. Es ist keusch, herb, verschwiegen zärtlich, wie ein nordischer Frühling. Vielleicht ist hier und da zu verschwenderisch die künstlerische Fülle der Landschaft, der Sentimentalität, der Romantik ausgestreut. Seinem schweren Ernst sind Lichtlein des Humors aufgesetzt.

[5]) Albert Langen, München.

[6]) Grethlein u. Co., Leipzig.

Google

Rundschau

Walter Bloems neuer Roman „Das verlorene Vaterland“[6]) schenkt den willkommenen starken Eindruck: hier ist ein Buch, wie geschaffen für den uns bewegenden Inhalt unserer Tage. Es eröffnet nach des Dichters weitbekannter Trilogie eine neue Reihe dreier Werke. Dort war das Werden des neuen Deutschen Reiches; hier in diesem Band spiegelt sich vor allem das innere Schicksal des wiedergewonnenen Reichslandes Elsaß-Lothringen. Umbraust wird es von den kriegerischen Ereignissen der Übergabe Straßburgs an den deutschen Sieger, der Kämpfe um Belfort, des Unterganges der Bourbakischen Armee. Was könnte unseren Tagen nun adäquater sein, als Geschichte denkend zu erleben? Daß des Dichters Wort kein Mißlaut wird zu den Taten der Gegenwart, das beweist am ersten und besten und beweist ganz allgemein seine Kunst. Von ihren speziellen Zügen seien genannt: die feine, selbstlose Objektivität — die geschichtliche Treue und das tiefe Verständnis —, mit welcher Straßburgs und des Landes frankophile Stimmung sich darstellt. Sie krönt sich selbst mit der edlen, aufopferungsvollen Gestalt des Maire von Straßburg, der unausrottbar mit Frankreichs Kultur verwurzelt ist. Sodann die Echtheit, die den Herzensroman Ceciles, der jungen schönen Tochter des Maire, nur mehr anklingen läßt, ihm die ernstesten Grundtöne gibt und ihn nur ausklingen läßt in Ahnung und Vorausschauen. Wenig darf der Einzelne und sein Leid gelten, wo es das allgemeine Leid gilt. Wie gibt unsere Zeit dem Dichter tausendmal recht. So ist er ihr Dichter. Auch ihr Lehrer ist er für zukünftige Tage: grunddeutsch sein und doch — oder deshalb? — die anderen verstehen und das Gute in ihnen zu finden wissen, das allmenschlich Gute und das besondere Gute.

Ein Buch voller Herzenswärme und gerader schlichter Menschengüte, wie alle seine Bücher es sind, ist Karl Rosners neues Werk „Die drei Fräulein von Wildenberg“[6]). Man hat den Eindruck: wie dieser Dichter selbst ist als Mensch, so sind die Menschen seiner Dichtungen; nicht seine Sehnsucht stellt er dar, sondern das Sein. Dabei ist er künstlerisch stark genug, Lebendiges zu schaffen, das nun sein eigenes Leben führt. Hier gelingt dem Wiener Dichter überzeugend und fesselnd die preußische Offiziersfamilie, ihre Art, ihre Schicksale. Er beugt sich lauschend über Mädchenherzen, die ihm Leid der Entsagung, der schamvollen Enttäuschung entgegenweinen, die stolz sind im Leid oder auch heiter und mutvoll in Frohsinn. Vielleicht ist der Rahmen des Buches ein wenig zu weit genommen für die wenigen Geschehnisse. Aber was bedeutet das seinen mannigfachen künstlerischen Vorzügen gegenüber!

Hans von Kahlenberg fügt neu der Reihe ihrer Romane zu „Die süßen Frauen von Illenau“[7]). Sie sind sechs an Zahl, Offiziersdamen, eine Professorenfrau, eine Dichterin. Sie schließen solch' einen heiligen Bund des Lebens; sie wollen jede heilige Freude, jeden frohen Genuß haschen und halten. Goethe, von dem die beiden Schönsten dieser Süßen ahnend wissen, er wäre in ihrem Städtchen gewandelt, durch ihre Felder und Wälder gestreift, wird ihren Lebensrausch immer neu entfachen. So wird geträumt im Frühling unter Jasmin. Dann kommt die Wirklichkeit eines schwülen Sommers, eines Herbstes, eines neuen Frühlings, führt die Schönste und Heißeste in Enge und Kälte, und die, die ihr an Schönheit und Glut am nächsten war, in volles Blüten-Weibes-Mutterglück. Für die anderen ist das Auf und Nieder, das Nieder und Auf bescheidenen häuslichen oder ehrgeizigen, nach außen wirkenden Schicksals aufgespart. Es

7) Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg.

Go gle

ist der Ansatz einer großzügigen Natur-Stimmung in dem Buch. Eine Unruhe, wenn auch eine sehr geistreiche, läßt sie nicht sich voll entfalten. Sehr geistreich ist die Dialogführung, wenn auch hier und dort nicht gleich beim ersten Lesen ganz verständlich. Interessant ist es, wie gleichsam Schlaglichter auf die verschiedensten Kulturgebiete fallen; vorzüglich ist die Vertreterin und Anhängerin einer vergangenen Kulturepoche gezeichnet. Das Buch ist ein Gefüge von Lebensskizzen; die der Dichterin wirkt beinahe symbolisch, aber Hans von Kahlenbergs warme Lebensliebe weiß doch auch diese der süßen Frauen noch fürs wirkliche Leben zu retten.

Velhagen und Klasings Almanach 1915[8]) reiht sich, was Inhalt und Ausstattung betrifft, würdig seinen Vorgängern an. In Erzählungen und Dichtungen, in Essays über kulturelle Probleme, in einem Lebensbild und einer zeitgemäßen Betrachtung, in farbigen Kunstblättern und Gravüren bietet er einen wahren Genuß. Für diesen bürgen Namen auch, wie Max Dauthendey, Stefan Zweig, Börries Freiherr von Münchhausen, Richard Schaukal, Ludwig Sternaur, Carry Brachvogel, Fedor von Zobeltitz, Ernst Zahn neben manchem anderen. Der Krieg spricht an mehr als einer Stelle mit, etwas, das uns das feine Büchlein doppelt willkommen macht.

Ein Held aus 1813—15.

Von Catharina von Pommer-Esche.

„Ferdinand von Sierakowsky."

Wie leuchtet die Zeit vor hundert Jahren zu uns herüber; und wahrlich, die großen Geister von damals begleiten unsere Krieger heute! — Ernst Moritz Arndts wundervoller Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann erscheint uns aufgeschlagen, mit goldenen Buchstaben, der Weg der Menschheit ist mit Blut und Tränen besprengt, ja dieses Blut ist ein besonderer Saft — es redet zu uns von einst und jetzt! — auch läßt es uns gern Rückblicke tun in die Zeit, wo das „Eiserne Kreuz", dieser hehre altpreußische Orden, gestiftet wurde! —

Wir gedenken dabei des Ahnherrn jener Militärfamilie von echtem Schrot und Korn, des Major von Sierakowsky, dessen Nachkommen nun auch auf dem Kriegsschauplatz stehn und für unsere heiligsten Güter ringen! „Viel Lieder sind gesungen, Erinnerungsreich erklungen" — indessen kam von diesem tapfern Helden kaum eine Kunde in die Welt; so ist es geboten, gerade jetzt des Mannes zu gedenken, der einer der e r s t e n Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813 wurde! Ferdinand von Sierakowsky hatte polnisches Blut in den Adern, aber mit jener trefflichen ostpreußischen Mischung, woraus feuriges Temperament mit echt deutscher Beharrlichkeit sich paarten. Sein Vater, ebenfalls mit Leib und Seele Soldat, stand in Lithauen bei dem eigenartigen Bosniaken-Regiment, woraus später unsere Ulanen hervorgingen. Ferdinand von Sierakowsky wurde am 29. November 1796 in einem Dorf bei Lyck geboren. Schon früh zeigte sich bei ihm der Wunsch, Soldat zu werden. Die ernsten Leidensjahre Preußens unter Napoleon erweckten in des feurigen Knaben Gemüt den Durst, sobald er nur fähig war, Waffen zu tragen, „mit hinaus ins Feld!" — Kaum 17 Jahre alt, zog er als junger Leutnant gegen die Franzosen. Ein Motto begleitete den Jüngling, das trug er auf seiner Brust verborgen:

[8]) Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften. Berlin-Bielefeld.

Go gle

„Wo Lieb und Treu sich ganz dem König weihn,
Wo Fürst und Volk sich reichen so die Hand,
Da muß des Volkes wahres Glück gedeihn!
Kein Sturm entwurzelt je das liebe Vaterland!"

In der Schlacht bei Waterloo sollte ihm der Lorbeer erblühn! Er war es, der mit einigen Kameraden Napoleons Wagen erbeutete. Ferdinand von Sierakowsky hatte entdeckt, daß Napoleon in der Staatskarosse entkommen wollte, und hielt den Wagen an; Napoleon sprang heraus und schwang sich auf ein vorübereilendes herrenloses Pferd, das er bestieg, und floh. Im Innern des Wagens befanden sich Wertsachen, kostbare Schmuckgegenstände, — wohl ein Stück Frauengeschichte mit dabei aus dem vielbewegten Leben des Corsen Bonaparte. Der junge Leutnant war natürlich hochbeglückt, diese Trophäe von Waterloo seinem Oberst übergeben zu können. Eine schwere Verwundung durch Lanzenstiche an Hand und Fuß trug der junge Held bei Waterloo davon. Sein Mut wurde mit dem Eisernen Kreuz belohnt.

Neben dieser bedeutsamsten aller militärischen Auszeichnungen wurden dem Ferdinand von Sierakowsky noch manche andere Ehrungen zuteil, er erreichte ein schönes Alter. Die lichte Morgenröte des aufgehenden einigen Deutschland hatte er noch erlebt. Wie herrlich für einen braven Soldaten, der als Preuße in den denkwürdigen Jahren 1813—15 kämpfte und dem es vergönnt war, als Deutscher (am 3. April 1871) in das ewige Elysium der Freiheitshelden hinüberzuschlummern!

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr W. Stein.

Krieg und Handelsverträge.

Im Leben der Staaten ist den Handelsverträgen eine entscheidende Rolle zugewiesen. Bei den engen Beziehungen der Völker zueinander bedingt der Abschluß derselben sorgsame und eingehende Vorarbeit. So standen denn bei Ausbruch des Krieges die Vorbereitungen zu den neuen Handelsverträgen, da die bestehenden bekanntlich mit dem 31. Dezember 1917 ihr Ende erreichen sollten, im Brennpunkt des allgemeinen Interesses, Handel und Industrie rüsteten, die einzelnen Gruppen regten sich. Vorbereitende Ausschüsse und Kommissionen wurden gebildet. Die deutsche Regierung begann bereits, produktionsstatistische Erhebungen anzustellen. Auch das Ausland war nicht müßig. In Rußland z. B. waren schon besondere Exportkammern zur Bearbeitung der einzelnen Fragen gebildet. Allen begonnenen Arbeiten aber setzte der Ausbruch des Krieges ein jähes Ende. Mit einem Schlage wurde unser Wirtschaftsleben vor neue Tatsachen, vor eine völlig veränderte Sachlage gestellt, mit der es sich, so gut es ging, abfinden mußte und abgefunden hat.

Die Handelsverträge mit den Ländern, mit denen wir im Kriege liegen, sind jetzt natürlich erloschen. Solche bestehen mit Belgien, Japan, Montenegro, Rußland und Serbien. Unsere Handelsbeziehungen zu Frankreich waren ausschließlich durch die in Artikel 11 des „unkündbaren" Frankfurter Friedensvertrages enthaltene Vereinbarung gegenseitiger Meistbegünstigung geregelt. Großbritannien

Google

und Irland, den britischen Kolonieen und auswärtigen Besitzungen waren durch Bundesratsbeschluß alle diejenigen Vorteile eingeräumt, die Deutschland den Angehörigen und Erzeugnissen des meistbegünstigten Landes gewährt, jedoch unter Ausschluß von Kanada. Die handelspolitische Verständigung mit diesem Lande vom 13. Februar 1910 hat natürlich gleichfalls ihr Ende erreicht. Das handelspolitische Verhältnis mit diesen Staaten zu regeln, wird Sache der Friedensverhandlungen sein. Wie es sich gestalten wird, ist ungewiß; es hängt dies natürlich in erster Linie von dem Erfolge unserer Waffen und dem Ausgang des Krieges ab.

Unsere Abkommen mit unseren Verbündeten Österreich-Ungarn und der Türkei bestehen selbstverständlich weiter. Ebenso sind auch die Handelsverträge mit den nicht am Kriege beteiligten Staaten Bulgarien, Italien, Rumänien, Schweden und der Schweiz unberührt geblieben. Diese Verträge sind bis zum 31. Dezember 1917 fest abgeschlossen mit der Bedingung, daß sie jeweils ein Jahr weiter laufen, falls sie nicht zwölf Monate vorher, frühestens also Ende 1916 gekündigt werden. Eine Ausnahme macht Österreich-Ungarn, dessen Vertrag bereits, ebenfalls mit einjähriger Frist, zum 31. Dezember 1915 gelöst werden kann. Unser Abkommen mit Portugal hätte am 4. Juni 1914 zum 4. Juni 1915 aufgesagt werden können. Da dies nicht geschehen ist, läuft es zunächst bis zum 4. Juni 1916. Von diesem Zeitpunkt an unterliegt es einjähriger Kündigung. Der Handelsvertrag mit Griechenland läuft seit dem 2. März 1895 auf einjährige Kündigung, die täglich ausgesprochen werden kann.

Hiermit ist die augenblickliche handelspolitische Lage Deutschlands gekennzeichnet. Daß sie vorläufig eine Änderung erfahren wird, ist nicht anzunehmen, es sei denn, daß der eine oder der andere Staat, etwa Portugal, sich auf Seite unserer Gegner schlüge. Unwahrscheinlich ist es auch, daß die noch bestehenden Verträge gekündigt werden. Schon im Januar 1914 sprach Delbrück im Reichstage aus, daß die deutsche Regierung nicht beabsichtige, unsere Handelsverträge vom Jahre 1906, die 1917 ablaufen, zu kündigen. Hierzu ist aber unter den heutigen durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen um so weniger Grund vorhanden, als es überhaupt an Zeit fehlt, neue Verträge auszuarbeiten. Die Bülowschen Handelsverträge von 1906 brauchten zu ihrem Zustandekommen fast drei Jahre. Seitdem ist der deutsche Ausfuhrhandel von 11 auf 20 Milliarden Mark gestiegen, zahlreiche Wirtschaftsvereine haben sich gebildet, jede Erwerbsgruppe ist in sich organisiert und vertritt energisch die eigenen Interessen. Umfassende Besprechungen und Verhandlungen mit allen Gruppen, sorgfältiges Abwägen der oft einander widerstreitenden Interessen sind notwendig. Diese Gründe fordern gebieterisch, daß die alten Verträge nicht gekündigt, sondern stillschweigend verlängert werden, bis an ihre Stelle neue gesetzt werden können, die den durch den Krieg völlig veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Hierzu wird es aber umfassender Vorarbeiten, die Jahre dauern, bedürfen. Nichts wäre verderblicher als eine Überstürzung oder eine vorzeitige Lösung der bestehenden Verträge, denn eine vertragslose Zeit, eine Periode der Ungewißheit, würde unserem Handel unermeßlichen Schaden bringen.

Dazu kommt noch ein weiterer sehr wichtiger Umstand. Führt der Verlauf des Krieges zu einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn, so muß mit Notwendigkeit die heiß umstrittene Frage der Meistbegünstigung aufgerollt,

Google

müssen die bestehenden Verträge geändert werden. Denn es geht natürlich nicht an, daß auf Grund der Meistbegünstigungsklausel nun allen Vertragsstaaten diejenigen Vorteile mühelos und ohne jede Gegenleistung in den Schoß fallen, die wir etwa später unseren Verbündeten einräumen. Gewiß weist das fast allgemein angewandte System der Meistbegünstigung große Vorteile auf. Sie allein schafft die Sicherheit, daß unsere Erzeugnisse mit denjenigen unserer Konkurrenzländer völlig gleich behandelt werden und keinen ungünstigeren Bedingungen unterworfen werden können, und daß unsere Kaufleute unter denselben Verhältnissen Handel und Schiffahrt treiben. Dies ist ja überhaupt der Grundton aller Äußerungen unserer gesamten Handelspolitik. Die Beseitigung der Meistbegünstigung aus unseren Handelsverträgen müßte zu einer Unsicherheit im Handel und Verkehr und damit zu einer schweren Schädigung unseres wirtschaftlichen Lebens führen.

Den Vorteilen der Meistbegünstigung stehen indessen auch schwere Nachteile gegenüber. So fehlt ihr beispielsweise solchen Ländern gegenüber, die nur reine Meistbegünstigungsverträge abschließen, die Zugkraft für die Erzielung besonderer Zugeständnisse; denn diesen fällt alles das unentgeltlich zu, was andere Staaten mit besonderen Opfern bezahlen mußten. Dazu behält das Land, das lediglich die Meistbegünstigung einräumt, völlige Freiheit in der Gestaltung seines Zolltarifs. Außerdem aber kann ein Zugeständnis vermöge der Meistbegünstigung eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als es dem Staat gegenüber besitzt, dem es gemacht worden ist.

Diesen Schattenseiten der Meistbegünstigung zu entgehen, sind mannigfache Vorschläge gemacht worden. Hierzu rechnet die Anregung, die Zolltarife noch weiter als bisher zu spezialisieren, um bei den Vertragsverhandlungen einzelne Positionen herausgreifen zu können. Indessen erscheint dieser Weg untunlich, wenn nicht unmöglich. Die Zolltarife sind zu dickleibigen Bänden angewachsen, sie zu verstehen erfordert ein Studium für sich, so kompliziert und verwickelt sind sie; sie anzuwenden ist für Publikum und Beamte schon jetzt außerordentlich schwierig. Zu den besten Vorschlägen, die Nachteile der Meistbegünstigung zu vermeiden, gehört der an sich verständige Gedanke der sogenannten Reziprozitätsabrede: dem Gegenkontrahenten sollen Zugeständnisse, die einem dritten Staat gegen Entgelt gewährt werden, nicht ohne weiteres, sondern nur gegen entsprechende Gegenzugeständnisse zufallen. Dies würde aber insbesondere den Mangel der Stetigkeit der Zollsätze im Gefolge haben. Ein fortwährender Abschluß von Nachtragsverträgen würde notwendig werden; sobald nur ein Staat einem anderen weitergehende Zugeständnisse machen würde, wären neue Opfer erforderlich. Vor allem aber müßte eine unerträgliche Unsicherheit in Handel und Verkehr Platz greifen. Jede Nachtragsverhandlung hätte Zeitverlust im Gefolge, würde unbedingt zum Verlust von Beziehungen und angeknüpften Verbindungen führen, würde unermeßliche Schäden nach sich ziehen. Der Wert der Handelsverträge liegt eben weniger in der Vereinbarung niedriger Zollsätze, obwohl dies natürlich ein äußerst wichtiger Punkt ist, als vornehmlich in der Schaffung stabiler Verhältnisse, die dem Kaufmann, dem Exporteur, eine sichere Kalkulation für eine Reihe von Jahren ermöglichen.

Deshalb wird wohl auch künftig die Meistbegünstigungsklausel nicht zu umgehen sein. Kommt es aber zu einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß, zu einem innigen Freundschaftsverhältnis zwischen uns und

Go gle

unseren Verbündeten, so wird auf eine Beschränkung der Klausel, etwa auf bestimmte Länder, schon beim Friedensabschluß Bedacht genommen werden müssen. Tragen unsere Waffen, woran wohl kaum noch zu zweifeln ist, im Völkerringen den Sieg davon, so haben wir, um uns dessen Früchte zu sichern, vornehmlich drei Punkte ins Auge zu fassen: Frankreich darf uns die Einfuhr unserer Erzeugnisse nicht mehr wie bisher systematisch erschweren; erinnert sei nur an die in den letzten Jahren immer vernehmlicher gewordenen Klagen über die wachsenden Zollschikanen, denen wir ausgesetzt waren. Der russische Markt ist für uns und unsere Industrie ein notwendiges und zukunftsreiches Absatzgebiet; Rußland muß uns daher in Zukunft weit mehr als bisher offen stehen und bleiben. Vor allem aber, und dies ist der Kardinalpunkt unserer Forderungen, ist die Vormachtstellung des englischen Handels in der Welt mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unbedingt und nachdrücklichst zu bekämpfen.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Gemeinsame Vorschläge des Bundes der Landwirte und des Hansa-Bundes für die Versorgung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern.

In den letzten Wochen haben Erörterungen obiger Frage zwischen Vertretern des Bundes der Landwirte und des Hansa-Bundes (Kriegszentrale) stattgefunden, welche zu gemeinsamer Vorlegung von Gesetzesvorschlägen beim Kriegsministerium geführt haben. Man ging dabei von folgenden Erwägungen aus:

Der gewaltige Umfang des jetzigen Krieges hat dazu geführt, daß weit über Erwarten hinaus Hunderttausende verheirateter Reservisten, Landwehrleute und Landstürmer vor dem Feinde stehen. Viele Tausende von ihnen sind bereits für das Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen. Die Versorgung ihrer Hinterbliebenen regelt das Gesetz vom 17. Mai 1907. Die Höhe der Bezüge richtet sich nach der letzten militärischen Stellung des Verstorbenen. Danach erhalten: die Witwe eines gemeinen Soldaten jährlich Mk. 400,—, die Witwe eines Unteroffiziers jährlich Mk. 500,—, die vaterlosen Kinder jährlich je Mk. 168,—. Diese Bezüge werden in vielen Fällen den Bedürfnissen gerecht. Sie stellen aber eine Härte gegenüber den Hinterbliebenen solcher Personen dar, die aus gehobener Lebensstellung als Arbeiter, Kaufleute, Handwerker, Landwirte und Angehörige der freien Berufe in das Heer eingetreten sind.

Die Vorschläge der beiden Verbände gehen deshalb von dem Grundgedanken aus, daß es erforderlich ist, zu den Renten des Gesetzes vom 17. Mai 1907 den Hinterbliebenen Zusatzrenten zu gewähren. Diese Zusatzrenten sollen auf der Grundlage des letzten Einkommens des Gefallenen mit der Maßgabe bestimmt werden, daß ein angemessener Höchstsatz für die Gesamtrente einer Familie festgesetzt wird und daß, unter Ausscheidung des fundierten Einkommens, nur dasjenige Einkommen berücksichtigt werden soll, welches als Arbeitseinkommen des Verstorbenen erscheint. Es soll somit den Zusatzrenten diejenige Summe zu Grunde gelegt werden, um die sich das Gesamteinkommen der Familie durch den Fortfall der Tätigkeit des Ernährers, der im Kriege geblieben ist, vermindert hat.

Google

Durch diese Vorschläge, die unter Berücksichtigung des finanziell möglichen Aufwandes des Reichs ausgearbeitet worden sind, soll dem Wunsche weitester Kreise nach einer besseren staatlichen Fürsorge für die Hinterbliebenen unserer Krieger entsprochen und gleichzeitig erreicht werden, daß durch den Krieg die soziale Lage unseres Volkes nicht wesentlich verschlechtert wird. Erfreulicherweise werden nach Zeitungsnachrichten der letzten Tage derartige Gedanken auch innerhalb der Sozialdemokratie als billig und gerecht empfunden.

Angesichts der Notwendigkeit schleuniger Hilfe steht zu hoffen, daß die zuständigen Behörden die gestellten Anträge günstig aufnehmen und bereits dem im März zusammentretenden Reichstage ein Notgesetz solchen Inhalts vorlegen werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stein in Berlin W. 10, Elßlerstraße 5a. (Telefon Amt Lützow 9208). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Alleinige Vertretung für Ungarn: Britische k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest, V. Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottländer A.-G., Breslau III.

Google

Januar 191;.
Inhalt.
«,Idnl< imd eigenhändige Unterschrift
von I>r Ion Lehmann 2
Professor I)r Ludwig Stein
Die Neutralen und der Weltkrieg . . ,',
Professor IohnW. Burgeß
Amerikas Stellung zum Kriege . , ,
Professor vi Kun o" Fra n <te
Leidet Deutschland an Größenwahn? 23
D»< Mißvergnügen der Neutralität. Von
einem neutralen Ausländer 2U
vi 2H. W. Eliot, ExiPiäsident der
Harvard-Universität
Amerikas Dankesschuld an Deutschland
Festred« 32
Professor Hugo Münsterberg:
(Harvard-Universität)
Deutschland und Amerika. Antwort
auf die Festrede von Eliot 35
Sir Franei« Trippel (Londons
Chrensetretär der European I,
rution I^«I>^u«
Wilhelm II, als Friedenifurst.... 39
Iustizrat Professor vr Han s Erüger,
Mitglied de« Abgeordnetenhauses »
Di« Regelung de« Winschaftsleben«
zur Kriegszeit und die Folgen für die
Friedenizeit . 43
F. L. Graf von Voltolini
Russisch« Geständnisse 46
6«U«
viKristianB. R. N a r « in Ehristiania
Wal dankt die skandinavische Philosophie
der deutschen 51
Universitätsprof. vtIulius Donath
Nach dem Kriege 55
Professor Erich Veth «
!>' Segnungen de« Kriege«. Vortrag
in der Albeilhallc in Leipzig 59
Semi Meyer
Der Krieg in der Geistesrntwicklung
der Menschheit ß7
vi A! b < i t Hüdekum, Mitglied des
Reichstag-
Mietunterstiitzuugen 73
A. G. I » eg e,r
Die rnasuriscde Seenlandschaft.... 73
Geheunrat »r K, Kopp! n
Krieg und Kunst. (Zur Popularisierung
antiken Schrifttums) 34
Eugen Peterson
Der Einfluß schweizer Dichte, und
Gelehrten auf die deutschen Klassiker. 94
Dl Jon LeKmann (Eine Jugendarbeit
aus dem Nachlaß)
'vaul He»,fe. Zu seinem Todeltag
(4. Dezember 19.3) 102
Hans Telma »
Auf den Tod des jungen Grafen Hans

von der Goltz, eines ehemaligen Schul-
kameraden, gefallen am 23. Hngust .106
Cntharina von P o in m e r - E s ch «
Almendro. Roman-Novell« (Fortsetzung) 10?
Rundschau!
Politische Rundschau (F. L. Graf von
Voltolini) . 11-1
Vo!kzwirtschaft!icheRundschau(l)i:W,Stein) 119
Literarische Rundschau (Prof. Otto Hintz«),l23
Dramaliscke Rundschau (Oswald Brüll) . 124
Zeit-Rundschau(Gth.-RatI>lRichald Paasch) 12?
Di« V»n»i»Khl!ft „Ilord und 22!>- «rlchein» a« l. jet,»» M»«»!5.
Vl«i» pl» Quanal <I h«ft«) e Narb, Ein^UM« 2 «or».
«ll« Vuchh2l>ol-,ng«!l und Postcmft»I!,n »»hm«n it!>liz«u Vellelluiige» »«.
ln5e?aten>^nn»l.me
clurcb unser« <3e«n3kt5Zt«Il«, L«elin ^V. 10, I^tlovvul«rög; clnrck uns6rn V«r>
la^, Lrezlau III; kerner 6urcn di« l'irma liuäolk zic»53« und 61« dellannt«»
Xuilonc«n>I2ipecIiticmen.
tn,el-t«,n5prel8: pro 46 mm breit« 2eil« <Lu6o!k Uo35e'3 Xorm2l>2eil«lln,el»«r
>o. 5» 70 I?l.

MeKeuOeMmochM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertzweiundfünfzigster Band
39- Jahrgang : 1915 : Januar - März
Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst- und VerlagsanstaU
v. S. Schortlaender, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
«. ss. «l«wack«l. «nthol» «lüier. «rM1ch«».»,h»ft»chh»!!dI. ««l» H Losselbalch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. <l. lslltz«, l.!di»Irl« »«7»!«. ?»c»b Dyb»»d Vuchhdlg. Int«lnat. »uchhandl. 0tw ««ll.
stlr dl« Vliolnzen in sch»«den u»d w Mlnnnoi»: ««»»« «h«. U»ft»» Nachl«!««, <l«v»«h««««.
fill dl« ech»«Ii: «l«>««. «nttlftl. ». v«chh<«»l»««, Jülich l.
««»«l<!l»«lt»t!««fül H«ll«!d: >».V. »«««<«<«« «»» ««>M, H««««, Vullelch»f3S.

Inhalt des 152. Bandes:
Ianuar/Februar/Marz 1915
Seite
Aars, vi Kristian B. R., in Christiania: Was dankt die skandinavische Philosophie der deutschen? 51
Bethe, Prof. Erich: Die Segnungen des Krieges. Vortrag in der Albetthalle in Leipzig 53
Beukenberg, Wilhelm, Geh. Bautat, Generaldirektor des Phönix-Horde: Die Schwerindustrie nach dem Kriege . 160
Burgeß, Prof. John W.: Amerikas Stellung zum Kriege 18
Crüg er, Justiz«r Prof. vi Hans, Mitglied des Abgeordnetenhauses: Die Regelung des Wirtschaftslebens zur Kriegszeit und die Folgen für die Friedenszeit 43
Crüger, Iustizrat Prof. vi Hans, Mitglied des Abgeordnetenhauses: Wirtschaftliche Um- und Ausblicke 324
Donath, Universitätsprof. vi Julius: Nach dem Kriege 55
C isler, Dozent vr Max: Ypern 337
Eliot, vi Ch. W., Ex-Präsident der Harvard-Universität: Amerikas Dankesschuld an Deutschland. Festrede 32
Fechter, vr Paul: Sachlichkeit und Religion 213
Francke, Prof. vr Kuno: Leider Deutschland an Größenwahn? 23
Fu Nerton, Prof. George Stuart (von der Columbia-Universität in New-Vork): Ein Amerikaner an die Amerikaner. Übersetzt von vi ^ur, Kurd Cd. Imberg 196
Gaulke, Johannes: Constantin Brunner und die Geistigen 345
Hasboch, Prof. vi W,: Die französischen Abgeordnetenwahlen von 1914 und der Krieg 296
Hennig, vi pkil. Richard: Stimmungen und Stimmungsmache im Krieg 330
Hoberg, Otto, Chefredakteur: Ägyptens Schicksal 204
Iaeger, A. G.: Die masurische Seenlandschaft 79
Iöhlinger, Otto: Die Getreidehandelspolitik Deutschlands während des Krieges . . 316
Kirdorf, Emil, Dr.-Ing. eh., Geheimrat, Vorsitzender des Vorstandes der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, Düsseldorf: Landwittschaft, Handel und Schwerindustrie im Weltkrieg 152
Klöckner, Peter, Kommerzienrat: De« Weltkrieg und die Ermattungen der Montan-Industrie 164
Koppin, Geheimrat vi K.: Krieg und Kunst. (Zur Popularisierung antiken Schrifttums) 84
Lehmann, vi Ion. (Eine Jugendarbeit aus dem Nachlaß): Paul Heyse. Zu seinem Todestag (4. Dezember 1913) 102
Loh an, Oswald, Konsul: Der Frauenkultus in Amerika 208
Lustig, Leo, Kommerzienrat, Generaldirektor: Deutscher Eisenhand» l 281
Meyer, Semi: Der Krieg in der Geistesentwicklung der Menschheit 67
Müller, vr Ernst: Indien 177
Müller, Th., Direktor der Firm» Gebr. Stumm, G.m.b.H., Neunkirchen-Saar: Die deutsche Eisenindustrie im Weltkriege 143
Münsterberg, Prof. Hugo (Harvard-Universität): Deutschland und Amerika. Antwort auf die Festrede von Eliot 35
Nie dt, Otto, Dr.-Ing. eh., Kommerzienrat, Generaldirektor: Die oberschlesische Montanindustrie im Zeichen des Weltkrieges 270
Peterson, Eugen: Der Einfluß schweizer Dichter und Gelehrten auf die deutschen Klassiker 94
Pommer-Esche, CatKorina von: Almendro. Roman-Novelle (Fortsetzung) 107, ^18, 3>1
Prys, vi Josef: Grenzwacht. (An der Dreikaiserreichsecke) 293
Redlich, vi Alexander: Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. . . 313

Seite
Schultz«, vi Emst: Die Leidensgeschichte Irlands 182
Schulz-Mehlin, Otto, Ingenieur: Die Bedeutung der Technik und Industrie für den Ausgang des Krieges 168
Simmersbach, Prof. Oskar, Hüttendirektor a. D.: Die oberschlesische Eisenindustrie und der Krieg 277
Stein, Professor vi Ludwig: Durchhalten! 133
„ „ „ „ Die Neutralen und der Weltkrieg 5
„ „ „ Weltpolitik 261
Südekum, vi Albert, Mitglied des Reichstags: Mietunterstützungen 73
Trippel, Sir Franeis (London), Ehlensekretiir der European Federation League: Wilhelm II. als Friedensfürst 39
Tunas, Myrrha: Das Recht zur Einsamkeit 342
Voltolini, F. L. Graf von: Die Besehung Vallonas und die Adria-Frage 190
„ „ „ „ „ Die Garibaldiner von Einst und Jetzt 307
„ „ „ „ Russische Geständnisse 46
Zimmermann, Mar Gg., Geh. Regierungsrat Prof. vi: Wir und die andern . . 287
Zuckerkand!, Viktor, Vorstand der Oberschlesische« Eisen-Industrie Aktien-Gesellschaft: Die deutsch« Eisen- und Stahlindustrie vor, während und nach dem Kriege.... 274
Das Mißvergnügen der Neutralität. Von einem neutralen Ausländer 26
Seclickte;
Kopp, Fritz: Kneg 194
Krohne, Siegfried: Der erste August 189
Silbergleit, Althui: Der Dulder. — Das Fest des Südens. — D«l Schwan . . 216
Strobl, Kall Hans: Gesang im Innern des Völkerschlachtdenkmals 349
Telman, Hans: Auf den Tod des jungen Orafen Hans von der Goltz, eines ehemaligen Schulkameraden, gefallen am 23. August 106
ltunälllliau:
Biographische Rundschau 255
Dramatische Rundschau (Oswald Brüll) 124
Klieas-Frauen-Rundsckau (Ulla Wolft-Frank) 249
Kunst-Rundschau (vi Alfred Helle) 245
Literaiische Rundschau (Prof. Otto Hintze) 123
„ „ (August Friedlich Krause, Bleslau) 233
„ (Hanna Gräfin von Pestalozzi.) 371
Politische Rundschau (F. L. Graf von Voltolini) 114
(vi jur. Ernst Reichenheim) 227, 362
Religiöse Rundschau (Theodor Kappstein) 238
Volkswirtschaftliche Rundschau (vi W. Stein) 119, 376
„ „ „ (Geh. Samtätsrat vi Richard Paasch) 254
„ „ „ (Bund der Landwitte und Hansa-Bund) 379
Wissenschaftliche Rundschau (Therese Tesdorpf-Sickenberger) 369
Zeit-Rundschau (Geh.-Rat vi Richard Paasch) 12?
Ein Held aus 1813—15 (Catharina von Pommer-Esche) 375
Kriegsliteratur - 231
Krieg und Kunst (Oswald Brüll) 246
Persönlichkeiten (vi Aulelia Holowitz) 242
Lilclbelgaben:
Dulchlaucht Fülst HenckelvonDonnersmalck 258
vr Ion Lehmann 2
Exzellenz Fleiherl von Stumm, kaisetticher Botschaft« a. D 130
Schlesische Buchdruckern v. S. Schottlnender, Breslau.

Professor vr. Ludwig Stein:

Die Neutralen und der Weltkrieg.

Die Neutralen seufzen unter der Bürde, die ihnen ihre Neutralität auferlegt. Mit den Moratorien waren die Neutralen noch schneller zur Hand, als die kriegführenden Staaten selbst, unter denen das deutsche Reich bis zum heutigen Tage ohne Moratorium sein Auslangen gefunden hat. Denn die Neutralität ist heute fast durchweg eine bewaffnete, zumal die verbrieftesten Rechte und beschworensten Abmachungen heute nur noch dann und nur noch insoweit Geltung haben, als hinter dem geheiligten Rechte eine entsprechende Macht steht. Selbst die Schweiz, der Hort und Hüter des Privilegiums der Neutralität, das klassische Land der von den Mächten „verbürgten" Neutralität, steht seit Kriegsbeginn unter Waffen, um die heimatliche Scholle gegen jeden kriegerischen Eindringling bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Und als englisch-französische Luftschiffer die Neutralität der Schweiz im Luftraum gröblich verletzten und der englische Gesandte Duff sich zu Spionageversuchen hergab, wahrten die Schweizer nicht nur ihre Würde, sondern auch mit vollem Nachdruck ihr verbürgtes Recht. Neutralbleiben heißt natürlich nicht: gleichgültiger Zuschauer sein. Denn die Interessensolidarität des ganzen Menschengeschlechts, das dieser Weltkrieg in zwei Teile gespalten hat, fordert im Interesse der nationalen Selbsterhaltung gebieterisch den kategorischen Imperativ der Weltpolitik: Gewehr bei Fuß!

Die Neutralität will genau so gelernt sein, wie jede Haltung gegenüber einer verwickelten Lage. Sie braucht nicht nur angesammelte Erfahrungen und aufgespeicherte Überlieferungen des Verhaltens, sondern und vor Allem gewisse technische Handgriffe der Handhabung der Neutralität, die man sich nicht über Nacht auf bloßes Kommando hin aneignen kann, die man vielmehr durch Iahrhunderte lange Übung sich angezüchtet haben muß. Wie Baden in der Innenpolitik des Reiches das „Musterländle" ist, so war und bleibt die benachbarte Schweiz das „Musterländle" der Welt für die vorbildliche Wahrung der Neutralität. Die schweizerische Presse bietet genau so das Modell einer eingelernten, in der schweizerisch«n Volksseele verankerten, tief im Unterbewußtsein verwurzelten Neutralität dar, wie das schweizerische Volk selbst, das Parlament und der Bundesrat mit seiner präsidialen Spitze. Zum Wesen der Neutralität

gehört auch, und das hat die Schweiz am tiefsten begriffen, die gleichmäßige Verteilung von Licht und Schatten seitens der großen Presse. Heißt nämlich strikte Neutralität die strenge Wahrung und Aufrechterhaltung der seelischen Gleichgewichtslage gegenüber den kriegführenden Parteien, so gehört die Berichterstattung der Presse in erster Reihe zu jenen verantwortungsreichen Funktionären der öffentlichen Meinung, welche beiden Parteien in gleicher Weise Gerechtigkeit widerfahren läßt. Deshalb braucht die Schweiz vom Reiche aus nicht erst aufgeklärt zu werden, zumal die große schweizerische Presse die strenge Neutralität in so mustergültiger Weise aufrecht zu erhalten versteht, daß wir nur wünschen könnten, die anderen „neutralen" Staaten folgten diesem vortrefflich geschulten und glücklich inspirierten Beispiel. Und wenn einzelne Ausschreitungen in der Westschweiz durch Karrikaturen der französischen Witzblätter vorgekommen sind, so hat der Bundesrat, nicht trotz der unbedingten Preßfreiheit, sondern, richtig verstanden, gerade wegen ihrer, die betreffenden Blätter sogleich gemaßregelt. Ebenso hat das streng neutrale Spanien gleich nach Kriegsausbruch den sehr löblichen Regierungsbeschluß gefaßt, daß es im Wesen der strikten Neutralität läge, auch die Berichterstattung der Blätter streng neutral zu gestalten und nicht einseitig zu färben. Es wurde daher den spanischen Blättern Konfiskation angedroht, wenn sie die Neutralität der Berichterstattung geflissentlich verletzten.

Selbstverständlich wird der endgültige Sieger dieses Weltkrieges nach Friedensschluß oder richtiger beim Friedensschluß seine „Neutralen" genau unter die Lupe nehmen, und zwar unter dem entscheidenden Gesichtswinkel, nicht bloß o b, sondern w i e sie die Neutralität geübt und wann sie sie ehrlich und ernstlich angewandt haben. Man wird weder Skandinavien vergessen, was seine großen Söhne Sven Hedin und Björn Björnson für die Haltung der skandinavischen Presse während des Kriegsbeginns zugunsten einer skandinavischen Neutralität ohne negativen Unterton geleistet haben, noch dem gewesenen holländischen Kriegsminister H. Colyn den Dank dafür schuldig bleiben, daß er den Mut der Überzeugung zu einer Zeit aufgebracht hat, da das Zünglein an der Wage der Weltgeschichte noch schwankte. Die anderen Neutralen, die jeden Morgen nach dem weltpolitischen Wetterglas auslugen, um je nach dem Ausgange dieser oder jener Schlacht zu befinden, welchen Unterton sie ihrer Neutralität zu geben haben, sollen sich nicht darüber wundern, daß man hinterher Spreu vom Weizen zu unterscheiden verstehen wird. Wir sagen nicht wie die Dreiverbändler: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns", aber wir verlangen darin „tmr pla?", daß die Regierungen in ihrer Presse unseren Wahrheiten denselben Platz einräumen wie den Lügen der Dreiverbändler. Denn das Eine hat doch dieser Weltkrieg zur Evidenz erwiesen, daß unsere amtlichen Berichte nicht über treiben, sondern, wie gar manche mit tiefem Seufzer klagen

eher untertreiben. Wir sind daher vollauf berechtigt, von den „Neutralen" zu verlangen, wenn sie anders den Anschluß nicht versäumen und sich zwischen zwei Stühle setzen wollen, daß sie unseren 42 er Mörsern der Wahrheit dieselbe Redefreiheit und vor allem denselben Platz auf der ersten Seite ihrer Regierungsblätter einräumen, wie den vergifteten Dum-Dum-Geschossen aus Tinte, welche die Dreiverbändler gegen uns abfeuern. Von der bezahlten Presse der betreffenden Länder, die hier gemeint sind, können wir eine solche Auslegung der Neutralität natürlich nicht erwarten, zumal sieihre Neutralität schon vor Kriegsbeginn an unsere Gegner verkauft haben, wohl aber müssen wir sie von den neutralen Regierungen fordern, die ja über ihre Organe das Verfügungsrecht haben, daß die Regierungsblätter mit gleichem Maße messen. Die Regierungen wissen ja sehr wohl, daß wir auch in Bezug auf die ausländische Presse eine „weiße Weste" haben und daher keinerlei Einfluß in den betreffenden Ländern auf die öffentliche Meinung ausüben können. Ob diese deutsche Biederkeit diplomatisch klug war, steht auf einem anderen Blatt — jedenfalls ist sie unbestrittene Tatsache!

Neben der Schweiz und Spanien kommen zunächst die skandinavischen Staaten in Betracht, deren Presse ebenso unbestechlich ist wie die deutsche, so daß es führenden Männern in Skandinavien wie Hedin und Björnson gelang, die Forderung der Neutralität der Presse sieghaft zur Geltung zu bringen, wenn auch kleinere Zeitungen noch belfern und größere zuweilen politisch-atavistische Rückfälle in die September-Periode des Krieges aufweisen, wo der Generaldirektor des Weltkrieges G. m. b. H., Sir Edward Gren, höchst eigenhändige Fälschungen der öffentlichen Meinungen gegen uns sich gestattete. Die holländische Presse endlich, unzugänglich wie die schweizerische und skandinavische, ist gespalten. „Telegraaf" und „Tyd" (katholisch) bevorzugen eine Berichterstattung mit negativem Unterton gegen uns; das angesehene „Algemeen Handelsblad" macht zwar aus den englischen Sympathien seines Chefredakteurs kein Hehl, aber es befleißigt sich doch einer annähernden Einhaltung der „mittleren Linie", während die „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und einige holländische Provinzblätter die Neutralität genau so streng auffassen und handhaben wie „Neue Züricher Zeitung", der Berner „Bund" und die „Basier Nachrichten". Ist doch Holland ebenso eine Art Schweiz am Wasser, wie die Schweiz eine Art Holland der Berge ist. Ist nämlich die Schweiz der überlieferte Boden der politischen Neutralität, so ist Holland dafür die geheiligte Weihestätte der religiösen Toleranz, und deshalb ist die Schweiz das Mekka, Holland das Medina aller internationalen Institute, obenan des Weltschiedsgerichtshofes im Haag.

In Holland hat die Toleranz seit Iahrhunderten ihre Heimstätte. Hier ging man zuerst an das Problem heran, wie man die grundsätzliche Duldsamkeit, die man Anders gläubigen gegenüber ausübte, auch auf Anders farbige aus-

dehnen könnte. In Holland hat der Delfter Hugo de Groot (Grotius) jenes Völkerrecht als Wissenschaft begründet, das Sir Edward Grey als Praris mit Füßen getreten hat. Holland hat uns den Humanisten Erasmus von Rotterdam beschieden, dessen „irenische Schriften" die Friedensbewegung innerhalb unseres Kultursystems eingeleitet haben. Mit den Scaligers und Iustus Lipsius stand Holland einst an der Spitze der klassischen Philologie und der Philosophiegeschichtlichen Forschung. Mit Geulincr und Spinoza hat Holland der Philosophie, mit Rembrandt der Kunst, mit Swammerdam und Leeuwenhoek der Biologie, mit Huyghens der Physik, endlich und insbesondere mit Hugo Grotius der Staatswissenschaft neue Wege gewiesen. Und alle diese Männer waren Zeitgenossen! Der Handelsgeist der Niederlande hat sie nicht daran gehindert, an den höchsten Fragen des Menschengeschlechts werktätigen Anteil zu nehmen.
Wir haben uns in den vier Kriegsmonaten allgemach daran gewöhnt, die Niederlande, deren heikle Lage wir nicht verkennen, als politisches Rührmichnichtan zu behandeln. Wir sehen in Holland, wie ich in der „Vossischen Zeitung" vom 21. November 1914 ausführte, jene gute politische Hausfrau, die man um so höher schätzt, je weniger man von ihr spricht. Wir haben auch Verständnis dafür, daß die niederländische Volksseele von den belgischen Flüchtlingen, die als Lohn für die hochherzige Gastfreundschaft der Holländer an den langen Winterabenden durch Auftischung von Schauermärchen über unsere angeblichen Greueltaten sich erkenntlich zu zeigen suchen, nicht gerade zu unseren Gunsten beschwingt wird. Gehört doch die Einfühlung in fremde, wenn auch stammverwandte Wesensart zu den in Friedenszeiten von aller Welt anerkannten Wesenseigentümlichkeiten deutscher Art und Sitte. Wenn also unsere Presse Holland gegenüber, das den deutschen Badegästen so lieb und vertraut ist, und dessen Landschaft uns der Pinsel Mar Liebermanns künstlerisch so nahe gebracht hat, Zurückhaltung übt, so liegt dies nicht daran, daß wir von diesem schönen Lande zu wenig wissen, sondern weit eher daran, daß wir das Verfängliche seiner Lage zu gut verstehen, als daß wir sie durch kritische Erörterung und Bewertung von politischen Einzelhandlungen verschärfen möchten.
Anders liegt für uns die Sachlage, wenn ein berufener politischer Wortführer der Niederlande sich selbst öffentlich äußert und uns dadurch zu einer Stellungnahme ermuntert. Das ist jetzt geschehen. Der holländische Kriegsminister H. Colyn, ein führender Mann innerhalb des im vorigen Herbst zurückgetretenen Ministeriums, schickte mir kürzlich seine Abhandlung „Over den Volkerkryg" („über den Völkerkrieg") mit einer persönlichen Widmung zu, woraus ich schließen darf, daß ihm die öffentliche Darlegung seiner weltpolitischen Betrachtungen nicht unwillkommen sein dürfte. Colyn sieht in diesem Weltkriege eine geschichtliche Notwendigkeit. Nicht Eroberungslust oder gar dynastische Reibung haben, wie ehedem, den Ausschlag gegeben, sondern die Interessenpol itik der großen Weltmächte hat mit innerem Schwer-

gewicht zu diesem Zusammenstoß aller Völker mit der Unvermeidlichkeit eines politischen Fatums geführt. Ein so weiser und weitschauender Mann, wie der jüngst verstorbene König Carol von Rumänien, hat die Unentfliehbarkeit dieses Schicksals mit prophetischer Zuversicht voraus verkündet. Colyn erzählt, daß er im Mai dieses Iahres folgende Worte aus dem Munde des weisen Königs vernommen hat: „Ich habe nicht mehr lauge zu leben; aber ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß der große europäische Krieg noch zu meinen Lebzeiten ausbrechen wir d."

Entscheidend für den Weltkrieg war, nach Colyn, die seit Iahrhunderten festgelegte Linienführung der englischen Weltpolitik. Als Spanien seine stolze Armada besaß, galt für England dieses Land als Erbfeind. Als die Niederländer im 17. Iahrhundert die Weltmeere beherrschten, richtete sich der Widerstand gegen Holland. Als die Engländer durch Ludwig XIV. und Napoleon I. ihr Land bedroht sahen, galt Frankreich als Todfeind. Keine Seemacht darf der englischen Weltstellung schaden. Kein zu mächtiger Staat darf an die Nordsee gelangen und vom Kanal aus die Sicherheit Englands bedrohen — das ist das seit Iahrhunderten bestehende politische Dogma Englands. Nicht die koloniale Ausdehnung Deutschlands forderte Englands Gegnerschaft heraus, sondern die wirtschaftliche und militärisch-nautische. Die häufig vertretene Ansicht, als ob Deutschlands Auftreten als Kolonialmacht Englands Eifersucht geweckt hätte, sei falsch. Dazu ist der deutsche Kolonialbesitz zu unbedeutend, und neue koloniale Gebiete sind nur in geringem Ausmaß zu erwerben. Die Welt ist verteilt. Einige Zahlen mögen diesen Nachweis erhärten. Englands Kolonialbesitz ist 90 mal größer als das Mutterland, der Hollands 53 mal, Frankreichs 1t mal, aber Deutschlands nur 5 mal. Auf 100 Engländer kommen 856 Kolonisten, auf 100 Deutsche hingegen nur 22.

Behält man das brennende Interesse Englands im Auge, Deutschland durch den Ausbau seiner Marine die Weltstellung Albions nicht gefährden zu lassen, so erübrigt sich die Schuldfrage an diesem Weltkrieg von selbst. Er mußte kommen. Nicht darüber waren Einsichtige verwundert, daß der Weltkrieg ausbrach, sondern weit eher darüber, daß er so lange hintangehalten werden konnte. „Es ist geradezu kurzsichtig gedacht, dem Staate die Schuld an diesem Weltkrieg aufzubürden, der den Krieg formell erklärt hat." Die Schuldfrage ist angesichts der geschichtlichen Unausweichlichkeit des Weltkrieges infolge des oben berührten politischen Dogmas der Engländer von untergeordneter Bedeutung. Ebenso belanglos seien die Erzählungen der Gegner über angebliche Greueltaten des Feindes. Colyn meint spöttisch, seine Kriegserfahrungen hätten ihn gelehrt, daß man solche „Berichte" durch 10 etwa dividieren müsse, um einen annähernd richtigen Quotienten herauszubekommen. Was im besonderen die Beschießung der Kathedralen betrifft, so macht Colyn darauf aufmerksam, daß englische Berichterstatter selbst angegeben hätten, die Türme der Kathedrale von Reims

in kritischer Stunde bestiegen zu haben. „Woher soll nun der deutsche Batteriekommandant auf mehrere Kilometer Entfernung wissen, ob sich dort oben ein militärischer oder ein bürgerlicher Beobachter befindet? In allen solchen Fällen hat man es mit unglückseligen, aber unvermeidlichen Folgen des Krieges zu tun." Habe doch General Ioffre selbst in einem Armeebefehl festgestellt, daß sich französische Soldaten der Plünderung und Gewalttätigkeit gegen die eigene Bevölkerung schuldig gemacht hätten!

Die militärische Machtentfaltung Rußlands schätzt Colyn nicht hoch ein. Nicht die Menschenmenge entscheidet, sondern Ausbildung und Qualität. „Die russischen Angaben über die Reservetruppen verdienen nur mäßiges Vertrauen." „Ist es auch in Frankreich etwas besser, so scheint doch die Formation neuer Reservetruppen dort nicht so leicht vonstatten zu gehen." Am besten ist es in dieser Hinsicht um Deutschland bestellt. Nicht die Ziffern auf dem Papier entscheiden über die militärische Tragfähigkeit eines Landes, sondern sein Überschuß an gut ausgebildetem Menschenmaterial zur Ausfüllung der entstandenen Lücken. „In diesem Betracht gebührt Deutschland die Krone, und darum ist seine militärische Kraft so gewaltig."

Mit jener Würde und Gehaltenheit, welche die Wucht des Ausdrucks nicht ausschließt, streift Colyn zum Schluß das Verhältnis seines Vaterlandes zum Weltkrieg. Wachsamkeit sei oberste Pflicht Hollands. Die verletzende Unverschämtheit der „Saturdan Review", welche die Lösung der Scheldefrage durch Verkauf oder Verpachtung der holländischen Provinz Zeeland an England vorschlug, weist Colyn mit flammender Entrüstung zurück. „Wir haben", so schließt Colyn, „nach allen Seiten hin strenge Neutralität zu wahren. Während des Krieges verdankt Holland seiner geographischen Wichtigkeit die verhältnismäßige Sicherheit. Die Schwierigkeiten werden erst nach dem Kriege beginnen. Aber auch dann wird, wie jeder Niederländer weiß, das Haus Oranien seine Würde zu wahren wissen."

So spricht ein Neutraler, dem wir uns aus vollem Herzen rückhaltlos anschließen können. Was die Neutralen von England zu erwarten haben, hat die Vergewaltigung der Nordsee seitens der Weltwasserdespoten die Neutralen in unmißverständlicher Sprache gelehrt. Wie England die Neutralen begreift und behandelt, schildert die Wochenausgabe der „Kölnischen Zeitung" vom 28. Nov. in folgenden überzeugenden Darlegungen:

England rechnete so: „Der Panamakanal ist zwar fertig, aber noch nicht einwandfrei erprobt. Die Amerikaner — wenige politische Köpfe ausgenommen — haben noch nicht erkannt, was für eine Meere beherrschende Bedeutung dieser Wasserstraße innewohnt. Die amerikanische Flagge weht nur vereinzelt im

Stillen Ozean, und Meriko ist eine Sorge vor Uncle Sams Tür, die andere latente Fragen einstweilen zurückdrängt. Erwacht erst das amerikanische Volk zu einem zielbewußten Ganzen, das seine Flotte ausbaut, das unser Iamaika als ein die Kanalmündung bedrohendes „Malta" im amerikanischen Mittelmeer erkennt und das im Stillen Ozean die notwendigen Schlußfolgerungen aus seiner Weltmachtstellung zieht — dann ist drüben Blut nicht mehr „dicker als Wasser", ist auf die amerikanische Neutralität nicht mehr zu zählen und dann ist Iapan gebunden, das damit für Henkersdienste gegen Deutschland ausfiele. Daher muß schnell gehandelt werden! Frankreich ist zwar nicht fertig, wie Senator Humbert uns kündete, „aber mit Rußlands, Iapans, Serbiens und der Zulukaffern Hilfe wird es schon gehen." Das ganze Spiel ist zu durchsichtig, als daß es nicht jeder ohne weiteres durchschauen konnte! Englands Interessen sind Trumpf! Das haben die tapferen Belgier, das hat auch General Ioffre erfahren müssen. Sein wohlüberlegter Plan, erst auf der Linie Dijon-Nevers den deutschen Angriff anzunehmen, gelangte nicht zur Ausführung. Das war den Engländern zu weit ab von der Küste und von Antwerpen. Erinnern wir uns nur, was der Daily Telegraph noch in der ersten Oktoberwoche schrieb: „England wird niemals zugeben, daß Antwerpen in Deutschlands Hände fällt. Hat der Feind erst diese Festung genommen, so erreicht er damit auch die Kontrolle über die Scheide und die Küste. Er kann ferner Minen legen und seine schweren Geschütze zum Schaden der britischen Flotte in Tätigkeit setzen." Damit enthüllte das Blatt eine der drückendsten Sorgen Englands, die eben in dem Fall Antwerpens bestand! Folglich mußte General Ioffre plötzlich an der Marne Kalten, Kehrt machen, und die Marneschlacht begann. Die deutsche Führung aber ließ es zu keiner Entscheidung kommen. Statt dessen wurde von uns die Aisne-Stellung eingenommen und gehalten, die Belagerung Antwerpens vorbereitet und durchgeführt. Der Rest ist bekannt. Unter dem wiederholten Hinweis darauf, daß endlich der deutsche rechte Flügel umfaßt werden müßte, hatten damals an der Marne, wie schon früher, die Engländer ihre französischen Verbündeten aufgefordert, starke Kräfte nach Nordwesten an die Küste zu werfen, wohin sie selbst strebten. Das Hemd war ihnen näher als der Rock! Die Franzosen sollten selbstverständlich ebenso fühlen und die englische Küstenwacht verstärken. Als Antwerpen inzwischen gefallen war, predigte London erneut und dringender als je zuvor die nunmehr nötige Vereinigung der drei Verbündeten um den — nun auf einmal von den Deutschen geplanten — Umfassungsversuch zu verhindern und Belgien wieder zu erobern! Angeblich! In Wahrheit sollte und wollte die englische Hilfstruppe den heimatlichen Penaten näher kommen, da die „öffentliche Meinung Englands" vom Invasionsgespenst geschreckt war! Die wildesten Gerüchte gingen um. Enorme Tauchschiffe für Truppentransporte, Zeppelin-Massenangriffe, Minenketten, Geschütze von unwahrscheinlichem Kaliber und märchenhafter Tragweite — kurz das Unglaub-

lichste vom Unglaublichen wurde in England verbreitet und „amtlich" geglaubt. Der Nutzeffekt von all dem war aber nur und sollte nur sein: die inzwischen erreichte Verschiebung der Engländer auf den linken Flügel und die Begründung ihrer Notwendigkeit!

Die englische Presse, in der zwischen den Zeilen manches Auguren Ansicht zu lesen steht, hat verschiedene famose Versuche gemacht, das englische schlechte Gewissen zu beschwichtigen, indem sie kindlicherweise die von England geübte Vernachlässigung der Verbündeten uns vorwarf. 6i tucui»ses! Wir wollen das Urteil über diesen Bocksprung getrost den Franzosen und Belgiern, vielleicht auch den Russen überlassen. Iedenfalls wissen heute die Verbündeten Albions genau, was von englischen Versprechungen zu halten ist, und je länger der Krieg dauert, um so tiefer werden sie, werden besonders Frankreich und Belgien einsehen, daß sie bei diesem blutigen Spiele nur zu verlieren haben, daß sie bisher nur verloren und weiter verlieren werden. Dann aber wird — zu spät — das traditionelle und diesmal berechtige Wort erklingen: Wir sind verraten! England hat laut und beharrlich verkündet, es führe diesen Krieg zum Schutze der „kleinen" Staaten. Wie edel und schön! Nur schade, daß die „kleinen" Staaten sich schon durch diese verächtliche Bezeichnung in ihrem berechtigten Selbstgefühl verletzt finden. Das nicht neutrale, sondern ihm längst heimlich verbündete „kleine" Belgien wurde von England — wohl aus strategischen Gründen — schmählich im Stich gelassen. Und die anderen „Kleinen"?? Die Niederlande, Dänemark, Norwegen, Schweden und die Schweiz, sie alle brauchten keinen „Schutz"! Sie befanden sich im Frieden wohler denn in diesem Kriege, der nach englischer Lesart dennoch ihrem Besten dienen soll!

Wie steht es aber mit englischer Rücksichtnahme auf die „kleinen" Staaten während des Krieges? Was tut England z. B. für die neutrale Schiffahrt? Böse — natürlich „deutsche" — Minen stören angeblich seine treue, wohlgemeinte Fürsorge. Es „muß" demnach neue Maßregeln ergreifen, um menschenfreundlich zu helfen. Wie aber hilft es? England erklärt plötzlich die ganz« Nordsee als Kriegsschauplatz und weist demgemäß den Neutralen andere, „sichere" Wege an. Sichere Wege? Sie führen durch den stark gefährdeten Kanal und dann bis in die Nähe von Edinburg längs der durch Nebel, Strömungen und Klippen berüchtigten englischen Küste. Demnach sind sie wohl weniger „sicher", als leichter überwachbar! Das ist des Pudels Kern, denn die Kontrollierung der neutralen Schiffahrt auf offener Nordsee ist angesichts der deutschen Unterseeboote, die dort das Wasser „verpesten", eine gar zu unbehagliche Sache. Sollte das große England wirklich die „Kleinen" für so dumm halten, daß sie das alles nicht merken, nur weil sie in Englands Augen „Nein" sind? Und sollten die „Kleinen", deren loyale Neutralität England noch kürzlich so geräuschvoll anerkannte, nur um auch fürder so hohes Lob zu verdienen, wirklich gern dauernd hungern? Gewiß nicht! Sie werden mitsamt Englands Verbündeten trotz der

von London ausgehenden wütenden Propaganda nur zu bald erkennen, daß dieser Krieg von England lediglich und ausschließlich deshalb angezettelt wurde, um seine Weltherrschaft zu befestigen und sich mit fremder Habe zu bereichern. Und so beginnt es denn unter den Neutralen nicht nur im Westen, sondern auch im Osten, ja jenseits des Ozeans endlich zu dämmern. Italien Und Rumänien haben in unmißverständlicher Sprach« ihre strikte Neutralität wiederholt und — zuletzt mit besonders scharfer Zuspitzung — hervorgehoben. Die Gesinnungen Bulgariens kennen und schätzen wir. Die Leser unserer Zeitschrift werden sich daran erinnern, daß wir in den schwersten Zeiten des bulgarischen Königreichs standhaft und unbeirrbar zu diesem „Preußen des Ostens" gehalten haben. Als alle Welt gegen den Zaren Ferdinand loswetterte, hat „Nord und Süd" vor einem „ne nimi»" gewarnt und in der schwersten, kritischesten Zeit Bulgariens eine Lanze für dieses tüchtige, tapfere, bildungsfähige Volk und seinen klugen Herrscher gebrochen. Auch von Griechenland fürchten wir nichts. Abgesehen von der Dynastie, deren Lebensinteresse auf strikte Einhaltung der Neutralität hinweist, hat auch das Volk, ungeachtet einer übelwollenden Presse, sein tiefstes Interesse begriffen, so daß Venizelos, der stärkste Mann Griechenlands, sich als Staatsmann bewährt hat, der diesen oder jenen Einzelwunsch dem Wohle der griechischen Gesamtnation unterzuordnen weiß.

Die schwerste Sorge hat uns bisher Amerika bereitet, dessen Haltung durch die Lügenberichte unserer Gegner, deren Kabelmonopol unsere Berichte meuchlings erdrosselte, kopfscheu machte und in den Vereinigten Staaten eine antideutsche Stimmung erzeugte, die uns verhängnisvoll hätte werden können. Aber die Götzendämmerung, welche England gegen uns heraufbeschwören wollte, scheint allgemach einer Götterdämmerung zu weichen.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß in den letzten Wochen ein merklicher, aus zahlreichen Symptomen herausfühlbarer Stimmungsumschlag sich in Amerika zu unseren Gunsten zu vollziehen beginnt, wie ich in der „Vossischen Zeitung" vom 7. Dezember 1914 auf Grund zuverlässiger Berichte nachweise. Das beharrliche Verschweigen des Unterganges von „Audacious" seitens der englischen Admiralität hat in Amerika einen um so übleren Eindruck der Schwäche und Kopflosigkeit der englischen Regierung hervorgerufen, als briefliche Nachrichten von Augenzeugen nach Amerika gelangt sind, welche diesen Untergang mit allen seinen Einzelheiten bestätigen. Die Unterbindung der Kabel und die strenge Kontrolle Englands in Bezug auf alle Nachrichten, welche von Europa nach Amerika gelangen, wird von Tag zu Tag mehr als unerträgliche Bevormundung und absolutistische Handhabung des Weltwassermonopols bitter empfunden. Die stille Empörung über diese Autokratie zu Wasser verwandelt sich bei dem von Hause aus freiheitliebenden Amerikaner allgemach in um so lautere Entrüstung, als nicht nur seine

Geschäftsinteressen, sondern auch seine Gemütsbedürfnisse aufs empfindlichste getroffen werden. Der Amerikaner fühlt sich wie von seinen Verwandten, so von seinen wissenschaftlich-künstlerischen Beziehungen zu Deutschland, dem Stammsitz der Kultur, gewaltsam abgeschnitten.

An die faustdicken Lügen der Reutertelegramme, die hier bisher durch unsere lakonischen Wahrheiten widerlegt wurden, gehen heute die Amerikaner nur noch mit ironischem Lächeln über die Plumpheit der „Aufmachung" heran. Mögen Lügen, nach dem bekannten Nahrwort, auch nur kurze Beine haben, so haben dafür unsere Wahrheiten um so längere Arme, um auf die Dauer die ganze Welt, die nach und nach doch die Wahrheit erfährt, zu umspannen. Und so beginnt sich denn auch unsere Wahrheit in Amerika langsam, aber um so wirksamer Bahn zu brechen. Die Arbeiten unserer Pioniere, von Prof. Hugo Münsterberg und Erzellenz Dernburg, finden je länger, desto ausgesprochener williges Gehör und ernste Beachtung seitens tonangebender Kreise. Dazu kommt das mannhafte Eintreten für Deutschlands Recht und Größe von seiten von Vollblutamerikanern, wie Professor Burgeß und Professor Sloane von der Columbia-Universität, die in Berlin als Austauschprofessoren gewirkt haben und daher durch eigene Beobachtung aus dem Vollen schöpfen können. Als Einheimische verstehen diese Männer den Ton zu treffen, der die amerikanische Volksseele in lebhafte Schwingungen zu versetzen vermag.

Für den Stimmungsumschlag in Amerika hat unser Botschafter Graf v. Bernstorff durch feinfühliges Erfassen der Aufgaben eines modern denkenden Botschafters in der kritischesten Stunde der Weltgeschichte Bedeutendes, wenn nicht das Entscheidende geleistet. An Rührigkeit steht er keinem Amerikaner nach, an Fleiß und Eifer wetteifert er mit seinen Kollegen von der Ententegruppe, an Findigkeit und feiner Psychologie vollends überragt er manchen Amtsgenossen um Haupteslänge. Gelang es ihm doch, was sonst durchweg mißlang, die Millionen Deutschen in Amerika, die früher dem urdeutschen Laster der Parteizersplitterung anheimgefallen waren, genau so zu voller Einhelligkeit zu entflammen, wie unser Kaiser durch e i n glücklich inspiriertes Wort das ganze Reich zu einem einzigen Volk von Brüdern zusammengeschmiedet hat. Hinter dem Grafen Bernstorff stehen aber nicht nur alle Deutschamerikaner, deren Einfluß um so weniger zu unterschätzen ist, als sie auch numerisch einen beträchtlichen Teil der ganzen Bevölkerung Amerikas ausmachen, sondern auch alle Iuden Amerikas, auch die nichtdeutschen. Mit erlesenem Takt hat Graf Bernstorff am 6. November an den Herausgeber der jüdischen Zeitung in New Jork, Herrn Bernstein, ein Schreiben gerichtet, das besonders der Million russischer Iuden in Amerika zu Herzen ging. Dort heißt es: „Deutschland hat seinen Iuden alle bürgerlichen Rechte gegeben; die wenigen letzten Schranken werden mit diesem Kriege fallen." Die Iuden verstehen zwischen den Zeilen zu lesen. Das feierliche Wort eines deutschen Botschafters gilt ihnen mehr als das beschworenste Dokument des

„Väterchens Zar", der schon für die nichtorthodoren Christen seines Reiches im günstigen Falle nur ein Stiefvater, für die Iuden vollends ein Rabenvater ist. Die amerikanischen Iuden, und nicht nur diese, haben den deutschen Botschafter verstanden.

Als einen besonders glücklichen Griff des Grafen Bernstorff müssen wir es betrachten, daß es ihm anläßlich eines Besuchs bei Hearst, dem Zeitungskönig Amerikas, gelang, diesen Gebieter über 600 Zeitungen für die deutsche Sache zu gewinnen und so der im Dienste Englands arbeitenden großen Presse Amerikas, obenan der „New Vork Times", die dem englischen Northcliff-Konzern angehört, ein Paroli zu bieten. Die Behandlung der Presse ist das heikelste Problem der Diplomatie aller Länder, vorab der deutschen. Graf Bernstorff hat sich auch hierin als Herr der Lage erwiesen. Hearst bekommen, bedeutet eine gewonnene Schlacht. Denn Hearst ist nicht nur das Haupt der „International-News'-Gesellschaft (oder des „Haarst Service"), die in den Vereinigten Staaten über 600 Blätter, darunter viele illustrierte, gebietet („New Jork American", „New Uork Iournal" in New Aork, „American" in Boston, „American" und „Eraminer" in Chicago, „Eraminer" in San Francisco, „Eraminer" in Los Angelos usw.), sondern Hearst ist auch in Gemeinschaft mit Selig Inhaber der „News Pictorial", die alle Kinotheater Amerikas umfaßt. Zweimal in der Woche lassen Hearst-Selig in ganz Amerika eine Zeitung in Kino-Ausgabe erscheinen. Seit dem Besuch Graf Bernstorffs bei Hearst tritt nun die ganze Hearst Presse für die deutsche Sache offen ein. Der Chefredakteur seines „New Vork Iournal", Arthur Brisbaine, ein Stockamerikaner, hat in einer Reihe von hervorragenden Leitartikeln für die Gerechtigkeit der deutschen Sache rückhaltlos Partei ergriffen. Natürlich hagelte es von seiten der amerikanischen Konkurrenzpresse von Vorwürfen gegen Hearst, die aber an diesem Manne von Erz wirkungslos abprallen. Um die Amerikaner von der Redlichkeit und Humanität der deutschen Kriegführung durch Augenschau zu überzeugen, entsandte Hearst seinen geschicktesten Berichterstatter nach Deutschland, der für ihn unmittelbar zuvor IV- Iahre in Meriko war; dieser sendet für seine Zeitungen täglichen Bericht vom deutschen Kriegsschauplatz und fertigt für seine Kinos entsprechende Films. Ieder Bundesgenosse ist uns in dieser schweren Zeit willkommen. Denn was man gegen uns ersonnen und planmäßig durchgeführt hat, ist eine Art von weltpolitischem Dreyfus-Prozeß mit allen seinen Beigaben, einschließlich der Teufelsinsel, wohin man uns wünscht. Aber auch hier gilt das Wort: Die Wahrheit ist auf dem Marsch! Unsere Wahrheit beginnt in Amerika allgemach durchzusickern und entsprechend zu wirken, wenngleich das finanzielle Interesse Amerikas, was vielfach übersehen wird, nach England gravitiert. Amerika schuldet an England etwa 250 Millionen Dollar, die augenblicklich fällig sind, und die Amerika nicht zu zahlen imstande ist. Ein Vertreter der englischen Regierung ist jetzt in Amerika, um diese Schuld auszugleichen, und es finden schon

seit längerer Zeit Verhandlungen statt. Sodann sollen bis zur Mitte nächsten Iahres über 500 Millionen Dollar kurzfristiger Eisenbahnobligationen fällig werden, die hauptsächlich in England und Frankreich placiert sind. Man gibt sich großer Sorge hin, wie diese erneuert werden können. Iedenfalls tragen diese Schulden an England und Frankreich auch dazu bei, daß man diesen Ländern den Hof macht. Auch weiß man in Amerika natürlich, daß man zum weiteren Ausbau von Bahnen und dergleichen auch weiterhin europäische Gelder benötigt. Die gutgesinnte Presse widerspricht diesem Argument immer mit dem Hinweise, daß, wenn Deutschland in diesem Kriege erfolgreich ist, Frankreich sicherlich aufhören wird, Rußland jährlich ungezählte Millionen zur Verfügung zu stellen, und daß dieses Geld dann in Amerika nutzbringend angelegt werden könnte.

Diesen finanziellen Beweggründen der dreiverbandfreundlichen Presse Amerikas, die wir entsprechend zu würdigen haben, treten aber zur Verstärkung des Stimmungsumschwunges in den Vereinigten Staaten in den letzten Wochen ideologische Argumente entgegen, die ihren Eindruck auf die amerikanische Volksseele nicht verfehlen. Zuvörderst beginnen die drüben sehr mächtigen „?«Ä,ce Hoeieties", und an ihrer Spitze Carnegie, der seine anfängliche Ungezogenheit gegen den Kaiser wieder reumütig zurückgezogen hat, sich gewaltig zu unseren Gunsten zu regen. Dieser Stimmung von unten kommt die Geneigtheit von oben auf halbem Wege entgegen. Der Staatssekretär Bryan heißt in ganz Amerika, trotzdem sein Schwiegersohn englischer Offizier ist, „tds rrine« ot ?e»e«" oder „ttl« ^uß«I ot ?e»ce" (der Friedensengel). Wichtiger aber als Bryan selbst sind seine ersten Mitarbeiter Robert Lansing und der Sollicitor Iohnson, die sich für eine Verständigung auf kluger Grundlage einsetzen. Präsident Wilson selbst bereitet sich auf seine künftige Rolle als „krditer munäi" im stillen vor. Daher sein leises, zurückhaltendes, jedem kräftigen Wort scheu aus dem Wege gehendes Verhalten. Dem Selbstgefühl der Amerikaner behagt es unendlich, wieder einmal zu einer großen, weltgeschichtlichen Vermittlerrolle ausersehen zu sein. Mehrere Zeitungen geben der Hoffnung rückhaltlosen Ausdruck, daß Amerika und sein gegenwärtiger Präsident bei den unausbleiblichen Friedensverhandlungen eine nicht geringe Rolle zu spielen berufen sein dürften.

Ausschlaggebend indes für den unleugbar vorhandenen Stimmungsumschlag zu unseren Gunsten ist folgende Tatsache, die sich in den jüngsten Tagen vollzogen hat. Den Iapanern ist der Rassenverrat Englands, wie zu erwarten war, zu Kopfe gestiegen. Mit dem Ungestüm des politischen Emporkömmlings fordern sie in jüngster Zeit die freie Einwanderung nach Kalifornien, weiterhin nach Amerika überhaupt. Ietzt geht den Amerikanern endlich die Größe der Gefahr auf, die ihnen durch Englands Schuld von Iapan droht. Wilson wollte immer noch gar nicht daran glauben, daß hinter dem merikanischen Wirrwar Iapan als treibende Kraft stand. Ietzt reden die Iapaner

eine so unmißverständliche Sprache, daß Wilson auf die Stimme seiner Nation wird hören müssen, wenn er nicht als Opfer dieser unterirdischen Verstimmung gegen Iapan fallen und in dieser Form daran glauben soll. Zwischen Iapan und Amerika spitzen sich die Gegensätze zu solcher Schärfe zu, daß möglicherweise die Amerikaner gemäß dem unerbittlichen Gesetz ihrer nationalen Selbsterhaltung genau so auf unsere Seite werden treten müssen, wie die Türkei und Persien es schon getan haben und China es auf die Dauer wohl tun wird.

Tritt Amerika auf unsere Seite oder gibt es zum mindesten seiner Neutralität eine wohlwollendere Färbung, so werden nicht mehr, wie zu Anfang des Krieges, 120 Millionen Menschen 750 Millionen gegenüberstehen, sondern so ziemlich die eine Hälfte des Menschengeschlechts gegen die andere, zumal seit dem „heiligen Krieg" der Osmanen die rechtgläubigen Muhammedaner in Indien nicht mehr den Engländern, sondern uns zugezählt werden müssen. Persien hat seine Entscheidung schon getroffen. China wird in dem Augenblick seine Neutralität zu unseren Gunsten preisgeben, da Japan in Nordamerika „beschäftigt" sein wird. Dann soll sich England seine „Dominions" in Australien und Kanada erst einmal schärfer besehen. Für den Kampf der weißen gegen die gelbe Rasse kämpfen die Amerikaner unter der Parole „ttie wliit« mau'» tißkt" bis zum letzten Mann und bis zum letzten Atemzug. Dann erst wird die vergeltende Nemesis am Rassenverrat Albions ihre unterirdische Sühne vollziehen. Dann hat die Sterbestunde der Weltherrschaft Albions geschlagen, und die Neutralen fangen jetzt schon an, die ersten Schwingungen dieses Glockengeläutes mit sicherem Instinkt zu erfühlen.

John W. Burgeß Amerikas Stellung zum Kriege

Professor John W. Burgeß:

Amerikas Stellung zum Kriege.

Bei meiner Rückkehr aus Europa, im Herbst 1907, nachdem ich mich aus den verläßlichsten Quellen von der gefahrvollen Lage Europas vergewissert hatte, — die Triple Entente befestigte sich schnell zu einer Alliance und ermutigte die Wiederbelebung des panslavischen Programmes der Russen, die „Revanche" der Franzosen nnd die Feindseligkeit der Briten gegenüber der Entwicklung der deutsche Flotte und des deutschen Handels, — da wollte ich meinen Landsleuten den Weg weisen, den unser Land und unsere Regierung gehen sollten, um unsere eigenen Interessen zu schützen und den Frieden und die Zivilisation der Welt zu erhalten.

Ich schrieb einen Vortrag über dieses Thema, der in New Jork, Chikago, Pittsburg und anderen Orten gehalten wurde, und verbreitete ihn als Broschüre über das ganze Land. Ich machte darin die folgenden Vorschläge:

Die gegenwärtige und zukünftige Zivilisation der Welt liegt politisch in den Händen der drei großen teutonischen Staaten: Deutschland, England und Amerika; die Wohlfahrt der Welt verlangt es, daß diese drei gemeinsam vorgehen und harmonisch zusammenarbeiten. Die Wohlfahrt und der Fortschritt der Welt können auf keine andere Weise wesentlich und dauernd gefördert werden. Alle internationalen Kongresse und Konferenzen, die gehalten werden mögen, werden praktisch unfruchtbar bleiben, wenn diese drei großen teutonischen Staaten nicht zusammenhalten. Wie kann nun diese Eintracht in der Ziel-, setzung und im Handeln zwischen diesen drei großen Staaten erreicht und erhalten werden? Ich bin der Meinung, daß der erste und wichtigste Schritt in dieser Richtung feste Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland ist.

Niemand, glaube ich, wird die Behauptung bestreiten, daß die große Weltmission der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean liegt, in Asien. Europa steht für sich und hat Afrika ziemlich in der Hand und wird es mit der Zeit entwickeln. Da bleiben die weiten Flächen und die Schwärme von Millionen des mittleren Asiens übrig, die von der modernen Zivilisation berührt und verjüngt werden sollen.

Wie soll das ausgeführt werden? Ein denkbarer Weg wäre der, daß diese weiten Gebiete und ihre große Bevölkerung unter die Herrschaft Iapans kämen, das sich jetzt als das „Licht Asiens" betrachtet. Es kann kaum daran gezweifelt werden, daß die Iapaner diesen Ehrgeiz besitzen, noch kann bestritten werden, daß ihr Ehrgeiz ein vollkommen natürlicher ist. Sie selbst haben in dem letzten halben Iahrhundert solche erstaunliche Fortschritte gemacht, daß ihr Verlangen,

an der Ausbreitung der modernen Zivilisation mitzuarbeiten, Niemanden überraschen kann, der sich mit Geschichte und Politik beschäftigt. Trotz alledem glaube ich nicht, daß den Interessen der Vereinigten Staaten, oder den Asiens, oder den der Welt am besten gedient sein würde, wenn China und Mittelasien unter den Einfluß Iapans geraten würden. Diese Interessen verlangen, daß die Tore dieser großen Gebiete dem Handel der Vereinigten Staaten und dem der europäischen Länder weit offen gehalten werden sollen, im materiellen Sinne sowohl, wie im geistigen, und daß die Völker Chinas und ganz Mittelasiens sich selbst unter diesen friedlichen, doch mächtigen Einflüssen aus den echten ursprünglichen Heimatstätten der modernen Zivilisation entwickeln sollen. Und ich bin daher der llberzeugung, daß die große Pflicht, diese Politik zu verfolgen und durchzusetzen, vor allen anderen Staaten auf den Vereinigten Staaten ruht. Das scheint mir die große Bedeutung unseres Besitzes der Philippinen zu sein. Diese liefern uns eine Basis für Unternehmungen, wenn es gilt, unserer großen Pflicht gegenüber der Zivilisation Asiens nachzukommen.

In der Ausübung dieser großen Pflicht können wir jedoch auf Schwierigkeiten im Atlantischen Ozean stoßen. Wir wissen, daß England mit Iapan verbündet ist. Wie weit England Iapans Politik unterstützen würde, kann man zurzeit kaum wissen. Wenn man dagegen das Horoskop für die Zukunft stellt, so muß man mit den Möglichkeiten rechnen, die schon in Sicht sind, und wir wissen sehr wohl, daß schon einige Fragen über dem Horizonte aufgetaucht sind, um die möglicherweise mit Iapan verhandelt werden muß, und bei denen es von seinem Bundesgenossen England unterstützt werden mag.

Ferner müssen wir unsere Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß eine andere, sich jetzt rasch entwickelnde Nation den nordamerikanischen Kontinent mit uns teilt, und schon so stark, gefestigt und selbstbewußt geworden ist, daß sie nicht länger unbeachtet bleiben darf. Zwar ist sie eine wesentlich teutonische Macht, und es bestehen zwischen uns und ihr Rasseverwandtschaften, die zu Friede und Freundschaft führen sollten. Eine geraume Weile glaubten wir, daß sie — angesichts ihrer Lage — sich schließlich mit uns vereinigen würde. Doch ist in den letzten 25 Iahren diese Aussicht geschwunden, um so mehr, als sich in ihrer Bevölkerung das Bewußtsein unabhängiger Macht und nationaler Einheit entwickelt und geklärt hat. Kanada ist eine sehr angesehene Macht geworden, mit einer wohlorganisierten Regierung und mit — in mancher Beziehung — bewundernswerten Einrichtungen. In weiteren 25 Iahren wird es fünfundzwanzig Millionen Einwohner haben, und dann in mancher Hinsicht ein beträchtlicher Konkurrent der Vereinigten Staaten sein. Hinter dieser Macht steht wiederum das mächtige England, dessen große Flotte in dem Atlantischen Ozean, jederzeit bereit, imstande ist, für die Interessen seines Sprößlings einzutreten.

Kurz, wir, das Volk der Vereinigten Staaten, müssen heraustreten aus dem alten Wahn, daß wir der ganze nordamerikanische Erdteil sind, ausgenommen ein paar Merikaner, Indianer und Mischlinge im südwestlichen Winkel, und müssen der Tatsache ins Gesicht sehen, daß wir in eine Lage kommen müssen, die der Europas immer mehr gleicht.

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu der anderen großen teutonischen Macht erscheinen, vom Standpunkt der Weltsituation aus, ganz anders. Nirgends liegt eine Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit vor, daß ein Interessenkonflikt zwischen ihnen entstehen wird bei dem Werke der Ausbreitung moderner Zivilisation über die Welt. Deutschlands größte Aufgabe ist die Verjüngung des kontinentalen Europas und die Beschützung Europas gegenüber den anarchistischen Absichten der Slaven und den nicht lebensfähigen der romanischen Rassen. Das ist die wichtigste Mission der Teutonen in den letzten fünfzehnhundert Iahren gewesen.

Vom Standpunkt der Rasse aus ist Deutschland nicht die ganze teutonizsche Welt im kontinentalen Europa, es ist jedoch der größte politische Vertreter der kontinentalen Teutonen und so die größte treibende Kraft zur Verbreitung des Germanismus im Süden und Südosten Europas.

Dann, zweitens, liegen Deutschlands koloniale Interessen in Afrika, wie wir gesehen haben, wo es über ein Gebiet herrscht, das viermal so groß ist, wie das europäische Kaiserreich, und das die Aufmerksamkeit und koloniale Betätigung der zentralen Regierung noch für ein Iahrhundert lang in Anspruch nehmen wird. Auch auf diesem Arbeitsfeld sind keine Interessenkonflikte möglich, da ja die Vereinigten Staaten nicht beanspruchen, irgend welche Rolle in Afrika zu spielen.

Und drittens, wenn wir uns der asiatischen Welt zuwenden, so finden wir, daß die Interessen Deutschlands und die der Vereinigten Staaten vollkommen miteinander übereinstimmen: China und Mittelasien sollen weder durch die Herrschaft Iapans, noch durch die Englands oder Rußlands, noch durch Aufteilung unter diese drei Mächte erlöst werden, sondern dadurch, daß die Tore des Handels und damit die des Verkehrs allen Nationen weit offen gehalten werden, und so den Einheimischen Gelegenheit geboten wird, ihre eigene Zivilisation unter diesen großen umwandelnden Einflüssen auszuarbeiten.

Die Aufgabe der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean jedoch, die die Hauptstärke der Nation in diese Richtung lenkt, macht es, wenn nicht absolut notwendig, so doch höchst wünschenswert, im Atlantischen Ozean einen wirklich zuverlässigen und mächtigen Freund zu haben. Kann einer, der über diese Einzelheiten und Beziehungen in der Weltlage nachgedacht hat, noch einen Zweifel hegen, wer dieser Freund in erster Linie sein soll? Ich sage in erster Linie, weil, wie ich es sehe, enge Freundschaft mit dem großen Deutschen Reich jegliche feindliche oder unfreundliche Absichten einer anderen asiatischen Macht, die durch die Situation und die eben beschriebenen Beziehungen hervorgerufen

werden könnten, gleich im Keime ersticken wird, und uns die Freundschaft der anderen europäischen Mächte sichert, indem ihnen die Nichtigkeit eines anderen Verhaltens gezeigt wird.

Wie schon gesagt, bin ich der Ansicht, daß der Friede und Fortschritt der Welt mehr von der Freundschaft und dem einträchtigen Wirken Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten abhängt, als von allem Anderen zusammen. Zwar sind sie jetzt in gewissem Sinne freundschaftlich und ist die Reibung zwischen Deutschland und England augenscheinlich geringer, als vor drei Iahren; doch es gibt Möglichkeiten, denen vorgebeugt werden sollte. Sachgemäße Würdigung dieser Möglichkeiten führen zu dem Schluß, daß Friede und Eintracht zwischen diesen großen zivilisierten Staaten der Welt sicherer erhalten wird, wenn der Welt zu verstehen gegeben wird, daß die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten so fest und herzlich sind, daß jeder Versuch, gegen eines dieser Länder zu arbeiten, als Beleidigung des Anderen aufgefaßt wird. Die feindliche Stimmung, die sich in dem letzten Iahrzehnt fühlbar gemacht hat, ist größtenteils dem Wettstreit im Welthandel zuzuschreiben. Deutschland hat sich rasch zu einer großen See- und Handelsmacht aufgeschwungen. Sein Wettstreit zur See mit England hat Englands großes Übergewicht als Monopol gebrochen. Viele Engländer betrachten dies als ein Unrecht, das gesühnt werden muß. Ich glaube, daß die vorhandene Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten schon eine heilsame Wirkung auf das .'Brhältnis zwischen England und Deutschland gehabt hat.

' Vor ein paar Iahren, glaube ich, gab es eine Zeit, wo England noch stärker versucht war, eine feindliche Haltung gegen Deutschland einzunehmen, wenn nicht dieses Hindernis gewesen wäre. Es wäre sicher gegen die Hauptinteressen der Vereinigten Staaten gewesen, wegen dieser Handelsrivalität zwischen Großbritannien und Deutschland aufgehalten zu werden und Großbritannien sein Monopol auf dem Meere zurückgewinnen zu lassen und damit unseren eigenen Frieden in Gefahr zu bringen. Das Beste für uns und für die Welt ist, daß dieser Wettbewerb anhält und daß er von allen Parteien als gesetzmäßig und vorteilhaft angesehen wird. Großbritannien ist noch immer eine viel größere Seemacht als Deutschland und ist in keinem ihrer rechtmäßigen Interessen durch deutsche Konkurrenz gefährdet.

Auf der anderen Seite ist die überwiegende Flottenmacht Großbritanniens eine mögliche Drohung, nicht nur für die rechtmäßigen Interessen Deutschlands, sondern auch für die der Vereinigten Staaten und aller anderen Länder. Ob sie jemals eine wirkliche Gefahr werden wird, oder nicht, hängt von Großbritanniens Gesinnung ab, und ich wiederhole, daß das Bestehen freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bei der Bestimmung dieser Gesinnung keine geringe Erwägung sein wird.

Wenn ich die Zeit von 1908 bis zur Gegenwart herauf überschauen hätte

können, so wie ich von der Gegenwart auf 1908 zurückblicken kann, so hätte ich nicht viel anders gesprochen oder geschrieben als damals. Von dem Abend des 13. August 1907 an, dem Abend, wo ich — an des Kaisers eigenem Tisch — dem Gespräch der höchsten Beamten des Deutschen Reiches über die Gefahren, die dem Reiche drohten, zuhörte, — dem Abend vor König Eduards Besuch beim Kaiser in Wilhelmshöhe, — da wußte ich, daß es nur eines gäbe, das Deutschland von dem gemeinsamen Angriff Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands, früher oder später, retten könnte. Dieses Eine konnte nur die Drohung der Vereinigten Staaten gegenüber Großbritannien sein, daß die Allianz zwischen Großbritannien, Frankreich und Rußland unnatürlich, dem Weltfrieden gefährlich und den Interessen der Vereinigten Staaten schädlich sei.

Hätten 1908 die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten diese Stellung eingenommen, so gäbe es jetzt keinen Krieg in Europa. Hätten wir diesen Standpunkt 1908 verfochten, so würde heute eine Verständigung zwischen Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten bestehen, die das Einzige ist, den Frieden der Welt zu erhalten und den Fortschritt der Menschheit zu sichern.

Mir scheint es, daß wir schließlich dahin kommen müssen, wenn anders dieser Krieg nicht unabsehbar lange fortdauern sollte. Es ist Großbritanniens Krieg. Großbritannien schmiedete die „Entente" und die Allianz, die ihn zeugte, und die Absicht Großbritanniens, seinen Handelskonkurrenten zu vernichten, hat für uns eine nicht geringe Bedeutung. Wir können es uns einfach nicht leisten, diese Krieg unbegrenzt fortdauern zu lassen, noch können wir müßig zusehen, wie ein großes Handelsnetz, das mit unserem eigenen zusammenhängt und durch friedliche Mittel, wie Verstand, Wirtschaft und fortgeschrittene Methoden aufgebaut worden ist, durch Gewalt zerstört wird, um so Großbritanniens Handelsmonopol wiederherzustellen, oder das irgend eines anderen Landes zu schaffen. Der Aufruf unseres Präsidenten, seine Mahnung an das Volk, neutral zu sein, nicht nur in Taten, sondern auch in Worten, ist lobenswert. Er hätte jedoch früher erlassen werden sollen, bevor das Volk in seiner Kriegsungeduld hastig, unbedacht und so allgemein — um nicht zu sagen heftig — sich auf die Seite Großbritanniens und seiner Verbündeten gestellt hätte. Was unsere Interessen und die der Welt verlangen, ist nicht so sehr die vollkommene Besiegung der einen Seite oder der anderen in diesem Ringen, sondern das sofortige Aufhören des Krieges mit der Wiederherstellung des statu» quo aute delwm und mit der Unterdrückung des russischen Panslavismus, der französischen „Revanche" und Großbritanniens Krämereifersucht. Diese drei großen Dinge, die als Endergebnis der „Allianz" den Krieg gemacht haben, müssen aus der Politik Europas gestrichen werden — eher kann es keinen dauernden Friedenszustand geben.

Dieses Ziel kann nicht erreicht werden, so lange die öffentliche Meinung des Landes das Bild der Ursachen und Ziele des Krieges festhält, das sie so über-

stürzt und unbedacht sich geschaffen hat. Wenn das nicht gründlich geändert wird, wenn kein weiteres Wort über das Thema gesprochen oder geschrieben wird, so wird doch ein stiller Druck auf unsere Regierung ausgeübt werden, der es nicht nur der Regierung erschwert, mit strenger Neutralität zu handeln, sondern sie dahin beeinflussen kann, daß sich ihr Gewicht in einer Richtung geltend machen wird, die sich am Ende als schädlich herausstellen wird — für unsere eigenen Hauptinteressen sowohl, wie für die des allgemeinen Friedens und der allgemeinen Zivilisation.

Das vermittelnde Anerbieten unseres Präsidenten ist ein Schritt in der rechten Richtung, doch es sollte von der öffentlichen Meinung unterstützt werden, die Großbritannien fühlen lassen muß, daß wir die Allianz, sein Werk, unnatürlich finden, da sie eine dauernde Bedrohung des Friedens Europas und der ganzen Welt und die ungeheuren Möglichkeiten, uns zu schaden, in sich birgt. Die Welt, friedlich und glücklich, gedieh ohne dieses Bündnis und ist nun mit Sorge und Unruhe erfüllt, seit es anfing, sich zu bilden. Die Macht, die es geschaffen hat, ist die, die es zerstören kann. Es sollte unsere Aufgabe sein, — sie uns erst selbst zum Bewußtsein zu bringen, und dann Großbritannien und der übrigen Welt.

Professor Dr. Kuno Francke:

Leidet Deutschland an Größenwahn?

Einer der bekanntesten amerikanischen Iournalisten, Mr. Norman Hapgood, der Herausgeber von Harpers Weekly, hat kürzlich die Behauptung aufgestellt, die gegenwärtige Weltkatastrophe sei im letzten Grunde Folge einer Krankheit, die am deutschen Volkskörper zehre: des Größenwahns. Vielleicht verlohnt es sich, diese Formulierung der gegen Deutschland jetzt von allen Seiten erhobenen Anklagen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Ich gebe zu, daß, oberflächlich betrachtet, der geistige Zustand des heutigen Deutschland eine Spannung und Erregung verrät, die der Überreizung nahe kommt. Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Wilhelm II. — die drei Männer, welche die Einbildungskraft und den Willen des heutigen Deutschland vielleicht stärker beeinflußt haben als irgend eine andere Einzelpersönlichkeit, — stellen, jeder in seiner Weise, Typeu von hochgradiger Anspannung des Gefühlslebens dar.

Richard Wagners Welt ist eine Welt rücksichtsloser Geltendmachung des

eigenen Selbst, grenzenlosen Begehrens, mystischer Sehnsucht, unablässigen Wollens und Strebens. Seine Helden stürmen durchs Leben dahin, unbekümmert um Gut und Böse, von dem einen Drang beseelt, sich voll auszuleben. Und Wagner selbst, wie seine Autobiographie es offen ausspricht, kannte keine andere Verpflichtung als die Durchsetzung seiner eigenen Kunst und seiner eigenen Persönlichkeit, denen gegenüber alle anderen Persönlichkeiten und Kunstrichtungen keine andere Bedeutung hätten, als entweder mitzuwirken oder beseitigt zu werden. — Nietzsches Philosophie mit ihrer dithyrambischen Verherrlichung des Willens zur Macht, ihrer souveränen Verachtung für Demut und Milde, ihrem ekstatischen Appell an die selbstischen Triebe, und Nietzsches Leben mit seiner grotesken Selbstvergötterung und seiner orakelhaften Anpreisung der neuen Lebenswerte, die er bringe, sind zweifellose Erscheinungsformen eines megalomanen Temperaments.— Kaiser Wilhelms Betonung der Erhabenheit seiner Mission, die romantische Mystik seiner religiösen Bekenntnisse — alles das gibt seiner Gestalt unzweifelhaft das Gepräge einer starken Einbildungskraft.

Wie steht es aber mit den Leistungen dieser Männer? Lassen sich diese Leistungen trennen von ihrer Persönlichkeit? Wäre Richard Wagner nicht dem Alles beherrschenden Drang zur Gestaltung gefolgt, hätte er nicht diesem einen Streben alle Fragen menschlichen Glückes untergeordnet, wie hätte er jene Wunderbauten des Tones schaffen können, die Alles in Allem doch wohl das größte künstlerische Erzeugnis unsrer Zeit sind und, solange es empfängliche Menschen gibt, ehrfürchtiges Schaudern und seligstes Entzücken erwecken werden. Hätte Nietzsche sich nicht vom Schicksal dazu ausersehen geglaubt, der Menschheit neue Lebenswerte zu erobern, wie hätte er die gänzliche Teilnahmslosigkeit seiner Zeitgenossen ertragen können, wie hätte er sein Einsiedlerleben auf geistiger Bergeshöh führen, woher hätte er die Kraft nehmen sollen, sein ganzes Dasein mit ungeteilter Inbrunst dem ahnenden Schauen einer neuen Menschheit zu weihen, einer Menschheit, für die der Begriff des Selbst so gesteigert und geadelt und so umfassend geworden sein wird, daß zwischen ihm und dem Sittengesetz keine Kluft mehr besteht. Betrachtete Kaiser Wilhelm sich nicht als das erlesene Werkzeug Gottes, woher hätte dieser rastlose Mann die Festigkeit, den Ernst, die sittliche Zähigkeit, die innere Glut der Überzeugung nehmen, wie hätte er sich die ganze Charaktergröße erkämpfen sollen, die ihn so turmhoch über alle Herrscher unsres Zeitalters erhebt und ihn zur idealen Verkörperung der besten Kraft des arbeitsamen, hochstrebenden, in sich selbst gewissen Deutschland macht. Mit andern Worten, diese drei Männer sind ein neuer Beweis der alten Wahrheit, daß ohne einen gewissen Grad von Hochspannung es keine echte Größe gibt, daß das echte Genie aber gerade diese Selbstüberschätzung in einen Abtrieb zur Selbstzucht, zur Selbstaufopferung und zu rastloser Arbeit am eigenen Selbst verwandelt.

Dasselbe, meine ich, kann von dem deutschen Volke als Ganzem gesagt

werden. Der deutsche Staatsbegriff ist etwas dem Engländer und Amerikaner durchaus Fremdes und Unzugängliches. Daß der Staat mehr sei als eine Institution zum Schutze des Glücks der Einzelnen, daß er eine kollektive geistige Persönlichkeit über und jenseits von dem Leben der Einzelnen sei, und daß er nicht so sehr das Glück der Einzelnen als die Erhebung der Einzelnen auf eine höhere Stufe, ihre Durchbildung zu einem höheren Typus des Menschentums zum Ziele habe, das erscheint dem Engländer und Amerikaner als etwas phantastisch Überspanntes. Kann es aber eine Frage sein, daß in dieser — wenn man will — phantastisch überspannten Staatsidee die innerste Kraft, die eigentliche Seele des deutschen Volkes lebt? Daß, wenn diese Idee, wie unsre Gegner glauben, ein Hirngespinst, ein Wahn, ein Rausch ist, sie ein heiliger, erhabener Rausch ist, ein Rausch, der sich unablässig in strengste Pflichterfüllung, nüchterne Arbeit, erregtes Bildungsstreben, eiserne Disziplin, ehrliche Hingabe an die Aufgaben der Allgemeinheit umsetzt?

Diese Staatsidee ist aus der Not heraus geboren; aus der Notwendigkeit, alle physischen und geistigen Kräfte der Nation zum Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft aufzubieten. Sie ist aber gewachsen und hat sich ausgestaltet mit dem Wachstum und der Ausgestaltung der deutschen Nation im vergangenen Iahrhundert; und heutzutage ist sie der stärkste Antrieb für jede Art von Tätigkeit im deutschen Vaterland. Sie ist es, die das mustergültige System deutscher Stadtverwaltung geschaffen hat, die der vorbildlichen sozialen Gesetzgebung des deutschen Reiches zugrunde liegt, die das Prinzip der über den Parteien stehenden, ausschließlich der salu» publica dienenden Regierung zur Richtschnur der inneren Politik Deutschlands erhoben hat. Sie ist es, die dem Deutschen alle Erscheinungsformen des nationalen Lebens zur untrennbaren Einheit macht, die ihn sein Glück in Mitarbeit an der Steigerung nationaler Leistungsfähigkeit finden läßt.

In diesem Glauben an Deutschlands Bestimmung, einen gesteigerten Typus nationalen Pflichtbewußtseins zu erzeugen, liegt, meine ich, die sittliche Überlegenheit Deutschlands über seine Rivalen und Gegner. Er ist Deutschlands Beitrag zu der Geschichte politischer Ideale. Er wird Deutschland aufrecht halten in der Bedrohung durch die halbe Welt. In ihm beruht die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft.

Das Mißvergnügen der Neutralität

Das Mißvergnügen der Neutralitat.

Von einem Neutralen.

Immer wieder komme ich mit Menschen zusammen, die meinen, es sei doch ein großes Glück, in dieser schweren Zeit einem Volk anzugehören, das durch Proklamation absoluter Neutralität sich auf jene Seite der Welt hinüber gerettet hat, vor deren Grenzen der Krieg sein Schwert in die Scheide tut und die Furien ihre Brandfackel senken. Und wenn ich ihnen dann sage, daß sie sich irren und daß niemand bemitleidenswerter sei, als der Neutrale, so halten sie das für sehr parador. Aber es ist mir durchaus ernst mit dem Elendsgefühl, und es geht andern Neutralen, mit denen ich mich unterhalten konnte, nicht im mindesten anders. Denn das Gebot der Neutralität bringt den Menschen in Konflickte, aus denen es keinen Ausgang gibt.

Man muß das Wort Neutralität ins Deutsche oder annähernd ins Deutsche übersetzen, damit man einen richtigen Begriff von den verteufelten Zumutungen bekommt, die es stellt. Aber ob man noch so schonend verfahre, was herauskommt, klingt immer schlecht: Parteilosigkeit, Reaktionslosigkeit, Keinseitigkeit, ohne Gegenwirkung, nicht rechts und nicht links, nicht warm und nicht kalt, nicht süß und nicht sauer, nicht Fisch und nicht Vogel, nicht Tag und nicht Nacht, immer Keins von Zweien und auch ein Drittes nicht, einfach undifferenziert wie jener Zustand, der aus der Zusammenschüttung des All und des Nichts sich ergeben könnte, wenn es je dahin kommt.

Das ist die neue Variante der Weltbetrachtung, an die wir uns halten sollen, die neue Bereitschaft, in der wir aufgehen sollen, wir — man mag in der Zeitungsrubrik „neutrale Staaten" nachsehen, wen es betrifft.

Hat man nns aber nicht schon in der Kleinkinderstnbe gerade für diese Grundsätze eine maßlose Verachtung beigebracht und uns das abscheulichste von Menschen erzählt, die ihr Leben von ihnen beherrschen ließen? Wenn mir recht ist, hat man uns vieles gelehrt und vorgesagt, was wir werden sollen: gut und gerecht, meine ich, hieß es, sollen wir sein, schöne, starke, mutige, anständige taktfeste, herrliche und gesunde Menschen sollen wir werden wollen und leben nach dem, was unser Gewissen befiehlt. Niemals aber hat man uns den farblosen und unbestimmten Menschen gepredigt als Ideal; niemals hat man uns gesagt, daß es ehrenvoll und herrlich sei, möglichst gar keinen entschiedenen Anteil zu nehmen an dem, was um uns geschieht und in unserm politischen und moralischen Urteil enthaltsam zu sein bis zur Feigheit. Niemals hat man uns für die Vorstellung zu gewinnen versucht, daß es anständig sei, die Meinung, die wir haben, wenn man uns darum fragt, zu verschweigen und durch ein diplomatisches Achselzucken den Anschein zu erwecken, als ob weder Anteilnahme, noch Interesse, noch eine Meinung vorhanden sei.

Plötzlich macht man uns das alles zur Pflicht. Wir sollen keine Zuneigungen und keine Abneigungen mehr haben, nicht einmal mehr den Willen dazu, und sollen ganz und gar auf die Freiheit der Selbstbestimmung, den Anspruch, unsere Überzeugung so zu behaupten und ins Leben zu tragen, wie wir es immer getan, öffentlich und im Stillen verzichten. Und wenn wir die Askese so weit schon nicht treiben konnen, so sollen wir wenigstens klug wie die Schlangen sein und uns in Stunden der Prüfung benehmen, als stünde die Welt für uns jenseits von böse und gut und wären wir selbst mindestens in der ersten Nirvanaschicht eingegangen.

Aber der Teufel soll mich holen, wenn es wahr ist, daß ein Mensch an der Verwirklichung solcher Grundsätze seine Freude finden könne und daß man ein schlechter Schwede, Schweizer oder Holländer sei, wofern man sich weigert, nach der neuen Pflichtenvorschrift streng diätetisch zu leben. Wir setzen mit dieser Anrufung des Teufels die Weisheit, die bei Aufstellung der Pflichtenvorschrift gewaltet hat, durchaus nicht herab. Im Gegenteil: es besteht für den Staat, der wünscht, militärisch nicht in die Kämpfe seiner Nachbarn hineingezogen zu werden, nicht nur eine tiefe Berechtigung, Parteinahmen seiner Bürger für die eine oder andere Nation mit Mißtrauen zu verfolgen, sondern es besteht geradezu eine Pflicht hierzu. Ia es kann zur ökonomischen Notwendigkeit werden, daß der Staat den Bürgern streng ins Gewissen redet, hiervon zu lassen, und daß er alle literarischen Zusammenrottungen vorhandener Parteimeinungen als bedenklich untersagt. Nicht weil der eine oder andere Nachbar sich nun gekränkt fühlen könnte, oder man zu zartfühlend ist, um die vorhandene Summe von Erbitterung und Unrecht durch einen groß- oder kleinstelligen Posten zu vermehren. Du liebe Zeit, wie viel Kritik, Tadel, Mißgunst, Schelte, Bosheit und Spott von schärfstem Säuregrad wird nicht in Friedenszeiten gelegentlich über diesen nämlichen Nachbar, seine Nationaleigentümlichkeiten, seine Staatseinrichtungen, seine Sitten und politischen oder wirtschaftlichen Gebräuche aus dem gleichen Eimer vergossen, ohne daß ein Hahn danach kräht. Nein, das ist es nicht, was die Regierung eines Neutralstaates gegenüber allen positiven Kundgebungen von Sympathie oder Antipathie für ein anderes Land sorgenvoll machen könnte. Sondern wenn es wirklich eine Gefahr zu bekämpfen gibt, so liegt sie darin, daß mit dem ersten August eine ungeheure politische Überschätzung des Einzelmenschen und seiner staatsbürgerlichen Meinungen, wenigstens in den kriegführenden Ländern, eingesetzt hat. An diesem Tag der ersten Kriegserklärungen schwollen in ganz Europa die geographischen Grenzen wie Mauern empor, und war man bis dahin nur Herr Hinz oder Herr Kunz gewesen, der zu gegebener Zeit sich mit einem Stimmzettel seiner inner- und außerpolitischen Überzeugungen entledigte und nach Vollendung dieses Aktes in die große Schar der Namenlosen zurückfiel, deren politischer Wille und politisches Raisonnement nicht die geringsten internationalen Wirkungen hervorbringen konnte, so trug jeder seit diesem denk-

würdigen Tag ein weithin merkbares Staatsangehörigkeitsabzeichen auf der Brust. Die Welt bestand plötzlich nur noch aus Staaten und Individuen, die Deutsche, Österreicher, Russen, Franzosen, Schweizer, Holländer oder sonst etwas waren: so daß, was einer über die kriegführenden Völkerschaften oder in einem andern beliebigen Behuf äußern mochte, von ihm nicht mehr als von einem Privatmann geäußert wurde, dessen Meinungen eben nur für ihn höchstens symptomatisch sind, sondern allsogleich vernommen und bewertet wurde als Meinung eines Deutschen, Osterreiä)«rs, Russen, Schweizers, Dänen oder Amerikaners. Die Folge davon war, daß, was einer zur Tagesgeschichte und den Weltgerichtsangelegenheiten zu sagen hat, sofort zurückfällt auf ein ganzes Volk und Gefahr läuft, wenigstens als Stimme einer Minorität von Angehörigen dieses Volkes aufgefaßt und herumgeboten zu werden.

Nun hat ein Politiker, dem das Wohl seines Landes am Herzen liegt, ohne Zweifel ganz gewiß allen Grund, diese so plötzlich hervorgebrochene und mit der Zeit von den kriegführenden Staaten immer schärfer akzentuirte Neigung, jede private oder in der Presse hervorgetretene Stellungnahme eines Fremden zu nationalisieren und solchermaßen in eine gefährliche Höhe emporzutragen, — er hat, sage ich, allen Grund, diese Neigung sehr sorgenvoll zu betrachten und zu überlegen, wie man dem entgeht. Denn die erhöhte Widertönigkeit, die jede Äußerung draußen jetzt findet, trifft ebenso das gute wie das schlimme, das kluge wie das alberne Wort, und die vermehrte Laurigkeit der Seelen sorgt schon dafür, daß keine Bedachtheit oder Unbedachtheit dem öffentlichen Gerichtstag entgehe. Ist es nun aber wirklich das Gescheiteste, was dem Regierungsmann einfallen kann, einfach „pst, pst" zu machen? Ist es wirklich das Beste, was man unternehmen kann, daß man den Bürgern, weil ihr Temperament sie für das eine oder andere unter den kriegführenden Völkern gelegentlich Partei ergreifen lassen könnte, — ist es wirklich das Beste, daß man darum den Bürgern strenge Enthaltsamkeit anempfiehlt und sie auffordert, durchaus Gewehr bei Fuß und mit der Holzbockigkeit einer Grenzpfahlsibylle den teils bewundernswerten, teils empörenden Ereignissen im Ienseitsland zuzusehen? Das Einfachste jedenfalls ist es, und wenn die Bierbankpolitiker durch das „Pst, pst" der Regierungsmänner zum Schweigen veranlaßt werden, so ist die Methode nicht einmal ohne Gewinn. Aber für den Rest der Menschen und die Nation in ihrer Gesamtheit führt sie, über die geringen Annehmlichkeiten des Augenblicks hinweg, nur zu Verlusten, die sich um so fühlbarer machen werden, je tiefer es in die Zukunft geht. Versteht man uns schon in den kriegführenden Ländern sehr schlecht, wenn man dort glaubt, daß das, was ein Däne, Schweizer, Holländer oder der Angehörige eines andern neutralen Volkes anerkennend oder mißbilligend urteilt, in demselben Maße als Stimme einer nationalen Gemeinschaft zu gelten habe, wie das, was ein Deutscher oder Franzose in diesen Zeiten äußert, so verstehen wir uns selbst noch viel schlechter und geben uns einem groben Selbstbetrug hin,

wenn wir in uns die Meinung züchten, daß es zur Wohlfahrt eines alleinstehenden Volkes keiner Haltung so sehr bedürfe in der jetzigen Zeit, als der völligen Gegenwirkungslosigkeit und durchlaufenden Isolierung unserer Urteilskraft gegenüber den bald großartigen, bald abscheulichen Tatsachen, die uns jeder Tag vorlegt. Worin dieser Selbstbetrug und diese Täuschung bestehen? Einfach darin, daß wir uns von allen möglichen Drehungen und Wendungen und Haltungen einen Vorteil versprechen, wo doch die Geschichte genugsam zeigt, daß in allen Lebenslagen einzig Wahrhaftigkeit nötig ist für ein Volk und ein Einzelwesen, wollen sie ihren Platz an der Sonne behaupten.

Und damit komme ich zum wahren Grund alles Mißvergnügens: daß, während man draußen eine Parole hat, die alle einigt und Solidaritäten schafft, in Frankreich ebensosehr wie in Deutschland, Rußland, England und Österreich, dergleichen in den neutralen Ländern vollkommen fehlt. In allen Staaten, wo jetzt die Kriegsfackel brennt, fühlt sich klein und groß, hoch und nieder, arm und reich in eine neue dämonische Wirklichkeit hineinversetzt, die alle Regungen des politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und allgemeinen Lebens zwingt, sich auf sie zu beziehen. Diese dämonische Wirklichkeit gibt dem Leben Richtung und Stil, sie uniformiert die Meinungen, die Moral, den Willen und das Urteil, es gibt kaum einen Glauben und eine Ansicht, die nicht der Glaube und die Ansicht von allen wäre, und aus jedem, auch dem gleichgültigsten Wort spricht immer gleich die ganze Nation.

Wie steht es in den am Krieg nicht beteiligten Staaten? Es fehlt das Wort, das uns eint. Denn Neutralität, ob sie auch dafür hingegeben wird, ist keine Parole, mit der man leben kann. Politisch drückt sie aus, daß die Armee an der Grenze steht und man bereit sei, bei jedem Einbruchsversuch, komme er, von wem er wolle, Maschinengewehre und Kanonen die Sprache sprechen zu lassen, zu der sie verdammt sind. Wirtschaftlich drückt sie aus, daß man wünsch«, mit allen Nachbarn auch weiterhin in Frieden zu leben und die Geschäfte den Gang nehmen zu lassen, den sie bisher gegangen sind. Der übrige Mensch aber, der sich nicht aus politischen und wirtschaftlichen Interessen zusammensetzt und der doch so unendlich viel größer und wertvoller ist als der politische und wirtschaftliche Mensch und so unendlich allgegenwärtiger, ist nicht in ihr enthalten. Die Parole der „Neutralität" geht an ihm vorbei, als wäre er gar nicht vorhanden, ja sie verurteilt die Bedürfnisse, die er hat, diese Bedürfnisse nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, nach Aufrichtigkeit. Teilnahme und Mannhaftigkeit geradezu zum Schweigen und warnt vor jenem stillen Heldentum, das mit seiner eigenen Seele im Frieden zu leben wünscht, als wie vor einer großen Gefahr.

Aber wenn irgend etwas, so ist jedenfalls die Neigung, an einer solchen Losung Vergnügen und moralische Befriedigung zu finden, nicht mit uns geboren. Im Gegenteil liegt nur allzusehr auf der Hand, daß Neutralität eine kleine und

unlebendige, kühle, ganz und gar dogmatische Sache ist. Sie fordert von uns, aus unsern früheren menschlichen Rechten und Pflichten auszutreten und einzutreten in eine neue Pflicht, aber wie sollen wir uns für diese neue Pflicht der Enthaltsamkeit begeistern können, nachdem wir gerade von den Politikern dazu erzogen worden sind, Partei zu ergreifen und auch in kleinsten Fragen einer Auseinandersetzung mit der Umwelt nicht aus dem Wege zu gehn? Nachdem außer der Erziehung auch unsere ganze Menschennatur danach drängt? Ach, ich fürchte, daß wir uns in der neuen Haltung, die wir annehmen sollen, nicht einmal üben können, denn sie selbst ist ja nur eine Negation. Die Neutralitätsparole sagt, was wir nicht sollen oder nicht dürfen, sagt aber nicht, was sein muß; sie schafft keine Solidarität des Willens und der Gesinnung und beweist eben dadurch, daß sie den Menschen gerade an der einzigsten Stelle, an der seine produktiven Seelenkräfte liegen, — und diese Stelle ist doch wohl die wertvollste in ihm! — grundsätzlich vernachlässigt. Nur der ein wenig ängstliche und schwächliche Mensch ist darin allgegenwärtig, er erscheint gleichsam in Schlachtlinie aufgestellt, aber der Anblick hat gar nichts Überwältigendes, das ist schon gewiß.

Sind wir aber wirklich von diesem Schlage? Wollen wir von ihm sein oder den Anschein erwecken, als ob wir von ihm wären? Da klagte dieser Tage der Redakteur eines neutralen Blattes, daß seit einiger Zeit ständig Briefe an ihn einliefen mit Mahnungen wie die: „Seien Sie doch England freundlich oder England freundlicher. Vergessen Sie nichts daß es unser bester Abnehmer ist." Und andere: „Lassen Sie die vielen kommerziellen Beziehungen, die wir mit Frankreich haben, nicht außer Acht." — Er erwiderte: „Es handelt sich jetzt nicht um Frankreich und England, wie sie uns aus den großen Kapiteln ihrer Geschichte und ihrer Kultur entgegentreten, die eine tiefe Hochachtung einflößen und in denen man stets mit Gefühlen einer aufrichtigen Dankbarkeit blättert, auch nicht um das französische und das englische Volk, wo sie wahre Standard-Völker im europäischen Völkerbestande waren und hoffentlich bleiben werden. Nein, nein. Es kommt jetzt bloß das Frankreich der Herren Delcass^, Viviani Clemenceau und Malvy, bloß das England der Herren Grey, Churchill, Asquich und Kitchener in Betracht Für dieses Frankreich und für dieses England aber soll man von uns keinerlei Mitgängerei verlangen. Denn sie tragen einen großteil Schuld am jetzigen Weltbrande, haben nicht das Recht und nicht die Wahrheit an ihrer Seite, haben nicht gehandelt wie ein Iaur^s, wie ein Salisbury gehandelt hätte. So weit darf man den Merkantilismus nicht treiben, daß mau über die Grundlinien des Gewissens hinwegschreitet, nur damit den Interessen des ersteren kein Härlein gekrümmt wird."

Das ganze Elend der Neutralitätsformel kommt darin mit bösen Schwären zum Ausbruch, vielleicht noch einiges mehr, aber dieses zuerst. Denn indem man in den Krieg unmittelbar nicht hineingezerrt ist, auch die Forteristenz der Nation,

der man angehört, nicht in Frage steht, gibt es kein großes Bangen und kein überwältigendes neuartiges Ziel, das Leben bleibt das kleine egoistische,, auf geringe Ziele gerichtete Individualunternehmen, das es (immer) gewesen ist, es fehlt die aufpeitschende weitertragende Not und die Aussicht, einem neuen schönen Morgenrot und Frühling entgegenzuwachsen; so fühlt man vom Völkerkrieg in diesen kleinen dazwischen gekeilten Ländern nur die Sorge um die Beeinträchtigung, den Druck, die finanziellen Verluste, den Umsatzrückgang und die Stockung auf allen Wegen, und ist mehr als um den Wohlstand seines Gewissens um den Wohlstand seines Geschäftes besorgt. Denn wenn dieses nicht litte, meint man, stünde für einen selber alles ja gut. Aber es erscheint mir doch als die betrübendste Art, seine menschlichen Schwächen einzugestehen, wenn man einem, der sich in diesem Krieg von den übelsten Seiten entpuppt, nur darum um den Bart herum geht, weil er seine Drohung wahr machen könnte, daß er jeden, der offen nicht für ihn sei, als seinen Gegner behandeln werde, sobald er erst wieder zu Atem kommt. Man unterwirft sich damit seiner Macht, schon bevor man seine eigenen Kräfte gegen ihn erprobt und eingesetzt hat, und wenn man in der Welt nicht einmal mehr seine Selbstachtung behaupten und (vor allem andern) sich auch die Hochachtung des Widersachers erzwingen will, was kann man dann noch erobern wollen, was von etlichem Wert ist? Ich muß gestehen, daß für mein Gefühl die Ideen des Feindes und des Freundes entschieden höhere Ideen sind als die Idee der Neutralität, und daß ich darin, Freundschaft zu halten oder Feindschaft anzusagen und durchzustehen, eine entschieden größere Leistung erblicke als in der Unentschiedenheit, die nur darum zu Ansehen kommt, weil es vorteilhaft ist, es mit niemand zu verderben. Die Forderung der Neutralität trägt nicht im mindesten dazu bei, dem Gedanken der Sittlichkeit den Weg zu erleichtern, sie enthält vielmehr nur die Verführung zu, einem lauen und trüben Verhalten, ja man schlägt durch das Gebot, sich von keinem Geschehnis leidenschaftlich ergreifen zu lassen, nur den Dichter und Seher im Menschen tot, den die Geschehnisse dieser außergewöhnlichen Zeit gerade aufwecken möchten. Und wenn man durch irgend etwas den Einzelnen und ein ganzes Volk schädigen kann, so ist es durch solche Weisung.

Denn wenn man den Willen zur Lauheit sät in entscheidender Zeit, wie kann man da Männer ernten? Wenn man den Menschen aufgibt, im Namen der Neutralität zu Vorgängen zu schweigen, die schlechtweg emvörend sind, — wie kann man erwarten, daß sie über Iahr und Tag oder morgen schon, wenn es näherliegende Gefahren gilt abzuwehren, heroischen Sinn bewähren und mit jener Selbstverständlichkeit, auf die ein Staat bauen muß, Partei ergreifen für das, was schön, gut und recht ist? Ich meine, daß einem Menschen nicht zugemutet werden darf, eine Regierung, die er verachten würde, stünde sie an der Spitze seines eigenen Landes, nur darum sanft zu behandeln, weil sie an der Spitze eines fremden mächtigen Reiches steht. Und noch weniger darf

ihm zugemutet werden, daß er jenen fremden Staatsmännern nicht die Wahrheit sagt, wenn sie ihn in aufdringlicher Weise durch Presse-Communiqu^s usw. umwerben und seinen Beifall für politische Grundsätze zu erhaschen suchen, die er verwerfen müßte, würden sie in seinem Lande gehandhabt. Und doch ist es nicht weniger und nicht mehr, als eben diese Art von Unterwürfigkeit, die man in diesen Tagen von einem Neutralen verlangt. Ist sie hundertmal notwendig im augenblicklichen Interesse des Vaterlandes, und wird sie aus Liebe zu diesem Lande auch stumm ertragen, so ist es doch traurig, daß man seinem Vaterlande nur eben auf diese Art dienen kann. Und ich weiß nicht, ob sich nicht früher oder später dieses furchtbare Muß am eigenen Volke doch rächen wird. Denn das Material, mit dem der Staatsmann arbeiten muß, ist das nämliche wie das, mit welchem Erzieher, Dichter und Philosophen zu arbeiten haben: es ist die menschliche Seele und zwar jener Teil, der gefüllt ist mit der Sehnsucht nach einer besseren diesseitigen Welt und der Bereitschaft, alles niederkämpfen zu helfen mit Wort und mit Tat, was dem im Wege steht. Diese Sehnsucht und diese Bereitschaft aber gilt es lebendig zu halten, um jeden Preis und in allen Herzen.

Dr. Ch. W. Eliot'),
Er-Präsident der Harvard-Univertät:

Amerikas Dankesschuld an Deutschland.

Festrede.

Amerikas Schuld an Deutschland ist das mir zugedachte Thema. Ich soll hauptsächlich über die Schuld im Erziehungswesen sprechen. Amerikas Verpflichtungen gegen Deutschland sind in der Tat große und tiefgehende; sie beziehen sich auf Literatur, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Religion. Diese sind von dem einen Lande zunächst durch Einzelpersonen ins andere übertragen worden. Pioniere

c>">
^'

*) Die nachfolgenden drei Aufsätze sind im Oktoberheft 1913 von „Nord und Süd" erschienen. Wir wiederholen sie in diesen ernsten, schweren Zeiten, weil wir von der Überzeugung ausgehen, daß sich zwar Menschen innerhalb einer Jahresfrist grundmiißig wandeln können, nicht aber Völker. Wir sind die gleichen geblieben, die Präsident Eliot und Sir Franeis Trippel so geschildert haben, wie sie uns damals sahen. Cliot ist zu unserem Schmerze in das gegnerische Lager hinübergeschwenkt und gebärdet sich als wütender „Anti-German", dem Exzellenz Dernburg mit wuchtigen Waffen entgegengetreten ist. (S. Köln. Ztg. No. 1286 vom 26. Nov. 1914). Professor Münsterberg hat mir noch mehrere Beiträge gutgesinnter Amerikaner brieflich in Aussicht gestellt. Leider sind sie bisher nicht eingetroffen. Vermutlich hat die englische Zensur ihres grausamen Henkeramtes gewaltet. Sollten die von Professor Münsterberg angekündigten Aufsätze noch eintreffen, so werden sie in einer späteren Nummer erscheinen. Amerika, du hast es nicht besser! Ludwig Stein.

gingen von Amerika hinüber, um im deutschen Lande, nachdem sie hier eine Teilerziehung genossen hatten, gründlicher und tiefergreifend zu studieren. Diese Errungenschaften kamen dann aber auch von Instituten, jenen deutschen Universitäten, welche die ersten amerikanischen Studenten im ersten Teil des 19. Iahrhunderts bezogen; und doch wie reich, wie frei, wie stark waren sie! Ich entsinne mich einer Gruppe junger Männer, die im ersten Fünftel des 19. Iahrhunderts aus der Nähe Bostons an eine deutsche Universität zog. Einer unter ihnen war George Tichenor, der hernach der Historiker der spanischen Literatur und der Autor des noch heute besten Buches über dieses Thema wurde. Ein anderer war Geo. Bancroff, der nach seiner Rückkehr zuerst Lehrer, dann Verfasser der Geschichte der Vereinigten Staaten und dann später amerikanischer Botschafter in Berlin wurde. Ein Dritter war Frederick H. Hedge, auch aus Neu-England stammend, der in späterer Zeit zuerst Minister und dann Professor deutscher Literatur an der Harvard-Universität wurde. Das war eine Gruppe von drei Männern, die voll von intellektueller Eroberungslust nach Deutschland zogen, um alles, was sie an Literatur, Wissenschaft oder Kunst finden konnten, sich anzueignen. Sie bestrebten sich, die erzieherischen Institutionen Deutschlands zu studieren, in der Hoffnung, wertvollen Samen und gute Früchte heimwärts zu tragen, welche hier, in diesem verhältnismäßig unentwickelten, handelsbeflissenen Land« mit seinen vielfach von ungemessenen Wildnissen kaum abgegrenzten Gebieten zur Anpflanzung kommen könnten. Und was heimsten sie nicht alles ein! Sie brachten verschiedene Wissenschaften, mannigfache Fertigkeiten nach Hause. Die Vielfältigkeit von Wissen, die an den deutschen Universitäten in dieser frühen Zeit zu erlangen war, war ihnen etwas Staunenswertes, unbeschreiblich reich und mannigfach; zudem zeigten sie zu gleicher Zeit dem Amerikaner jene edle deutsche Politik akademischer Freiheit, einer Freiheit, die dem Studenten wie dem Lehrer im gleichen Maße galt. Sie beobachteten den Aufbau der deutschen Universität, ihre Gliederung, ihren Formenbau; sie brachten die Kenntnis der Institution heim, welche damals auch in Deutschland noch jung war, der großen Lehrsätze, die aus der deutschen protestantischen Reformation keimten, sich aus einer Saat entwickelten, welche zu dieser Zeit in Deutschland von Deutschen angepflanzt worden war. Zuerst Volkserziehung, allgemeine Bildung, die dem Einzelnen Verantwortlichkeitsgefühl einpflanzte, dann bürgerliche Freiheit, Freiheit in Industrie, Gesellschaft, Regierung, Freiheit mit gesetzlicher Ordnung. Diese zwei großen Prinzipien haben im protestantischen Deutschland ihren Aufstieg genommen, und Amerika ist der größte Benefiziat dieser Lehre gewesen.

Ienen Pionieren von Neu-England ist nun ein großer Strom amerikanischer Iünglinge gefolgt, welche hinüberzogen, um an den deutschen Universitäten jene Erfahrung zu vergrößern, neue Beobachtungen zu machen, die Lehren der Wissenschaft aufzunehmen, zu lernen, tief, gründlich und scharf zu denken. Und dieser

Ch. W. Eliot Amerikas Dankesschuld an Deutschland

Strom ist rückwärts über unser ganzes Heimatland geflossen und hat es mit deutschem Denken und deutscher Methode befruchtet.

Und diese Männer, die nach Tausenden zählen, haben noch ein Anderes von Deutschland nach Hause gebracht, nämlich den Geist wissenschaftlicher Forschung, der jetzt in der gleichen Methode und im gleichen Geiste auf allen Gebieten des Wissens zur Entwicklung kommt. Wissenschaftliche Forschung ist von Tausenden amerikanischer Studenten und Lehrer in Deutschland erworben worden. Bedenken wir, welch' eine intellektuelle Gabe Deutschland hiermit Amerika dargeboten hat! Es ist wohl wahr, daß Amerika Deutschland, England, Frankreich und Italien für diesen vollendeten Geist und die Methode der Forschung verpflichtet ist; Amerika schuldet indes Deutschland deshalb mehr, als allen genannten Ländern, weil der Umfang deutscher Forschung großer und breiter ist, als der in irgend einem der genannten Länder sichtbar gewordene.

Es gibt noch ein weiteres Band, das Deutschland und Amerika vereinigt und einmal, wie ich glaube, in eine Phase praktischer Greifbarkeit treten wird. Die teutonischen Völker legen einen höheren Wert auf Wahrheit in Rede, Gedanken und Handlung, als irgend welche andre Völker. Deutschland und Amerika, England, Skandinavien und Holland sind in diesem Betracht eins; sie alle lieben Wahrheit, suchen sie, werben um sie, sie achten den Mann, der selbst zu seinem eigenen Schaden wahr spricht und handelt.

Bacon, der Engländer, sagt von der Wahrheit: „Sie ist das erhabenste Gut der Menschennatur". Wohlan, das ist, was alle Teutonen glauben. Sie lieben die Wahrheit, werben um sie, sie wollen ihre Handlungen auf Tatsachen, nicht auf Einbildung, auf Wahrheit, bewiesene Wahrheit, nicht auf Phantasie gründen. Ich behaupte: hier ist ein Verbindungsband gefunden, eine wirkliche Gleichheit von Geist, eine Gemeinsamkeit von Hingabe, von Verehrung unter allen teutonischen Völkern. Wollen wir hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit diese gemeinsame Verehrung und Hingabe in gemeinsamer, segensreicher Handlung ihre Krönung finden wird.

^4

Deutschland und Amerika Hugo Münsterberg

Professor Hugo Münsterberg
(Harvard-Universität):

Deutschland und Amerika*).

Antwort auf die Festrede von Eliot.

Unsere zwei großen Universitätspräsidenten haben zu den jungen akademischen Geschlechtern Amerikas in äußerst eindrucksvollen und erhebenden Worten über deutsche Gelehrsamkeit im Laufe des Iahrhunderts gesprochen. Sie hinterließen für mich das Gefühl, daß die Universitätspräsidenten, wie gewöhnlich, etwas vor uns Professoren voraushaben, indem sie mir nichts übrig gelassen haben; wollte ich doch gerade über jenes Thema sprechen. Ich beabsichtigte, über jene Inspirationen zu sprechen, welche während des Iahrhunderts von jenen großen Philosophen und großen Gelehrten auf uns überkommen sind, wie sie zu ihrem Trieb, zu ihren Ideen, zu ihrer Forschungsweise gekommen seien usw. So bleibt mir denn offenbar kein anderer Weg, als die Vergangenheit zu verlassen und den gefährlicheren Boden der Frage zu betreten, wie es heute aussieht. Wir dürfen nicht vergessen, daß seit jenen Tagen, in denen Präsident Eliot und seine Freunde als junge Studenten die deutschen Universitäten bezogen, große Kriege geführt, große Industrien ausgebaut worden sind, Deutschland reich und stark geworden ist und für viele sich die Frage erhebt: Wie ist in der Wissenschaft dieser wunderbare Wechsel von den seltsamen alten Sitzen von Forschung und Poesie zu dem übermodernen Marktplatz, auf dem wir Lärm und Gedränge finden, vor sich gegangen? Wir hören hier sehr oft die Stimmen derer, welche mit einer gewissen Herablassung über modernes, deutsches Gelehrtentum sprechen. Wir treffen Bewunderer des französischen Glanzes, die behaupten, deutsches Gelehrtentum entbehre heute der Gedankenfreiheit und -schärfe; ebenso Freund« englischer Kultur, denen deutsches Gelehrtentum eng und pedantisch ist; zuletzt stürmische Pioniere westlicher Wissenschaft, die deutsches Gelehrtentum für zu unpraktisch, zu abstrakt erklären. Nun wohl! Ich bin davon überzeugt, daß ein guter Teil dieses Tadels mehr auf Erörterungen von unbeholfenen Anfängern, als von Meistern hinausläuft. Trotzdem ist es leicht zu verstehen, wie im Augenblicke, da hierzulande die nämliche Unabhängigkeit von dem staffelweise aufsteigenden Schulwesen deutschen Vorbildes einsetzte, ein gewisses Mißtrauen aufstieg, eine Reaktion gegen die alten Lehrmeister sich erhob. Zudem muß anerkannt

*) Der mir von Professor Münsierberg angemeldet« Beittag zur beabsichtigten Sondernummer „Die Neutralen und de» Weltkrieg" ist noch nicht eingetroffen, wenngleich die beiden Briefe, in denen er mir die Absendung seines Manuskriptes meldet, in meine Hände gelangt sind. Als Caprieeio der Weltgeschichte wird man diese beiden Festreden vom Herbst 1913 mit erlesener Freude genießen, Ludwig Stein.

werden, daß Deutschland heute nicht so viele führende Gelehrtenzentren besitzt, wie vor 30, 50 oder 100 Iahren. Die Entfaltung politischer und ökonomischer Energien hat die zugänglichen Quellen der Führerschaft untergraben, ja es darf geradezu behauptet werden, daß die Wissenschaft in unsern Tagen sich nicht mehr auf das einzelne Genie, sondern eher mehr auf Zusammenarbeit zu stützen hat. Die Methoden industrieller Wirksamkeit haben auch in gewissem Maße die Verjüngung gelehrter Kreise behindert, und vor allem hat der Abstand des amerikanischen vom deutschen Gelehrtentum eine immer größere Minderung erfahren und ist auf vielen Gebieten ganz geschwunden. Wenn dies alles aber auch anerkannt wird, bleibt immer noch eine Überzeugung, ein Element im deutschen Gelehrtentum auch heute übrig, das immer noch einzig geartet ist und nahezu unnachahmbar zu sein scheint. Ich glaube, es ist nicht eine Frage der Forschung, der Methode oder überhaupt irgend einer besonderen Artung, vielmehr etwas, das weit tiefer liegt. Als ich vor zwei Iahren Austauschprofessor in Berlin war, veranlaßt« ich im Namen des amerikanischen Instituts bei 300 z. Zt. an deutschen Universitäten immatrikulierten Studenten eine Umfrage zur Feststellung, was sie am meisten an den deutschen Universitäten gefesselt habe, und worin sie den größten Nutzen von ihnen gezogen zu haben glaubten. Es war eine überraschende Erfahrung für mich, aus den Antworten der Studenten zu sehen, daß sie als den wichtigsten Teil nicht irgend einen Lehrgegenstand ansahen. Sie waren davon überzeugt, daß sie diesen in ihrer Heimat ebensogut hätten haben können. Alle aber behaupteten, es herrsche dort ein Element von Begeisterung für Nissen, eine Haltung studentischer Hingabe und ein Drang nach Gelehrsamkeit, die sie in ihrer Stärke niemals zu Hause gekannt haben; ynd ich glaube, ihr Instinkt führte sie den rechten Weg. Dieser treue Glaube an den Ewigkeitswert von Wissen und Gelehrsamkeit ist im letzten Grunde die geheime Quelle der deutschen Gelehrten-Errungenschaft. Die amerikanischen Studenten lesen gerade so viel wie die deutschen; unter den deutschen Studenten sind aber mehr solcher, die ein glühendes Verlangen nach Wissen in sich tragen, die alle ihre Hilfsmittel in Forschung senken und wundervolle Nächte in erregten Debatten über wissenschaftliche Probleme mit ihren Freunden verbringen.

Ich bin der Überzeugung, daß ebenso, wie jeder junge Künstler noch heute seine Wanderfahrt nach dem geheiligten Boden Italiens unternehmen muß, jeder junge amerikanische Student immer noch an die deutschen Universitäten gehen sollte; nicht, um ihre besondere Methode der Forschung oder irgend etwas anderes zu lernen, sondern um in Berührung mit jenem einzigartigen Geist zu kommen. Die Krone intellektueller Meisterschaft kann dieser Nation nur dann werden, wenn jener Geist einmal ihre intellektuelle Atmosphäre gänzlich durchdringen wird.

Vor einigen Tagen brachte eine führende Newnorker Zeitung einen Leitartikel über die Mißachtung, mit der die Amerikaner den Beruf der Lehrer, Ge-

lehrten und Professoren bedenken. Die „Newyorker Times" wies darauf hin, daß der amerikanische Durchschnittslehrer und -Professor, nach amerikanischen Begriffen von Literatur, nicht ein notwendigerweise hervorragender, sondern ein Mann sei, der unpraktisch und nahezu grotesk sei. Der Hauptgrund hierfür — sagt die „Times" — ist offenbar die Überzeugung, daß die meisten Mitglieder dieses Berufs während ihres Lebens arm oder so gut wie arm bleiben, so daß die mehr unternehmungssinnigen und ehrgeizigen jungen Leute nicht in diesen Beruf wollen. Nun! Ich habe das Empfinden, daß dies ungerechtfertigt, stark übertrieben ist. Zu einem gewissen Teile mag dieses Vorurteil in bezug auf Schullehrer noch vorherrschen; aber die amerikanische Nation hat heute zu unterscheiden gelernt zwischen dem Schullehrer und dem produktiven Gelehrten, welcher der einzig wahre Lehrer einer wirklichen Universität ist; und die Kultur der Nation hat den Standpunkt erreicht, auf dem die öffentliche Meinung im ganzen wohl zu unterscheiden weiß zwischen jenen, die kein Geld verdienen, weil ihnen die Fähigkeit hierzu fehlt, und jenen, die kein Geld verdienen, weil sie viel wichtigere Dinge zu tun haben.

Wenn nun aber auch jene pessimistische Schilderung m. E. übertrieben ist, glaube ich nicht, daß jemand das Recht hat, abzuleugnen, daß ein Körnchen Wahrheit in ihr steckt. Gelehrtentum hat in unserm Lande noch nicht die Stellung erworben, die ihm gebührt. Es ist kein Zufall, daß die Stellung eines Universitäts-Professors lediglich durch ihren sozialen Charakter und öffentliche Anerkennung die feinsten und edelsten Geister stets angezogen hat; und ich bin der Ansicht, daß dieser Zustand gerade auf jenem Unterschied der Haltung gegründet ist. Es ist nicht eine Frage der Wirksamkeit und Errungenschaft von Forschung und Methode. Lediglich eine Frage der Haltung. So lange wie Gelehrsamkeit im ganzen von einem individuellen Gesichtspunkt betrachtet wird, können höchste Stellung und große Gelehrsamkeit nicht zur Entwickelung gelangen. Dieser Gesichtspunkt gibt der Gelehrsamkeit die Bedeutung und wohl abgegrenzte Wirksamkeit, daß es für des Menschen Lebensarbeit nur dann von Nutzen sei, wenn es für den Einzelnen in seinen Errungenschaften und Kämpfen von Nutzen ist. In Deutschland herrscht gerade die entgegengesetzte Vorstellung. Gelehrsamkeit, Schönheit und Sittlichkeit sind Werte in sich selbst; ihnen zu dienen, gilt als ein Ziel, das nicht in Anbetracht der Nutzbringung gerühmt wird. Die Amerikaner sind immer noch zu sehr der Gelehrsamkeit mit der Absicht zugeneigt, ihre Herren zu sein, während die Deutschen danach suchen, ihr zu dienen. Den Amerikanern ist Gelehrsamkeit ein Handwerkszeug, den Deutschen ein Altar. Den Amerikanern ist deshalb der Gelehrte ein Handwerker, den Deutschen ein Priester; Handwerker können nie die Führer einer Nation sein. Nun könnten manche behaupten, dieses sei wohl die wirkliche Sachlage, wir haben sie aber hinzunehmen, wie sie ist; der deutsche Gesichtspunkt sei des Deutschen, der des Amerikaners des Amerikaners. Entspricht aber ein solcher

Gedanke in der Tat unserm heutigen Gesichtspunkt bzw. der amerikanischen Nation? Die amerikanische Nation war lange Zeit mit einer willkürlichen Konstruktion amerikanischer Geschichte zufrieden, in der die englischen Abkömmlinge die Gastgeber und alle andern nationalen Elemente die Gäste waren, so daß die Gäste nur eine Pflicht hatten, die nämlich, sich zu assimilieren, die Gedanken des Gastgebers anzunehmen und ihrer Förderung beizustehn. Das ist wahr. Der Gedanke hat aber langsam eine Änderung erfahren; wir verstehen allmählich mehr und mehr, daß diese Nation eine Mischung all der starken Nationen ist, die nicht von gemeinsamer Vergangenheit, sondern von gemeinsamem Glauben an die Zukunft zusammengehalten wird, daß nicht England, sondern das ganze Europa amerikanisches Land sei. Wenn dies aber ihre Ansicht ist, ändert es sicherlich die Stellung; es befreit die nicht-englischen Elemente von jener künstlichen Pflicht und künstlichen Aufgabe, ihre charakteristischen Züge zu unterdrücken, und setzt heute an Stelle derselben als ihre höchste Pflicht die Hergabe des Besten, was sie in sich tragen, d. h.: ihre höchsten und edelsten Ideale werden für das Land, in dem sie gelebt haben, dienstbar gemacht.

Und ich glaube, wir Deutsch-Amerikaner, wir Deutsche in Amerika, können sicherlich nicht vergessen, daß wir am Vorabend der Enthüllung des Denkmals von Carl Schurz nicht ruhig die Entwickelung der Ideen über Gelehrsamkeit und die Stellung zum Gelehrtentum, die niemals zum höchsten Ziele führen kann, mitansehen können. Wieviel wir auch immer von den charakteristischen amerikanischen Idealen lernen können, auf allen andern Gebieten haben wir Deutsche die Pflicht, unseren Gedanken über Gelehrsamkeit und Wissen, welche wir über den Ozean gebracht haben, treu zu bleiben; und wir wissen und sollten niemals vergessen, daß wir dem Lande, dessen Fortschritt wir dienen wollen, nichts Edleres und Feineres bringen können, als gerade diese Religion der Gelehrsamkeit, diesen Glauben an den ewigen Wert von Wahrheit und Schönheit.

Wilhelm II. als Friedensfürst Sir Francis Trippel
Sir Francis Trippel (London),
Ehrensekretär der „Nul-opean I^äerätivu I^sa^ue":
Wilhelm II. als Friedensfmst')

Der menschliche Charakter ist keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Wesenheit. Das gilt von den meisten Menschen, trifft aber besonders zu in seiner Anwendung auf einen so vielseitigen und reichbegabten Herrscher wie den Deutschen Kaiser, der jetzt das sechsundzwanzigste Iahr seiner Friedensregierung angetreten hat. Wilhelm II. ist ein Mann vieler Talente und eines großen Gesichtskreises. Wir haben ihn Armeen und Flotten kommandieren und dirigieren sehen. Wir haben ihn mit fachwissenschaftlicher Kenntnis über Architektur, Kunst, Literatur, Schiffbau und Agrikultur abhandeln gehört. Wir haben ihn predigen, malen, komponieren und ein Orchester leiten gesehen und gehört. Allgemein sieht man in ihm vornehmlich den Kriegsherrn Deutschlands, die Verkörperung der gepanzerten Faust, einen Mann mit Helm und gleißendem Küraß, der den Frieden Europas in seinen Händen hält. Den meisten ist er ein Rätsel. Der Schreiber dieser Zeilen hat die Ehre gehabt, ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in den norwegischen Gewässern zu treffen; und der unauslöschliche Eindruck, den er von ihm mitgenommen, ist der eines liebenswürdigen Gastgebers, eines Mannes, sprühend von Lebenskraft, der mit seltener Kenntnis über jedes Thema sich zu unterhalten und seine Zuhörer mit dem unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit gefangenzunehmen weiß.

Wilhelm II. liebt Armee und Flotte; viele glauben, daß er auch den Krieg liebe und gern in den Krieg zöge, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. Es ist wahr, daß die deutsche Regierung in Südafrika, den Philippinen, Venezuela, China, Marokko und anderwärts eingegriffen hat, aber nach meiner Ansicht hat der Deutsche Kaiser ebensowenig je den Krieg gesucht, wie er ihn jetzt sucht. Wenn er Krieg gesucht hätte, würde Deutschland kaum während seiner Regierung in ununterbrochenem Frieden gelebt haben, denn an Vorwänden für Kriege hat es nicht gefehlt.

Der Deutsche Kaiser ist vor allem ein gewissenhafter Mann, sowie ein Mann strengen Gefühls für Verantwortung. Wie jeder religiöse und streng-

*) Diesen Beitrag aus dem Oktoberheft 1913 von „Nord und Süd" werden uns«« Leser mit besonderer Genugtuung ihrem Gedächtnis aufs Neue einprägen. Unser Kaiser hat sich ebensowenig gewandelt, wie das deutsch« Volk. Nicht aus Eroberungssucht, sondern aus Notwehr hat er zum Schwert gegriffen, um unsere Schotte zu verteidigen. Da« „heilige Recht", das jeden Krieg rechtfertigt, ist das Recht der Notweh». Der deutsche Kaiser ist nach wie vor im Herzen der Friedenskaiser und wird es nach dem Friedensschluß in vorbildlicher Weise bleiben. Ludwig Stein.

denkende Mann strebt er danach, seine Pflicht zu tun und den besten Gebrauch von seinen seltenen Gaben und den sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu machen. Er sieht in der Herrscherwürde ein großes Vertrauensgut, das mit gewissenhafter Vorsicht verwaltet werden muß. Sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl läßt ihn keine persönliche Politik verfolgen. Vor allem ist er ein guter Deutscher. Wie er häufig betont hat, hält er sich vor Gott und Nachwelt für seine Handlungen aufs strengste verantwortlich; er strebt danach, Deutschland auf dem rechten Wege zu leiten und das Glück seines Volkes zu vermehren.

Die deutsche Konstitution hat für Wohl oder Übel gewaltige Machtmittel in die Hand des Kaisers gelegt. Er erklärt Frieden oder Krieg, hat den Oberbefehl im Krieg über Armee und Flotte, beruft seine Minister, ernennt und entläßt sie. Er hat die erste und entscheidende Stimme in vielen Staatsangelegenheiten. Seine Macht ist bei weitem großer, als die des Königs von England oder die des Präsidenten der Vereinigten Staaten, denn das deutsche Parlament hat nur begrenzte Macht.

Da der Kaiser in der Tat der Verwaltungsdirektor des Deutschen Reiches ist, ist es seine Pflicht, die Wohlfahrt seines Volkes zu befördern. Die größten Segnungen, welche der Kaiser aber seinem Volke bringen kann, sind Frieden und materielle Wohlfahrt. Diese Segnungen hat Wilhelm II. den Deutschen gebracht. Während der fünfundzwanzig Iahre der Regierung des Kaisers hat Deutschland Frieden gehabt. Ich könnte leicht Zahlen beibringen, welche beweisen würden, daß Deutschlands Reichtum während seiner Regierung sich wenigstens verdoppelt hat. Wilhelm II. kann also das Verdienst für sich beanspruchen, den Frieden erhalten und Deutschlands Reichtum verdoppelt zu haben oder noch mehr.

Frieden und materielle Wohlfahrt gehen Hand in Hand. Da letztere ohne Frieden nicht enstieren kann, strebt Wilhelm II. danach, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu sichern. Iedoch, »i vi» paeeirl, par«. bellum. Deutschlands geographisch« Lage ist eine ungünstige. Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß Deutschland an zwei und vielleicht noch mehr Seiten angegriffen werden kann, während Frankreich nur seine östliche, Rußland seine westliche und Italien seine nördliche Grenze gegen einen Einfall von seiten mächtiger Armeen verteidigen muß. Überdies sind Deutschlands Landesgrenzen nicht durch ungeheure Bergzüge geschützt, sondern stehen offen. Infolge seiner zentralen Lage ist Deutschland in der Vergangenheit stets das Schlachtfeld Europas gewesen. Was aber durch das Schwert gewonnen worden ist, kann durch das Schwert verloren gehen. Da Deutschland im Zentrum Europas liegt und einem gleichzeitigen Angriff von seiten verschiedener der großen Militärmächte Europas ausgesetzt ist, kann es nur in Frieden leben, wenn es eine überaus starke Arme« hat.

Eine beispiellose Reihe siegreicher Kriege hat das moderne Deutschland geschaffen und Deutschlands Selbstvertrauen zur höchsten Staffel gesteigert.

Dieses Gefühl von Selbstvertrauen könnte aber zur Vernachlässigung militärischer Schlagkraft führen, die der ähnelte, die nach dem Tode Friedrichs des Großen Preußens Sturz herbeigeführt hat. Aus diesen Gründen hält es Wilhelm II. für seine Pflicht, sein Land durch Wort und Tat auf der Höhe zu erhalten; er predigt deshalb bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Bereitschaft für den Tag der Prüfung.

Deutschland ist bedeutend kleiner, als der Staat Teras. Es hat 67 000 000 Einwohner, und seine Bevölkerung wächst jährlich um nicht weniger als achthunderttausend Seelen. Das Land ist jetzt schon weit dichter bevölkert als Frankreich und nahezu ebenso dicht wie das Vereinigte Königreich Britannien. Deutschland wird von Iahr zu Iahr mehr von der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohmaterial abhängig; es kann nicht mehr lange dauern, daß der anwachsende Druck der Bevölkerungsfrage eine sehr bedeutende Auswanderung verursachen muß. Es ist sehr natürlich, daß die meisten führenden Männer in Deutschland dafür halten, die deutsche Auswanderung, die kommen muß, nach den in gemäßigter Zone gelegenen deutschen Kolonien lenken zu lassen. Der Einfuhr steht die Ausfuhr vollwertig gegenüber. Nahrungsmittel und Rohmaterial, die Deutschland einführt, werden mit der Ausfuhr fertiger Ware bezahlt. Von Iahr zu Iahr wird Deutschland für seinen Lebensunterhalt immer mehr vom Auslandshandel abhängig. Von Iahr zu Iahr wächst sein Bedarf an auswärtigen Märkten und Kolonien. Da der Handel und die Küsten Deutschlands zudem im Kriegsfalle nicht unbeschützt bleiben können, ist eine mächtige Flotte nötig. Der Deutsche Kaiser ist teils zum Zwecke des Schutzes des Auslandshandels Deutschlands und seiner sehr stark anwachsenden Handelsmarine, zum anderen Teile zur Erwerbung sicherer Überseemärkte und Kolonien, welche für die Niederlassung weißer Bevölkerung sich eignen, für die Schaffung einer großen Flotte eingetreten.

Die Hohenzollern sind eine Familie von Kriegsfürsten. Sie sind durch Krieg groß geworden. Sie leben und sterben in der Uniform. Vor zwei Iahrhunderten nahm Preußen eine ähnliche Stellung in Europa ein, wie etwa Bulgarien oder Serbien heute.

Die Hohenzollern übernahmen ein kleines Fürstentum in den heidnischen Wildnissen Osteuropas und verwandelten eines der schwächsten, ärmsten und meist vernachlässigten Territorien in den mächtigsten, reichsten und höchst entwickelten Staat auf dem Festland Europas. Sie haben dieses dadurch erreicht, daß sie den Reichtum und die Macht ihres Landes dadurch förderten, daß sie gleichzeitig seiner ökonomischen und militärischen Entwicklung gleiche Aufmerksamkeit spendeten; und Wilhelm II. verfolgt lediglich die Tradition seiner großen Vorfahren, indem er mit gleicher Aufmerksamkeit Deutschlands Wohlfahrt und Sicherheit vergrößert. Wie stark er an Deutschlands ökonomischem Fortschritt interessiert ist, ist allen bekannt, die seine Tätigkeit verfolgt haben. Er

Sir Francis Trippel Wilhelm II. als Friedensfürst

nimmt das lebhafteste Interesse an jedem Erfolge deutscher Industrie, an der Fertigstellung jedes Riesenschiffes, an der Eröffnung jedes wichtigen Fabrikunternehmens, an dem Fortschritte deutscher Agrikultur und an der Entwicklung des deutschen Auslandshandels. Die größte Errungenschaft seiner Regierungszeit ist nach meiner Ansicht nicht die Schaffung der deutschen Flotte, sondern der phänomenale Aufstieg des industriellen Deutschlands.

Während der Regierungszeit Wilhelms II., und zum sehr großen Teile infolge seiner Tätigkeit, ist Deutschland, das vor fünfundzwanzig Iahren in Industrie und Handel im Hintergrunde stand und arm war, eine blühende Nation in Industrie, Handel und Schiffahrt geworden. Wilhelm I. hat Deutschland mächtig gemacht. Wilhelm II. hat Deutschland noch mächtiger und überdies reich gemacht. Er hat den Frieden aufrecht erhalten und wird ihn weiter aufrecht erhalten. Er wird die Interessen seines Landes wohl auch durch Krieg schützen, wenn es nötig sein sollte, aber nur dann in den Krieg ziehen, wenn er sich hierzu gezwungen glaubt. Er wird sich nicht in einen Abenteuerkrieg einlassen, denn er ist ein Mann des Friedens. Das ist meine feste Überzeugung.

Bei der Reichstagseröffnung nach seiner Thronbesteigung (1888) beteuerte der Kaiser: Meine Bemühungen zielen unaufhörlich auf die Erhaltung und Stärkung des Friedens hin. Das ist ebenso das Ziel des deutschen Bündnisses mit Österreich und Italien. Die Leiden, die ein unnötiger Krieg, selbst wenn er sieggekrönt wäre, über Deutschland bringen würde, sind derartige, daß ich die Verantwortlichkeit für sie nicht übernehmen könnte, denn ich würde nicht glauben, daß ein solcher Krieg in Übereinstimmung mit meinem christlichen Glauben und den Pflichten stehe, welche ich als Kaiser dem deutschen Volke gegenüber übernommen habe. In dieser Überzeugung habe ich es für meine Pflicht gehalten, bald nach meiner Thronbesteigung nicht allein meine Verbündeten innerhalb des Deutschen Reiches, sondern auch die nachbarlichen Herrscher zu besuchen, um mit ihnen zu einem Einvernehmen zu kommen zu suchen, so daß wir die Aufgabe, die Gott uns gesetzt hat, unseren Völkern Frieden und Wohlfahrt zu sichern, erfüllen können. Das mir und meiner Politik an allen von mir besuchten Höfen dargebrachte Vertrauen läßt mich hoffen, daß es mir, meinen Verbündeten und Freunden gelingen wird, mit Gottes Hilfe den Frieden Europas zu erhalten.

In diesen Worten hat Wilhelm II. bald nach seinem Regierungsanfang sein Programm niedergelegt, und er hat unbeirrt an dieser abgegebenen Erklärung festgehalten. Taten sind überzeugender als Worte. Durch seine Taten hat Wilhelm II. gezeigt, daß er ein „Friedensfürst" ist, denn der Versuchungen zum Kriege waren nicht wenige.

Hans Crüger

Iustizmt Professor vi-. Hans Crüger, Mitglied des Abgeordnetenhauses: Die Regelung des Wirtschaftslebens zur Kriegszeit und die Folgen für die Friedenszeit.

Vielleicht noch nie haben sich in einer kurzen Spanne Zeit auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens soviel Probleme zusammengedrängt wie während der letzten sechs Monate. Die Bedeutung der volkswirtschaftlichen Probleme läßt sich naturgemäß schwer vergleichen mit jener der militärischen Probleme, die der Weltkrieg geschaffen. Von der glücklichen Lösung der letzteren hängt die Eristenz des Vaterlandes ab. Fehlgriffe in der Lösung der ersteren können nur ernste wirtschaftliche Schädigungen zur Folge haben. Und doch darf man vielleicht nicht „uur" sagen, denn der Krieg, den Deutschland führen muß, ist gleichzeitig ein militärischer und ein wirtschaftlicher. Mit Recht wurden die Erfolge der Kriegsanleihe als ein großer Sieg Havensteins gefeiert. Und die erfolgreiche wirtschaftliche Strategie, die die wirtschaftliche Widerstandskraft Deutschlands erwiesen hat, ist zum mindesten eine gewaltige Stütze für die Durchführung der militärischen Operationen. Erst die künftige Zeit wird im vollen Umfange alle die Feinheiten der neu geschaffenen wirtschaftlichen Organisation erkennen — Organisationen, die dabei doch nur in beschränktem Umfange von langer Hand haben vorbereitet werden können. Denn auch die kräftigste Phantasie hat kaum geglaubt, daß wir in Deutschland ganz plötzlich die Eigenart des „isolierten Staates" würden kennen lernen. In geradezu wunderbarer Weise haben die einzelnen Elemente des auf dem Boden der wirtschaftlichen Freiheit erwachsenen Wirtschaftslebens sich in die neuen Verhältnisse hineingefunden. Vielleicht freilich haben sie es gerade gekonnt, weil sie in der Schule der wirtschaftlichen Freiheit die Kräfte gebildet haben. Die Meisterschaft der deutschen Technik hat dabei hilfreiche Dienste geleistet.

Verstummt sind plötzlich alle die vielfachen gegensätzlichen Auffassungen, die oftmals zu stürmischen Auseinandersetzungen über diese oder jene gesetzliche Regelung geführt haben. Ein Gedanke hat fast alle Kreise beseelt, sich in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Verhältnismäßig wenig ist von Interessengegensätzen zu bemerken gewesen. Die strenge Kommandogewalt, die alle Regungen überwacht, hat zweifellos leichtere Arbeit, als je sie Staatsanwaltschaft, Polizei, Zensur in Deutschland gehabt haben.

Verschiedene Strömungen begegnen sich in dem Verlangen, das wirtschaftliche Leben zu regeln, ohne daß sie gleichartig sind.

Da ist zuerst die Fürsorge der Regierungen, die aus ihrer schweren Verant-

wortung für Deutschlands vollkommenste wirtschaftliche Rüstung entspringt.
Und groß und schwer ist diese Verantwortung, zumal der Bundesrat für die wirtschaftliche Gesetzgebung eine Vollmacht erhalten hat von einer Weite, einem Umfange, daß man getrost behaupten kann: noch niemals hat eine Regierung von der Volksvertretung derartige Machtbefugnisse erhalten. Und gleichzeitig ein allgemeines freiwilliges Entsagen auf die freie Meinungsäußerung in politischen Fragen, eine Zurückhaltung in der kritischen Würdigung der aus der Machtvollkommenheit des Bundesrats entstandenen Gesetzgebung, wie sie wohl noch nicht erlebt ist. Das alles geht vor sich mit der natürlichsten Selbstverständlichkeit. Wir erleben eine wirtschaftliche Gesetzgebung von einer Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit, die erstaunlich ist.

Reglementierend, bestimmend greift die Gesetzgebung in das wirtschaftliche Leben ein, sie setzt hier die Preise fest, entzieht dort Rohstoffe dem freien Verkehr, schützt den Schuldner vor dem Zugriff der Gläubiger, gibt zum Teil dem Schuldverhältnis einen ganz neuartigen Charakter. Die außergewöhnliche geschäftliche Lage bringen derartige Schutzmaßregeln und Eingriffe mit sich. Wenn auch dabei zuweilen die Rechte des Gläubigers geschmälert werden, so dient der Schutz der Schuldner doch der Allgemeinheit — womit freilich nicht gesagt werden soll, daß der Schuldner heute immer der schwächere Teil ist.

Blickt aber der Gläubiger, der sich durch den Schuldnerschutz benachteiligt fühlt, hinüber nach den übrigen kriegführenden Staaten, wo das allgemeine Moratorium gilt, so wird er zweifellos den Zuständen Deutschlands den Vorzug geben und der Regierung danken, daß sie sich durch das Drängen einzelner Kreise, die in den ersten Augusttagen ein Moratorium forderten, nicht aus der ruhigen Besonnenheit bringen ließ.

Wirtschaftliche Organisationen, die bisher nur ungern von den Regierungen geduldet wurden, werden heute als Wirtschaftsgebilde anerkannt, denn es zeigt sich, daß sie in die herrschenden Zentralisationsbestrebnngen hineinpassen. Die Warenverteilung wird ebenso der staatlichen Beeinflussung unterworfen wie die Produktion.

Alles steht heute im Zeichen des Staatssozialismus.

Wer diese Entwicklung mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse als richtig anerkennt, muß etwaige unliebsame Begleiterscheinungen zunächst mit in den Kauf nehmen, aber auch nach Möglichkeit suchen, sie unschädlich zu machen. Es ist nicht an die Unbequemlichkeiten gedacht, die ein solcher Zustand mit sich bringt, über die heute niemand redet, der weiß, was auf dem Spiel steht.

Etwas anderes kommt in Betracht. Schon die eifrigsten Freunde der sozialen Gesetzgebung haben darauf hingewiesen, daß diese in den betreffenden Kreisen zu dem Glauben führen kann, daß es Pflicht des Staates sei, ihnen weiter und weiter die Sorge für das wirtschaftliche Vorwärtskommen abzunehmen. Wie viel mehr kann eine solche Ansicht sich heute entwickeln, da tatsächlich der Krieg

viele Tausende von Wirtschaftsbetrieben lahm gelegt hat und man allgemein geneigt ist, eine Schadloshaltung der Betroffenen zu erwarten. Freilich es handelt sich um die Folgen des — Krieges. Aber wird man nicht später bei Wirtschaftskrisen die Konsequenz fordern? Wo liegt die Grenze für die Hilfe, die Staat und Kommune zu bieten haben? Das ist unmöglich anzugeben. Aber sorgfältig zu prüfen ist in jedem Fall, ob die Hilfe unbedingt geboten ist, welche Nebenwirkungen sie hat, denn es darf niemals aus dem Auge verloren werden, daß doch wieder eine Zeit kommt, in der unter normalen wirtschaftlichen Verhältnissen gearbeitet werden muß, wo im wirtschaftlichen Leben mehr die Persönlichkeit des Einzelnen wieder hervortritt und die umfassende staatliche und kommunale Fürsorge für den Einzelnen fortfällt, wo insbesondere auch das wirtschaftliche Leben sich frei bewegt und entwickelt—wieder die Selbstverantwortung schärfer hervortritt.
Es wird heute oft mit Recht die Frage aufgeworfen, wie wird es möglich sein, dann den Menschen wieder an das normale wirtschaftliche Denken zu gewöhnen, wenn er wieder auf die eignen Füße gestellt sein wird. Vielleicht mag der eine oder der andere sich in den Gedanken hineinträumen, daß nun endgültig der Anfang mit der Verstaatlichung der Produktionsmittel mit der staatlichen Regelung der Warenverteilung gemacht wird. Wer solchen Gedanken abhold ist — wer in den heutigen Verhältnissen Zustände erblickt, die im Krieg allein ihren Grund haben, der muß auch dafür sorgen, daß wirtschaftliche Erscheinungen heute mit dem richtigen Namen belegt werden, und daß nicht durch falsche Bezeichnung der Glaube erweckt wird, daß unter dem Einfluß des Krieges getroffene Maßnahmen möglicherweise als normale Wirtschaftserscheinungen angesehen werden dürfen.
Wenn z. B. in einer Schrift mit Bezug auf die Kriegskreditbanken gesagt wird: sie sind gegründet als „gemeinnützige Unternehmungen, gestützt auf die wirtschaftliche Selbsthilfe der Beteiligten", so liegt hierin ein Verstoß gegen den eben ausgesprochenen Grundsatz. Die „genossenschaftlich« Selbsthilfe" besteht bei diesen Kassen allein darin — falls die Kasse überhaupt Genossenschaft ist, was recht selten der Fall zu sein scheint — daß die Beteiligten bei einer Genossenschaft die Mitgliedschaft erwerben, die aber nicht wesentlich durch sie die Kreditbasis erhält, sondern durch andere Personen, Körperschaften usw., die an der Gründung einer Genossenschaft teilnehmen, welche bestimmt ist, Kreditbedürfnisse zu befriedigen, die auf die Folgen des Krieges zurückzuführen sind. Daraus allein ergibt sich die Ausnahmestellung.
Es handelt sich hierbei nicht um Worte, sondern um Begriffe von großer Bedeutung. Allerdings machen sich vielleicht hier die Folgen jener Bewegung bemerkbar, die auf die Heranziehung der Staatshilfe auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens abzielt, deren Vertreter aber nicht gern zugeben, daß dabei die Selbsthilfe verwässert wird. Unter den heutigen Verhältnissen ist es mehr als je geboten, die Sachlage richtig zu erkennen wegen der Folgen, die alle Entschließungen über den Krieg hinaus auf die Zeit des Friedens haben: sowohl

was die positive wirtschaftliche Arbeit in der Zukunft anlangt, wie auch wegen der Denkungsart und Denkungsweise, die für die künftige Gesetzgebung von großer Bedeutung sein könnte. Es muß heute bei allen Maßnahmen, die unter dem Einfluß des Krieges und seiner wirtschaftlichen Folgen ergriffen werden, daran gedacht werden, daß der Krieg nur eine vorübergehend« Wirtschaftsperiode außergewöhnlicher Art zur Folge hat. Es darf niemals übersehen werden, daß wir heute auch schon die Verpflichtung haben, an dem wirtschaftlichen Rüstzeug zu arbeiten, das wir für die Zeit des Friedens brauchen; jedenfalls dürfen und müssen wir zu verhindern suchen, daß infolge mißverständlicher Auffassung Ansichten sich entwickeln, die geeignet sind, das bewährte wirtschaftliche Friedensrüstzeug zu schädigen.

Die spätere Zeit wird gewiß auch — das erkennen wir heute klar — ihre Eigenart haben. Verfrüht wäre es, heute schon die wirtschaftlichen Richtlinien dieser Zeit zu suchen. Es genügt, wenn die Grenzen für die aus dem Kriegszustand sich ergebenden wirtschaftlichen Maßnahmen richtig erkannt werden.

F. L. Graf von Voltolini:

Russische Geständnisse.

Monatelang schon drückt der Weltkrieg die Völker. Über den Berichten der einzelnen Waffentaten, über dem Weh' so manches schweren Verlustes lieber Angehöriger ist die Frage nach dem Grund dieses großen Elends schon fast vergessen, eine Frage, die in den ersten Wochen eine so lebhafte Polemik verursachte, die offizielle Dokumentensammlungen in Büchern aller Farben veranlaßte und im neutralen Auslande meist zu Ungunsten Deutschlands entschieden wurde. Ietzt aber, da wir durch die Verwicklung der Türkei in den Krieg in dessen zweite Periode getreten und in der Diplomatie die konventionellen Skrupeln verschwunden sind, treten die Gesinnungen, Wünsche und Absichten der Völker ungleich klarer zutage, als in der vorhergehenden Periode, in welcher jeder Staat noch die Marke eines Schirmers des Weltfriedens ängstlich sich wahren wollte. So suchte im Beginn des Krieges die russische Regierung durch das Orangebuch ihre „Unschuld" nachzuweisen, und die sog. öffentliche Meinung des russischen Volkes, (die es in der Tat gar nicht gibt), flammte in heller Entrüstung über den Friedensbruch auf. Heute dagegen hält Rußland es nicht mehr für notwendig, in heuchlerischer Weise sich von der odiosen Anklage, diesen Weltkrieg heraufbeschworen zu haben, rein zu waschen. Seine Staatsmänner und Parlamentarier, sogar seine Vertreter im Ausland, voran Botschafter Iswolski in Paris

und Krupensky in Rom, nehmen keinen Anstand zuzugeben, daß der Krieg für Rußland eine Notwendigkeit war, und die zaristische Presse folgte in der letzten Zeit diesem Vorgehen. Aus Privatgesprächen, wie aus Äußerungen der Presse läßt sich daher in hochinteressanter Weise feststellen, daß Rußland den Krieg zur Lösung einer Reihe von Problemen, die sich ihm in seiner Entwicklung hindernd in den Weg stellten, wünschte und daß derselbe mit allen Mitteln von langer Hand vorbereitet war. Die Geständnisse von Seiten russischer Politiker und Diplomaten zeigen in klarer Weise, welch' schändliches Doppelspiel das offizielle, im Zarentum verkörperte Rußland seit langen Iahren spielte. Die ganze Friedensliebe des Zaren, die rege Beteiligung Rußlands an dem Ausbau des Friedenswerkes im Haag, die Friedensbeteuerungen aller Art aus dem Munde des Zaren selbst bei internationalen Zusammenkünften, ist ebenso Lug und Trug gewesen, wie jene schmachvolle Heuchelei, die in den Depeschen Nikolaus' II. in den denkwürdigen letzten Iulitagen des Iahres 1914 ihren Ausdruck gefunden hat! An der Neige dieses Iahres, da der Weltkrieg über die Völker hüben und drüben, bei Siegern und Besiegten, so unendlich großes Elend hervorgerufen, gesteht der Zarismus in seiner ganzen antikulturellen Brutalität zu, daß dieses Alles von ihm gewollt und seit Iahren beabsichtigt war! Das russische Geständnis über die volle Absicht seiner Politik der letzten Iahre hebt jedoch nicht etwa die Schuld Englands auf. Gewiß hat England nicht weniger als Rußland den Krieg gewollt. Gleich zwei Verbrechern haben sich beide Staaten in dieser schnöden Absicht gefunden. Der Unterschied ist eben nur der, daß das pharisäische England heute noch sich hinter der Maske, den Krieg nur für „Recht und Freiheit" zu führen, verbirgt, während Rußland brutal zugibt, daß der Krieg seinem Egoismus durchaus gelegen und erwünscht kam, ja daß es ihn längst beabsichtigte. Ist doch schon der Umstand, daß die russische Mobilisierung, auf deren Durchführung Kenner der kriegstechnischen Schwerfälligkeit der russischen Armee Monate rechneten, in zwei Wochen vollendet war, der beste äußere Beweis für die von langer Hand vorbereitete Organisierung des Feldzuges gegen die Zentralmächte. Was aber war es, das Rußland nach den Geständnissen der russischen Politiker zum Krieg zwang? Diese führen eine Reihe von Problemen auf, die keine andere Lösung als jene auf dem Schlachtfeld gestatteten, Probleme, die sämtlich mit den drei Staaten, mit welchen Rußland sich heute im Krieg befindet, auszufechten waren.

Man hätte sogar schon früher den Brand angefacht, wenn nicht die derbe Lektion, die das kleine Iapan vor zehn Iahren dem russischen Koloß erteilte, das Selbstvertrauen Rußlands in seine Armee einigermaßen erschüttert hätte. Deshalb bedurfte man Bundesgenossen, und zwar genügte dem autokratischen Zarentum als Genosse nicht die Republik der Liberty Egalit?, Fraternits, sondern man mußte England als solchen gewinnen. Die Überwindung des traditionellen Antagonismus zwischen beiden Staaten dnrch die Vorspiegelung

einer künstlich verfertigten Identität der Interessen war ein Meisterstück der russischen Diplomaten in London. Hatte man England als Bundesgenossen, so waren die asiatischen Interessen nicht gefährdet, so war man im Rücken gedeckt, da dieses auch Iapan in seinem Gefolge heranschleppte.
Und endlich zeigte sich England bereit. Die abgeschmackte Lüge von seiner Entrüstung über die angebliche Neutralitätsverletzung Belgiens war nur der hastig gesuchte Vorwand, das Rußland gegebene Versprechen zu lösen.
Um die Interessengemeinschaft Rußlands und Englands zu beweisen, wurd« von dem russischen Botschafter in London Graf Benckendorff stets auf das erste Problem hingewiesen, das Rußland zum Krieg drängte, die Befreiung von der stets wachsenden wirtschaftlichen Erpansion Deutschlands. Hiermit fand Graf Benckendorff in London stets begeisterte Hörer. Lebte doch in jedes Briten Brust der Wunsch, Deutschland von seiner wirtschaftlichen Höhe herabzustürzen, seinen Handel, seine Industrie und seine Schiffahrt zu zerstören. Darum schlug England in den Handel mit Rußland freudig ein! Das Problem sei für Rußland nach seinen Staatsmännern eine Lebensfrage! Nicht nur die Überschwemmung Rußlands mit deutschen Waren, die jeden industriellen Aufschwung hinderten, sei von allerhöchster Bedeutung, sondern auch seine politischen Zwecke würden durch den deutschen Handel beeinträchtigt.
Hierin liegt allerdings etwas Wahres: der russische Emissär, der in Persien und Armenien geheime Minen graben, der dort ebenso wie in China die Unzufriedenheit schüren, Verschwörungen anzetteln, zur Auflehnung gegen die herrschende Gewalt aufstacheln sollte, um bei dem so herbeigeführten Ruin dieser Länder deren Besitzergreifung durch Rußland vorzubereiten, fand überall den deutschen Kaufmann als seinen Gegner vor. Standen doch dessen Interessen im direkten Gegensatz zu den russischen Wühlereien, da letzterer die Länder, in welchen er Geschäfte machen und seiner Industrie ein Absatzgebiet schaffen wollte, in geordneten Verhältnissen und wirtschaftlicher Kraft wünschen mußte.
Dieser Umstand führte die russischen Staatsmänner zu der These: Nieder mit Deutschlands wirtschaftlicher Erpansion! Hierzu konnte nur ein Krieg führen, in dem Deutschland unterlag, ein Krieg, in dem alle Neider und Rachsüchtige in und außerhalb Europas sich die Hand gegen dasselbe reichten.
Neben diesem Problem bestand seit dem japanischen Krieg ein militärisch-politisches Problem, das sich in gleicher Weise gegen bsterreich-Ungarn, wie gegen Deutschland wendete. Die Russen sahen nach der erlittenen Demütigung in Ostasien, daß ihr Prestige in den westlichen Teilen des Reiches zurückging. In den baltischen Provinzen blickte man mehr nach Berlin als nach Petersburg und das hohe Ansehen deutscher Kultur machte auch die intensivste Russifizierungsarbeit wirkungslos. In Russisch-Polen hatte die Zufriedenheit der österreichischen Polen mit ihrer Lage einen austrophilen Zug gezeitigt, der ins-

besondere in den höheren Gesellschaftsschichten stetig Boden gewann. Dieser Zug konnte nur durch eine Wiederherstellung des Prestiges der russischen Militärmacht unschädlich gemacht werden, also durch einen siegreichen Krieg über die beiden westlichen Nachbarstaaten!

Gegen Österreich-Ungarn hatte Rußland viele und bekannte Kriegsgründe. Der Panslawismus drängte zu einer Auseinandersetzung mit der Donaumonarchie und die Wühlarbeit der Agenten des berüchtigten Grafen Bobrinsky in Nordungarn war ein bezeichnendes Vorspiel. Zu den nationalen Gründen traten solche rein politischer Natur, wie der seit Iahrzehnten geführte stille Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan. „Ohne einen Krieg mit Österreich-Ungarn wäre es uns nie und nimmer möglich, diese Probleme zu lösen," gesteht man heute in Petersburg offen ein.

Wie daher jetzt von Rußland zugegeben wird, daß es den Krieg mit den westlichen Nachbarstaaten zielbewußt provozierte, ebenso dringt mehr und mehr das Zugeständnis in die Öffentlichkeit, daß Rußland das Losbrechen des Krieges gegen die Türkei provoziert hat. „Wenn wir schon sieben Millionen Soldaten mobilisiert haben, so spielt die Detachierung einer Armee in den Kaukasus zur Eroberung Armeniens, eventuell der Nordküste des schwarzen Meeres und Konstantinopels keine Rolle," kalkulierte man in Rußland, und die Probleme gegenüber der Türken sind nie in Petersburg vergessen worden. Anderseits standen manche derselben in Verbindung mit jenen, die zwischen Petersburg und Berlin einen tiefen Graben geschaffen hatten und für deren Lösung daher ein gleichzeitiger Krieg mit Deutschland und der Türkei wünschenswert war. Rußland — so erklären heute die Botschafter des Zaren in Bordeaur und Rom — konnte nicht länger den deutschen Einfluß am goldenen Horn dulden. Nicht nur die viel umstrittene Militärmission des Feldmarschall Liman von Sanders war für Rußland unerträglich geworden, sondern das täglich wachsende Prestige des deutschen Reichs in allen Angelegenheiten des weiten ottomanischen Kaiserreiches. War doch der Krieg Rußlands gegen die Türkei virtuell eine beschlossene Sache, als die letztere die russischen Proteste gegen den Ankauf der Kreuzer „Goeben" und „Breslau", sowie gegen die Abschaffung der Kapitulationen unbeachtet ließ. Hierzu trat der Umstand, daß Rußland seine seit Iahren mit Geschick gespielte Rolle als Protektor der Armenier nicht fallen lassen wollte, da sie ihm bei dem erwarteten Dsbacle der Türkei ein unbestreitbares Anrecht auf deren Land gab. Gerade aber zur Lösung der armenischen Frage trug der deutsche Einfluß in Stambul nicht wenig bei. Von deutscher Seite waren die Ratschläge für die ersten Reformen in Armenien erteilt worden, durch welche die Unzufriedenheit der Bevölkerung sich recht bedeutend verringert hatte. Rußland aber, das auf diese Unzufriedenheit rechnete, konnte nicht anders, als gute Miene zu dem für ihn höchst unangenehmen Spiel zu machen. Ia noch mehr: die bessere Behandlung der Armenier in Armenien zwang Rußland, in der

gewaltsamen Russifizierung der auf russi-schem Gebiet im Kaukasus wohnhaften Armenier eine Pause eintreten zu lassen, da sonst unter dieser Bevölkerung leicht ein armenisch-türkischer Irredentismus hätte Fuß fassen können.

Zu diesen Problemen trat der russische Anspruch auf die bedingungslose Freigabe des Bosporus und der Dardanellen für seine gesamte Flotte und die Garantie, daß niemals wieder eine Schließung dieser Türe des als russisch betrachteten schwarzen Meeres eintreten werde. Früher hatte England alle auf die Lösung dieses Problems hinzielende Arbeiten Rußlands durchkreuzt. Heute war dieses nicht mehr zu fürchten, heute stand Rußland nur der deutsche Einfluß noch hindernd im Wege.

Die russische Ansicht ist in charakteristischer Weise in dem folgenden Auespruch Iswolsky's wiedergegeben: Das schwarze Meer ist als ein internes russisches Meer zu betrachten. Gegenüber den in den Häfen von Batum und Odessa gipfelnden russischen Interessen sind die türkischen, rumänischen und bulgarischen bedeutungslos. Wenn aber jemand einen Gegenstand besitzt, so hat er auch das Recht, die Türe dazu zu besitzen, oder wenigstens nach seinem freien Gutdünken dieselbe zu benützen. Der Bosporus und die Dardanellen sind unsere Türe zum Mittelmeer. Gibt man uns nicht die volle uneingeschränkte Benutzung dieser Türe, so bleibt uns nichts weiter übrig, als uns die Türe selbst mit Gewalt zu nehmen! Die Gelegenheit ist günstig: Der Besitzer der Türe ist schwach, sein Protektor in den Krieg mit uns verwickelt. Nichts lag näher, als den mit den Zentralmächten geführten Krieg auch auf die Türkei auszudehnen.

Ähnlich wie Iswolsky äußerten sich zahlreiche andere hervorragende Vertreter der russischen Politik. Und das Wort des Großfürst-Generalissimus Nikolai-Nikolaijewitsch, daß bei einer Mobilisierung von sieben Millionen Mann es nicht darauf ankomme, ob man gegen zwei oder drei Gegner zu F^lre ziehc, spiegelt in brutaler, aber charakteristischer Weise die Ansicht der militärischen Kreise Rußlands wieder.

Wie man nach solchen Enthüllungen in England und Frankreich noch die These von einem willkürlichen Losschlagen der Türkei gegen Rußland aufrecht erhalten kann, während die Russen selbst zugestehen, daß von ihnen der Krieg gegen das ottomanische Reich beabsichtigt war, ist unverständlich. Es ist vergebliche Mühe, der brutalen russischen Angriffspolitik das Mäntelcheu westeuropäischer Finesse umhängen zu wollen! Die zaristische Politik bat ihre Objektive: sie geht auf dieselben los, unbekümmert um die Folgen und völlig skrupellos gegenüber der ungeheuren Verantwortung vor dem Forum der Kulturwelt! Mag ganz Europa in Flammen stehen, mag die Welt in ihrem Handel und Wandel gefesselt werden, mögen Millionen darüber zugrunde gehe«, Rußland bleibt dem gegenüber kalt in seinem auf den ungeheuren Besitz trotzenden

Egoismus, solange es sich als der Mächtigere fühlt. Wird ihm aber, wie vor einem Iahrzehnt von Iapans Seite, gezeigt, daß diese Macht ihre Grenzen hat, daß nicht die Ziffer allein es ist, welche des Krieges Geschick entscheidet, so zieht der Bär die Klauen ein, wird demütig und nachgiebig bis zur nächsten Gelegenheit!

Ein solcher Staat gehört aber nicht nach Europa, abgesehen von allen sonstigen kulturellen Defekten des Russentums. Auch wenn es uns gelingt, seine Macht zu brechen, bleibt ein Staatswesen, das so unverblümt seine schrankenlose Ländergier zeigt, eine stete Gefahr für den Frieden der Welt. Europa hat die Pflicht, zwischen seiner Kulturwelt und dem halbasiatischen Moskowitertum eine unübersteigliche Barriere aufzurichten. Polen, Ukrainer, Finnen sind berufen, nach ihrer Befreiung vom Ioch des Zarentums jene Barriere zu bilden, welche in künftigen Zeiten das friedensbedürftige Europa von dem moskowitischen Halbasiatentum scheidet.

Dr. Kristian B. R. Aars:

Was dankt die standinavische Philosophie der deutschen?

Es ist keine leichte Sach« zu sagen, was die norwegische Philosophie der deutschen verdankt, schon aus dem Grunde, weil unsere Philosophie keine scharfe Prägung hat.

Unser Land gehört wohl, wie das Ihrige, zu den starken Kulturstaaten und hat in anderen Zweigen der Wissenschaft, wie in der Kunst und in der Dichtung, Hervorragendes geleistet. In der Philosophie haben wir sozusagen mehr ein stilles Privat-Leben geführt. Den Einfluß deutschen Geistes und auch deutscher Philosophie kann man deshalb besser auf anderen Gebieten des Denkens nachweisen, wie in den Naturwissenschaften und in der Theologie. Wer z. B. die Iahrbücher dänischer und norwegischer Theologie zur Hand nimmt, wird auf jeder Seite den Einfluß Kants verspüren.

In den Iahrhunderten, da die Norweger in Kopenhagen studierten, wurde daselbst mit der Theologie meist auch scholastische Philosophie aus Wittenberg importiert. Es war ein Elend mit all der formalen Logik und allen den Syllogismen, die mechanisch eingeübt wurden. Einen ernsten Schritt nach vorwärts nahm das akademische Denken durch den in Norwegen geborenen Dichter Lud - vig Holberg. Er war viel gereist, und er hatte in ganz Europa sich Ein-

drücke aus den neueren Kulturbewegungen geholt. In England hatte er ein paar Iahre in Qrford studiert. Auch in Paris war er mehrmals angesiedelt, und er hat daselbst nicht allein das Moliöresche Drama, sondern auch ganz besonders die Philosophie Pierre Bayles studiert. Mit Iohn Locke und den englischen Rationalisten war er sehr vertraut. Mit solchen Ideen ausgefüllt, war er nach Deutschland gekommen, wo er zunächst mit Unwillen auf die scholastischen und metaphysischen Lehrgegenstände an den Universitäten aufmerksam wurde. Aus Mangel an anderer Berufsstellung wurde er selbst in Kopenhagen anfangs Professor in der Metaphysik. Seine Antrittsrede war aber eher eine Grabrede auf diese Wissenschaft. Indessen hatte er jedoch mit Interesse die Schriften von Leibniz und Wolff studiert. In seinen Forschungen zur Weltgeschichte verspürt man sehr stark den Einfluß von Puffendorf. Die wesentlichste Bedeutung Holbergs ist ja nicht an der Universität zu suchen, sondern im Theater. Nach seinem Tod (1754) wirkten in Universitätskreisen immer die deutsche Scholastik und Metaphsik, der protestantische Orthodorismus und Pietismus mehr als die empirischen Bewegungen, die Holberg interessierten. Hierin tritt jedoch bald eine Änderung ein. Der englisch-französische Rationalismus, der um diese Zeit in Deutschland sich mächtig verbreitete, rückte von hier in Kopenhagen ein, wo bald alles Denken in Rationalismus und Reform-Projekte aufging. In dieser Atmosphäre wirkten auch im Norden die Schriften Kants wie Blitzschläge. Es ist ganz merkwürdig, wie schnell die neue Philosophie sich verbreitete. In wenigen Iahren waren in Kopenhagen Dichter und Theologen, Naturforscher und Philosophen ebenso stark mit Kant beschäftigt, wie in Deutschland. In solchen Kreisen verkehrte auch der junge norwegische Wissenschaftler Niels Treschow , der schon im Iahre 1787 in der Monatsschrift ,.Minerv a" über Kant schrieb. Später suchte Treschow diese Philosophie in Kristiania bekannt zu machen. Nachher war er zehn Iahre an der Universität zu Kopenhagen tätig, und 1813 kam er zur neuen Universität in Kristiania.

Die Tätigkeit Treschows war von philosophischer Seite gesehen eben eine Auseinandersetzung mit den Ideen Kants. Er sucht die nordische Welt in einen, freilich sehr gemäßigten, Kn'ticusmus einzuführen.

In der Natur Treschows war, ebenso wie bei Holberg, eine sehr starke Anlage für empirisches Denken. Auch er war für Iohn Locke begeistert und hat vom späteren englischen Empirismus viel gelernt. Am eingehendsten hat er indessen die kantische Philosophie für nordische Leser dargestellt und zugleich kritisiert. Er sieht ein, daß die Philosophie Kants keinen Schutz bietet gegen die Gefahr, in Subjektivismus und Skeptizismus zu verfallen. Er ergänzt die kantische Lehre durch einen in der Art der heutigen Identitätsphilosophie gedachten Gegenstandsbegriff. Er findet sowohl bei Hume wie bei Kant Entartungen der gesunden lockischen Gedanken. Dabei ist er jedoch selbst ebenso wenig wie Kant zu einer Analyse der Tatsache vorgedrungen, wie die (5 aus«

im äußeren Gegenstande sich stellt, um das Bewußtsein des Kausalgesetzes in der menschlichen Seele wach zu rufen. Im übrigen entwickelt er eine strengere empirische Psychologie als die kantische. Er selbst stützt sich dabei unter anderem auf die Ausführungen von Nikolai Teten s.
Treschow hat gewiß auf die spätere empirische Entwicklung der dänischen Philosophie (Sibbern, Höffding) starken Einfluß ausgeübt. Vorläufig wurden aber seine Gedanken dort, wie hier in Kristiania, voll durch die neuere deutsche romantische Philosophie verdrängt. Der nüchterne norwegische Geist kam durch solchen Einfluß in ein wenig passendes Geleise. Charakteristisch für diesen Geist ist jedoch die bekannte Tatsache, daß die Akademie der Wissenschaften zu Drontheim die zugesandte Abhandlung Arthur Schopenhauers preisgekrönt hat, zu derselben Zeit, da man an der dänischen Akademie eine ähnliche Schrift zurückwies, weil Schopenhauer für die Hegelianer („Lummi I»IiiIus<)M") nicht das richtige Verständnis zeigte.
An unserer Universität war um diese Zeit die Philosophie wieder in die Hände eines Dichters gelangt. Iohan Welhaven trieb besonders die Psychologie mit viel Verständnis; sonst leitete er sein Anrecht auf die Professur wesentlichst aus dem Umstand her, daß das junge Norwegen geringe ökonomische Mittel besaß und nur schwer einen Dichter leben lassen konnte. Neben ihm arbeitete seit 1845 sein Kollege, der junge Monrad, der während seines Aufenthaltes in Deutschland sich für den Hegelianismus begeistert hatte.
Durch seine Tätigkeit wird in Kristiania alles Philosophieren Hegel und immer nur Hegel. Diese Abirrung des deutschen Denkens wirkte im Norden genau so blendend wie an so manchen deutschen Universitäten. Die absolute Philosophie war erstanden. Es schien ausgeschlossen, daß jemand anders als in Dreivierteltakt philosophieren konnte. Dabei begann sowohl in den Kreisen der Laien, wie unter den Wissenschaftlern eine starke Abneigung gegen die Philosophie selbst sich geltend zu machen. Der Hegelianismus, der ursprünglich ein gewisses Ansehen genossen hatte, erweckte einen immer stärkeren Unwillen, so daß außerhalb der paar Universitäts-Professoren und ein paar Sanchos, die an ihrer Seite kämpften, fast nur zwei Meinungen sich geltend machten: die eine, daß eine Universität ohne jede Spur von Philosophie besser arbeiten würde, die andere, daß es höchste Zeit war, neue philosophische Richtungen zuzulassen. Die positiven Wissenschaftler suchten schon längst in ihrem privaten Philosophieren entweder zurück zu Kant oder vorwärts zu Fechner, oder sie fanden die Gesichtspunkte, die sie brauchten, im englischen Positivismus. Unsere Theologen haben nie wie die dänischen an Hegel Gefallen gefunden; sie haben dagegen immer Kant in Ehren gehalten, und sie haben sich vielfach an Schleiermacher angelehnt. Auch Weiße hat Einfluß ausgeübt. Die Reform der Theologie in den letzten Iahrzehnten hat sich nicht so sehr an die Philosophie, sondern eher unmittelbar an Theologen wie Ritschl und Harnack angelehnt.

In den achtziger Iahren kam endlich der schwedische Philosoph Wikner an unsere Universität, was mit der lebhaftesten Freude begrüßt wurde. Er war ein Schüler Boströms gewesen, hatte sich aber von dieser Form des Pantheismus wieder frei gemacht. Ietzt schien er zunächst bei Leibniz, Lotze und Fechner die Gesichtspunkte zu finden, die seine Weltauffassung bestimmten.

Um diese Zeit richtete der. spätere Professor A. Löchen die Aufmerksamkeit auf den englischen Empirismus, in einer Arbeit über Stuart Mills Logik. Löchen suchte auch Kontakt mit der erperimentellen Psychologie in Deutschland (G. E. Müller) und verfaßte eine Arbeit über aphasische Krankheiten.

Ein anderer Forscher, Herr G. Halvorsen, versuchte es, W. Wundts Metaphysik und Philosophie in Kristiania einzuführen. Der Unterzeichnete, der an deutschen Laboratorien erperimentelle Psychologie studierte, versuchte seit 1893 psychologisches Denken auf philosophische Probleme anzuwenden. In der Tat gelang es aber Professor Monrad, der 1845 an unsere Universität gekommen war, die Alleinherrschaft des Hegelianismus bis zu seinem Tod im Iahre 1898 zu behaupten. Allerdings hatte er da in zehn Iahren an seiner Seite einen abtrünnigen Schüler dulden müssen, den Professor I. Mourly Vold, der nach besserer Belehrung auf Kant zurückgriff und sich sonst besonders an W. Schuppe anlehnte. Die Bedeutung Volds liegt übrigens nicht auf dem Gebiete der Philosophie, sondern in seinen empirisch-psychologischen Untersuchungen über das Traumleben.

Nach dem Tode Monrads sind die neueren empirischen Richtungen in Psychologie und Philosophie in Kristiania universitätsfähig geworden. A. Löchen ist an die Universität gekommen und ebenso Herr A. Aall, der auch wesentlich erperimentelle Psychologie nach deutscher Methode getrieben hat. Der Unterzeichnete hat in Deutschland psychologisches Erperimentieren gelernt (W. Wundt, Külpe, Neumann, Martins, Lipps), hat aber daneben in Italien (bei Mosso) und in Frankreich (Binet) studiert. Meinen Ausgangspunkt habe ich in negativer Weise von dem deutschen Neu-Kantianismus und von W. Wundt genommen. Die in meinen Schriften enthaltene Analyse des Denkens kann wohl als eine spezifisch norwegische Philosophie betrachtet werden.

Nach dem Kriege Julius Donath

Umverfitatsprofessor Dr. Julius Donath:

Nach dem Kriege.

Der erste Akt dieses weltgeschichtlichen Dramas ohnegleichen naht seinem Abschluß, mit ihm die wichtigste Phase dieses Weltkrieges, in welchem an die zwanzig Millionen Krieger in allen fünf Weltteilen aufgeboten sind. Zwei in unwandelbarer Treue mit einander verbundene Staaten kämpfen, ihnen aufgezwungen, den Kampf ums Dasein und drei Weltmächte führen ihn aus Rache, Scheelsucht und Herrschgier um die Vergrößerung ihrer Macht, welche aus unseren Trümmern erwachsen sollte. Wir kämpfen mit lohender Begeisterung, vor welcher Parteihader, Nationalitätenhaß und konfessionelle Unterschiede wie Schnee an der heißen Sonne schmelzen, sowohl für unser Heim als für die höchsten Güter der Menschheit, in Geradheit und Offenheit. Iene hineingeknutet, bezahlt oder mitgeschleppt für Zarentum, Geldsack und politische Agioteure, die nur mit Lug, Heuchelei und Betörung, durch Bündnis mit Hölle und Teufel ihr Ziel zu erreichen hoffen. Ihre schließliche Niederlage ist trotz ihrer Überzahl unvermeidlich. Seit genau einem Iahrhundert stehen nun die deutschen Heere das dritte Mal vor Paris! Soll nun dieses gewaltige, jetzt schon erbitterte Völkerringen, die Ströme von Blut, das Meer von Tränen, die furchtbaren Leiden sich nach einer Generation wieder erneuern? Müssen wir nicht mit Schrecken gewahren, daß dieser Krieg der Millionenheere mit seinen vervollkommnetsten Vernichtungswerkzeugen nicht nur gewaltige Verheerungen an Leben und Gut angerichtet hat, sondern gleichzeitig schwere Breschen in alle unsere Kulturerrungenschaften, in die mühsam geschaffenen internationalen Beziehungen auf dem Gebiete von Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft gelegt hat. Der russisch-türkische Feldzug, den ich als Chefarzt auf türkischer Seite bis zu Ende mitgemacht habe, war blutig genug, aber Greuel wurden nicht begangen. Wohl war es ein schrecklicher Anblick, wenn ich zu Anfang des Krieges morgens in Adrianopel auf dem Wege zu meinem Militärhospital an die zwanzig und dreißig bulgarische Komitadschis an Laternenpfählen oder Zeltstangengestellen hängen sah, aber bei aller Anerkennung ihrer patriotischen Gesinnung waren doch diese Unglücklichen in den Augen der Türken Insurgenten, die kriegsgerichtlich abgeurteilt wurden. Den slavischen Völkern im Balkankriege war es vorbehalten, bluterstarrende Grausamkeiten sowohl gegen die Türken als auch unter einander auszuüben. Als aber in diesem Kriege deutsche Verwundete durch belgische Frauen und Mädchen gräßlich verstümmelt*), mit

*) Die „München« medizinischeWoch«nschnft"Nr. 40 bringt folgenden Bericht des Sanitätscheft der deutschen Armee Erz. ». S ch j e r n i n g an den Kaiser: „Vor einigen Tagen wurde in Orchies ein Lazarett von Franktireurs überfallen. Bei der am 24. September gegen Orchies unter-

siedendem Wasser verbrüht, deutsche Militärärzte unter der Flagge des roten Kreuzes während der Besorgung der Verwundeten meuchlings erschossen, zu Gaste geladene deutsche Soldaten von ihren Wirten ermordet wurden, die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen erwiesen ward, da mußten wir wohl Iene, welche die Balkangreuel verübt haben, im Stillen um Verzeihung bitten und sagen, daß diese westlichen Kulturvölker bei ihnen in die Schule gegangen sind. Von den französischen und belgischen Brutalitäten gegenüber unseren friedlichen Staatsungehörigen zur Zeit der Kriegserklärung, von der Heranziehung afrikanischer barbarischer Stämme und in ihrem Empfinden tiefer stehenden Rassen soll hier nicht weiter gesprochen werden. Aber als besonders kennzeichnend für den Niedergang des internationalen Geistes ist das Vorgehen Englands, dem doch das Geschäft über Alles geht, daß es zu Anfang des Krieges Gesetze erlassen hat, laut welchen der Abschluß von Geschäften mit Untertanen feindlicher Länder oder an diese folgende Barbezahlungen mit Zuchthaus bis zu sieben Iahren bestraft, sowie alle Patente, die diesen Staaten angehören, als ungültig erklärt werden. Ein Vorgehen, welches soeben auch Frankreich nachzuahmen für gut befunden hat. Französische gelehrte und Künstlerkörperschaften streichen aus ihren Listen ihre den feindlichen Staaten ungehörigen Ehrenmitglieder und Deutsche legen die von englischen wissenschaftlichen Gesellschaften erhaltenen Auszeichnungen nieder. Kein Zweifel, daß die internationale Solidarität auf jedem Gebiete, auch auf dem politischen sowohl der bürgerlichen als der Arbeiterparteien, einen schweren Stoß erlitten hat. Wie soll nun aus dieser Danteschen Hölle der Völker der Ausweg zu einem ehrenhaften und durch die Gemeinsamkeit der Interessen dauerhaft gemachten Frieden gefunden werden? Soll der Friedensschluß mit Frankreich — und Frankreich ist und bleibt der weitaus wichtigste Gegner, wenngleich es unmittelbar vor seiner militärischen Vernichtung steht — blos eine neue, „vermehrte" Auflage von 71 sein? Ieder unbefangene Beobachter der seitherigen politischen Ereignisse mußte sich sagen, daß die Annerion von Elsaß-Lothringen es hauptsächlich war, welche Frankreich seine glorreiche Vergangenheit vergessen ließ und Rußland in die Arme trieb, und da beide noch lange nicht sich uns gewachsen fühlten, mit England das Bündnis eingingen. Auf diese Weise konnten Rußland und England das eitle Revanchegelüste Frankreichs, jedes für sich ausbeuten, jenes um Milliarden anzuzapfen, dieses um den verhaßten deutschen Konkurrenten

nommenen Strafexpedition durch Landwehrbataillon 35 stieß dieses auf überlegene feindliche Truppen aller Gattungen und mußte unter Verlust von 8 Toten und 35 Verwundeten zurück. Ein »m nächsten Tag ausgesandtes bayerisches Pionierbataillon stieß auf keinen Feind mehr und fand Orchies von Einwohnernverlass-n. Am Ort« wurden zwanzig, beim Gefecht am vorhergehenden Tage verwundete Deutsche grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Ohren «md Nasen waren ihnen abgeschnitten und hatte man sie durch Einführen von Sägemehl in Mund und Nase erstickt. Die Richtigkeit des darüber aufgenommenen Befundes wurde von zwei französischen Geistlichen unterschriftlich bestätigt. Orchies wurde dem Erdboden gleich gemacht."

zu vernichten, wie es die früheren Rivalen zur See: Spanien, Holland, Dänemark und Frankreich vernichtet hat. Nun, Elsaß-Lothringen mußten vor allem zur Sicherung der Grenze Deutschlands einverleibt werden. Daß sie ursprünglich deutsch waren und ihre deutsche Sprache stets beibehalten haben, war ihrem innerlichen Anschluß an Deutschland nur förderlich und in unserem Kriege halten sie sich ebenso brav und tapfer wie die übrigen deutschen Stämme. Nach dem schrecklichen, beispiellos hartnäckigen Ringen, welches namentlich die Kette der östlichen Befestigungen Frankreichs unseren Heeren auferlegt hat, wird es selbstverständlich Sache des Großen Deutschen Generalstabes sein zu bestimmen, welche weitere Sicherung der Westgrenze Deutschlands und damit auch Österreich-Ungarns notwendig ist.

In diese Grenzsicherung ist Belgien mit einbezogen, welches durch seinen geheimen Pakt mit England und Frankreich, bezüglich des Durchzuges ihrer Truppen, für uns ganz besonders gefährlich geworden ist. Übrigens ist Belgien nicht französisch, als welches sich die höheren Kreise gern aufspielen möchten, sondern vlämisch und wallonisch. Die Vlämen, ein niederdeutscher Stamm mit ausgesprochen germanischem Typus, dessen Sprache dem Holländischen sehr nahe steht, bilden den größeren Teil der Bevölkerung, denn nach der Volkszählung von 1880 sprechen 2.485 Millionen der Bevölkerung nur vlämisch, 0.424 Millionen vlämisch und französisch und nur 2.230 Millionen blos französisch bezw. wallonisch, einen verdorbenen französischen Dialekt, Übrigens haben sich die Vlämen in der letzteren Zeit energisch für die staatliche Geltung ihrer Sprache eingesetzt und wurden ihnen Konzessionen, wenngleich unwillig, zugestanden. Die Gleichstellung des Vlämischen als Staatssprache mit dem Deutschen, wie es soeben in Russisch-Polen seitens der deutschen Verwaltung bezüglich der polnischen Sprache geschehen ist, die Errichtung einer vlämischen Universität, ein Anlehnen an die starke belgische Arbeiterpartei, deren hochentwickelte Organisation und musterhaften Wohlfahrtseinrichtungen wir auf der Lütticher Weltausstellung bewundern konnten, würde voraussichtlich bald ein ähnliches Einssichfühlen mit Deutschland zuwegebringen, wie es mit Elsaß-Lothringen erfolgt ist.

Frankreich hat den Frankfurter Frieden mit dem festen Vornehmen unterzeichnet, ihn, sobald es genug stark sein wird, zu brechen. Die Nevancheidee wurde im Stillen gehegt und laut verkündet in der Presse, in der Schule, in der Literatur und Kunst, im Liede, auf der Bühne, vor Allem in der Verschwendung von Milliarden auf Heer und Marine, obgleich es sicher sein konnte, daß es von Deutschland, sofern dies nicht provoziert wird, nie etwas zu fürchten hatte. Es lieh an Rußland 20 Milliarden, damit dieses zum Kriege gegen uns vollständig gerüstet sei — die in der dortigen Privatindustrie investierten Milliarden sind hier nicht miteingerechnet — und lieh noch immer fort, obgleich schon vor Iahren in Frankreich, wie es übrigens auch von deutscher Seite

geschehen ist, die ernsten Stimmen von Fachmännern davor warnten, dem vor dem Staatsbankerott stehenden Rußland, welches bereits die Zinsen der Staatsschulden mit geliehenem Gelde bezahlt, weitere Anlehen zu bewilligen. Bekanntlich erpreßte es von Frankreich kurz vor Kriegsausbruch ein neueres Anlehen mit der Drohung, daß es sonst die Zinsenzahlungen einstellen wird. Frankreich schüttete sein goldenes Füllhorn zu Rüstungszwecken auch auf jene Balkanländer aus, auf deren Mithilfe gegen uns es rechnen durfte. Freudetrunken sah es in den Siegen der Balkanländer seine eigenen Siege, feierte es in ihnen die Überlegenheit der französischen Instruktionsoffiziere und französischen Kanonen über die Ergebnisse der deutschen Armeemission in der Türkei und der von Krupp bezogenen Kanonen. Es war ihm dies eine Generalprobe für sein militärisch überlegenes Können und es brannte vor Begierde endlich loszuschlagen, obgleich es wieder an eindringlichen Warnungen zu Hause, wie sie von Dryant, Sembat, dem wegen seiner energischen Friedensagitation ermordeten Iaurös u. A. erhoben wurden, nicht gefehlt hat. Ietzt begnügte man sich nicht mehr mit der Wiedereroberung der verlorenen Provinzen, jetzt sollten Deutschland und Österreich-Ungarn ganz und gar vernichtet werden. Noch konnte Frankreich, da es sich um die Züchtigung der serbischen Verschwörer und Meuchelmörder durch Osterreich-Ungarn handelte, den ca8U8 toe6eri8 Rußland gegenüber als nicht gegeben betrachten und dadurch die Ententemächte vom Kriege zurückhalten, auch noch eine sechsstündige Bedenkzeit wurde ihm vom Deutschen Kaiser gegeben, alles vergeblich, Frankreich wollte sein Verhängnis ins Rollen bringen —Oeorßesvanäin, tu 1'az voulu!

Es ist selbstverständlich, daß für die uns auferlegten enormen Opfer an Gut und Blut — für letzteres soweit ein materieller Ersatz möglich ist — für die uns zugefügten riesigen volkswirtschaftlichen Schäden und zwar auch für den auf der russischen Front geführten Krieg, Frankreich voll aufzukommen hat, denn es ist fraglich, ob aus Rußland Gold herauszupressen sein wird. Von dem jus talionis, das wir in Anspruch nehmen könnten, von einer über die strategische Notwendigkeit hinausgehenden Gebietsabtretung mögen wir aus dem Grunde absehen, weil der leitende Grundsatz für die Zukunft sein soll, die französische Gefahr ein für allemal von uns abzuwenden. Und dies könnte geschehen, wenn wir es zu unserem Alliierten machten. Die Vorteile für uns, für Frankreich, für den Weltfrieden wären unschätzbar. Was Frankreich in diesen Krieg getrieben hat, war außer der schon im Verblassen begriffenen Revancheidee die von spekulativer Seite, sowohl zu Hause als von seinen Verbündeten, ihm fortwährend eingeflößte Angst, daß Deutschland eines Tages einen Streit vom Zaune brechen werde, um über es herzufallen. In diesem neuen Bündnis würde es dieser Sorge ledig sein, es wird sich dann ungestört seiner Arbeit, seinem gewinnreichen Kunstgewerbe, der Wissenschaft und Kunst widmen, wird wieder aller Herren Ländern Geld verleihen und seine Renten ruhig verzehren können, und wenn schon der

Zweibund die ihm von sieben Mächten*) hingeworfenen Fehdehandschuhe lächelnd aufgenommen hat, so böte dieser neue Dreibund den mächtigen Vorteil, daß keine wie immer geartete Koalition mit ihm anzubinden wagen würde und erst dann von einer allmählichen allgemeinen Abrüstung und der Geltung des Hanger Friedensareopags, sowie überhaupt von der Sicherung der stetigen Kulturarbeit und der Weiterentwicklung der internationalen Beziehungen die Rede sein könnte.

Erich Bethe:

Die Segnungen des Krieges.

Vortrag in der Alberthalle, Leipzig, 24. Oktober 1914.

Wie zu einem Feste sind wir versammelt in dieser weiten Halle, aber nicht auf Feste sind unsere Gedanken gerichtet. Wer mag heute Feste feiern? Hart ist die Zeit, ernst ist die Stunde.

Die apokalyptischen Reiter sausen durch die Lüfte, wie sie einst Iohannes in grauenhaften Gesichten gesehen. Voran der Eroberer auf weißem Rosse, einen Bogen in der Hand, „und ihm ward gegeben eine Krone und er zog aus, zu überwinden." Und auf blutrotem Pferde der Zweite, ein groß Schwert in der Faust, der Krieg. Auf schwarzem Rappen folgt der Hunger, höhnisch die Wage der Teuerung schwingend, und hinterher klappert der Vierte auf fahlem Klepper: „deß Name hieß Tod und die Hölle folgte ihm nach." „Und diesen Vieren ward Macht gegeben, zu töten das vierte Teil auf der Erde mit dem Schwert und mit Hunger und mit dem Tode."

Europa zittert unter den Hufschlägen der apokalyptischen Reiter. Reiche Länder, vor wenigen Wochen noch Stätten des Fleißes und fröhlichen Lebensgenusses, sind heute Wüsten, stolze Städte alter Kultur liegen in Trümmern, und trotz der ungeheuren Leistungen der deutschen Heere haben auch Teile unseres lieben Vaterlandes alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Entsetzliches haben wir erlebt. Die Bestie im Menschen ist erwacht. Nicht nur, daß Kosaken und Baschkiren ihres alten Barbarenrufes sich wieder würdig erwiesen haben, auch Genossen höchstkultivierter Völker haben das Gräßlichste getan, was je in Urzeiten geschah und nur bei Wilden gilt. Es ist, als ob Menschlichkeit und Christentum, Errungenschaften tausendjähriger Kulturarbeit, wie ein zerschlissener Mantel abfielen, seit der Sturm des Krieges daherbraust.

') Portugal soll auf Englands Betreiben die achte sein; doch muß es sich sputen, soll es mit der Knegselkllllung nicht zu spät kommen.

Erich Bethe Die Segnungen des Krieges

Und in allen Städten des weiten Deutschen Reiches füllen sich die Lazarette, auf den Straßen humpeln Verwundete, und unser Herz krampst sich zusammen, wenn wir sehen, wie sie leiden, und hören, was sie durchgemacht. Stille herrscht in sonst so lauten Arbeitsstätten. Wie wenige Essen von den Hunderten rauchen noch über unserer Stadt. Massen sind arbeitslos geworden, und so viel auch geschieht, die Familien unserer Krieger vor Not zu schützen, überall kriecht sie doch hervor. Wie viel Wohlstand ist vernichtet, wie viel Sorgen um das tägliche Brot bleiben unbemerkt. Und wer zählt die Tränen um die Gefallenen, wer ermißt die Qualen und Ängste um die Lieben im Felde, den Gatten und Vater, den einzigen Sohn?

Es ist nur zu begreiflich, wenn Menschen den Krieg den Fluch der Flüche nennen und eine düstere Seele das Ende der Kultur herannahen sieht. Anders aber denkt das Deutsche Volk. Das ist nicht Entsetzen und Verzweiflung, was aus den Augen unserer Soldaten sprüht und aus ihren Liedern klingt. Begeisterung und Mannesmut und Siegeshoffen stählt ihre Seelen und still und fest bringen Eltern und Frauen die schweren Opfer, die der Krieg erheischt.

Der finstere Apokalyptiker hat mit den Augen des vaterlandslosen Iuden und des weltflüchtigen Christen im Kriege den Vorboten des Weltendes gesehen und nur seinen Fluch empfunden. Aber auch Segen bringt der Krieg. Zwischen Entsetzen und Verwüstung sät er heiligen Samen. Nur über Trümmern sprießt er auf, gedüngt mit Blut und Thränen.

Schwer lastet die Hand des Krieges. Laßt uns seinen Segen suchen!

Krieg ist auf Erden, so lange es Menschen gibt. Krieg war schon, ehe sie wurde. Der Krieg ist so alt, wie die Welt. Vor 2Vü Iahrtausenden hat der tiefe Denker Heraklit von Ephesus, der Dunkle, der im Werden und Vergehen der Welten das ewige gültige Gesetz erkannte, den Krieg .Allvater" und „Allkönig" genannt. Denn, so lehrte er, Alles wird durch Krieg; das Leben des Einen ist der Tod des Andern. Das Alte muß dem Iungen weichen, das Schwache und Kranke dem Gesunden und Starken. Aber Keines weicht, das nicht bezwungen ist. Kvieg ist in der Natur, wohin wir sehen, Krieg ist unter den Menschen alle Zeit und auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit. Auch den Frieden erfüllt der Krieg. Krieg ist Leben, weil er den Tod bringt.

Eine Kette von Kriegen ist die Geschichte, und doch erzählt sie von unentwegtem Fortschritt der Menschheit. Unsägliches hat der Krieg zerstört, aber schließlich war es doch immer und überall eben derKrieg, der die letzte Prüfung hielt und dem Stärkeren, Höher Strebenden den Sieg gab über alternde Völker und gesättigt hinwelkende Kulturen.

Das kleine Griechenvolk des Altertums, in viele Staaten und Städtchen zerspalten, aber so winzig sie waren, alle selbständige, lebensübervolle, trieb-

quellende Gemeinwesen selbstbewußter, krieggewohnter Bürger, dies kleine Volk ist dem riesigen Perserreich siegreich entgegengetreten, das unter absolutem Königtum nur dumpfe Massen roh zusammenhielt, und hat es schließlich überwältigt und beherrscht. Dann fiel es selbst erschöpft und gealtert in die Hände Roms, das aus eigner Kvaft erstarkt, die griechische Kultur aufzunehmen sich fähig zeigte und sie nun in römischer Sprache und Formung über den Westen Europas trug. Als das Römische Reich hinsank, da konnte es scheinen, als hätten zwar Stärkere es besiegt, aber nicht ein Volk, das befähigt wäre, die Kultur weiter zu führen. Und doch haben die Germanen das geleistet. Wenn auch im westlichen Europa, das von römischer Kultur tief durchdrungen war, mehr und mehr das germanische Element zurücktrat, so sind es doch die Germanen gewesen, die dort das neue frische Leben hineingebracht haben. Und in England, Holland, Deutschland hat sich dann seit dem 16. Iahrhundert neben jener romanischen die rein germanische Kultur herausgearbeitet. In langem Kampfe überwindet sie jene, und heute umspannt sie mit weitem Netz die ganze Erde. So hat das Germanentum durch seine Entwicklung zur höchsten Kultur, die noch die Welt gesehen, die Berechtigung seines Sieges über das Römerreich erwiesen. Und wenn im 16. Iahrhundert Holland und das damals kleine England sich der Weltmacht Spaniens erwehrten, wenn der große Friedrich sein kleines Königreich gegen halb Europa siegreich verteidigte, wenn Preußen 1813 aus tiefstem Falle sich erhob und 1870 ganz Deutschland zu brüderlichem Bunde geeint Frankreich schlug, so sind das alles wieder Zeugnisse für das Weltgesetz, daß nicht die Masse und rohe Kraft, sondern daß derjenige schließlich siegt, der als der Gesündere, Höheres Verheißende und deshalb Stärkere, den Fortschritt der Zukunft verbürgt.

So dürfen wir glauben, weil wir an uns selber glauben, daß das Germanentum, daß unser Deutschland durch diese harte Schicksalsstunde hindurch ungebrochen und siegreich seiner hohen Aufgabe entgegenschreiten wird. Denn wer sind unsere Gegner? Frankreich, die Spitze der romanischen, längst abwärts sich neigenden Kultur; Rußland, ein rechter Orientalen-Staat des Absolutismus mit seinen ungeheuren, aber dumpfen, zur Selbstbestimmung unfähigen Massen, und schließlich England, unser vielbewunderter, eng verbundener, oft verbündeter Bruderstaat, der am gemeinsamen Germanentum, von Krämerneid getrieben, hinterlistigen Verrat übt. Wehe über England! Daß doch an ihm die Geschichte zum Gerichte werde!

So geht der Krieg wie Herbst- und Frühlingsstürme durch die Iahrhunderte, und wie sie macht er durch krachende Zerstörung neuem Leben Raum. Mit Tod und Verderben bringt er Segen, der „Allvater" Krieg.

Aber wir brauchen ja nicht in die Weite zu flüchten, um Trost und Zuversicht zu schöpfen. Wir sehen wie den Fluch des Krieges auch seinen Segen unter uns lebendig.

Erich Bethe Die Segnungen des Krieges

Der Krieg hat großes an uns getan. Er hat das Deutsche Volk erweckt. Er rüttelt auf, was gut und groß und stark ist in ihm; er Met das Unkraut aus, das über diesem Edelsamen üppig wuchert und ihn zu ersticken drohte. Es war hohe Zeit.

Wer hätte nicht mit Sorgen in die Zukunft des Deutschen Volkes gesehen? So vieles zeigte sich in seinem Leben, was uns bange mach«n mußte, was uns schmerzte und empörte. Die Wandlung Deutschlands zu einem Industrie- und Handelsstaate und sein ungeheurer wirtschaftlicher Aufschwung brachten Krankheitserscheinungen hervor, die die Vorteile dieser Entwicklung in Frage stellten. Klassenkampf und Klassenhaß zerrissen die Gesellschaft und bedrohten den Staat. Brutale Gewinnsucht und freche Genußgier breiteten sich erschreckend aus in allen Ständen. „Sich ausleben", „Herrenmensch" werden, war die Losung. Erbärmliche Achtung vor dem Reichtum auf der einen Seite, und ekles Protzentum auf der andern. Laute Großmäuligkeit, statt stillen Selbstbewußtseins. Polternde Prahlerei neben kriechender Zudringlichkeit Ausländern gegenüber. Immer höhere Ansprüche an den Staat bei bedenklich gesteigerter Abneigung, ihm zu leisten, was er braucht. Unzucht, Kinderlosigkeit, Unlust zum Waffendienst. Überkultur und Verirrungen in der Kunst, die neue Wege suchend, roh wird, wo sie kraftvoll, und kind i s ch wird, wo sie kind l i ch sein will. Irreligiosität und Materialismus und schließlich, beiden zu entgehen, die Flucht in obsolete Barbarenreligionen des Orients und zu verworrener blöder Mystik. Deutschland sozial, wirtschftlich, religiös zerklüftet. Doch ich will nicht von dem Unglück der Deutschen Geschichte reden, das uns nicht nur eine nationale Kirche unmöglich macht, sondern auch Gegensätze auftut, die, wenn vorhanden, wenigstens nicht geflissentlich erweitert werden sollten. Schlimm aber war es, daß Deutsche ihre Kinder zur Erziehung in belgische und französische Klöster und Iesuitenschulen schickten, doppelt schlimm, weil es Reichste und Vornehmste waren. Das ist anti national. Breiteren Raum gewannen internationale Tendenzen. Wissenschaft und Handel sind ihrem Wesen nach international und müssen es sein. Aber der jede Entfernung aufhebende Verkehr bildete diese Eigenschaft in beängstigendem Maße aus. Die Sozialdemokratie folgte nur dem allgemeinen Zuge der Zeit, wenn sie aus ihren idealen Bestrebungen — sie sind das wirklich — der Menschheitsbeglückung heraus die Verbrüderung der arbeitenden Klassen aller Länder eifrig betrieb. Auf solchem Boden fand die Forderung des Weltfriedens weiteste Verbreitung. In ihr trafen sich die Sozialdemokratie und viele Tausende von Männern aus Handel, Industrie und Wissenschaft: Friedenskonferenzen, internationales Schiedsgericht, allgemeiner Streik und Gehorsamsverweigerung wurden als Mittel erdacht, Kriege zu verhindern.

Fürwahr, es mußte dem Patrioten bange werden um die Zukunft des Deutschen Volkes, und so mehrten sich die Mahnungen zur Umkehr und ehrliche

tatkräftige Versuche. Und mancher hat wohl mal im Unmut dem Deutschen Volke Krieg und Kriegsnot gewünscht, um es zu heilen, wie die schweren Iahre 4807—1813 es getan.

Nun ist der Krieg da, der ungeheuerste, den je die Erde sah, eine Zuchtrute so furchtbar, wie sie niemand seinem Volke wünschen durfte. Aber sie mußte wohl so furchtbar sein, damit es von Grund aus geheilt und geläutert, sich selber wieder finde und die Kraft entwickele, nicht nur sich durchzuschlagen, auch zu beweisen, daß es des Sieges würdig sei.

Ie großer die Gefahr, je schwerer die Not, desto fruchtbarer senkt sich der Segen des Krieges auf jeden Einzelnen, auf das ganze Volk.

Indem der Krieg alles in Frage stellt, Reich und Volk, wie Iedes Wohlfahrt und Leben, zwingt er die Menschen zur Einkehr so, wie auch der feurigste Buß-prediger es nie vermocht. Der Abschied vom Liebsten, was die Erde trägt, auf Tod und Leben, — wer weiß, wie die Lose fallen? — greift in die Herzen bis zum innersten Grunde. Niemand vergißt solche Stunde, wer sie je erlebt. Und wie Wenige sind es, die sie nicht erleben mußten. Was kaum bewußt oder längst vergessen schlummerte, das Beste und Tiefste und Heiligste wird wach und durchdringt wenigstens dieses eine Mal die ganze Seele. Da fällt aller Tand der Alltäglichkeit, aller Trödel der üppigen Friedensgewohnheit und Überkultur ab wie welkes Laub, und die echten Lebenswerte werden lebendig in ihrer ernsten Kraft. Was die Stunde des Abschiedes gesät hat, das nähren die Sorgen, die nun folgen, und die Qualen der Verwundeten und die Tränen der Verwaisten. Der Krieg vermag, was alle Wohltaten des Friedens nicht können, er beugt die Herzen, er macht sie milde und fein demütig, und viele lehrt er beten, die es nie gekonnt und nie gewollt. Diese Verinnerlichung von Millionen Deutscher Männer und Frauen stellt einen Schatz dar, der köstliche Zinsen tragen wird. Er wird Deutschland schützen vor vielem Häßlichen und Krankhaften, was an seinem Marke fraß.

Aber die Gefahr und die Not des Einzelnen verschwindet gegen die Gefahr ter Gesamtheit. Das Deutsche Reich zu retten, sprang das ganze Volk mlf. Mit seinem ersten Schrei wirkte der Krieg ein Wunder. Ein Volk von Brüdern stand es plötzlich da, wo die Parteien sich in unversöhnlichem Hasse a.geniiber zu stehen schienen. Jetzt dachte kein Deutscher und keine Partei an etwas anderes, als dem Staate zu dienen. Und so selbstverständlich war allen, ihm alles zu opfern, was sie opfern konnten, daß nicht einmal ein Wettstreit in der Opferwilligkeit entstehen konnte. Was der Kaiser am Abend vor ter Kriegserklärung sagte, „ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nnr noch Deutsche", das war der Ausdruck der Stimmung des ganzen Volkes. Es gab in Wahrheit keine Parteien mehr. Einmütig hießen unsere sonst nie einigen Reichsbcten den Krieg gut und nahmen begeistert die Verantwortung auf ihre und des ganzen Volkes Schultern. Fürwahr, immer denkwürdig ist dieser

4. August. Denn an diesem Tage wurde das deutsche Volk wiedergeboren. Mit dem Blute seiner Söhne wird das Wiedergeborene getauft und der Bruderbund aller Deutschen geheiligt. Denn das deutsche Heer ist das deutsche Volk. Im gleichen Gliede steht der Arbeiter neben seinem Fabrikherrn, der Knecht neben dem Iunker, neben dem Bauern der Künstler, neben dem weltfremden Gelehrten der rechnende Kaufmann; treue Kameraden alle in den Mühen der Märsche, in den Strapazen wochenlanger Schlachten, am gemeinsamen Lagerfeuer und im nassen granatenbestrichenen Schützengraben. Und neben dem Stallknecht streckt das feindliche Geschoß deutsche Fürsten nieder und Kaisersöhne, und jeder dieser Helden sieht im Andern nur Seinesgleichen, der, wie er selber, seine selbstverständliche Pflicht erfüllt. Wie im Felde Gefahr und Tod die Krieger vereint, so schlingen Sorge und Schmerz ein einendes Band um uns, die daheim bleiben mußten. In armer Hütte wie im prunkenden Palast bangen Eltern und Gattinnen um die Lieben, die sie hinausgesandt ins Feld, und Viele weinen schon um das Liebste auf Erden, das nun in fremder Erde ruht. Zu gemeinsamer Arbeit drängen sich alle Stände, die Verwundeten und Kranken zu pflegen, unsere Krieger zu wärmen und zu erquicken. Die Not und der Drang zu helfen vereinigt Weitgetrennte, und wie im Felde nur der Tüchtige gilt, gleichgültig, ob vornehm oder niedrig, Offizier oder Soldat, so schleifen sich auch zu Hause die Gegensätze ab, langsamer freilich, weil der Druck nicht so groß. Noch manches ist hier zu tun, harte Herzen zu erweichen und trägen Dünkel zu erniedrigen.
Als Brüder haben wir Deutsche uns wiedergefunden, und stehen einer wie alle auf Not und Tod zusammen gegen die Feinde ringsum. Wir sind geheilt von den Träumen internationaler Brüderlichkeit und süßen Weltfriedens. Lautlos verflog dies Phantom, und selbst vom Völkerrecht sind nur noch seine Professoren übrig. Die Massen unserer Arbeiter vergaßen die sozialdemokratische Lehre, daß der Arbeiter anderer Nationen ihresgleichen sei und Feind nur der Kapitalist, ob Deutscher, Franzos oder Engländer. Sie waren trotz allem kerndeutsch geblieben. Der Krieg enthüllte ihre wackeren Herzen: Mann für Mann drängten sie zu den Fahnen, Schulter an Schulter mit ihren angeblichen Feinden gegen die wirklichen zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben für das deutsche Reich.
Und gab es noch Deutsche, die meinten, auch im Auslände lasse es sich gut und besser leben als daheim, so haben ihnen die Deutschenhetzen, durch die Frankreich und selbst England ihre Ehre beflecken, furchtbar gründlich gezeigt, daß der schmähliche Satz des läßlichen Weltbürgertums „ubi bene idi patria," eine Lüge ist.
Es ist müßig und doppelt müßig heute für uns Deutsche, darüber nachzudenken, ob die gewiß idealen Gedanken der Verbrüderung der ganzen Menschheit durch gemeinsame Kultur ausführbar sind und zum Weltfrieden führen. Das Recht des Stärkeren gilt allein in dieser Welt. Es wird sich

fragen, ob jene Ideen sich stärker erweisen, als die Selbsthilfe durch den Krieg. Ich glaube es nicht. Aber davon bin ich fest überzeugt, daß, wenn der Weltfrieden wirklich in ferner Zukunft einmal kommen sollte, es nicht der Anfang eines neuen glücklichen Zeitalters sein wird, sondern das Ende, der Tod. Denn „Krieg ist aller Dinge Vater". So lehr t Heraklit und die Natur- und Weltgeschichte lehrt dasselbe.

Wir weinen diesen Träumen nicht nach. Denn größer ist, was wir an uns erfahren. Was ist es, das unser Volk einigt und erneut, tausend Quellen der Opferfreudigkeit öffnet und Millionen von Iünglingen und Männern einmütig in die Schlachten treibt?

Die gemeinsame Gefahr hat mit unwiderstehlichem Drucke die auseinanderstrebenden Massen zusammengezwungen und auf dasselbe hohe Ziel gerichtet, aber Begeisterung erblüht nicht auf dem dürren Boden der Not, nur Heiliges vermag sie zu zeugen.

„Er starb den Tod für's Vaterland". So heißt es in den ach! so langen Reihen von Todesnachrichten. Es ist das Empfinden Tausender, dem jene Eltern Ausdruck gaben, die, als sie den Tod ihres einzigen Sohnes mitteilten, darunter schrieben: „Wir fühlen, daß auch wir solches Opfer dem lieben Vaterlande schuldig waren".

„Vaterland!" Heiliges, unerschöpflich reiches, herzergreifendes Wort! Umfaßt es doch alles, was uns lieb und teuer ist seit der ersten Kindererinnerung: Eltern, Geschwister, Heimat und Iugend, Weib und Kind, das Glück der Sehnsucht und den Segen der Arbeit; alles, was uns mit Liebe und Schmerzen an diese grüne Erde bindet, läßt mit reinen Klängen in unserer Seele das Wort „Vaterland" ertönen.

Und doch ist mit alledem der Inhalt dieses Wortes uns noch nicht erschöpft. Uns ist ja „Vaterland" nicht Bayernland, nicht Sachsenland, unsere Väter haben mit ihrem Blute E. M. Arndts Mahnung wahrgemacht, „das ganze Deutschland soll es sein". Unser Vaterland ist das Deutsche Reich.

Gefühl hält die Nation zusammen. Aus den dunklen Tiefen des Gefühls strömt hell und stark nzje ein Bergquell die Begeisterung. Aber sie allein vermag das Ungeheure nicht zu leisten, das dieser Krieg von uns verlangt. Hinzukommen muß der Wille, der in jedem Einzelnen zur unbedingten Pflichterfüllung erzogene Wille. Diese Erziehung gibt uns der Staat.

Platon hat sie einst als Aufgabe des wahren Staates hingestellt. Keine Erziehung ohne Zucht und Strenge, aber auch keine rechte Erziehung ohne Liebe. Derselbe Platon, der größte Erzieher, hat das erkannt. Zucht kann jeder Staat üben, und Strenge üben seine Organe nur zu leicht; aber Liebe kann nur der Staat geben, der auch unser Vaterland ist und die Form gibt für die freie Entfaltung der Nation.

Unser Staat war in den vergangenen Iahren und Jahrzehnten

so viel und hart gescholten, daß schier gar nichts Gutes an ihm zu bleiben schien, und manche glaubten gar seine Grundlagen umstürzen zu sollen, um ihn zu bessern. In dieser furchtbar ernsten Prüfung heute aber, wie hat er sich bewährt! Fester steht er als je. Denn er hat unser Volk in allen seinen Schichten erzogen zum unverbrüchlichen Staatsbewußtsein und zur eisernen Pflichterfüllung im Großen wie im Kleinsten. Von unserem Kaiser herab bis zum letzten Bahnarbeiter, vom Kanzler bis zum Schreiber, vom General bis zum Heizer. Ieder Deutsche hat in der Schule des Staates gelernt, seine Pflicht zu tun, wie heute, so morgen, bei Tag und Nacht, am Schreibtisch, wie im Granatenhagel und Unterseeboot, und er tut sie wahrhaft und im ganzen Sinne, seine Wünsche und sein Wohl hintansetzend und die ganze Kraft in den Dienst des Staates stellend. Wie die Brüder draußen im Kampfe, so tun auch Tausende von Beamten hier Heldentaten, wenn auch stille, und ihnen fällt es so wenig ein, wie dem tapferen Soldaten, viel Aufhebens davon zu machen, weil auch ihnen das Schwerste nur selbstverständlich ist. Mancher steht ungeheißen jetzt von Morgen bis in die Nacht ohne Pause in seinem Dienste, und ich kenne Einen — es werden wohl mehr gewesen sein — der sich nicht einmal die Stunde gönnte, seinem Sohne Lebewohl zu sagen, der als Soldat durch unsere Stadt fuhr zum Schlachtfeld hinaus. Der Staat, der solche Männer der Pflicht sich erzog, nicht Einzelne, sondern die ganzen Heere seiner Beamten und Soldaten, das ganze Volk, ein solcher Staat würde, auch von übermächtigen Massen erdrückt, doch unbesiegt bleiben, weil er seine größte Aufgabe geleistet hat, die Erziehung seiner Bürger. Denn nicht das ist das Kennzeichen des rechten Staatsbürgers, daß er politisiert und kritisiert und über alle öffentlichen Dinge zu schwatzen versteht, sondern daß er weiß, was er seinem Staate schuldet, und seine Pflicht zu jeder Zeit und in den Stunden der Gefahr alles opfernd freudig tue. Diese Prüfung besteht das deutsche Volk in diesem Kriege. Mit Stolz dürfen wir's bekennen, dankbar eingedenk der Lehrmeister dieser Tugend, Friedrich des Großen, der dies Pflichtleben für den Staat vorgelebt, und Kants, der philosophisch begründete, das Höchste für den Menschen ist die Pflicht. »

Begeisterung und Pflichtbewußtsein, das sind gute Wehr und Waffen. Vereint trotzen sie allen Feinden, sie machen auch den Besiegten unbesiegbar. Es ist unser nationaler Staat, der sie uns gegeben. Drum führen wir sie für ihn, für unser Deutsches Reich. Mit Blut und Eisen hat es Bismarck einst gebaut, drum machen Blut und Eisen es nur fester.

Krieg mußte kommen, um uns beten zu lehren und unser Volk aus wirrem Zwiespalt fest zu einigen. Der Krieg heilt seine Gebresten, er führt es wieder zu sich selbst zurück und macht es stark und groß, zu kämpfen und zu leiden. Das ist Segen des Krieges. Wir fühlen ihn lebendig wirkend. Des Krieges

größter Segen aber ist, daß wir unter seiner harten Hand endlich einmal von ganzem Herzen fühlen, was uns unser Vaterland, was uns unser Staat ist. Was wir sind, sind wir durch ihn und in ihm, für ihn leben wir und streben wir. Gibt e r doch die irdische Form für alles das, was das deutsche Volk ist und kann und will. Er hebt den Einzelnen über sich selbst hinaus, und verleiht Dauer dem Streben unseres kurzen Lebens. Durch ihn gebildet, bilden wir ihn weiter, und geweiht durch das Blut seiner Söhne, soll er dereinst durch den Wetteifer jedes Einzelnen und der Parteien hoch und höher steigen, auf daß er seine Bürger zu immer edlerem Menschentume erziehe, nachdem der Krieg in den heißen Flammen seiner Not unserm Volk die Schlacken ausgeglüht, die leinen edlen Kern breit und frech überdeckten. Deshalb ist der Staat das Heiligtum seiner Bürger, er ist der Gral, den wir hüten und schützen.
Nur in hoher, ernster Schicksalsstunde leuchtet er auf. Dann aber wirkt er seine Wunder: dann versöhnt er allen Zwiespalt und heilt die Gebresten und erfüllt jedes deutsche Herz mit dem Glauben an seine Kraft und gibt ihm Stärke, freudig in Kampf und Tod zu gehen, auf daß uns erhalten bleibe, unsern Kindern und Kindeskindern unser teures, heiliges Deutsche Reich.

Semi Meyer:

Der Krieg in der Geistesentwicklung der Menschheit.

Der Krieg ist gewiß so alt wie die Menschheit. Ob er ebenso alt zu werden Aussicht hat wie das Menschengeschlecht, das kann nur bezweifeln, wer über Grundbegriffe menschlichen Daseins, über Macht und Recht, über Staatsleben und Einzeldasein, ja über die Bedingungen des Lebens überhaupt Anschauungen huldigt, die ihren Ursprung nicht aus einer Würdigung der Tatsachen, nicht aus einer Einschätzung der Entwicklungsgrößen nehmen, sondern dem frommen Wunsche entkeimen, die Menschheit in ewigem Frieden sich ihrer geistigen und materiellen Güter ohne Störung erfreuen zu lassen. Ob der Krieg in irgend welcher Gestalt eine unumgängliche Bedingung des Entwicklungsganges schon aus rein biologischen Gründen sei und ob nicht allerlei friedlicher Wettbewerb die Entwicklung, soweit sie.des Kampfes bedarf, aufrecht zu erhalten vermag, das ist freilich nicht leichthin zu entscheiden. Denn der Kampf ums Dasein kann im Lebensganzen jede Form annehmen, der Lebenskampf benutzt jedes Mittel zur Verdrängung des Mitbewerbers um den Lebensraum, der nimmer rastende Wettbewerb im Tier- wie im Pflanzenreich nimmt nur zu einem ganz geringen Teile die Form des blutigen

Kampfes an und der sogenannte, so vielfach mißverständlich aufgefaßte „Kampf ums Dasein" Darwins würde durchaus nicht aufgehoben sein, wo blutige Entscheidungen durch Aufgebot äußerer Machtmittel hinwegfielen. Der Kampf ruht ja auch nimmer, Leben heißt kämpfen auch im Vollgenuß des Völkerfriedens, Kampf ist nicht Krieg.

Es sind andere als biologische Gründe, die die kriegerische Form des Daseinskampfes zwischen den Völkern zur harten Notwendigkeit für alle Zeiten machen. Die Gestaltung, die die menschliche Lebensgemeinschaft angenommen hat, macht die Entscheidung im Daseinskampfe durch Machtentfaltung unvermeidlich. Die menschliche Lebensführung im Verbande staatlicher Gemeinschaft ruht auf der das Recht schützenden Macht der gesellschaftlichen Gruppe. Zwischen den Gruppen aber kann es deswegen keinen Rechtszwang geben, weil es an dem Machtfaktor fehlen muß, der das Recht sichert. Ohne Rechtsschutz ist aber Recht und Gerechtigkeit nirgends verwirklicht. Ist doch das ganze Rechtsleben von Anfang bis zu Ende Gewaltanwendung gegen den Rechtsbruch, den absichtlichen wie den aus Irrtum über das, was das Recht des andern ist, hervorgehenden.

Wo sich Mächte aber gegenüberstehen, entfällt vernünftigerweise der Begriff des Rechtes und bei Konflikten muß die Macht entscheiden. Die Geschichte der Menschheit erzählt denn auch von nichts anderem, einen Friedenszustand gibt es und kann es nur geben innerhalb einer nach außen und innen geeinten Gruppe. Unser ganzer Kulturkreis hat eine solche einmal gebildet. Es war in der römischen Kaiserzeit, deren Blüte gewiß ein Höhenpunkt der Geschichte der abendländischen Menschheit gewesen ist. Zusammengebrochen aber ist das gewaltige, Frieden sichernde Reich nicht durch den Einfall von unorganisierten und an Zahl nicht einmal großen Barbarenhorden, sondern die Voraussetzung ausreichender Machtentfaltung, die innere Zusammengehörigkeit fehlte, und die Unmöglichkeit, die auseinanderstrebenden Geister zu verschmelzen, mußte eine Ohnmacht herbeiführen, die eine hohe, aber auch in der Friedenszeit erstarrte Kultur vor dem Ansturm der Barbaren zu Schanden werden ließ. Nur wer die Menschheit in ein einziges Staatengebilde jemals auf die Dauer einzupferchen für möglich hält, der kann an einen Dauerfrieden glauben, der aber kennt auch nicht den Sinn der Geschichte, der hat auch keinen Blick für die gewaltigen Entwicklungsmöglichkeiten, die in jedem Falle auch im kriegerischen Daseinskampfe entbunden werden.

Was in der weitzerstreuten Literatur über Kampf ums Dasein und Krieg zu lesen ist, das steht im Durchschnitt auf einer geringen Höhe des Blickpunktes. Darwins genialer Gedanke, daß Kampf das Leben zu erhöhen vermag, wird von den verschiedensten Standpunkten aus und mit Vorliebe von Leuten, denen die Voraussetzungen zu einem Urteil abgehen, mit einem Achselzucken abzuwn versucht, das nichts verrät als Unkenntnis und Vorurteil. Wer im wissenschaftlichen Leben

sieht, weiß wie der einfache Gedanke heute zu einem Eckstein des biologischen Denkens, der Lehre vom Leben geworden ist, und das selbst bei denen, die es selbst nicht wahr haben wollen. Nun sind Kampf und Krieg Verwandte und jeder glaubt zum Thema leicht etwas sagen zu können, jeder Förster glaubt gar heute über Darwinismus und Lebensbedingungen mitreden zu dürfen. Da wird denn von Überklugen gegen Darwin eingewendet, wie der Krieg doch grade die ausgesucht rüstigsten wegraffe und die Schwächlinge schone, und es wird mit dem Krieg gleich aller Kampf aus den Lebensnotwendigkeiten wegdiskutiert und alles bemüht sich um die Wette, mit seinen kleinlichen Gesichtspunkten gegen eine Lehre zu Felde zu ziehen, die nichts geringeres bedeutet hat als eine Umwälzung in allen Weltanschauungsfragen.

Man darf Großes nicht klein machen wollen, indem man seinen kleinlichen Standpunkt hineinträgt. Darwin rechnet mit den gewaltigen Zeiträumen der ganzen Lebensbewegung. Es fällt ihm gar nicht ein, irgendwo eine Rechnung aufmachen zu wollen über jeden Vor- und Nachteil der Lebenschance, da doch für den einzelnen schon gewiß und für manche Art nicht minder das Schicksal vom Zufall bestimmt wird. Das Leben rechnet nicht mit dem Einzelgeschöpf, es rechnet mit Gattungen und es rechnet im menschlichen Daseinskreise mit Völkern und mit deren Geschlechterfolgen. Die aber kämpfen nicht um ihr Leben, sondern um Lebensmöglichkeit und Ausdehnungsgelegenheit für die kommenden. Wie weit in diesem weltgeschichtlichen Völkerringen die geistige Entwicklung der Menschheit selbst besteht, das ist offene Frage. Es ist die Ansicht aufgestellt und vielerlei aus der Geschichte läßt sich dafür sagen, daß in den geistigen Anlagen bevorzugte Völker die minder begabten immer wieder verdrängt und abgelöst haben und daß sich in solchem Kampfe von Spielarten der Gattung Mensch die Bewegung des Geisteslebens vollziehe. So viel wahres daran sicherlich ist, der Weg des menschlichen Geistes kann doch nicht im Aufstieg bevorzugter Rassen sich erschöpfen. Ist doch so sehr häufig der Sieger im Kriege der Besiegte im geistigen Wettkampf geblieben und mußte er sich den Geistesbesitz des Unterworfenen schließlich bald aneignen. Es muß die geistige Entwicklung neben dem Auf und ab der Völker eigne Triebkräfte besitzen, es müssen geistige Größen eine innere Schöpferkraft aufweisen, die die bestbegabten selbst erst in einer eigentlichen Entwicklungsarbeit zur Entfaltung ihrer Anlagen führt.

Der Krieg kann demnach gewiß nicht allein im Triebwerk der Entwicklungskräfte den Ausschlag geben. Aber der Krieg begleitet den Weg der Menschheit. Uns, ein Geschlecht des Friedens, die wir die Werke des Friedens in mehreren Iahrzehnten fördern durften wie kein Geschlecht vor uns, uns hat er mit seiner Gewalt hineingerissen in einen der schwersten Kämpfe, die die Kulturmenschheit noch gesehen. Ein jeder wohl fühlt sich aus seinen Bahnen friedlichen Wirkens plötzlich in eine ganz andere Welt, in ganz andere Daseinsbedingungen versetzt und verständlich ist es wohl, daß jeder seinen Gedanken über Notwendigkeit solchen

Geschehens wie über seine Bedeutung im und fürs Leben nachgeht. Dem Betrachter der Geistesentwicklung der Menschheit muß sich in all dem großen Erlebnis des heutigen Tages mancher Gesichtspunkt ergeben, den nur erst die rauhe Wirklichkeit der gewaltigen Stunde klarer an den Tag bringt.

Zunächst ist das Sichtbarste, was sich auch dem oberflächlichen Blicke aufdrängen muß, daß jedenfalls der Krieg mit der geistigen Entwicklung Schritt hält. Er mag als ihr Förderer oder ihr Hemmnis eingesetzt werden, daß er selbst Geistestat geworden ist, daß er die geistigen Kräfte der Kämpfenden allesamt auf den Plan ruft und enthüllt, das kann niemand bestreiten. Das aber ist doch gewiß tröstlich, daß es heute nur die Geisteswaffen sind, die den Sieg verbürgen. Deutlich genug gibt sich ja schon in der Ausnutzung aller technischer Errungenschaften die geistige Natur der Kriegsleistung zu erkennen. Man unterschätze aber ja nicht die technische Seite des menschlichen Könnens, denn der Menschengeist ist seinem Grundcharakter nach ausgestaltet für die Aufgabe, einem Zwecke, den er ins Auge faßt, aus allen denkbaren Gelegenheiten die Mittel zu finden, technisch ist das menschliche Denken von Grund aus, das erste Werkzeug aber, das die erfindende Geistestätigkeit sich schafft, kann ebensowohl eine Waffe gewesen sein als ein Mittel für die Beschaffung von Nahrung oder Schutz. Der Stein in der Hand des Urmenschen ist jedenfalls beides zugleich, und welchem Zwecke er eher gedient haben mag, ist eine recht müßige Frage. Der Weg aber vom Wurfwerkzeug über Lanze und Pfeil zum Pulver und zum Rohrrücklaufgeschütz, der geht in gleichem Schritt einher mit der Bewältigung der natürlichen Hemmungen durch die menschliche Geistesarbeit. Der Krieg gestaltet sich fortwährend selbst um mit der Bereicherung der technischen Hifsmittel für alle Lebenszwecke.

Der Krieg ist die Prüfung, der sich immer wieder die Völker werden unterziehen müssen. Was er prüft, ist nicht das Können allein, es ist das Wollen vor allem, dessen Vermögen und Nachhaltigkeit er an den Tag bringt. Der Krieg prüft nicht nur die äußeren Machtverhältnisse, denn die Machtmittel sind nur etwas in der Hand von Volkseinheiten, die ihren Einheitswillen wiederum nur in der Kraftprobe bewähren. Es ist nicht wahr, daß die Kriegführung eine Sache kalter Berechnung geworden sei, nach dem Urteil aller Sachverständigen gibt auch heute der Geist allein, der die Männer am Geschütz beseelt, den Ausschlag. Der Krieg ist in seiner Gestaltung von einer früheren sittlichen Höhe ganz gewiß nicht herabgekommen, er ist in seinen Motiven und Zwecken aber selbstverständlich über den Ursprung weit hinausgehoben und er steht heute auf einer nie gesehenen Höhe, er hat mit der Geistesentwicklung Schritt zu halten vermocht. Die Weltgeschichte erzählt vom Ursprung des Krieges nichts anderes, als daß sein Anfang der Raub war, der sich in den Besitz jeden Erfolges der eben aufkommenden menschlichen Arbeitsleistung zu setzen suchte. Lange genug hat der Krieg seinen Ursprung nicht verleugnet. Die Wege der Menschheit sind keine geraden und zu den entsetzlichsten Hemmungen der Menschheitsarbeit gehören endlose Kriegszeiten ohne anderes

Ergebnis, als daß immer der eine dem andern die Früchte seiner Arbeit raubte, bis oft genug schließlich beide verarmten und verkamen.
Unser Volk aber ist nicht auf Raub ausgezogen und auch unserm alten Erbfeind haben andere Gründe die Waffen wieder in die Hand gedrückt. Wir können es verstehen und haben es zu würdigen, daß die Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit auch mit der Gefahr zu völliger Machtlosigkeit herabzusinken den Waffengang wagen läßt. Auch die Bedrohung der Rolle des Beschützers stammverwandter Völker kann als Kriegsgrund bestehen vor dem weltgeschichtlichen Urteil. Was aber nicht mehr Sache der Lebensmöglichkeit eines Volkes ist, was den Krieg selbst entwürdigen muß, das ist der Raubkrieg, und darum ist in allen Schichten unseres tief sittlich fühlenden Volkes einmütiger Haß aufgelodert gegen den gewinnsüchtigen Ränkeschmied jenseits des Kanals und darum ist die letzte Verachtung nicht groß genug, die jeder unserer Landsleute dem Fremdling aus dem fernen Osten, der sich in unsern Kulturkreis gedrängt hat, entgegenschleudern wird für lange Zeiten, wo er ihn nur wieder zu Gesicht bekommen sollte.
Hier werden die Grenzen von Krieg und Frieden sichtbar, wie sie unter den neuen Verhältnissen des Weltverkehrs in Bildung begriffen sind. Denn mehr noch, als der Krieg Schritt gehalten hat mit der Geistesentwicklung, muß natürlich der Friedenszustand sich gewandelt haben unter dem Einfluß einer immer mehr Völker umspannenden Kulturgemeinschaft. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, das Verhältnis von Krieg und Frieden im Gang der geschichtlichen Entwicklung vor dem Auge vorbeiziehen zu lassen. Da dürfte sich mancher Zusammenhang zeigen, der der geläufigen Geschichtsschreibung entgeht. Wenn die staatsbildende Bedeutung des Krieges heute gegen manches alte Vorurteil anerkannt ist, so muß die Frieden erzwingende Macht des Krieges dafür weit mehr eingesetzt werden, als geschieht. Wie weit der Begriff des Staates den des Krieges einschließt, darf man heute nicht mehr mit philosophischen Überlegungen beantworten wollen, das paßte für das Zeitalter der Aufklärung, das jedem Ding und Verhältnis mit reiner Vernunft beizukommen sich vermaß. Da die harte Wirklichkeit heute nicht vor der Tür, sondern im Hause selbst steht, ist gewiß mancher Mann auch der groben Sprache der Wirklichkeit mehr zugänglich als in Zeiten, die sich eines Friedens erfreuen, der bei langer Dauer schließlich den Anschein erwecken kann, als verdanke er sein Dasein einem allgemeinen Willen zum Frieden und nicht der Macht, die ihn schirmt. Die bewegenden Kräfte, die sich in einem Willen kundtun, sind eine Resultante mannigfacher Strömungen schon in der Person, um wie viel mehr in einem Volksganzen und einer großen Kulturgemeinschaft, und die menschliche Natur bleibt unter allen Umständen am Ende der stärkste Einsatz in jedem Kampf, den Willensrichtungen mit einander führen.
Die Kulturgemeinschaft zwischen den Völkern hat ihre Grenze. Daß so viele Schranken gefallen sind, das läßt erwarten, daß vielleicht noch eine große Spanne Zeit hindurch immer mehr trennendes beseitigt wird. Das kann aber

nur bedeuten, daß auch bis zur Erschöpfung der Entwicklungsfähigkeit des Völkerverkehrs der Friedenszustand sich weiter ausbauen wird, nicht daß der Friede selbst deswegen ins Unendliche verlängert zu werden Aussicht hat. Der Friedenszustand ist heute überall der normale. Das ist er nicht immer gewesen, wenn sich auch andrerseits als unrichtig herausgestellt hat, daß der Urzustand menschlicher Lebensführung ein Krieg ohne Ende sei. Für die Friedensaussichten bleibt die einzige Zukunft, daß sich immer mehr als einziger Zweck des Krieges die Friedenssicherung durchsetze. Die sichtbare und unverkennbare Macht bedarf keiner Kriegsprüfung, sie setzt sich in friedlicher Willensaufzwingung durch. Zu den Waffen greift nur, wer sich für mächtig genug hält, seinen Willen dem andern aufzudrängen, der einen Widerstand für aussichtsvoll hält. Es kommt bei der Prüfung darauf an, wer sein Können richtig eingeschätzt hat. Die Bewegung der Völker wie der Geister steht aber nimmer still, und kommen noch die Mächtegruppierungen in Bündnis zu Schutz oder Trutz in die Rechnung, so ist sichtbar der Zündstoff unerschöpflich und das politische Ideal des Gleichgewichts vermag deswegen den Frieden noch viel weniger zu sichern als das alte der Weltmonarchie. Der Friede, in dessen Genuß unser heutiges Geschlecht erwachsen ist, war ein Gleichgewichtsfrieden. Was er uns gebracht hat, das kann nicht leicht überschätzt werden, aber wir werden heute im Angesicht der kriegerischen Ereignisse auch mancherlei anders sehen. Vieles war gar nicht nötig. Es ist überflüssig, daß jeder, der das Geld dazu hat, in der halben Welt herumreist, wo er doch nichts zu sehen versteht, er findet auch zu Hause des Sehenswerten mehr, als er vermutet. Es ist noch weniger nötig, daß der Wohlstand sich an alle Genüsse gewöhnt, die der Erdkreis liefert. Wohl aber ist es notwendig, daß jede geistige Errungenschaft zum Gemeingut aller Teilhaber am Geistesleben der Kulturmenschheit werde. Nur ist auch da mancherlei bedenkliche Gleichmacherei an die Stelle gegenseitiger Anregung getreten. Nun wird der große Krieg aber mehr geistige Brücken abbrechen und mehr an Geistesgut vernichten, als manches Friedensjahr gebildet hat. Der Krieg aber soll der Weg zum Frieden in Ehren sein. Das mögen sich alle gesagt sein lassen, die heute die Erbitterung der Stunde fortreißt. Auf der Höhe unserer Zeit gebührt es sich nicht dem Kriege mehr zu geben, als des Krieges ist, und Sache der Friedensfreunde sollte es sein, den kommenden Frieden vorzubereiten, statt alle Tage die Schrecken des Krieges auszuschreien. Damit kann man keine Friedensbewegung ernstlich fördern. Wir sehen heute die Kriegsschrecken und wir erleben staunend, wie sie von dem so unendlich verwickelt gewordenen Wirtschaftskörper doch getragen werden, wie das Unvermeidliche auch vom Volke hingenommen wird als Schicksal. Krieg und Frieden sind untrennbare Beziehungsbegriffe, wir führen wahrhaftig den Krieg nicht um seiner selbst wegen, sondern für den Frieden, und was wir hoffentlich bald brauchen werden, das sind die Staatsmänner, die die Friedensmöglichkeiten abzuwägen verstehen. Bismarcks Friedensschluß mit Osterreich, die genialste staatsmännische Tat der Geschichte, enthüllt vielleicht schlagender als alles andere die heutige Stellung von Krieg und

Frieden. Nur in diesem Verhältnis ist der Fortschritt der Geschichte zu suchen und man darf wohl sagen, darin offenbart er sich für jeden, der sehen will, deutlich genug. Nur bleibt eben menschlich, was dem Menschheitskreise angehört, es bleibt auch das Letzte und Höchste ein Stück des Lebens selbst. Das Leben aber können wir nicht gestalten und wenden, wir müssen es leben nach der erblich überkommenen Natur unseres Geschlechtes. Die Entwicklung können wir Kinder der Entwicklung nicht machen, sie trägt uns nur als ihre Geschöpfe und erlaubt uns nicht, uns über ihren Stand zu erheben. Das Leben bleibt ein Kampf für immer, die Lebenskräfte verzehren sich ohne ihn und verdorren im Genuß. Der Genuß des Menschen selbst hebt sich auf, wenn er nicht erkämpft wird gegen Widerstand, mit der Lust mußte das Leid ins Leben treten. Wir aber als einzige lebensbewußte Glieder im großen Reich des lebendigen Daseins, wir müssen auch den Kampf als Stück des Lebens ohne Rückhalt auf uns nehmen. Heil dem Geschlecht, das die bittere Notwendigkeit so trägt, wie zur Stunde das zum ersten Male wirklich geeinte große deutsche Volk!
Or. Albert Südetum,
Mitglied des Reichstags:
Mietunterstüßungen.
Die ausgezeichneten Leistungen der deutschen militärischen Mobilisierung haben die Bewunderung der ganzen Welt erweckt. Uns im eigenen Land sind sie beinahe als etwas Selbstverständliches evschienen. Denn wenn man die Menge von Arbeit und Mitteln bedenkt, die schon in langen Friedensjahren auf die Vorbereitung der Mobilisierung verwendet worden sind, dann bleibt zwar die Leistung immer noch außerordentlich, verliert aber das Überraschende. Wie notwendig sorgfältige Vorbereitung im ganzen wie im einzelnen ist, hat uns die Erfahrung dieser schweren Prüfungs- und Leidenszeit wiederum eindringlich klar gemacht.
Auf beinahe allen Gebieten außer dem der reinen militärischen Vorbereitung haben sich Mängel gezeigt. Wenn auch in unserer wirtschaftlichen Organisation einige Glanzleistungen zu verzeichnen sind, die ganz gewiß nicht herabgesetzt werden sollen, wie z.B. die Arbeit der Reichsbank, so hat doch im allgemeinen die wirtschaftliche Mobilmachung ihre Aufgabe nicht entfernt gelöst. Alle, gegen die sich diese Feststellung richtet, können für sich in Anspruch nehmen, daß man in den weitesten Kreisen unseres Volks mit einem europäischen Krieg trotz allen bedrohlichen Anzeichen der letzten Iahre nicht gerechnet, seine unmittelbaren

Wirkungen nicht genügend vorausbedacht hat. Die Reichsregierung hatte eine Anzahl von wirtschaftspolitischen Gesetzen bereits im Frieden ausgearbeitet und holte sie rasch aus dem Aktenschrank hervor. Die Volksvertretung hat ihr großes Vertrauen erwiesen und an den Entwürfen nur geringe Änderungen vorgenommen. Man ließ sich dabei von der Zuversicht in die Anpassungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft leiten und rechnete darauf, daß private Wohltätigkeit oder behördliche Improvisation helfen würden, wo Reibungen entstünden und die Not ansteigen könnte. Die private Wohltätigkeit in allen Ehren. Sie hat in dieser schweren Zeit viel Gutes geschaffen. Aber sie arbeitet ihrer Natur nach ungleichmäßig: an manchen Orten gab sie mit offenen Händen und aus heißem Herzen, an anderen wiederum versagte sie in der scnimpflichsten Weise. Man darf von ihr überhaupt nicht verlangen, was nicht ihrer Natur ist. Sie kann und soll in dem Gefüge unseres wirtschaftlichen und staatlichen Lebens eine elastische Zugabe sein, die bei unvermeidlichen Härten der öffentlich-rechtlichen Organisation eingreift. Ihr eigentliches Gebiet sind die „Grenzfälle". Nur vorübergehend kann private Wohltätigkeit den Mangel öffentlich-rechtlicher Organisation verdecken, auch Zeit für Improvisation gewähren, wobei dann allerdings die im Augenblick und für einen vorübergehenden Zweck geschaffenen Einrichtungen nur allzu oft die Spuren ihrer hastigen Entwicklung an sich tragen.

In dem Chaos der ersten Kriegswochen, als kopflose Menschen im panischen Schrecken die Läden stürmten, um Vorräte zu Wucherpreisen an sich zu reißen, als Arbeiter und Angestellte in Massen auf die Straße geworfen, den noch Beschäftigten die Gehälter in einer oft direkt harten Weise gekürzt wurden, haben sich, soweit die deutsche Arbeiterschaft in Frage kommt, die eigenen Organisationen, die Gewerkschaften und Genossenschaften, so recht eigentlich als das Rückgrat der wirtschaftlichen Eristenz der Minderbemittelten erwiesen und bewährt. In unseren Großstädten und den industriellen Siedelungen sitzt eine gewaltige Menschenmasse, deren Leben von dem Arbeitslohn des Familienoberhaupts ganz oder doch zum größten Teil abhängt. Losgelöst von der nährenden Scholle, hausen diese Massen ganz überwiegend in Mietwohnungen, deren Einrichtung oftmals einem Abzahlungsgeschäft entnommen ist. Stockt die Lohneinnahme des Familienoberhaupts, dann gerät die Familieneristenz sofort ins Wanken, wenn nicht Ersparnisse aus guten Tagen zeitweise Halt gewähren können, oder wenn nicht die Gewerkschaften und die Genossenschaften die stützende Hand bieten. Noch ehe in den ersten Kriegswochen die gesetzlichen Unterstützungen des Reichs und die vielfach recht geringen Zuschläge der Gemeinden den Unterstützungsberechtigten zufließen konnten, schon weil an den meisten Orten noch das znr Grundlage der Auszahlung dienende Listenmaterial fehlte, Kasseneinrichtungen nicht fertiggestellt waren usw., hatten die Gewerkschaften den ersten Anprall der Notleidenden auszuhalten, stellten sie in nicht genug zu rühmender Entschlossenheit und Opferbereitschaft ihre Millionen in den Dienst der großen

Sache, bannten die Schatten der Not von den Schwellen unserer arbeitenden Bevölkerung.
So großes die Gewerkschaften und Genossenschaften geleistet haben, so wohltätig Reichs- und Gemeinde-Unterstützungen an die Familie der Kriegsteilnehmer wirkten, und so glänzend wenigstens an einzelnen Orten und in einzelnen Kreisen das Zusammengehörigkeitsgefühl in privaten Leistungen Ausdruck fand: alles das reicht bei weitem noch nicht aus, uud namentlich auf zwei Gebieten muß viel mehr geschehen. Es ist einmal nicht genügend für die Versorgung der durch den Krieg arbeitslos Gewordenen geschehen, und es ist andermal die Wohnungssicherung für Minderbemittelte noch nicht genügend durchgeführt worden.
Was die Arbeitslosen anlangt, so trösten sich viele mit der Mitteilung, daß die Verhältniszahlen, die vom Arbeitsmarkt gemeldet werden, in der letzten Zeit niedriger geworden seien. Die Abnahme der Arbeitslosigkeit ist an sich richtig. Die meisten Berufe haben jetzt weniger Arbeitslose als im August. Aber damit verliert das Problem nur an Umfang, nicht an Schärfe. Es bleiben auch jetzt noch sehr viele arbeitslos, die trotz der ernstesten Bemühungen keine Arbeit finden können. Dem hungernden Mann, der sich durch die Straßen schleppt, um seine Arbeitskraft anzustellen, ist es gleichgültig, ob neben ihm noch hundert oder noch tausend das gleiche schlimme Los haben. Wenn sich heute die Behörden des Reichs gegen eine Arbeitslosen-Versicherung noch sträuben, so entspringt dieses Verhalten alten, veralteten Überlieferungen: der Scheu vor Anerkennung notwendiger organisierter Selbstverwaltung der Arbeiter, der Angst vor einer zu starken Belastung der Staatskassen. Und doch kann man mit großer Sicherheit erwarten, daß die erstarkende Arbeiterbewegung und die der sozialen Gerechtigkeit günstige öffentliche Meinung die Arbeitslosen-Versicherung in naher Zukunft durchsetzen werden; wenn England sie einführen konnte, wird es das sozial besser organisierte Deutschland wohl auch können. Sodann ist die Befürchtung vor einer allzu schweren Belastung staatlicher oder gemeindlicher Kassen deshalb unbegründet, weil die Arbeitslosen-Versicherung eine notwendige Ergänzung für die anderen Zweige der Sozialversicherung ist und durch Kraft-Erhaltung außerordentlich kostenersparend wirkt.
Ietzt in der Kriegszeit würde die Arbeitslosenunterstützung den indirekten Opfern des Kriegs Brot in die Hand drücken.
Sie brauchen aber auch ein Dach über dem Kopf.
Das Gesetz vom 4. August schützt Kriegsteilnehmer und ihre Familien. Ein Kriegsteilnehmer kann während der Zeit seiner Aktivität zu keiner Zahlung gezwungen werden. Es ist nicht die Absicht des Gesetzgebers gewesen, die Zahlungspflicht schlechthin aufzuheben. Es ist auch nicht einzusehen, warum eine wohlhabende Familie, obschon sich ihr Oberhaupt im Kriege befindet, nicht die Miete zahlen, die laufenden Rechnungen pünktlich begleichen sollte. Aber die

Fassung des Gesetzes, die dem Nichtbemittelten einen Schutz gewähren wollte, gibt in der Tat auch dem Böswilligen Gelegenheit, sich Verpflichtungen zu entziehen, deren Erfüllung man zu anderer Zeit von ihm erzwingen könnte. So wie die Dinge liegen, kann man den Familien der Kriegsteilnehmer das Dach nicht wegnehmen, ob sie Miete zahlen oder nicht: der Versuch einer Ermission muß scheitern. Aber ist ihnen damit wirklich geholfen? Unser bürgerliches Recht gibt dem Hausbesitzer sehr große Vorrechte, die in den Mietsverträgen zumeist noch weit über die Vorschriften des B. G. B. hinaus ausgedehnt werden. Das Gesetz vom 4. August schafft die Miets schuld nicht aus der Welt, entbindet lediglich von der augenblicklichen Tilgungspflicht. Derjenige, der den Krieg glücklich überstanden hat, kann bei seiner Heimkehr in eine verzweifelte Lage geraten: seine Familie hat zwar inzwischen eine Wohnung gehabt, aber die Mietsschuld ist aufgelaufen, hat eine Höhe erreicht, die eine Abzahlung selbst bei normalem Verdienst in Iahren unmöglich macht. Er, der ausgezogen war, um, wie man so schön sagt: „Haus und Hof, Heim und Herd" zu verteidigen, steht vor dem Ruin seines Glücks: seine Häuslichkeit wird zertrümmert, seine in den Möbeln und Einrichtungsgegenständen angelegten Ersparnisse fliegen in alle Winde — mit dem Heim ist es aus. Dasselbe Schicksal kann übrigens beim Heldentod eines Familenvaters auf dem Schlachtfeld die zurückgebliebene Familie schon früher treffen, denn das Gesetz vom 4. August zeigt die empfindliche Lücke, daß es die Hinterbliebenen eines Kriegers gar nicht schützt. Seine Wirkung stirbt mit dem Tode des Kriegers. Hier müßte schleunig gebessert werden. Wenigstens durch drei Monate nach dem Tode des Kriegers sollte seine Familie geschützt bleiben. Man gibt ja auch den Hinterbliebenen eines Beamten ein Gnadenquartal.

Was für die direkten Opfer des Kriegs gilt, gilt ebenso, vielfach sogar noch verstärkt, für seine indirekten. Der Arbeits- und deshalb Mittellose kann in der Regel seine Wohnungsmiete nicht bezahlen, selbst wenn er Gewerkschafts-Unterstützung erhält, oder aus anderen Quellen kleine Eimmhmen hat. Erreicht seine Not den höchsten Grad, hören die Gewerkschafts-Unterstützungen auf, stocken alle anderen Einnahmen, dann bleibt nur der Weg zum Armenamt übrig. Das bedeutet nicht nur den Verlust politischer Rechte, sondern auch eine moralische Erniedrigung, der glücklicherweise jeder ordentliche Arbeiter zu entgehen bis auf das Äußerste bestrebt bleibt.

Zu den Arbeitslosen treten aber noch andere Kreise hinzu, die ebenfalls nicht oder nur sehr schwer in der Lage sind, ihre Mietsschulden zu decken, ohne ihren Lebensstandard empfindlich zu ändern. Es sind das Mittelstands-Eristenzen, Pensions-Inhaberinnen und dergleichen.

Alles in allem genommen handelt es sich um so weite Kreise unseres Volks und um einen so schweren Notstand, daß niemand daran teilnahmlos vorübergehen kann. Es kann gar keine Frage mehr sein, ob überhaupt Mietunter-

stützungen an verschiedene Gruppen der Unterstützungsbedürftigen gezahlt werden sollen, sondern nur noch, wiees geschehen kann und soll.
Volkswirtschaftlich betrachtet bedeutet das Unvermögen weiter Kreise, ihren Mietverpflichtungen gerecht zu werden, eine Senkung der Grundrente.
Die Rente des in unseren Großstädten und industriellen Siedelungen für Wohnzwecke benutzten und zur Verfügung gehaltenen Bodens ist nach meiner Überzeugung viel zu hoch hinaufgetrieben worden. Spekulative Geländekäufe und sehr willfährige, zum Teil sogar gefährliche Schätzungen haben das zwar nicht allein bewirkt, haben aber doch sehr viel dazu beigetragen. Hohe Grundrente vom Wohnboden bedeutet eine hohe Zinsverpflichtung für die nicht mehr bodenständige Bevölkerung. Eine Senkung der Bodenrente ist dringend erwünscht und sollte mit allen Mitteln angestrebt werden.
Man könnte nun gegen den Vorschlag, den nicht zahlungsfähigen Mietern Unterstützungen zu gewähren, den grundsätzlichen Einwand erheben, daß dadurch eine im Gange befindliche Senkung der Grundrente aufgehalten werde. Es ergibt sich daraus, daß die Mietunterstützung »sehr sorgfältig abgemessen und konstruiert werden muß, wenn sie niclft zur reinen Hausbesitzer-Unterstützung, d. h. zur Grundrentensicherung werden soll. Es ist durchaus unerwünscht, daß wir etwa bei dem städtischen Hausbesitz dasselbe Schauspiel erleben sollten, wie jetzt beim ländlichen Bodenbesitz. Die landwirtschaftliche Grundrente ist infolg« der Zollgesetzgebung des Reichs im letzten Iahrzehnt außerordentlich stark gestiegen. Nach dem Kriegsausbruch sind die Zölle auf Lebensmittel abgeschafft worden. In normalen Zeiten würde die sofortige und unbedingte Aufhebung der Zölle zu einer Katastrophe des ländlichen Grundbesitzes geführt haben. Seit dem Kriegsausbruch ist aber eine nennenswerte ausländische Konkurrenz unserer Landwirtschaft nicht zu befürchten, und dennoch hat die Regierung durch Festsetzung von Höchstpreisen, die alles Zulässige übersteigen, den Landwirten eine höhere Rente gesichert, als sie vor dem Krieg genossen.
Ähnliches gilt es beim städtischen Grundbesitz zu verhüten. Wir wollen der Mietbevölkerung helfen, aber die Hilfe nicht zu einer Grundrenten-Treiberei mißbrauchen lassen.
Die besondere Lage des städtischen Grundbesitzes, in erster Linie des auf Wohnungsmieten angewiesenen, ergibt sich aus seiner Monopolstellung. Während ein Fabrikant, der in freier Konkurrenz einem anderen gegenübersteht, sehr wohl ein Interesse daran haben kann, daß sein Nebenbuhler zu Grunde geht, weil er dann dessen Kundschaft an sich reißen kann, liegt es durchaus nicht im Interesse des einen Grundbesitzers, daß sein Nachbar vor die Hunde geht. Die starke Entwertung eines Grundstücks oder einer Klasse von Grundstücken berührt unmittelbar alle anderen Grundstücke eines gegebenen Orts. Daraus ergibt sich eine gewisse Solidarhaftung für den Grundbesitz, die in diesen schweren Zeiten auch praktisch wirksam gemacht werden kann.

Am Grundbesitz sind nicht nur die nominellen Eigentümer interessiert, sondern ebenso sehr die hinter ihnen stehenden Hypotheken-Gläubiger. Ich deutete schon vorhin an, daß in vielen Großstädten, aber oft auch auf dem Lande, Grundstücke durch allzu hohe Schätzungen überwertet und infolgedessen auch überkapitalisiert worden sind. In diesen ungesunden Zuständen wäre eine „Pferdekur" vielleicht ganz angebracht. Auf alle Fälle müssen die Hypotheken-Gläubiger bei einer allgemeinen Notlage auch Opfer bringen, schon um größere Schwierigkeiten zu vermeiden.
Das eine Ertrem, das man sich unter heutigen Zuständen vorstellen kann, ist ein restlos durchgeführter Mieterstreik, so zwar, daß überhaupt keine Mieten mehr bezahlt werden. Die Austreibung von Familien von Kriegsteilnehmern scheitert an den gesetzlichen Bestimmungen, diejenige der andern Mietsbevölkerung an der faktischen Unmöglichkeit, Hunderttausende obdachlos werden zu lassen. Das andere Ertrem wäre, daß alle Mieten pünktlich und voll ständig bezahlt werden. Dazwischen liegt die W i rk li ch ke it: ein Teil der Mieten wird bezahlt, ein anderer Teil kann oder will nicht entrichtet werden. Die moralische Verpflichtung des Mieters, nach Leistungsfähigkeit auch Miete zu leisten, kann nicht bestritten werden, die Solidarhaftung des Grundbesitzers und der Hypothekengläubiger wurde nachgewiesen. Nun bleiben noch andere, die eingreifen müssen. Das sind Reich oder Staat und Gemeinde. Der Krieg ist etwas, was uns alle angeht, soweit wir im Reich vereinigt sind. Er trifft nicht alle gleich hart, aber er trifft alle. Ob Reich oder Staat den zu schwer Getroffenen helfen sollen, das ist eine Kompetenzfrage, nichts anderes. Beide werden sich der Gemeinde als Organ zur Hilfeleistung bedienen, und die Gemeinde wird aus eigenem Interesse, mit feinerem Verständnis und geschmeidigerer Hand, ihre Hilfe hinzutun. So soll es ja nun auch geschehen. Eine Bundesratsverordnung, so verlautete um die Mitte des Dezembers, soll noch so rechtzeitig erscheinen, daß sie auf den bevorstehenden Ianuartermin wirksam werden kann. Sie sieht formal die Schaffung von Mieteinigungsämtern vor, materiell die Überweisung von 120 Millionen Mark aus Reichsmitteln an Gemeinden, die ihrerseits Aufwendungen für Mietunterstützungen machen.
Die Einwendungen, das Reich könne nicht über die Gemeinden den Notleidenden helfen, Einwendungen rein formalistischer Natur, sind also nicht als berechtigt anerkannt worden. Wenn das Reich Wertzuwachssteuer, deren materielle Grundlage zum großen Teil durch die Leistungen der Gemeinde geschaffen war, gemeinsam mit den Gemeinden erheben konnte, dann wird es in der Tat auch wohl Hilfeleistungen mit ihnen gemeinsam organisieren können. Und der andere Einwand, daß es sich um zu große Beträge handeln werde? So wie das Geld bei der Bekämpfung unserer äußeren Feinde keine Rolle spielt, so darf es auch bei der Bekämpfung innererNotstände keine Rolle spielen. Wer die Not im Inneren bannt, der rüstet für den Frieden. Und die Friedensrüstung ist eine ebenso wichtige wie die kriegerische.

In verschiedenen Städten ist die Mietunterstützung verschieden organisiert worden. Überall sind aber einzelne Grundsätze festgelegt worden, namentlich der, daßnurdortMietunterstützungen gezahlt werden, wodieHausbesitzer (und alsdann auch die Hypotheken-Gläubiger) einen entsprechenden Mietnachlaß unter der Anerkennung gewähren, daß der Rest als getilgt zu gelten hat. Wenn, wie aus einer öffentlichen Bekanntmachung des Oberbürgermeisters von Hagen hervorgeht, einzelne Hausbesitzer die Anerkennung unterschreiben, dann aber doch von den unterstützten Mietern den Rest beizutreiben, zu erpressen suchen, dann ist ein solches Benehmen auf das Entschiedenste zu verurteilen, kann aber nicht als ein ernster Einwand gegen den Grundgedanken des Systems verwertet werden. Auch wer, wie ich, die Lösung des Wohnproblems in einer ganz anderen Gestaltung unseres Wohnwesens sieht, darf in dieser Ausnahmezeit den Gedanken der Wohnungssicherung Minderbemittelter durch Mietunterstützungen aus öffentlichen Kassen nicht ablehnen, sofern die eben erwähnten Vorsichten gegen Mißbrauch und gegen Schädigungen des Volksganzen gewährleistet sind.

A. G. Iaeger:

Die masurische Seenlandschast.

Die gegenwärtige, die große Zeit bringt Vieles und Großes zuwege, was zuvor unmöglich erschien, und räumt manches Vorurteil, das als unausrottbar galt, mühelos aus dem Wege. Das vielgeschmähte „Ostelbien", das oft gering geachtete Ostpreußen ist heute in aller Augen ein Kleinod geworden, dessen vollen Wert und Bedeutung viele erst jetzt erkennen, nachdem Wegelagerer es uns wegzunehmen versuchen und seine Fassung beschädigt haben. Das „Auge des Preußischen Staates" nannte der Große Kurfürst das Gebiet der heutigen Provinz Ostpreußen, und dieser Vergleich ist uns erst jetzt in seiner vollen Bedeutung bewußt geworden, nachdem wir außer der „Wacht am Rhein" die „Wacht im Osten" errichtet haben. Es erübrigt sich, hier der einzelnen Waffentaten des genialen und ruhmreichen Generalfeldmarschalls v. Beneckendorf und Hindenburg zu gedenken in diesem historischen Augenblick, da uns die Weltgeschichte mit sanftem Druck den Kopf nach Osten wendet, einem Teil unseres Vaterlandes, der uns bisher nicht viel mehr denn ein geographischer Begriff gewesen ist. Abgesehen von den mit großen Kraftanstrengungen im nördlichen Ostpreußen von den Russen unternommenen Durchbruchsversuchen interessiert uns hier vor allem der Süden der genannten Provinz, denn bereits zweimal erlebte

die russische Armee (als Abschluß einer ganzen Anzahl kleinerer, wenn auch nicht minder heftiger Kämpfe im Norden) gerade hier eine Katastrophe (Tannenberg, Ortelsburg, Gilgenburg, Neidenburg am 31. August und Soldau am 16. November). Übrigens kam die erste Nachricht vom östlichen Kriegsschauplatz unmittelbar nach der Kriegserklärung an Rußland aus diesem Gebiet und besagte, daß eine russische Kavalleriepatrouille von Bialla nach Iohannisburg zu reite.
Dieser strategisch so bedeutungsvolle Teil Ostpreußens mit seinem landschaftlichen Reiz heißt Masuren, d. i. der südöstliche Abschnitt der baltischen Seenplatte zwischen der Kernsdorfer Höhe im Südwesten und dem Goldaper Hochland im Nordosten mit seiner nördlichen und südlichen Abdachung bis zur russischen Grenze hin, der die altpreußischen Gaue Galindien und zum Teil Sudauen umfaßt. In engerer Beziehung umfaßt Masuren die Kreise Iohannisburg, Sensburg, Lyck, Lötzen, Ortelsburg, Neidenburg, Rössel, Oletzko, Osterode und Allenstein mit Lyck als Hauptstadt.
Eine große Abwechslung zwischen Höhen (bis zu 300 m) und Seen verleiht dem Gebiet einen eigenartigen Naturcharakter und landschaftlichen Typus. Die außerordentlich zahlreichen Seen liegen in tiefen Senkungen des Landrückens. An ihren prächtig bewaldeten Ufern steigen die Berge steil an und kleine, meist melancholisch dahinfließende Flüsse schlängeln sich als Verbindungswege zwischen den einsamen stillen Tälern durch die masurische Landschaft, die hier etwa den Havelseen ähnelt, jedoch vor diesen die keusche Unberührtheit und das Fehlen der aufdringlichen Touristenindustrie voraus hat. Auch insofern fällt der Vergleich, was landschaftlichen Reiz anlangt, zugunsten Masurens aus, als hier die Erhebungen um die Seen bis zu mehr als 90 m aufragen, sodaß man von mehreren Höhen aus einen Blick von großer Schönheit über die Seen hat. Von dem nahe bei dem Städtchen Rhein gelegenen Aussichtspunkt „Seeblick" sieht man die Spiegel von nicht weniger als zwölf einzelnen Seen heraufblinken, ein landschaftliches Bild, das man so leicht nicht aus dem Gedächtnis verliert.
Die masurische Seenplatte ist ein beliebtes Ausflugsziel für die Bewohne? ganz Ostpreußens. Ein bequemer Weg in die schönsten Teile Masurens bietet sich von Lötzen aus, das man von Königsberg aus mit dem Personenzug in 2V< Stunde erreicht. Lötzen (6500 Einwohner) liegt auf der Landenge zwischen Löwentin- nnd Mauersee. Hier ist der wichtigste Zugang nach dem südöstlichen Masuren auf viele Meilen hin nach Norden und nach Süden. Deshalb wurde auch in den Iahren 1844—1848 im Westen der Stadt Lötzen die starke Feste Boyen angelegt gegen Einfälle in das südliche Ostpreußen. Dieses wichtige Bollwerk gegen Rußland hat sich, wenngleich die Russen seine Belagerung Zar nicht erst versuchten, als außerordentlich wichtiger Stützpunkt für die Operationen unserer Armee erwiesen. So wurden bei der ersten masurischen Schlacht von der Feste Boyen aus Geschütze auf den Vergnügungsdampfer „Barbara" gebracht und vom Mauersee die russischen Stellungen besonders wirksam beschossen.

Die masurische Seenlandschaft A. G. Iaeger

Von Lötzen aus führt uns der kleine Dampfer durch einen zwei Kilometer langen Kanal in den nordlichsten der drei größten masurischen Seen, den fast 100 Km langen, aus verschiedenen Abschnitten bestehenden Mauersee. Aus dem sich weithin erstreckenden Wasserspiegel tauchen auf der ganzen Fahrt zahlreiche Werder hervor. An dem urwüchsigsten Stück der Seenlandschaft, der verträumt aus dem Wasser emporsteigenden Insel Upalten, verlassen wir das Schiff, um eine Wanderung unter den dichten Kronen gewaltiger Baumriesen zu unternehmen. Bei einem Besuch des von dem gegenüberliegenden Ufer herüberleuchtenden Ortes Steinort (dem Hauptsitz des Graf Lehndorffschen Besitzes) erfreuen uns bei unserem Spaziergang auf das Schloß, der uns durch einen unvergleichlich herrlichen Park führt, unzählige, vielhundertjährige Rieseneichen. Am Austritt der Angerapp im Norden des Mauersees liegt der wichtige Bahnknotenpunkt Angerburg, eine Stadt von 6000 Einwohnern. Wandert man von Lötzen aus durch das weite Waldrevier der Rothebuder, Berkener und Haidewalder Forsten, die in ihrer Mitte so manchen verträumt daliegenden See bergen, so gelangt man zu den herrlichen Fernsichten auf der Goncza Gora. Mit der Südbahn würden wir von Lötzen aus Lyck, Masurens Hauptstadt erreichen, die im Iahre 1425 am Ufer des Lycker Sees begründet wurde. Lyck hat, wie auch im gegenwärtigen Zeitalter, viel unter Krieg gelitten.

Masurens schönster und berühmtester Punkt ist unstreitig Rudczanny und der Niedersee, den man auf einem Dampfer mit südlichem Kurs über den 25,99 c>Kiu großen Löwentinsee, durch mehrere Kanäle, sowie den Ialter-See erreicht. Die erhabene Schönheit Masurens verdichtet sich, nachdem wir das Städtchen Rhein passiert haben, auffallend. Die Ufer werden höher und sind bewaldet, und je weiter wir uns von dem an dem gleichnamigen See liegenden schmucken Ort Nikolaiken entfernen, desto mehr steigert sich die reizende, auf beiden Seiten dicht bewaldete Seenlandschaft. Nach Osten öffnet sich dann ein freier und weiter Durchblick auf den größten der masurischen Binnenseen, den Spirdingsee, der mit seinen 150 q^in z. B. die Müritz in Mecklenburg (133 qkm) und den Vierwaldstätter See (113 qlcm) an Größe erheblich überragt. Nachdem wir die Oberförsterei Guszianka passiert haben, kommt Rudczanny in Sicht, das überaus reizvoll am Niedersee liegt. Eine Bahnstation, ein bescheidenes Logierhaus, drei Schneidemühlen, zwei Forsthäuser, — das ist der ganze Ort, der in seiner Romantik und idyllischen Weltabgejchiedenheit dem amerikanischen Urwald nicht nachsteht: unabsehbare Wälder, auf den Seen ungeheure Mengen Hölzer und eine Anzahl Holzfäller und Waldarbeiter, das scharfe Singen der Schneidemühlen, sonst Stille nah und fern, eine köstliche Einsamkeit, die jedoch keineswegs Langweiligkeit und Eintönigkeit bedeutet. Unter einer hohen Elsenbahnbrücke, der „?«rla Hll>ssovia" hindurch fährt der Dampfer in den als Perle Masurens weitberühmten Niedersee, auf dessen kristallklaren Wassern die von üppiger Vegetation bestandenen Inselchen wie riesige Buketts zu schwimmen scheinen. Einige

Kilometer westlich von Rudczanny begegnen wir dem Crutinnafluß, dessen Wasser so klar ist, daß man auf sein mit Wasserpflanzen und Lebewesen aller Art bedecktes Bett wie in eine wundersame Märchenwelt hinabschaut. Im Norden Rudczannys ist eine Niederlassung der Philipponen (fanatische Tochtersekte der Pomerzy, welche die Selbstverbrennung empfahl) bemerkenswert, die vor hundert Iahren aus Rußland eingewandert sind und die Tracht, Sitten und die Art des Hausbaues ihrer ursprünglichen Heimat hierher verpflanzten. Rudczanny selbst liegt inmitten der Iohannisburger Heide, die den bedeutendsten Rest der vom Deutschen Orden zum Schutz seines Gebietes geschaffenen „Wildnis" bildet und das größte zusammenhängende Waldgebiet des preußischen Staates (964 qKm) darstellt. Die Bestände sind in der Hauptsache die hohen, schlanken, wunderbar geraden und ebenmäßigen Kiefern mit einer kleinen Krone hoch oben, sodaß man den Eindruck hat, unter Palmen zu wandeln.

Die heutige, 3817 Einwohner zählende Kreisstadt Iohannisburg ist um die vom Deutschen Orden 1345 erbaute, inzwischen jedoch längst zerstörte Iohannisburg entstanden und hat insofern historische Bedeutung, als hier (1797/99) Vork Kommandeur der Garnison war. Eine Bahnlinie verbindet Iohannisburg und Lötzen mit der Zwischenstation Arys (1933 Einwohner), durch seinen großen Truppenübungsplatz auch im Reich bekannt. Nördlich von Lyck liegt, fernab vom Verkehr, das Grenzstädtchen Marggrabowa, das, wie so viele derartige vorgeschobene ostpreußische Städte, erst durch die Russeninvasionen zur Bedeutung gelangte und vorher allenfalls durch seinen 7 dk großen Marktplatz, den größten ganz Deutschlands, bemerkenswert war.

Die Becken der fischreichen masurischen Seen, in denen ungezählte Tausende russischer Soldaten den Tod gefunden haben und noch finden, sind 25 bis 51 Meter tief, doch schwankt die Wasserhöhe zwischen 3 bis zu 51 Meter. Da der größte Teil der Seen durch schmale Rinnen mit einander verbunden ist, kann eigentlich von einzelnen Seen nicht gesprochen werden. Von den übrigen kleineren Seen unterscheiden sich die drei größten, der Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee, durch ihre flachen Ufer und erheblich geringere Tiefe.

Während die Natur das Seengebiet mit Schönheit und Üppigkeit im landschaftlichen Sinne verschwenderisch ausstattete, weist Masuren jedoch auch große Landstriche auf, die keiner Kultur zugängig sind. Der Boden ist sandig und steinig, läßt keinerlei Beackerung zu und bleibt daher unfruchtbar, und deshalb ist die ganze Gegend überaus öde, eintönig und armselig. Im Süden Masurens besteht der Boden lediglich aus Sand, meilenweit. Hier hat der Staat große Ödländereien angekauft, um sie durch Aufforstung im Laufe der Zeit nutzbar zu machen. Ebenso wurden in den letzten Iahren ernsthafte Versuche unternommen, um große Sümpfe und Moore landwirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist daher verständlich, daß in diesen Gebieten die Dichtigkeit der Landbevölkerung außerordentlich gering ist (bis zu 4 Personen auf den Quadratkilometer

gegenüber einem Durchschnit von 112 im übrigen Deutschland) und die Kultur sich erst in neuerer Zeit nach der Herstellung von Verbindungswegen Bahn bricht. Dabei ist bemerkenswert, daß Masuren bis ins 13. Iahrhundert eine zahlreiche Bevölkerung hatte und erst nach der Eroberung durch den Deutschen Orden zur Einöde geworden ist, der die alten Landschaften Galindien und Sudauen gewaltsam entvölkerte und die sich bis hoch nach Norden erstreckende „Wildnis" schuf, um seine Besitzungen vor Überfällen aus Polen zu schützen. Was Masuren dieser Wildnis, in der nur einigen wenigen Holzfällern, Iägern und Fischern die Ansiedelung gestattet wurde, verdankt, ist allein sein heutiger ungeheurer Waldreichtum. Später änderten die Ordensritter ihre Politik und ließen die Besiedelung durch Einwanderer aus Masovien (in der Neuzeit das Gouvernement Warschau), der polnischen Landschaft südlich der Drewenz, zu, dies jedoch erst nach den Erfahrungen des 13 jährigen Krieges (1454/66) unter Herzog Albrecht I. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der Ordensburgen Neidenburg, Soldau, Lötzen, Iohannisburg und Lyck. Erst im 19. Iahrhundert stellte sich das Deutschtum dem bis dahin vorherrschenden und immer mehr nach Norden vorgedrungenen Polentum mächtig entgegen, nachdem in den Schulen das Deutsche als Unterrichtssprache eingeführt worden war.

Masuren zählt 380 000 Einwohner, deren Umgangssprache hauptsächlich die masurisch-polnische ist, ein Dialekt, der sich übrigens von der hochpolnischen Muttersprache ziemlich weit entfernt. Infolge seiner Abstammung, die wohl nur noch in seltenen Fällen rein erhalten ist, nähert sich der Masure dem polnischen Volkscharakter, doch verschmäht er im allgemeinen seine Herkunft und ist mit Stolz deutsch in seinem innersten Wesen. Der Masure gilt als gesellig, gutmütig und weich. Eine eigentliche Nationaltracht besteht schon lange nicht mehr, doch wird das Tuch noch heute in jedem Haushalt nach einem altüberlieferten Verfahren selbst bereitet und verarbeitet. Es ist ein Wollstoff von grauer Farbe, „Want" genannt. Die von der ärmeren Bevölkerung in den bäuerlichen Distrikten bewohnte polnische „Chalupka" (Hütte) ist aus Holz erbaut, strohgedeckt und schon äußerlich wenig einladend, dabei im Innern meist armselig eingerichtet und zeigt eine Kulturmenschen unbegreifliche Vernachlässigung und mangelhafte Sauberkeit. Sagen und Märchen eristieren wohl, doch sind sie unverkennbar aus dem Deutschen übertragen. Übrigens hat der polnische Tanz „Masurka" von den Masuren seinen Namen erhalten. Der Volkswohlstand in Masuren ist gering. Zwar ist der Fischreichtum der Seen bedeutend, ebenso die Bodenschätze (Steine, Kies, Torf usw.) und die Werte an nutzbaren Hölzern, aber bei dem größtenteils unfruchtbaren und brach liegenden Boden liefert die Landwirtschaft nur geringe Erträge. Dazu fehlt es Masuren an ausreichenden Verkehrsstraßen, Bahnverbindungen und Wasserwegen. Der „Masurische Kanal", der die Seen miteinander verbinden und nach Vollendung des geplanten „Ostkanals" eine direkte Wasserstraße von Iohannisburg nach Königsberg und damit zur Ostsee

darstellen würde, wird einst, wenn ruhigere Zeiten kommen, das Masurenland wirtschaftlich erschließen. Zweifellos wird dann auch dieses „Stück Vaterland" zu einer blühenden Provinz werden und mit seinen jetzt noch ungehobenen Schätzen mannigfacher Art zur Mehrung des allgemeinen nationalen Wohlstandes erheblich beitragen.

Und will man den Völkerkrieg als eine Krankheit der menschlichen Gesellschaft und der Kultur einzelner Nationen symbolisieren, so wollen wir das Masurenland mit jenen Gefühlen umfassen, mit denen eine Mutter ihr krankes Kind im Stadium der Krise mit verdoppelter Liebe und voll Vertrauen in die Kunst des Arztes und die Gnade des Höchsten hoffnungsfroh und zuversichtlich in die Arme schließt, denn dieser Arzt heißt: Hindenburg!

Geheimrat Dr. K. Koppin:

Krieg und Kunst.

(Zur Popularisierung antiken Schrifttums.)

I.

Krieg undKunst, dieses Thema ist nach den Schüssen auf Löwen und Reims aktuell geworden. Die verbündeten Lügner und ihre ehrenwerte Gefolgschaft brandmarken uns als Barbaren, und wir Deutsche müssen in unermüdlichen Protesten, den Tauben predigend, beweisen, was wir längst bewiesen haben durch die Tat, durch unser Verhalten im Felde wie im Frieden. Der Krieg hat doch nicht andere Wesen aus uns gemacht, am wenigsten schlechtere. Wie wir zum Kampfe rüsteten um des Friedens willen, so kämpfen wir auch nur für die Sicherung unserer friedlichen Arbeit, die selbst in eiserner Zeit wie anderer alltäglichen Hantierung so auch der Kunst und Wissenschaft unentwegt sich widmet. Und wenn auch von sonderlicher Freundschaft zwischen Mars und Musen die alten Mythen nichts zu melden wissen, freundliche Beziehungen bestehen doch wirklich zwischen ihnen. Die Leier des Achill und die Fiedel unseres Volker verstummten auch vor dem Waffenklirren nicht. Solange es Kriege und Lieder gibt, gibt es auch Kriegslieder, die mittun wollen im Streit, den nicht die rohe Kraft allein, sondern auch der frohe Mut entscheidet. Und später, nachdem die siegreichen Waffen beiseite gelegt, ist schon manch blutgedüngtem Feld eine Neublüte nationaler Dichtung entwachsen. Ob die auch uns beschieden ist? Nach unserm letzten großen Kriege kam es wohl zu hoffnungsvollem Keimen, aber zu einer literarischen Neugeburt aus deutschem Geiste ist's noch nicht gekommen. Die neue Zeit hatte der Entfaltung der nationalen Kräfte zunächst andere Aufgaben gestellt, materiellere, welche

den inneren Entwicklungsprozeß zwar keineswegs erstickten, aber doch noch zurückdämmten zu stiller Ausreifung. Wieweit diese inzwischen bereits gediehen ist, das hat sich gerade jetzt erwiesen, bei dem tiefernsten Schicksalsruf, der wieder einmal an das Deutschtum ergangen ist. Wieviel Fremdländisches und Kleinliches, Ungesundes und Dekadentes war da wie ein Schleier, der das Innerste verbarg, mit einem Schlage abgefallen vom deutschen Wesen! In der großen Demaskierung der Volker, die wir in epochaler Zeitenscheide erlebten, hat auch das deutsche Volk erst sein wahres Antlitz gezeigt. Und weiter noch wird es sich enthüllen: der Riesenkampf selber, welcher die Seelen eines geradezu mit Vernichtung bedrohten Volkes in ihren Tiefen aufwühlt, welche weite Möglichkeiten seelischer Entfaltung und Erneuerung schafft er zugleich! Besteht das Deutschtum diese gewaltige Kraftprobe mit seinen kriegerischen und wirtschaftlichen Mitteln, so wird auch seine sittliche und geistige Ausreifung einen guten Schritt vorwärts tun, und daran wird auch seine literarische Entwicklung teil haben. Auch der deutsche Idealismus ist wieder mobil gemacht, ist auf dem Marsche und fühlt sich siegesstark. Die langen Friedensjahre, welche hinter uns liegen, haben auch ihm bereits eine Rüstung geschaffen und Waffen für den Sieg. Der Kampf gegen fragwürdige Literaturware ist längst über die sogenannte Schundliteratur der Iugendschriften hinausgeschritten: echtes deutsches Schrifttum hat zuverlässige Sammelstellen gefunden für die breiten Schichten des Volks, und dessen engeren Kreisen sind die Inkunabeln des Germanentums in Dichtung und Sage näher gebracht denn je zuvor. Zu diesem Rüstzeug für sieghaftes Vordringen echt deutschen Geistes in Literatur und Kunst gehört auch die neubelebte Freude an der Antike, welche durch Iahrhunderte hin von ihm aufgenommen und innerlich assimiliert einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Geisteslebens bildet.

Die altklassische Literatur, namentlich die griechische, erfährt ja zurzeit schon eine Art Auferstehung. Nicht als wäre sie jemals wirklich tot gewesen; aber sie schien doch nach jener Glanzperiode künstlerischer Ausstrahlung, welche der Neuhumanismus den Heroen unserer Nationalliteratur und damit dem deutschen Geistesleben überhaupt vermittelt hatte, geraume Zeit außer dem engen Kreise der Fachgelehrten nur einer Oberschicht der Gebildeten wirklich zu leben. Die Dezennien eines gewaltigen Auftriebs der Naturwissenschaften und der ihren Spuren folgenden Technik, der Aufschwung unseres Wirtschaftslebens, selbst eine einseitige Auswirkung unseres gesteigerten Nationalgefühls, schließlich wohl auch die vorwiegend historische Richtung der Philologie selber hatten die Kurse der Antike an der Börse geistiger Werte merklich gedrückt. Am deutlichsten vielleicht kam das zur Erscheinung im Sinken ihrer Bewertung für die Iugendbildung. „Was ist uns Hekuba!" das ward zum Feldgeschrei der Allzuvielen, nicht derer nur, die den selbstbewußten Verheißungen der alle klassischen Überlieferungen abweisenden „Moderne" ihr gläubiges Vertrauen schenkten, um schließlich doch enttäuscht zu werden. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Das allgemeine

Bildungsinteresse wandte sich in gewohnter Spiralbewegung wieder einmal lebhafter von den aktuellen den ewigen und den idealen Werten zu, philosophischen, religiösen und literarischen Fragen, und zumal den letzteren kam auch die Erweiterung des äußeren Gesichtskreises zustatten, welche unsere weltwirtschaftliche und weltpolitische Stellung begleitete. Auch der Umsatz literarischer Werke ist damit zu einem Welthandel geworden, der die fernsten Lande in seinen Kreis zieht und, wie natürlich bei geistigem Erwerb, auch die fernsten Zeiten. Dafür zeugt u. a. der erstaunliche Umfang, welchen unsere Ubersetzungsliteratur gewonnen hat. Es gibt kaum noch ein Volk, dessen wertvollere literarische Schöpfungen nicht verdeutscht und sogar in wohlfeilen Ausgaben den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wären. Auch diese geistige Bewegung sendet eben ihre Ausläufer weit hinein in die tieferen Schichten des Volks: was die einen erkennen und beurteilen wollen, davon wollen die andern wenigstens etwas genießen; so will es der demokratische Zug der Zeit, die Verbreiterung des Wohlstandes und des Bildungsbedürfnisses.

Daß dieser Aneignungsprozeß auch auf die Antike sich erstrecken mußte, ist dem geistigen Entwicklungsgange unseres Volkes nur gemäß. Ich will hier nicht von den Stoffen sprechen, welche zeitgenössische Autoren wieder ausgraben, um sie aus modernem Empfinden und Denken heraus gleichsam neu zu gebären, sondern nur von dem Widerhall, welchen das antike Schrifttum selber wieder bei uns findet. Wir sehen die großen Tragiker der Griechen etwan wieder über die moderne Bühne schreiten oder gar durch die noch modernere Arena; geschäftskundige Verleger bringen fast schon verschollene Übersetzungen alter Autoren in gefälligen Neudrucken wieder unter die Menge, und berufene Vertreter der Altertumswissenschaft sind eifrig am Werk, neue Verdeutschungen dem Geschmack der Gegenwart anzupassen; ja selbst der Film meldet sich bereits zur Mitarbeit. Ob es mehr ist als eine flüchtige Zeitströmung, daß wir wieder einmal „das Land der Griechen mit der Seele suchen", muß die Zukunft entscheiden. Bedeutsam ist diese Bewegung in jedem Falle als eine Mehrung geistiger Werte der Gegenwart, deren Nachwirken nicht ganz verloren gehen kann, als eine Stärkung jenes reinen Menschentums, das gegenüber der Obmacht materieller Werte, der Intensität beruflicher oder staatsbürgerlicher Betätigung und der unaufhaltsamen Spezialisierung der Fachwissenschaften einen immer schwierigeren Stand gewinnt, bei der Männerwelt wenigstens. Bedeutsam endlich auch deshalb, weil diese Bewegung sich nicht mehr in der Enge erklusiver Zirkel vollzieht, sondern in immer weitere Kreise auch der realistisch Gebildeten getragen wird, schon durch die heutige Art der Vorbildung beider Geschlechter.

Dem entsprechend streben denn auch die Verdeutschungen altklassischer Literaturwerke offensichtlich schon der Popularisierung der Antike zu, den neuen Bedürfnissen sich anpassend in neuen Formen. Damit wird aber auch die alte Frage „Wie soll übersetzt werden?" in eine zumteil neue Be-

leuchtung gerückt. Ihre Beantwortung ist ja im allgemeinen bedingt durch den Zweck der Übertragung, die je nachdem eine nur technische Tätigkeit sein wird oder zugleich eine künstlerische. Für literarische Zwecke kommt nur die letztere in Betracht, und für sie gilt dann freilich der Satz, ich weiß nicht welches Aphoristikers, Übersetzungen seien wie Frauen, die schönen seien selten treu, die treuen selten schön. Woraus allerdings nicht folgt, daß sie nur recht ungetreu zu sein brauchten, um auch schon schön zu sein. Zu positiver Direktive leitet erst an, wer uns sagt: die philologische Treue müsse der künstlerischen sich unterordnen. Selbstverständlich, — wenn schon einmal die genaue Wiedergabe des fremden Ausdrucks eine adäquate Wirkung auf unsere Empfindung und Imagination nicht erreichbar macht. Damit wird dem Übersetzungskünstler große Freiheit gewährt für die Behandlung derForm, die Gestaltung des Ausdrucks gegebener Gedanken und, soweit es sich um Dichtwerke handelt, auch der Kunstformen gebundener Rede, die durch die Eigenart der einzelnen Sprachen und des nationalen Geschmacks bedingt sind. Erst diese Freiheit ermöglicht es ihm, den geistigen Gehalt des Originals nach seinen intimeren Stimmungswerten wenn auch nicht in den Einzelheiten, so doch in der Gesamtwirkung annähernd getreu wiederzugeben, mit der Frische eines nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem Geiste neuerstehenden Lebens. Wobei es ganz selbstverständlich ist, daß keine verräterische Schlacken zurückbleiben dürfen aus dem Umschmelzungsprozeß; nicht einmal ansehen darf man dem Werke die Mühen dieses Vorgangs. In diesem Sinne ist die Forderung berechtigt, die Übersetzung solle sich lesen wie ein Original, in formaler Ausgeglichenheit. Die Distanz aber, welche zwischen Völkern wesentlich verschiedener Kultur in Lebensgestaltung und Denkweise besteht und natürlich in deren Literaturen sich spiegelt, ist damit nicht ausgeglichen. Sie läßt sich auch nicht ausgleichen durch Übersetzung. Der Versuch führt entweder zur an sich unverwerflichen Umdichtung aus einem andern Geiste heraus, oder er verleitet dazu, der Übertragung eine trügerische Distanzlosigkeit äußerlich anzufärben, welche den Zweck des Übersetzens selbst gefährdet, indem sie die Lokalfarben verwischt. Allerdings will die künstlerische Übersetzung nicht belehren, sondern ergötzen; aber der Leser von tieferem literarischen Interesse sucht doch in ihr mehr als eine flüchtige Zerstreuung und neue Sensationen: eine fremde Welt künstlerisch genießen bedeutet ihm eine gleichzeitige Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises durch Eindringen in eine ftemde Kultur, durch Erkenntnis und Nachempfinden fremder Art, auf deren getreue Wiedergabe er also ein Anrecht hat. Gerade darin ist ihm ein besonderer Reiz des Genusses beschlossen.

Und damit ist eigentlich schon die zweite Frage beantwortet: welches Verfügungsrecht hat der Übersetzer über den Inhalt des Originals? Vom Wesen des Übersetzens aus: gar keines. Man würde diese Frage vormals wohl kaum aufgeworfen haben. Der Übersetzer soll ja nur ein ehrlicher Makler sein, soll uns treulich übermitteln, was er empfangen hat an Gedanken- und Em-

pfindungswerten; nur deren Hülle soll er uns verneuen, ihre Seele unangetastet lassen. Kritik zu üben, wissenschaftliche, ästhetische oder sonst welche, ist nicht seines Amtes (es sei denn neben dem Tert). Der ernsthafte Leser will den fremden Autor kennen lernen, wie er wirklich ist oder war, nicht wie ihn der Übersetzer sich etwa wünschte oder wie diese literarische Kost einer verwohnten Zunge am schmackhaftesten, einem schwachen Magen am verdaulichsten wäre. Er wird vom Übersetzer etwa das Gleiche fordern wie der Kenner vom Kupferstecher, der eine Rafaelsche Madonna nachbildet und nun mit anderen Mitteln und in anderer Technik alle Schönheitslinien des Urbildes und seinen Ideengehalt doch möglichst treu wiedergeben soll. Auch der interpretiert ein etwa verdunkeltes Original, aber wird er auch nur daran denken, einen altdeutschen Meister oder Praerafaeliten dem modernen Geschmack anzupassen, die Staffage zu vereinfachen und den Putten Feigenblätter anzuheften, dieweil der Stich nicht nur in die Mappen der Sammler, sondern auch in ehrbare Häuser kommt? Unser ernsthafter Leser will selber Kritik üben an der Kunst des fremden Autors, und auch über das nötige Anpassungsvermögen an die fremde Art hofft er selbst zu verfügen.

Aber die Zahl solcher Leser ist freilich eine beschränkte. Heut strecken auch andere, viele, die Hände aus nach den goldenen Äpfeln der Hesperiden, die keine Herkulesse sind. Die fordern Beistand und mancherlei Rücksichten, vornehmlich Erleichterung des Verständnisses und Anpassung an die eigene Lesegewohnheit. Indem der popularisierende Übersetzer den Bedürfnissen dieser Leserschicht entgegenkommt, um sie an höhere literarische Interessen zu fesseln, leistet er eine wichtige Kulturarbeit, die auf Beachtung und Prüfung ihrer Mittel und Wege Anspruch hat. — Man gibt diesen Lesern also eine knappe, geschmackvolle und abwechslungsreiche Auswahl in die Hand, an der sie sich nicht satt, sondern hungrig lesen mögen, und räumt ihnen tunlichst alles aus dem Wege, was dem ungeschulten Verständnis ernstere Schwierigkeiten bereiten könnte, etwa durch Ausscheidung entlegener Anspielungen, gehäufter Namen, die ihnen nichts sagen können, durch diskrete Milderung allzu krasser Derbheiten, macht ihnen auch wohl besonders fremdartige Dinge und Vorkommnisse verständlich ohne Lehrhaftigkeit und fühlbare Hemmung des Lesens. — Aber steht darüber hinaus unserm Übersetzer auch eine inhaltliche Revision des Urtertes zu im Sinne der Ungleichung an den modernen Geschmack?

Die Popularisierung der Antike hat wie die der Kunst und Wissenschaft überhaupt bei der Verfolgung ihres hohen Zieles auch besondere Gefahren zu überwinden. Sie geht darauf aus, den Lesern einer Unterschicht das ihnen Fernliegende möglichst nahe zu bringen. Damit ist aber die Gefahr jener Distanzlosigkeit, jener Überannäherung gegeben, die den Leser kurzsichtig macht, statt seinen Gesichtskreis zu erweitern, — die ihn darin bestärkt, den Maßstab des modernen Empfindens auch an solche literarische Schöpfungen zu legen, die nur in historischer Perspektive richtig gesehen werden können. Und weiter: der popularisierende Übersetzer selbst,

der sich als berufenen Vermittler fühlt zwischen antikem und modernem Geschmack, — je größer seine Eigenkraft ist, um so eher wird er bei diesem Vermittlungsgeschäft sich als V ertr eter des modernen gerieren. Damit wird er, ganz gegen seinen Beruf, leicht auch zum Kritiker an seiner Vorlage: er bessert, scheidet aus, ergänzt, mit einem Wort: er modernisiert, und seine Geschicklichkeit selbst verlockt ihn, das antike Kolorit durch kecke Pinselstriche umzufärben; die begreifliche Lust an der Eigenbewegung treibt ihn auch ohne sachliche Nötigung ab vom Original und tiefer hinein in die moderne Strömung. Sein Buch will auch wohl ein „Hausbuch" werden, das auf keinem „gebildeten Weihnachtstisch" fehlen sollte: nun, so muß beseitigt werden nicht nur, was jede volkstümliche Übersetzung wirklich auszuschließen hat an Derbheiten, deren ein uns schwer faßbares Maß der robuste Komödienbesucher zu Rom oder Athen mit Behagen genoß, sondern auch alles, was eine prüde Dame shockieren, einen noch nicht ganz „aufgeklärten" Backfisch beunruhigen könnte. Das Altertum ist ja auch gar zu unbefangen! Und so behaglich auch oft in geruhsamer Breite, daß es der modernen Hast des Genießens auf die Nerven fällt. Heut möchte man im Automobiltempo womöglich auch durch die Gefilde des Geistes fliegen. Zeitungen, Monatsschriften, Verleger, sie alle opfern diesem Geschwindigkeitsrausch, auch die schnellfertige Kritik, die nur zu gut weiß, daß manches Buches geschäftliches Schicksal in wenigen Monaten, selbst Wochen sich entscheidet. Langsamere vergleichen, und sie staunen dann wohl, die Verdeutschung um ein Drittel, um die Hälfte und mehr noch gekürzt zu finden, teils durch umfängliche Streichungen, teils durch siebartige Durchlöcherung des Urtertes, wobei doch auch viel Wertvolles verloren ging. Immerhin, wenn, wie schon zugegeben, der Zweck der Übersetzung ihre Sonderart bestimmt, so muß auch die Leserschicht, der sie dienen soll, sie beeinflussen. Unser üoersetzer ist also in einer Art Zwangslage: er darf die Leser, die er für ein Großes gewinnen will, doch nicht ermüden durch Breiten, die sich am Ende beseitigen lassen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen: man muß ihm wirklich auch solche Freiheiten, wenn auch nicht einräumen, so doch schon nachsehen. Aber eine Schranke muß auch der Weitherzigste aufrichten: unter allen Umständen hat der Übersetzer die künstlerische Persönlichkeit seines Autors (die heut sogar ein klagbares Recht schützt!) zu respektieren, unter keinen Umständen darf er aus dem Original, das er verneuen will, etwas anderes machen und dessen innersten Kern antasten durch Änderungen, welche seine Idee beeinträchtigen würden. Wo notwendige oder vermeintliche Rücksicht auf seinen Leserkreis ihn zu so tiefen Eingriffen verleiten möchte, da muß er unweigerlich Schluß machen und das betreffende Schriftwerk ausscheiden; er hat ja die Wahl frei und Stoff in Hülle und Fülle. Auch seine eigene Mission muß ihm unantastbar sein. Bücher sind wirkende Kräfte, auch Verdeutschungen, und sie schreiben ist ein verantwortliches Geschäft. Der popularisierende Übersetzer muß sich bewußt bleiben, daß er mit jeder Konzession an den flüchtigen Zeitgeschmack einen Schritt abwärts tut zu den

Niederungen eines engbegrenzten Gesichtsfeldes. Die Bedeutung der Hinwendung eines weiteren Leserkreises zur Antike ruht nicht darin, daß eine größere Zahl statt französischer oder russischer Romane nun einmal wieder griechische Schriftwerke lese und lobe, sondern in dem Maße der Bildung von Geist, Gemüt und Geschmack, das daraus gewonnen wird. Will er eine Unterschicht der Lesewelt emporheben, zur Antike und ihrer veredelnden Wirkung, so darf er sich nicht zu tief hinabbeugen und so den eigenen festen Stand gefährden; die andern müssen sich auch ihrerseits emporrecken. Wirkliche Bildungserhöhung ist immer nur dem beschieden, der selber ein entsprechendes Maß geistiger Arbeit aufwendet. An Lesern, die hierzu befähigt und bereit sind, fehlt es selbst jener Unterschicht nicht, an welche die Popularisierung sich wendet, und nur sie haben einen wirklichen Wert für die Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus eben dieser Schicht. Auf sie also soll der popularisierende Übersetzer, der die Antike nicht flüchtigem Zeitvertreib dienstbar machen will (dazu ist sie zu schade, schließlich auch ungeeignet), vornehmlich es absehen, indem er ihr Anpassungsvermögen und ihr latentes Bildungsbedürfnis, das er zu überschätzen sich hütet, auch nicht unterschätzt. Auch hier ist die Hälfte wieder einmal mehr als das Ganze, und das Ve^ti^ia terrent bereits am Platze.

II,

Zur Lehre ein sie zugleich ergänzendes Beispiel! Unter den neuesten Verdeutschern alter Klassiker hat Gustav Eskuche sich im Fluge eine hervorragende Stellung erobert. Seine Sammlung „Lustiger Lieder und Geschichten der alten Griechen", die er 1911 unter dem Titel „Hellenisches Lachen" veröffentlichte, ist von einer vielstimmigen Kritik sofort mit lautem Beifall aufgenommen worden. Ausweislich der Anlage und Ausführung dieser Blumenlese, der ich im Februarheft von „Nord und Süd" 1913 zwei literarische Episteln an eine Dame gewidmet habe, hat der Übersetzer seinen Platz ganz unverkennbar unter den Popularisierern der Antike gewählt. Schon zwei Iahre später hat er ihr einen Band „Griechische Einakter, für Haus und Bühne verdeutscht"*) folgen lassen, der, aus demselben Geiste geschaffen, auch nur aus dem Gesichtspunkte seiner volkstümlichen Tendenz heraus (welche diesmal auch in einem Nachwort zum Bekenntnis kommt) gerecht gewürdigt werden kann: die Auswahl der Stücke, die freie Form der Verdeutschung und die Selbständigkeit, welche diese auch dem Inhalt der Urterte gegenüber in Anspruch nimmt, sind eben aus dieser Tendenz herzuleiten. Der Verfasser ist Philologe, aber ein rechter Freigeist unter seinen Zunftgenossen, — ein belesener Kenner nicht nur der griechischen Sprache und Literatur, sondern auch deren feuriger Verehrer, zugleich aber ein moderner Mensch von feinem, selbständigem Geschmack, dazu endlich ein Meister deutscher Sprachkunst von starker dichterischer Begabung und, wie sich jetzt ergibt, auch ein bühnenkundiger. Die im

») Halle a. S., Waisenhaus 1913, 270 S. 8°, biosch. Z,50 Mk.

„Hellenischen Lachen" bewährte Formgewandtheit der Übertragung erscheint in den „Einaktern" wo möglich noch gesteigert: auch sie lesen sich wie deutsche Originale. Alle Freiheiten, die man dem popularisierenden Übersetzer zubilligen muß, nutzt Eskuche auch hier voll aus: er übersetzt nicht Worte und Sätze, sondern nimmt die Gedanken des Urtertes her, ganz gewissenhaft, und Neidet sie in ein deutsches Gewand nach eigenem modernen Geschmack, der auch für die rhythmischen und phonischen Formen der gebundenen Rede ihm maßgebend bleibt. Maßgebend aber auch für die umfänglichen Ausscheidungen und die Fülle kleiner Kürzungen, mit denen er, keinem philologischen Dogma Untertan, bis an die äußerste Grenze geht, welche die Verdeutschung von der Nachdichtung scheidet. Daß er diese Grenze schon im „Hellenischen Lachen" gelegentlich sogar überschritten hat durch Auslassungen und Änderungen, welche mehr Rücksicht nahmen auf prüde Leserinnen als auf die gegebene Art und Idee der Vorlagen, habe ich seiner Zeit nicht verhehlen dürfen. In den „Einaktern" hat Eskuche sich von vornherein eine noch freiere Position gesichert, indem er neben den Rechten des volkstümlichen Übersetzers auch die des Bühnenregisseurs in Anspruch nimmt, für dessen Geschäfte er allerdings eine bemerkenswerte Befähigung verrät. Mit Recht also, wenn diese Einakter wirklich mehr von der Bühne herab als aus dem Buche genossen werden sollten, was freilich nicht für alle gleich wahrscheinlich ist. Die Stücke des Theokrit („Nächtliche Beschwörung"), seines Zeitgenossen Herondas („Beim Lehrer", „Beim Schuster", „Im Tempel") und des Lukianos („Des Schusters Haushahn "„.Spukgeschichten") sind ja auch schwerlich für szenische Darstellung geschrieben, gar nicht zu reden von dem Platonischen Dialog Kriton („Sokrates im Gefängnis"), eher vielleichtLukians Tragopodagra („Frau Gicht"), diese launige Parodie destragischen Stils, die zwar den Sartasmus des vielgewandten Spötters nicht auf ganzer Höhe zeigt, aber den Reiz unvergänglicher Aktualität mit noch heut wertvoller Gichtweisheit paart. Diesen reizvollen Gesprächsbildern, die übrigens mit Ausnahme des „Haushahns" nur unwesentliche, zum Teil fast gar keine Kürzungen erfahren haben und allerliebst übersetzt sind, fehlt eben der dramatische Nerv, Handlung und Kampf, die ja auch ein Konversationsstück erst bühnenfähig machen. Für Schulaufführungen freilich und ähnliche Zwecke sind sie ein Gewinn, und in der Form des sprechenden Edison-Films wären sie auch dem veredelten Kino zu empfehlen.

Die übrigen acht Stücke, wirkliche dramatische Arbeiten, unterstehen dieser Einschränkung nicht, haben auch teilweise den in anderen Verdeutschungen schon erbrachten Beweis der Bühnenfähigkeit für sich. Mit den „Spürhunden" des Sophokles und der „Das Findelkind" betitelten Szene aus Menanders „Schiedsspruch" hat Eskuche allerdings wohl dem Anreiz allerneuester Entdeckung und großen literargeschichtlichen Interesses ein Zugeständnis gemacht, auf welches die popularisierende Tendenz der „Einakter" wenig Anspruch hatte. Beide Stücke sind nur als Fragmente ans Licht gezogen. Das „Findelkind"

bringt aus der Komödie, von deren vermutlich 1100 Versen 650 gerettet sind, nur die beiden ersten Szenen des zweiten Akts im Umfange von 2(X1 Versen. Dieses Bruchstück, zwar unverkürzt, sehr treu und doch elegant übersetzt, ist in solcher Gestalt nur ein nicht einmal besonders charakteristisches Szenenbild, das ein theatralisches Interesse im weiteren Sinne schon deshalb nicht befriedigen kann, weil es den unvorbereiteten Zuschauer die Bedeutsamkeit des vorgeführten Sklavenstreits für die Entwicklung des Ganzen, einer Wiedererkennungskomödie bekannter Art, nicht einmal ahnen läßt. — Das aufgefundene Bruchstück der „Spürhunde" läßt uns auch nur etwa die Hälfte des Ganzen übersehen. Ein Spiel teils grotesker, teils anmutiger Lustigkeit, konnte dieses Fragment bei der zu vermutenden schlichten Entwicklung der Handlung zu einer Ergänzung (an der Hand des homerischen Hermeshymnus) allerdings einladen. Diese hat denn auch Eskuche (nicht als erster) in der Zudichtung des letzten Drittels seines Einakters, der ganzen Lösung des Konflikts, poesievoll geleistet; aber als Probe eines Satyrdramas haben die „Spürhunde", eben wegen ihrer fragmentarischen Überlieferung, einen schweren Stand neben dem einzigen uns sonst erhaltenen Satyrspiele, dem „Kyklops" des Euripides, welchen die „Einakter" unter dem Titel „Odysseus beim Riesen Polyphem" uns ebenfalls fast unverkürzt, dazu sehr geschmack- und temperamentvoll verdeutschen.

Weit zuversichtlicher als dieser uns doch gar zu fremdartigen Gattung gegenüber läßt sich die Bühnenfähigkeit, nicht nur vor einem erklusiven Liebhaberpublikum, für die Tragikomödie desselben Dichters „Alkestis" erwarten, die durch kühne Mischung pathetischer, satirischer und burlesker Elemente, wahrer Empfindung und sophistischen Gedankengeplänkels, durch die feine Schilderung weiblichen Opfermutes und männlicher Selbstsucht noch heut einen zwar in Einzelheiten seltsamen, im ganzen aber doch leicht verständlichen Reiz ausübt: denn das „Mischspiel" als solches mit seinem in des Lebens Buntheit selbst gegebenen Wechsel von Ernst und Scherz „liegt" unserm germanischen Empfinden und unserer teils naiven, teils grüblerischen Hinneigung zu vielgestaltigem Humor ganz wohl, und der Alkestis-Mythos selbst hat ja seine dramatische Werbekraft durch Iahrhunderte, bis zu unserem von Hofmannsthal hin bewährt. Die meist kurzen Ausscheidungen Estuches, mit denen u. a. auch das wertvolle letzte Chorlied geopfert ist, umfassen etwa 330 von 1163 Versen des Dramas. — Einen nicht minder glücklichen Griff bedeutet die feine und geschmackvolle Verdeutschung der „Frösche" des Aristophanes, dieser geistreichen und witzigen literarischen Satire, welche, befreit von allzu entlegenen Anspielungen und einigen allzu derben Cynismen, durch den sittlichen Ernst ihrer Grundgedanken und den burlesken, parodistischen Übermut ihres Spiels noch heut auf die Zuschauer eine verblüffende Wirkung ausübt. Davon habe ich mich bei einer guten Kammerspielaufführung überzeugen können. Wenn Eskuche, dessen „Sängerstreit in der Unterwelt" etwa ein Viertel vom Umfange des Originals eingebüßt hat, über die in seinen Einaktern vorgenommenen

Streichungen äußert, sie wären „gewiß bei einem nicht altphilologischen Regisseur noch rücksichtsloser ausgefallen", so traf das bei besagter abendfüllenden und in drei Akten erfolgenden Darstellung nicht zu. Auch in der Unterdrückung derber Spaße hatte die Regie sich größere Zurückhaltung auferlegt und gleichermaßen in ihrem Vertrauen zur Hörerschaft sich nicht getäuscht: diese, zum weitaus größten Teil aus Damen bestehend, nahmen Cynismen, die sie in der „Dame von Marime" sich schwerlich ohne Widerspruch hätten gefallen lassen, mit der würdigen Ruhe historischen Verständnisses hin, die mir mehr imponierte als peinliche Prüderie. Mir fiel dabei ein, was Droysen zu seiner unverhüllten Übersetzung der Lysistrate sagt von den „schönen Leserinnen, die Selbstverleugnung genug besitzen, selbst dieses Stück zu lesen." Womit ich nicht etwa dafür sprechen möchte, es in dieser Hüllenlosigkeit aufdie moderne Bühne zu bringen; es gibt Grenzen, selbstverständlich. Auch des Plautus Ni1e8 ß!orio3U5 mag es sich gefallen lassen, wenn unser Übersetzer die burleske Absicht der Strafkastration dieses überlisteten Schürzenjägers unterdrückt hat. Unter „griechische" Einakter gehören diese „Lustigen Weiber von Ephesus", wie er den Titel gewandelt hat, ja eigentlich nicht; aber sie sind diesem Zweckverband in der so recht con ainure durchgeführten Verdeutschung gleichwohl willkommen, zumal sie das Recht des Halbblutes für sich geltend machen können. Der übermütige, possenhafte Ton der Komödie ist vortrefflich herausgebracht. Der Übersetzer hat zugunsten des modernen Kolorits sogar ein paar kleine Zusätze lyrischen Charakters gewagt und dem Prahlhanssoldaten (einer Falstaffnatur, ohne deren prächtigen Witz freilich) eine Nuance des Simplizissimusleutnants aufgeheftet, worüber ich hier nicht mit ihm rechten will. Die szenische Darstellung durch flotte Chargenspieler dürfte sich lohnen. Obschon um ein Drittel seines ursprünglichen Umfangs mit dem gewohnten Geschick gekürzt, ist dieser sogenannte Einakter neben den Fröschen mit ihren vierzig Tertseiten der umfangreichste. — Es ist wohl bezeichnend, wieviel wagemutiger Eskuche die komische als die tragische Kunst der Alten der modernen Bühne dargeboten hat: nur die beiden ersten Stücke der Sammlung gehören letzterer an, und gerade hier haben die Originalwerke sich die schwersten Eingriffe gefallen lassen müssen. Die „Perser" des Aischylos sind unter dem zutreffenden Titel „Salamis" auf die Hälfte ihres Umfangs zusammengezogen, namentlich durch Beschränkung der lyrischen Partieen, wobei auch sehr Schönes preisgegeben ist, während die glänzende Schilderung der Seeschlacht allerdings keine Einbuße erlitten hat. Der „Oidipus auf Kolonos" des Sophokles vollends hat nicht sowohl eine Zusammenziehung erfahren, als vielmehr nur einen Ausschnitt hergegeben, dessen Inhalt die Überschrift „Der sterbende Oidipus" geschickt andeutet, im Umfang von etwa einem Drittel der Tragödie. An die einleitende Erposition schließt sich sofort die Begegnung zwischen Oidipus und Polyneikes, und an diese die Katastrophe, des Helden wunderbarer Tod, gekürzt um die für den modernen Geschmack allerdings schleppende kommatische Partie. Die Amputation, der u. a. die Rolle der Ismene ganz zum Opfer fiel,

ist hier wie an den Persern so geschickt vollzogen, daß beide Bruchstücke den Eindruck eines geschlossenen Ganzen hervorrufen. Die glänzend verdeutschten Chorlieder hat der dramaturgische Übersetzer, wie auch sonst, zumeist in deklamatorische Einzelvortrüge aufgelöst, für welche zum Teil eine leichte musikalische Begleitung, etwa der Harfe, vorgesehen ist. Die deutsche Form der übernommenen Passagen bewegt sich bei voller Gedankentreue ungemein leicht und anmutig. Sie hat keinen Vergleich zu scheuen und verleiht dem interessanten Erperiment unseres Einaktermannes großen Reiz. Aber Nxperimeutuiii tiat in corpore vili! Über diese Forderung komme ich doch nicht recht hinweg, wenn ich sehe, wie hier aus der griechischen Tragödie zwar etwas an sich auch Schönes, aber doch etwas ganz anderes gemacht ist. Der Erfolg muß entscheiden, ob zu dessen Genuß, den so entschlossener Verzicht auf Bedeutsamkeiten der antiken Kunst ihm zu erleichtern sucht, das rein menschliche und ästhetische Empfinden unseres Theaterpüblikums ausreicht ohne die Mitwirkung literargeschichtlicher Interessen. Iedenfalls muß man, zumal in Zeitläuften welche den Theaterleitern die Aufstellung eines zeitgemäßen Spielplans so sichtlich erschweren, deren Aufmerksamkeit auch auf die Fundgrube der Eskucheschen Einakter hinlenken, von denen doch mehrere zu einem ernsten Versuch einladen.

Eugen Petersen:
Der Einfluß schweizer Dichter und Gelehrten
auf die deutschen Klassiker.

Klopstocks Gedicht „Der Zürchersee" kann mit Recht als ein Gesang gelten, der die Reisen in die Schweiz einläutete. Wohl waren schon früher Werke erschienen, in denen Reisende die Eindrücke, welche sie in dem schönen Gebirgsland gewonnen hatten, schilderten. Doch hat kaum ein anderer als dieser gefeierte Sänger Fr. G. Klopstock die Schönheit der Alpenwelt in so vollendeter Form gepriesen. Seiner Dichtung ist es auch zu danken, daß der Wunsch, solche landschaftlichen Schönheiten kennen zu lernen, zur damaligen Zeit schon rege wurde.

Auch ein Schweizer, Albrecht von Haller, (geb. 16. Oktober 1708, f 12. Dezember 1777), hatte in seinem Lehrgedicht „Die Alpen", das 1729 erschien, viel dazu beigetragen.

Wie kam Klopstock nach Zürich? Die deutschen und die schweizerischen Dichter befehdeten sich gegenseitig. An der Spitze der deutschen Partei stand Gottsched, der Leipziger Professor, (geb. 2. Februar 1700, f 12. Dezember 1766), während Iakob Bodmer (1698—1783) in Zürich das Haupt der

Gelehrten auf die deutschen Klassiker Eugen Petersen
schweizerischen Dichter war. Diese Fehde erreichte ihr Ende, als Klopstocks „Messias" erschien. Diese Dichtung wurde die Veranlassung zu einer innigen Freundschaft zwischen den gebildeten Kreisen der Schweiz und den deutschen Dichtern und ferner zu einer Reise Klopstocks nach Zürichs Bodmer wollt« Klopstock kennen lernen und sandte dem jungen Dichter dreihundert Taler als Geschenk zur Bestreitung der Reisekosten. Am 13. Iuli 1750 trat nun der Dichter des „Messias" mit dem bekannten Ästhetiker Sulzer die Reise nach Zürich an und traf nach zehn Tagen dort ein. Kurz nach seiner Ankunft wurde der Dichter von einem jungen Kaufmann Hartmann Rahn am 30. Iuli zu einer Fahrt auf dem Zürichersee eingeladen. An derselben beteiligten sich außer Klopstock und Rahn vi'. Kaspar Hirzel, der damals berühmte Arzt, sowie dessen Bruder Salomon Hirzel, Rudolf Werdmüller, der Buchhändler Salomon Wolf, der Herausgeber der „Freimütigen Nachrichten", Iohann Heinrich Schinz, der spätere Pfarrer in Altstetten, und Keller von Goldbach, ein heiterer, besonders musikalischer Gesellschafter. Zu ihnen hatten sich noch fünf Frauen und vier Mädchen gesellt. Das, was Klopstock über diese Fahrt in einem Brief vom 1. August an seinen Leipziger Studiengenossen I. Christoph Schmidt aus Langensalza berichtet, war darauf berechnet, auf dessen Schwester, Sophie Schmidt, welche der Dichter schwärmerisch liebte und als „Fanny" in seinen Versen verherrlicht hat, einen besonders günstigen Eindruck zu machen, denn er wußte sehr wohl, daß sie seinen Wert nicht zu schätzen wußte. Er schreibt in diesem Briefe: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal als an diesem schönen Tage gefreuet Hier ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur unter einander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zu Wege gebracht. Der See ist unvergleichlich eben, hat grünhelles Wasser, beide Gestaden bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern ganz voll besät sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehendst schöne Aussicht gesehen. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. Dr. Hirzels Frau, jung mit vielsagenden blauen Augen, die Hallers „Doris"*) unvergleichlich singt, war die Herrin der Gesellschaft. Sie verstehen doch, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, die schönste unter allen, das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen,

') Albrecht von Hall«(geb. 16. 10.1708 zuBern, gest. daselbst 12. 12. 1???) hat sein« im Jahre 1736 verstorbene Gattin Marianne in drei Gedichten unter dem Namen Doris besungen.

der auch zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viele Küsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernhaft erscheinen usw." —

Ein Brief Hirzels an den ihm befreundeten Dichter Kleist, den Dichter des „Frühlings"*) ergänzt Klopstocks Bericht. Klopstock sagt selbst, es sei ihm unmöglich, die Naturschönheiten jener Gegend zu schildern, weil die Natur jedes Gemälde übertreffe.

Mehr als die Natur weiß er die Menschen zu schildern, die ihm hier begegnen. Nie hat wohl jemand die Charaktere aufmerksamer betrachtet. Aus den Gesichtszügen der jungen Mädchen bei den Musikstücken, die der älteste Sohn des ehrwürdigen Gastwirtes vortrug, schien Klopstock bestimmen zu wollen, welches die Zärtlichste sei, und so weiter. Er hatte zudem durch sein einnehmendes Wesen und seine geistvollen Reden sehr bald der Anwesenden besondere Hochachtung gewonnen; es erscheint deshalb wohl begreiflich, wenn man wünschte, Klopstock nicht nur als Menschen, sondern auch als Dichter näher kennen zu lernen. Er mußte deshalb aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang des „Messias" einige Stellen vortragen. Er las die Stelle, in welcher ein Bewohner der Milchstraße das Unglück der gefallenen Menschheit schildert. Nachdem die Gesellschaft von der Wehmut, welche der Vortrag allgemein geweckt, sich erholt hatte, kam der Scherz wieder zur Geltung. Ieder suchte seine Nachbarin so angenehm als möglich zu unterhalten, wobei Klopstock sich stets seiner würdig zeigte. „Über seine Fröhlichkeit herrschte freie Vernunft, wie über seinen Ernst; feiner Witz begleitete seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist." Da man ihn bat, weitere Stellen aus dem „Messias" vorzutragen, las er die Liebesgeschichte von „Semida und Cidli" (IV. 740—889), welche auf die jungen Mädchen um so mächtiger wirkte, als ihnen die Beziehung auf Fanny nicht entgehen konnte, schon deshalb, weil der junge Dichter sein ganzes Fühlen und Denken in die Vorlesung legte. Besonders zärtliche Blicke wurden ihm zuteil.

Den Mittag verbrachte die Gesellschaft in Meilen, einem Dorfe am östlichen Ufer des Sees, vier Stunden von Zürich. Die trefflich besetzte Tafel, sowie der gute Wein verfehlten ihre Wirkung nicht. Man war oft geradezu ausgelassen. Erst als man auf Fannys Gesundheit trank, wurde die Stimmung ernster. Klopstock erwiderte ebenso ernst und verriet hierdurch die Empfindungen seiner großen Seele. Immerhin ließ er den Ernst nicht Sieger bleiben, bald trank und scherzte er mit den übrigen Anwesenden, wie zuvor. Nach Tisch rüstete man sich zu einer Überfahrt auf eine kleine, jenseits

') Ewald Christ, von Kleist, geb. 7. März 1715 zu Zeblin, bei Kunersdorf rötlich verwundet f 24. August 1759 zu Frankfurt a. O.

Meilen liegende Halbinsel, das weit in den See ragende Vorgebirge Au, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf den See hatte. Klopstock war außerordentlich gut aufgelegt. Er las auf allgemeinen Wunsch die Stelle von Abbadona (V. 486-—507) vor und dann, um die Stimmung nicht allzuernst zu gestalten, eine anakreontische Ode von Fannys Bruder, sowie Lieder von Hagedorn (geb. 23. April 1708 zu Hamburg, f 28. Mai 1754 ebenda) so schön vor, daß man glaubte, diese Dichtungen noch nie so empfunden zu haben. Abends trat man die Rückfahrt an. Bei dieser Gelegenheit äußerte Hirzel den Wunsch, so der Ewigkeit zufahren zu können, während Klopstock sich für jetzt mit einer Ewigkeit von vier Tagen begnügen wollte. Hirzels junge Gattin mußte noch einmal die Doris singen. So lange als möglich wurde die Fahrt ausgedehnt, damit man recht lange die Schönheiten des Sees genießen konnte. Diese erste Schweizerreise eines gefeierten Dichters hatte für die damalige gebildete Welt große Bedeutung. Sie machte gleich der Ode, in der sie gefeiert wurde, Epoche in der Literatur. Mit dieser und der ihr vorangehenden an Bodmer gerichteten Ode überraschte Klopstock die Schweizer Freunde anfangs August 1750 zu Winterthur. In letzterer freut er sich, daß es ihm vergönnt worden sei, endlich die Bekanntschaft des Freundes gemacht zu haben. Mitte Februar 1751 verließ Klopstock Zürich, um sich nach Kopenhagen zu begeben. —

Wie Klopstock, so wurde auch der damals erst 19 jährige Wieland (geb. 5. September 1733 zu Oberholzheim, f 20. Ianuar 1813 zu Weimar) im Iahre 1752 von Bodmer eingeladen, eine zeitlang bei ihm in Zürich zu verweilen. In dem Hause des so einflußreichen Kunstrichters erhielt der junge, noch sehr schwärmerische Dichter manche schätzenswerte Anregung. Er blieb bis zum Iahre 1754 dort und übernahm dann bei einigen vornehmen Familien den Unterricht der Söhne. Der Umgang mit den hochgebildeten Frauen wirkte besonders günstig auf ihn und seine dichterische Schöpfungskraft ein; seine Muse läuterte sich, gestaltete sich innerlich harmonischer.

Diese neue Geistesrichtung, die in ihm Wurzel faßte, entwickelte sich jedoch immer bestimmter in Bern, wo er seit 1758 als Hauslehrer beim Landvogt Sinner wirkte. Hier lernte Wieland Rousseaus Freundin Iulie Bondeli kennen. Der Umgang mit diesem geistreichen Mädchen übte auf den noch ziemlich unfertigen jungen Dichter einen heilsamen Einfluß aus. Iulie Bondeli hatte ihr reiches Wissen ihrem Lehrer Henzi, der im Iahre 1749 eine Verschwörung, den sogenannten „Bürgerlärm" in Bern anstiftete und infolgedessen als Hauptverräter enthauptet wurde, zu danken. Den Schmerz über dieses jähe Ende, das ihren Lehrer ereilt hatte, suchte sie dadurch zu betäuben, daß sie sich ernsten Studien und zugleich dem Wohle anderer widmete. Durch den Umgang mit diesem jungen Mädchen reifte Wieland, dessen Werke, weil

sie zu phantastisch waren, nicht viel gelesen wurden, zum Manne und echten Dichter heran. —

Bis jetzt waren deutsche Klassiker nur in der deutschen Schweiz gereift; staatlich betrachtet gab es damals auch keine „französische Schweiz". NeuchKtel war ein selbständiges Fürstentum, Genf eine ebenso unabhängige Republik. Wallis gehörte nur zu den zugewandten Orten der Schweiz und das Waadtland war ein von Bern erobertes, ihm unterworfenes Gebiet ohne jede politische Selbständigkeit, kurzweg auch le M)» romauä genannt. Iean Iacques Rousseaus Roman: ,,^uli« ou Ia Nouvelle 2sloi»e", welcher 1759 erschien, lenkte erst die Aufmerksamkeit auf dieses Gelände, das sich längs des Genfer Sees hinzieht. Die Schilderungen, welche der geistvolle Bürger Genfs in diesem Werk von der Schönheit der Landschaft und den Sitten der Einwohner entwarf, waren entzückend. Deshalb wandten sich die Engländer, die bisher hauptsächlich Italien und Frankreich besucht hatten, jetzt mehr der Schweiz zu. Besonders aber hat das im Iahre 1779 erschienene Werk des Engländers William Lore (geb. 1747, f 1827), „SKeteKe» ot Snit?ei-Iknä", die englischen Landsleute mit den landschaftlichen Schönheiten noch vertrauter gemacht. Denn als Goethe im November 1779 im Chamounietal weilte, sagte ihm einer seiner Führer, daß er schon seit 28 Iahren Fremde auf die Gebirge führe. Goethe jedoch ist der erste deutsche Dichter, der die sogenannte französische Schweiz besucht hat. Schiller, der in seiner Iugend für I. I. Rousseau schwärmte und in seinem „Wilhelm Tell" ein so erhebendes und erhabenes Gemälde von dem Alpenland und seinen Bewohnern entworfen hat, hat weder die deutsche, noch die französische Schweiz gesehen.

Seine erste Schweizerreise unternahm Goethe im Iahre 1775. Damals befand er sich in ähnlicher Herzensbedrängnis, wie seinerzeit Klopstock. Die schöne Anna Elisabeth Schönemann, die er als „Lili" besungen hat, liebte ihn wohl, jedoch nicht so schwärmerisch, als er wünschte, auch wurde das Verhältnis zwischen beiden von Lilis Verwandten nicht gern gesehen, weshalb er gern für einige Zeit ihre Nähe meiden wollte. Er benutzte den Besuch der jungen Grafen von Stolberg, sie am 15. Mai auf ihrer Reise bis nach Straßburg zu begleiten, um von da aus seine Schwester in Emmendingen in Baden aufsuchen zu können, und entschloß sich dann selbst zu einer Reise in die Schweiz. Wie Klopstock und Wieland von Bodmer, so war Goethe von Lavater in Zürich (geb. 15. November 1741, f 2. Ianuar 1801 als Prediger in Zürich) geliebt. Am 7. Iuni besuchte er von Schaffhausen aus den Rheinfall. Welchen Eindruck derselbe auf Goethe machte, schildert er in „Wahrheit und Dichtung". Am 8. Iuni war er bei Lavater, „in dessen väterlichem Hause er den Segen reinsten Familienlebens genoß, von dessen Zinne herab eine zauberische Aussicht auf den See und die fernen Schneegebirge Himmelsruhe in seine Seele goß." (Düntzer.) Er besuchte auch die Patriarchen deutscher Literatur, Bodmer und

Breitinger und den Idyllendichter Geßner; auch mit Stolberg kam er wieder zusammen. Mit seinem Landsmann Passavant machte er dann noch eine Reise durch die kleinen Kantone. Sie schifften sich beide auf dem Züricher See ein, und hier schrieb Goethe das schöne Gedicht, betitelt „Auf dem See".
Aber die Liebe zu Lili verfolgte den Dichter auch hierhin, weshalb er, als sie von Richterschwul weiterreisten und von der Höhe noch einmal zurückblickten, in ein Gedenkheftchen folgende Zeilen schrieb:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gab' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
War', was war' mein Glück.

Ein besonders malerisches Bild entwirft Goethe von der Aussicht, die er vom Rigi aus genossen hat.
Vom St. Gotthard singt er:

Kennst du den Berg mit seinem Wolkensteg,
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
So stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Und nun war er auf dem Sankt Gotthard, von dem aus man sonst nach Welschland hinüberzog, der in alten Dichtungen eine Rolle spielte, auf dem Heine seinerzeit „Deutschland schnarchen hörte".
Doch so schön es hier war, mit Zaubergewalt zog es ihn jedoch zurück nach Frankfurt. Es war am Morgen des 23. Iuni, Lilis Geburtstag, als er dort eintraf und sie, die er so innig liebte, umarmen konnte.
Am 7. November 1775 verließ er Frankfurt wieder, um sich für immer nach Weimar zu begeben. Von hier machte er mit seinem Herzog, welcher incognito reiste, seine zweite Schweizerreise. Diesmal besuchte Goethe noch die liebe Pfarrerstochter zu Sesenheim, Friederike Brion, von der er damals mit dem Bewußtsein schied, daß er die so tief Gekränkte wieder versöhnt habe, und die er nicht mehr sehen sollte. (Sie starb am 3. April 1813 in Miehheim bei Lahr.) Dann besuchte er noch seine Lili, die seit dem 20. August 1778 mit dem Banquier B. Fr. von Türkheim in Straßburg verheiratet war. Am 27. September ritt Goethe mit den übrigen Reisenden von Straßburg nach Emmendingen zum Grabe seiner Schwester. —
Auch auf dieser Schweizerreise besuchte er Lavater, dessen Umgang für ihn, wie er gehofft hatte, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und ein Weiden am Himmelsbord" war.
Hier beabsichtigte Goethe für seinen Freund, den Komponisten Kauser ein

Singspiel zu schreiben, eine dramatische Schweizeridylle. Es ist „Iery und Bätely", in dem die beiden Sprüche der Lebensweisheit enthalten sind:

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Kurieren alle Not;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt.
Der ist so gut wie tot.
Ein Mädchen, das verständig ist,
Das nimmt sich einen Mann.

Von Zürich aus reiste die Gesellschaft zum Rheinfall, Lavater reiste ihnen nach, um alle noch einmal zu sehen. Man unterhielt sich noch einmal über das Erhabene, und welch großen Wert Goethe auf alle Worte Lavaters legte, geht daraus hervor, daß er s. Z. schreibt: Mit Lavater sei es wie mit dem Rheinfall; auch ihn glaube man, wenn man ihn wiedersehe, noch nie gesehen zu haben; er sei die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten.

Am 14. Ianuar 1780 kehrten die Reisenden nach viermonatlicher Abwesenheit nach Weimar zurück.

Sehr schön ist u. a. die Schilderung, die uns der Dichter von dem Panorama, das man von der Döle aus überblickt, hinterlassen hat, bei der Beschreibung des Mont Blanc. „Man weiß wohl in Deutschland nicht", sagt Prof. Dr. Semmig, „daß diese Schilderung im Ausland in die Anthologieen aufgenommen ist, aus denen der Fremde die deutsche Sprache und deutsche Literatur erlernen soll." Der betreffende Brief, der diese Schilderung enthält, ist aus Chamounie vom 4. November 1779 abends gegen 9 Uhr datiert.

Von Genf aus schrieb Goethe am 27. Oktober 1779: „Hier und da auf der ganzen Reise ward soviel von der Merkwürdigkeit der Savoner Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, horten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen." —

Es war viele Iahre später, im Anfang des Iahres 1811'), daß sich Goethe durch ein Volkslied aus dem Odenwald, (nach Viehoff war es ein Schweizerisches), das sich unter der Überschrift: „Wo bist du denn gesesse?" in des Knaben Wunderhorn, 1808 mitgeteilt findet, zu seinem Schweizerlied in Schwnzerdüdscher Mundart hat anregen lassen. Dieses Lied hat schon manchen zaghaft Liebenden in den Alpen zum Geständnis ermutigt.

Die Gestade des Genfer Sees durchwanderte und bewohnte längere Zeit

*) So nimmt man gewöhnlich an. Goethe sandte es in einem Briefe vom 28. Febr. 1811 an Zelter zur Komposition. Das betreffende VolksIied beginnt mit den Versen:

Auf'm Bergle bin ich gesessen,
Hab' dem Vögele zug'Ichaut,
ist ein Flderle abe geflogen,
hab'n Häusle draus baut.

Gelehrten auf die deutschen Klassiker Eugen Petersen
der Dichter Friedrich Matthisson (geb. 1761, f 1831). Er fand freundliche Aufnahme im Hause von Karl Victor von Bonstetten (geb. zu Bern 1745, f zu Genf 1832), der im Iahre 1787 Landvogt in Nyon wurde. Mit Matthisson zusammen weilten Salis und Friderike Brun in seinem Hause, hier arbeitete auch Iohannes Müller an seiner Schweizergeschichte. Matthifson hat sich zwei Iahre zu Nyon aufgehalten und nicht nur die Ufer des Genfer Sees, sondern auch den Norden von Savoyen, sowie Frankreich und Italien mehrmals besucht. In zahlreichen Werken und Briefen, die gedruckt erschienen sind, ist der Gedankenaustausch und die Frucht des geistigen Verkehrs dieser literarisch so regen und hochgebildeten Freunde niedergelegt, deren Wirksamkeit sich von Genf bis nach Kopenhagen erstreckt.

Weniger bekannt als er, ja fast vergessen ist die Dichterin Friderike Brun (1765—1835), die ihrerseits dem Freunde Bonstetten, als er vor dem französischen Direktorium floh, vom Frühjahr 1798 bis Frühjahr 1801 ein Asyl in Kopenhagen gewährte. Sie war die Tochter des Superintendenten Münter in Tonna (Herzogtum Gotha), des späteren Predigers in Kopenhagen, und war 1783 mit dem dänischen Konferenzrat Brun verheiratet. Aus Gesundheitsrücksichten unternahm sie zuweilen Reisen in das südliche Europa, deren Eindrücke sie in verschiedenen Werken niederlegte. Auf ihrer ersten Reise, auf der sie von ihrem Gatten begleitet war, lernte sie in Nyon Matthisson und in Genf Bonstetten kennen. Den Winter 1801 verlebte sie im Waadtland und in Coppet bei Necker und seiner Tochter, der Frau von Stasl. Im Winter 1805 auf 1806 lernte sie in Genf den Geschichtsschreiber Sismondi kennen und verlebte mit diesem in Gemeinschaft mit Bonstetten den Sommer 1806 im Waadtland. Mehrere ihrer Schriften sind in der Schweiz erschienen. Wenn auch viele Kritiker behaupten, die Begeisterung, mit der sie ihre Reisen durch das Alpenland geschildert habe, sei etwas übertrieben, so bieten sie doch wertvolle Beiträge zur Literatur über die Schweiz. Wir wollten deshalb nicht vergessen, die vielen Touristen, welche das Land durchstreifen, auf diese schwärmerische Dichterin aufmerksam zu machen. Besonders beachtenswert erscheint es, daß die deutsche Schweiz auch von den einheimischen Dichtern weit mehr besungen und geschildert worden ist, als die Luisse romuu6e, obwohl es auch an herrlichen Schilderungen über diese nicht fehlt. Der Raum gestattet es nicht, hierauf einzugehen.

Jon Lehmann Paul Heyft

Dr. Jon Lehmann

(Eine Iugendarbeit aus dem Nachlaß):

Paul Heyse.

Zu seinem Todestag (4. Dezember 1913).

Als neunzehnjähriger Student ging ich nach München, und mein lieber, alter, väterlicher Freund Otto Roquette hatte mir eine Empfehlung an seinen Iugendfreund Paul Heyse mitgegeben und hatte ihm auch noch dirett über mich geschrieben. Infolgedessen wurde ich von dem Dichter, der mir damals in seiner hohen Gestalt und seinem langen, wallenden Lockenhaar den Eindruck eines Olympiers machte, auf das liebenswürdigste empfangen. Nachdem er sich über mich orientiert, war eine seiner ersten Fragen, ob ich auch dichte, und da ich dies bejahen konnte, so wünschte er Verse von mir zu sehen. Glückselig schleppte ich ihm das ganze Bündel hin; es war ein gewaltiger Stoß, der sich in großer Unordnung befand und auch furchtbar schlecht geschrieben war. Das gefiel ihm nicht, und trotzdem arbeitete er das Manuskript mit Fleiß und Aufmerksamkeit durch, und mehrere Randbemerkungen und Verbesserungen zeugten von seiner Aufmerksamkeit. Bald erhielt ich auch eine Einladung in sein Haus. Ich freute mich kindisch darauf, denn ich hatte viel von den anregenden, literarischen Abenden Münchens in meinem Elternhause gehört und glaubte nun mitten im Meere der wogenden Literatur zu sein. Wie erstaunte ich aber über die kleine Gesellschaft, die ich bei Heyse vorfand. Es waren Offiziere, vornehme Beamte, überhaupt ein höchst nobler Kreis. Nur von Literatur war nicht viel darin zu spüren. Ich konnte mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, und auf meine Frage seufzte Heyse tief. „Die Zeiten haben sich geändert," sagte er mit erkennbarer Trauer in seinen Zügen, „seitdem Geibel tot ist, ist auch die dichterische Tafelrunde Münchens dahingegangen." An jenem Abende ereignete sich übrigens ein hübscher Scherz. Es kam jemand herein, ich weiß heute nicht mehr, wer es war, der lief auf mich zu, umarmte mich und bewillkommnete mich. „Kainz, seit wann bist du hier?" Heute, da ich Kainz kenne, erscheint mir die Verwechselung ganz unbegreiflich. Heyse aber zwinkerte mir damals zu und ließ den umarmungsfreudigen Herrn eine Zeitlang in seinem Irrtum, woraus sich dann eine Reihe drolliger Situationen ergaben. Viel Anregung brachte sonst der Abend nicht und mit einer schweren Enttäuschung im Herzen steuerte ich meinen Penaten zu. Auch ein zweiter Abend in dem gastlichen Hause brachte keine größere Anregung, und deshalb habe ich es auch nicht sehr schmerzlich empfunden, daß es der letzte Abend war, den ich im Hause Heyse's verlebte. Ich leide nämlich an einer fluchwürdigen Eigenschaft, die mich in anständiger Gesellschaft sehr bald unmöglich macht. So sehr ich auch den guten Willen habe, diese schlechte Eigenschaft zu unterdrücken, es gelingt mir nicht. Sobald ich nämlich warm

werde, sage ich meine Meinung frei heraus oder, wie andere behaupten, ich plappere sie heraus. So ging es mir auch bei Heyse. Der Zufall brachte die Rede auf einige Werke des Dichters, und noch schwieg ich beständig. Als aber ein Unglückseliger die Frage direkt an mich richtete, da erklärte ich mit liebreicher Unverfrorenheit, daß mich die Form in diesen Arbeiten entzückte, daß sie mir aber zu kühl seien und vor allen Dingen, daß die Charakteristik so oberflächlich gehalten wäre. Beschämt gestehe ich heute zu, wie unrecht es war, im Hause des Dichters so etwas dem Verfasser ins Gesicht zu sagen. Weltgewandt ging man schnell über meine Ausführungen hinweg, offenbar aber haben sie einen Stachel in der Brust des Dichters zurückgelassen, doch dies war nicht die direkte Veranlassung, daß Heyse mich nicht mehr zu sich bat. Ihm, dem Manne der vollendeten Formen, war meine Formenlosigkeit gewiß peinlich. Er sollte sie aber leider in viel empfindlicherem Maße erfahren müssen, nur daß ich das zweite Mal weniger dafür konnte als das erste Mal. Als ich meine Verdauungsvisite machte und ich mich empfahl, fiel mir an der Tür plötzlich ein, daß ich meinen Hut im Empfangszimmer neben meinem Sitze zurückgelassen hatte. Nicht daran denkend, daß Heyse hinter mir ging, um mich hinauszubegleiten, eilte ich zurück und trat dem verehrten Meister empfindlich auf den Fuß. Das tat mir herzlich leid, und ihm hat es vielleicht noch weher getan. Aber es war eine Tatsache, die sich nicht ändern ließ. Diesen Mangel an der Form hatte mir denn auch Heyse wohl nicht verziehen, und er lud mich ein zweites Mal nicht mehr zu sich ein. Das hinderte aber nicht, daß ich während meines Münchener Aufenthaltes noch einige Male Gespräche mit ihm hatte, die mich außerordentlich interessierten und mich sehr anregten. Da fand ich unter vier Augen einen ganz anderen Menschen, als den in der Gesellschaft bei aller Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit unnahbar drohenden Olympier. Einmal traf ich ihn am Eingang der Kunstausstellung im Glaspalaste und ging an seiner Seite durch die Säle. Es war eine Fülle von Schönheit, die er mir erschloß; hundert Dinge, die mein ungeübtes Auge nicht sehen konnte, zauberten mir seine Worte erst hervor. Ich glaube, wer gleich mir das Glück gehabt hat, mit Heyse durch eine Gemäldeausstellung wandern zu können, nur der hat ihn richtig erkannt. Heyse's Auge war wie ein Reflektor, der alle Schönheiten eines Gemäldes aufsog und sie stärker, weit stärker und prächtiger zurückgab. Die toten Bilder begannen in seinen Erklärungen zu leben. Plastisch traten durch seine Worte die Figuren aus ihrem Rahmen hervor, die Farben fingen an zu sprechen und die Feinheit der Zeichnungen und der plastischen Charakterisierungskunst drangen zu Gemüt. Diese tote, scharf ausgeprägte, plastische Charakteristik eines Bildwerkes, das war so recht, was Heyse liebte, das war auch wohl die höchste Betätigungsart seines Talents. Ich habe früher und später oftmals Galerien durchwandert und hatte interessante Begleiter an meiner Seite, niemals aber hat mich der Besuch einer Kunstausstellung so sehr angeregt, wie die damals mit Heyse verbrachten Stunden. Auch in seinen Werken ist bisweilen eine solche ruhige, leidenschafts-

lose plastische, sofort in die Augen springende Charakterisierungsfähigkeit. Wenn Heyse Leidenschaften zeichnen will, wenn er versucht, kraftstrotzende Menschen ihrem Charakter gemäß handeln zu lassen, so versagt meist seine Anlage; andererseits aber vermag er es zuweilen, mit einem einzigen hingeworfenen Satz die ganze Denk- und Fühlweise eines Menschen plastisch vor Augen zu führen, nur daß dann der so gezeichnete Charakter sich nicht zu bewähren vermag. In einem kleinen Einakter „Das Ehrenwort" hat ein Offizier die Galerie der Schönheiten, die ihn liebten, in einem Album verlockend vereinigt. Der Freund, der ihn besucht und auf ihn wartet, besichtigt das Album; er bewundert es und sagt dann: Was ist es mir gegen meine Marie und das Kind! Damit ist der ganze Charakter des Mannes gegeben, und würde der so gezeichnete Charakter nunmehr seiner Grundlage gemäß große Handlungen vollführen, so wäre Heyse einer der größten Dichter gewesen. Leider aber blieb diese Handlung aus. Mit der plastischen, toten Darstellung des Charakters ist die Charakterisierungskunst Heyse's erschöpft, und läßt er einmal es zu schwerwiegenden Handlungen kommen, so fließen sie meist aus den äußeren Umständen, nicht aber aus den Charakteren seiner Helden. Seiner Anlage entsprechend glaube ich, daß Heyse dort das Bedeutendste geschaffen hat, wo der Charakter selbst es verbietet, daß der Held machtvoll handelnd auftritt. Da, wo die tote Plastik zur Zeichnung des Charakters notwendig ist, da wachsen die schönsten und lebenswahrsten Gestalten, die Heyse jemals geschaffen. Eine der liebsten und angenehmsten Zeichnungen seiner Hand ist mir der Balder in den Kindern der Sonne. Diese sonnige Iünglingsgestalt leidet an Schwindsucht. Die Krankheit verbreitet Ruhe und Wunschlosigkeit über ihn, sie verbietet ihm zu handeln, sie läßt die Wünsche kaum in ihm emporsteigen. Diese Figur, die in abgeklärter Ruhe in plastischer Freiheit und Schönheit daliegt, ist echt Heyse'schen Gepräges. Sie ist, meinem Empfinden nach, wie ein Abbild seiner Muse, die das Ruhige, Klare, Abgeklärte und Wunschlose zum künstlerischen und plastischen Ausdruck bringt, und auch der Konflikt in Balder ist ein echt Heyse'scher Konflikt. Der Kranke liebt; eines Tages treibt ihn die Leidenschaft von seinem Lager und er büßt den ersten und letzten Wunsch mit dem Tode. Das ist ganz Heyse. Wäre seine Muse noch mehr in der Plastik geblieben, als sie es ist, wäre nicht der Wunsch in dem Marmorbilde entstanden, in das heiße Leben hinauszugehen und zu leben, Heyse würde nicht für die Literatur unserer Zeit gestorben sein, er würde nicht seinen Ruhm haben überleben müssen.

Heyse selbst kannte sich nicht. Im Gegensat z zu manchen unserer modernen Dichter, die die scharfe Sonde der Kritik an sich selbst legen und ihre Schwächen wie ihre Stärken sehr scharf erkennen, lebte Heyse in einem naiven, ungestörten Glauben an sich selbst und an sein Können, das in allen Sätteln der Literatur, das im Drama, im Epos, wie in der Lyrik gleich stark sein sollte. Ich hörte d» einmal ein Wort von ihm, das seine Meinung über sich selbst plastisch und scharf zum Ausdruck bringt. Man gab im München« Hoftheater „Die Königin von

Saba", ein Stück, das prächtig anfängt, das wie bei allen seinen Werken plastische Grundlagen gibt, um dann vollkommen zu versanden und auf der Höhe sich zu verlieren und in das Nichts zu verlaufen. Am nächsten Tage war ich mit Heyse zusammen und ich fragte ihn, warum man so selten eines seiner Stücke in München gab, während man doch sonst in dieser Stadt auf sein Urteil so viel Wert legte. Heyse warf den Kopf zurück und entgegnete kurz: „Sie wissen ja, der Prophet gilt nichts in seinem Lande!"

Ich glaubte im ersten Augenblick an einen Scherz. Aber er begründete seine Worte in bitterer Klage und rechnete mir vor, wie sehr ihn das Münchener Theater vernachlässigte, obgleich München seine zweite Heimat geworden wäre. An dieser Stelle sei auch ein kleiner Scherz erwähnt, den mir Heyse einmal erzählte und der deshalb auch zu seiner Charakteristik beiträgt, weil er nach Jahren diese unbewußte Beleidigung noch nicht verwunden hatte, obgleich er doch sonst ein herzensguter Mensch war. Der Bonner Professor Bernays war mit meinem verstorbenen Vater befreundet, während Michael Bernays damals in München Vorlesungen hielt und ich zu seinen Zuhörern zählte, es also nahe lag, daß wir zwischen den beiden Brüdern einen Vergleich anstellten, und Heyse lobte den Bonner Professor, mit dem er befreundet war, außerordentlich, während er auf Michael nicht gut zu sprechen war. Nicht gern erzählte er, was er gegen ihn hatte, aber schließlich willfahrte er doch meiner Bitte. Professor Michael Bernays feierte einmal irgend ein Fest, ich habe heute vergessen welches, dazu lud er alle seine Freunde und auch alle seine Hörer ein, die er überhaupt gern in seinem Hause verkehren ließ. Auch Heyse gehörte zu den Geladenen und kam, als alle Übrigen bereits Platz genommen hatten. Als der aufwartende Diener ihn meldete, lief Michael Bernays freudig zuvorkommend in den Korridor und geleitete den berühmten Gast ins Zimmer. Man passierte den Saal, in welchem die Studenten Platz genommen hatten. Bernays trat mit Heyse an den Tisch heran und rief den jungen Leuten zu: Stehen Sie auf, meine Herren, dies hier ist Paul Heyse, den Sie ja aus meinen Vorlesungen kennen werden! Gewiß hatte Bernays, der ja sehr zuvorkommender und liebenswürdiger Art war, dem Dichter nur ein Kompliment machen wollen, indem er auf seine Weise zu erwähnen gedachte, daß er auch über Heyse gelesen. Heyse aber war offenbar gekränkt und hatte nach Iahren den Tort noch nicht vergessen, der ihm damals unbeabsichtigter Weise angetan worden war.

Wenn ich mir heute die hohe, vornehme Gestalt des Mannes vergegenwärtige und mir alles das ins Gedächtnis zurückrufe, was ich von ihm gelesen und was ich von ihm persönlich erfahren, so denke ich doch mit herzlicher Liebe und Verehrung an ihn zurück. Er war ein vornehmer Geist und ein vornehmer Charakter.

Hans Telman
Hans Telman:
Auf den Tod des jungen Grafen Hans von
der Goltz, eines ehemaligen Schulkameraden,
gefallen am 23. August.
Schneidig warst du, dein Leben lang,
Hans Graf von der Goltz,
drum ward dir auch vor dem Tod nicht bang,
du warst ja aus echtem deutschem Holz,
Hans Graf von der Goltz!
Blauenaugs, mit blondem Haar,
wie ein Cheruskerkind schön,
wolltest du reckenhaft und stolz
zum Kampf, zum Siege gehn!
Und du starbst als ein Held,
auf Patrouillenritt,
— es nahte die Dämmerung schon,
schon zittert beim Nebel des Rosses Tritt —
da riß dich die Kugel davon,
die Kugel, die traf aus dem Hinterhalt
in einer Sekunde Schrei —
die machte die Blüte welk und kalt,
die brach dir das Leben entzwei —
Leb wohl denn du, du Leutnant jung,
der Elisabether Stolz,
du starbst ja frei,
du starbst ja groß
wie ein Mann,
und warst 19 Iahre bloß,
du warst unsere Freude, Liebe, Stolz,
du warst unsere Hoffnung,
Graf Hans von der Goltz!

Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.
Ov^rixKt t9t^ d^ ZcKI«ziscn« Lucbäruclcerei, Xunst- unä V«rw^s.^n»wlt
v. g. 8cKotUa«llÄei', X.>».. Lr«slilu.
(Fortsetzung.)
Der wagte nicht zu lügen.
„Verliebt? Das nicht, aber die Liebe ist doch nicht unumgänglich nötig, um zu heiraten. Abondanzia ist mir sympathisch, sie kann eine ausgezeichnete Frau werden, eine angenehme Gefährtin."
„Laß uns wie gute Freunde reden! Mein Bruder ist dir noch sympathischer. Denn er würde deine geschäftlichen Dinge sicher ordnen. Er würde zwar weinen über das Geld, das du ihm kosten wirst, aber er hat eine Schwäche, die Sehnsucht nach dem großen Namen. Glaube mir: Später wirst du unter ihm zu leiden haben. Hat er dich erst in seiner Gewalt, so wirst du den Handel bereuen! Ich bin anders veranlagt, aber mein Bruder ist ein Typ, wie er unserem Stamme schon oft geschadet hat."
Don Adriano wollte nichts mehr hören.
„Wenn wir Freunde bleiben wollen, ist es das Beste, jetzt zu schweigen."
„Gut also, wir wollen nicht mehr davon reden! Für mich ist die Sache für immer erledigt!"
Die beiden schieden mit kaltem Gruß, ohne einander die Hand zu reichen.
Don Adriano ging in seinen Palast.
Emilia hatte eine Öllampe auf den Tisch des Empfangszimmers gestellt, deren schwaches rötliches Licht in dem großen Raum nur wie ein kleiner heller Punkt erschien. Soeben war die Familie des Iuan Mäto, von der Nachbarinsel, gegangen. Sie hatten mit Emilia gespeist und lange vergeblich auf die Rückkehr des gnädigen Herrn gewartet. Sie würden die Nacht auf ihrem Segelboot zubringen, denn mit Tagesanbruch wollten sie heimsegeln.
Emilia sprach mit Wärme von der Familie. Wie kindlich sie waren! Wie sie sich über alles Gute freuten! Und die Tochter, was für ein entzückend liebliches Geschöpf! Emilia hatte einen forschenden Ausdruck im Gesicht.
Ach, wenn ich doch erraten könnte, was in Valhermoso geschehen ist, dachte sie. Aber der Herr war schlecht gelaunt, er antwortete ganz zerstreut auf ihre Fragen. Er wollte nicht zu Hause bleiben, würde im Kasino zur Nacht speisen. Bei einem Talglicht wechselte er seinen Rock, nahm den riesigen Torschlüssel aus Emilias Hand. Im Kasino, wo er nach neun ankam, fand er einen Freund, der allgemein beliebt war, wie wohl kaum jemand sein eigentliches

Gewerbe kannte. Es war der muntere Pedro Noce. Fast konnte man ihn für einen Landpastor halten. Er ging in einem faltigen schwarzen togaartigen Gewand einher. Es gab Hunderte von Menschen, die ihm gehorchten, und eine unsichtbare Flotte stand unter ihm, die nur des Nachts fuhr — ohne Furcht vor Sturm oder Unwetter. Von den Gefahren und Nöten dieser Unternehmungen war nichts auf Pedros Gesicht zu lesen. Nur dann zeigte er sich betrübt, wenn wochenlang keine Kunde von irgend einer Barke ankam. „Verloren," sagte er dann zu seinen Freunden, „Schiff und Ladung sind zu verschmerzen, es gingen aber Leute mit; da will ich sehn, was ich für die Familien tun kann, damit es ihnen wenigstens nicht an Brot fehlt." Don Adriano hielt große Stücke auf diesen schlichten Mann, der viel Erfahrung mit Herzensgüte vereinte. Don Adriano, der sich nie von den eleganten Freunden des Kasinos Geld geliehn, nahm es von Pedro an, und dieser schien es vergessen zu haben, daß er ihm je etwas geliehn. Nun überraschte dieser taktvolle Mann den Don Adriano mit seinen Nachrichten aus Valhermoso. Er kannte schon den ganzen Reisezweck. Der sonst heitere Mann wurde ernst und polterte heraus:
„Du tust sehr unrecht daran."
„Aber, lieber Pedro, ich bin doch ruiniert. Du weißt, nicht ein Stein in meinem Palast gehört mir mehr. Meine Gläubiger rechnen ja nur noch mit einer reichen Heirat."
Pedro aber schüttelte verneinend den Kopf.
„Du mußt aus deiner Armut freilich herauskommen. Du kannst es aber auf eine andere Art. Deine Freunde werden dir helfen."
Mit einem herzhaften Händedruck verabschiedete er sich, indem er ihm nochmals zurief: „du tust unrecht daran, eine Bäuerin zu heiraten. Nein, Don Adriano, das geht nicht."

IV.

Don Adriano legte sich in später Nacht schlafen. Im Traume erschienen ihm die beiden Freunde, der Kapitän und Pedro Noce. Er hörte sie deutlich reden im Zwiegesang der Verneinung. Mußte er sich denn nicht retten aus dem Schiffbruch seiner Finanzen? War es denn so etwas Schlimmes? Versuchten es nicht tausend andere, sich durch eine Heirat zu helfen? Dennoch hatte der Kapitän recht. In anderen Gegenden war dergleichen üblich, aber auf der Insel seiner Väter nicht! Die Leute waren nun einmal anders veranlagt. Er erwachte und fand keinen Schlaf mehr. Welche ruhmreiche Vergangenheit! Vornehmheit in der Armut! Das ist eine bleischwere Kette! Er räumte im Archiv, in den ungeheuren Massen bedruckten Papiers. Er fand alte Karten, die auf den Seereisen gedient hatten, unabsehbare Bände von Büchern. Verkaufte man etwa diese Folianten und Pandekten, so würde kaum der Lebensunterhalt für einige Tage herauskommen. Der große Ruhm seiner

Familie hatte im sechzehnten Iahrhundert begonnen, in den Kämpfen um Argel. Ferdinand Cortes war einst mit seinen zwei Söhnen auf der Insel gelandet und blieb als Gast im Palast der Mosca. Er brachte Schätze aus dem eroberten Meriko mit und beim Scheiden hinterließ er einen ungeschliffenen Diamanten von Riesengröße und unermeßlichem Wert. Der Stein war in Familiendokumenten erwähnt, aber der Großvater hatte ihn schon veräußert. — Bei Eroberung des Piratennestes Argel hatte sich Don Alvarez de Mosca seine Lorbeeren geholt. Während eines furchtbaren Sturms an der Küste Afrikas hatten sich die Spanier flach auf die Erde geworfen, und da fielen die Türken, diese Lage benützend, über die Krieger her. Doch plötzlich erschien der Comendador Alvarez MoSca, ein Kriegsteufel, weder Wasser noch Feuer scheuend. Er übernahm mit nur wenigen, den Allermutigsten, den Angriff, und sie taten Übermenschliches. Don Alvarez, verwundet im Gesicht und am Fuß, schleppte sich ans Tor der Stadt, wo er den Dolch als Zeichen des Sieges befestigte. Don Adriano konnte nicht ohne Neugierde an ihn denken, noch mehr von ihm zu erfahren. Er war der tapferste Krieger, aber zugleich auch der Verdammte! Die alten würdigen Damen de Mosca nannten seinen Namen kaum und senkten die Blicke, wenn von ihm die Rede war. Heiliger Ritter der Kirche, der beim Eintritt in den Maltheser-Orden das Gelübde der Keuschheit geleistet hatte, der aber stets Frauen an Bord mitnahm, wie ein Pascha. Reichtümer an Gold und Schätzen waren ihm gleichgültig. Er eignete sich nur recht viele schöne Sklavinnen zu. — Aber er wurde kein Antonius, der durch Kleopatra verweichlichte, sondern blieb der Held. Wenn ihm mit Erkommunikation gedroht wurde, lachte er höhnisch; wenn ihm sein ungebundenes Leben vom General-Ordensmelster vorgehalten wurde, dann erwähnte er seine Heldentaten, die ihm das Maltheserkreuz eingebracht hatten. Sein Name war an den Küsten des Mittelmeers berühmt. Die Mohammedaner fürchteten ihn wie den Teufel.

Don Adriano fühlte sich zu diesem Helden hingezogen, weil er viel von ihm spürte: wilde Leidenschaft, südliches Blut. Eine Zeitlang lebte er in Tunis, bewohnte dort einen alten Palast unmittelbar am Meeresufer, mit einer Maurin von wunderbarer Schönheit. Es hieß, er sollte abgefallen sein vom christlichen Glauben. Don Adriano fand einen alten vergilbten Brief, worin Alvarez seinem Bruder schrieb, eigentlich sei der Verkehr mit Frauen, wie ihn die Muselmänner liebten, sehr richtig. Denn in den seltensten Fällen genüge dieselbe Frau dem Mann für sein ganzes Leben. Heimlich treiben wir's doch wie die Mohammedaner!! — Weißt du, ich habe stets die Heuchelei gehaßt, den Tugendhaften zu spielen, während es doch hinter den Kulissen ganz anders aussieht, als vorn auf der großen Schaubühne des Lebens!

Als Don Alvarez alterte, kehrte er auf die Heimatinsel zurück und lebte dort in einem Seitenflügel des Palastes. Seine gewaltige Lebenslust verließ ihn bis zum Tode nicht. Drei junge Maurinnen bedienten ihn im Palast. Auch

hielt er sich Sklaven, lebende Erinnerungen seiner afrikanischen Erpeditionen. Don Alvarez war ein Riesenmensch an Kraft. Plötzlich, wie der Blitz, fällte ihn der Tod. Don Adriano las sein Testament. Dieser Mann war offenbar nie ein Held der Feder gewesen — orthographisch konnte er nicht schreiben. Sein letzter Wille war in Hieroglyphen abgefaßt, und nur langsam erfaßte Don Adriano den Sinn des Schriftstückes: Der Maltheserritter hinterließ den Söhnen seines Bruders einen Teil seines Barvermögens. Dann kam eine große Liste von Legaten, an hier und dort verstreute Kinder maurischer Sklavinnen, Armenierinnen, Griechinnen, mit denen er die verschiedenen Häfen des Morgenlandes bevölkert hatte. Don Adrianos Stimmung hob sich. Was war im Vergleich zu den Taten des Onkels der Schritt, den er tun wollte: eine Bäuerin maurischer Abstammung zu heiraten, die obendrein eine Christin war. Bald aber überzogen die Vorurteile der Familie sein Sinnen und Denken wie mit einem Nebelschleier. Da war auch eine Klausel im Testament: Don Alvarez hinterließ Gelder an die Kinder, die er von den Sklavinnen anderer Rassen hatte. Aber er verbot ihnen, seinen Namen zu tragen, den Namen der de Mosca. Welche Geheimnisse schlummerten nicht in der Geschichte seiner Ahnen! Aber sie hatten doch selbst etwas Arabisches an sich. Das ließ sich nicht leugnen. Trotz allem lebte ein Rassenstolz in ihnen, und er selbst fühlte sich seinem zukünftigen Schwiegervater gegenüber erhaben.

Unter den Bildern seiner Ahnen war ein Herr mit bartlosem Gesicht, feinen, bleichen Lippen, weißer Perücke, rotseidenem Wams, der ein hoher städtischer Würdenträger gewesen. Als Karl m. einen Erlaß herausgab, durch den er befahl, daß den maurischen Nachkommen mehr Duldsamkeit zu erweisen sei, zeigte sich jener de Mosca mit den gekniffenen Lippen gar nicht erbaut von dem königlichen Befehl. Man nahm nur in der Theorie Kenntnis davon, in der Praris blieb alles beim alten.

Besonders aber fesselte ihn das Bild eines Vorfahren, der seinen Namen trug, eines Groß-Inquisitors. Er fand unheimliche gravierte Karten mit Wahrzeichen, wie man sich ihrer damals bediente, ein hölzernes Kreuz mit einem Degen und Olivenzweig, zu beiden Seiten zwei Kürasse, einer mit dem Kreuz des Femgerichts, der andere mit einem Drachen und dem Haupt der Medusa, Totenköpfe, Rosenkränze und Wachskerzen vervollständigten den Ausputz: unten glühte eine Fackel neben einem eisernen Ring, ferner eine Kapuze wie ein Trichter, umgeben von Schlangen und gehörnten Köpfen. Ein Sarkophag hob sich von diesem grausigen Zierate ab, und darauf stand in altspanischen Buchstaben: Der Inquisitor Decan Don Adriano de Mosca. Den friedlichen Insulaner, der diese Karte fand, mußten Schauer des Entsetzens durchrieseln. Don Adriano junior hatte ein warmes, gerecht fühlendes Menschenherz neben seinem Stolz. Er haßte die Inquisition und ihre Greuel. Die Gedanken in ihm wirbelten wild durcheinander, wie ein Schwarm summender Bienen.

Am Morgen entschloß er sich mit dem Aufwand aller seiner Energie zu einem unangenehmen Besuch. Die Heirat war doch noch reiflich zu überlegen. Er wollte noch seinen letzten Trumpf ausspielen, ehe er einen endgültigen Entschluß faßte. Er wollte die Tante Dona Mona besuchen, seine einzige Ver< wandte. Dem Recht nach mußte er ihr Erbe sein. Sie brauchte nur zu wollen, und sein ganzes Elend war mit einem Schlag beendet! Er überlegte, welches wohl die beste Zeit wäre zu diesem Besuch. Abends pflegte sie einen Kreis von ernsten Männern und Geistlichen um sich zu versammeln. Die würden ihre Erben sein, die Angehörigen der Orden und kirchlichen Vereine. Am besten wäre es, gleich zu ihr zu gehen nach der Frühmesse. Sie war unvermählt und wohnte in einem Palast neben dem Dom. Seit einer Enttäuschung ihrer Iugend, an der Don Adrianos Vater schuld war, wollte sie nichts von einer Ehe wissen, und alle ihre Interessen konzentrierten sich auf Politik und Kirche. „Für Gott und den König!" Sie opferte viel für allerlei törichte Dinge — aber was sie behalten, war immer noch ein großes Vermögen. Ihr Geld wanderte fleißig gen Rom. Der Heilige Vater würde ihr gewiß die goldene Tugendrose senden, die sonst nur für Königinnen bestimmt war. In ihrem Palais war alles in größter Ordnung. Eine Dienstmagd öffnete Adriano. Sie erkannte ihn und sah ihn staunend an. Er trat ins Empfangszimmer, das voller Gemälde hing. Nach kurzer Weile erschien die Dienstmagd wieder und nötigte ihn in einen großen Salon. Hier herrschte altertümlicher Lurus. Die Wände waren mit schwerem karminrotem Damast bekleidet, worauf alte religiöse Bilder spa< nischer Schule hingen. Die Möbel waren weiß mit Gold. Auf den Konsolen standen Stutzuhren und Statuen von Heiligen. Die Decke war bemalt mit allerlei Göttinnen und Amoretten — merkwürdig weltlich. Dazu stand das Bild eines riesengroßen Christus in einem gewaltigen Gegensatz. Doüa Mona erkannte sehr wohl das Sündhafte der Versammlung da oben an der Decke. Aber es waren Erinnerungen an ihre Iugend, und darum ließ sie sie bestehen, vermied nur, die Blicke dorthin zu richten.

Die schwere Damast-Portiere hob sich, und Doäa Mona, in Schwarz gekleidet, trat ein. Das leicht ergraute Haar war mit einem spanischen Spitzentuch malerisch drapiert, ein hoher Schildpattkamm hielt es zusammen. Es lag Würde und frostige Vornehmheit in der Erscheinung. Die Stühle standen in scheinbar genialer Unordnung umher und wiesen auf die allabendlichen Zusammenkünfte hin. Tatsächlich gehörte jeder Sitz einem bestimmten Würdenträger und blieb immer auf demselben Platz stehen. Doüa Mona saß auf einer Art Thron, von dem sie über den erklusiven Kreis ihrer frommen Freunde präsidierte. „Setz' dich", sagte sie kurz zu ihrem Neffen. Sie streckte die Hände aus und hielt sie über das übliche Kohlenbecken, dessen man sich in Spanien in der kühleren Iahreszeit zum erwärmen bedient. Der Brasero war aus getriebenem Silber, ein Kunstwerk aus den Glanzzeiten spanischer Schmiedearbeiten.

Ihre Augen ruhten durchdringend auf Don Adriano. Fast zehn Iahre hatte sie ihn nicht gesehen.
„Du bist ein echter de Mosca, gleichst ganz deinem Großvater."
Sie unterdrückte ihre wahren Gedanken, die einzige Erinnerung, die sie noch rühren konnte; die Ähnlichkeit mit seinem Vater. Don Adriano war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, ihm, der einst zu ihr gekommen war, sie in heißen Liebesserenaden zu besingen — ach! und wie sie sich hatte betören lassen, diesen undankbaren Treuebrecher zu lieben! Ihre Augen nahmen die gewohnte Härte an, und ihre Stimme klang trocken und heiser, als sie fragte:
„Was wünschest du? Denn sicher kommst du doch nicht um des Vergnügens willen zu mir!"
Der Augenblick war gekommen. Don Adriano senkte die Augen, er fürchtete, sogleich aufs Ziel loszusteuern, und holte weit aus. „Ich bin ganz und gar ein Mosca, wie du mein Äußeres beurteilst, so ist auch mein Inneres. Ich wünsche, die Ehre der Familie zu wahren und den Stamm fortzupflanzen. Ich bin kein Heiliger gewesen. Das muß ich ja sagen, ein gehöriges Drauflosleben hat meine Güter verzehrt, aber die Ehre des Hauses habe ich stets rein gehalten. Aus meinem Leben voll Sünde habe ich zwei Dinge gelernt: Erfahrung und den festen Vorsatz, anders zu werden. Tante, ich will meine ganze Lebensweise bessern, will ein neuer Mensch werden."
Die Tante nickte beifällig.
„Sehr gut, also haben es der heilige Augustin und andere heilige Männer auch gemacht, die ihre Iugend in ZUgellosigkeit zubrachten, um später ganz kirchlich zu werden."
Don Adriano fühlte die Flügel seiner Hoffnung gehoben.
„Ich werde ja gewiß kein so leuchtendes Beispiel geben, aber ich will ein gut christlicher Mann werden, mich verheiraten, meine Kinder wohl erziehen, damit sie echte Stammhalter werden. Aber ach! Solch Leben, wie ich es gegenwärtig führe, muß erst ins rechte Geleise gebracht werden. Dazu brauche ich Hilfe. Ich, der letzte Mosca, werde auf die Straße gesetzt, wenn sich mir nicht eine rettende Hand bietet. Und da habe ich an dich, an meine Tante, gedacht, die du doch meine nächste Verwandte bist, gewissermaßen meine Mutter."
Dieser Vergleich machte Dona Mona leicht erröten und ihre Augen leuchten. Ach ja! Sie hätte seine Mutter sein können. Aber da sie im Stich gelassen worden, war ihr Herz kalt für den Sohn des ungetreuen Geliebten.
„Von mir erwartest du die Rettung?" sagte sie langsam, „da verlierst du nur Zeit."
Sie sprach das mit solcher Festigkeit, daß Don Adriano die Hoffnung auf Hilfe sogleich aufgab.
„Es ist gut," sagte er bitter, „aber infolge dieser Absage muß ich einen anderen Ausweg suchen und erbitte mir Euern Rat. Sie sind, Tante, heute die

Älteste meiner Familie. Ich habe eine Heirat in Aussicht, die mich retten kann, eine Heirat mit einem reichen Mädchen, aber nicht unseres Standes."
Er erwartete eine Bewegung der Überraschung, der Neugierde. Er war überzeugt, daß sie bei solchen Absichten ihm doch beispringen würde — der Ehre des Hauses wegen. Doch die Tante bewegte die Lippen nur zu kaltem Lächeln:
„Ich weiß es. Man hat es mir heute morgen, als ich von der Messe kam, erzählt. Gestern warst du in Valhermoso und willst dort die reiche Bäuerin heiraten." .
Totenstille folgte, das leiseste Geräusch wäre zu hören gewesen.
„Und was meinen Sie dazu?" brachte Don Adriano endlich heraus.
„Tu, was dir beliebt. Wir haben einander lange Iahre nicht gesehen, und dasselbe können wir den Rest unseres Lebens tun."
„Also ich soll mich verheiraten?" drang er weiter in sie.
„Das frag' dich selbst!" —
Don Adriano bemerkte in den Augen und der Stimme seiner Tante eine verhaltene Schadenfreude, die Wollust der Rache, das reizte ihn.
„Aber wenn ich heirate," fragte er, indem er genau den Klang ihrer Stimme nachahmte, „kann ich auf Ihre Anwesenheit bei der Hochzeit hoffen?"
Diese Frage setzte der Ruhe ein Ende, und mit Stolz erhob sie sich. Wie eine Königin, die man beleidigt hat, sprach sie:
„Mein Herr, ich bin aus dem alleredelsten Geschlecht — von beiden Eltern her. Ich verabscheue das Blut der Abkommen der Muselmanen, der Mauren, und ich bleibe, was ich bin: Rein und unbefleckt!" Sie deutete auf die Tür, womit sie den Besuch als beendet erklärte. Doch plötzlich erschien ihr diese Handlungsweise etwas theatralisch, und, die Blicke senkend, fand sie einen christlichen Ton:
„Adios, Adriano! Daß der Herr dich erleuchte!"
„Adios, Tante!"
Er wollte ihr die Hand zum Abschied reichen, sie zog indessen ih e Hand zurück. Adriano lächelte leicht, indem er an das Gerücht dachte, daß Dona Mona ein Gelübde abgelegt, nur die Hände geistlicher Herren zu berühren. Als er auf der Straße war, sah er noch einmal nach den Fenstern, hinter denen die kaltherzige Tuyendheldin wohnte.
Was blieb ihm nun übrig, als Abondanzia zu heiraten!
Fortsetzung folgt.
N3

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von F. L. Graf Voltolim.

Die Rückwirkungen des Krieges in den neutralen Ländern Europas.

In den Ländern, welche am Krieg beteiligt sind, hegt man vielfach die Vorstellung, als ob dort, wo das Banner der Neutralität gehißt wurde, idyllische friedliche Ruhe herrsche. Bei früheren Kriegen hatte diese Vorstellung ihre Berechtigung, in dem gegenwärtigen Ringen der fünf Großmächte und der Türkei ist dagegen Neutralität ganz und gar nicht mehr das Mittel, die direkten und indirekten Einflüsse des Weltkrieges fern zu halten. Alle neutralen Staaten leiden vielmehr in vielfacher Hinsicht nicht weniger als die kriegführenden Nationen, und wenn sie auch von den Verlusten an Menschenleben befreit sind, so weisen sie im Gegensatz zu der ziemlich einheitlichen Stimmung der Völker, deren Heere im Felde stehen, eine lähmende Zerfahrenheit in der öffentlichen Meinung und die geteilt testen Gefühle hinsichtlich der Beurteilung der welthistorischen Vorgänge, sowie eine schwere Dekadenz ihres wirtschaftlichen Lebens auf.

Die neutralen Staaten Europas zerfallen in vier Gruppen. Die erste Gruppe bildet Italien, die einzige Großmacht Europas, die eine Sonderstellung in jenem Aufeinanderplatzen von Dreibund und Dreiverband infolge eigenartiger Konstellation der inneren wie der äußeren politischen Verhältnisse einnehmen mußte, die zweite Gruppe besteht aus den vier neutralen Balkanstaaten Rumänien, Bulgarien, Albanien und Griechenland, die dritte Gruppe bilden die skandinavischen Staaten, während zu der vierten die drei in das Kriegsgebiet eingekeilten Staaten Holland, Schweiz und Luremburg, sowie Spanien zu rechnen sind. Bei einigen dieser Staaten besteht die Gefahr, doch noch in den Brand des Weltkrieges verwickelt zu werden, fort, bei anderen ist diese Gefahr als ausgeschlossen zu betrachten. Ie größer die Gefahr ist, um so gewaltiger ist der

Rückschlag sowohl durch die Unruhe im
114

öffentlichen Leben, wie die wirtschaftliche Depression. Di« Unsicherheit der Lage in solchen neutralen Staaten wird erhöht durch das Werben der einen der kriegführenden Parteien, der Ententemächte, um den Eintritt dieser Staaten an ihrer Seite in den Weltkrieg zu provozieren.

Natürlich ist Italien unter diesem Gesichtspunkt das heißbegehrteste Objekt. Würde doch sein Eintritt in den Völkerkampf durch die Ziffer seiner Armee und besonders seiner Flotte von großem Einfluß sein. Seit den ersten Wochen des Krieges setzte daher die Entente alles daran, um die öffentliche Meinung Italiens zu beeinflussen. Eine glänzend bezahlte Claque im Dienst der Ententebotschaften wurde nicht müde, auf jede Weise gegen die alten, treuerprobten Bundesfreunde zu hetzen. Die Presse wurde direkt und indirekt beeinflußt und die breite Masse des Volkes vorzugsweise durch zwei schlaugewählte Argumente bearbeitet: den Irredentismus und Belgien. Der seit Iahren von der italienischen Regierung totgesagte Irredentismus ist durch diese Beeinflussung von seiten der Ententemächte wieder zum Leben erwacht. Tag für Tag stimmte die englische, russische und französische Presse den für italienische Ohren immerhin verführerisch klingenden Sirenengesang von den „italienischen, unter Österreichs und Ungarns Ioch seufzenden Provinzen" an, von der „guten, einzigartigen Gelegenheit, Tn'ent und Triest zu kapern". Solche Worte weckten jubelnden Widerhall in den Herzen jener Parteien, die sich während der langen Iahrzehnte der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund zu Paladinen der irredentistischen Idee gemacht hatten, den Republikanern und Radikalen. Die Presse dieser Parteien wie der Mailänder „Secolo" und der römische „Messagero" entfalteten das Banner des Irredentismus, und schließlich stimmten auch andere Organe, die sonst ganz und gar nicht dieser Tendenz huldigten, in den Chor ein. Daß aber dieses Aufleben des Irredentismus völlig nach den Intentionen der Entente inszeniert war, zeigte sich in dem Umstand, daß ausschließlich der antiösterreichische Irredentismus gepflegt wurde, während der mit antifranzösischer Spitze, dessen Ideale Nizza und

Savoyen sind, oder der antischweizerische italienische Irredentismus, der den Kanton Tessin und Poschiavo reklamiert, still und tot blieben!
Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sogar in dem seit langen Iahrzehnten mit ihnen verbündeten Italien in der Presse und hierdurch auch in der öffentlichen Meinung hinter den Ententemächten zurückstehen mußten, so lag der Grund nicht etwa wie in überseeischen Ländern in der Beherrschung der Kabeldrähte durch jene, sondern in der von höchster Stelle bereits anerkannten Inferiorität der preßpolitischen Organisation der Zentralmächte. Während die einigenden Bande zwischen der englisch-französischen und der italienischen Presse durch die rastlose Förderung offizieller und offiziöser Persönlichkeiten längst vor dem Ausbruch des Krieges einen Charakter der Intimität annahmen, blieben die Zentralmächte der äußerst machtvoll die öffentliche Meinung beherrschenden italienischen Presse fern und fremd. Der gleiche Fehler hat sich übrigens auch in andern neutralen Ländern beim Ausbruch des gegenwärtigen Konfliktes deutlich gezeigt und bittere Früchte gezeitigt.
Außer dem von den Ententemächten schlau benutzten irredentistischen Argument, das den Italienern als süße Versuchung in allen Formen nahegelegt wurde, benutzte man den italienischen Sentimentalismus, indem man den Großmut und das Mitleid der Italiener auf das „unglückliche Bel-

gien" hinwies. Gewiß hat das bedauernswerte belgische Volk, irregeleitet und mißbraucht von emer ihrer hohen Verantwortung unbewußten Leitung, die Fehler derselben schwer gebüßt, aber den Italienern gegenüber wurde das Mitgefühl für dieses belgische Volk in der Weise wachgerufen, daß mit diesem gleichzeitig Haß und Erbitterung gegen Deutschland wachgerufen wurde. Die Lügenmäre von der Völkerrechtsverletzung gegen das unschuldige „neutrale" Land, die Hintertreppenromane über grausame Ausschreitungen deutscher Soldaten gegen die „wehrlosen" Belgier wurden immer und immer wieder aufgetischt, bis sie schließlich von den sentimentalen Italienern blind geglaubt wurden.
Wer den Sentimentalismus der Italiener zu benutzen versteht, kann die öffentliche Meinung beherrschen: dieses alte wahre Wort zeigte auch hier wieder seine Wirkung. Mit dem Köder des „unglücklichen Belgiens" wurde ein großer Teil der Sympathien des italienischen Volkes für die Entente eingefangen. Natürlich fehlte es nicht an kühl urteilenden und klardenkenden Italienern, die gegen diese systematische Irreführung ihrer Nation protestierten, und so stehen sich in der öffentlichen Meinung des Volkes drei sich befehdende Anschauungen gegenüber, indem zu den Ententeschwärmern und deren Gegnern noch diejenigen treten, welche die Neutralität im strengsten Sinne des Wortes gewahrt wissen wollten.
So bildet Italien in klassischer Weise ein Beispiel dafür, daß die Neutralität in diesem Weltkriege durchaus nicht die innere Ruhe eines Landes garantiert. Ähnliche Verhältnisse wie Italien weist Rumänien auf. Auch bier wurde durch die Entente irredentistischer Appetit auf das ungarische Siebenbürgen und die österreichische Bukowina angeregt, da hier wie dort Rumänen in großer Zahl leben, deren „Befreiung" die Entente als Lockpreis Rumänien in Aussicht stellte. Wir sahen daher in den verflossenen Monaten ebenso wie in Italien auch in Rumänien das unklare Gären in der Volksstimmung. Auch hier wurde das ungleich berechtigtere Ideal des Irredentismus, der Wunsch auf Wiedervereinigung Bessarabiens mit Ru-

mänien, jenes Landesteiles, dem die meisten großen Bojarenfamilien entsprossen, offenbar absichtlich stillschweigend übergangen, während die transsilvanischen Wünsch« in drohender Form in der Presse wie in der Kammer erhoben wurden, und dies ohne Rücksichtnahme auf die Gefühle des allzufrüh mitten aus seinem Beruf durch den Tod abgerufenen edlen Königs Karl, sowie seines Nachfolgers, die beide als Hohenzollern mit Bitterkeit einer solchen gegen das treue Nachbarschaft haltende Österreich-Ungarn sich richtenden Bewegung zusehen mußten. Natürlich fehlt es auch in Rumänien nicht an einer ruhigen und klar blickenden Partei, die das Künstliche in dieser von Petersburg und London ebenso wie von Paris und Nisch geschürten Bewegung erkennend, das Volk der Moldau und der Wallache! vor einer solchen abenteuerlichen Politik schützen will. Auch hier wiederholt sich das Bild eines peinlichen Rückschlages der offiziellen Neutralität auf die inneren Verhältnisse des Landes. In Griechenland ist dies weniger scharf akzentuiert, wenngleich auch hier die Entente nicht müde wurde, alles daranzusetzen, das Reich König Konstantins durch Lockungen und Versprechungen zu einem aktiven Eingreifen zu bewegen. Bald sollte dieses gegen die Türkei erfolgen, trotzdem die Wunden, welche der letzte Krieg gegen die Türken dem Lande geschlagen hat, noch lange nicht vernarbt sind, bald sollte Griechenland den bedrohten englischen Interessen in Ägyp-

ten zu Hilfe eilen. Allein trotz der bekannten Sympathien, die Venizelos für die Ententemächte hegt, blieb der Neutralitätsstand gewahrt, und die öffentliche Meinung ist zwar erregt, aber doch nicht so scharf divergierend, wie in andern neutralen Staaten. Dagegen ist jene in Bulgarien völlig ein Spielball der verschiedenen Einflüsse. Das Interesse Bulgariens erheischt die Wahrnehmung des Momentes, das im zweiten Balkankrieg verlorene Mazedonien den gedemütigteu Serben zu entreißen. Allein gegen ein derartiges Eingreifen an der Seite der Zentralmächte und der Türkei erhebt sich der immer noch mächtige Einfluß Rußlands. Die in Sofia rastlos tätigen russischen Emissäre werden nicht müde, gegen einen Anschluß an die Zentralmächte zu intrigieren. Heißt die Formel der Agenten der Entente in Italien und Rumänien „Fort mit der Neutralität und Anschluß an die Entente," so lautet sie hier: „Festhalten an der Neutralität um jeden Preis und Versöhnung mit den Gegnern vom zweiten Balkankrieg'. Unter diesen Umständen ist natürlich auch Bulgariens Neutralität nichts weniger als ein Zustand innerer Ruhe und Friedens.

In Albanien dürfte die tatsächliche Neutralität, die jedoch infolge der seit der Abreise des Fürsten zu Wied herrschenden Anarchie gar nicht proklamiert worden war, durch die Proklamation des heiligen Krieges, der die Mohammedaner in Mitleidenschaft zieht, einigermaßen beeinflußt werden. Unter wechselnden Gefühlen hat auch die öffentliche Meinung in den übrigen neutralen Staaten zu leiden, und zwar sprechen dabei in der Schweiz ethnische Gesichtspunkte hinsichtlich der Sympathie und Antipathie mit, in Skandinavien spezifisch englische und russische Antipathien, während in Holland die Nähe der Kämpfe, ferner wirtschaftliche Konsequenzen, die wir unten näher besprechen, eine fieberhaft erregte Atmosphäre geschaffen haben. Am ruhigsten verläuft die Neutralität in Spanien, wo man jedoch ebenfalls geteilte Meinungen, Sympathien und Antipathien findet.

Ist so die Neutralität in diesem Weltkonflikt nichts weniger als ein Mittel für die innere Ruhe eines

Landes, sondern schürt im Gegenteil die politischen Leidenschaften, teilt die öffentliche Meinung, so sind anderseits die Folgen des Krieges in wirtschaftlicher Beziehung für die Neutralen nicht geringer als für die kriegführenden Staaten. Die Schweiz hat seit den ersten Augusttagen ihr gesamtes Milizheer mobilisiert, was gewaltige Kosten verursachte und das kleine Land allein zu tragen hat, da niemand ihm dieselben ersetzen wird. Italien und Rumänien haben ebenfalls seit Monaten zahlreiche Reserven unter die Fahne gerufen, Konzentrationslager zu deren Unterbringung errichtet, was dem Ärar Lasten vieler Millionen auferlegte. Auch Dänemark, Norwegen, Holland und Schweden haben partiell mobilisiert, zum Schutz gegen einen eventuellen Angriff auf ihre Neutralität, den Schweden von russischer, Dänemark von englischer Seite erwartete.

Mein noch schwerer belasten die neutralen Staaten die andern volkswirtschaftlichen Folgen des Krieges. Das Gespenst der Beschäftigungslosigkeit ist beispielsweise in Italien eine schwere Kalamität geworden. Hunderttausende italienische Arbeiter, vorzugsweise Erd- und Zementarbeiter, Maurer und Schachtknappen, kehrten in den ersten Augusttagen aus Frankreich, Deutschland, England und Österreich-Ungarn zurück. In der Schweiz befinden sich sehr viele stellenlose Hotelangestellte, welche infolge des völligen AufHörens der Vergnügungs-

reisen und der damit zusammenhängenden Schließung der großen Gasthöfe beschäftigungslos sind. In Holland und Skandinavien leidet das Fischergewerbe nicht wenig unter der Blockade der Nordsee, und selbst die Handelsschiffahrt der neutralen Staaten ist in ihrer Bewegungsfreiheit behindert. Als der Völkerkrieg ausbrach, war die allgemeine Voraussetzung die, daß den Neutralen die Verwicklung der Großmächte in den Konflikt den Vorteil einer gewaltigen Ausdehnung ihrer Handelsschiffahrt bringen werde. Diese Voraussetzung erwies sich als irrig. Die Personenbeförderung zwischen Europa und den beiden Amerika schmolz auf ein Minimum zusammen. Die überseeischen Waren-Bedürfnisse der kriegführenden Ententestaaten deckten deren eigene, von der Marine geschützten Handelsflotten, die Zufuhr für die Zentralmächte aber wurde durch England und Frankreich einerseits, durch Ausfuhr- und Transitverbote der neutralen Staaten selbst anderseits paralysiert. Man bedenke nur, welch' einen Aufschwung hätten die italienischen, speziell die genuesischen Rhedereien nehmen können, wenn Genua die Einfuhrpforte für Deutschland und Österreich-Ungarn hätte bleiben können. So aber stellte sich allen diesen schönen Plänen das einer hyperskrnpulösen Neutralitätsauffassung entsprungene Lebensmittelausfuhrverbot Italiens entgegen und jene andern Waren, die freien Transit von Genna bis Chiasso und Ala genossen, wie Petroleum, Baumwolle, Kupfer, Nitrat«, selbst Kohlen, haben England und Frankreich in beispielloser Willkür als Konterbande erklärt. Aber auch die praktische Ausführung der neutralen Seeschiffahrt ist durch die Ententemächte behindert. Täglich schleppen die Engländer und Franzosen italienische Schiffe nach Gibraltar, Marseille und Nizza, um sie hier wochenlang minutiös zu untersuchen. Die holländischen Schiffe werden bei den Hebriden festgehalten. Der Handel mit dem Orient unterliegt in Port-Said englischer Konttolle.

Diese Schwierigkeiten der neutralen Schiffahrt hat ihre Folgen für die Industrie in den neutralen Ländern gehabt. In Italien ist die junge Eisenindustrie schwer geschädigt und ein

Hochofen nach dem andern löscht auf Elba seine Feuer.
Wie der Import ist auch der Erport der Neutralen unterbunden. Die Folge ist eine schwere Erschütterung der Finanzlage. Während in Deutschland heute noch Moratorium und Banksperre trotz des Krieges gegen eine „Welt von Feinden" unbekannt ist, haben fast alle neutralen Staaten die Moratorien proklamiert, die Banken und Sparkassen gesperrt, dagegen Steuerauflagen angekündigt, namentlich die indirekten Kontributionslasten durch Erhöhung der Tabakpreise in den Ländern, wo ein Tabakmonopol besteht, ferner der Preise der Stempelmarken und Stempelpapiere, Abrundung der Steuerteträge nach oben auf Dezimalziffern vermehrt. Der Schluß der Börsen in den Ententeländern hat auch die Neutralen zu derselben Maßnahme veranlaßt- Kredit und wirtschaftliche Initiative sind damit vollständig gelähmt. Es ist daher kein Wunder, wenn das gesamte Wirtschaftsleben der neutralen Länder schwer geschädigt ist.
Hier aber müssen wir den Rückschlag dieser Tatsache auf die öffentliche Stimmung in diesen Ländern in Betracht ziehen. Anstatt für die Lähmung des Imports und Erports die wahre Ursache, nämlich die unerhörte Vergewaltigung der neutralen Handelsschiffahrt durch England und Frankreich zu nennen, wird als Sündenbock der öffentlichen Meinung Deutschland vorgeführt. Wenn in

Italien die Getreidepreise in bedrohlicher Weise wachsen, wenn in Skandinavien die Eisenerzausfuhr paralysiert ist, wenn in Spanien ungeheuere Massen von Agrumfrüchten (Orangen und Zitronen) ohne Käufer verfaulen, so stellt die ententefreundliche Presse immer und immer wieder dem Volke Deutschland als Grund und Ursache dieser Lage hin.

Wie weit dieses Bestreben geht, zeigt sich an der Tatsache, daß die in der letzten Zeit auftretenden Unruhen im Hinterlande der libyschen Kolonie Italiens Deutschland in die Schuhe geschoben werden, trotzdem doch gerade dieses bei der Pforte sich bemühte, alle eventuellen unangenehmen Folgen der Proklamation des heiligen Krieges für Italien zu eliminieren. Die durchaus naheliegende Erklärung, daß England diese Unruhen provozierte, um dadurch eine Aktion Italiens gegen die Beduinen Libyens im größeren Stil hervorzurufen, was verhindern würde, daß diese die Westgrenze Ägyptens bedrohen, wird vielleicht im Flüstertone besprochen, laut zu sagen oder gar zu drucken wagt niemand in Italien. Und dies, trotzdem man unlängst in Bengasi eine gewaltige Summe in englischen Pfundnoten sequestrierte, die für die Beduinenscheichs im Innern bestimmt waren! Unbeschadet dieses Beweises, wer der Störenfried in Libyen ist, predigt die ententefreundliche Presse den Massen: Seht, die Folge der Proklamation des heiligen Krieges, die niemand anderer als Deutschland den Türken inspiriert hat. Würde Italien nicht neutral sein, so würde ein solches Spiel mit den Gefühlen des Volkes, solch' ein systematisches Irreführen der öffentlichen Meinung nicht möglich sein. Auch dies ist eine der Schwierigkeitsfolgen der Neutralität.

Endlich ist noch die Frage aufzuwerfen, ob und in welcher Weise die Kultur im allgemeinen in den neutralen Ländern unter den Rückwirkungen des Krieges zu leiden hat. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist die Wirkung außerordentlich stark. Wie Kunst und Wissenschaft, Musik und Literatur von dem Beginn des großen Völkerringens an in den meisten der kriegführenden Ländern keine Produktivität mehr aufweisen, ebenso ist dieselbe Erscheinung in den neutralen Staaten festzustellen.

Der Sang der Dichter ist auch hier plötzlich verstummt, Musik und Kunst treibt keine Blüten mehr. Gerade dieser Umstand zeigt, daß trotz der Neutralität die Volksseele in diesen Ländern nicht unberührt von dem seelischen Druck blieb, den der Weltkrieg hervorgebracht hat. Sogar die breiten Massen haben die heitere Lebensfreude eingebüßt. Die Theater zeigen auch in den neutralen Ländern Europas viele leere Plätze, und die Kinotheater sind nur besucht, wenn sie Szenen aus dem großen Krieg zur Darstellung bringen. Die Neutralität bildet daher in diesem Weltkrieg lediglich ein Bollwerk gegen die direkten Folgen desselben, die indirekten aber zeigen sich in den neutralen Ländern nicht minder drückend als in den kriegführenden, ja manche derselben nehmen sogar eine das Volksleben noch mehr belastende Gestalt hier an, als dort, wo der Krieg in seiner ganzen Gewalt emporloht, wo er die furchtbaren Opfer fordert, aber auch erhebende Triumphe mit sich bringt.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von vr. W. Stein.

Kriegsschäden und deren Ersatz durch das Reich.

Vom Tage des Ausbruchs des Krieges an wird der Frage des Ersatzes der Kriegsschäden ein ungemein leb-

haftes Interesse entgegen gebracht. Das kann nicht Wunder nehmen. Weite Schichten der Bevölkerung, vornehmlich in den deutschen Landen, die einen feindlichen Einfall erdulden mußten, sind betroffen, sind an Hab und Gut, an Leib und Leben hart geschädigt. Die deutsche Kaufmannschaft und ganz besonders unsere Ausfuhrindustrie ist schwer in Mitleidenschaft gezogen. Ihre ausländischen Forderungen sind gefährdet, und die Sorge um deren Sicherstellung scheint nur zu sehr begründet. Ein besonders starkes Interesse an der sich aufrollenden Fülle von Fragen haben ferner die Gemeinden, die unter Umständen für den Schaden aufzukommen haben, haben weiterhin die Versicherungsgesellschaften, die zur Erstattung namentlich von Feuerschäden herangezogen werden können, und endlich auch im Auslande lebende Volksgenossen, die vertrieben, die durch Maßnahmen der feindlichen Regierungen an den Bettelstab gebracht oder gar gefangen gesetzt worden sind.

Diese Andeutung läßt schon genugsam erkennen, daß „Kriegsschäden" ein weiter, nicht leicht zu umfassender Begriff ist. Seine Umgrenzung aber ist die unbedingte Voraussetzung, will man über die Frage des Ersatzes sprechen. Ganz sicherlich sind alle diejenigen Schäden, die sich lediglich als natürliche wirtschaftliche Folge der durch den Kriegszustand bewirkten Unterbindung des Handelsverkehrs und der Lahmlegung unseres Wirtschaftslebens darstellen, nicht als Kriegsschäden anzusehen. Zweifelsfrei dagegen sind im eigentlichen Sinne des Wortes Kriegsschäden in den leider vorübergehend durch den Feind besetzten Landesteilen entstanden. Bei einem solchen von langer Hand vorbereiteten Überfall, wie ihn das Deutsche Reich durch einen an Zahl überlegenen Gegner erleiden mußte, waren sie garnicht zu vermeiden. Wir alle wissen, daß die Franzosen ins Elsaß eindrangen, und daß die Russen in Opreußen gemordet, gesengt und geplündert haben. Dort sind, die vernichteten Menschenleben garnicht gerechnet, Millionen und Abermillionen eigentliche Kriegsschäden entstanden. Ganze Ortschaften sind niedergebrannt, Waldungen sind abgeholzt, Getreidefelder sind niedergetreten. Wo die Feldfrucht nicht vernichtet wurde, ward

sie widerrechtlich geerntet; Eisenbahnen, Wege und Brücken wurden zerstört, gleichgültig, ob Privatbesitz oder gemeindliches Eigentum, nichts wurde geschont. Das meiste fiel dem Feinde zum Opfer, manches wurde aber auch von den deutschen Truppen — auf Anordnung der deutschen Militärbefehlshaber — beschädigt. Man hat Gebäude räumen lassen und niedergelegt, Wälder rasiert, die dem Feinde einen Stützpunkt bieten konnten oder die eigene Schußbahn hinderten; vom Feinde besetzte deutsche Gebäude wurden beschossen und beschädigt, und vielleicht wurden dabei deutsche Staatsbürger von deutschen Kugeln verwundet oder gar getötet. Der deutsche Befehlshaber muß unter Umständen deutsche Verkehrsmittel zerstören, damit der Feind sie nicht benutzen kann. Wir haben es in diesem Kriege erlebt, daß in Belgien viele Meilen Landes unter Wasser gesetzt wurden. Ein Gleiches könnte bei einem Einfall der Feinde von der deutschen Heeresleitung auch für deutsches Gebiet angeordnet werden. Solche Schäden zu verursachen ist die militärische Behörde berechtigt, und zwar sofort und ohne vorhergehende Erklärung oder Entschädigung. Zwar bleibt der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums auch im Kriege bestehen, indessen gehen militärische Rücksichten jeden anderen vor. Es ist auch gleichgültig, ob der Kriegszustand bekannt gegeben wurde. Kein Herold braucht ihn schmetternd zu verkünden, und er braucht auch nicht nach alter

Sitte auf dem Markte ausgetrommelt zu werden.
Damit ist die Fülle der Kriegsschäden indessen keineswegs erschöpft. Der Reeder, dessen stolzes Schiff vielleicht mit wertvoller Ladung an Bord versenkt wurde, fordert Ersatz, und der Kaufmann, der eine Sendung kostbarer Güter verlor, heischt Bezahlung. Unsere Erporteure, die eigene Niederlassungen übersee in deutschen oder feindlichen Kolonien unterhalten, verloren vielleicht ihr gesamtes drüben angelegtes Kapital. Wieder andere können kein Entgelt für zerstörte, bereits gelieferte Ware erlangen, denn der Schuldner ist erschlagen und die Ware ist vom Feinde weggenommen oder vernichtet: der Bauherr für das Haus, der Möbelhändler für die zertrümmerte Einrichtung, der Getreidehändler für das geraubte Saatkorn, für den Mahlroggen, den er in die in Flammen aufgegangene Mühle lieferte. Hilfesuchend wenden sich die Geschädigten an den Staat in der festen Zuversicht, alles Verlorene werde ihnen reichlich ersetzt werden. Diese Hoffnung wird sie bei dem nicht mehr zweifelhaften glücklichen Ausgang des Krieges auch nicht trügen. Bereits ist die Preußische Entschädigungsvorlage erschienen, und die des Reiches steht in naher Zukunft zu erwarten. Es besteht nämlich irgend eine allgemeine gesetzliche Vorschrift, nach welcher der Staat für Kriegsschäden haftet, tatsächlich nicht. Das gilt natürlich in erster Linie für die durch den feindlichen Staat verursachten Kriegsschäden, für die auch die internationalen Verträge keine Rechtsgrundlage schaffen, auf der ein Ersatzanspruch aufgebaut werden könnte. Nach § 3 des Haager Abkommens haftet der feindliche Staat nur für völkerrechtswidrig angerichtete Schäden, zu denen aber weder Beschießung noch auch vom Feinde auferlegte Kontribution und Requisition, die als grundsätzlich berechtigte Maßnahmen anzusprechen sind, gehören. Dem Deutschen Reich liegt auch keine Verpflichtung ob, vom Feinde ausgestellte Quittungen einzulösen.
Anders liegt es natürlich mit de» Schäden, die die deutsche Heeresverwaltung verursacht hat. Hier liegt ein nach öffentlichem Recht erlaubter Eingriff des Staates in die Vermögensrechte von Privatpersonen, eine Ent-

eignung im weiteren Sinne, eine planmäßige Inanspruchnahme privaten Eigentums für staatliche Zwecke vor, die sich von einer sonstigen Enteignung nicht im Wesen, sondern hauptsächlich durch die Formlosigkeit und Schnelligkeit, mit der sie vollzogen wird, unterscheidet. Dieser ganz selbstverständlichen Rechtsauffassung gibt auch 8 75 der Einleitung zum Allgem. Landrecht mit der Bestimmung Ausdruck, daß der Staat „denjenigen, der seine besonderen Rechte und Vorteile dem Wohle des gemeinen Mannes aufzuopfern genötigt wird, zu entschädigen gehalten ist." Hiermit scheint allerdings das berühmte Gutachten des Preußischen Staatsministeriums vom 16. November 1831, „daß weder der Fiskus noch der Landesherr zum Schadensersatz verpflichtet sein könne", im Widerspruch zu stehen. Indessen wollte dieses Gutachten nur besagen, daß der Staatsbürger sich die allgemeinen, aus dem Wesen des Krieges direkt folgenden und jedermann gleichmäßig treffenden Nachteile, vornehmlich also durch Einfälle der Feinde ins Reichsgebiet, gefallen lassen muß, während er für besondere Eingriffe in sein Eigentum, wie sie durch Verfügungen der deutschen Heeresleitung veranlaßt werden, Ersatz zu beanspruchen hat. Im Iahre 1871 dagegen hat das Deutsche Reich für alle Schäden Ersatz gewährt, welche seitens des französischen oder deutschen Heeres durch Beschießung in dem bisherigen Bundesgebiet oder in Elsaß-Lothringen bele-

gener Orte oder durch Brandlegung zu militärischen Zwecken verursacht worden sind. Auch die Reeder der von den Franzosen genommenen Schiffe und die Besitzer der Ladungen erhielten reichlichen Ersatz. In gleicher Weise wurden die aus Frankreich vertriebenen Deutschen entschädigt.

Wenn nun aber auch, wie erwähnt, allgemeine gesetzliche Vorschriften, die den Geschädigten sicher stellen, fehlen, so mangelt es doch nicht an Spezialvorschriften. Zunächst gehört das sogenannte Festungsrayongesetz vom 21. Dezember 1871 hierher: liegt ein Grundstück im Rayon einer Festung, so ist seine Benutzung und seine Bebaubarkeit im Interesse der militärischen Stärke der Festung eingeschränkt. Hierfür gewährt das Gesetz eine im ordentlichen Rechtswege geltend zu machende Entschädigung. Es ist nicht einzusehen, warum diese nicht auch gewährt werden sollte, für ein nicht zu einem Festungsrayon gehörenden Gebäude, welches das freie Schußfeld stört und deshalb gesprengt wird.

Das Preußische „Tumultgesetz" vom 11. März 1850 verpflichtet ferner in gewissen Fällen die Gemeinden zum Ersatz von Kriegsschäden, für alle Schäden an Personen oder Sachen, die bei Zusammenrottungen oder einem Zusammenlauf von Menschen durch offene Gewalt oder durch Anwendung der dagegen getroffenen gesetzlichen Maßregeln entstehen. Es kann sich doch leicht der Fall ereignen, daß Orte, die wegen Bedrohung durch den Feind zeitweilig ohne Polizei sind, von plünderndem Gesindel heimgesucht werden.

Endlich hat der Geschädigte unter Umständen einen Ersatzanspruch, namentlich im Falle eines Brand-Kriegsschadens, gegen eine Versicherungsgesellschaft. Auf diese gehen dann auf Grund des Versicherungsvertragsgesetzes vom 30. Mai 1908 (8 67) nach Zahlung der Versicherungssumme alle Ansprüche über, die der Geschädigte gegen dritte Personen hat, in Höhe der gezahlten Entschädigung. Die Versicherungsgesellschaft kann also auf Grund der erwähnten Bestimmungen vom Reich oder von den Gemeinden Ersatz fordern. Hat aber ein Betroffener trotz allem noch Bedenken, ob ihm sein Schaden erstattet werden wird, so mag ihn der Hinweis auf das

Kriegsleistungsgesetz vom 13. Iuni 1873 vollends beruhigen. Hier heißt es in 8 35: „Für Leistungen, durch welche einzelne Bezirke, Gemeinden oder Personen außergewöhnlich belastet werden, sowie für alle durch den Krieg verursachten Beschädigungen an beweglichem und unbeweglichem Eigentum, welche nach den Vorschriften dieses Gesetzes nicht oder nicht hinreichend entschädigt werden, wird der Umfang und die Höhe der etwa zu gewährenden Entschädigung und das Verfahren bei Feststellung derselben durch jedesmaliges Spezialgesetz des Reichs bestimmt."

Alle Geschädigten dürfen demnach ohne Besorgnis sein; nur bedarf es eines besonderen gesetzgeberischen Aktes, in dem genaue Bestimmungen über die Höhe der Entschädigung und das Verfahren der Feststellung des Schadens getroffen werden. Zuvörderst also kommt es darauf an, die Höhe des entstandenen Schadens einwandfrei ziffernmäßig festzustellen. Zahlreiche angesehene Handelskammern, so Bremen, so Hannover, so auch der Ausschuß des Deutschen Handelskammertages, haben sich mit der wichtigen Frage befaßt und stimmen darin überein, daß vor allen Dingen sichere Unterlagen geschaffen werden müssen, an Hand deren die Reichsregierung grundsätzlich zur Frage der Entschädigung und vor allen Dingen zur Höhe derselben Stellung nehmen kann. Es ist nämlich auch mit dem menschlichen

Eigennutz der Betroffenen zu rechnen, auf daß sie sich nicht auf Kosten der Allgemeinheit bereichern. Der Schadensersatz erstreckt sich zudem keineswegs nur auf den eigentlichen materiellen Schaden, sondern auch auf Verluste an Leben und Gesundheit völkerrechtswidrig Ermordeter und Verstümmelter. Für alle Betroffenen empfiehlt es sich, den erlittenen Schaden zunächst ziffernmäßig festzustellen und mit Belegen zu begründen. Zu geeigneter Zeit wird eine offizielle Aufforderung der Regierung ergehen, ihre Ansprüche anzumelden.

Literarische Rundschau.

Von Professor Otto Hintze-Berlin.

Unser Militarismus.

Der falschen Auffassung des deutschen Militarismus, die jetzt von England aus verbreitet, auch im neutralen Ausland infolge Unkenntnis deutscher Verhältnisse weite Verbreitung gefunden, tritt im vierten Kriegsheft die „Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Techni k", (Einzelhefte M. —,25. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin), entgegen. Ich weise zunächst darauf hin, daß das, „was man Militarismus nennt, keine Eigentümlichkeit Deutschlands allein sei; es ist das gemeinsameKennzeichen der europäischen Kontinentalmächte, im Unterschied von England und Amerika. Der Militarismus herrscht in Frankreich und Rußland genau ebenso, wie in Deutschland und Osterreich; und wenn in Deutschland die Bereitschaft und die Schlagfertigkeit der Armee vielleicht größer ist als bei seinen Gegnern, so hängt das mit dem allgemeinen Charakterzuge zusammen, daß bei uns mehr Schärfe. Ordnung und Pünktlichkeit im öffentlichen Dienst herrscht als bei unseren Nachbarn.

Die großen stehenden Heere der europäischen Kontinentalmächte sind seit 300 Iahren aufgekommen. Ist es etwa Deutschland, das den Anfang dazu gemacht hat? Nein! Wer die Geschichte kennt, weiß, daß Frankreich die erste moderne stehende Armee gehabt hat, und daß es im Zeitalter Ludwigs XIV. alle anderen Mächte des europäischen Kontinents vor die Alternative stellte, entweder in militärischer Hinsicht mit ihm zu wetteifern, oder

sich seiner Suprematie zu fügen. Unter Napoleon I. steigerte sich das militärische Übergewicht Frankreichs zu einer förmlichen Universalherrschaft." Sodann wird die Frage aufgeworfen: „Warum schilt man immer auf den Militarismus und nicht auf den Marinismus? Es ist der einseitige englische Interessenstandpunkt, der dabei das Räsonnement in der öffentlichen Meinung auch anderswo beherrscht. Tatsächlich ist die englische Flotte eine unendlich viel stärkere Bedrohung der fremden Völker als das deutsche Heer." Wenn man im Ausland dem deutschen Militarismus unsympathisch gegenübersteht, so ist dies durch das falsche Bild veranlaßt, das man sich von den inneren Zuständen Deutschlands macht. Demgegenüber wird betont: „Die Freiheit der Person und des Eigentums, die Freiheit des Gewissens und der Presse, ein hohes Maß von Selbstverwaltung und konstitutioneller Konttolle des öffentlichen Lebens verträgt sich sehr wohl mit unserem Militarismus, der keineswegs eine Folge unentwickelter Zivilisation, sondern eigentümlicher, geographischer und politischer Lebensbedingungen ist." Dem falschen wird das richtige Bild des deutschen Mili-

tarismus entgegengesetzt. „Unser Heer ist das Volk in Waffen. Ieder Mann, der die Waffen zu führen und die Strapazen des Krieges zu ertragen imstande ist, zieht ins Feld, um das Vaterland zu verteidigen; und wer nicht dazu imstande ist, blickt mit patriotischem Neid auf die Glücklichen, die ihr Leben für unsere höchsten Güter einsetzen dürfen; die Zurückbleibenden aber sind auf ihrer Seite bestrebt, durch materielle Opfer und freiwillige Arbeitsleistungen das Wohl des Vaterlandes zu fördern.
Das ist unser Militarismus!
Wir senden die Blüte unserer Iugend, gerade auch der oberen Klassen, ins Feld. Namhafte deutsche Poeten, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Landwirte, Industrielle kämpfen heute in Frankreich und in Rußland. England begnügt sich, jene Söldner in den Krieg zu schicken, die keine bessere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft gefunden haben. Auf welcher Seite ist da die größere moralische Kraft in der Kriegführung?"
Und wenn die Folge des Krieges wäre, daß „auch England bis zu einem gewissen Grade den verhaßten deutschen Militarismus nachahmen müßte, so wäre das kein Schade für die Gesittung der Welt; denn unsere militärische Verfassung repräsentiert einen höheren Typ von Ethik und Zivilisation als diejenige Groß-Britanniens."
Auch der übrige Inhalt des Heftes, aus dem die Aufsätze von Prof. Sombart-Berlin über „Krieg und Volkswirtschaft" und der von Prof. Kretzschmar über den „Krieg und die deutsche Musik" hervorgehoben seien, sowie der interessante Briefwechsel des Münchener Nationalökonomen Brentano mit 2 französischen „Kollegen" ist beachtenswert und interessant.

Dramatische Rundschau.

Von Oswald Brüll.

„Der junge Medardus" des Burgtheaters.

(Zur ersten Aufführung von Arthur Schnitzlers dramatischer Historie a» einer reichsdeutschen Bühne).

In der schlesisch-galizischen Grenzstadt, die mein augenblicklicher Aufenthaltsort ist und die dem Kriegstheater um vieles näher liegt als dem Burgtheater, erfuhr ich vor ein paar Tagen aus einer Zeitungsnotiz, daß „Der junge Medardus" soeben das Berliner

Rampenlicht erblickt habe. Ganz ungläubig las ich dies; als ob da stünde: künftige Woche übersiedelt der Stefansdom nach Berlin.
Auf Ehrenwort, ich weiß mich frei von jeglichem Feuilletonistenpathos, wenn ich mich solch starken Vergleiches bediene. In der gegenwärtigen Zeit eitle Phrasen in die Luft werfen, wäre mehr als geschmacklos, wäre Blasphemie. Es ist meine innerste Überzeugung: „Der junge Medardus" hat zu stark in seinem geistigen Nährboden Wurzel geschlagen, als daß er auf fremder Scholle gleicher Entfaltung fähig wäre.
Daß das Stück in Wien spielt, — im Wien des Iahres 1809, — ist für das Gesagte keine zureichende Erklärung. Die Mehrzahl der Dramen Schnitzlers hat Wien zum Ort der Handlung und sind doch nicht alle in Wien bodenständig geworden; ja, einige („Der einsame Weg", „Zwischenspiel", „Professor Bernhardi") haben draußen im Reich die größere Zugkraft erwiesen. Ist ja überhaupt ein Großteil der dramatischen Kunstwerke unserer Literatur eindeutig lokalisiert, ohne dabei in seiner allgemeinsten Publikumswirkung beengt zu sein. „Glaube und

Heimat" hat wohl an der Elbe nicht weniger zu erschüttern vermocht als am Inn.
Nein. Wenn „Der junge Medardus" dem geistigen Bestand Wiens heute inniger verbunden ist als sein Schöpfer selbst, und wenn dieses Verhältnis in der Literaturgeschichte vielleicht nicht seinesgleichen hat, so ist dies an anderem gelegen. Einmal daran, daß Wien nicht bloß der Schauplatz des Stückes ist, — wie in anderen Hervorbringungen Schnitzlers —, sondern sein Held; zum zweiten daran, daß das Stück durch eine unvergleichliche Burgtheateraufführung, die an Vollkommenheit eher zu- als abnimmt, lebendig gehalten wird: ein vergängliches, aber immer wieder sichtbares Wahrzeichen der Stadt.
Wien ist der Held des Spieles.
Natürlich kann diese Gleichung nur auf symbolische Weise Ausdruck finden, indem das Abstraktum durch ein« Summe von Konkreta ersetzt, Wien in den Wienern abgespiegelt wird. Den jungen Medardus Klähr allein als den Repräsentanten des „Spezifisch-Wienerischen", (das mit dem „Spezifisch-Österreichischen" nahezu kongruent ist,) anzusehen, wäre gefehlt. Die Gestalt seines Oheims Iakob Eschenbacher hat in der gedanklichen Konstruktion des Dramas einen ebenbürtig bedeutungsvollen Platz angewiesen. Die Persönlichkeit des Medardus Klähr wurde von Mar Kalbeck, dem hervorragenden Wiener Kunstrichter, dahin formuliert, daß er ihn den wienerischen Hamlet nannte. Aber die Hamletnatur ist nicht inhaltsgleich mit dem Wienertum, dem Österreichertum. Sie ist nur eine, freilich prominente Spielart davon. Aber daß, zieht man diesen Posten ab, noch ein gut Stück prachtvoll aufrechter, obschon an chronischer Selbstunterschätzung laborierender Männlichkeit übrigbleibt, die ebenfalls „spezifisch österreichisch" ist — wann könnten wir darin bessere Einsicht gewinnen, als in dieser prüfsteinharten Zeit. Der letztbezeichnete Typus des Österreichertums wird in Schnitzlers Stück durch Eschenbacher vorgestellt, dem jungen Medardus gegenübergestellt. Medardus lebt, wie er ist, er stirbt wie Eschenbacher.
Oheim und Neffe verbildlichen also die beiden Gefühlsgegensätze, die im

Osterreichertum enthalten sind. Den Gegensatz reicher zu gestalten, anderseits bis zu einem gewissen Grad zu verbergen, hat der Dichter ihnen in schier verschwenderischer Fülle Episodenfiguren beigesellt, die mit den knappsten Mitteln aufs glücklichste differenziert sind, Figuren, die auf verschiedenen Höhen der sozialen Stufenleiter stehen, wodurch die künstlerische Abbreviatur des Wienertums nahezu allseitig wird.
Und nun ist von einem besonders wichtigen Kunstgriff des Autors zn reden: damit dieser ganze wienerische Kompler in betonter Weise als wienerisch empfunden werde, ist er in Berührung gebracht mit dem ganz und gar wesensfremden, erotischen, völlig frei erfundenen Erilshof des Herzogs von Valois. Ich halte es übrigens für wahrscheinlich, daß im künstlerischen Entstehungsprozeß der Dichtung Gestalt und Schicksal der Helene von Valois — Gestalt und Schicksal einer Frau, die hochmütigen Sinnes vermeint, die Allherrscherin „Geschlechtsliebe" könne ohne weiteres in den Dienst des Willens gestellt werden —, früher feststanden und verdichtet waren als Gestalt und Schicksal des männlichen Gegenspielers. Als er daran ging, diesen zu bilden, mag Arthur Schnitzler, der repräsentative Schriftsteller Österreichs, sich seiner Aufgabe (seiner selbstdiktierten Aufgabe) erinnert haben, Österreich eine repräsentative Dichtung zu schulden. Er hat also bei dem künstlerischen Unternehmen,

aus dem „Der junge Medardus" hervorging, in gewissem Sinne jener „äußeren Freiheit" ermangelt, die nach Schiller zur Genesis jedes großen Kunstwerkes erforderlich ist; er war sozusagen zu seiner Inspiration verpflichtet. Nichts destoweniger ist „Der junge Medardus" die Krone seiner Schöpfungen geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag. Auf dem Hintergrund eines erotischen Konflikts hat Arthur Schnitzler eine volkstypische Dichtung geschaffen, — denn das ist „Der junge Medardus". Nicht Medardus Klähr und Helene von Valois, die der Dichter als Liebes- und Hassespaar zusammenführt, sind die Protagonisten des Dramas. Es hat, wir sagten es, nur einen Helden: Wien-Österreich.

Das Wiener Publikum nun, das Publikum des Burgtheaters, ist sich dieser tiefern Bedeutung des Stückes freilich nicht durchwegs bewußt geworden; aber gefühlsmäßig erfaßt wurde sie von allen. Denn in dem Stücke bewegen sich nicht bloß Wiener Menschen, werden nicht bloß Wiener Örtlichkeiten vorgeführt; in ihm liegt, weiß Gott wie und wo verborgen, echteste Wiener Stimmung, und solche bedarf nicht verstandesmäßiger Zergliederung, um nacherlebt zu werden. Es genügt, wenn ihr eine seelische Disposition entgegengebracht wird, die, von ihr angerührt, gleichsam ins Mitschwingen gerät und das befeuernde Gefühl geistiger Selbsttätigkeit auslöst. Wie soll es aber möglich sein, daß norddeutsche Menschen diese Voraussetzung erfüllten? . . . Thomas Mann sagt in seiner „Königlichen Hoheit", daß Leute, die einem Fürsten Hoch rufen, sich selbst damit meinen. Auch einem Kunstwerk rufen wir nur Hoch, wenn wir uns selbst darin wiederfinden . . .

Wenn ich auch erwähnte, daß die Identifizierung von Kunstwerk und Publikum durch das Gefühl erfolgt, möchte ich doch hervorheben, daß dieses Gefühl sich nicht momentan Durchbruch verschafft, nicht „auf den ersten Blick". Bei seiner Wiener Premier« l24. November 1910) tat „Der junge Medardus" keineswegs das, was man durchschlagen nennt. Es war eine Premiöre wie jede andere, eine Schnitzler-Premiöre allerdings und von einer

Spieldauer, wie man sie am gleichen Ort nur dem „Faust und „Don Carlos" verstattet hatte. Im übrigen aber eine durchschnittliche Burgtheaterpremi^re mit dem durch hundertjährige Übung geheiligten Zeremoniell (— nur einmaliges Öffnen desselben Bühnenbildes, nach dem ersten Fallen des Vorhangs Erscheinen eines Regisseurs, der den Dank des Autors ausdrückt, nach dem zweiten dann Vortreten und Verbeugung des Autors in Person —). Auch die Stellungnahme des Publikums war kaum von der durchschnittlichen verschieden. Der Dichter erwachte am nächsten Morgen nicht berühmter, als er des Abends gewesen war. Aber allmählich vollzog sich der Umschwung, — die Stadien desselben lassen sich heute nicht mehr bezeichnen. Genug, etliche Monate nach der Erstaufführung war „Der junge Medardus" berühmt, volkstümlich, zu» Standardwerk des Durgtheaters erhöht. Man sah das Stück zum zweiten Mal an, zum dritten, immer wieder. Man entdeckte, nachdem man sich einmal in der verschlungenen Fabel zurecht gefunden und häuslich eingerichtet hatte, einen solchen Reichtum an Einzelschönheiten, daß hier wirklich das Wort anzuwenden und zu bejahen war: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen."

Mir ist das Werk in der Beseelung, die es vom Burgtheater erhalten, so teuer geworden, daß ich ihm oft mit einem Gefühl nachhänge, das ich richtig

nur Heimweh nennen kann. Wenn
ich etwa durch den Schloßhof von
Schönbrunn schreite, (er ist der Schau-
platz der vorletzten Szene — im Burg-
theater hat ihn Lefflers Meister-
hand, die auch die übrigen Dekorationen
schuf, verblüffend getreu hingezaubert):
dann verwünsche ich die Wirklichkeit
und sehne mich in den verdunkelten
Raum vor den gemalten Prospekt.
Oder ich begegne an einem Abend,
da man den „Medardus" gibt und ich
doch der Vorstellung nicht beiwohnen
kann, den zuströmenden Theatergästen:
wie beneide ich sie, und welche Traurig-
keit befällt mich selbst, als ob ich
immerdar verdammt sei und ausge-
schlossen von aller Freude.
Und wenn ich, fern von Wien, die
Buchausgabe des lieben Stückes her-
nehme: so klingt mir jedes Wort dieser
wundervoll edel stilisierten und dennoch
natürlichen Sprache in der Kadenz im
Ohr, die ich von den Schauspielern des
Burgtheaters vernahm. Mit ihrer
Stimme werden sie dann selbst lebendig:
Alfred Geraschs mit tobender
Leidenschaft aufgefüllter Medardus
Klähr; die marm orkalte und mit einem
jäh aufglühende Prinzessin Helene der
unbeschreiblich schönen Else Wohl-
gemut h, (die in dieser Rolle ihren
Burgtheaterruhm begründete); der
Meister Eschenbacher, den Robert
Balajth» im Ebenbild des alten
Grillparzer schuf, (nun ist der Part an
MarPaulsen, Ritter des Eisernen
Kreuzes übergegangen, und auch bei ihm
in guter Hut); die mater äolor«»a
des Medardus, vom Dichter unver-
gleichlich konzipiert, von Hedwig
Bleibtreu unvergleichlich darge-
stellt, in ihrer Tränenlosigkeit zu Tränen
rührend; Otto Treßlers Etzelt,
eine virtuos ausgeprägte Raisonneur-
figur; und endlich — ich kann hier
nicht jeder der 78 handelnden Personen,
die der Zettel nennt, besonders ge-
denken —, die Agathe Klähr unserer
genialen Karoline Medelsk»,
von der Künstlerin mit jener mädchen-
haften Mütterlichkeit umgeben, die ihr
eignet, und zutiefst in eine Traurigkeit
getaucht, über welche hin und wieder
ein verirrtes Lachen auffliegt . . .
Und dies alles sollte ebenso gut fern
von Wien, außerhalb des Burgtheaters,
zu Fleisch und Blut erstehen können?
Nein, es sollte nicht, es hat nicht

sollen sein. Die Berichte, die von der Berliner Aufführung kamen, haben meinen Gefühlszweifeln recht gegeben. „Und alles kam, wie es kommen mußte, alles, wie es kommen mußte" — ihr erinnert euch wohl, daß es so in „Iettchen Gebert" heißt. „Der junge Medardus" wird auch weiterhin „Der junge Medardus" des Burgtheaters bleiben. Für seinen guten, bundesbrüderlichen Willen möge das Lessingtheater gleichwohl bedankt sein.

Zeit-Rundschau.

Von Geheimrat Dr. Richard Paasch.

Von Raum und Zeit.

Hlemeuto momeuti! Vergangenheit und Zukunft sind Bilder —, vielleicht Trugbilder.

Das zeitlose Ich bedarf des Schleiers der Maja als einer Hülle, um, fern vom Licht der Erkenntnis, nicht zu erfrieren; wie es andererseits seiner als eines Schutzes bedarf, um nicht geblendet zu werden, sobald es sich mit seinen unzureichenden Organen der Sonne des Unbedingten zu nähern gewagt hat. Am Gewebe dieses Schleiers bilden Vergangenheit und Zukunft die Kette, deren Einschlag uns die Umwelt liefert. Beide sind Anschauungsformeu,

Symbole, bei denen wir uns unter dem Bilde der Zeit etwas vorstellen, wie wir vermittelst unserer Sinne etwas vom Wesen der Dinge erkennen zu können wähnen.
Als Gegenwart fassen wir in Vorstellung und Empfindung die jüngste Vergangenheit mit der allernächsten Zukunft zusammen. Die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft ist ein Nichts, ohne Ausdehnung wie der geometrische Punkt. Daher ist Gegenwart im eigentlichen Sinne ein unhaltbarer Begriff: es gibt keine Gegenwart. Da wir nun gesehen haben, daß auch Vergangenheit und Zukunft nur Anschauungsformen sind, zwingt uns auch diese Betrachtung, uns zu bescheiden und — bescheiden zu bleiben.
DerAugenblick ist ewig!
Dieser Satz, der das nicht faßbare kleinste Zeitmaß dem ebensowenig faßbaren zeitlich Unbegrenzten gleichsetzt, formuliert damit die Antinomie des Zeitbegriffs. Vermögen wir uns nun die Zeit nur unter dem Bilde des Raums vorzustellen, hieße das, aufs Räumliche übertragen, von einem unendlich großen Punkt sprechen. Dieses Bild würde uns wenigstens von der quälenden Vorstellung des Ringes im Nietzscheschen Sinne, einer in sich zurücklaufenden Kreis linie, befreien. Das raumähnliche Zeitbild — der unendlich große Punkt—muß eben ebenfalls keine und alle Dimensionen aufweisen.
Idealität von Zeit und Raum hebt auch die Kausalität auf.
vecluetio a<i ad»urüum?
^G^
Unoerlangte Mllnulkiipte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
heiuuxj«»«, un« ^U«n«>a»!«ui Vnn > <!iio»>i« b!«i« ni »«ll!» » I«, >Uiyiiwu<n 5»» I«l«<o» Amt »uilüi» «,!»«», »«lonNolliiNch«» ««»uülnli: s<^. 8»lo!u» Viuck Ni N«,!«« — MIe!n>V«ni»!un» Mi Ungnr,
:
Vlüllch« ,, », hnfduchhonllliiny <I, V«n»»>, Vuollp«l! V, 0»l»lty»-u«M z, - Für de» 3»!««Nnl«il »«nniwonuch: 8«lnr!ch Mlllm»»n w V«»l»u M. - V«rl»« und Vru<>! !»« Echl«fil<b»» «uchonu»!««, » S 2ch»«lla«»»«I, »-«,. N»e»lail lll

In8er2ten ^nnakme
V«rlaß Lr»Iau III; k«rn«r 6ul><:li 6l« k'llina: Iiu6olk Äo«« uu6 <iie
I»»«stl«»n»p«'«i», p« 48 mm br«it« 2«il« <liu6«Il Klo»«'» XormaI-

5^5
Exzellenz Freiherr von Stumm, Kaiserlicher Botschafter a. D.

- ? seHHMsnalWH
'V^^'MV»
Begrönoiet vl?n Pau5 tirdau
v'bcr: Professor Dr. Ludwig Stein
" Kunst« und Verlagsanstalt
S. <7^.l.lrlaender, A.-G., Breslau.
.i',»ch«: Berlil'^.i^) Budapest Kopenhagen
Christian« Ko'v'ran» >,opel
«»)»:». I«li« Dl,b««!, Vuchhülg. Intnua- <«««. ^i>»>i« 0ll» Kell.
Ml dl« «ch»«i,. «l«»«««. «»«^l. «. »««h««»,»n, H««. ,«»», I»«««« I.
««««l<!l»«l!ntu»,flll s«ll<»d: ».«». »<»«<«<«» ««» ««lw, H»«», «ultnchofZS.
39. Jahrgang. Band 152. Heft 485. Februar 1915

<5Â«5-Â»Â«.
/
Exzellenz FrecheÂ« von Stumm, Kaiserlicher Botschafter a. D.

Eine öe<cheHümaWH
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin VV.io Budapest Kopenhagen
«. F. «tebuukel. ««««hold V«U«i. <l!IM1ch«l<.i.tz<>ftuchh»ndl. «»!«»K b«ff«Ui»Ich,
Stockholm Christian« Konstantinopel
I.«. Flltz«. I^IbnlwI« It«7»l«. ?«»b Dydniad Vuchhdlg. Meinat, Vuchhandl. Ott» Keil.
fili dl« Pi»«ln,e» in ech«d» u»d w D«»em»lK: »»«« «h«. N«fin» ««chl«l«e», »»venh«»«««.
ftl dl« Lchnxi,: «l«»»«. ««««<«». «. v«chh««»l»n« H«»m. P«»«- Zürich I.
««N«l»l«Nnt»nz fNl H»ll»»d: W.V »«»«<»«»« «n» «»in», H»««, Vulteich»l3S.
' »
39. Jahrgang. Band 152. Heft 485. Februar 1915

EMPTY

Professor Dr. Ludwig Stein:

Durchhalten!

Gerüchte von Sonderfriedensbestrebung umschwirren uns seit Wochen von Ost und West. Iedermann will vom Bekannten eines Bekannten, der wieder Beziehungen zu eingeweihten Kreisen unterhält, erfahren haben, daß Bestrebungen im Gange sind, diesen oder jenen Sonderfrieden abzuschließen. Man nennt bekannte Namen, die angeblich in neutralen Ländern schon unterhandeln und Vorbereitungen zu einer Kartenumzeichnung der Welt treffen. Ia, man will sogar einen russischen Großfürsten gesehen haben, der zu diesem Behufe die in Kriegszeiten etwas bedenkliche Reise nach Berlin angetreten habe. Wieder andere fabeln von einem bekannten, England abholden russischen Staatsmann, der in Deutschland aufgetaucht sei und sich nach Rom begeben habe, um die Friedensverhandlungen, zu denen er durch seinen berühmten Präzedenzfall prädestiniert sei, einzuleiten. Und so häuft sich denn der politische Klatsch aus Gesindestube und Hintertreppe derartig an, daß man eine Herkules-Arbeit verrichten müßte, wollte man mit einem gewaltigen Besen diesen Augiasstall von ungesunden, zuweilen sogar recht verfänglichen Legendenbildungen gründlich säubern. Die ohnehin überhitzte Einbildungskraft der Zuhausegebliebenen empfängt diese verhängnisvolle Nahrung aus trüben, meist sogar geflissentlich getrübten Quellen.

Die Gefahr dieser übereifrig herumgebotenen Gerüchte besteht darin, daß man sich vorzeitig in einen Friedenstraum hinüberlullen lassen könnte, während der bessere und größere Teil der Arbeit nicht hinter, sondern vor uns liegt. Was wir heute dringender denn je brauchen, das sind nicht politische Schlafpulver, sondern im Gegenteil Stimulantien zum Wachbleiben. Zu einem Capua liegt nicht die leiseste Veranlassung vor. Es bedarf im Gegenteil der höchsten Anspannung aller unserer Energien, unserer strategischen nicht bloß, sondern auch unserer diplomatischen Künste, um einer Welt von Feinden mannhaft und siegesbewußt gegenübertreten zu können. Wehe uns, wenn wir uns schwach zeigen! Daß man alle vorbeugenden Maßregeln seitens einer vorsorglichen Regierung trifft, damit der englische Melinit-Kampf des Aushungerns der Zentralmächte zuschanden werde, ist ein unabweisbares Gebot der nationalen Selbst-

erhaltung. Der Kaiser hat mit dem Kriegsbrot den Anfang gemacht, und wir «"erden ihm auch darin allesamt folgen. Vorsicht und Umsicht, haushälterisches Umgehen mit dem „geheiligten Brot" und sorgsamer Sparsinn gehören zu jenen Tapferkeiten der Daheimgebliebenen, die wir unbedingt aufzubringen haben, wenn wir anders unsere Pflicht erfüllen und uns an den vor der Front Stehenden nicht versündigen wollen.

Die Schützengräben der Zuhausegebliebenen heißen: Selbstbescheidung, Einschränkung, Verbannung alles Entbehrlichen, Herabsetzung der Lebenshaltung, Herabstimmung und Dämpfung unseres öffentlichen Auftretens, da wir zu jeder Stunde derer eingedenk sein müssen, die draußen Blut und Leben für uns lassen. Wir fordern, wohlverstanden, keine Kopfhängerei, kein Muckertum oder gar Schwarzseherei, und dies um so weniger, weil unsere Nachrichten an die im Felde Stehenden davon abfärben und dadurch die Stimmung der Krieger ungünstig beeinflussen könnten. Aber was wir verlangen müssen, ist: Maß in allen Dingen, Gehaltenheit, mit Würde gepaarter Ernst, der weder ein Himmelhochjauchzen duldet, wenn eine Siegesnachricht eintrifft, noch viel weniger aber ein Zutodebetrübtsein zuläßt, wenn der Draht einmal weniger Erfreuliches berichtet, was ja bei den wechselvollen Kriegsschicksalen unausbleiblich ist. Überhaupt sollten wir den Einzelberichten vom Kriegsschauplatz, wenn es sich nicht um Entscheidungsschlachten handelt, nicht mehr Bedeutung beimessen, als etwa Teilergebnissen bei Wahlkämpfen in solchen Wahlkreisen, bei denen das Teilergebnis den Wahlsieg nicht mehr beeinflussen kann. Was auch kommen mag und wie es auch kommen mag: nnr Zuhausegebliebenen sind zäh und unbeugsam, ebenso entschlossen durchzuhalten, wie unser« tapferen Krieger vor der Front zu jeder Stunde bereit sind, Not und Tod für Kaiser und Reich auf sich zu nehmen. Mag auf diesen oder jenen unserer Feinde das WoN zutreffen: zikccutur lutea muros et extra, so gilt für uns umgekehrt das Wort: Es wird durchgehalten, und zwar bis zum letzten Atemzug, innerhalb der Front und außerhalb der Schützengräben.

Unsere Diplomatie ist eifrig am Werke, ihr Höchstes einzusetzen, um den Machenschaften der gegnerischen Gruppe ein kräftiges Paroli zu bieten. An den beiden empfindlichsten Stellen der Weltentragödie, die sich vor unseren Augen abspielt, in Bukarest und Rom, haben wir Vertretungen, die zwar nicht in der skrupellosen Wahl ihrer Mittel, wohl aber in der diplomatischen Klugheit nicht nur ebenbürtig, sondern weitaus überlegen sind. Und mag sich Frankreich auch dazu entschließen, den ehemaligen Präsidenten Loubet an Stelle Barreres nach Rom zu schicken, um dieser Sendung ein noch größeres Relief zu geben, als es Iules Cambon geboten hätte, der anfänglich als Ersatz Barröres in Aussicht genommen war, so wissen wir das Geschick Deutschlands in so zuverlässigen Händen in Rom, daß wir dem Präsidenten Loubet ein entsprechendes Gegengewicht gegenüber-

zustellen haben. Wenn Italien sich auf eine große weltgeschichtliche Rolle vorbereitet, so haben wir für die Haltung der italienischen Regierung volles Verständnis.

Das Einfühlen in fremde Wesensart gehört, wie ich in der „Vossischen Zeitung" Nr. 638 ausgeführt habe, zu den glücklichsten Merkmalen deutscher Art und Sitte. Unsere Gildemeistersche Dante-Übersetzung und unsere Dante-Forschung sind ebenso untrügliche Beweise unseres eindringenden Verstehens italienischer Geistesart, wie unsere Nassisch gewordene Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Übersetzung und unsere Shakespeare-Forschung, die ihren Mittelpunkt im „geheiligten Weimar" in der Shakespeare-Gesellschaft besitzt, Zeugnisse unserer Durchdringung der englischen Gefühls- und Gedankenwelt darstellen. Diese gesteigerte, seit Herder und Goethe dem deutschen Volke planmäßig eingezüchtete Einfühlungsfähigkeit in das Seelenleben anderer Völker ist uns auch in Kriegszeiten, da alle Münzen umgeprägt und alle Gefühlswerte umgewertet werden, nicht abhanden gekommen. Wir vermögen uns auch heute noch dermaßen zu entselbsten, daß wir für die politischen Stimmungen und Verstimmungen in Italien, das augenblicklich zur Magnewadel der neutral gebliebenen Balkanstaaten geworden ist, volles Verständnis aufzubringen vermögen.

Von vorn herein sei zugegeben, daß die Stellung Italiens durch das aktive Eingreifen Englands in den Weltkrieg eine heikle und verfängliche geworden ist. Alle seine Küsten sind der vereinigten Mittelmeerflotte Englands und Frankreichs empfindlich ausgesetzt. Italien steht auf dem Standpunkte, daß im Allianzvertrage der Beitritt Englands zum Kriege gegen die Dreibundmächte nicht vorgesehen war. Mit seiner Neutralitätserklärung glaubt Italien seiner Bundespflicht um so eher genügt zu haben, als sich seine Verbündeten mit dieser seiner Haltung stillschweigend einverstanden erklärt und damit dargetan haben, daß die Neutralitätserklärung Italiens, die seinen Verbündeten wertvolle Vorteile während der Kriegsführung gewährt habe, dem Wortlaut des Bündnisvertrages nicht widerspreche. Hui taeet, cou»«utire viöetur. Man habe sich offenbar mit der Tatsache abgefunden, daß im Falle eines kriegerischen Eingriffs Italiens seine Häfen blockiert, seine Küstenbahnen gefährdet, und eben damit die Proviantierung unmöglich gemacht würde. Zudem sei Italien nach dem tripolitanischen Kriege, der IV2 Milliarden verschlungen habe, finanziell erschöpft, militärisch geschwächt und nautisch nicht auf der Höhe. Und so konnte man es den Italienern nachfühlen, daß sie in diesem Zustande der Ermattung, der noch durch die Revolten des Frühjahrs 1914, welche den Rücktritt des Ministeriums Giolitti im Gefolge hatten, bedenklich verschärft wurde, keinerlei Neigung zum Eingreifen in den Weltkrieg verspürten und sich in ihrer strikten Neutralität eine Art von politischem Tuskulum schufen. Als man aber nach den Besuchen von Iules Cambon und Tittoni in Rom begann, auf die Italiener zu drücken und

mit ihnen wegen des Kaufpreises ihrer Neutralität zu schachern, da sprach der Ministerpräsident Salandra das stolze Wort, das einen Schuß ins Schwarze bedeutet : „W ennwirumunsereNeutralitätgefeilschthätten, so hätten wir sie auch entehrt."

Das ist die Grundstimmung des verantwortlichen Italiens. Wir wissen sehr wohl, daß es unverantwortliche Kreise in Italien gibt, die weniger aus Liebe zu den Dreiverbändlern, als aus nationalistisch-chauvinistischem Irredenta-Haß heraus eine Preisgebung der Neutralität zu unseren Ungunsten in de» Minister-Vorzimmern im Schmeicheltone heischen und in jenem Teil der italienischen Presse, der dem Goldton des französisch-englischen Sirengesanges schon vor Ausbruch des Krieges erlegen ist, gebieterisch fordern. Aber wir kennen auch genau die Kreise, aus denen sich diese Ungestümen und politischen Draufgänger, die jenen Treubruch verhimmeln und eine Abenteurerpolitik bejubeln, zusammensetzen. Ein gar wunderliches Kunterbunt hat sich da zusammengefunden: Die Freimaurer, die nach dem republikanischen Frankreich sehnsüchtig hinüberschielen, die Reformsozialisten, die sich von einem unglücklichen Krieg den Zusammenbruch der italienischen Dynastie versprechen, die Republikaner der Kammer, die offen für den Sturz der Monarchie eintreten, endlich und insbesondere die Irredentisten, die ebenso hypnotisch auf Trient hinstarren, wie die Franzosen auf das Loch in den Vogesen. Das ist die Gesellschaft der Unzufriedenen, der Aufrührerischen, der „Subversiven", die nur einig sind im gemeinsamen augenblicklichen Ziel, aber sich sofort gegenseitig zerfleischen würden, wenn dieses Ziel annähernd erreicht und sie dazu verdammt wären, auch nur einen Tag zusammen zu arbeiten. Das wäre das politische „Inferno" mit dem Eingangsspruch Dantes: lH»«2te oßni speran22, ...

Diesem Höllen-Breughel steht nun geschlossen jene Parteigruppierung geenüber, die sich um den König und das Haus Savoyen schart. Dazu gehört aber nicht bloß die herrschende liberale Partei, die überwiegende Majorität der Kammer und nahezu der ganze Senat, sondern auch der äußerst rechte und der äußerst linke Flügel der Kammer: die klerikalen und die orthodoren Marristen. Die Klerikalen stehen augenblicklich vorbehaltlos hinter der Neutralitätserklärung der Regierung, weil sie grundsätzlich allem Aufrührerischen abhold sind und wohl auch vom gegenwärtigen Papst eine entsprechende Weisung erhalten haben. Aber auch die strengen Marristen haben sich von den Revisionisten getrennt, weil die Marristen folgerichtig so deduzierten: Marr hat jeden politischen Krieg, der nicht sozialer Klassenkampf ist, verurteilt, folglich dürfen Marristen keinen Abentenrerkrieg befürworten. Und so stehen denn in Italien, trotzdem die große Presse mit wenigen rühmlichen Ausnahmen gegen uns ist, zwei große Gruppen einander gegenüber: die Neutralitätsverfechter, welche das Eingreifen Italiens zu unseren Ungunsten als Schand- und Brandmal des Treubruchs und somit der künftigen Bündnisunfähigkeit

Italiens grundsätzlich verabscheuen und weit von sich weisen. Diese Gruppe schart sich um das Banner des Hauses Savonen. Dagegen revoltiert durch Stimmungen und Verstimmungen das Sammelsurium der Neutralitätsverwerfer, die sich in ihrer Hauptmasse unter der republikanischen Standarte zusammenfinden.

Die besonnenen Wortführer der Regierungspartei, die für eine bewaffnete Neutralität eintritt, um jederzeit die Lebensinteressen des „geheiligten Egoismus" Italiens mit dem Schwerte in der Hand verfechten zu können, meiden die Superlative. Sie wenden sich nicht, wie die Schreier von links, an ungezügelte Instinkte oder an die haßverblendete Leidenschaft, sondern an den nüchternen Menschenverstand und an die nationale Würde. Ihre Sprache wird in der Wilhelmstraße ebenso gehört wie am Ballhausplatz. Keinem urteilsfähigen Politiker von ernstem Zuschnitt fällt es hier oder in Österreich-Ungarn bei, sich von der Affektsprache feiler Blätter irritieren zu lassen. Solange der König und sein liberales Ministerium in Italien das Heft in der Hand halten, zweifelt kein Eingeweihter daran, daß sich das verantwortliche Italien niemals zu einem Treubruch hergeben würde. Es tut daher gut, daß wir von Zeit zu Zeit Stimmen großer Italiener vernehmen, die sich für das unantastbare Heiligtum geschlossener Bündnisverträge einsetzen, ohne der strengen Neutralität einen bitteren Unterton gegen uns zu geben.

Maggiorino Ferraris, der Herausgeber der vornehmen „Nuova Antologia" und früherer Postminister, ergreift in seiner Monatsschrift nur selten selbst das Wort zu einer politischen Kundgebung, aber wenn er es tut, dann lauscht Italien auf jedes Wort dieses — auch gesellschaftlich — in Rom tonangebenden Senators. Ferraris überschreibt im Heft 1027 der Zeitschrift seinen Aufsatz: „II luomeut« «torico". Das Iahr 1914, so führt Ferraris aus, wird ein trauriges Datum für das ganze Menschengeschlecht auf Iahrhunderte hinaus bilden. „Die Neutralitätserklärung Italiens, im richtigen Augenblicke verkündet, mit Würde und Ehre, war kein Zeichen der Schwäche oder mangelnder Vorbereitung, sondern in einem hohen Sinne die deutliche Bestätigung unserer eigenen Verantwortlichkeit und der Ausdruck eines klaren und entschlossenen Bewußtseins wie der Pflichten, so der Rechte unserer Nation." Eine andere Note schlägt Professor Alessandro Chiappelli, der erste Philosophiehistoriker Italiens, in der „Nazione" (Florenz) vom 14. Dezember an. Chiappelli erhebt seine warnende Stimme gegen eine Politik der Gasse, in einem Aufsatz, der „rreMrasion« 6'armi e äi aFiiuli" (Vorbereitung der Waffen und der Seelen) überschrieben ist. Die Siege, sagt Chiappelli, werden nicht mit den Waffen allein, sondern auch mit der Seele erfochten (coli' animo ede vince o^ni dattaßlia). Er hat den Mut, den Italienern zu Gemüte zu führen, daß es in Österreich nicht nur ein Trient gibt, sondern auch einen ehrwürdigen Herrscher, der seiner Kirche besonders treu ergeben und daher mit Rom aufs engste verwachsen ist. „Deutsch-

land stellt augenblicklich das Land der Disziplin und Ordnung dar. Es ist zudem das Land der Reformation und des wissenschaftlichen Sozialismus."
In diesem Chorus von wohltuenden Stimmen zugunsten der Aufrechterhaltung der strengen Neutralität Italiens darf die des ehrwürdigen Senators, Professor Giacomo Barzelotti nicht fehlen. Seine Aufsehen erregende Rede vom 14. Dezember im italienischen Senat hat im Auszuge die Runde durch die ganze Presse gemacht. Diese Rede ist umfangreicher und gehaltvoller, als der Auszug ahnen läßt; sie liegt mir im stenographischen Protokoll des italienischen Senats vor, wo sie acht Spalten füllt. Dieser Rede waren zwei Aufsätze vorangegangen (in der „Tribuna"). Der Kerngedanke Barzelottis ist ein Z u sa m m en stehen aller königstreuen Männer gegen die „subversiv e n" E l e m e n t e. Die Antimilitaristen von gestern sind heute die eingefleischtesten Militaristen von übermorgen. Sie vergessen aber, daß das Adriatische Meer weder ein slavisches, noch ein englisch-französisches Meer werden darf. Nicht bloß der „heilige Egoismus", sondern Gründe der Moral und des politischen Anstandes verbieten, den Verbündeten in den Rücken zu fallen. Diese Rede Barzelottis schlug ein. Die Stimmung in Italien erfuhr eine merkliche Verschiebung. Dazu traten Verstimmungen gegen die Dreiverbändler. Die Belästigung der italienischen Handelsschiffe hat die kommerzielle Welt gegen England aufgebracht. Die völlige Eingliederung Ägyptens hat starke politische Verstimmungen in Italien erzeugt, so daß selbst „Giornale d'Italia" und „Corriere della Sera" kurz vor Weihnachten erklärten, das englische Protektorat bedeute eine große Veränderung des Gleichgewichts im Mittelmeer, und Italien müsse dafür Kompensationen verlangen. Dazu tritt die völlige Sperrung des Suez-Kanals seitens Englands, wodurch dem italienisch«n Handel die Lebensadern unterbunden sind. Schon berichtet Admiral Betholo, daß die Italiener den Skandinaviern folgen und ihren Handelsschiffen ein Kriegsfahrzeug als „C o n v o y" zur Begleitung mitgeben. Ieder dieser Symptome der Verstimmung mag übersehen werden; aber zusammengehalten ergeben sie eine kompakte Wolke des Mißmuts über das rücksichtslose Vorgehen der Dreiverbändler. Diese Stimmungen beginnen nunmehr ernstlich in Verstimmungen umzuschlagen, zumal der „heilige Egoismus" Italiens in seiner tiefsten Wurzel gepackt ist. Und so mehren sich denn die Anzeichen, daß das „subversive" Italien zwar nach wie vor mit den Dreiverbändlern liebäugelt und scharmutziert, daß aber das verantwortliche Italien unbeirrbar an seinem offiziellen Verlöbnis mit den Zentralmächten festhält.
Und so dürfen wir denn, ungeachtet aller Posaunentöne der Dreiverbändler, die einen Treubruch Italiens als unmittelbar bevorstehend künden, der Zukunft voller Zuversicht entgegensehen. Wir lassen uns von Hetzaposteln wie Georges Lorano aus Brüssel, der Italien und Rumänien durchwandert und das Eingreifen dieser Mächte zu unseren Ungunsten marktschreierisch verkündet, nicht aus

dem Geleise bringen; wir vermögen nicht einmal die Rodomontaden des englischen Botschafters Buchanan in Petersburg und Arthur Iames Balfours geflissentliche Legendenbildung von einem angeblichen „Überstaat" Deutschland so bitter ernst zu nehmen, wie dies seitens der dreiverbändlerischen Presse geschieht. Natürlich bleiben wir die Antwort nicht schuldig. Ob der Keil zum Klotz paßt, mögen unsere Leser beurteilen. Iedenfalls hielten wir es für unsere unabweisbare publizistische Pflicht, dem politischen Falschmllnzertum vom „Überstaat" Deutschland entsprechend entgegenzutreten.

Dieselben englischen Imperialisten, so führte ich in der „Vossischen Zeitung" vom 4. Ianuar 1915, Nr. 5, aus, welche zuerst den Schiffstypus des „Fürchte-Nicht" konstruiert und hinterher, im Wettbewerb mit dem deutschen Schiffsbau, den „Über-Dreadnought" in die Welt gesetzt haben, erheben jetzt, wie auf stille Verabredung, den Ruf: „Deutschland muß vernichtet werden, da sonst alle Staaten von diesem Moloch verschlungen werden."

Am Neujahrstage hielt der englische Botschafter in Petersburg, Buchanan, den das deutsche Weißbuch als einen der Brandstifter des Weltkriegs erwiesen hat, eine feierliche Rede, in welcher England als Retter der Welt gegen deutsche Vorherrschaft oder gar Alleinherrschaft gepriesen wird. England sei es, so rief Buchanan emphatisch aus, das mit seinen gewaltigen Hilfsmitteln den Traum von einem deutschen Weltreich zerstöre. — Aber schon vor Buchanan hat Arthur Iames Balfour, der ehemalige Toryführer, der den offiziellen Parteiführer Bonar Law zwar gern vorschiebt, aber hinter den Kulissen doch der eigentliche Drahtzieher des englischen Imperialismus ist und bleibt, in Bristol eine Werberede für Kitcheners Millionenheer gehalten, in welcher er Deutschland des Verbrechens zeiht, die Herrschaft überdieganzezivilisierteWeltgewaltsamansichreißen zu wollen. Es ist dies jene politische Legendenbildung, die sich an die Schriften des Generals v. Bernhardi anrankt und in England nicht bloß, sondern ganz besonders auch in Amerika unter dem abkürzenden Stichwort „Bernhardismus" allüberall eingenistet hat. Während man in Deutschland selbst die Schriften Bernhardis verhältnismäßig wenig kennt und noch weniger als Ausdruck gesamtdeutscher Gesinnung bewertet, macht man in England mit dem „Bernhardismus" bitteren Ernst, schlägt die Pauke, rührt die Werbetrommel und hausiert in der englisch sprechenden Welt herum. Die Werke Bernhardis werden zu propagatorischen, antideutschen Zwecken in Amerika z. B. so massenhaft verbreitet, daß Amerikaner mich kürzlich wissen ließen, daß kein deutsches Geistesprodukt in Amerika augenblicklich so verbreitet sei, wie die Übersetzungen oder Auszüge aus den Schriften Bernhardis, die man seit Iahr und Tag schon auf dem Lesetisch einer gebildeten amerikanischen Familie fände.

Der „Bernhardismus" ist zum Schreckgespenst der neutral gebliebenen Völker geworden, dank einer unterirdischen Minierarbeit, die von London ausgeht,

wo sich der Sitz wie der kirchlichen, so auch der politischen Missionare befindet. Man wirft politische Traktätlein mit entstellten oder verballhornten Auszügen aus den Schriften Treitschkes und Bernhardis auf die Märkte der englisch sprechenden Welt und vergiftet solchergestalt systematisch die Stimmung gegen den angeblichen „Überstaat" Deutschland. Nur so ist es zu erklären, daß wir in überseeischen Ländern, denen die „öffentliche Meinung" vom Zentralsitz London aus ansuggeriert wird, plötzlich überall auf Feinde stoßen, wo wir bisher Freunde vermuteten. Wir haben zur Aufklärung dieser öffentlichen Meinung in Friedenszeiten nichts, England aber zu ihrer Irreführung alles getan. Wir haben nur in Heer und Marine gerüstet, England aber daneben und darüber hinaus noch in Druckerschwärze und Holzpapier.

Die vergleichende Völkerkunde, deren Schöpfer der deutsche Forscher Bastian war, hat für Märchen oder Sagen, die von Land zu Lande ziehen und nach und nach den gesamten Erdkreis umfassen, die Fachbezeichnung „Wandermärchen" geprägt. Ein so geartetes politisches „Wandermärchen", das nicht von selbst durch den unkontrollierbaren „Volksgeist" sich verbreitet, wie etwa die Allerweltssage von „Barlaam und Iosaphat", sondern planmäßig und zielsicher vom englischen Imperialismus aus in die Welt hinausposaunt wird, ist die philosophisch herausgeputzte Legende vom „Überstaat" Deutschland. Und Arthur Iames Balfour, der Verfasser der philosophischen Werke „^ öeteuee ot pbilo»opdic <loudt»", „I'onuäatiou» ot bellet", ,,N«»»v» »uck ^.üäre»se»". dessen Werke zum Teil auch in deutscher Übersetzung vorliegen, hat sich dazu hergegeben, eine philosophische Sonntagnachmittagspredigt in einer zu Rekrutierungszwecken veranstalteten Massenversammlung in Boston zu halten, in welcher er das Deutsch« Reich zu einer Art fleischgewordener Verkörperung des Nietzscheschen „Übermenschen" stempelt und ihm den Unnamen „llberstaat" beilegt, der „jeder internationalen Verständigung im Wege gestanden hätte".

Für wie ungebildet muß Balfour sein Publikum halten, wenn er ihm solche Schauermärchen aufzutischen wagt! Oder sollte unter diesen Tausenden von Zuhörern, die man mit Zirkuskünsten nach Barnum-Art in die Kitchenersche Millionenarmee hineinzutrommeln versucht, sich kein einziger befunden haben, der Balfour hätte entgegenhalten können: Haben Sie je von einem gewissen Mitbürger des angeblichen „Überstaates" Deutschland namens Stephan gehört, dem wir das eigentliche Rückgrat aller internationalen Institute, den Weltpostverein, danken? Und hat nicht Deutschland einen hervorragenden Anteil an dem Institut der internationalen Telegraphenverwaltung, am internationalen Bureau zum Schutz des gewerblichen Eigentums, der Urheberrechte und des geistigen Eigentums überhaupt, endlich und insbesondere an der Schöpfung des Zentralamtes für den internationalen Eisenbahntransport? Wir besitzen ein Institut für internationales Recht, das seit 1877 sein „Iahrbuch" herausgibt. Die internationale kriminalistische Vereinigung hatte ihren Mittelpunkt in Berlin

(von Liszt). Das Weltwechselrecht hat ein Berliner ausgebaut (Felir Meyer). Der angebliche „Überstaat" Deutschland hat sich der internationalen Ver ständigung nicht nur nicht widersetzt, sondern im Gegenteil in allen inter- nationalen Verständigungsversuchen meist die Führung innegehabt. Und wenn es im Haag den Abrüstungslockungen Rußlands zu Laube und Englands zur See beharrlichen Widerstand geleistet hat, so hat die Entente-Verschwörung gegen den deutschen „Überstaat" auch den Widerstrebendsten die Augen darüber geöffnet, wie richtig die Witterung der deutschen Politik war, als sie sich den süßlichen Schalmeientönen des „Friedenszaren" Nikolaus verschloß!

Wäre das „Deutsche Reich" wirklich jener Eroberungsstaat, jener Gewalt- und Machtstaat, der über Leichen geht und „die Herrschaft über die ganze zivili- sierte Welt" p«r ta» et ueta« anstrebt, wie Herr Balfour jetzt seinen Hörern weismachen will, so hätte man doch in den 45 Iahren seines Bestandes etwas davon merken müssen. Hat der „Überstaat" Deutschland etwa die Burenrepu- bliken wegen ihrer Goldminen und Diamantfelder auszurauben gesucht. Oder ist etwa das Deutsche Reich über Marokko hergefallen? Hat der „Uberstaat" Deutschland Ägypten annektiert?

Der angebliche „Überstaat" Deutschland hat in Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Industrie seit seinem Bestande nur friedliche Ziele der Kulturentwicklung verfolgt, die dem ganzen Menschen- geschlecht zugute kamen. „Die deutsche Nation istnie Englands Feind gewesen. In der langen Reihe von Kriegen, in die Britannien in der Zeit zwischen der Revolution von 1688 und dem Friedensschluß von 1815 verwickelt gewesen ist, hatte England stets deutsche Staaten zu seinen Verbündeten." „Die Engländer bleiben sich daher der Dankesschuld bewußt, welche die ganze Welt deutschem Genius und deutscher Wissenschaft schuldet." „Für etwa zw«i Iahrhunderte ist Deutschland in der Tonkunst ebenso ausgesprochener Führer gewesen, wie nur je Italien es in der Malerei war. Deutschland ist der Pionier gewesen für neu- klassische Philologie, für neuzeitliche Kritik, für historische Forschung, für Sprachenwissenschaft, für vergleichendes Rechtsstudium." „Und was soll erst über deutsche Philosophie gesagt werden? In der Gegenwart schöpfen vier von fünf Inhabern philosophischer Lehrstühle, die in Ländern lehren, welche die Sprache Lockes, Berkeleys und Humes sprechen, sowohl den Inhalt ihrer Lehre, wie die sie tragende Begeisterung aus deutschen Quellengebiete n."

Stammen diese Sätze etwa aus den Schriften der deutschen Imperia- listen Treitschke oder Bernhardi? Nein, Herr Balfour, diese Worte hat am 25. April 1912, also vor geraum zwei Iahre, ein führender englischer Imperialist niedergeschrieben, der Ihnen nach der englischen Deutung des „selti»n «?»t,«m" am nächsten steht: nämlich Arthur Iames Balfour in höchst- eigener Person! Und zwar in jenem Briefe an mich, der den Ausgangspunkt

jener deutsch-englischen Verständigungsversuche gebildet hat, die nicht daran gescheitert sind, daß das Deutsche Reich als „Überstaat" England isolieren und einkreisen wollte, sondern umgekehrt daran, daß England sich davon überzeugen ließ, daß es besser auf seine Rechnung komme, wenn es das „Geschäft" mit der Konkurrenz abschließt.' Und was vollends die Übertragung der Nietzscheschen Übermenschen-Phantastik auf das Deutsche Reich betrifft, das man gleichsam als politische „blonde Bestie" des Urwaldes brandmarken will, so habe ich diesen dialektischen Clown-Sprung dem undiplomatischen Seiltänzer Churchill, nicht aber dem Verfasser der „t«uu62tiou3 ot bellet" zugetraut. Wer Nietzsches Schriften so gut kennt wie Balfour, der weiß ganz genau, daß Nietzsche, der sich mit Stolz einen Polen (Niecky) nennt und für das „Deutsche Reich" alles eher denn Ehrfurchtsgefühle aufweist, so ungefähr der letzte Denker ist, der das deutsche Wesen in seinem Kerne erfaßt hat. Der egozentrisch« Größenwahn Nietzsches paßt hundertmal eher auf das „selti»li System" der englischen Philosophie als auf das Pflichtenvolk Deutschlands. Nein, Herr Balfour, das „Deutsche Reich" ist kein „Überstaat" nach dem Vorbilde des Nietzscheschen Übermenschen oder gar nach dem Stirnerschen Rezept: „Mir geht nichts über mich.' Wenn sich Herr Balfour fleischgewordene Vertreter dieser Weltauffassung ansehen will, dann muß er schon in seiner nächsten Umgebung Umschau halten. In Deutschland wurde jene egozentrische Theorie ausgeheckt, die in England seit Iahrhunderten als Praris wirksam ist. Nicht der „Übermensch" ist der Inbegriff deutschen Wesens, sondern der „kategorische Imperativ" Kants. Die Deutschen sind kein Nutzenvolk, sondern ein Pflichtenvolk. Das Deutsche Reich schwört nicht-auf das Wort Nietzsches, sondern auf das Kants: „Der gestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir!"

Im Bewußtsein unseres besseren Rechtes und unserer überlegenen sittlichen Weltanschauung, deren Grundlinien wir demnächst an dieser Stelle zu ziehen gedenken, werden wir durchhalten, bis die Pflicht über den Nutzen und das Recht über die Gewalt endgültig triumphieren werden!

Th. Müller,
Direktor der Firma Gebrüder Stumm, G. m. b. H., Neunkirchen-Saar:

Die deutsche Eisenindustrie im Weltkriege.

In der letzten Iuliwoche fanden unter Beteiligung von hervorragenden Vertretern der gesamten deutschen Eisenindustrie in den Versammlungssälen des Stahlwerksverbandes in Düsseldorf Beratungen statt, deren Ergebnis von grundsätzlicher Bedeutung und großer Tragweite für die weitere Entwicklung und Ausgestaltung der Verkaufsorganisationen dieses gewaltigen Erwerbszweiges gewesen wären.

Es handelte sich um die Vollendung des Stabeisenverbandes, einer gemeinsamen Verkaufsstelle für ein Walzgut, dessen Bedeutung die gesamten, durch den Stahlwerksverband verkauften Erzeugnisse nahezu erreicht, und an dessen Herstellung alle großen, mittleren und sehr viele kleinere deutsche Eisenwerke im Norden und Süden, im Osten und Westen beteiligt sind. Von den Vorverhandlungen, die durch die Vertreter der Werke in Kommissionen und Vollversammlungen in sorgfältigster Weise geführt worden waren, ist damals nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen. In der Woche vor Ausbruch des Krieges sollte dem im Rohbau fertigen Gebäude das Dach aufgesetzt werden, und die Aussichten für das Zustandekommen dieses gewaltigen Unternehmens waren nicht ungünstig.

Durch den Eintritt des Kriegszustandes und die Mobilmachung wurden diese Verhandlungen jäh unterbrochen. Die Vertreter der Werke mußten abreisen, da ihre Anwesenheit auf den Werken, wo die gewaltsamen Umwälzungen umfangreiche neue Anordnungen erforderten, unbedingt geboten erschien. Die Werksleiter wurden vor völlig neue, wohl meist auch unvorhergesehene Aufgaben gestellt. Seitdem ist fast ein halbes Iahr vergangen, und man darf heute mit berechtigtem Stolz behaupten, daß diese schwierigen Aufgaben in glänzender Weise gelöst worden sind. Denn alle Räder laufen, wenn auch langsam weiter, und überall hat man sich den neuen, teilweise gänzlich veränderten Verhältnissen anzupassen und anzuschmiegen gewußt. Von welcher Wichtigkeit dies ist, nicht nur für die Unternehmungen selbst, sondern auch für ihre Arbeiter, für deren Angehörige, und für die mit ihrem Wohl und Wehe eng verbundene Bevölkerung, also auch für das gesamte Wirtschaftsleben der betroffenen Bezirke und schließlich für den guten Fortgang des Krieges, das kann nur derjenige richtig ermessen, dem der Umfang dieser Unternehmungen, ihre mannigfaltige Verschiedenartigkeit und ihr Zusammenhang mit dem Heereswesen bekannt sind. Alle vorhandenen Kräfte mußten zusammenwirken, um diesen bedeutsamen Erfolg zu erringen. Es muß willig anerkannt werden, daß auch die Zivil- und Militär-

behörden alles aufgeboten haben, um die zu Beginn des Krieges unüberwindbar erscheinenden Schwierigkeiten zu bewältigen. Insbesondere sei hier der glänzenden Leistungen unserer Eisenbahnverwaltungen gedacht, deren Organisation sich bei dieser Gelegenheit vorzüglich bewähr t hat, und die es fertig brachten, in verhältnismäßig kurzer Zeit nach den ersten gewaltigen Tnippenbewegungen, und teilweise selbst während derselben, den Personen- und Güterverkehr in geordnete Bahnen zu lenken. Und noch in anderer Beziehung hat gerade die deutsche Eisenindustrie alle Veranlassung, ihren Eisenbahnverwaltungen dankbar zu sein, welche in richtiger Erkenntnis der Gesamtlage dafür sorgten, daß durch umfangreiche Bestellungen in allen möglich«n Erzeugnissen dieser Industrie eine gewisse Grundlage für ein erfolgreiches Weiterarbeiten gegeben wurde. Schließlich sind gewisse Frachtermäßigungen eingeführt worden, die zur Erleichterung der schwierigen Lage mit beigetragen haben.

Um zu erkennen, von welcher Bedeutung es war, den Betrieb der deutschen Eisenindustrie und ihrer Nebenbetriebe während des Krieges in möglichst großem Umfange aufrecht zu erhalten, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Zahl der bei den deutschen Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften versicherten Arbeiter sich auf etwa 1300 000 beläuft, die jährlich eine Lohnsumme von etwa 1,6 Milliarden Mark erhalten. Von den in sämtlichen gewerblichen Berufsgenossenschafteu versicherten rund 9,5 Millionen Arbeitern mit rund 9 Milliarden jährlichen Löhnen entfallen also auf die Eisen- und Stahlindustrie der Zahl nach etwa 14°/», der Lohnsumme nach fast 18°/». In sehr engem Zusammenhange mit diesem größten deutschen Gewerbe steht noch die Bergwerksindustrie, deren Erzeugnisse in gewaltigem Umfange von der Eisen- und Stahlindustrie verbraucht werden. Die Knappschaftsberufsgenossenschaften umfassen fast 900 000 Personen, von denen im Kohlenbergbau über 540 000 und im Erzbergbau etwa 60 000 beschäftigt sind. Faßt man also den Kohlen- und Erzbergbau mit der Eisen- und Stahlindustrie zusammen, so ergibt sich dafür eine Arbeiterzahl von fast 2 Millionen mit einer Lohnsumme von jährlich fast 2V2 Milliarden Mark. Dazu kommt noch die große Zahl von Ingenieuren und Beamten, die in diesem Gewerbe lohnende Beschäftigung finden. Rechnet man auf den Kopf des Arbeiters noch 2V2 Angehörige, so ergibt sich, daß durch die genannten Industrien rund 7 Millionen Mensch«n ernährt werden, also mehr als 10°/» der gesamten Bevölkerung Deutschlands. Aber auch hiermit ist ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben bei weitem noch nicht erschöpft. Man muß noch berücksichtigen, daß die Eisen- und Stahlerzeugnisse in ihrer überaus mannigfaltigen Gestalt als Grundlage für die meisten anderen Gewerbe dienen, sei es in Gestalt von Baustoffen, wie beispielsweise als Formnsen für Haus-, Fabrik- und Brückenbau, als Schienen und Schwellen für den Bau von Eisenbahnen, sei es in der Form von Maschinen für andere Gewerbe, oder in der Form von Werkzeugen für Handwerker und andere Berufe. Auch die d«utsche Landwirtschaft

hätte den hochentwickelten Stand ihrer Leistungsfähigkeit, die gerade in der Kriegszeit so ausgezeichnet sich bewährt hat, niemals erreichen können, wenn ihr nicht von der Maschinenindustrie Gerätschaften und Maschinen in vollendeter Ausführung zur Verfügung gestellt worden wären. Zu berücksichtigen ist ferner, daß die Arbeitslöhne zum größten Teile sofort für die Bedürfnisse der Arbeiter und ihrer Familien wieder ausgegeben werden. Man gebraucht Lebensmittel, wofür das Geld der Landwirtschaft, den Mühlen, dem Bäcker, dem Metzger und dem Handel znfließen. Es muß für Kleidung gesorgt werden, woraus Tertilfabriken, Schneider und Konfektionsgeschäfte usw. Nutzen ziehen. Und so fließen die in der Eisenindustrie verdienten Arbeitslöhne in breiten Strömen oder schmalen Bächen wieder ins Land und wirken befruchtend und belebend auf die Bewohner. Daß Bergwerks-, Eisen- und Stahlwerksindustrie mit ihren Massengütern, die überall im Lande gekauft werden und dahin versandt werden müssen, auch den Eisenbahnen gewaltige Frachteinnahmen bringen, und daß insbesondere die Heeresverwaltung, deren Bedarf an Kriegsmaterial gar nicht befriedigt werden könnte, wenn die erwähnten Industrien nicht im Betrieb blieben und den neuen Bedürfnissen für Heereszwecke angepaßt worden wären, (es sei nur an den gewaltigen Kohlenbedarf für den Transport der Armeen, an Kanonen, Granaten, Hufeisen usw. erinnert), versteht sich von selbst.

Aus alledem erhellt die ungeheure Bedeutung der notwendigen Aufrechterhaltung dieser Betriebe für Volkswirtschaft und Kriegsführung. Die großen Schwierigkeiten, die sich dem besonders im Anfang des Krieges entgegenstellten, sind dank der umsichtigen Tatkraft unserer Unternehmer jetzt fast völlig überwunden worden. Die Schwierigkeiten waren verschieden, je nach der geographischen Lage der Kohlen- und Hüttenwerke. Die an der Grenze gelegenen Hütten, besonders die in Lothringen und an der Saar, die im Aufmarschgebiete des Heeres lagen, mußten ihren Betrieb Wochen und Monate lang fast ganz still legen und konnten nur allmählich die Erzeugung langsam wieder aufnehmen, während die mehr im Inneren des Landes gelegenen Bergwerke und Hütten ohne Unterbrechung, wenn auch beschränkt, weiter arbeiten konnten. Bei Ausbruch des Krieges stockte sofort überall die Zufuhr und Versendung von Waren, da alle verfügbaren Transportmittel der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt werden mußten. Was das bedeutet, mögen einige Zahlen erläutern:

Vor dem Kriege betrug die Roheisenerzeugung in Deutschland und Luxemburg monatlich rund 1,6 Millionen Tonnen, oder täglich 53 000 Tonnen. Zur Erzeugung dieser Mengen sind täglich etwa 60 000 Tonnen Koks und etwa 140 000 Tonnen Erze notwendig, abgesehen von größeren Zuschlagsmengen von Kalk und Manganerz. Der weitaus größte Teil dieser Materialien muß durch die Bahn oder auf dem Wasserwege, zum Teil aus großen Entfernungen angefahren werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß bei so gewaltigen Mengen

eine geregelte tägliche Zufuhr geboten ist, da die größten Lagerplätze nicht ausreichen würden, um den Bedarf für einen längeren Zeitraum zu lagern. Abgesehen von den mit ausländischem Erz arbeitenden Hütten, die mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Schiffszufuhren aus entfernten Gebieten stets große Vorräte haben, arbeiten die Hütten meist von der Hand in den Mund, und ihr eiserner Bestand reicht meist nur für kurze Zeit. Sie sind daher auf tägliche regelmäßige Zufuhren angewiesen, und man kann sich leicht die Umwälzungen vorstellen, die eintreten, wenn plötzlich — ohne Vorbereitung — täglich 200 000 t Materialien oder 400 Eisenbahnzüge von je 50 Waggons zu 10 000 K3 ausbleiben. Da galt es, vorsichtig und kalten Blutes die notwendigen Betriebsmaßnahmen zu erwägen.

Bei dem modernen Hüttenbetrieb hängen mehr oder weniger alle anderen Betriebe von einem geregelten Hochofenbetriebe ab, da die Gase der Hochöfen in der verschiedensten Weise verwendet werden, sei es für die Erzeugung von Elektrizität durch Gasmaschinen oder für Beheizung von Warmöfen aller Art, oder für die Dampferzeugung durch Verbrennung unter Gaskesseln usw. Man mußte also überall versuchen, wenigstens einige Hochöfen im Feuer zu halten, weil davon auch die weitere Beschäftigungs- und Verdienstmöglichkeit für die Arbeiter abhängig war. Viele Hochöfen hatten auch Lieferungsverträge mit Städten und Behörden für Gas oder Elektrizität, deren Unterbrechung von schädlicher Wirkung gewesen wäre. Eine große Anzahl von Hochöfen mußte natürlich sofort ausgeblasen werden; da aber deren spätere Inbetriebnahme große Kosten verursacht, hat man gesucht, möglichst viele Öfen zu dämpfen, d. h., sie unter luftdichtem Abschluß im Feuer zu lassen, sodaß sie notfalls nach Monaten ohne weiteres wieder angeblasen werden können.

Von welch verschiedenartigem Einflusse der Krieg in den einzelnen Bezirken war, ergibt folgende Übersicht der Roheisenerzeugung im Iuli und in den Kriegsmonaten August bis Oktober 1914.

Es erzeugten:

August

363 444 350 389 386 296 Ton,»

28 603

48 269

14 068

23117

16 201

22 543

25 249

45167 ^___^^^_„^^

zusammen 1564 345 586 661 580 087 729841 Tonnen

im

Juli

Rheinland-Westfalen

675 088

Siegerland

65 843

Schlesien

84 262

Norddeutschland

36 691

Mitteldeutschland

41398

Süddeutschland

29 222

Saargebiet

115 153

Lothringen

283 516

Luremburg

233 172
September
Oktober
350 389
386 296
31 329
39 086
49 322
60 736
13 356
13 940
25 820
29 696
12 844
13 937
24 752
44 047
42,315
74678
29 960
67 425
146

Die deutsche Eisenindustrie im Weltkriege Th. Müller

Nachdem die Gesamterzeugung zunächst im August auf 40°/» gesunken war, ist sie bis Oktober allmählich wieder auf etwa 50'/» gestiegen. Das Saargebiet, Lothringen und Luremburg haben am meisten gelitten, da dort die Erzeugung zunächst auf 10°/» und weniger zurückging und dann nur auf 20—30°/« stieg. Ähnliche Zahlen ergeben sich beim Vergleich der Rohstahlerzeugung, welche sich folgendermaßen gestaltete:

	Juli	August	September	Oktober
Rheinland-Westfalen	847 875	436 795	501 493	580 546
Tonnen				
Schlesien	125 097	55 636	61329	82 975
"				
Siegerland	33 271	8138	17 941	22 773
»»				
Nord-, Ost- und Mittel - deutjchland	61626	24 359	35 201	38 497
,'				
Königr. Sachsen	26960	13 610	18 457	18 826
»				
Süddeutschland	17 219	7 362	6183	6 737
„				
Saargebiet	180 222	6 228	8 372	72 304
<>				
Lothringen	188 518	2 874	6 326	40 257

„
Luremburg
146 563
11822
7 921
37 286
«
zusammen
1 62? 345
566 822
663 223
900 201
Tonnen

Hieraus erkennt man in noch besserer Weise den Einfluß des Krieges auf die einzelnen Bezirke. Während z. B. die rheinisch-westfälischen Werke ihre Erzeugung im Oktober schon wieder auf 70°/, heben konnten und sie nicht einmal im August unter 50°/„ sinken zu lassen brauchten, haben die Werke an der Saar und in Lothringen in den beiden ersten Kriegsmonaten fast ganz still gelegen, um im Oktober mit 30—50°/« wieder zu beginnen. Es ist im Allgemeinen aber bemerkenswert, zu beobachten, wie jeder seine Erzeugung allmählich wieder gesteigert und sich der veränderten Lage angepaßt hat. Die Zahlen geben schließlich noch ein anschauliches Bild von der Gesamtmenge der erzeugten Güter, die natürlich nicht auf den Werken liegen bleiben konnten, sondern versandt werden mußten und dank der verständnisvollen Mitarbeit der Behörden auch versandt worden sind. Welche Mühe und rastlose Arbeit es gekostet hat, neben dem ungeheuren Kriegsverkehr diesen großen Friedensverkehr zu bewältigen, das kann nur derjenige richtig ermessen, welcher an dieser Arbeit tätig teilgenommen hat.

Die größten Schwierigkeiten bereitete wohl die Regelung der Arbeiterfrage. Hier war der Bezirk des VII. Armeekorps (Westfalen und ein Teil der Rheinprovinz) am günstigsten gestellt, insofern, als dort mit Rücksicht auf die notwendige Aufrechterhaltung der Kohlenförderung gewisse Beschränkungen in der Einberufung der Heerespflichtigen erfolgt sind. In den übrigen Bezirken wurden sofort bei Beginn des Krieges Reserve und Landwehr, zum Teil auch, und zwar besonders in den Grenzgebieten der gediente Landsturm zu den Waffen berufen. Außerdem wurden viele Arbeiter zu Befestigungsarbeiten herange-

zogen. Im Anfang konnte man mit diesen Maßnahmen ganz zufrieden sein, da diejenigen Hütten, die aus den vorher geschilderten Gründen ihre Betriebe einstellen mußten, froh waren, einen Teil ihrer Arbeiter anderweitig beschäftigt und entlohnt zu sehen. War es doch für sie ohnehin äußerst schwierig und mit großen Opfern verbunden, die große Masse ihrer Arbeiter mit ertraglosen Arbeiten über diese Zeiten hinwegzuhelfen. Überall fand man für sie Notstandsarbeiten, Reparaturen, Neubauten und anderes und verhinderte so eine allgemeine Arbeitslosigkeit, die bei den vielfachen Beziehungen zu anderen Teilen der Bevölkerung leicht hätte verhängnisvoll werden können. Als dann aber die Betriebe wieder in Gang kamen, stellte sich an vielen Stellen ein empfindlicher Mangel, besonders an geschulten Arbeitern ein. Es würde zu weit führen, die sich daraus ergebenden Mißstände im einzelnen zu schildern, doch wurden an die Arbeitskraft der Meister, Beamten und Ingenieure in dieser Zeit die höchsten Anforderungen gestellt, denen sie — es sei zu ihrem Lobe betont — in vollem Umfange gerecht wurden. Es galt in erster Linie, für die vielen fehlenden geschulten Arbeiter neue Kräfte heranzubilden und sie in möglichst kurzer Zeit mit ihrer neuen Beschäftigung vertraut zu machen. Da fast täglich weitere Arbeiter und Beamte einberufen werden, so muß diese große Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue voraussetzende Arbeit stets von neuem geleistet werden. Die Eisen- und Stahlindustrie mit dem ihr verwandten Maschinengewerbe stellt ein recht beträchtliches Kontingent zur Fahne; es dürften im allgemeinen etwa 30—40°/» aller Arbeiter sein, in den Grenzbezirken dagegen 40—45°/»/ die unter den Waffen stehen. Meist sind es geschickte und in ihrem Berufe tüchtige Männer, die auch im Kriege ihrem Vaterlande hervorragende Dienste leisten werden. Bei dem Mangel an geschulten Arbeitern hat man auch Arbeitslose aus anderen Bezirken herangezogen, doch gelang es bisher nicht, den Bedarf in befriedigender Weise zu decken. Insbesondere fehlt es an Arbeitern für den Betrieb der lothringischen Erzgruben. Hier wurden früher viele Ausländer beschäftigt, deren Zulassung die Militärbehörden erst nach vielen dringenden Vorstellungen seit Beginn des neuen Iahres genehmigt haben.

Das zu Beginn des Krieges drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit ist dank dem vorzüglichen Ineinandergreifen aller maßgebenden Faktoren des Wirtschaftslebens schneller, wie man erwartet hatte, in ein Nichts zerflossen. Ein nicht zu kleiner Anteil an diesem Erfolge gebührt zweifellos der Umsicht der Unternehmer dieses Erwerbszweiges.

Die geordnete Beschaffung der Rohstoffe, in erster Linie der Eisenerze, welche zunächst große Sorge und viel Kopfzerbrechen bereitete, ist unter Mitwirkung der Zivil- und Militärbehörden für absehbare Zeit geregelt. Deutschland kauft jährlich vom Auslande gewaltige Mengen Eisenerz; im Iahre 1913 waren es nicht weniger als l4 Millionen Tonnen, von denen aus Spanien 3,6 Millionen, aus Schweden 4,5 Millionen und aus Frankreich 3,8 Millionen

Tonnen kamen. Die Zufuhr aus Spanien ist durch unsere Feinde uns abgeschnitten. Die französischen Gruben, die fast ausschließlich im Kampfgebiete liegen, stehen still, und nur die Einfuhr schwedischer Erze, die früher meist über Rotterdam erfolgte, konnte durch Umleitung über deutsche Häfen gesichert werden. Wenn es gelingt, die deutschen Lothringer Gruben bald wieder auf die alte Höhe ihrer Förderung zu bringen, so wird kein Mangel an diesem Rohstoff eintreten, zumal die in Deutschland vorhandenen großen Schrottmengen in Siemens-Martin- und Elektro-Stahlöfen in guten Stahl umgewandelt werden. Es werden auch in deutschen Hochöfen heute schon diejenigen Erze verhüttet, die man in den eroberten französischen und belgischen Gebieten vorgefunden hat.

An dieser Stelle sei ein Bedürfnis erwähnt, welches unsere gesamte deutsche Eisenindustrie in dringendster Weise fühlt, dessen Erfüllung durch die Eisenbahnverwaltungen geeignet wäre, die schweren Opfer, welche ihr durch den Krieg auferlegt werden, leichter tragen zu helfen; es handelt sich um die schon seit mehr als Iahresfrist versprochenen Ermäßigungen der Frachtsätze für Erze und Koks, die bestimmt bei Inbetriebnahme des Rhein-Herne-Kanals in Kraft treten sollten. Letztere Voraussetzung ist jetzt gegeben. Kann der Herr Eisenbahnminister in der jetzigen schweren Zeit noch länger zögern, sein Versprechen einzulösen?

Es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, die technischen Schwierigkeiten, die sich durch die Einstellung oder Einschränkung der Betriebe an allen Ecken und Enden ergaben, zu beleuchten. Hier hat sich die Organisationskunst der Betriebsleiter glänzend bewährt, vermittelst derer die Betriebe überraschend schnell auf die neuen Verhältnisse eingestellt und den neuen Bedürfnissen angepaßt wurden. Kaum ein Betrieb dürfte zu finden sein, wo nicht neue Gegenstände, in denen Bedarf eingetreten war, hergestellt wurden, anstelle der früheren Güter, wofür der Absatz ausblieb.

In dieser Beziehung mußte natürlich der Krieg die gewaltigsten Veränderungen herbeiführen. Denn da England infolge seiner Herrschaft über den Seeverkehr der deutschen Industrie den größten Teil ihres Auslandabsatzes abschnitt, und auch der Käufer im Inlande seine Bedürfnisse auf das äußerste Maß einschränkte, so galt es, schnell neue Gebiete aufzusuchen, und sie wurden in starkem Umfange gefunden in der Erzeugung von Kriegsmaterial, was der Armeeleitung, deren Bedarf einen gewaltigen Umfang annahm, sehr zum Vorteil gereichte; das bewiesene Anpassungsvermögen brachte beiden Teilen, sowohl dem Erzeuger, als dem Käufer, in gleicher Weise Nutzen, an dem auch die arbeitende Bevölkerung in Form guter Löhne angemessenen Anteil hatte.

Besonders erfreulich erscheint es, daß dadurch die Hoffnung unserer Feinde völlig zuschanden wurde, deren Streben dahin ging, unsere Unternehmer mit ihren großen Arbeitermaffen brotlos zu machen. Wie denn überhaupt den eng-

lischen Geschäftspolititern nach dem bisherigen ruhmvollen Fortgang des Krieges und den glorreichen Waffentaten unseres Heeres allmählich eine Ahnung dämmern mußte, daß sie einen gewaltigen Posten in ihren Geschäftsbüchern, den sie auf die Aktivseite zu setzen gedachten, auf die Passivseite werden buchen müssen. Trotz der großen Einbuße, die unsere Ausfuhr erleidet, stockt nirgendwo unser Wirtschaftsleben. Noch viel weniger ist es den Engländern bisher gelungen, unsere Absatzgebiete im Auslande ihrer eigenen Industrie zuzuführen, wie es beabsichtigt war. Das Gegenteil ist eingetreten. Auch die englische Ausfuhr hat ungeheuer gelitten, wie ein Blick auf die Statistik zeigt. Man hat drüben einen wichtigen Faktor ganz übersehen. Man hat wohl gar nicht daran gedacht, daß der Ausbruch eines großen europäischen Krieges das Geschäftsleben in anderen Staaten völlig in Unordnung bringen könnte, wie es doch bei den verwickelten feinmaschigen Beziehungen wirtschaftlicher und finanzieller Natur, die heute im Zeitalter der Elektrizität die ganze Welt umspannen, sicher vorauszusetzen war. Überall in der Welt geriet das Finanzwesen in Bedrängnis, und ein Staat, wo darin Stockungen bestehen, schaltet als Käufer aus. Dieser Zustand wird sich nicht ändern, solange der Krieg dauert, der die Ursache davon ist. Eine Krankheit kann nur geheilt werden, wenn man das Grundübel beseitigt. Deshalb kann Deutschlands Industrie dem Ende des Krieges in aller Ruhe entgegensehen. Sie braucht nicht zu befürchten, daß die englischen Konkurrenzbemühungen großen Erfolg haben werden.

Gerade die ungeheure Ausdehnung der deutschen Erzeugung in Eisen- und Stahlwaren während der letzten Iahrzehnte und die damit Hand in Hand gehende Vergrößerung der Ausfuhr ist von England stets mit neidischen Augen angesehen worden. Noch im Iahre 1900 erzeugte England mehr Roheisen als Deutschland, nämlich 8,9 Millionen gegenüber 8,3 Millionen Tonnen. Im Iahre 1913 erzeugte Deutschland fast doppelt soviel als England, nämlich 19,3 Millionen gegen 10,6 Millionen Tonnen. Beim Vergleich der Rohstahlerzeugung kommt der deutsche Aufschwung noch besser zur Geltung. Es erzeugten

	Deutschland	Enawnd
im Jahre 1900	6,6	5 Millionen Tonnen
,. ,. 1913	18,9	6,8

Während also Deutschland in diesen 13 Iahren seine Erzeugung verdreifachte, ist sie in England noch nicht um 40°/» gestiegen.

Die Ursachen liegen in deutschem Fleiß, in deutscher zäher Gründlichkeit und in dem durch eine vorzügliche Organisation erreichten Zusammenarbeiten von Wissenschaft und praktischer Erfahrung. Man kann annehmen, daß der Krieg diese guten deutschen Charaktereigenschaften kräftigen wird, und daß insbesondere die bestehenden Organisationen weiter ausgebildet werden. Der englische Eisenindnstrielle wird durch den Krieg wenig entzückt sein, wenn er sieht,

daß seine Ausfuhr von Eisen- und Stahlwaien in den ersten drei Kriegs»
monaten von 1 227 057 t im Iahre 1913 auf 704 431 t im Iahre 1914 zurück-
gegangen ist, also um 42,6°/». Der Vorsitzende des American Iron and Steel
Institute, der bekannte Präsident der United States Steel Corporation,
E. H. Gary, sagte auf einer Versammlung, die Ende Oktober in Birmingham
(Alabama) stattfand, daß, wenn diejenigen Industriellen, welche mit der Eisen-
und Stahlindustrie aller Länder zu tun haben, Gelegenheit gehabt hätten, die
Fragen, die zum Kriege geführt haben, der jetzt Europa verheert, zu erörtern und
zu entscheiden, so würde jetzt kein Krieg sein. Für die englischen Eisen-
industriellen dürfte das sicherlich zutreffen. Die deutsche Eisenindustrie aber ist
trotz der gewaltigen Einbußen, die sie jetzt erleidet, gewillt, und sie hat das
wiederholt zum Ausdruck gebracht, den Krieg durchzuhalten bis zum Äußersten;
sie hält es mit dem Spruch, den Hans Roehm unter seine wundervolle Kriegs-
zeichnung gesetzt hat:
„Michel, schlag zu, schaff Frieden und Ruh!"
Das gilt vor allem den englischen Politikern. Solange die Vorherrschaft Eng-
lands auf dem Meere, die mit gewissenlosester Tücke und unbarmherziger Härte
ausgeübt wird, nicht gebrochen ist, solange ist an eine friedliche Entwicklung der
deutschen Kultur und Wirtschaft nicht zu denken.
Was die deutschen Unternehmer der Eisenindustrie unter Kultur verstehen,
zeigt so recht der jetzige Kriegszustand. Ohne viel Aufhebens zu machen, stellen
sie ihre ganze Kraft und ihre Mittel in den Dienst des Vaterlands; sie tragen
willig alle Lasten und Opfer, die ihnen auferlegt werden; ihre Söhne kämpfen
mit ihrem Herzblut in den vordersten Reihen, und die Angehörigen ihrer Ar-
beiter und Angestellten, die ins Feld gerückt sind, brauchen wahrlich keine Not
zu leiden, da sie neben den staatlichen Beihilfen von ihren Arbeitgebern in aus-
reichendem Maße versorgt werden. Die vielen von den Unternehmern zur Ver-
fügung gestellten Lazarette für unsere tapferen verwundeten Krieger, die auch
in gleicher Weise verwundeten Feinden zugute kommen, beweisen am besten,
wie es mit deutschem Barbarentum in Wirklichkeit bestellt ist.
Die rauhen Kriegsstürme, die seit einem halben Iahre tosend über Europa
dahinbrausen, und die nach dem Willen unserer Feinde Deutschlands Gaue ver-
Keeren sollten, haben es nicht vermocht, die deutsche Eisenindustrie in ihren
Grundfesten zu erschüttern. Zäh und hart, wie deutscher Stahl, suchen die
Unternehmer die Werke, die sie und ihre Vorfahren mit ausdauerndem Fleiß und
starker Beharrlichkeit aufgebaut haben, zu erhalten und zu festigen. Dabei leisten
ihnen ihre mit vieler Mühe geschaffenen wirtschaftlichen und beruflichen Organi-
sationen treffliche Dienste. Ieder erkennt heute, welch' großen unermeßlichen
Wert sie bilden. Leider haben einige kleinere Verbände dem Sturm der Zeit
nicht zu trotzen vermocht. Der Walzdrahtverband und das Weißblech-Verkaufs-
kontor sind dem Kriege zum Opfer gefallen. Aber schon regen sich eifrige Hände,

um an deren Stelle neue umfassende Gebilde zu schaffen. Man ist bestrebt, nach dem Vorbilde des Stahlwerksverbands, der noch fest und unerschüttert, wie ein Fels im brandenden Meere sicheren Schutz seinen Mitgliedern gewährt, möglichst alle Walzgüter zusammen zu fassen. Möge der Krieg mit hartem Stahl in alle Köpfe die bekannte Bismarck'sche Wahrheit einmeißeln, daß nur Einigkeit stark macht. Viele neue und gewaltige Aufgaben wird der deutschen Eisenindustrie die Zukunft bringen. Mit Erfolg und zum Segen unseres Vaterlandes können sie nur gelöst werden durch opferwillige gemeinsame Arbeit.

Vr.-Inq. e. h. Geheimrat Emil Kirdorf,
Vorsitzender des Vorstandes der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft.

Düsseldorf:
Landwirtschaft, Handel und Schwerindustrie im Weltkrieg.

Das Dezemberheft der Zeitschrift „Nord und Süd" nennt sich diesmal „Krieg und Wirtschaftsleben"; von den Aufsätzen in dem Heft, welche sich mit dieser Frage beschäftigen, ist für mich der ansprechendste der des Herrn Grafen v. Mirbach-Sorquitten, der über „Die deutsche Landwirtschaft und der Weltkrieg" schreibt. Seine Darlegungen geben ein gedrängtes Bild über die Schäden und Verwüstungen, die seine Heimatprovinz Ostpreußen erlitten hat, nicht als Gegenstand seines Aufsatzes, sondern nur als Hinweis für die Belange des Vaterlandes, wie die Lebensversorgung und die Verteidigungsstärke des Vaterlandes gerade durch die Schädigungen dieser Provinz beeinflußt werden. Mit Recht wird deshalb darauf hingewiesen, wie wichtig und bedeutsam es ist, das eigene Land vor feindlichen Einfällen zu schützen.

Nach kurzem Hinweis auf die Vernichtung seines schönen Schlosses Sorquitten, welches der Roheit fremder Heerscharen zum Opfer fiel, schließt der Verfasser mit den Worten: „Wir Ostpreußen werden uns auch durch die schwersten Schicksalsschläge die Freude an den ruhmvollen Taten unserer Armeen nicht verkümmern lassen."

Erhebend ist der Geist, der aus diesen Worten spricht; gewiß herrscht er heute in deutschen Landen vor, wo alles Sinnen und Trachten dem Wohl und den Erfolgen unserer tapferen Vaterlandsverteidiger und der Größe und dem Bestande unseres Vaterlandes gilt, aber nicht jeder vermöchte, wie es hier geschieht, eine tiefe Verbitterung zu überwinden, wenn er nur noch auf die Trümmer seines stolzen Herrensitzes schauen darf und so viele unersetzliche Erinnerungswerte vernichtet sieht.

Als Landwirt weist Graf Mirbach mit Genugtuung und mit Recht darauf hin, unter besonderer Betonung von Ostpreußen und Berufung auf seinen Landsmann, den früheren Landwirt und späteren langjährigen bewährten industriellen Vorkämpfer, unseren Altmeister H. A. Bueck, welche Bedeutung die Landwirtschaft für unser Vaterland hat. Sie stellt aus ihren Reihen nicht allein die verhältnismäßig größte Zahl und die Leistungsfähigsten der Wehrfähigen, sondern sie hat es auch erreicht, die Ernährung der gesamten einheimischen Bevölkerung fast in vollem Umfang zu sichern. Hier würde ich einschalten, daß, um dies zu erfüllen, die deutsche Bevölkerung sich rechtzeitig durch Einschränkung des Bedarfes dem vorhandenen Bestande anpassen sollte; das aber ist nur zu erreichen, indem man der natürlichen Preisbewegung keine Schranken setzt. Steigende Preise wirken dann aus sich auf Sparsamkeit hin. Zu verstehen ist, daß die Landwirtschaft den Weg der gesetzlich festgelegten Höchstpreise empfahl, da sie ja nach alten Erfahrungen damit rechnen mußte, daß trotz des herrschenden Burgfriedens ihr der Vorwurf des Brotwuchers von gewisser Seite gemacht werden würde, aber die Regierung hätte sich den Bedenken gegen diese Maßnahme nicht verschließen sollen. Die nur von Gefühlseinflüssen geschaffenen sozialen Maßnahmen verfehlen meistens ihren Zweck, das beweist unsere Sozialpolitik in ihrem Ausbau der letzten Iahrzehnte.

Daß die Landwirtschaft ihrer Aufgabe der Erziehung eines kräftigen und zahlreichen Nachwuchses und der Sicherung der Volksernährung in so dankenswerter Weise gerecht werden konnte, verdankt sie, wie der Aufsatz in Erinnerung bringt, der rechtzeitigen Rückkehr zur bewährten Bismarck'schen Zollpolitik, die durch das Bündnis von 5897 zwischen Landwirtschaft und Industrie besiegelt wurde.

Es ist ein unvergeßliches Verdienst des Grafen Mirbach, hierbei führend mitgewirkt zu haben, und ebenso des Zentralverbandes deutscher Industrieller, der damit den Beweis geliefert hat, daß er der wirkliche und berufene Vertreter der deutschen Industrie war und ist. Ich habe es als langjähriges Mitglied des Direktoriums dieses Verbandes stets mit Freude und Genugtuung begrüßt, daß an diesem Bündnis festgehalten worden ist und festgehalten werden wird, so lange der Verband seine führende Stellung behauptet.

Mancher Industrielle, der, außerhalb des Verbandes stehend, dessen Haltung in dieser Zollfrage bemängelt hat, wird heute einsehen, wie richtig die Haltung war. Heute ist eine lebens- und leistungsfähige Landwirtschaft eine Lebensfrage für unser ganzes Volk, wie eine solche Landwirtschaft auch in Friedenszeit die beste Stütze für eine blühende Industrie ist.

Erkennt man hiernach aus voller Überzeugung das große Verdienst unserer hochentwickelten Landwirtschaft an, durch deren Leistung es ermöglicht wird, den uns in frevelhafter Weise aufgezwungenen Krieg ohne Erschütterung und Not-

lage im Innern durchzukämpfen, so fordert die Gerechtigkeit, auch des Anteils, den die Industrie an diesem Verdienst in gleichem Umfang hat, zu gedenken. Nur die hohe wirtschaftliche Blüte Deutschlands, die aus einem in seiner frühern Zersplitterung armen Land ein machtvolles und reiches geschaffen hat, ermöglicht es, diesen Krieg gegen zahllose, zum Teil mächtige Feinde zu führen, ohne daß dies Leben irgend welche bedenkliche Erschütterungen zeigt. In welcher Weise die deutsche Industrie sich entwickelt hat, zu welcher Höhe sie sich emporgeschwungen hat, das näher darzulegen müßte ich berufenerer Feder überlassen, es erscheint mir zudem hier überflüssig. Einig wie Deutschland heute in seiner Verteidigung ist, so ist es auch wohl einig, daß der Feind, der mehr als die halbe Welt gegen uns in Brand gesetzt hat, England ist und daß nur der Neid auf Deutschlands wirtschaftliche Macht die Triebfeder für Englands Vorgehen ist.

Fordert die Gerechtigkeit, neben das Verdienst der Landwirtschaft um die Verteidigungskraft Deutschlands das der Industrie zu stellen, so darf auch des Verdienstes unseres hochentwickelten Handelsgewerbes, welches sich mit der steigenden wirtschaftlichen Macht Deutschlands immer mehr den vaterländischen Belangen zugewendet hat, und vor Allem unseres vollkommenen, in der Welt einzig dastehenden Bankwesens nicht vergessen werden. Gerade dieses hat unter der einsichtsvollen Mitwirkung der Reichsbankleitung bei Ausbruch des Krieges so wirkungsvoll sich betätigt, daß alle und jede Erschütterung in den gewerblichen Kreisen vermieden wurde. An Stelle der Angst und Bestürzung, die naturgemäß im Augenblick des Kriegsausbruchs angesichts der Zahlungsschwierigkeiten allein schon das Ausbleiben der feindlichen Auslandszahlungen verursachte, trat dank des Eingreifens der Reichsbank und der Banken in unmittelbarer Folge Beruhigung und Vertrauen ein. Das wirtschaftliche Leben in der Industrie, von der allein ich als Berufener sprechen kann, vollzieht sich seit Monaten schon wieder in einer Ruhe und Gleichmäßigkeit, daß man sich in Friedenszeiten glauben sollte, wenn nicht durch die Einberufung der Mannschaften und die mitunter unvermeidlichen Verrkehrsschwierigkeiten Erzeugung und Absatz erheblich eingeschränkt wären; nur dies bringt uns im Betrieb und Geschäft den Kriegszustand täglich in Erinnerung. Daß an dem gewaltigen Aufschwung der deutschen Industrie die hiesige westliche Kohlen- und Eisenindustrie nicht den geringsten Anteil hat, ist eine bekannte Tatsache. Betrachtet man ihre Lage bei Ausbruch des Krieges, so ist es ebenfalls bekannt, daß sie sich in einer Zeit wirtschaftlichen Niederganges befand, der sich da am fühlbarsten machte, wo keine Verbände bestanden, der freie Wettbewerb also zu verderblichen Preisunterbietungen führte. Soweit Verbände die Erzeugung und deren Absatz regelten, vollzog sich die rückläufige Bewegung in gemäßigter Weise und vermied schwere Erschütterungen. Es ist unbestritten ein Verdienst der großen Verbände, den Einfluß der wirtschaftlichen Schwankungen gemildert zu

haben; ihr Einfluß war um so größer, je mehr sie die Erzeugung ihrer Mitglieder regelten und beherrschten. Aber selbst nachdem von den beiden großen Verbänden in diesseitiger Industrie, dem Kohlensyndikat und dem Stahlwerksverband, manche Abbröckelung stattgefunden hat, ist dennoch ihr mäßigender, ausgleichender Einfluß immerhin noch wirksam geblieben. Dem Kohlensyndikat ist durch die machtvolle Entwickelung zahlreicher, außerhalb des Syndikates stehender Bergwerks-Unternehmungen, von denen als mächtigste diejenige des preußischen Staates in die Erscheinung tritt, ein Gegengewicht entstanden, welches seine Wirksamkeit gewaltig beeinträchtigt und seinen Weiterbestand ohne Anschluß dieser Unternehmungen unmöglich gemacht hat. Der Stahlwerksverband hat eine Schwächung dadurch erfahren, daß er in seiner Neugestaltung vor 2 Iahren sich auf die Regelung der Erzeugung derjenigen (schweren) Erzeugnisse (.^ genannt) beschränkte, deren Absatz er regelt, dagegen die Regelung der nach Menge bedeutenderen feineren Erzeugnisse (ü) fallen lassen mußte, zum Teil weil hierin die Einwirkung der außerhalb des Verbandes stehenden Werke zu mächtig war.
Einen Zusammenschluß aller Werke für diese (2) Erzeugnisse, sei es im Stahlwerks-Verband, sei es in besonderen Verbänden, die aber nur wirksam sein könnten, wenn sie auf der Regelung der gesamten Rohstahlbeteiligung jedes Werkes aufgebaut würden, zu erzielen, ist das fortgesetzte Bemühen einsichtsvoller Vertreter dieser Industrie. Leider hat sich die Schwierigkeit einer Verständigung über die Beteiligungen bisher nicht beseitigen lassen.
Noch bedenklicher für die allgemeinen Verhältnisse aber erscheint es, daß sich auch der Verlängerung bezw. Erneuerung des Kohlensyndikats anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.
Ehe der Einfluß der Außenseiter seine Wirksamkeit lähmte, war das Kohlensyndikat sowohl nach seiner Zusammensetzung als auch nach seiner Verfassung der vollkommenste und dadurch wirksamste aller Verbände.
Betrachtet man die Gestaltung des gesamten wirtschaftlichen Lebens im rheinisch-westfälischen Bezirk während der 22 Iahre, die nun das Kohlensyndikat besteht, so sieht man ein Aufblühen, ein Erstarken auf allen Gebieten und nicht der Kohlenindustrie allein. Die Preispolitik des Kohlensyndikats hat die einschneidenden Schwankungen der Preise beseitigt, in Zeiten gewaltigen Aufschwungs' ermäßigend, beim Niedergang festigend gewirkt und damit zu einer Stetigkeit geführt, die die Einwirkung der früher so vernichtend wirkenden Geschäftskrisen abschwächte. Diese Einwirkung hat sich, da die Preisgestaltung des Kohlensyndikats auch für die anderen Kohlengebiete maßgebend war, fast über unser ganzes deutsches Wirtschaftsgebiet erstreckt. Unbefangene, sachliche Beurteiler werden daher dem Bestehen und der Haltung des Kohlensyndikats einen erheblichen Anteil an der Erstarkung der Industrie bis zu ihrer jetzigen machtvollen Höhe zuerkennen müssen. Das Kohlensyndikat darf mit Stolz sich darauf berufen, daß es seinen Teil dazu bei-

getragen hat, dem deutschen Wirtschaftsleben die Kraft zu geben, den heutigen, uns aufgezwungenen Kampf siegreich durchzuführen.
Daß nun, wie gesagt, sein Weiterbestand gefährdet ist, erscheint unverständlich; zahlreich sind die Stimmen, welche beklagen und bemängeln, daß die Erneuerungsverhandlungen sich seit Iahren ergebnislos hinschleppen. Immer wieder wird in der Presse die Einsicht der Beteiligten angerufen, den Zeitpunkt zu wahren und sich zusammen zu schließen; aber man verkennt die fast unüberbrückbar erscheinenden Gegensätze.
Die außerhalb des Syndikats stehenden Zechen, an ihrer Spitze die staatlichen, haben sich unter dem Schutz des Syndikats in kurzen Iahren und ohne Opfer entwickelt und, soweit sie die Entwicklungszeit voll vollendet haben, Förderungen erreicht, die nur vereinzelte der alten Zechen bei gleicher Leistungsfähigkeit und auch diese früher nur in jahrzehntelanger, häufig opfervoller Arbeit erreichen konnten. Die noch nicht auf der Höhe der Entwicklung stehenden Außenseiter verlangen nun, daß ihnen beim Eintritt in das Syndikat das gleiche Recht voller Entwickelung und nun mit Hilfe des Syndikats gewährt werde; auch die staatliche Verwaltung verlangt dies für jede noch nicht voll entwickelte Anlage. Damit treten Beteiligungsansprüche in die Erscheinung, die den alten Syndikatszechen für eine neue Syndikatsdauer jede Entwicklungsmöglichkeit zu rauben und bei rückläufiger Bewegung ihren Bestand gefährdende Einschränkungen aufzuerlegen drohen. Den Ausgleich solcher Gegensätze zu schaffen, ist an sich nur eine syndikatslose Zeit imstande, die jedem Beteiligten ermöglicht, sich entsprechend seiner Leistungsfähigkeit zu entwickeln.
Ist im Vorstehenden darauf hingewiesen, daß auch bei den angestrebten Verbänden für die Ü-Erzeugnifse die Hauptschwierigkeit in der Verständigung über die Beteiligungen besteht, so darf hier eingeschaltet werden, daß bei der Eisen- und Stahlindustrie die bezüglichen Gegensätze sich in entgegengesetzter Richtung äußern. Hier hielten die alten Werke an ihrem Besitzstand fest und wollten neuen keine oder nur geringe Zugeständnisse machen, was neben dem vorerwähnten Grunde zu der Abbröckelung des Stahlwerksverbandes geführt hat.
Eine weitere Schwierigkeit für das Kohlensyndikat ergibt sich in dem immer mehr verschärften Gegensatz zwischen reinen und Hüttenzechen, den einige Vertreter der Ersteren bis zum Äußersten verschärft haben. Die Ursache liegt in dem notleidenden Koksabsatz, der mit dem wirtschaftlichen Rückgang die reinen Zechen zu einer Einschränkung ihrer Kokereien bis auf einen kleinen Bruchteil ihrer Koksbeteiligung gezwungen hat, weil einmal die Hüttenzechen in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs ihre eigenen Kokereien stark vermehrt hatten und nun bei vermindertem Bedarf wenig oder nichts von den reinen Zechen abnehmen, und andrerseits, weil der Bedarf desjenigen Teils der Hochofenindustrie, der auf den Ankauf des Koks ausschließlich angewiesen ist, des Siegerlandes, durch mehrjährige Verträge von der staatlichen Bergwerksverwaltung dem

Kohlensyndikat abgenommen worden ist. Heißsporne haben es nun durchgesetzt, daß zur Milderung dieser Notlage den Hüttenzechen das Recht entzogen werden soll, Rückkäufe aus ihrer eigenen Beteiligung in gleichem Maß, wie jedem sonstigen Abnehmer des Syndikats zustehen würde, machen zu dürfen. Eine Zwangsmaßnahme, die an sich ungeheuerlich erscheint, als eine wirtschaftliche Einschränkung von unabsehbarer Tragweite unmöglich ertragen werden kann. Diese Schwierigkeit ist, dank der Einsicht der Mehrheit der reinen Zechen, durch Aufhebung der einschränkenden Bestimmung inzwischen beseitigt.
Schließlich ist eine Schwierigkeit aufgetaucht, die an sich den Kohlen-Syndikats-Vertrag nicht ohne Weiteres berührt, aber seine erfolgreiche Durchführung erschweren oder unmöglich machen kann; sie betrifft die Vorverträge, die nach dem Syndikatsvertrag von den betreffenden Mitgliedern selbst abzuwickeln sind. Solange wie dies im alten Syndikat nur vereinzelt vorkam, daß derartige Verträge als Dauerverträge vorlagen, hat sich eine Verständigung darüber ohne Schädigung der Gesamtausgabe des Syndikats erzielen lassen. Heute aber haben viele Außenseiter, die staatliche Bergwerksverwaltung an der Spitze, solche Dauerverträge geschlossen, die genannte Staatsverwaltung z. B. die vorgenannten Koks-Verträge bis zum Iahr 1921, dann Verträge mit Händlern, die, wenn auch vielleicht nicht dauernd bindend, doch von der Staatsverwaltung als solche betrachtet werden; zahlreiche andere sind dem Beispiel gefolgt, ja, es gibt Außenseiter, die ihre ganze Förderung für Iahrzehnte an Handelsunternehmungen angeblich verkauft haben. Soweit diese letzteren mit dem betreffenden Bergwerksunternehmen derartig verbunden sind, daß der Gewinn jener diesem wieder zufließt, liegt in diesem Vorgehen ein wirtschaftlicher Vorteil, der aber mit der Bindung in einem Verkaufsverband nicht vereinbar ist, sondern nur im freien Wettbewerb angewandt werden kann. Beanspruchen diesen Vorteil eine große Zahl der Verbandsmitglieder, oder gar die Mehrzahl, so wird er zum Nachteil; denn er hebt die Wirkung des Verbandes auf. Dauerverträge mit Händlern, bei welchen der Handelsgewinn nur diesen, nicht dem Werksunternehmen zufällt, bedeuten aber an sich diese Lähmung des Syndikats. Besteht daher der Herr Handelsminister darauf, daß die staatliche Bergwerksverwaltung beim Eintritt in das Syndikat sich ihre eignen Verkaufseinrichtungen erhalte, — das ist die Bedeutung des Vorerwähnten —, folgen, wie es zu erwarten ist, andere dem Beispiel, oder wollen die vorangeführten Dauerverträge mit eigenen Handelsunternehmungen anerkannt wissen, so kann man wohl den Syndikatsvertrag abschließen, man verhindert aber seine wirksame Durchführung. Der wirtschaftlich vernünftig Urteilende wird dann doch lieber auf das Syndikat verzichten, so bedauerlich es sein wird, eine Verkaufseinrichtung verfallen zu lassen, die in gleicher Vollkommenheit später nie wieder aufgebaut werden kann.
An sich würde der Verfall zurzeit für die Kohlenindustrie nicht von der

schädigenden Wirkung sein, wie es das Fehlen der L-Verbände für die Eisen- und Stahlindustrie ist. Ohne Kohlensyndikat würden die Kohlenpreise schon jetzt einen erheblich höheren Stand erreicht haben; dies wird nach Beendigung des Kriegs noch mehr der Fall sein, da die Nachfrage dann erst recht zunehmen, der Arbeitermangel aber noch lange anhalten und dadurch eine der Nachfrage entsprechende Steigerung der Förderung unmöglich werden wird. Eine syndikatlose Zeit wird also in der nächsten Folge, unter dem Einfluß des Krieges den Kohlenzechen höhere Gewinne bringen, damit aber wieder die gewaltigen, das gesamte Wirtschaftsleben schädigenden Preisschwankungen zeitigen und in nicht weiter Folge die Kohlenindustrie wieder darniederlegen. Erwidert man, daß der Kokspreis, abweichend von den Kohlenpreisen, in syndikatloser Zeit nicht zu halten sein wird, so gebe ich dies zu; ich halte das aber für einen Vorteil, da es ein Fehler im Kohlensyndikat war und ist, den Kokspreis zu hoch gehalten zu haben. Nur ein niedrigerer Kokspreis kann zur Gesundung des Koksmarktes führen; den Ausfall würden die höheren Kohlenpreise reichlich decken. Bin ich so zu einer Betrachtung der Lage der diesseitigen Kohlen- und Eisenindustrie während des Krieges gekommen, wie sie sich in meinen Augen als denjenigen eines Mitwirkenden widerspiegelt, bin ich dann kurz abgeschweift, wie sie sich nach dem Krieg gestalten wird, so drängt sich auch der Wunsch auf, ein Wort darüber zu sagen, was wir durch den Krieg erwarten, durch diesen uns aufgezwungenen Krieg, den wir siegreich durchführen müssen und werden. Da sind es nicht besondere Wünsche der Industrie, es können nur die Wünsche sein, die jeden Deutschen bewegen müssen, unser Vaterland mächtig und gestärkt aus dem blutigen Kampf hervorgehen zu sehen.

Deutsche Gedanken und Wünsche waren es nicht, die schon zu Beginn des Krieges in den „Preußischen Iahrbüchern" ertönten, indem sie die Warnung losließen, keine Napoleonische Eroberungspolitik zu treiben, sondern uns mit dem Sieg zu bescheiden, unsere Angreifer aber möglichst ungeschädigt zu lassen. Das ist die alte Ansicht der Weltumfasser, die, so lange sie die Deutschen beherrschte, sie zum Gespött der Welt gemacht hat.

Bismarck hat uns andere Wege gelehrt, aber auch, nachdem er Deutschland einig gemacht hat, ihm die Pflicht auferlegt, diese Wege zu gehen, als Volk rücksichtslos nur den eigenen Vorteil zu wahren.

Auf diesem Wege müßten wir, meiner Meinung nach, nach Durchführung des Krieges, bis wir den Frieden vorschreiben können, nicht allein geldlichen Ersatz für die großen Opfer, die das deutsche Volk bringen muß, verlangen, sondern vor Allem Ersatz für das unersetzliche Opfer an Blut und Gesundheit, das unsere im Feld gefallenen und stehenden Brüder bringen müssen. Ersatz dahingehend, daß wir behalten, was wir mit dem Schwert erobert haben, und daß wir den siegreich niedergerungenen Gegnern abzwingen, was wir zur Stärkung unserer Macht und zur Sicherung gegen erneuten Überfall nötig haben.

Wie die neuen Grenzen zu ziehen sein würden, darüber zu sprechen, wäre, wenn nicht verfrüht, doch zuletzt meine Sache. Daß solche Frage richtig gelöst wird, darf man bei der bewährten Sachkenntnis unseres Großen Generalstabs, der hoffentlich darin neben den übrigen berufenen Behörden ein entscheidendes Wort haben wird, vertrauen.

Auf Gebietserweiterungen müssen wir nach siegreichem Krieg sowohl aus diesem Grund der vermehrten Sicherheit unserer Grenzen, als aus allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten hinzielen; denn nur, wenn wir die Macht zeigen, die wir haben, wird man dauernd an sie glauben. Nicht dadurch, daß wir auf Eroberungen verzichten, erwerben wir uns Freunde und Bundesgenossen; das beweist die Politik Englands, das noch keinem andern Volk Gutes erwiesen, wohl die meisten geschädigt und heute mehr als die halbe Welt gegen uns, die Friedfertigen, aufgerufen hat.

Wir sind nicht auf Eroberungen ausgezogen, aber wenn jetzt, nachdem der Krieg uns aufgezwungen ist und siegreich für uns ausgehen wird, Stimmen laut werden, die davor warnen, so nenne ich sie unmännlich; denn unmöglich können sie verkennen, wie es uns ergehen würde, wenn unsere Gegner siegen sollten. Dann würde man nicht von deutschen eroberten Gebieten, sondern von der Vernichtung Deutschlands sprechen.

Greifen wir jetzt nicht zu, wenn wir, wie es sein muß, die Macht haben, so bleiben wir in den Augen der Welt der alte, dumme deutsche Michel; nur zielbewußte machtvolle Politik kann uns und unseren Nachkommen dauernden Frieden sichern.

Möchten wir dafür die berufenen Unterhändler finden.

Sollte der Kampf im Osten Landeroberungen ermöglichen, so müßten solche hier schon deshalb gefordert werden, weil es für Deutschland Lebensbedingung ist, bäuerliche Ansiedlungsgebiete zu schaffen, die bodenständige bäuerliche Bevölkerung zu heben und zu vermehren und die deutsche Landwirtschaft zu stärken, auf daß sie fähig bleibt, die ständig zunehmende deutsche Bevölkerung zu ernähren.

Daß ein siegreicher Krieg uns Ersatz verlorener Kolonien und deren Erweiterung, um Absatzgebiete für unsere Industrien zu erwerben, bringen müßte, erscheint mir gleiches Gebot.

Unserer tapferen Marine Sicherungspunkte in der Welt zu schaffen, damit sie in Zukunft noch besser gerüstet sei, dem heute angeblich übermächtigen Gegner zur See erfolgreich entgegen zu treten; dafür wird, so hoffe ich, unser auf der Höhe seiner Aufgabe stehendes Reichs-Marine-Amt sorgen.

Anfang Dezember 1914.

Wilh. Beukenberg Die Schwerindustrie nach dem Kriege

Geh. Vaurat Wilhelm Beukenberg,
Generaldirektor des „Phönir"-Hörde:

Die Schwerindustrie nach dem Kriege.

In mehr als vierzigjähriger gesegneter Friedenszeit ist das deutsche Volk durch Fleiß und Tatkraft zu großem Wohlstande gelangt. Landwirtschaft und Industrie konnten sich nach anfänglichen Schwankungen vom Einsetzen der Bismarck'schen Wirtschaftspolitik an, in ungeahnter Weise entwickeln, und auch der Handel hatte immer größere Aufgaben zu erfüllen.

Großes hat die Landwirtschaft in diesem Zeitraume geleistet. Neue Flächen für den Anbau konnten nur in mäßigem Umfange gewonnen werden. Aber die Ausnutzung des Bodens wurde durch angestrengte und vorteilhaftere Bewirtschaftung so gesteigert, daß heute der Iahresertrag an Körnerfrucht auf mehr als das Doppelte des Erträgnisses zu Anfang der 70 er Iahre gestiegen ist. Das gleiche gilt für den Kartoffelbau.

Viel gewaltiger noch ist die Entwickelung, welche die Industrie in diesem Zeitraum durchgemacht hat. Hiervon mögen einige Zahlen, die die Schwerindustrie betreffen, ein Bild geben:

Steinkohlenf örde,rung
Braunkohlenf örderung
Eisenerzförderung
Roheisenhelstellung
Stahlerzeugung (einschl. Schweiß- nnd Fluß-Eisen)
Gewalztes Eisen

Diese Zahlen geben allein noch kein vollständiges Bild des Fortschritts.

Hand in Hand mit dem Steigen der Erzeugung ging eine sorgfältigere Ausnutzung aller Betriebsstoffe, die Vermeidung unnötiger Wärme- und Energie-Verluste, die Gewinnung von wertvollen Nebenerzeugnissen aus bisher unbenutzt gebliebenen Abfällen, Schlacken und Abgasen. Hierbei konnte in vielen Fällen die Industrie befruchtend auf die Landwirtschaft einwirken. Man braucht dabei nur an die Herstellung und den Verbrauch von schwefelsaurem Ammoniak und Thomasmehl zu denken.

Das Iahr 1875 ist für die Gegenüberstellung gewählt, weil die Kriegsjahre 1870/71 sich ebensowenig zu einem Vergleich eignen wie die darauffolgenden Iahre ungesunden Aufschwungs. Die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen ist in diesem Zeitraum nur unwesentlich gestiegen, weil die fortgesetzt steigende Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen immer mehr

1875:
189«: 19,3:
(in
Millionen Tonnen)
37,4
70,2 191F
10^
19,0 87F
4,7
11,4 35,0
2,0
4,6 19^
1,6
3,6 19,1
2,7
3,8 15,4

Leute ersparte. Anders bei der Industrie. Hier hat die gewaltige Steigerung der Erzeugung in Verbindung mit immer weitergehender Verfeinerung ungeheure Arbeitsgelegenheit geschaffen, so daß die vielen Millionen Deutsche, die früher gezwungen waren, im Ausland Arbeit zu suchen, seit mehreren Iahrzehnten im eigenen Lande lohnende Beschäftigung finden.

Die ungewöhnliche Entwickelung der Schwerindustrie in Iahren guten Geschäftsganges brachte es mit sich, daß zunächst beim Abflauen des Inlandsmarktes zur Vermeidung von Betriebseinschränkungen, dann aber bei unserer verbesserten und durchaus wettbewerbsfähigen Betriebsweise dauernd Absatz im Aueland gesucht und gefunden wurde. Im Iahre 1913 betrug die Herstellung an fertigen Eisenerzeugnissen 12 512 000 Tonnen, von denen 37°/» zur Ausfuhr gelangten. Zu der so gesteigerten Herstellung von Eisen genügte bald nicht mehr die inländische Erzförderung. Im Iahre 1913 mußten 14 Millionen Tonnen Erz vom Ausland eingeführt werden bei einem Gesamtverbrauch von 47,3 Millionen Tonnen.

Diese Entwickelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse muß man sich vor Augen halten, wenn man sich die Frage vorlegt, welche Erwartungen vom Standpunkt unseres Wirtschaftslebens aus bei einem günstigen Abschluß des Krieges, wie wir ihn erhoffen, zu stellen wären. Die Forderungen, welche vom militärischen Gesichtspunkt aus sich ergeben, sind selbstverständlich in erster Linie zu erfüllen. Sie werden zu rechter Zeit von den dazu Berufenen gestellt werden und sich voraussichtlich in vielen Punkten mit den ersteren decken.

Die Industrie muß in erster Linie Wert darauf legen, daß ihr die bisherigen günstigen Produktions- und Absatz-Verhältnisse im Inland erhalten bleiben und möglichst eine Verbesserung nach der Richtung erfahren, daß sie in Bezug auf die Beschaffung der Rohstoffe möglichst unabhängig vom Ausland wird.

In letzter Hinsicht ist schon oben angeführt, daß wir große Mengen ausländischen Erzes einführen müssen, weil unsere inländische Förderung für die gestiegene Eisenerzeugung bei weitem mcht genügt. Eine erheblich stärkere Ausbeutung der in Deutschland vorhandenen Erzfelder, in denen noch annähernd 4 Milliarden Tonnen nach heutigen Begriffen verhüttbaren Erzes anstehen, ist nicht zu befürworten, weil wir Wert darauf legen müssen, daß unsere eigenen Vorräte für einen möglichst langen Zeitraum ausreichen. Von diesem Gesichtspunkt aus bettachtet, hat die heutige Einfuhr großer Erzmengen ihre volle Berechtigung. 3,8 Millionen Tonnen unseres jährlichen Bedarfs an phosphorhaltigem Erz für die jetzt noch vorwiegende Herstellung von Eisen und Stahl nach dem Thomasverfahren haben wir aus Frankreich bezogen, davon den allergrößten Teil aus Französisch-Lothringen. Dort stehen allein im Becken von Briey — Departement Meurthe et Moselle — rund 2 Milliarden Tonnen kalkiger Minette von guter Beschaffenheit an, um die Hälfte mehr als in Deutsch-Lothringen, das jetzt schon den größten Teil unseres Bedarfs deckt. Deutscher Unternehmungsgeist

hat diese französischen Erzvorkommen festgestellt und an den bestehenden Gruben, welche in schneller Steigerung eine Iahresförderung von rund 10 Millionen Tonnen erreicht haben, sind 8 größere deutsche Werke beteiligt. Dieses ganze Erzgebiet liegt seit Monaten hinter der Front unserer Truppen. Die Wiederinbetriebnahme der Gruben wäre längst erfolgt, wenn nicht dieser Grenzbezirk Frankreichs fast ganz entvölkert wäre, sodaß die Heranziehung von Arbeitern auf große Schwierigkeiten stößt. Das in mühevoller Arbeit Erworbene darf uns nicht wieder entrissen werden.

Von wesentlicher Bedeutung für den Absatz nach dem Ausland sowohl, wie für die Versorgung unseres Landes mit notwendigen Rohstoffen ist ferner die Erhaltung und Vervollständigung unserer Kolonien. Schon in ihrer bisherigen Entwickelung waren sie imstande, uns wertvolles Rohmaterial wie Baumwolle, Sisalhanf, Kupfererz usw., sowie viele nützliche Landeserzeugnisse und Kolonialwaren zu liefern. Gelingt es uns durch Gebietabtretungen aus feindlichen Kolonien einen besseren Zusammenschluß unserer afrikanischen Kolonien zu erreichen, so werden diese ihre bisherige schöne Entwickelung in verstärktem Maße fortsetzen und leichter gegen fremde Angriffe geschützt sein.

Während dieses Krieges haben wir die Erfahrung gemacht, daß überseeischer Besitz und auswärtiger Handel dauernd nur aufrecht zu erhalten sind, wenn die Sicherheit besteht, daß die Handelswege dahin unter allen Umständen offen gehalten werden können. Wünschenswert wäre zu diesem Zwecke ein Landerwerb, der uns mit unseren Schienenwegen an das freie Meer bringt oder an einen so weit vorgeschobenen guten Hafen, daß eine Sperrung der Fahrt durch den Kanal seitens Englands uns nicht ganz vom freien Meer abschließen kann. Notwendig bleibt für diesen Zweck auch die Erhaltung einer starken Flotte zum Schutz unseres Handels auf allen Meeren.

Ein weiteres Mittel zur Verbesserung unserer Handelsbeziehungen liegt in der Schaffung günstigerer Handelsverträge mit den uns jetzt feindlichen Ländern. Besonders wird man bei den Friedensverhandlungen auf eine Beseitigung der Erschwerungen bedacht sein müssen, welche unseren Absatz nach Frankreich und Rußland durch übertrieben scharfe Zollbehandlung oder durch ungewöhnlich hohe Einfuhrzölle bisher schädigten. .

Neben diesen in wirtschaftlicher Hinsicht nach außen zu richtenden Forderungen sind auch solche nach innen zu stellen. Denkt man auch hier zunächst wieder an die Hebung des Absatzes unserer Industrie im Inland und ihre Versorgung mit inländischen Rohstoffen, so gibt es ein einfaches Mittel, hier eine Besserung herbeizuführen. — Bei dem ursprünglichsten Rohstoff, den alle Industrien in gleichem Maße gebrauchen, der Kohle, übersteigt in Deutschland die Förderung bei weitem den Verbrauch. Trotzdem liegt jahraus, jahrein die Versorgung unserer Küstenländer mit den großen Verbrauchsorten Hamburg und

Verlin in den Händen Englands, weil die Frachten von unserm größten Kohlenvorkommen im Ruhrrevier einen Wettbewerb so gut wie garnichr und von dem ooerschlesischen Revier nur in beschränktem Umfange möglich machen. Ein einfaches Mittel, diesem unnatürlichen Zustande ein Ende zu machen, liegt in einem weiteren Ausbau unserer Wasserstraßen. Während des Krieges haben wir gesehen, von welcher Bedeutung die Fortsetzung des Rhein-Hannover-Kanals bis zur Elbe ist. Die genannten Gebiete hätten ohne Inanspruchnahme der durch Militärzüge stark belasteten Eisenbahnen mit westfälischer Kohle versorgt werden können und umgekehrt hätte man große Getreidemengen vom Osten auf dem Wasserwege zu den großen Verbrauchsstellen des Westens zu befördern vermocht. Der Ausbau dieses kleinen Kanalstückes würde darüber hinaus eine Verbindung des großen Fluß- und Kanal-Systems im Osten mit den schiffbaren Wasserstraßen des übrigen Deutschland herstellen und die gesamte Leistungsfähigkeit und Ausnutzung unserer Wasserstraßen gewaltig steigern zum Vorteil von Landwirtschaft, Handel und Industrie. Denn im Frieden haben wir denselben Wert darauf zu legen, unsere Küstenländer ohne Verteuerung mit eigenen Kohlen zu versehen, wie im Kriege. Und was hier von der Kohle gesagt ist, gilt in ähnlichem Sinne für viele andere Massengüter, nicht zum wenigsten für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Bedarfsartikel. Hoffentlich werden nach dem Frieden unsere Regierung und unsere Politiker, durch die Macht der Verhältnisse belehrt, eine andere Stellung zu dieser Frage einnehmen, als es bisher der Fall war. Bestehen hiernach künftig in dieser Frage wohl kaum noch so große Meinungsverschiedenheiten wie bisher, so dürfte erst recht volle Übereinstimmung in der folgenden herrschen.

Im gegenwärtigen Kriege ist uns so recht zum Bewußtsein gekommen, wie wichtig es ist, daß die deutsche Landwirtschaft sich jederzeit in der Lage befindet, den inneren Markt ungefähr allein zu versorgen. Das muß auch in Zukunft so bleiben. An dem Beispiel Englands sehen wir, wie schädlich eine Vernachlässigung der Landwirtschaft unter einseitiger Bevorzugung der Industrie ist. Abgesehen von dem Vorteil der Unabhängigkeit vom Ausland in kritischen Zeiten, bietet das Nebeneinanderbestehen einer blühenden Industrie und einer ertragreichen Landwirtschaft die Grundbedingung für eine gesunde Entwicklung des Wirtschaftslebens. Beide befruchten sich gegenseitig, indem sie gute Abnehmer ihrer Erzeugnisse sind. Das hat Bismarck rechtzeitig erkannt, und die daraufhin von ihm eingeleitete Wirtschaftspolitik hat ihre guten Früchte getragen. Aber noch ein anderer Gesichtspunkt bestärkt uns in dieser Auffassung. Woher sollten im jetzigen Kriege die Millionen von kräftigen, wehrfähigen Menschen genommen werden, wenn nicht Landwirtschaft und Industrie seit Iahrzehnten in steigendem Maße in der Lage gewesen wären, unsern ganzen Bevölkerungszuwachs im Lande selbst lohnend zu beschäftigen. An diesem bewährten Grundsatz der gleichmäßigen Förderung von Landwirtschaft und Industrie in solcher Weise, daß sie

gesund nebeneinander bestehen können, muß weiter unter allen Umständen festgehalten werden.
Gelingt es uns, diese Forderungen, welche hier nur ganz allgemein angedeutet werden konnten, zu geeigneter Zeit durchzusetzen, so wird die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands im Laufe der nächsten Iahrzehnte einen Aufschwung erleben, der einen gewissen Ersatz bietet für die schweren Opfer an Gut und Blut, welche dieser schreckliche uns aufgezwungene Krieg dem deutschen Volke auferlegt. Nimmt man hinzu die Hoffnung, daß die kehren des Krieges alle üblen Einflüsse, welche mit steigendem Wohlstande unter allen Bevölkerungsklassen sich einzunisten begannen und in einer starken Betonung der materiellen Seite unseres Daseins ihren Ausdruck fanden, für lange Zeit beseitigt haben werden, so können wir voll Zuversicht der Entwickelung Deutschlands entgegensehen, und diese Zuversicht verleiht uns die Kraft auszuhalten bis zum siegreichen Ende.

Kommerzienrat Peter Klöckner:

Der Weltkrieg und die Erwartungen der Montan-Industrie.

Der ungeahnte Aufschwung, welchen die deutsche Eisenindustrie in den letzten 25 Iahren genommen hat, ist in der Hauptsache auf die weitsichtige Schutzzollpolitik und die Bevölkerungszunahme zurückzuführen. Technisch ermöglicht wurde derselbe durch die Erfindung der Engländer Thomas und Gilchrist, welche im Iahre 1890 die Entphosphorung des Roheisens in der Bessemer Birne durchführten und das Ausführungsrecht an deutsche Werke verkauften. Es ist gerade heute in dem uns von England aufgezwungenen Kriege interessant, hieran zu erinnern und zu betonen, daß die Entwicklung der Eisenindustrie eine viel langsamere geworden wäre, wenn damals einsichtige englische Kreise über die Tragweite dieser Erfindung sich klar gewesen und dazu übergegangen wären, die Patente im eigenen Lande allein auszubeuten, wozu die phosphorhaltigen Eisensttinlager im Becken von Middlesbro die Unterlage hätten bilden können.
Schon damals verfolgten aber die Engländer in ihrer konservativen Denkungsweise eine ähnliche Politik wie heute, sie blieben selbst bei dem alten Verfahren und überließen den Deutschen das Patent gegen Bezahlung, machten dann aber das hieraus hergestellte Stahlfabrikat in echt krämerhafter Weise in der ganzen Welt schlecht und suchten damit der immer stärker werdenden Konkurrenz zu

begegnen. Die deutsche Gründlichkeit hat, unterstützt durch die Wissenschaft, mit diesen Machenschaften bald aufgeräumt und den Thomasstahl von Iahr zu Iahr verbessert, so daß sich derselbe nach und nach bezüglich der Qualität allen anderen Verfahren zur Seite stellen konnte. Der Absatz wuchs ständig und die Industrie konnte immer mehr dazu übergehen, die großen phosphorhaltigen Lager in Lothringen und dem mit uns im Zollverein verbundenen Luremburg durch Errichtung neuer Werke aufzuschließen. Die Stahlproduktion machte infolgedessen rasche Fortschritte und schon im Iahre 1894 war Deutschland in der Lage, England zu überflügeln. Der Vorsprung wurde im weiteren Verlauf der Zeit stets vermehrt. Es war natürlich, daß Deutschland allein diese von Iahr zu Iahr steigenden Erzeugnismengen nicht verarbeiten konnte, trotz der Bevölkerungszunahme und des steigenden Konsums auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet. Die Industrie wurde deshalb von selbst auf den Erport der Eisenwaren hingewiesen. Der Weg hierzu ging damals auch über England. Die englischen Ausfuhrhäuser beherrschten die ganze Welt. In London konzentrierte sich das Geschäft nicht nur für Waren, sondern auch für Frachten; die deutschen Werke waren deshalb für den Erport lediglich auf die Londoner Häuser angewiesen und diese ließen sich ihre Überlegenheit schwer bezahlen. Das Bestreben der Industrie war deshalb darauf gerichtet, diese Ketten los zu werden, und der Ausweg wurde allmählich dadurch gefunden, daß man immer mehr den in Brüssel und Antwerpen konzentrierten belgischen Großhandel mit seinen vorzüglichen Beziehungen in Südamerika heranzog und gleichzeitig den Versuch machte, an den überseeischen Konsumstätten durch Eröffnung von Filialen und Lagerplätzen selbst Fuß zu fassen. Auf diese Weise entstanden in allen Weltländern deutsche Niederlassungen, durch welch« der Londoner Platz für den deutschen Erport von Iahr zu Iahr an Bedeutung verloren hat. Diese Entwicklung ist durch den Krieg unterbrochen worden. Daß England den Krieg heraufbeschworen hat, un seinen stärksten Konkurrenten zu vernichten und auf dessen Zerfall seine frühere Weltmacht wieder neu zu errichten, daß England, anstatt den Konkurrenzkampf mit Deutschland weiterhin in friedlicher Weise auszutragen und durch Einsetzung größter Energie seines Konkurrenten Herr zu werden, das Gut und das Blut seines Volkes auf's Spiel gesetzt hat, liegt klar zu Tage. Die Strafe wird in gerechter Weise nicht ausbleiben. Deutschland hat bis jetzt den Waffenerfolg für sich und ist nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich und finanziell stark genug, den Krieg bis zum letzten Ende durchzuführen. Man kann deshalb heute schon auf einen endgültigen Sieg rechnen und über die Erwartungen sprechen, welche die Industrie an einen solchen knüpft.

Schon immer hat der deutschen Schwerindustrie der Hafen für den Besuch der auswärtigen Märkte gefehlt. Die außereuropäischen Länder sind für die Schwerindustrie nur über Rotterdam und Antwerpen zu erreichen, für die südwestdeutsche Industrie überhaupt nur über Antwerpen. Dieser Hafen hat sich in den letzten

Iahren hauptsächlich durch den großen Einfluß der Deutschen mächtig entwickelt. Der Hafen mit dem hinter ihm liegenden reichen Hinterland, welches sich finanziell in Brüssel konzentriert, würde ungeahnte Perspektiven für die Zukunft bieten, er würde Deutschland auch das Mittel an die Hand geben, von England für den überseeischen Handel finanziell unabhängig zu werden. Während bis heute noch ziemlich allgemein alle nach den überseeischen Ländern verfrachteten Waren mit einer Tratte auf London bezahlt werden, könnten in Zukunft die Tratten auf Antwerpen lauten. Die deutsche Finanz ist stark genug, diese Transaktionen durchzuführen. Die Markwährung würde dadurch eine ungeahnte Bedeutung für den ganzen Weltverkehr bekommen.

Die südwestdeutsche Eisenindustrie basiert ihre Größe auf den mächtigen Erzfeldern Lothringens. Diese haben bereits dadurch eine Erweiterung erfahren, daß die hauptsächlichsten Werke Besitz in französisch-Lothringen erworben haben. Das mächtige französische Erzbecken würde die Unterlage der Industrie noch verstärken können. Immerhin sind aber auch diese Erzvorkommen erschöpflich und nach hundert Iahren wird auch die südwestdeutsche Eisenindustrie, sofern sie nicht nach dem geradezu unerschöpflichen Kohlenbecken Westfalens auswandern kann, überseeische Erze verhütten müssen. Dieser Bezug ist selbstverständlich nur denkbar, wenn die Frachten nach dem Südwesten Deutschlands auf das niedrigste Maß heruntergedrückt werden, was wiederum nur unter Umgehung der Eisenbahn durch Kanäle geschehen kann. In Frankreich und Belgien ist das Kanalwtsen schon heute ganz bedeutend mehr ausgebildet, wie in Deutschland. Die Maas mit Stichkanälen von Nancy oder Sedan würde den Südwesten Deutschlands mit dem Weltmeer verbinden, die Mosel die Verbindung mit dem Kohlenzentrum Westfalens schaffen. Der ganze Südwesten würde dann später per Wasser die Erze aus den überseeischen Ländern und die Kohlen aus Westfalen beziehen und seine Produkte wiederum zu Wasser den überseeischen Ländern zuführen können. Mit anderen Worten, die große Sorge, was nach hundert Iahren mit der Schwerindustrie im Südwesten geschehen soll, wäre mit einem Schlage beseitigt.

Ich will nicht außer Zweifel lassen, daß die wirtschaftliche Anlehnung Belgiens an Deutschland von vielen meiner Fachgenossen skeptisch bettachtet wird, weil die ersten Folgen derselben große Verschiebungen herbeiführen können. In Belgien eristiert neben der Eisen- und Kohlenindustrie eine große Glas- und Zementindustrie. In den drei Gattungen: Glas, Zement und Eisen ist der heutige Erport Belgiens ganz bedeutend größer als der inländische Konsum. Für Eisen will ich ein Beispiel anführen: Ich schätze die heutige Stahlproduktion Belgiens auf 1,5 Millionen Tonnen, von diesen werden nur 20°/« im Inland verarbeitet und 80°/° nach dem Ausland verschickt. Es ist bei den natürlichen Verhältnissen in Belgien selbstverständlich, daß auch später ein großer Teil des erzeugten Stahls ins Ausland gehen würde, weil die belgischen Werke

durch die Kanäle nach der See nur ganz geringe Frachten haben. Es kann deshalb auch angenommen werden, daß der Erport später mindestens 50°/<> betragen wird. Das würde aber zur Folge haben, daß 30°/», also rund 500 000 Tonnen Stahl, auf dem deutschen Markte Platz suchen, wodurch die deutschen Werke gezwungen würden, ihre Erporttätigkeit um diese Mengen zu erhöhen.
Noch viel schlechter wird sich das Verhältnis in französisch-Lothringen stellen. In französisch-Lothringen liegt die hauptsächlichste Erzeugung der französischen Eisenindustrie. Die Stahlproduktion in diesem Bezirk beträgt immerhin 3 Millionen Tonnen, welche im Ausland und auf dem deutschen Markt untergebracht werden müßten. Selbstverständlich würde dann in Zukunft Frankreich nicht in der Lage sein, seinen Stahlbedarf selbst zu decken, es würde in erhöhtem Maße auf die Einfuhr aus England, Deutschland und Belgien angewiesen sein. Die plötzliche Erhöhung der Stahlerzeugung Deutschlands um eine so bedeutende Menge würde immerhin eine Gefahr in sich bergen, welcher aber durch Zollabkommen zum Nutzen Aller vorgebeugt werden könnte. Auf der anderen Seite würde aber die Vereinigung der großen Stahlerzeugung in einer Hand eine nicht zu unterschätzende Macht darstellen.
Die Vorteile, welche sich für Deutschland aus vorstehenden Erwägungen ergeben, sind von so weittragender Bedeutung, daß vorübergehende Schäden nicht ins Gewicht fallen. England wird deshalb mit dem Kriege das Gegenteil von seinem Ziele erreichen, es wird, nachdem die Wunden vernarbt sind, ein wirtschaftlich erstarktes Großdeutschland heranreifen sehen, welches stark genug sein wird, auch in Zukunft mit Erfolg jeden Angreifer zurückzuweisen.
Der Ausblick und das Ziel der Industrie wird der Abschluß eines Wirtschaftsverbandes unter den europäischen Ländern sein. Auch England könnte ohne Gefahr für uns an demselben teilnehmen, denn die Spitze desselben soll sich nicht gegen einen kontinentalen Staat richten, sondern die Europäer zusammenführen zur gemeinsamen Ausnutzung ihrer Wirtschaftskräfte im Kampf um den Absatz.

Ingenieur Otto Schulz-Mehrin:
Die Bedeutung der Technik und Industrie für
den Ausgang des Krieges.

In dem gegenwärtigen Kriege spielt die Technik eine ganz hervorragende Rolle. Es gibt keine Waffe und kaum ein Hilfsmittel, die nicht Erzeugnisse der Technik wären, und bei denen nicht die Technik des einen Landes mit der des andern um höchste technische Vollkommenheit gewetteifert hätte. Erzeugnisse der Technik sind schon das Schwert, das Bajonett, die Lanze. Zu einem technischen Wettkampf bieten diese einfachen Waffen allerdings kaum Raum, aber dieser setzt schon ein beim Gewehr, steigert sich bei den Geschützen, Maschinengewehren und Geschossen und war und ist am höchsten angespannt bei den Waffen der Luft, den Flugzeugen und Lenkballons, sowie des Meeres, den Panzerschiffen, Unterseebooten, Torpedos. Zu den Waffen kommen Hilfsmittel aller Art: Telegraphen und Telephone für die Nachrichtenvermittelung, Eisenbahnen, Automobile, Fahrräder und Fahrzeuge jeder Art für den Verkehr im Krieg, für den Truppentransport und für die Versorgung der Truppen mit Nahrung, Munition und allem sonstigen Bedarf, Feldküchen und Feldbäckereien für die Zubereitung der Nahrung im Feld«, Scheinwerfer und andere Beleuchtungsvorrichtungen zur Beleuchtung des Schlachtfeldes, zur Erspähung des Gegners usw., alles Erzeugnisse der Technik. Technik ist schließlich die fortlaufende Herstellung all d«r Dinge, die zur Ausrüstung und Verpflegung der Truppen dienen, die Herstellung von Uniformen, von Stiefeln und Lederzeug, von Konserven und anderen Nahrungsmitteln, sowie von Gegenständen zur Verwundetenpflege, Lazaretteinrichtungen, Verbandstoffen, ärztlichen Instrumenten, Medikamenten usw. Kurz, es gibt kaum ein Gebiet, auf dem nicht die Technik irgendwie in Erscheinung träte.

Bei dieser Sachlage kann es nicht zweifelhaft sein, daß Verlauf und Ausgang des Krieges in hohem Maße auch von der technischen Leistungsfähigkeit der einzelnen Gegner abhängen werden. Ganz besonders gilt das für einen länger dauernden Krieg, mit dem uns ja unsere Gegner drohen. Denn als der Krieg begann, verfügten alle Gegner über nahezu gleichwertige Waffen und Hilfsmittel, da im Frieden hierein ein Austausch zwischen den verschiedenen Ländern stattfinden konnte und auch stattfand. Im Frieden hat Belgien deutsche Kanonen, Rußland deutsche Kriegsschiffe, Telegraphenapparate und anderes, hat sogar England deutsche Luftschiffe gekauft. Mit dem Ausbruch des Krieges aber wurde der Verkehr zwischen den feindlichen Ländern teils erheblich beschränkt, teils ganz unterbunden, und zwar grade in allen für die Kriegführung notwendigen Dingen.

So hat der Verkehr zwischen Deutschland und seinen Gegnern völlig aufgehört, und Rußland ist schon fast von allem Verkehr mit Europa abgeschnitten.
Nun findet aber im Kriege ein außerordentlich großer Verbrauch aller zum Kriegführen benötigten Dinge statt: so ist der Munitionsverbrauch der modernen Gewehre, Maschinengewehre, Schnellfeuerkanonen und großen Geschütze ein ganz ungeheurer, die Gewehre und Geschütze selbst werden durch den starken Gebrauch abgenützt und mangelhaft oder werden vielfach an den Feind verloren, (so hat Rußland schon weit über tausend Geschütze und Maschinengewehre, durch Gefangene und Gefallene wohl schon mehr als eine halbe Million Gewehre und eine entsprechende Menge Munition und anderes Kriegsgerät verloren); zahllose Automobile und viele Eisenbahnwagen werden durch die außerordentliche Beanspruchung oder durch Unfälle unbrauchbar; ebenso findet ein sehr starker Verschleiß aller andern Hilfsmittel statt. Weiter muß der ungeheure Verbrauch der Millionen Streiter an Konserven, Verbandmaterial u. dgl. ständig neu gedeckt werden. Und von all diesen Dingen wird umsomehr gebraucht, je länger der Krieg dauert. Kann dieser Bedarf nicht eingeführt werden, so muß er eben im Lande selbst geschaffen werden, d. h. die Technik bezw. die Industrie des Landes muß außerordentliche Leistungen vollbringen, Leistungen, die weit über das hinausgehen, was je im Frieden verlangt wurde. Und ein Land, das weder über eine solchen Anforderungen gewachsene Technik und Industrie verfügt, noch jene Erzeugnisse der Technik einführen kann, muß in eine um so schlimmere Lage kommen, je länger der Krieg dauert. Wo die genannten technischen Mittel fehlen, ist schließlich ein Krieg ebensowenig mehr möglich, als wo die Soldaten oder das Geld fehlen, und wer technisch erschöpft ist, muß Frieden schließen und die Bedingungen des noch nicht erschöpften Gegners annehmen, ebenso als wenn er militärisch erschöpft wäre.
In welcher Lage befinden sich nun die einzelnen Kriegführenden im Hinblick auf die vorstehenden Ausführungen, d. h. wie steht es mit der Leistungsfähigkeit der Technik und Industrie in den einzelnen Ländern mit Rücksicht auf die Anforderungen des Krieges?
Das deutsche Reich ist seit seinem Bestehen genötigt, eine verhältnismäßig große Kriegsmacht zu unterhalten und auszurüsten und hat diese Ausrüstung schon seit langem völlig im eigenen Lande erzeugt. Eine Reihe von Spezialfabriken für alle Zweige des Heeresbedarfs sind entstanden und haben sich zu höchster Leistungsfähigkeit entwickelt, derart, daß sie den Heeresbedarf nicht bloß für das eigene Land, sondern auch noch für viele andre Länder lieferten. Und zwar nicht bloß Kanonen, wie der Laie vielleicht meint, sondern auch Gewehre, Pulver, Geschosse, Säbel und verschiedenes andere. Auch die deutschen Werften haben sich in den letzten Iahrzehnten dermaßen entwickelt, daß sie nicht bloß die eigene Kriegsmarine, die zweitgrößte der Erde, und die eigene Handelsmarine, ebenfalls

die zweitgrößte der Erde, mit den technisch vollkommensten Schiffen versehen, sondern auch noch Kriegs- und Handelsschiffe für das Ausland liefern konnten. Aber obgleich die deutsche Kriegsindustrie außerordentlich leistungsfähig ist, so leistungsfähig, daß ihr im Frieden der Bedarf des eigenen Landes nicht zur Beschäftigung genügte, ist sie jetzt allein nicht imstande, den Kriegsbedarf des Reiches zu befriedigen. So groß ist der Bedarf im Kriege im Vergleich zu dem Bedarf im Frieden. Glücklicherweise hat aber Deutschland nicht bloß eine hochentwickelte Kriegsindustrie, sondern auch auf fast allen anderen Gebieten eine nicht minder hochentwickelte und leistungsfähige Industrie. Ein großer Teil dieser Industrie ist nun jetzt zur Befriedigung des Kriegsbedarfs mit herangezogen worden. Das war um so eher möglich, als die deutsche Industrie grade auf den in Betracht kommenden Gebieten, Eisen- und Metallindustrie, Teitil- und chemische Industrie, hervorragend entwickelt ist. Heute erzeugen elektrotechnische Fabriken Patronen- und Geschoßhülsen, Lampen- und Metallwarenfabriken liefern Militär-Kochgeschirre, Feldflaschen, Koppelbeschläge u. dgl., Stahlgießereien stellen Geschoßhülsen her, optische Fabriken verfertigen Instrumente für Lazarette, Fahrradfabriken bauen Bettgestelle für Lazarette, Dampfkesselfabriken fabrizieren Feldküchen und Feldbäckereien, Konfektionswerkstätten liefern Uniformen, Wäschefabriken Brotbeutel usw.

Wieder andere Fabriken liefern den Spezialfabriken Teile für ihre Erzeugnisse, z. B. für Kriegsschiffe, Automobile, Geschütze, Gewehre usw. Kurz ein großer, vielleicht der größte Teil der großen deutschen Industrie arbeitet zurzeit für den Krieg. Ebenso ist bereits die Industrie des eroberten Belgien, insbesondere die hochentwickelte Waffenindustrie dieses Landes, in deutschen Dienst gestellt worden.

Ähnlich wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in dem verbündeten Österreich. Auch dieses Land hat eine recht gut entwickelte Industrie, besonders Tertil- und Maschinenindustrie. Als sehr leistungsfähige Lieferanten von Kriegsbedarf sind allgemein bekannt die Skodawerke, aus denen u. a. jene Motorbatterien stammen, die uns vor den belgischen und französischen Festungen so gute Dienste geleistet haben. Soweit die österreichische Waffen- und Maschinenindustrie den außerordentlichen Anforderungen des Krieges nicht sollte entsprechen können, ist jedenfalls die deutsche und belgische Industrie vollauf in der Lage, den Mehrbedarf zu liefern, wofür andererseits wohl die sehr umfangreiche österreichische Nahrungsmittel-Industrie der deutschen beispringen kann. Die deutsche und belgische Industrie sind zweifellos auch imstande, den dritten Bundesgenossen, die Türkei, mit allem Notwendigen zu versehen. Denn das türkische Heer ist im Vergleich mit dem deutschen und österreichischen ja nur klein, sodaß die Mitversorgung desselben keine erhebliche Mehrleistung der deutschen, österreichischen und belgischen Industrie bedingt. Iedenfalls waren diese Industrien bisher vollauf in der Lage, den Bedarf der verbündeten Heere

zu decken, sodaß sich ein Mangel noch an keiner Stelle gezeigt hat.
Die deutsche Industrie hat von jeher eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit bewiesen, sowohl im Frieden, wenn sie z. B. die viel weniger anpassungsfähige, viel konservativere englische Konkurrenz aus dem Felde schlug, wie jetzt im Kriege, wo sehr viele Fabriken Dinge herstellen, die den früher von ihnen erzeugten nicht im entferntesten ähnlich sind. Diese Anpassung und Neuorientierung wird in dem Maße weitergehen, wie sie sich im Interesse der Kriegsrüstung als notwendig erweist. Auch die Arbeiter, an denen es ja im Ganzen noch keineswegs fehlt, passen sich in immer höherem Maße dem veränderten Bedarf an. Schließlich ist die belgische Industrie und die belgische Bevölkerung zurzeit erst in geringem Maße beschäftigt und zur Unterstützung der deutschen Industrie herangezogen.
Mehr als für die Leistungsfähigkeit der Industrie könnte man für die ausreichende Versorgung mitRohstoffen für die Industrie fürchten. Aber es scheint, als ob auch diese Befürchtung grundlos ist. Ein so industriereiches und so große Mengen von Industrieerzeugnissen ausführendes Land wie Deutschland hat in jedem Augenblick sehr große Vorräte aller gebrauchten Rohstoffe im Lande, die jetzt, nur für das unbedingt Notwendige verwendet, lange Zeit ausreichen. Außerdem hat das deutsche Heer in Belgien, Frankreich und wohl auch in Polen beträchtliche Mengen von Rohstoffen beschlagnahmt. Schließlich hat auch die Einfuhr keineswegs in dem Maße aufgehört, wie Außenstehende allgemein glauben. Aus naheliegenden Gründen wird Näheres hierüber nicht veröffentlicht; aber es ist Tatsache, daß die Einfuhr in allen Rohstoffen beständig steigt. Eine hermetische Absperrung Deutschlands von der Außenwelt, wie sie sich die Engländer gedacht hatten, ist eben einfach nicht möglich. Die neutralen Staaten werden diese Absperrung in ihrem eigenen Interesse, je länger, desto mehr zu durchbrechen suchen, schließlich wohl gar offiziell dagegen Front machen, wie das Amerika bereits getan hat.
Manche Rohstoffe, die wir bisher übersee bezogen haben, können wir auch aus den Balkanländern und aus der Türkei erhalten, z. B. Mineralien, wie Kupfer und Zinn.
Andere Rohstoffe können im Notfall durch ähnliche oder solche mit ähnlichen Eigenschaften ersetzt werden. Das gilt besonders für viele Gegenstände des Privatbedarfs. Noch andere Rohstoffe wieder können jetzt, wo die Preisfrage erst in zweiter Linie kommt, künstlich hergestellt werden, so der Ersatz für Chilesalpeter, für Kautschuk, für Leder u. a. Die Not wird hier auch zu Fortschritten und neuen Erfindungen treiben.
Alles in allem scheint die Gefahr des Rohstoffmangels viel weniger groß zu sein, als man bei Ausbruch des Krieges fast allgemein geglaubt hat.
Vergleichen wir nun mit den Verhältnissen bei uns und unseren Verbündeten die Verhältnisse bei unseren Gegnern.

Frankreichs Industrie, schon dem Gesamtumfange nach weit geringer als die deutsche, erzeugt in erster Linie Seiden-, Woll- und Baumwollgewebe, Spitzen, Frauenkleider, Uhren, Möbel, Glaswaren. Das aber sind, abgesehen von Wollgeweben, fast alles Dinge, die im Kriege wenig Wert haben und zum Kriegführen nicht brauchbar sind, deren Herstellungsstätten auch für die Erzeugung von Kriegsbedarf weniger in Betracht kommen. Man hat Frankreichs Industrie gradezu als Lurus-Industrie bezeichnet, was wohl ungefähr das Gegenteil von Kriegsindustrie ist. Die Eisen- und Maschinen-Industrie Frankreichs ist nicht bedeutend und arbeitet in erster Linie für die Tertilindustrie und für die Landwirtschaft. Immerhin hat Frankreich eine Kriegsindustrie, die den eigenen Bedarf im Frieden deckte und zum Teil auch Waffen, besonders Geschütze aus Creusot, an fremde Länder lieferte. Den sehr viel größeren Anforderungen des Krieges dürfte aber die französische Industrie keinesfalls gewachsen sein, zumal jetzt vielfach die Arbeiter fehlen werden, da Frankreich ja alle irgend waffenfähigen Männer zu den Fahnen gerufen hat. Auch sind grade die industriereichsten Gegenden des Landes, nämlich Ost- und Nordfrankreich, zum großen Teil bereits von den deutschen Heeren besetzt oder liegen doch so sehr im Kriegsbereich, daß die Industrie in diesen Gebieten für die Versorgung des Landes ausscheidet.
Nach den letzten Nachrichten ist es auch nicht möglich, den Kohlenmangel, der infolge Besetzung der Haupt-Kohlenbezirke durch die Deutschen entstanden ist, durch Einfuhr (hauptsächlich aus England) zu beheben. Frankreich dürfte deshalb mit seiner technischen Kriegsrüstung bereits jetzt in hohem Maße auf England und die englische Industrie angewiesen sein.
England ist zwar ein sehr industriereiches Land, aber sein weit überwiegender Hauptzweig ist die Textilindustrie, und die übrige Industrie, insbesondere die Maschinenindustrie, arbeitet in erster Linie für diese Tertilindustrie, d. h. erzeugt Spinn-, Webe- und dgl. Maschinen. Seiner starken Flotte entsprechend hat England naturgemäß auch eine nicht unbeträchtliche Kriegsindustrie, stellt insbesondere viel Geschütze her; auch die Gewehrfabrikation ist nicht unbedeutend. Aber die englische Kriegsindustrie ist sowohl dem Umfange, als auch der technischen Leistungsfähigkeit nach geringer als die deutsche, ist es doch der englischen Geschützindustrie noch immer nicht gelungen, anstelle von Geschützen mit Drahtbandagen solche mit massivem Stahlmantel, wie sie Krupp baut, herzustellen, abgesehen von den 42 em-Mörsern, an deren Herstellung die englisch« Industrie vor dem Kriege noch Nicht einmal gedacht hat; ebensowenig übrigens die französische. Dann sind die Anforderungen, die dieser Krieg auch nach der quantitativen Leistungsfähigkeit an die englische Industrie stellt, ganz unerwartet groß. England hat kaum jemals vorher wie jetzt daran gedacht, ein Millionenheer aufzustellen und auszurüsten. Wie aus Zeitungsberichten hervorgeht, ist denn auch die englische Industrie tatsächlich nicht in der Lage, die Ausrüstung für die bisher angeworbenen Truppen genügend schnell zu schaffen. Auch an industriell her-

gestellten und bisher aus Deutschland eingeführten Arzneimitteln, einem sehr notwendigen Mittel der Kriegführung, zeigt sich bereits empfindlicher Mangel.
Sogar die Rohstoffversorgung scheint in England wider Erwarten mehr Schwierigkeiten zu machen, als in Deutschland. Denn schon vor einiger Zeit wurde berichtet, daß es infolge der mangelhaften Verbindung mit Schweden und Rußland an Holz fehle, insbesondere an Grubenholz, wodurch der Bergbetrieb gehindert wird; und kürzlich wurde berichtet, daß aus Mangel an Wolle, die übrigens auch in Frankreich sehr knapp ist, Uniformen aus Baumwolle hergestellt würden. Soll die englische Industrie nun auch noch die französische unterstützen, so wird das Mißverhältnis zwischen Anforderung und Leistungsfähigkeit noch größer, und das Ergebnis dürfte, je länger desto mehr, eine mangelhafte Ausrüstung der englischen und französischen Truppen sein.
Schließlich stellt auch noch Rußland Anforderungen an die englische und französische Industrie, ja dieses Land erst recht. Denn in keinem der kriegführenden Länder ist die Industrie weniger entwickelt und weniger leistungsfähig, als grade in Rußland. Vor allem sind die Industrien, die für die Lieferung von Kriegsbedarf in Betracht kommen, noch sehr wenig leistungsfähig. Nicht einmal die Putilow-Werke, die einzige größere Fabrik für Kriegsbedarf, sind hierin ganz auf der Höhe, vermögen z. B. größere Geschütze kaum herzustellen. Und Waffen, welche die russische Industrie allenfalls herzustellen vermag, kann sie gewiß nicht in der Menge liefern, wie sie grade das russische Heer mit seinen außerordentlichen Verlusten als Ersatz und für neue Truppen benötigt. Noch weniger als Waffen kann die russische Industrie die zahlreichen andern Hilfsmittel für den Krieg, wie Automobile, Scheinwerfer, Telegraphen-Anlagen, Flugapparate u. dgl. herstellen, keinesfalls in auch nur annähernd genügender Menge. Auch die russische Nahrungsmittelindustrie scheint nicht in der Lage zu sein, das Riesenheer genügend zu versorgen, jedenfalls nicht mit den für ein kämpfendes Heer so wichtigen Konserven. Endlich ist grade der wichtigste Industriebezirk Rußlands, Polen, durch die Kriegsereignisse dermaßen in Mitleidenschaft gezogen, daß er für die Heeresversorgung fast ganz ausscheidet.
Rußland ist also in seiner technischen Kriegsrüstung fast ganz auf England und Frankreich angewiesen. Diese beiden Länder aber haben, wie ausgeführt, schon mit dem eigenen Bedarf übergenug zu tun. Hinzu kommt, daß eine Einfuhr aus diesen Ländern jetzt, nachdem das nördliche Eismeer zugefroren und der Schiffsverkehr über Archangelsk eingestellt ist, sehr erschwert ist. Da die Dardanellen auch gesperrt sind, bleiben nur noch die Wege zu Lande über Sibirien und Ostasien, sowie über Schweden und Norwegen, die sehr kostspielig und für eine Zufuhr aus Frankreich und England außerordentlich langwierig und wenig leistungsfähig sind. Iapan mit seiner wenig entwickelten Industrie dürfte Rußland kaum viel liefern können. Rußland scheint demnach hinsichtlich seiner technischen Kriegsrüstung rasch einem Zustande der Erschöpfung entgegenzugehen. Keines-

falls dürfte es imstande sein, außer den Heeren, die es bereits ausgerüstet hat, noch ins Gewicht fallende größere Heere auszurüsten. Aus den letzten Schlachten in Polen wird denn auch bereits berichtet, daß die russisÄ)« Artillerie, die im Anfang des Krieges durchaus als der deutschen und österreichischen gleichwertig anerkannt wurde, jetzt zweifellos unterlegen ist und an Munitionsmangel leidet. Deutschland braucht also die russischen Menschenmassen, mit denen unsere Feinde immer drohen, kaum zu fürchten. Menschenmassen, die keine Waffen, keine zweckentsprechende Kleidung, keine genügende Nahrung haben, und denen fast alle zum Kriegführen notwendigen technischen Hilfsmittel fehlen, sind noch kein Heer, das gut bewaffneten und gut verpflegten Truppen wie den deutschen und österreichischen standhalten könnte, abgesehen von der infolge Offiziermangel immer minderwertiger werdenden Führung und Ausbildung.

Demnach liegen die Verhältnisse hinsichtlich der allgemeinen technischen Kriegsrüstung auf die Dauer bei allen Gegnern Deutschlands erheblich ungünstiger, als bei Deutschland und seinen Verbündeten, bei Rußland sogar gradezu hoffnungslos. Daß selbst die französische und die englische Industrie tatsächlich nicht imstande sind, den Bedarf ihrer eigenen Heere an Waffen, Munition und anderen Ausrüstungsgegenständen zu decken, wird einwandfrei dadurch bewiesen, daß beide Länder versucht haben, diese Dinge aus Amerika zu erhalten. Ist aber die englische Industrie schon jetzt nicht imstande, den Kriegsbedarf des englischen und französischen Heeres zu liefern, so wird sie das erst recht nicht sein, wenn England genötigt und anscheinend auch gewillt ist, seine jetzige Truppenzahl zu verdoppeln, und wenn erst der Kampf und damit der Munitionsverbrauch, der Waffen- und Ausrüstungsverschleiß auch in Ägypten und vielleicht auch in Indien beginnt. Wenn die Industrie der Vereinigten Staaten die englische und französische unterstützen würde, so würde es zwar möglich sein, — vielleicht — das französische und englische Heer genügend auszurüsten und mit genügend Munition zu versehen, (das russische Heer wegen der mangelnden Zuführungsgelegenheit keinesfalls), nnd dann würden allerdings das französische und das englische Heer, nicht auch das russische, in dieser Hinsicht dem deutschen Heere und denen seiner Verbündeten gleichstehen, würden ihnen jedoch nichts voraus haben; denn wir zeigten ja bereits, daß es auf unserer Seite an der industriellen Rüstung und Versorgung in keiner Weise mangelt. Nun ist aber die Regierung der Vereinigten Staaten, wie ihre jüngsten Erklärungen zeigen, durchaus nicht gewillt, die Riistungslieferungen der amerikanischen Industrie an Kriegführende zu dulden, weil sie solche Lieferungen als Verletzung der amerikanischen Neutralität betrachtet. Das amerikanische auswärtige Amt hat zwar zunächst nur die Lieferung von Kriegsschiffen, insbesondere Unterseebooten, oder deren Teilen ausdrücklich untersagt, aber Deutschland hat auch gegen die Lieferung von Munition und Waffen Einspruch erhoben und im Senat der Vereinigten Staaten wurde dementsprechend bereits eine Gesetzesvorlage eingebracht, die

den Verkauf von Waffen oder Munition an ein Land, das mit einem andern, mit den Vereinigten Staaten in Frieden lebenden Lande Krieg führt, für ungesetzlich erklärt. Ferner wurde dem Senat eine Resolution vorgelegt, die genaue Auskünfte über die Tätigkeit der amerikanischen Fabrikanten auf diesem Gebiete verlangt. Es ist anzunehmen, daß schon die deutschen und die irischen Teile der amerikanischen Bevölkerung, die zusammen die Mehrheit haben und in jüngster Zeit eine recht rege Tätigkeit zugunsten Deutschlands entwickeln, dafür sorgen werden, daß jene Anträge Gesetz werden, und daß diese Gesetze befolgt werden. Somit dürften unsere Feinde zumindest nicht auf Waffen-, Munitions- und Schiffslieferungen aus den Vereinigten Staaten rechnen können, so daß ihre Unterlegenheit in diesen Punkten bestehen bleibt, richtiger noch größer wird. Die deutsche und irische Bevölkerung der Vereinigten Staaten dürfte überhaupt dafür sorgen, daß die anfangs ziemlich parteiische Neutralität der Vereinigten Staaten mehr und mehr eine wirkliche, vielleicht gar eine wohltuende Neutralität wird. Vielleicht wäre es auch angebracht, daß die deutsche Industrie und der deutsche Handel beschließen und erklären würden, daß sie künftig keine Geschäftsbeziehungen unterhalten wollen mit solchen amerikanischen und auch andern neutralen Firmen, die jetzt Waffen, Munition und andere Kriegsmittel an unsere Feinde liefern. Die Deutschen in Amerika würden eine solche Entschließung drüben gewiß bekannt machen und ihre Durchführung jetzt und nach dem Kriege erleichtern.

Daß eine solche Erklärung nicht unwirksam sein würde, läßt das Verhalten der bekannten National Cash Register Co. in Danton erkennen, die einen angebotenen Auftrag auf Munitionslieferung an unsre Feinde mit der Begründung ablehnte, daß sie mit allen Kriegführenden Geschäftsbeziehungen unterhalte und deshalb weder den einen noch den andern unterstützen wolle.

Zu der somit festgestellten allgemeinen Überlegenheit Deutschlands hinsichtlich der industriellen Kriegsrüstung kommt noch, daß die deutsche Technik der feindlichen sich auch im einzelnen, in der Vollkommenheit verschiedener Waffen und Hilfsmittel überlegen gezeigt hat.

In aller Munde sind die deutschen schweren Mörser, die mit ihrer furchtbaren Wirkung von keinem feindlichen Geschütz auch nur annähernd erreicht werden. Es scheint auch ausgeschlossen, daß unsere Feinde noch während des Krieges solche Geschütze herstellen können. Denn dazu gehören jahrelange besondere Erfahrungen, langwierige Versuch«, insbesondere in der Materialherstellung und Bearbeitung, mancherlei Vorarbeiten und schließlich besondere, riesige Bearbeitungsmaschinen. All das läßt sich nicht in einigen Monaten schaffen; selbst dann nicht, wenn unseru Feinden die Pläne und Aufzeichnungen zur Verfügung ständen, was sicherlich nicht der Fall ist. Vor allem aber fehlen den Engländern und Franzosen und erst recht den Russen deutsche Wissenschaftlichkeit, deutscher Erfindungsgeist, deutsche Tatkraft, die schließlich die eigentliche Ursache dafür

sind, daß nicht unsere Feinde uns, sondern wir sie mit einer solchen Waffe überraschten.
Diesen Eigenschaften danken wir es auch, daß die deutschen Luftschiffe den feindlichen sowohl in der Leistungsfähigkeit wie in der Zahl überlegen sind. Dieser Vorsprung konnte, obwohl bekannt, schon im Frieden von unsern Feinden nicht eingeholt werden und wird das erst recht nicht jetzt im Kriege. Sogar im Flugzeugwesen, dessen Ursprungsland doch Frankreich ist, scheint Deutschland bereits überlegen zu sein. Ähnlich ist die Sachlage bei den Unterseebooten. Auch diese Waffe wurde zuerst in Frankreich und England entwickelt und eingeführt, und doch macht es den Eindruck, als ob Deutschland auch hier jetzt die Führung an sich gerissen hätte. Auch mit vielen Hilfsmitteln für die Kriegführung, z. B. elektrischen Scheinwerfern, Hilfsmitteln für die Verwundetenpflege u. a. dürfte Deutschland besser versehen sein als seine Feinde, war doch die deutsche Technik und Industrie auf diesen Gebieten schon im Frieden führend. Rußland zählt auf allen diesen Gebieten überhaupt kaum mit.
Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich folgendes:
Die deutsche Industrie zusammen mit der östereichischen und belgischen ist durchaus imstande, die Heere beider Staaten, wie auch der Türkei, ausreichend mit allem Notwendigen, Waffen, Munition und sonstigen Ausrüstungsgegenständen, zu versehen. Das ist, wie eine Betrachtung der Verhältnisse ergibt, und wie die Bemühungen in den Vereinigten Staaten bestätigen, bei unseren Feinden, den Franzosen und Engländern, nicht der Fall; hier fehlt es offenbar an Waffen und vor allem an Munition; und ist erst recht nicht der Fall bei den Russen; hier fehlt es an fast allem Notwendigen, ganz besonders aber an Geschützen, Maschinengewehren, Munition, Flugzeugen, Verkehrs- und Nachrichtenmitteln. Es darf also eine nicht unwesentliche Überlegenheit der kriegsindustriellen Leistungsfähigkeit auf unserer Seite festgestellt werden. Die ungenügende kriegs-industrielle Leistungsfähigkeit unserer Gegner wird umsomehr in Erscheinung treten, je länger der Krieg dauert, je mehr Truppen England in Europa und in seinen Kolonien ins Feld stellen muß, und je mehr Rußland genötigt ist, seine ungeheuren Verluste durch neue Mannschaften auszugleichen.
Zu dieser größeren industriellen Leistungsfähigkeit unsrerseits im allgemeinen kommt noch die technische Überlegenheit in einzelnen Waffen, ;. B. Artillerie, Luftschiffen, Unterseebooten, sowie in Hilfsmitteln, wie elektrischen Scheinwerfern, Medikamenten; kommt schließlich auch noch die deutsche Organisationskunst, die sich der unsrer Feinde schon oft überlegen gezeigt hat, und die dafür sorgen wird, daß alles, was gebraucht wird, immer und an richtiger Stelle vorhanden sein wird.

Dr. Ernst Müller, München:

Indien.

Während im großen russischen Reiche noch immer nicht einmal im Mutterlande eine, zu gewissen Zeitpunkten wiederkehrende, sorgsame Inventur des Menschenbestandes stattfindet, steht das Volkszählungswesen im englischen „Weltreiche" schon seit langem auf einer bedeutenden Höhe. Schon viele Iahre früher, als man im „heiligen" Rußland — es war im Iahre 1897 — eine Volkszählung veranstaltete, hat englischer Krämergeist sich an eine Aufnahme des Vevölkerungsbestandes eines fast gleich großen Riesengebietes herangewagt. Es ist das Britisch-Indien, in dem bereits im Iahre 1867 die ersten Volkszählungsversuche durchgeführt wurden. Als man dann wieder — der englische Krämergeist entwickelt in derlei Angelegenheiten eine geradezu wunderbare Energie — in diesem gewaltigen Länderkomplere im Iahre 1881 an eine Bestandaufnahme der Bevölkerung herantrat, da konnte das Ergebnis dieser Veranstaltung schon sehr wohl sich messen mit den besten gleicher Art im „alten" Europa. Englands „Herrschergewalt" hat dann in Britisch-Indien solche Volkszählungen alle 10 Iahre, zuletzt im Iahre 1911, wiederholt. Diese indischen Zählungen sind noch immer das größte Werk dieser Art. Da nun aller Augen vornehmlich auch auf das englische Weltreich gerichtet find, so stellen jene Bevölkerungs-Bestandsaufnahmen jetzt ganz besonders große Werte dar. Klären sie uns doch rascher und deutlicher als alles andere auf über die Machtmittel dieses volkreichen Weltreiches und insbesondere auch darüber, was von diesem Reichtum zu halten ist.

Großbritannien herrscht über 400 Millionen Menschen. Das sind rund 25°/» der auf 1630 Millionen Seelen berechneten Erdbevölkerung. Iene 400 Millionen Menschen unter englischer Herrschaft wohnen auf einem Gebiet von 30 Millionen <ikin, ein Areal, das 55 mal so groß ist als jenes des Deutschen Reichs, eine Fläche, welche rund 20°/» der Landmasse der Erde ausmacht. Da nun die Bevölkerung des gewaltig ausgedehnten Britisch-Indien — seine Fläche bedeckt 4,59 Millionen qKm, soviel wie ganz Europa ohne Rußland — nach der letzten Volkszählung des Iahres 1911 315 Millionen Menschen beträgt, 79°/» der Gesamtbevölkerung unter englicher Herrschaft, so ist es gewiß nicht zuviel gesagt, daß das englische Weltreich als solches mit Indien steht und fällt. Indien wird darum auch nicht ohne Grund das „kostbarste Iuwel in Englands Krone" genannt.

Dank den so sorgsamen Aufnahmen des britisch-indischen Bevölkerungsbestandes „nach allen Regeln der statistischen Kunst", sind wir sozusagen natürlich auch über die Religion der Bewohner dieses Riesenreiches ausgiebig unter-

richtet, ein Moment, dem augenblicklich, nachdem die Türkei unser Bundesgenosse geworden, eine noch gar nicht abzusehende Bedeutung zukommt. Eine Bedeutung, welche das „uralte Wunderland" Indien zweifelsohne ein modernes Wunderland werden läßt, nur in einem etwas anderen Sinne. In Britisch-Indien wohnen nämlich 66 Millionen Muselmänner. Von den auf 240 Millionen Menschen geschätzten Muselmännern der Erde wohnt also mehr als der vierte Teil in Indien. Der König von England hat als „Kaiser von Indien" mehr mohammedanische Untertanen wie der Sultan-Kalif in Konstantinopel, in dessen Reich bestenfalls 23 Millionen Islamiten wohnen. Diese indischen Islamiten sind für England ein um so bedenklicheres Bevölkerungselement, als sie eine wesentlich kompaktere Masse bilden wie die 220 Millionen Brahmanen, mit den durch das Kastenwesen geschaffenen verschiedenartigen Untergliederungen und Sektenbildungen. Und dabei erscheint vollends noch besonders verhängnisvoll für England die Tatsache, daß die Bekenner des Islam von der Gesamtheit der Bevölkerung der indischen Großstädte 30°/» ausmachen, gegen nur 21°/» im ganzen indischen Reich. Das ist fürwahr sehr bedenklich, insofern nämlich die indischen Großstädte, sozusagen die einzigen Träger von Kultur und Wissenschaft, die Sitze der auch durch religiöse Strömungen verursachten Bewegung zur Abschüttelung der englischen Herrschaft sind. Da spielt von altersher eine gewissermaßen tonangebende Rolle das „Rom" Indiens, die sagenumwobene Großstadt Delhi. Von ihren 250 000 Einwohnern sind gut ein Drittel Mohammedaner, für welche der Namen Delhi in Erinnerung an die einstige Größe noch nicht seinen guten Klang verloren hat. In Delhi ist noch heute eine der schönsten und großartigsten, weit über Indien hinaus anerkannten Kultstätten des Islam, die Dochamma Moschee. In die Bewegung, welche auf Abschüttelung der englischen Herrschaft hinzielt, kann Delhi noch um so wirksamer eingreifen, als hier 7 Eisenbahnlinien zusammenlaufen und Delhi eine bedeutende Handelsstadt ist. Ahnliches trifft zu für den alten Kultort Benares (204 000 Einwohner) am heiligen Ganges. Auch hier, im „Mekka" der Hindu treffen mehrere Schienenstränge zusammen, auf denen alljährlich mehrere Hunderttausend Hindupilger dem „Ort der Sehnsucht" zustreben. Für England ist es gewiß kein Vorteil, daß in der größten der sog. Eingeborenenstädte, in Haidarabad, der Hauptstadt des größten Vasallenstaates Indiens, von rund 500 000 Bewohnern 200 000 Mohammedaner sind. Mögen nun auch, weil sie eine sehr viel kompaktere Masse bilden, die indischen Islamiten die ungleich größeren Feinde Englands sein, so sind die 220 Millionen Brahmanen doch auch große Gegner ihrer Beherrscher. Denn auch sie haben wenig Veranlassung, ihrem Kaiser für die erwiesenen kulturellen Wohltaten dankbar zu sein. Was unter der Decketikette „europäische Zivilisation" dem uralten indischen Kulturvolke gebracht wurde, ist nämlich nur spezifisch englisches Produkt, für das der Inder sich so wenig begeistern kann, wie der Pole für den moskowitischen Kulturdünger. Fassen wir nur die eigent-

lichen britisch-indischen Gebiete ins Auge, also nur V5 des Landes, aber mit v< der Gesamtbevölkerung, so erinnert nach verläßlichen Quellen die so erfolgreiche Kulturarbeit Englands in Indien mehr an Russifizierung denn an westeuropäische Zustände. Bei der soeben genannten Menschenmasse werden nämlich von staatswegen verausgabt für Erziehungswesen kaum 100 Millionen Mark jährlich. Zur richtigen Würdigung dieser Zahlen stellen wir ihnen gegenüber, was das vier mal kleinere Deutsche Reich nach der Erhebung des Iahres 1911 aus Staatsmitteln allein nur für die öffentlichen Volksschulen verausgabte: es waren 214 Millionen Mark. Während dafür bei uns der Analphabetismus aber auch so gut wie ausgerottet ist, sind in Indien noch mehr als Vi» der ganzen Bevölkerung Analphabeten. In den Großstädten indes, den Pionieren europäischer Zivilisation, gibt es natürlich weniger Analphabeten. Manche Großstädte, wie Rangoon, Mandale, Surat, Kalkutta, Madras, Bombay, haben doch schon V10 bis Vi» Einwohner, die lesen und schreiben können. Aber der Haupterfolg des absterbenden Analphabetismus besteht schließlich doch nur darin, „den Geist der Revolte zu züchten", wie der Beherrscher immer und immer wieder zu berichten weiß. Darum spart man auch an Ausgaben für Erziehungswesen, weil eine stärkere Dotierung hier keinen Sinn habe.

Für Gesundheitswesen gibt der Staat pro anno aus nur 25 Millionen Mark. Darum ist es auch kein Wunder, daß an der Pest im Durchschnitt der letzten 16 Iahre jährlich noch immer mehr als V2 Million Menschen gestorben sind, daß ferner im krassen Gegensatz zu den meisten anderen Ländern der Erde die Sterblichkeitsziffern statt sinken, noch steigen. Gegenwärtig beträgt die Sterblichkeitsziffer 34 pro mille, bei uns bald nur die Hälfte davon. In den indischen Großstädten vollends, insbesondere in jenen, welche wie Kalkutta und Bombay ihre Entwicklung ausschließlich der Moderne zu verdanken haben, sind die Sterblichkeitsziffern noch sehr viel höher als auf dem Land, — Indien scheint hier förmlich auf den Kopf gestellt —, so daß man diese „Wasserköpfe" des Landes sehr wohl als „Gräber der Menschheit" bezeichnen kann. In den Großstädten, wo eine starke Übervölkerung herrscht und es noch an den allernotwendigsten hygienischen Einrichtungen fehlt, können sich eben die Seuchen nur um so besser entfalten. Wenn ganz Indien eine derartige Sterblichkeit hätte, so würde selbst die vergleichsweise hohe Geburtenziffer von 42 pro mille gegen 30 bei uns doch die Abnahme der Bevölkerung nicht aufhalten können. Daß die Großstadtbevölkerung in ihrer Gesamtheit trotzdem nicht abnimmt*), das beruht auf einer für einzelne Städte, Bombay z. B., ganz gewaltigen Zuwanderung hauptsächlich von Männern, wodurch die Ge-

') Die 30 Großstädte Indiens im Jahre 1911 hatten mit 7,07 Missionen Seelen nur 441000 Einwohner mehr als die 29 Großstädte"des J»hret 1911 mit 6,63 Millionen Menschen. Das ist eine Zunahm« der großstädtischen Bevölkerung von nur 6,6',„ gegen rd. 50'/« (!) im Deutschen Reich im ungefähr gleichen Zeitraum.

burtlichkeit sich aber noch mehr verringert. Außerhalb der Großstädte steht es mit der Bevölkerungsbewegung besser. Die Sterblichkeit ist hier kleiner als die Geburtlichkeit, so daß eine natürliche Vermehrung möglich ist. Im Zeitraum 1901/1911 wuchs die Bevölkerung so um 6,8°/». Das ist aber nicht sehr viel, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung des Deutschen Reichs in der gleichen Zeit um 14,1°/» zunahm. Die Sterbeziffer, das Ausschlaggebende, ist eben bei uns viel kleiner. Das Vordringen englischer Zivilisation erscheint übrigens in eigentümlichem Lichte, wenn man sich vor Augen hält, daß in den Vasallenstaaten die Bevölkerung sich im genannten Zeitraum um 12,6°/» vermehrte, gegen nur 5,1°/„ in den eigentlichen britischen Besitzungen.

Indien als Ganzes gehört mit einer relativen Bevölkerung von 69 Menschen auf 1 c>Km zu den mäßig bevölkerten Ländern der Erde. Im eigentlichen britischen Indien kommen aber 86 Einwohner auf 1 qKm, in den Vasallenstaaten nur 40 Einwohner. In einem so gewaltig ausgedehnten Lande wie ganz Indien ergeben sich aber bei näherem Zusehen im Einzelnen doch auch ganz bedeutende Unterschiede in der relativen Bevölkerung. In Bengalen z. B., das 400 000 qkm bedeckt, kommen auf 1 qkm Fläche rund 200 Einwohner, 80 mehr wie im Deutschen Reich. Das Punjab mit 250 000 qkm Areal hat aber nur 90 Einwohner pro qKm. Andere Landesteile wie Bombay, Burma oder Baluchistan haben eine vergleichsweise viel dünnere Bevölkerung.

Indien ist das klassische Land des Männerüberschusses. Im eigentlichen Britisch-Indien stehen 1000 männlichen nur 956 weibliche Wesen gegenüber, im Deutschen Reich indes 1026, eine Zahl, die der Krieg (vorübergehend) noch erhöht. In den Eingeborenen-Staaten ist der Männerüberschuß sogar noch größer; 944 weibliche Wesen kommen da auf 1000 männliche. Allerdings sollen aus religiösen und sozialen Gründen die Hindu Personen weiblichen Geschlechtes im heiratsfähigen Alter bei den Volkszählungen verschweigen, die Mohammedaner dabei viele Haremsinsassinnen. Ein beträchtlicher Überschuß an Männern besteht aber gleichwohl. Werden doch die neugeborenen und weiter heranwachsenden Mädchen absichtlich schlechter behandelt wie die Knaben, heiraten doch die (schwachen) Mädchen übermäßig früh, sind den Weibern bei den unteren Klassen doch die schweren Arbeiten aufgebürdet — der Engländer hat sonderbarerweise gegen die Schäden dieser ihm von Haus aus völlig unbekannten Arbeitsweise keinerlei „Sozialpolitik" ins Werk gesetzt —, kurz die Widerstandskraft des Weibes gegen einen vorzeitigen Tod wird förmlich künstlich geschwächt. Dieser Männerüberschuß ist nun aber, was man nicht vergessen darf, besonders stark ausgeprägt in den Großstädten, den Sitzen der Revolte gegen die englische Herrschaft. In Rangoon z. B. kommen auf 1000 männlich« Einwohner nur 400 weibliche, in Kalkutta 500, in Bombay 600, in Delhi 800.

In überwiegendem Maße ist Indien ein Agrarstaat. Von der Landwirtschaft leben 70 Prozent der Bevölkerung. Die Ausweise über die indische

Bodenbenutzung erstrecken sich leider nur auf 54°/» der Gesamtfläche, auf 250 Millionen Hektar. In landwirtschaftlicher Benutzung befindet sich davon ein Drittel, gegen beispielsweise 44°/« im agrarischen Ungarn. Forsten und Holzungen nahmen von jener Fläche 13°/« ein, gegen 28°/« in Ungarn, auf Brache treffen hier nur 4°/», dort aber 10°/«. Die weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche beträgt in Indien 33°/» (viel Gebirge und Wüstengebiete), bald soviel wie Schweden an unproduktivem Land aufweist. An Weizen erntete Indien im Iahre 1911 8,3 Millionen t, ungefähr so viel wie Frankreich. Pro dk aber mit 8,7 Ü2 noch wenig, wenn im Deutschen Reich die analoge Ziffer 22,6 62 betrug. Große Mengen Rohzucker erzeugt Indien alljährlich. Es steht hier mit 2V; Millionen t weitaus an erster Stelle. In der Baumwollenerzeugung ist Indien nächst Nordamerika das wichtigste Land. Indien erntet jährlich 7 bis 8 Millionen KF Baumwolle. Britisch-Indien führt davon große Mengen aus, wie auch viel Getreide, Reis, Tee, Zucker, Iutefaser — sie kommt fast alle aus Indien — und dank dem großen absoluten Viehstand auch viel Häute ausgeführt werden. Der Wert der indischen Ausfuhr beträgt jährlich ungefähr 3 Milliarden Mark, der der Einfuhr an 2 Milliarden. Indien weist da Zahlen aus, wie Rußland im (europäischen) Handel, dessen Bilanz bekanntlich auch aktiv ist, bezw. sein muß.

Die Industrie ist in Indien zwar noch wenig vertreten, nimmt aber doch einen immer stärkeren Aufschwung. Das trifft dank einer vergleichsweise überaus günstigen natürlichen Grundlage vor allem zu für die Baumwollindustrie, deren Hauptsitz die Präsidentschaft Bombay ist. Während von der indischen Baumwollernte zu Beginn der 90 er Iahre noch 70°/» roh erportiert wurden, sind es heute nur mehr °/,« und weniger. Die Zahl der indischen Baumwollspindeln ist stark gewachsen, aus 1,55 Millionen im Iahre 1880 sind jetzt 6,50 Millionen geworden. Das ist immerhin schon eine beachtenswerte Menge. Besitzt doch Osterreich mit seiner gewiß nicht unbedeutenden Baumwollindustrie nur erst 4,9 Millionen Spindeln. Wie in Nordamerika zeigt sich auch in Indien immer mehr die Tendenz, in steigendem Maße die Rohbaumwolle selbst zu verarbeiten und die Welt statt mit Rohstoffen mit Fertigfabrikaten zu versorgen. Die Schätze seines Bodens und Klimas haben Indien zu einem Wirtschaftsfaktor ersten Ranges gemacht, namentlich für England. Was wird nun aus dem alten Wunderlands dem „kostbarsten Iuwel in Englands Krone" werden, wenn, was nicht ausgeschlossen ist, auch die Völker Indiens in den „Heiligen Krieg" eintreten, wie es Türken, Perser und Afghanen schon getan haben, um die glückhafte Stunde des Befreiungskampfes nicht verstreichen zu lassen?

vi». Ernst Schultze:
Die Leidensgeschichte Irlands.
In Dublin fand am 15. November 1914 in St. Stephens Green vor dem Denkmal für die im Burenkriege gefallenen irischen Soldaten eine Versammlung statt, auf der ein Redner, Iohn Milroy, unter dem Beifall der Menge und ohne bisher vor Gericht gezogen zu werden, ausrief: „Man sagt auch, euer König und euer Vaterland brauche euch. Aber ihr habt keinen König und ihr habt kein Vaterland außer Irland. Das Reich, dem wir alle dienen sollen, hat alles getan, was menschliche Erfindungskunst vermochte, um eure Nation zu unterdrücken und zu vernichten. Aber es ist ihm nicht gelungen. Die irische Nation hat es überstanden und sie wird das britische Reich überleben. (Beifall.) Ich sage euch wohlüberlegt, daß dieses Reich endlich einen Gegner gefunden hat, der Hieb mit Hieb heimzahlen kann. (Beifall. Eine Stimme: Ein dreifaches Hoch auf Deutschland!) Das ist die Stunde, die unsere Väter herbeigesehnt haben. Ihr müßt alle dem freiwilligen oder dem Bürgerheere beitreten, um bereit zu stehen für den Tag der Abrechnung, der viel näher ist, als sich viele von euch vorstellen! Macht euch bereit für diesen Tag, wo eure Waffen nicht Worte sein werden, sondern kalter Stahl!"
Dahin ist es mit der englischen Herrschaft in Irland gekommen, die von Anfang an, also seit mehr als 7 Iahrhunderten, eine Gewaltherrschaft war. Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen aus der Geschichte Englands, daß es Irland trotz der Erbitterung der Eingeborenen nicht wieder aufgeben mußte, während der wichtigste Teil der überseeischen Kolonien — die Vereinigten Staaten — 1776 verloren ging. Die Erklärung liegt darin, daß die grüne Insel zu nahe bei England liegt, als daß nicht jeder Versuch eines Aufstandes alsbald niedergeschlagen werden konnte, während eine Erhebung der englischen Kolonien jenseits des Weltmeers Transportschwierigkeiten mit sich brachte, die dazu beitrugen, die Niederzwingung der Unabhängigkeitskämpfer unmöglich zu machen. Aber auch das bleibt merkwürdig, daß es den Engländern in fernen Landen gelang, wenigstens äußerlich Ruhe und Sicherheit einzuführen, während man in Irland, selbst in den Zeiträumen, die als die ruhigsten angegeben werden, von innerem Frieden ebenso wenig sprechen kann, wie von der Herstellung äußerer Sicherheit. Die Polizeikosten sind in Irland noch heute außergewöhnlich hoch: während in England 1 Polizist auf je 541 Einwohner entfällt, in Schottland sogar nur auf je 885 Einwohner, ist in Irland ein solcher auf je 362 Köpfe erforderlich. Für eine Bevölkerungszahl von 4 380 000 Menschen braucht man ein Heer von 11144 Polizisten! In

England stellen sich die Polizeikosten für den Kopf der Bevölkerung auf 2 s. 3 6., in Irland auf 6 «. 7 6. In Schottland mit 4750000 Menschen verbraucht die Polizei jährlich nur 8 Millionen Mark — in Irland mit seiner geringeren Kopfzahl 26 Millionen Mark!

Nur eiserne Gewalt hat eben den glühenden Wunsch der Bevölkerung, sich von ihren englischen Zwingherren zu befreien, niederhalten können. Die englischen Geistlichen haben den „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", den sie so gern im Munde führen, in Irland schon deshalb nicht verbreiten können, weil ihr ganzes Dasein dort bis vor wenigen Iahrzehnten auf einer schreienden Ungerechtigkeit beruht. Wurde doch der Zehnte, von welchem die anglikanische Geistlichkeit auf der grünen Insel lebte, in jedem Kirchspiel erhoben, auch wenn die Gemeinde des protestantischen Pfarrers nur etwa 50 Seelen umfaßte. Den Zehnten aber hatten nicht nur die Protestanten zu erlegen, sondern alle Einwohner überhaupt — obwohl auf die 8 Millionen Gesamt-Seelenzahl, die Irland um das Iahr 1840 umfaßte, nur 850 000 Protestanten kamen.

Diese religiöse Ungerechtigkeit und Bedrückung wurde von der Bevölkerung ebenso scharf empfunden, wie die wirtschaftliche Aussaugung und Auspressung, der sie unterworfen war. Der Haß, der sich in ihr ansammelte, mußte umso giftiger ins Kraut schießen, als die englischen Bedrückungen sich nun bereits über einen Zeitraum von dreiviertel Iahrtausenden erstrecken.

Immerhin waren die ersten vier Iahrhunderte der englischen Herrschaft verhältnismäßig milde gegenüber dem, was später folgte. Irland ist England seit König Heinrich II. (1I54—1189) Untertan. Die Politik grundsätzlicher Unterdrückung aber trat erst unter der Königin Elisabeth zu Tage. Offensichtlich waren es religiöse Gründe, die den wichtigsten Anlaß oder doch den Vorwand dazu boten. Die furchtbare Unduldsamkeit, die nunmehr von dem protestantisch oder vielmehr anglikanisch gewordenen England gegen das katholisch gebliebene Irland geübt wurde, wird selbst von den übelsten Beispielen religiöser Intoleranz, an denen die Geschichte nicht eben arm ist, kaum übertroffen.

Mehr noch als auf ihren Glauben hatte man es auf den Besitz der Katholiken der unterworfenen Insel abgesehen. Man mag eine Geschichts-Darstellung zur Hand nehmen, welche man will: ist sie nur halbwegs unparteiisch, so vermag sie keine Beschönigung für diese Iahrhunderte hindurch fortgesetzte Politik ärgster Unduldsamkeit und rücksichtslosester Beraubung zu finden. Ie gründlicher und leidenschaftsloser der Historiker ist, — ich verweise insbesondere auf eines der Meisterwerke W. E. H. Leckys, seine achtbändige „Geschichte Englands im 18. Iahrhundert" — desto wuchtiger und schwerer treten diese Anklagen hervor.

Vor allem kam es den Engländern darauf an, den Irländern ihr Land

zu nehmen. Unter den nichtigsten Vorwänden, zuweilen sogar ohne Vorwand, wurde ihnen Grund und Boden geraubt, um ihn an englische Kolonisten zu verteilen. Die Insel, die bis dahin größtenteils von prachtvollen Waldungen bedeckt gewesen war, verfiel einer unverantwortlichen Holzverwüstung, so daß von ihren Waldbeständen seit zwei Iahrhunderten fast nichts mehr übrig ist. Aufstände der zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung waren den Engländern oft geradezu erwünscht, weil sie den Rebellen ihr Land alsdann umso besser fortnehmen konnten. Wurde ein Befreiungsversuch unternommen, so unterdrückte man ihn mit barbarischer Strenge und Grausamkeit. Als 1641 ein Aufruhr losbrach, dessen Niederschlagung 11 Iahre in Anspruch nahm, war es den Engländern nicht unlieb, auf diese Weise Gelegenheit zu erhalten, unter der irischen Bevölkerung aufzuräumen: von 1466 000 Einwohnern blieben nur 616 000 — weniger als die Hälfte — übrig!

Insbesondere im 17. und 18. Iahrhundert wurde der Grund und Boden der grünen Insel durch eine fast ununterbrochene Reihe von Konfiskationen den Iren entzogen und zum Eigentum von englischen Protestanten gemacht, die nunmehr die Grundherren der Insel darstellten. Meist dachten sie gar nicht daran, ihre Besitztümer selbst zu bewirtschaften, ließen sie vielmehr durch Mittelspersonen verwalten und an kleine Pächter vergeben. Wie fast allenthalben in der Welt, — namentlich in Sizilien, — rief dies die übelsten Zustände hervor. Die Pächter wurden rücksichtslos ausgepreßt, so daß ihnen von ihren Einnahmen so gut wie niemals etwas übrig blieb; kaum das nackte Leben konnten sie fristen. Kein Wunder, daß sie ihre Grundherren und noch mehr die Zwischenpächter, die ihnen das Blut aussaugten, von ganzer Seele haßten. Da die Bevölkerung wieder stark wuchs, nachdem sie um die Mitte des 17. Iahrhunderts durch die Schärfe des Schwertes auf die Hälfte ihrer Zahl verkleinert war, und da an eine Auswanderung im großen Stil damals nicht wohl gedacht werden konnte, steigerte sich die Nachfrage nach den Pachtstellen. So wurden diese in noch kleinere Stücke zerschlagen; gleichzeitig wurde der Pachtzins wiederholt erhöht.

Es kam hinzu, daß Irland von seinen englischen Herren auch im übrigen durchaus wie erobertes Land behandelt wurde, dem man nach den Grundsätzen jener Zeit irgendwelche Rechte nicht zubilligte. So wurde es noch ungünstiger gestellt als die englischen Kolonien, — zumal da man seine Konkurrenz zu fürchten weit größere Ursache hatte. Während es England viel näher lag als die infolge der Unvollkommenheit der Seetransportmittel fast in unerreichbarer Ferne befindlichen Kolonien, erzeugte es eine nicht geringe Anzahl von Produkten, die mit denen Englands durchaus in Wettbewerb treten konnten. Deshalb wurde den Irländern durch eine verhängnisvolle Kette von Gesetzen bei Strafe verboten, gerade jene Gewerbe zu treiben, aus denen England selbst seinen Reichtum zog. Sogar die Leinen-Industrie wurde durch Ge-

setze gehemmt und eingeschnürt. Alles, was den wirtschaftlichen Wohlstand der Insel hätte heben können, ward unter Strafe gestellt. Während aber die 13 Kolonien am atlantischen Küstensaum des nordamerikanischen Festlandes sich derselben rücksichtslosen Verbotspolitik schließlich dadurch erwehrten, daß sie sich vom Mutterlande lossagten und mit Hilfe französischen Geldes und französischer Truppen die englischen Heere, die man gegen sie aussandte, aus dem Lande trieben, mußte Irland alles über sich ergehen lassen, weil es seinem Gewaltherrn zu nahe lag und weil ihm die Mittel zu kraftvollem Widerstand fehlten.

Sobald jedoch England in der äußeren Politik in Schwierigkeiten geriet, brach die dumpfe Währung auf der grünen Insel zur offenen Flamme aus. Als die 13 Kolonien die Unabhängigkeits-Erklärung erließen, erhob sich auch Irland. Nur unter dem Drucke solcher Gefahr entschloß sich das englische Parlament, den unerträglichen Zwang, den es auf alle irischen Verhältnisse gelegt hatte, etwas zu lockern. So erklärte es sich 1782 bereit, den Katholiken Irlands eine gewisse Unabhängigkeit zu gewähren. Auch gab man ihnen das Recht zurück, eigne Schulen zu errichten und Grundbesitz zu erwerben. Denn selbst diese beiden Grundrechte, die an Wichtigkeit kaum durch andere übertroffen werden können, hatte man ihnen genommen. Ihre Kinder zwang man, in protestantische Schulen zu gehen, die von der katholischen Bevölkerung als Bekehrungs-Schulen gehaßt wurden. Die Erwerbung von Grundbesitz hatte man ihnen schon deshalb unmöglich zu machen gesucht, weil dem zynischen Egoismus der englischen Grundherren jedes Mittel recht war, das ihnen weitere Reichtümer verschaffen konnte. Man müßte in orientalische Despotien gehen, um Verhältnisse zu finden, wie sie damals in Irland herrschten. So hatte jeder Protestant das Recht, von jedem beliebigen Katholiken zu verlangen, ihm eines seiner Pferde zu verkaufen, sobald er ihm 5 Pfd. Sterling dafür bot. Es kam vor, daß ein katholischer Grundbesitzer, der mit zwei prachtvollen Pferden ausfuhr, von einem Protestanten angehalten wurde, weil dieser ihm die Tiere für jenes Linsengericht abkaufen wollte; worauf der Ire seinen Revolver aus der Tasche zog und innerlich bebend, aber ohne ein Wort zu sprechen, beide Pferde erschoß.

War die äußere Gefahr für England beseitigt, so trat alsbald die alte Unterdrückungspolitik wieder in vollem Umfang zu Tage. Dennoch ergab sich für die Iren Gelegenheit, ihrem Zorn und ihrer Wut gegen die Gewaltherrschaft, unter der sie lebten, Luft zu machen. Als die französisch« Revolution ausbrach, zündete der Funke sofort nach Irland hinüber. Auch diesmal suchten die Engländer die weitere Ausbreitung des Brandes zu verhüten, indem sie 1792 und 1793 einen großen Teil der verhaßten Zwangsgesetze aufhoben. Trotzdem knüpfte der „Bund der Irländer (Huiteä Irisdmeu)", der sich im November 1791 in Dublin gebildet hatte, mit dem französischen Direktorium enge Be-

Ziehungen an. Im Dezember 1796 suchte der französische Revolutions-General Hoche eine Erpedition nach Irland zu führen. Sie mißlang, wie so manches gleichartige Unternehmen, so daß die Aufständischen von den englischen Truppen überwältigt werden konnten. Dennoch ließ sich die Aufruhr-Bewegung nicht leicht ertöten. Noch während des Iahres 1797 konnte das Direktorium des „Bundes der Irländer" versuchen, unter den mehr als 500 000 Mitgliedern eine straffe militärische Organisation durchzuführen. Indessen wurde der Plan des Ganzen der englischen Regierung im Ianuar 1798 verraten; sie konnte die Hauptführer verhaften und nun den Aufstand, der nichtsdestoweniger losbrach, am 21. Iuni 1798 in der Feldschlacht bei Vineger Hill und einigen nachfolgenden Streifzügen, denen strenge Haussuchungen folgten, zu Boden schlagen. Auch diesmal watete England in Blut; 30 000 Irländer mußten über die Klinge springen.

Da die Engländer die wahren Gründe der irischen Erbitterung nicht sehen wollten, so versuchten sie die früher gewährte sehr beschränkte gesetzgeberische Unabhängigkeit wieder rückgängig zu machen.

Die englische Regierung stellte dem irischen Parlament einen Antrag auf Union beider Länder zu, der jedoch 1799 mit Entrüstung abgewiesen wurde. Ein legaler Weg bot sich daher zur Durchführung der englischen Pläne nicht. Der jüngere Pitt, der sie trotzdem wünschte, griff nunmehr zu dem bedenklichen Mittel, sich vom englischen Parlament eine Summe von 1 600 000 Pfd. Sterling (32 Millionen Mark) bewilligen zu lassen, um die in Irland insbesondere seit den letzten Kriegen in reicher Zahl vorhandenen „rotten doron^n»" (Wahlkreise mit stark zurückgegangener Bevölkerung) aufzukaufen und so eine große Zahl der Wahlstimmen in seine Hand zu bringen. Auf diese Weise wurde die den Iren verhaßte „Union" zustande gebracht, die ihr selbständiges Parlament aufhob. Fortan stand ihnen eine Anzahl von Plätzen im englischen Parlament zu, wofür Irland jedoch zunächst nur das aktive, nicht das passive Wahlrecht gewährt wurde. Die „Union" selbst wurde am 26. Mai 1800 unterzeichnet; im Iahre darauf trat das „Vereinigte Parlament" ins Leben.

Es ist bezeichnend für die rücksichtslose Gewaltsstimmung, die damals in England herrschte, daß Pitt Erfolg hatte, als er dieses unsaubere Mittel anwandte, während er die Katholiken-Emanzipation, die er als notwendig erkannt hatte, nicht durchzusetzen vermochte, vielmehr darüber zu Falle kam. Die irischen Katholiken waren durch Test- und Korporations-Gesetze von allen Ämtern ausgeschlossen. Ihre Kirche hatte man in Irland so gut wie völlig unterdrückt. Deren Kirchengut war eingezogen und der anglikanischen Geistlichkeit übergeben worden. Die katholischen Lehrer waren aus dem Lande verwiesen. Mischehen hatte man aufs strengste untersagt, Glocken, Wallfahrten und Prozessionen verboten. Dennoch hielt das mißhandelte irische Volk an seinem Glauben wie an seinen Geistlichen mit rührender Treue fest. Bis auf den heutigen Tag hat man

es durch alle Gewalt- und Zwangsmaßregeln nicht davon losreißen können. Nur hat man es durch diese unedle und kurzsichtige Politik noch tiefer in Unbildung und Aberglauben hineingetrieben.
Die Zustände der grünen Insel verschlechterten sich infolge aller dieser Vorgänge von Iahrzehnt zu Iahrzehnt. Wo sich Selbständigkeit und Schaffensdrang in der irischen Bevölkerung regte, da entzog sie sich dem unerträglichen Druck der Zwangsgesetze durch Auswanderung. Wo jene Eigenschaften weniger stark vorhanden waren, versank sie in immer tieferem Elend. Auch der offensten Ungerechtigkeit mußte der Ire weichen, sobald sie von protestantischer Seite geübt wurde. Selbst bei den Gerichten konnte der katholische „Paddy" sein Recht nicht finden. Das Rechtswesen lag in der Hand protestantischer Richter und protestantischer Iuries, die ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit dem Katholiken, der einen Protestanten verklagte, ohne weiteres Unrecht gaben.
Im Laufe des 19. Iahrhunderts ist letzteres allmählich besser geworden, obwohl bei der außerordentlichen Gereiztheit zwischen Engländern und Iren sich noch häufig genug der Fall ereignet haben mag, daß die Gerichte an den katholischen, der herrschenden Macht feindlichen Eingeborenen wesentlich andere Maße legten, als an den protestantischen Engländer.
Insbesondere die Gladstoneschen Reformen brachten eine Milderung der Zwangsgesetze, die verhaßten Bedrückungen wurden aufgehoben, religiöse und politische Gleichheit allmählich angebahnt. Sogar der Plan, der einheimischen Bevölkerung Selbstverwaltung zu gewähren, wurde erwogen. Gladstone zwar scheiterte mit seinen Home Rule-Vorlagen, während letzthin Asquith seinen Gesetzantrag im Unterhaus durchbrachte, so daß nur noch der Widerstand des Oberhauses zu überwinden wäre, — falls nicht der Weltkrieg diesen Home Rule-Plänen ein der Regierung selbst erwünschtes Ende bereitet.
Ein Zweifel daran, daß der bittere Haß der Eingeborenen ohne Gewährung der Selbstverwaltung nicht beseitigt werden kann, ist unmöglich. Dieser Haß wurzelt abgrundtief. Er hat in der englisch-irischen Geschichte Wirkungen hervorgebracht, die geradezu beispiellos dastehen. Insbesondere gilt dies von der ungeheuren Auswanderung, die im 19. Iahrhundert Irland entvölkerte. Die Hungersnot, die unter den Bewohnern der Insel immer wieder ausbrach, kann als genügender Grund nicht angesehen werden; denn an sie hatten sich die Iren längst gewöhnt. Die Engländer schreiben dieses wirtschaftliche Elend der Sorglosigkeit nicht minder wie der Faulheit der Iren zu. Diese aber können mit Recht erwidern, daß sie überall dort, wo sie nicht unter der englischen Zwingherrschaft stehen, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, weder faul noch arm bleiben. Aber weshalb sollten sie sich anstrengen, solange sie befürchten mußten, daß aller Fleiß weniger ihnen

selbst, als ihren Gewaltherrschern nutzen würde? Die irischen Wälder hatten die Engländer entholzt oder verwüstet, die irisch« Industrie durch brutale Gesetze erdrosselt. Da ferner der Boden in lauter kleine Pachtstellen zerschlagen war, da die Pächter niemals sicher waren, daß ihre Werkzeuge zusammen mit ihrem festen Besitztum nicht gepfändet wurden, um den Pachtzins daraus zu decken, da sie weiter in Gefahr lebten, alle Verbesserungen, die sie vornehmen mochten, nur ihrem Nachfolger bezw. dem Grundherrn zugute kommen zu sehen, so hatten sich die landwirtschaftlichen Verhältnisse dahin zugespitzt, daß die eingeborenen Iren für ihre Ernährung in der Hauptsache gänzlich auf die von ihnen gebauten Kartoffeln angewiesen waren.

Iede Kartoffelmißernte führte eine Hungersnot herbei. Geradezu entsetzlich waren die Hungersnöte, die 1845, 1846 und 1847 über Irland hereinbrachen. Nach den niedrigsten Schätzungen kam damals eine Viertelmillion Menschen durch Hunger und Seuchen um, während 3 Millionen unter insgesamt 8 Millionen Armenunterstützung erhielten! Reisende, die zur Beobachtung der durch die Hungersnot geschaffenen Zustände durch die Insel reisten, entwarfen trostlose Schilderungen von der Hilflosigkeit und Niedergeschlagenheit der Bevölkerung. Der unablässige Regen, der wochenlang herniedergeströmt war, hatte die Kartoffelernte völlig vernichtet. Die abgemagerten Menschen starrten trostlos auf die zerstörten Felder hin, mit stumpfsinnigen, verzweifelten Gesichtern, ohne ein Wort zu sprechen, — ja, ohne auch nur Antwort zu geben, wenn man sie anredete. Der Ire liebt seine Heimat leidenschaftlich — dieses gehäufte Unglück aber brach seinen letzten Mut; nun entwickelte sich eine Auswanderungs-Bewegung, wie sie in der ganzen Weltgeschichte einzig dasteht. In den Hungerjahren 1845—47 verließen Hunderttausende von Iren die heißgeliebte Heimat. Und nachdem die Bewegung einmal begonnen hatte, kam sie nicht wieder zum Stillstand. Iahr für Iahr traf in den Häfen der nordamerikanischen Union Schiff nach Schiff ein, bis zum letzten Platz mit Iren gefüllt. In Irland selbst ging die Bevölkerungszahl infolgedessen erschreckend zurück. Noch in dem Iahrzehnt 1821—31 hatte sie sich von 6 801827 auf 7 767 401 Köpfe, in dem Iahrzehnt 1831—1841 weiter auf 8 175 124 Köpfe gehoben. Nun aber fiel sie um ein Hunderttausend nach dem anderen: bis 1851 zunächst auf 6 552 385, bis 1861 auf 5 798 967, wiederum im nächsten Iahrzehnt auf 5 412 377 Köpfe — und so ununterbrochen, wenn auch in den letzten Iahrzehnten abgeschwächt, fort bis zum Iahre 1911, wo die Volkszählung nur noch eine Seelenzahl von 4 381 951 feststellte.

So hat also Irland innerhalb eines halben Iahrhunderts fast die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. Mit Ausnahme geringfügiger Teile wandte sich dieser Menschenstrom absichtlich in Länder, über denen eine andere als die britische Flagge wehte. Niemals haben die Iren das Unglück ihrer Heimat vergessen, überallhin haben sie ihren Zorn

mitgenommen, wohin das Schicksal sie verschlug. Kamen sie im fremden Lande zu Reichtum, so haben sie diesen häufig in den Dienst jeder englandfeindlichen Agitation gestellt, die sich ihnen darbot.
Auch gegenwärtig ist dies der Fall. Die Iren in Nordamerika folgen den Ereignissen des Weltkrieges mit leidenschaftlichem Interesse, weil sie die Hoffnung nicht aufgeben, dadurch in den Stand gesetzt zu werden, ihre Heimat von der englischen Herrschaft zu befreien. Die Engländer sind daher auf der Hut. Sie stehen den Iren im wesentlichen noch heute mit derselben Verachtung gegenüber, die sie ihnen ungerechtfertigter Weise seit Iahrhunderten entgegengebracht haben. Auch wissen sie, daß die grüne Insel durch England so viel Böses erfahren hat, daß irgend welche Zuneigung bei den Eingeborenen nicht gut vorhanden sein kann. Der Durchschnittsengländer denkt noch heute, wie die berühmten Iunius-Briefe dies vor IV2 Iahrhunderten mit zynischer Offenheit zum Ausdruck brachten, wenn sie meinten: Irland sei eine Nation, der die Engländer zu viel Unrecht getan hätten, als daß sie ihr leicht vergeben konnten.
Siegfried Krohne:
Der erste August.
Was staunt ihr Mädchen tändelnd an:
Krieg ist es, Krieg!
Was weinst du Frau um deinen Mann:
Tod oder Sieg!
Gar mancher geht hinaus zum Tod:
Zum Tod als Held!
Das deutsche Land in höchster Not
Steht oder fällt!
Wir kämpfen nicht um Hab und Gut,
Um Rache nicht;
Wir opfern Freund- und Feindesblut
Aus Gottespflicht!
Wozu der Schöpfer uns gelenkt.
Daß sich's erweist,
Von Neid und Wahnwitz ist's bedrängt:
Der Deutsche Geist.
Herbei ihr Fraun und Mann für Mann,
Schau keiner zu!
Wer noch die Hände rühren kann.
Der tu, der tu!
Und ihr, ihr Kämpfer schlagt darein
Von Blut beschweißt!
Gott — Vater ruft dich selber ein.
Du Deutscher Geist!

F. L. Graf von Voltolini Die Besetzung Vallonas

F. L. Graf von Voltolini:

Die Besetzung Vallonas und die Adria-Frage.

Das Iahr 1914 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß nicht auch auf dem Gebiete des albanesischen Problems ein Schritt geschah, der für dieses eine neue Phase schuf: am Weihnachtstage haben die italienischen Truppen Vallona besetzt. Die welterschütternden Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Frankreich und Rußland haben zwar die Tatsache nicht so prägnant hervortreten lassen, wie dies in ruhigeren Zeiten der Fall gewesen wäre, und vielfach hörte man sogar das Urteil, daß diesem Vorgehen Italiens jede weitere politische Bedeutung abzusprechen sei. Und dennoch steht die Besetzung Vallonas aufs innigste mit den großen Ereignissen des Weltkonfliktes im Zusammenhang! Nicht nur das albanesische, sondern das wichtige Problem des adriatischen Gleichgewichtes steht hierbei in Frage.

Zunächst sei hervorgehoben, daß Italien die Okkupation als eine provisorische betrachtet, daß es die Versicherung gab, unter keinen Umständen die Besetzung in eine Annerion zu verwandeln, und daß es jede Garantie zu bieten bereit ist, daß es die Beschlüsse der Londoner Konferenz, welche ein unabhängiges Albanien schuf, stets respektieren werde, ja, daß es, als einzige neutrale Großmacht Europas, die Pflicht fühle, diese Beschlüsse gegen jedwede Gefahr für diese Unabhängigkeit zu verteidigen.

Es liegt vorläufig kein Grund vor, diese Versicherungen des Kabinetts Salandra-Sonnino irgendwie zu bezweifeln. Die Gründe, die dasselbe bewogen, den wichtigen Schritt zu unternehmen, sind nicht nur für Italien, sondern auch fm die Zentralmächte von höchster Bedeutung.

Die äußere Veranlassung bot der in Albanien herrschende Zustand völliger Anarchie, der je länger, je mehr gefahrdrohend wurde, insbesondere da dieser den Appetit der beutegierigen Nachbarn anregte.

In Albanien ist man an Unruhen gewöhnt: Revolten, Bürger- und Religionskämpfe zwischen den einzelnen Stämmen sind seit Iahrhunderten an der Tagesordnung. Solange aber das Land eine türkische Provinz war, hatte Europa nur ein indirektes Interesse an den Vorgängen in diesem wilden Gebirgsland. Anders wurde dies, als Europa die Selbständigkeit Albaniens schuf und die beiden Adriamächte, Österreich-Ungarn und Italien, gewissermaßen das Protektorat der Neuschöpfung übernommen hatten. Dieselbe war die notwendige Folge der Bestrebungen, das Gleichgewicht im adriatischen Meer aufrecht zu erhalten. Das adriatische Gleichgewicht war und ist die Grundbedingung eines guten Verhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn. Auf Grund des-

selben durfte Albanien weder der Donaumonarchie, noch Italien zufallen, und ganz besonders durfte Vallona nicht der dauernde Besitz weder der einen noch der anderen Macht werden.
Oberflächlich betrachtet müßte, da Italien die ganze Westküste des adriatischen Meeres bis hinab nach Otranto besitzt, das auf der Ostküste der Adria gelegene Albanien in die österreichisch-ungarische Interessensphäre fallen; allein Italien hält an seiner Ansicht fest, daß die in Österreich-Ungarns Besitz befindliche stark gegliederte, an Inseln und Häfen reiche adriatische Ostküste von Monfalcone bis Spizza vom militärischen Standpunkt aus die geradlinige und hafenarme Westküste reichlich aufwiege. Aus diesem Grunde blieb zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts kein anderer Ausweg als die absolute Neutralisierung Albaniens, zumal beide Adriamächte darin einig waren, daß unter keinen Umständen eine fremde Macht, wie Serbien oder Griechenland, sich hier festsetzen dürfe. Ein selbständiges Albanien aber würde ebensowenig wie das kleine Montenegro dieses Gleichgewicht stören.
Daher lag den Geheimverträgen zwischen Österreich-Ungarn und Italien schon in früherer Zeit die These zu Grunde, daß, wenn je die türkische Herrschaft in Albanien aufhöre, an ihre Stelle nur ein selbständiges Fürstentum treten dürfe. Dieses Prinzip bildete die Grundlage für die Londoner Verhandlungen, welche mit der Schaffung des unantastbar-selbständigen Albanien endeten, das dann in Wilhelm zu Wied seinen ersten Fürsten erhielt.
Aber das theoretisch so schön vorbereitete Staatswesen zeigte in seiner praktischen Durchführung den Mangel, daß die Albanesen selbst immer dieselben wie unter der Herrschaft des Halbmonds geblieben waren: die Dynastie Wied wurde ein Opfer der Erbfehler dieses Volkes und die Anarchie hielt aufs Neue ihren Einzug. Essad Pascha, der verbannte Unruhestifter, kehrte heim, nahm im Fürstenpalast von Durazzo nach Brigantenart Wohnung, um sein eigenes Prätendententum mit fürstlicher Autorität zu umgeben. Allein es war umsonst: gerade jene Stämme, auf die Essad Pascha am meisten rechnete, die von Tirana, erhoben sich gegen ihn, verdächtige serbische und montenegrinische Banden zeigten Lust, in das albanesische Gebiet einzufallen, die Griechen rückten langsam, aber unaufhaltsam in Epirus ein.
Wer sollte hier eingreifen und Ordnung schaffen? Europa war in den Weltkrieg verwickelt und die Adria selbst bildete einen Flottenkriegsschauplatz, dessen Ereignisse von einem Augenblick zum andern schwere Folgen zeitigen konnten. Italien mußte trotz seiner Neutralität seine Interessen wahren und fühlte sich daher verpflichtet, nicht länger untätig dem gefahrdrohenden Zustand in Albanien zuzuschauen. Die erste, schon im Oktober vorgenommene Maßnahme bestand in der Entsendung eines Geschwaders in die Bai von Vallona und der Besetzung der kleinen Insel Sasseno an deren Eingang. Es war ein Beobachtungsposten, den Italien bezog. In Albanien aber waren die Verhältnisse

darum keine besseren geworden, der Bürgerkrieg nahm immer bedrohlichere Formen an und andere ernste Gefahren erhoben sich sogar gegen die Eristenz des unabhängigen Albanien, sodaß Italien nicht mehr zögern durfte und nunmehr zur Besetzung Vallonas schritt.

Hier sei zunächst, ehe wir die schweren drohenden Gefahren für die Eristenz Albaniens und das adriatische Gleichgewicht besprechen, ein Wort der Bedeutung Vallonas gewidmet, die erklärt, weshalb Italien gerade hierher den Mittelpunkt seiner Aktion legte. Vallona lediglich als Ort und Handelsplatz bettachtet, würde wohl in keiner Macht irgendwelche Annerionsgelüste wachrufen: diese kleine, orientalische Stadt mit den meist aus Holz gebauten Häuschen, den elenden Moscheen und den armseligen Kirchen, dem schmutzigen Basar ohne Leben und der tatenlosen, nach Rasse und Religion bunt zusammengewürfelten Bevölkerung und endlich mit der traurigen Zugabe permanenter Malariaseuche bietet nichts Begehrenswertes. Aber zwei Kilometer von der durch einen Hügelzug vom Meer getrennten Stadt liegt das große Naturgeschenk, das Vallonas Namen so klangvoll gemacht hat: die Bai, jener tief ins Land eingeschnittene Meerbusen, der eine Flottenbasis von außerordentlichem Werte bietet, die die Straße von Otranto beherrscht und die daher mit Recht der Schlüssel der Adria genannt wird. Die Gefahren, daß Andere sich Vallonas bemächtigten, lagen in den Phasen des Weltkrieges begründet. Die Proklamierung des heiligen Krieges hatte in manchen mohammedanischen Albanesenstämmen die Lust erweckt, die verhaßten Serben anzugreifen. Diese an und für sich bedeutungslose Eventualität würde aber dem Dreiverband das Recht gegeben haben, Albanien nicht mehr als neutrales Land zu bettachten. Gerade hierin lag die erste und größte Gefahr für die Zukunft Albaniens und speziell für Vallona. Für die Operationen der französischen und englischen Flotte im adriatischen Meere war das bedeutendste Hindernis die große Entfernung dieses Operationsfeldes von seiner Basis. Wegen Kohlen- und Munitionsaufnahme mußten die Schiffe dieser Flotte stets wieder den weiten Weg nach Malta antreten. Bereits im September hatte sich der englische Botschafter in Rom, Renell Rodd, vertraulich an die italienische Regierung gewandt und Italien um die temporäre Überlassung eines italienischen Adriahafens gegen eine ungeheure Pachtsumme und weitgehende territoriale Entschädigungen beim Friedensschluß gebeten. Es lag daher die Befürchtung sehr nahe, daß England oder Frankreich, sobald die Albanesen mit den Serben oder Montenegrinern handgemein geworden wären, sich Vallonas bemächtigt hätten, natürlich um es niemals wieder herauszugeben! Vallona wäre das Gibraltar des adriatischen Meeres geworden.

Das schamlose Vorgehen Englands in Ägypten bot für das römische Kabinett eine ernste Warnung, auf der Hut zu sein und durch die Okkupation Vallonas ein iait accompli zu schaffen, das nicht nur jedes Gelüste auf Vallona

den Engländern und Franzosen, wenn sie nicht Italien provozieren wollten, benehmen mußte, sondern auch zeigte, daß Italien die territoriale Integrität Albaniens ganz entschieden zu verteidigen bereit sei. Daß diese Handlungsweise Italiens den Interessen Österreich-Ungarns in jeder Beziehung vorteilhaft war, bedarf keiner besonderen Betonung.

Es war dies eine interessante Überraschung vom politischen Gesichtspunkte aus. Nach den sich mehrenden Sympathiekundgebungen der Italiener für den Dreiverband, und nach der frostigen Haltung des Parlaments gegenüber den Alliierten in der kurzen Weihnachtssession, konnte man kaum mehr hoffen, daß Italien sich zu einer Handlung aufschwingen werde, die Frankreich und England in dem gegenwärtigen Moment mindestens unbequem kam. In der Verlegenheit über die vollendete Tatsache wußte daher die Pariser Boulevardpresse keinen anderen Trost zu finden, als diesen Vorgang „die Eröffnung der Feindseligkeiten vonseiten Italiens gegen Österreich-Ungarn" zu nennen!

Aber selbst wenn Frankreich und England so loyal gewesen wären, Albanien als ein noli me taugere zu betrachten, (was man freilich nicht erwarten konnte), so ist die Besetzung Vallonas ferner ein Riegel gegen die serbischen und griechischen Aspirationen. Serbien hat auch heute noch nicht seinen Plan aufgegeben, einen adriatischen Hafen zu erlangen. Kriegerische Verwicklungen zwischen albanesischen Banden und regulären oder irregulären serbischen Truppen würden aber diesem den Vorwand gegeben haben, in Nordalbanien einzufallen. Ist aber Albaniens Integrität, wie es jetzt der Fall ist, unter Italiens Protektorat gestellt, so werden Komitatschis wie reguläre serbische Truppen sich hüten, Albaniens Grenzen zu betreten. Wäre dagegen Italien nicht nach Albanien gegangen, so hätte man bestimmt erwarten dürfen, daß das erste Scharmützel zwischen Serben und Albanesen den Ersteren Gelegenheit gegeben hätte, sich durch Nordalbanien den Weg zur Adria zu bahnen, um hier die weitausgedehnten wirtschaftlichen Interessen Österreich-Ungarns zu schädigen. Ein solches Vorgehen Serbiens aber würde ganz unzweifelhaft den Einmarsch der Griechen nach Vallona zur Folge gehabt haben, womit eben das Gegenteil dessen, was die Adriamächte stets anstrebten, die Bewahrung Vallonas vor jeder fremden Macht, eingetreten wäre. Hierbei ist wohl zu merken, daß Griechenland, das heute noch in seiner Evolution vom unbedeutenden Kleinstaat zum beachtenswerten Mittelstaat und damit zu einem ernsten politischen Faktor begriffen ist, durch seine Lage prädestiniert und gezwungen ist, mit der Zeit sein Augenmerk auf die Schaffung einer starken Kriegsmarine zu richten. Für einen solchen Staat wäre Vallona von allerhöchstem Interesse. Anderseits aber bedeutet Vallona in den Händen eines solchen Staates eine große Gefahr.

Wenn bis hierher die Interessen Italiens auch jene der Zentralmächte in Albanien deckten, so darf nicht verschwiegen werden, daß Italien mit dieser Aktion auch seine Sonderinteressen verfolgte.

Fritz Köpp Krieg

Die Erpedition nach Albanien lenkte die Elemente, welche für eine Beteiligung Italiens am Weltkrieg lebhaft Propaganda in Szene gesetzt hatten, von ihren Utopien ab, die darauf abzielten, Italien zum Sklaven der Ententemächte zu machen. Diese Kriegshetzereien der Republikaner, Radikalen und der jungen nationalistischen Hurrapartei sind der Regierung insbesondere aus ökonomischen Gründen höchst unangenehm. Alle kommerziellen Vorteile, welche die Neutralität Italien bot, konnten durch diese steten Kriegshetzereien bis jetzt nicht wahrgenommen werden. Außerdem stellten sich diese Parteien auf den Standpunkt, daß das Festhalten der Neutralität durch die Regierung der Beweis sei, daß diese die Interessen Italiens nicht wahrnehme. Die Aktion in Albanien aber bewies, daß die Regierung aufs entschiedenste diese Interessen wahrnahm, und zeigte anderseits, daß dieselben in einer anderen Richtung lagen, als das Land in einem Krieg gegen seine eigenen langjährigen Verbündeten zu verwickeln, lediglich um der „lateinischen Schwesternation" einen Dienst zu erweisen.

Hierbei handelte die Regierung nicht etwa selbstsüchtig in ihrem eigenen Interesse, sondern in jenem der vielen Millionen Italiener, die vor dem Gedanken einer kriegerischen Verwicklung des Landes zittern, angesichts der unerfreulichen wirtschaftlichen Verhältnisse, die seit dem Beginn des großen Völkerkrieges sich in Italien zeigten.

So hat die italienische Aktion in Albanien unter mehrfachen Gesichtspunkten eine sehr hohe Bedeutung für die allgemeine Lage in dieser ernsten Stunde der Weltgeschichte und stellt sich bei genauer Bettachtung als durchweg günstig für die Interessen des deutschen Reichs wie Österreich-Ungarns dar.

Fritz Köpp:

Krieg.
Haß!!!
Iahrelang eingekeilt.
Hart hinein in die Masse
Gestemmt,
Ringsum von Wut,
Eingedämmt
Ein Meer, sinnlos trunken von Blut
Ha! ... da bricht es ungehemmt
Über die Wälle,
Geborsten,

Krieg Fritz Köpp
Flutet in das Tal des friedlichen Lebens;
Vergebens stehn ein Paar Männer oben und suchen,
Eisern in Hand,
Die schützende Schleuse zu schließen.
Ein Krach!
Fürchterlich dröhnt der Schrei weinender Mütter gen Himmel,
Schwarz schwärmt das Gewimmel,
Schweigt das Gewimmel
Und wird Strom.
Fließt in die Weite,
Wächst in die Breite,
Drängt, quetscht, . .
Häuser fallen zusammen
Splitternd von Stahl, Dampf, Stein,
Brüllend fallen Kanonen ein,
Schlackend Schlag auf Schlag
Maschinengewehre: „los!"
Hurrah!
Da ein stampfender Stoß
Mitten in Staub und Luft,
Mutter! mitten in Staub und Luft,
Mutter Maria, hilf!
Durch!
Langsam ebbt sich der Ton,
Ferne schon.
Ferner,
Seltener werden die Schüsse,
Man . . . zählt. . .
Sie . . . schon.
Geborstene Kanonen, Wagen, Gefährte,
Alles blutbespritzt.
Und mitten unter Toten und Wimmernden sitzt
Einer, der lacht!
Als sei er nicht hier . . .
Scheu schweigt alles herum,
Stumm falten sich hier.
Dort Hände,
Die beten.
Mitten unter die Reihen schwertstöhnender Krieger ist er getreten:
Sieg!

George Stuart Fullerton Ein Amerikaner an die Amerikaner

Professor George Stuart Fullerton
(von der Columbia-Universität in New Jork):

Ein Amerikaner an die Amerikaner.

übersetzt von Dr. jur. Kurt Ed. Imber g*).

Ich bin Amerikaner ohne einen Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern, sodaß ich nicht in Verdacht kommen kann, naturgemäß für Deutschland Partei zu ergreifen, wie es die Deutsch-Amerikaner tun. Ich kann sogar das Recht in Anspruch nehmen, als wahrer Amerikaner angesehen zu werden, denn meine Familie ist amerikanisch, solange es überhaupt eine amerikanische Nation gibt. Ich liebe mein Land und bete, daß ihm eine große, glückliche Zukunft beschieden sein möge, die gegründet ist auf Recht und Gerechtigkeit. Nichtsdestoweniger, kein Mensch hat das Recht, einzig und allein Amerikaner zu sein, sondern er muß daran denken, daß er auch ein Mensch ist, und daß er als Mensch dafür sorgen muß, daß Gerechtigkeit in den anderen Erdteilen ebenso herrscht wie in seinem eigenen Lande. Wir Amerikaner sind neutral, aber wir haben ein Recht darauf, die wahren Tatsachen über den großen Krieg zu erfahren, und es ist unsere Pflicht, danach zu streben, die Lage genau zu erfassen.

Seit dreißig Iahren kenne ich Deutschland und habe mich mit seiner Wissenschaft, Literatur und mit seiner politischen und wirtschaftlichen Entwickelung viel beschäftigt. Anfangs sah ich das Land nur mit den Augen des Besuchers, aber in den letzten Iahren habe ich es gründlicher kennen gelernt. Ich sah, wie ein Volk, das früher verhältnismäßig arm, nicht sehr stark und noch zu keiner allzu festen Einheit zusammengeschweißt war, reich, mächtig, einig wurde, und wie es in seiner sozialen Entwickelung derartige Fortschritte machte, daß seine innere Organisation die Bewunderung eines jeden Nationalökonomen und Freundes der Kultur erregen muß. Durch verständige Friedensarbeit gedieh das Land außerordentlich gut. Osterreich habe ich in den letzten Iahren besucht,

') Die obige Übersetzung war bereits fertiggestellt und gedruckt, als dem übersetze» und der Redaktion bekannt wurde, daß die „Süddeutschen Monatshefte" (München) in ihrem Januarheft denselben Aufsatz von Prof. Fullerton in deutsche» übersehung unter dem Titel „Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt" brachten. Da die Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" den Abdruck der in diesem Hefte enthaltenen Aufsätze gestattet hat, so hat die Redaktion von „Nord und Süd" keinen Anstand genommen, ihren Lesern denselben Aufsatz, wenn auck in einer vollkommen selbständigen Übersetzung, zu bieten, zumal die möglicbst weite Verbreitung der treffenden Bemerkungen eines genauen Kenners der deutsch»« Verhältnisse übe» den Weltkrieg im Interesse der guten Sache liegt. Die Redaktion.

Ein Amerikaner an die Amerikaner George Stuart Fullerwn

und ich verlebte den letzten Winter in diesem Kaiserreiche als erster amerikanischer Austauschprofessor an den österreichischen Universitäten; in Wien, Graz, Innsbruck, Krakau und Lemberg habe ich Vorlesungen gehalten. Ich habe viele Leute kennen gelernt, die im öffentlichen oder privaten Leben eine Rolle spielen, und habe Gelegenheit gehabt, die Schwingungen der öffentlichen Meinung zu fühlen.

Ohne zu zaudern, behaupte ich, daß keine Klasse des Volkes, weder in Deutschland noch in Osterreich, diesen schrecklichen Krieg gewünscht hat. Man wünschte den Frieden, und zwar ernsthaft, aus volkswirtschaftlichen Gründen. Ader beiden Nationen wurde der Krieg aufgedrängt. Daß der Krieg gerade in dem Augenblicke ausbrach, wo er ausgebrochen ist, kann als reiner Zufall angesehen werden; denn der Krieg mußte in jedem Falle kommen.

Da viele meiner Landsleute mit den in Europa herrschenden Zuständen nur unvollkommen vertraut sind; da sie selbst unter Bedingungen leben, die so andere sind, daß sie sich schwer eine Vorstellung machen können von der Bedeutung von Ereignissen, selbst wenn sie ihnen wahrheitsgemäß berichtet werden; und da sie ferner systematisch von gewisser interessierter Seite, der es gelang, die deutschen Kabel zu zerschneiden, falsch unterrichtet sind, so kann es nicht überraschen, daß in Amerika die Lage so mißverstanden wird. Ich halte es für meine Pflicht, einen kleinen Beitrag zu liefern, um diese Mißverständnisse aufzuklären.

Die Amerikaner haben in letzter Zeit viel von deutschem Militarismus zu hören bekommen, und viele von ihnen sind der irrigen Ansicht, daß er die europäische Zivilisation bedrohe. Von der wahren Bedeutung dieses Wortes haben sie keine rechte Vorstellung. Auch in Amerika haben wir vorübergehend Anfälle von Militarismus gehabt, — wie z. B. zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges, oder wenn das Gerede von einem etwaigen Krieg mit Meriko auftaucht, — aber einen Militarismus als ständige Erscheinung gibt es nicht. Und wenn man ihn in der „Großen Republik" nicht findet, warum sollte es ihn in Deutschland geben? Der Amerikaner, der Deutschland nicht kennt und nicht weiß, in welcher politischen Lage es sich befindet, kann keine befriedigende Antwort auf diese Frage finden. Und doch liegt die Antwort nicht weit.

Die Deutschen sind ein friedliebendes Volk. Wir Amerikaner wissen, daß kein Element unserer Bevölkerung ordnungsliebender, fleißiger ist und sich den Gesetzen besser fügt als das deutsche. Die Deutschen in Deutschland haben dieselben Eigenschaften. Deutschland ist ein gesittetes Land, seine Bevölkerung aufgeklärt, gebildet und an die Befolgung der Gesetze gewöhnt. Die Rechte selbst des Geringsten werden peinlich beachtet. Die Richter sind gerecht. Die Erfolge der Deutschen sind das Ergebnis sorgfältiger Vorbereitung und unermüdlichen Fleißes. Selbst der Wettbewerb im Geschäftsleben ist sorgfältig gesetzlich geregelt, und die Gesetze gegen den sog. „unlauteren Wettbewerb" werden mit aller Schärfe durchgeführt. Keiner, der unter den Deutschen lebt

-s'i.'^.

und sie kennen lernt, wird das Gefühl haben, daß er es mit einem Volke zu tun hat, das Angriffs- und Raubkriege führt. Und wer, wie ich, im August 1914 in Deutschland gewesen ist und sich während der zwei Wochen der Mobilisierung unter die Menge auf der Straße gemischt hat, zu der Zeit, wo die allgemeine Aufregung am größten war, kann sich nur wundern, daß ein so friedliches und sich selbst beherrschendes Volk fähig ist, mit so kühnem Mute Festungen zu erstürmen und zu Wasser und zu Lande Lorbeeren zu sammeln, die eines jeden Bewunderung erwecken müssen, der nicht in völliger Unkenntnis der Ereignisse lebt.
Und doch hat dieses gesittete und friedliebende Volk, ein Volk, das nicht nur den Frieden geliebt, sondern auch für länger als 40 Iahre erhalten hat, während andere Staaten Kriege führten, ein Volk, das in emsiger Friedensarbeit außerordentlich reich und blühend geworden ist, — während dieser ganzen Zeit die Mehrheit seiner männlichen Bevölkerung militärisch ausgebildet, damit sie im Notfall für den Krieg vorbereitet sind, und eine achtungswerte Flotte gebaut. Kurz, das Volk zog in den Krieg wegen etwas, was ihm als schreckliches Unrecht erschien, und es war nicht die Erhebung einer einzelnen Volksklasse, sondern die Erhebung der ganzen Nation. Weder der Kaiser, noch die Regierung oder die Offiziere des Heeres oder der Marine sind verantwortlich zu machen für die allgemeine Stimmung, die diese Bewegung in Deutschland zu einer nationalen Erhebung stempelt. Selbst die Sozialdemokraten und die ihnen Gleichgesinnten, Leute, denen man wahrhaftig nicht den Vorwurf der Kriecherei Kaiser oder Regierung gegenüber machen kann, oder die der Liebe zu Heer und Flotte verdächtigt werden können, haben fest zu ihrem Lande gebalten und kämpfen und sterben tapfer, ohne zu klagen, auf dem Felde der Ehre.
Ich habe in den letzten drei Monaten keinen Deutschen getroffen, mochte er der höchsten oder niedrigsten Volksklasse angehören, der nicht mit Leib und Seele für den Krieg gewesen wäre. Ich habe nie eine Klage von denen gehört, die ihre Söhne ins Feld schickten, und nie ein Wort der Kritik gegen ihr Land aus dem Mund derer, die ihre Söhne verloren haben; und ich kenne viele solche Leute.
Eine sonderbare Erscheinung, die bei einem friedliebenden und fleißigen Volke Beachtung verdient, einem Volke, das sich der Pflege von Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße widmet, wie industriellen Unternehmungen, bei einem zivilisierten Volke, das nicht im Zustande der Barbarei lebt, und dem der Krieg nicht willkommen und mehr eine Zerstreuung als ein Unglück ist. Für den Amerikaner, der sich nicht an die Stelle des Deutschen denken kann, ist dies ein unlösbares Rätsel. Was befähigt die Deutschen, in so hohem Maße auf den Krieg vorbereitet zu sein? Was treibt sie zum Kampfe gegen eine Welt in Waffen, was veranlaßt sie, ihr Alles in diesem Riesenkampfe einzusetzen?
Ich will den Amerikanern helfen, sich an die Stelle der Deutschen zu denken. Wir Amerikaner bewohnen ein Land, das mehr als V° des ganzen Gebietes von Europa einschließlich Rußlands beträgt. Es ist fünfzehn Mal so

groß als das deutsche Reich und hat nur 98 Millionen Einwohner, sodaß wir in derselben Lage sind wie eine Familie, die mit ihren Kindern ein geräumiges und schönes Haus zu füllen sucht. Es kommt uns nicht in den Sinn, daß unsere nächsten oder entfernteren Nachbarn uns ernstlich in Schrecken setzen könnten. Wer könnte in unser Land einfallen mit der geringsten Aussicht auf Erfolg? Wer könnte unsere nationale Eristenz bedrohen oder uns in eine Lage bringen, die an Knechtschaft grenzt?

Im Norden von uns liegt Kanada — ein leeres Haus, ein Land mit nur sieben Millionen Einwohnern, das uns nicht schaden kann, selbst wenn es wollte. Im Süden liegt Meriko, das zwar innerhalb seiner eigenen Grenzen Unruhen verursachen kann, so daß mancher Amerikaner seine Kapitalsanlagen in diesem Lande bedauert, das aber für die Vereinigten Staaten nicht schrecklicher ist wie eine unfolgsame Klasse in einer Schule. Im Westen und im Osten ist der Ozean unsere Grenze. Iapan mag Streit mit uns suchen, und es mag unseren auswärtigen Handel etwas beeinträchtigen. Aber Iapan liegt weit ab von unseren Grenzen, und wir wissen sehr wohl, daß es zu arm ist, und für lange Zeit zu arm sein wird, einen langwierigen Krieg zu führen. Iapan kann uns höchstens belästigen. Daß europäische Staaten, einzeln oder zu mehreren, uns zermalmen sollten, ist ein Gedanke, der außerhalb unseres Horizontes liegt. Wenn wir eine Vermehrung unseres Heeres oder unserer Flotte für unsere Zwecke für nötig erachten, so führen wir die Vermehrung durch, und es fällt uns nicht ein, die Erlaubnis einer anderen Macht vor der Vermehrung einzuholen. Warum sollte Carnegie sein Haus mit Brot anfüllen, um für den Fall einer Hungersnot im Staate New Jork verproviantiert zu sein? Warum sollte Rockefeller Gold- und Silbermünzen in einen Strumpf stecken und diesen unter seiner Matratze verbergen? Den Besitzer einer Farm in Nebraska, der sich ein seetüchtiges Boot bauen würde, um für alle Zufälle gerüstet zu sein, würden wir für verrückt erklären. Wir Amerikaner tun, was uns unter den in Amerika obwaltenden Umständen klug und praktisch erscheint, und wir brauchen ebensowenig ein Heer wie die Deutschen, wie ein Quäker in Philadelphia einen Revolver auf seiner Iahreszusammenkunft nötig hat. Was wir aber für nötig halten, das setzen wir auch mit aller Energie durch.

Nehmen wir aber einmal an, unser Land wäre für eine Invasion nicht zu ausgedehnt. Nehmen wir an, wir hätten in unserem Norden ein großes Land mit einer Bevölkerung von mehr als 100 Millionen, unter einer autokratischen Regierung, selbst in Friedenszeiten auf ein ungeheures Heer pochend. Setzen wir den Fall, dieses Land hätte seit Iahrzehnten eine rastlose Tätigkeit entwickelt, seine Grenzen auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern, die zu schwach waren, seinem Angriff Widerstand zu leisten. Angenommen, seine Bevölkerung wäre viel weniger zivilisiert als die unsrige, so wenig zivilisiert, daß die überwiegende Mehrheit in einem Zustande leben muß, den zivilisierte Leute als trost-

loses Unglück betrachten würden, in Unwissenheit, Dummheit und Ergebung, das Werkzeug in den Händen einer Klasse von Beamten, die von dem Unglück eines Krieges erst in zweiter Linie betroffen würde. Nehmen wir an, wir hätten in Erfahrung gebracht, daß dieser unser Nachbar zu einer Zeit seine Truppen derartig an seiner Grenze konzentriert, daß es als eine Bedrohung angesehen werden muß.

Unterstellen wir ferner, daß in unserem Süden nicht Meriko läge, sondern ein reicher, mit Hilfsmitteln wohl versehener, hoch zivilisierter Staat mit 40 Millionen Einwohnern, mit einer zahlreichen, starken, gut gedrillten Armee, die mit allem versehen ist, was man zu einer erfolgreichen Kriegführung heutzutage braucht. Diese Nation machte in den letzten 40 Iahren keinen Hehl aus dem bitteren Hasse, der sie gegen uns beseelt, und hoffte, eines schönen Tages sich an uns rächen zu können. Nehmen wir an, dieses Volk wäre verbündet mit der oben beschriebenen Macht und mit einer dritten Macht, von der wir weiter unten sprechen werden, so daß wir Grund hätten zu fürchten, sie könnten zusammen zu unserem Verderben handeln.

Wir wollen nun unsere Voraussetzungen auf die dritte Macht ausdehnen. Nehmen wir an, wir hätten nicht das weite Meer an unserer Ost- und Westgrenze mit den Welthandelswegen, die uns offen stehen, sondern eine dritte Macht läge so günstig, daß man zu Lande nicht an sie heran kann, und die unseren einzigen benutzbaren Zugang zum Meere beherrscht. Angenommen, unser auswärtiger Handel wäre wichtiger für unseren Wohlstand, als er es in der Tat ist; unser Wohlstand wäre in hohem Maße aufgebaut auf unserem auswärtigen Handel. Diese dritte Macht nun wäre reich genug, eine Flotte zu unterhalten, die so groß wäre, wie die unsrige zusammen mit der Flotte einer anderen Großmacht, mit der wir uns verbünden könnten, und sie sei bestrebt, die Herrschaft auf dem Weltmeere durch Aufrechterhaltung dieses Stärkeverhältnisses zu behalten. Angenommen ferner, seine Konttolle auf dem Meere machte es dieser Macht möglich, die internationalen Kabel zu durchschneiden und nur soviel Nachrichten über unsere Taten und die Taten der anderen gegen uns in die Welt durchzulassen, als mit seiner Politik vereinbar ist; und setzen wir schließlich den Fall, diese Macht hätte „Verabredungen" mit den beiden oben beschriebenen Mächten, und wir hätten Grund, einen gemeinsamen Angriff dieser drei Staaten auf uns zu fürchten.

Was würden wir Amerikaner in einer solchen Lage tun? Ich kenne meine Amerikaner. Ich habe den spanischen Krieg miterlebt und habe gesehen, wie eine Universität leer dastand, da Professoren und Studenten sich danach drängten, unter der Fahne ihres Landes zu kämpfen. Und doch war der Krieg gegen Spanien für Amerika eine recht kleine und unwichtige Angelegenheit. Spanien konnte die Vereinigten Staaten ebenso unmöglich zermalmen und sich unser Land unterwerfen, wie es den Mond in seinem Laufe hätte aufhalten können. Wäre unser

Land wirklich in Gefahr, oder glaubten wir, daß es in Gefahr sei, was würde da in den Vereinigten Staaten passieren? Würden wir friedliebend und geduldig bleiben, würden wir eiligst nachgeben, würden wir bereit sein, Land aufzugeben, oder würden wir unter dem Druck der Verhältnisse unser Heer und unsere Flotte verkleinern? Würden wir gehorsam uns damit einverstanden erklären, auf jeden Erfolg in Handel und Industrie zu verzichten oder von einer anderen Macht die Erlaubnis einzuholen, die Welthandelsstraßen benutzen zu dürfen? Ich kenne meine Amerikaner, und derartige Fragen kommen mir geradezu grillenhaft vor.

II.

In den folgenden Ausführungen habe ich mir nur vorgenommen, die Amerikaner an die Stelle der Deutschen zu setzen. Ob es wünschenswert ist oder nicht, daß Deutschland oder Österreich oder Teile dieser Staaten das Schicksal Finnlands oder Polens erleiden; ob Frankreich Elsaß-Lothringen wieder haben soll, ob es gut wäre, wenn England einen so geschickten und fleißigen Geschäftskonkurrenten los würde, den es im Frieden zu fürchten hatte, und wenn ihm die Aufsicht über die Seewege nach Amerika, Asien, Afrika und Ozeanien überlassen werden würde, — alles das sind Fragen, die ich hier nicht erörtern will. Ich will hier nur darlegen, daß die Amerikaner in einer gleichen Lage dasselbe getan hätten, was die Deutschen getan haben. Die Deutschen haben nicht ohne Grund einen russischen und französischen Angriff gefürchtet, und sie haben seit Iahren Vorbereitungen getroffen, diesem Angriffe zuvorzukommen. Deutsche Wissenschaft und Industrie haben eine gewaltige Ausdehnung des deutschen Handels herbeigeführt, und Deutschland war nicht geneigt, den Schutz seines Handels der Liebenswürdigkeit Großbritanniens anzuvertrauen. Unter dieser Regierung hat Deutschland seinen gewaltigen Aufschwung genommen. Der Militarismus — der Deutsche sieht in diesem Ausdrucke nur einen etwas anstößigen Namen für seine notwendige Vorbereitung gegen drohende Gefahren — ist nur eine Maßnahme zur Selbstverteidigung und hat Deutschland nicht im entferntesten so sehr in seiner Entwickelung gehemmt, als es in vergangener Zeit dadurch behindert wurde, daß es nicht in der Lage war, sich selbst zu verteidigen. Militarismus ist ja zweifellos eine Last, aber er hat Deutschland nicht daran gehindert, Kunst und Wissenschaft mit Erfolg zu pflegen, zum großen Nutzen für die Menschheit, soziale Reformen ein- und durchzuführen, die allen Klassen seiner Bevölkerung ein ungewöhnliches Maß von Wohlleben gestatten, seine Hilfskräfte im Innern zu entwickeln und seinen Außenhandel dermaßen auszubauen, so daß es eine reiche Nation geworden ist. Militarismus mag, abstrakt betrachtet, eine erdrückende Last sein, aber Deutschland hat er nicht erdrückt, und vom Standpunkte der Deutschen ist dies ein ins Gewicht fallender Faktor.

Wir alle werden durch die ewige Wiederholung von Stichwörtern beein-

flußt. Die Amerikaner haben, hauptsächlich aus gewissen ausländischen Quellen, soviel über deutschen Militarismus gehört, daß es erstaunlich sein würde, wenn einer von ihnen nicht zu der Ansicht verleitet sein würde, daß Deutschland der einzige Staat in Europa ist, der eine große Armee besitzt. Aber Rußland hat ein größeres Heer und dieses seit Iahren zum Angriff benutzt. Frankreich, das weniger Einwohner hat als Deutschland, hat eine Armee von annähernd derselben Stärke und könnte deshalb mit mehr Recht des Militarismus beschuldigt werden als Deutschland.

Und Großbritannien hat ein vollkommenes Äquivalent für ein großes Heer, — es hat eine Riesenflotte, die sie mit ungeheuren Kosten erhält und von Zeit zu Zeit vermehrt, nur zu dem offen zugegebenen Zweck, damit ihr ja keine andere Nation die Aufsicht über das Meer, diesen großen Weltverkehrsweg streitig machen kann, über den aller Verkehr gehen muß, den aber keine Nation besitzen darf. Wie gewaltig dieses Äquivalent für eine große Armee für andere Nationen ist, hat die gegenwärtige Krise klar bewiesen. Kein Volk in Europa kann seine Schiffe in den Atlantischen Ozean senden, ohne vorher Englands Genehmigung einzuholen, kein Schiff kann ohne Englands Erlaubnis die Straße von Gibraltar passieren, das Mittelmeer durchfahren, oder Asien auf dem Wege durch den Suezkanal erreichen. Die öffentliche Hochstraße des Verkehrs ist von einer einzigen Nation ringsum besetzt und zu Privateigentum gemacht.

Es ist schade, daß das Wort „Navalism" kein gutes Englisch ist; denn dieses würde die Bestrebungen Englands im letzten Iahrhundert genau umschreiben. „Navalismus" kann eine ernstere Bedrohung sein als Militarismus, denn dieser bedroht hauptsächlich nur einen unmittelbaren Nachbarn. „Navalismus" dagegen bildet eine Bedrohung für jede Nation auf der Erdoberfläche.

Ich möchte wiederholen, daß ich in diesen Ausführungen nicht behaupten will, daß es für die Welt eine Wohltat wäre, wenn die eine oder die andere Nation aus diesem großen Kampfe als Sieger hervorgeht. Die Ansichten eines einzelnen über derartige Fragen sind niemals ganz der reinen Vernunft entsprechend. Ich will nur die wahre Streitfrage klarmachen und die trügerischen Schlagwörter und Redensarten vermeiden. Ich beziehe mich nicht auf die Neutralität Belgiens und halte es nicht der Mühe wert, die Frage zu berühren, wer auf der einen oder anderen Seite den Krieg zuerst formell erklärt hat. So, wie die Welt die Ereignisse jetzt kennt, sind das ganz unwichtige Fragen. Die Erklärung für die Haltung des deutschen Volkes ist in einem viel tieferen Grunde zu suchen. Und ich bleibe dabei, wir Amerikaner hätten in der gleichen Lage ebenso gehandelt, wie die Deutschen. Wäre es richtig gewesen? Oder falsch? Die Entscheidung über diese Frage überlasse ich den Amerikanern.

Einige Amerikaner — nicht viele — sind für die Aufrechterhaltung des statu» <zu«, dieses etwas zweideutigen Ausdrucks, den man so oft aus dem Munde von Leuten hört, die es sich zum Grundsatz gemacht haben, daß alle

Dinge stets so bleiben müßten, wie sie seit langem sind, oder wie sie erst kürzlich geworden sind. Hätte Osterreich den statu» quo innegehalten, so würde es jetzt keine serbische revolutionäre Umtriebe an seinen Grenzen, nicht den Mord an seinem Thronfolger zu rächen brauchen, und würde Rußland keinen Widerstand entgegengesetzt haben. Hätte Deutschland den statu» quo aufrecht erhalten, so hätte es sich nicht für die Verteidigung vorbereitet, hätte gegen die russische Mobilmachung an seiner Grenze keine Gegenmaßregeln ergriffen, noch hätte es versucht, die Zersplitterung Österreich-Ungarns zu verhindern. Es hätte Frankreich die Backe zum Streiche hingehalten; es hätte England überlassen, nach seinem Belieben, wie in vergangenen Zeiten, das Meer zu beherrschen. Was wäre mit Österreich und Deutschland passiert, wenn der statu« quo in dieser Weise geachtet worden wäre? Zweifellos würde es den Deutschen recht traurig ergehen. Das wissen sie alle, und dies ist der Grund, der Fürsten und Bauer, Katholiken und Protestanten, Konservativen und Sozialdemokraten veranlaßt hat, alle anderen Streitfragen fallen zu lassen und freudigen Mutes in den Krieg zu ziehen.

Sollen wir von Deutschland die Aufrechterhaltung des statu» quo und zarte Rücksichtnahme auf das „politische Gleichgewicht" verlangen und von den anderen Staaten? Das Gleichgewicht wird unvermeidlich von einer Nation gestört, die intelligent und fleißig und durch Aufrechterhaltung des Friedens während fast eines halben Iahrhunderts befähigt ist, seine Industrie zu entwickeln und dadurch zu Macht und Reichtum zu gelangen. Weniger zivilisierte, weniger fleißige oder streitsüchtigere Staaten kommen dadurch natürlich in Nachteil. Und was den statu» quo anbetrifft, ist er denn von Serbien, Rußland, Frankreich, England oder Iapan beachtet worden? Und wie haben sich denn die Amerikaner zu dieser Frage gestellt?

Haben wir den Status quo beachtet, als wir den Indianern ihr Land fortnahmen? Beugten wir uns vor diesem Grundsatze, als wir im Iahre 1776 unsere Unabhängigkeitserklärung veröffentlichten? Haben wir den statu» quo beachtet, als wir uns der Durchsuchung amerikanischer Schiffe und dem Pressen amerikanischer Seeleute durch Großbritannien in den Iahren vor 1812 widersetzten? Haben wir 1861 an den status quo gedacht, als wir uns weigerten, die Konföderierten Staaten anzuerkennen, und auf die Integrität der Union bestanden? Haben wir auf ihn Rücksicht genommen, als wir mit Spanien im Kriege lagen?

Der «tatus quo ist nur ein Schlagwort. Das politische Gleichgewicht ist etwas, was bei normalem Verlaufe der Weltgeschichte immer wieder über den Haufen geworfen wird und wieder eine neue Basis schafft. Wir Amerikaner sind nach meiner Meinung kein streitsüchtiges Volk, aber wir haben schon lange eingesehen, daß sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen. Für neue Zustände treffen wir neue Einrichtungen, und eifersüchtig wachen wir über das, was wir

ale unsere berechtigten Interessen betrachten, mögen sie neu sein oder alt. Sollte es nötig sein, so würden wir keinen Augenblick zögern, sie durch entschlossene Anwendung von Gewalt zu schützen. Zu unseren berechtigten Interessen zählen wir aber sicherlich in erster Linie unsere nationale Selbstverteidigung und den Genuß der Vorteile, die wir durch Intelligenz und Fleiß und durch friedliche Arbeit errungen haben.

Wir sind neutral, aber wir haben ein Anrecht, die Wahrheit auch über Mitteleuropa zu erfahren. Es ist nicht recht, daß wir in Unwissenheit befangen bleiben, oder uns durch falsche Darstellungen verleiten lassen, übereilt Nationen zu verurteilen, mit denen wir freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Wenn wir ein großes Volk sehen von einigen 70 Millionen, ein hochzivilisiertes, reiche» und kultiviertes Volk, ein Volk, das eine blühende Zukunft haben könnte wie kaum ein zweites, ließe man es seine Fähigkeiten nur im Frieden entwickeln, — wenn wir ein solches Volk gegen erdrückendes Unrecht in den Krieg ziehen sehen, seine Eristenz in diesem Kampfe auf Spiel setzend, dann müßten wir in der Tat von Dummheit geblendet sein, wollten wir annehmen, daß seine ganze Bevölkerung, eine von Natur friedliebende, gesittete Bevölkerung, verrückt geworden oder in den Zustand der Barbarei verfallen sei. Wir müssen vor einem ungelösten Rätsel stehen, bis wir sichere Nachrichten erhalten.

Laßt den Amerikaner die Zustände vergessen, in denen er lebt, laßt ihn sich in die Lage des Deutschen versetzen, und dann laßt ihn sich selbst fragen, was er in dieser Lage tun würde.

Chefredakteur Otto Hoberg:

Ägyptens Schicksal.

Augenblicklich, wo England das seit langem vorbereitete Protektorat über Ägypten erklärt hat, ist es von besonderem Interesse, einiges über die Vergangenheit dieses Herzlandes des Orients zu erfahren. Nicht erst Napoleo» hatte mit der Idee seines Weltreiches die hohe Bedeutung des Nillandes erkannt. Schon in der Mitte des 18. Iahrhunderts, in dem Frankreich noch den ägyptischen Außenhandel beherrschte, trug man sich in Paris mit dem Plan der Besetzung des Pharaonenreiches, ja sogar mit der Durchstechung der Suezenge. Später verwirklichte Bonaparte diese Hoffnung, indem der Verlust der amerikanischen Kolonien, die damals nach aller Meinung bestehende Aufteilung der Türkei, die Aussicht, Englands Stellung und Handel in Indien zu brechen, sowie die Führung unter den europäischen Mächten

im Morgenlande zu übernehmen, ihn dazu drängten. Bonapartes Eroberung (1798) und Verwaltung Ägyptens war seit den Kreuzzügen und seit den Versuchen der Spanier und Portugiesen im Rarb der erste Versuch des Abendlandes, ein Stück Orient europäisch zu regieren! Die Franzosen schonten peinlich die Sitten, Gebräuche und Religion der Eingeborenen, widmeten sich der wirtschaftlichen Hebung des Landes und suchten es wissenschaftlich zu erforschen, indem man zum ersten Mal auf die Ausbreitung des Christentums verzichtete. Durch Anlage eines Meerkanals sollte Ägypten wieder der Brennpunkt des indisch-europäischen Handels werden, Kanäle sollten die Landwirtschaft verbessern und den Grund zu einer umfangreichen Ausfuhr von Kolonialwaren legen, europäische Auswanderer wollte man in größerer Zahl ansiedeln. Das Institut d'Egypte wurde gegründet, das nicht nur der Erforschung des Landes und zur Beratung der Regierung dienen sollte, sondern auch zur Verbreitung europäischer Kultur und Bildung bestimmt war. Nach dem Abzug der Franzosen im Iahre 1801 baute dann der Pascha Mehmed Ali selbständig auf diesen Grundlagen weiter. Immer spielten Europäer, namentlich Franzosen, eine große Rolle in der Verwaltung und Erschließung dieses Landes, das im 19. Iahrhundert jahrzehntelang nichts als ein „Versuchsgarten für die Europäisierung des Orients" war. Die Einführung der Baumwollkultur, der Zuckerfabriken, die Anlage des Suezkanals, dessen Eröffnung 1869 erfolgte, die englische Okkupation im Iahre 1882 wirkten dahin, dies von der Türkei losgelöste Land zu dem am meisten europäischen, am wenigsten orientalischen Teile des Morgenlandes umzugestalten.

Übrigens ist es für uns von doppeltem Interesse, zu erfahren, daß die französische Besetzung Ägyptens es war, die die Engländer auf die Erschließung anderer Wege nach Indien hinweisen mußte. Naturgemäß lenkte sich ihre Aufmerksamkeit damals auf den Persisch«n Golf nnd die Euphratlinie. Gleich nach dem Sieg Bonapartes bei den Pyramiden (1798) richtete die Ostindische Kompagnie eine Kamelpost quer durch Syrien zum Persergolf ein. Im Iahre 1831 fuhr der Engländer Chesney den mesopotamischen Euphrat auf einem Floß abwärts und bewies dadurch die Möglichkeit einer Euphratschiffahrt. Die Fahrt zweier Dampfer mit europäischer Besatzung, Geschützen und Waffen den Euphrat abwärts (von Biredschik) mitten durch Sultansland im Iahre 1836 bewies auch hier das selbstverständliche Beiseiteschieben anderer Mächte, wenn es England paßt.

Die oben erwähnten Europäisierungsversuche Mehmeds Ali und seiner Nachfolger, der zunehmende Touristenverkehr, der Bau des Suezkanals und die durch ihn herbeigelenkte Hochflut des Durchreiseverkehrs, die 1856 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn Alerandrien—Kairo, der ersten des Orients, hatten bereits tüchtig vorgearbeitet, als der völlig verschuldete Vizekönig Mitte der 70er Iahre sich durch den Verkauf seiner Snezkanalaktien an England ganz in europäische Hände gab.

Eine fränkische Finanzkommission nahm sich des Staates an, stieß jedoch auf den Widerstand einer religiös maskierten Nationalbewegung, deren Ausbrüche den Einmarsch englischer Truppen veranlaßten. Viele Europäer und einheimische Christen wurden niedergemacht, aber der Tag von Teil el Keblr entschied 1882 das Schicksal Ägyptens zugunsten des Abendlandes.

Wie Frankreich in Tunesien, so hatte sich England bisher in Ägypten mit einer bloßenLeitungderRegierungunterBeibehaltung des Vizekönigs als Scheinregenten und unter der formellen Belassung Ägyptens in seinem losen Vasallenverhältnis zur Pforte. Unter dem Deckmantel dieser scheinbaren Beschränkung, deren Zwang von den aufgeklärten Ägyptern immer mehr erkannt wurde, widmeten sich die Engländer der Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Der Ausbau eines engmaschigen Bahnnetzes, die Anlage neuer Kanäle und Verbesserung der alten, die Errichtung von Staudämmen quer durch den Nil (Assuan 1902) zur Aufspeicherung von Hochwasser für die regenlose Zeit, die Eroberung Nubiens bis 1897 und die Befreiung des ägyptischen Sudan von der Mahdiherrschaft, die Gründung von Schulen, die Verminderung der Korruption unter den Beamten durch englische Kontrolleure und regelmäßige Auszahlung der Gehälter, die Abschaffung der Prügelstrafe und des größten Teiles der Fronarbeiten für den Staat, die Reorganisation der Armee und Polizei, die Aufhebung der Sklaverei, die riesige Erhöhung der Handelswerte, die Einführung von Recht, Ordnung und Sicherheit: das alles sind nur einige Tatsachen, die durch englische Tatkraft in die Wege geleitet sind.

Wenn es sich nun auch behaupten läßt, daß Ägypten durch die Engländer zum reichsten Lande des Orients gemacht wurde, so hat aber anderseits kein Teil des Morgenlandes so starke Eingriffe in seine natürliche Entwicklung erlitten, wie dieses Land. Während andere Länder, bei denen der Erport den Import übertrifft, mehrere Hauptausfuhrartikel haben, durch die sie sich auf dem Weltmarkte das Gleichgewicht erhalten, ist dies in Ägypten nicht der Fall. Durch das Streben der Engländer, die wirtschaftliche Lage Ägyptens durch Bevorzugung des höchst ergiebigen Baumwollbaus streng zu vereinseitigen, ist das Land in den letzten 20 Iahren fast ausschließlich mit Baumwolle bepflanzt, die mit 99°/» den Hauptausfuhrartikel bildet. Wenn an Stelle der Baumwolle andere Produkte gepflanzt werden, so geschieht dieses nur in Fällen, wo die Bodenverhältnisse für Baumwolle nicht geeignet sind, oder sie dienen nur als Vorfrüchte. Obgleich Ägypten ein agrarisches Land ist, führt es daher in immer zunehmender Menge Nahrungsmittel ein, wodurch es vollkommen vom Auslande abhängig ist. Die Industrie des Landes beschränkt sich nur auf die unumgänglich notwendigsten Anlagen. Die wirtschaftlichen Erscheinungen im rein nationalen und inneren Güteraustausch sind sehr gering. Sie beginnen und endigen vielmehr im Ausland. Infolge dieser Verhältnisse ist Ägypten das ganze Iahr hinsichtlick, der Ein-

fuhr von Nahrungsmitteln Schuldner des Auslandes, um plötzlich innerhalb weniger Monate nach der Baumwollernte Gläubiger zu werden und das Defizit auszugleichen. Wenn das Land wenigstens für sein Produkt, das in bezug auf die Qualität die erste Stelle im Weltmarkt einnimmt, den wirklichen Wert erlangen würde! Ein nationales Kreditinstitut, das ihm eine Stütze sein könnte, besitzt Ägypten aber nicht. Auch die Nationalbank of Egypt ist abhängig vom Auslande. Da die ägyptische Baumwvlle nur in Liverpool gehandelt wird, so ist die Konjunktur von Kursen dieser Börse völlig abhängig. Auf diese Weise kommt ein großer Teil des Verdienstes des ägyptischen Bauers nicht dem Lande selbst, sondern dem Auslande zugute.

Fällt man heute über die wirtschaftliche Lage Ägyptens vom Standpunkt der Weltwirtschaft das Urteil, so ergibt sich, daß das Streben der Engländer sich trotz großer Gewinne nicht allzu glücklich für das Land an sich erwiesen hat. Es ist dies eine großzügige, aber kalt-egoistische Wirtschaftspolitik, die für das Herrenreich zwar überaus einträglich ist, hingegen Ägypten selbst in bedenkliche Abhängigkeit von jenem bringt. Dadurch, daß die Reichhaltigkeit der Hilfsquellen des Nillandes bewußt unterdrückt wird, kann das nach natürlicher, erfreulicher Erschließung drängende Land systematisch zum einseitigen Krüppel werden. Wohl niemals trat das augenfälliger in die Erscheinung, als bei Ausbruch dieses Krieges, da die Furcht vor der Wertverminderung und die Unmöglichkeit der Realisierung der Baumwollernte das Land in eine verzweifelte Lage gebracht haben.

Bemerkt sei noch, daß ein großer Irrtum in der Annahme liegt, die Okkupationsmacht Englands habe andern Nationen in Ägypten die Tür verschlossen. Gerade die Fortschritte Deutschlands, das jetzt nach Großbritannien Ägyptens größter Kunde ist, beweisen das vollständige Gegenteil. Niemandem, der in Ägypten einige Iahre gewesen und mit dem Handel in Beziehungen gekommen ist, kann der Fortschritt entgangen sein, den gerade der deutsche Kaufmann auf dem ägyptischen Markte gemacht hat und der es erforderlich macht, dieses Land, das im gesamten Außenhandel unseres Reiches allerdings keine große Rolle spielt, nicht aus d«n Augen zu verlieren.

Konsul Oswald Lohan:

Der Frauentultus in Amerika.

Als ich vor nahezu drei Iahrzehnten zum erstenmal den amerikanischen Boden betrat, erhielt ich unmittelbar nach der Landung einen deutlichen Begriff von der eigenartigen Stellung, welche dort dem weiblichen Geschlecht eingeräumt wird. Die Fahrgäste, die mit mir auf dem deutschen Dampfer in New Vork eingetroffen waren, hatten sich in dem am Pier gelegenen großen Schuppen, wo die zollamtliche Gepäckrevision stattfindet, in einer langen Reihe aufgestellt, um einer nach dem anderen abgefertigt zu werden. Ein einfach gekleidetes, anscheinend den unteren Klassen angehöriges Mädchen hatte sich mit deutscher Schüchternheit ganz im Hintergrunde gehalten. Sobald der Zollinspektor das Mädchen erblickte, nahm er es sanft am Arm und wies ihm, die der Abfertigung ungeduldig harrenden Gentlemen zurückschiebend, einen Platz an der Spitze der Reihe an. Als ein frisch aus Europa angelangter Herr sich hierüber unwillig äußerte, erklärte ihm der Beamte kurz und bestimmt: ‚Mr, iu our «onntr? laciie» alva^» d»v« td« prececlenc«". (Bei uns haben Damen stets den Vortritt).

Die zarte Rücksicht und Achtung, die der Amerikaner allgemein Frauen und Mädchen entgegenbringt, gehört zu den vielen Erscheinungen, die den Fremden in der nordamerikanischen Union immer wieder in Erstaunen setzen. Diesem erscheint der drüben betriebene Frauenkult überschwenglich und in mancher Beziehung unnatürlich. Insbesondere vermag der Deutsche die blinde Unterordnung des Mannes gegenüber dem Willen, der Auffassung und den Launen der Frau mit der bei uns geltenden Meinung von der Stellung und Würde des Familien^ oberhauptes nicht zu vereinbaren. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß der amerikanischen Frauenverehrung manche Züge anhaften, die als Ausfluß einer gewissen ritterlichen Gesinnung sympathisch und vorbildlich hervortreten.

Der Frauenkultus erklärt sich zum Teil daraus, daß in der Zeit der ersten Besiedelung und Aufschließung des Landes, als die Verhältnisse noch einen primitiven, rauhen Anstrich hatten, das weibliche Geschlecht in der Neuen Welt stark in der Minderzahl war. In jener wilden Pionierzeit, die den Männern harte Arbeit und Entbehrungen auferlegte, war die Sehnsucht und Nachfrage nach Frauen und Mädchen eine überaus rege. Ie mehr deren Eigenschaften, Reize und Tugenden sich Geltung verschafften, wuchs auch ihr Einfluß als Gattin und Mutter. Die hohe Wertschätzung und die damit verbundene Verwöhnung der schwächer und zarter organisierten Frau ist dem Vankee auch in der Gegenwart, wo das weibliche Geschlecht längst in der Überzahl lebt, nicht abhanden! gekommen.

Eine weitere Erklärung für die dem Weibe eingeräumte bevorzugte Stellung ist in der besonderen Organisation des amerikanischen Erziehungssystems zu finden. Die in den Vereinigten Staaten bestehende Oo-Naucktion in Schule und Hochschule bewirkt, daß beide Geschlechter in der Zeit des gemeinsamen Unterrichts sich früh aneinander gewöhnen und in aller Ungeniertheit als gute Kameraden zusammenleben. Auf diese Weise lernen sich Knabe und Mädchen früh kennen und in ihrer Eigenart verstehen. Schon früh wird es dem Knaben zur zweiten Natur, seiner Kameradin kleine Dienste zu leisten und ihr mancherlei Aufmerksamkeiten zu erweisen. Die Anhänger dieses Systems behaupten, daß dadurch eine natürliche Grundlage für das zukünftige Zusammenleben in der Ehe geschaffen werde, und betonen, daß trotz des engen Verkehrs der beiden Geschlechter die Sittlichkeit keinen Schaden erleide.

Nichts überrascht den Beobachter amerikanischen Lebens mehr, als die Unbefangenheit, mit der die Geschlechter drüben untereinander verkehren. Niemand findet dort etwas daran, daß ein junger Mann einer jungen Dame Besuche macht, ohne von den Eltern Notiz zu nehmen, oder mit ihr gemeinschaftlich Theater und Restaurants besucht und ausgedehnte Ausflüge zu Land und zu Waffer unternimmt. Unter den Iünglingen und Iungfrauen, die zusammen dieselbe Schule oder dasselbe Kolleg besucht haben, ist es vielfach üblich, daß sie sich auch im Verlauf des späteren Verkehrs vertraulich nur mit dem Vornamen anreden.

Der Europäer ist leicht geneigt, einen solchen ungebundenen Umgang als moralisch bedenklich anzusehen. Man nimmt an, daß der Mann, dem soviel Reiz, Liebenswürdigkeit und Anmut in holder Unbefangenheit dargeboten wird, solche Gunstbezeigungen ohne weiteres ausbeuten müsse. Eine solche Vermutung scheitert aber an der erstaunlichen Selbstbeherrschung, die der Vollblutamerikanerin eigen ist. Sie weiß, mit kaltem Blut ihre Sinne zu zügeln und sehr scharf die Grenze, die der Keuschheit gezogen ist, innezuhalten. Ein falsches Auslegen ihres verlockend erscheinenden Entgegenkommens seitens des Mannes würde diesem jedenfalls nicht gut bekommen.

Wie sich in den Vereinigten Staaten eine von der übrigen Welt verschiedene Rasse herausgebildet hat, so sind auch in der Amerikanerin ganz bestimmte typische Züge entwickelt. In ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Benehmen hat sie unstreitig viel Anziehendes und Blendendes. Sie hat ein hervorragendes Geschick, sich vorteilhaft zu kleiden, und hält auf peinliche Sauberkeit und sorgfältige Pflege der Zähne und Hände. Da sie darauf bedacht ist, auch über die Schulzeit hinaus sich fortzubilden, so ist sie in der Regel dem Manne, der für Kunst und Wissenschaft wenig Sinn hat und nach dem Abgange von der Schule ganz in seinen geschäftlichen Interessen oder in politischen Bestrebungen aufgeht, geistig überlegen. In der Gesellschaft überläßt der Amerikaner zumeist der Frau das Wort und wagt kaum, ihr zu widersprechen. Die Unterhaltung

mit einem gebildeten Fremden, der nicht ausschließlich vom Geschäft spricht und auch einer Schönheit gegenüber seine Ansicht und seinen Standpunkt vertritt, muß daher auf die Amerikanerin einen eigenen Reiz ausüben.
Mit einem ausgeprägten Selbstgefühl, mit Klugheit und Takt ist bei der Amerikanerin fast stets ein tief wurzelnder Nationalstolz vereinigt. Schon in den öffentlichen Schulen wird drüben den Kindern der Glaube eingeimpft, daß die Vereinigten Staaten das reichste, schönste, von Gott besonders gesegnete Land sind, dem anzugehören ein hohes Glück ist. So ist denn auch in der im Lande des Sternenbanners geborenen Frau ein starker Patriotismus, eine warme, unverfälschte Liebe zu der Flagge des „ßloriou» eouutr?" entwickelt. Nur ungern entschließt sie sich zu einer Heirat mit einem Ausländer; es sei denn ein solcher mit Titel und Rang oder ansehnlichem Vermögen. Aber auch dann wird sie verlangen, daß der Gatte sich ihrer Art und ihrem Willen unterordnet und ihre Meinung von der Bedeutung der großen Republik teilt. Ihre Ehe mit einem Manne von anderer Gesinnung wird zumeist nicht glücklich und harmonisch verlaufen, da ihr die Grundlage übereinstimmenden nationalen Empfindens fehlt. Selten wird die Vollblutamerikanerin sich in einem fremden Lande heimisch und behaglich fühlen.
Die Vergötterung des Weiblichen im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben läuft auf eine einzige Huldigung des Mannes vor dem Weibe hinaus. Während der ehrwürdige Greis nur mit lässigem Kopfnicken begrüßt wird, reißt man vor einem unreifen Backfisch ehrerbietig den Hut ab. In dem Wagen der Straßenbahn wird auch der Millionär einem Dienstmädchen willig seinen Sitz einräumen. Es wird als selbstverständlich angesehen, daß der Herr für seine Begleiterin das Fahrgeld entrichtet und im Restaurant oder im Theater für sie bezahlt. Dann und wann habe ich beobachten können, wie der ermüdet von seinem Tagewerk in sein Heim zurückgekehrte Ehemann unverdrossen daranging, das Essen in der Küche herzurichten, den Tisch zu decken, das Baby auf den Arm zu nehmen und andere häusliche Dinge zu verrichten, während Gattin und Töchter sich behaglich im Schaukelstuhle wiegten. Bei gemeinsamem Ausgange schiebt nicht die Frau, sondern der Ehemann den Kinderwagen. Selbst der Farmer läßt es nicht zu, daß Frau oder Tochter schwere Arbeit auf dem Felde oder im Hofe verrichten. In keinem Stande läßt sich drüben die Frau zum Haustier erniedrigen. Ebensowenig werden die Töchter des städtischen Proletariats Dienstbotenstellungen annehmen, außer wenn die äußerste Not sie dazu zwingt.
Die Anwesenheit einer weiblichen Person in einem öffentlichen Lokale, oder wo sonst es sei, hat fast stets die Wirkung, daß die Männer sich jeden allzu lauten Wesens, des Schimpfens und Fluchens enthalten und sich manierlich benehmen. Sogar in trunkenem Zustande wissen die Männer sich dann zu beherrschen. Würde in Amerika es jemand wagen, eine Dame auf der Straße zu belästigen, was in den europäischen Großstädten ja alle Tage geschieht, so

würde der Betreffende gar rasch mit männlichen Fäusten unliebsame Bekanntschaft machen. So gilt es auch in der Gesellschaft von Herren allgemein für unschicklich, über eine Dame üble Nachrede zu führen.
Eine Dame kann getrost allein von New Vork bis San Francisco reisen. Sie wird überall auf den Schutz und die Artigkeit, sowie die Aufmerksamkeit der den Eisenbahnzug begleitenden Bediensteten und der männlichen Fahrtgenossen rechnen können.
Die öffentliche Meinung nimmt drüben fast kritiklos für die Frau Partei. Auch die Richter sind in der Regel nur zu sehr geneigt, Vergehen von weiblichen Personen milde zu beurteilen und bei Ehestreitigkeiten sich auf deren Seite zu stellen. Ein Ehemann, der seiner Gattin gegenüber tyrannisch auftreten würde, würde zweifellos die Achtung seiner Mitbürger verlieren. In dem westlichen Staate Oregon, wie auch in noch einigen anderen Einzelstaaten, wird tätliche Mißhandlung einer Ehefrau seitens des Mannes vom Gesetz mit öffentlicher Auspeitschung bestraft.
Unsittliche Angriffe auf weibliche Personen, Notzucht und dergl., werden durchweg mit den strengsten Strafen, in den meisten Staaten mit lebenslänglichem Kerker geahndet. In letzterer Zeit hat das Strafrecht einiger Staaten außerdem Bestimmungen in das Gesetzbuch aufgenommen, nach denen das Gericht bei Personen, die sich der Schändung eines noch unerwachsenen Mädchens schuldig gemacht haben, oder die Gewohnheitsverbrecher sind, die Vornahme einer Operation zur Verhütung der Fortpflanzungsfähigkeit anordnen kann. Sind die Attentäter Neger, so sind sie unfehlbar der Lynchjustiz verfallen, die in der Regel mi? einer dem Amerikaner sonst nicht eigenen Grausamkeit vollzogen wird.
Wie das Strafrecht, so billigt auch das Zivilrecht der Frau einen außerordentlichen Schutz zu. Sie genießt dem Ehemann gegenüber in persönlicher wie in finanzieller Hinsicht entschiedene Vorteile. Auch auf geschäftlichem Gebiete erfreut sie sich beträchtlicher Vorrechte. So kann sie beispielsweise für eine betrügerisch eingegangene Schuld nicht verhaftet werden. Im Falle einer Zwangsversteigerung, ob ledig oder verheiratet, stehen ihr gewisse Ausnahmerechte zu, die dem Manne nur in der Eigenschaft als Hausvater zugebilligt sind.
Die Damen stehen im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit. Die Presse füllt ihre Spalten mit endlosen Berichten über deren Tätigkeit und die von ibnen veranstalteten Festlichkeiten, sowie über die dabei zur Schau getragenen Toiletten. Keiner der zur Society gehörigen Damen wird das Glück vorenthalten, ihr Bild von Zeit zu Zeit in einer Tageszeitung oder einer Zeitschrift veröffentlicht zu sehen.
Wie auf dem Gebiete der öffentlichen Meinung, die in Amerika eine sehr bedeutende Rolle spielt, so macht sich der weibliche Einfluß auch in den kirchlichen Angelegenheiten, vor allem in dem Sektenwesen, das die Physiognomie des religiösen Lebens drüben bestimmt, als maßgebend bemerkbar. Obgleich in

den Vereinigten Staaten die Kirche vom Staat getrennt ist und Religion als Privatsache angesehen wird, so gehört es doch dort allgemein zum guten Ton, Mitglied einer Kirchengemeinde zu sein und jeden Sonntag mindestens einmal das Gotteshaus zu besuchen. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß kein Mann von notorisch irreligiöser Gesinnung, kein Atheist in Amerika Aussicht hätte, ein öffentliches Amt zu erlangen. Aber auch ebenso sicher ist es, daß der Mann, der sich von der Kirche abwendet, von der Frauenwelt verachtet wird.

Der in den Vereinigten Staaten mit einem gewissen Fanatismus eingeleitete Kreuzzug gegen den Alkoholismus ist vornehmlich von den Kirchengemeinden, in denen die Weiblichkeit herrscht, ausgegangen. Die Alkoholgegner haben dort eine weitgehende Macht gewonnen. Sie bilden jetzt eine regelrechte politische Partei und stellen für alle Amter ihre eigenen Kandidaten auf. Ihnen beugen sich sogar die Präsidentschaftskandidaten, die in der Öffentlichkeit nur Milch, Selterwasser und ähnliche „einwandfreie Sachen" (»utt äriuli») zu trinken wagen.

Die Erziehung der Iugend liegt zum überwiegenden Teil in den Händen der Frauen. Im Lehrkörper der Volksschulen spudlic »etwol») bilden sie bei weitem die Mehrzahl. In den meisten Einzelstaaten und Kommunen hat man den Lehrerinnen auch die Wählbarkeit in den Schulaufsichtsrat zugestanden.

Ohne große Schwierigkeiten haben in neuerer Zeit die Frauen auch das volle aktive und passive Wahlrecht für alle staatlichen Ämter und die gesetzgebenden Körper erlangt. Dem weiteren Umsichgreifen des Feminismus ist demnach in der Neuen Welt ein freies, unbegrenztes Feld eröffnet. Die „Herren der Schöpfung" sind nunmehr auch auf dem Gebiete der Politik und bei der Besetzung der Ämter in den Hintergrund gedrängt. Die letzten Ziele der wie eine unaufhaltsame Flut sich ausbreitenden Frauen-Emanzipation und deren Rückwirkung auf die Gesamtinteressen des Landes sind gegenwärtig noch nicht abzusehen. Schon jetzt aber werden drüben viele Stimmen laut, die in dem Vorherrschen der Weiblichkeit auf so vielen Gebieten eine ernste Gefahr erkennen.

Eine bedenkliche Folge des Vordringens der Frauen in die verschiedensten, zuvor ausschließlich den Männern vorbehaltenen Berufe zeigt sich bereits darin, daß die Gründung einer eigenen Häuslichkeit mehr und mehr gescheut wird. Da auch der Mangel an Dienstboten sich in Amerika von Iahr zu Iahr fühlbarer macht, so ziehen es ledige Damen und auch viele Ehepaare vor, in den in allen Städten in großer Anzahl vorhandenen Boarding- und Apartment-Häusern, die zumeist allen wünschenswerten Komfort bieten, zu wohnen. Da der Frau genug Möglichkeiten offen stehen, sich selbständig ihr Brot zu verdienen, so wird die Ehe dort weit weniger als bei uns als eine „Versorgung" angesehen. Findet sich indessen Herz zu Herzen, und ist die Wahl getroffen, so reift auch schnell der Entschluß, den Ehebund einzugehen. Einen langen Brautstand kennt man in Amerika nicht. Ohne langes Zögern wird aber auch die Trennung angestrebt, wenn die Ehe sich als ein „fnälury" (Fehlgriff) erweist. Da jeder Einzel-

staat seine eigenen Heirats- und Scheidungsgesetze hat und die Tendenz in der Gesetzgebung allgemein auf Erleichterung der Ehescheidung geht, so sind solche Scheidungen, und zwar in allen Ständen, etwas Alltägliches.
Wenn diese Erscheinung schon bei der Beurteilung des amerikanischen Familienlebens ins Gewicht fällt, so tritt als weiteres ungesundes Zeichen die seit langer Zeit bestehende Kinderlosigkeit, die sich namentlich in den rein anglo-amerikanischen Kreisen grell bemerkbar macht, hinzu. Man hat sich in den Vereinigten Staaten selbst nicht der Erkenntnis verschließen können, daß die ursprünglichen amerikanischen Rassen sich kaum noch fortpflanzen und daß ohne die Einwanderung anderer Volksgenossen, die sich ungeachtet der gesetzlich eingeführten und nach und nach verschärften Einschränkung noch immer auf etwa eine Million Köpfe für das Iahr beläuft, eine die Eristenz der Nation in Frage stellende Bevölkerungsabnahme mit Sicherheit eintreten müßte.
Die bedenklichen Folgen, die sich aus der eigenartigen Richtung der amerikanischen Frauenbewegung ergeben, haben den früheren Präsidenten Theodor Roosevelt vor einigen Iahren dazu veranlaßt, das Wort vom Rassen-Selbstmord auszusprechen. An anderer Stelle hat sich der hervorragende Vertreter des Amerikanismus dahin geäußert: „Die Frau soll die Haushälterin, die Stütze und die Helferin des Erwerbers, die verständige, emsige Mutter einer großen Anzahl gesunder Kinder sein Männer, die zurückschrecken vor der Arbeit und zurückschrecken vor einem rechtschaffenen Kriege, und Frauen, die zurückschrecken vor der Mutterschaft, wandeln am Rande des Abgrundes und verdienen, von der Erde zu verschwinden."
Dr. Paul Fechter:
Sachlichkeit und Religion.
Eine der ersten Wirkungen, die man dem Kriege bald nach seinem Ausbruch nachsagte, war die Klärung der inneren seelischen Situation, die Zurückführung des Menschen auf sich selbst, die er gebracht haben sollte. Bei aller Dankbarkeit für das ungeheure Erlebnis, das gerade Ausbruch und Anfang des Ringens uns schenkten, wird man sagen müssen, daß das Gegenteil richtig ist. Wer die Äußerungen der Zurückgebliebenen zu dem Thema auch nur annähernd verfolgt hat, sieht Chaos und Verwirrung, nicht Klarheit oder Entwicklung zu ihr. Die alte Wahrheit ist nicht länger wahr; eine neue ahnt man noch kaum. So versucht man rückgreifend zu noch älteren Wahrheiten seine Zuflucht zu nehmen, bewußt wieder primitiv zu werden. Das Ergebnis ist das Gegenteil von klar, nämlich trübe. Gerechtfertigt wird es, weil jede Verwirrung, wenn sie auch zu-

nächst selbst sehr entwickelte Menschen zu den seltsamsten und widerspruchvollsten Äußerungen verleitet, mehr Möglichkeiten neuer Erkenntnisse, Einsichten und Vertiefungen enthält, als die vielberufene Klärung, als die man die von selbst sich ergebende Interessenbegrenzung der Zeit ansprach.

Das eigentlich Bedeutsame in diesen Tagen ist ja im Grunde auch nicht das, was die Unbeteiligten, ferne der Tat, die jetzt alles ist, erfahren, sondern die Wandlungen derer, die den Strom bilden, der heute die Zeit trägt. Die Niveaufläche dieser stürmischen Tage geht durch die Seelen der Kämpfenden draußen; das daheim Gedruckte und Geschriebene ist kaum Refler dieser Wirklichkeit, sondern nur Widerhall eines anderen Kampfes — nämlich der Auseinandersetzung des von draußen in Worten Hereindringenden mit dem vom Krieg zertrümmerten bisherigen Wortgebilde der modernen Seele. Und selbst das draußen Geschriebene, in Feldpostbriefen und Aufsätzen Festgehaltene gibt schon Abgeleitetes, blasse Spiegelungen dessen, was die menschliche Seele in der Wechselwirkung zwischen Tat und Eindruck, Handeln und Leiden an Abwandlung erfahren hat. Was gilt das Wort noch in Tagen, die den Schrei wieder in sein Recht einsetzten und dem Sturm seine Ehre wiedergaben.

Zwei Dinge sind es, die der zum Zuschauen Verurteilte, abgesehen von dem, was sich nur handelnd erleben laßt, bei den Menschen draußen im Felde heute wahrnimmt, — zwei Strebungen, die, da sie neben der vergänglichen Ekstase des Kampfes die größere Dauer besitzen, vielleicht zu bestimmenden Faktoren des Kommenden werden können. Sachlichkeit ist die eine, die erneute Entdeckung des Metaphysischen die andere.

Die gesteigerte Fähigkeit zum Sachlichsem ist eine letzte Wirkung der abgelaufenen Zeit. Das Leben nach außen, das das vergangene Iahrhundert beherrschte, die Einordnung des Menschen in die allgemeine Ordnung der Welt, und die schon in dem Lessingwort „Mittelgut wie wir" sich ankündigende Bescheidenheit vor dem Ganzen findet hier ihre Krönung. Diese Menschen, die die äußersten Grenzen des Lebens gesehen, zwischen Blut und Wunden, Tod und Vernichtung gestanden haben, verzichten auf Werten und Einordnen, begnügen sich mit dem Feststellen, dem Sehen, Hinnehmen und Erledigen. Sie sind Helden, weil sie das letzte Schicksal vor Augen, ihren Weg weiter gehen — und sind im Sinne der allgemeinen Phrase keine Helden. Die Ekstatiker des Wortes beherrschen das Papier daheim; die draußen erledigen dynamische Aufgaben ohne Worte. Die werden im Felde alle fahl und leer — und noch der bestgemeinte gedruckte Lobgesang verhallt und wird schal vor jenem von aller Literatur und aller Sprachkonvention freien Bekenntnis mehr als einen Mannes, der seine Pflicht bis zum Eisernen Kreuz getan hat und ruhig eingesteht: „Zuweilen kriegt man doch 'nen kalten Hintern." Das Ungeheure jenseits aller Ordnung und aller Gesetze ist in das Gesetz der Pflicht hineingezwungen, —

etwas selbstverständlich zu Erledigendes geworden: so steht man sich und ihm nur noch sachlich gegenüber.
In diesem Unpersönlichmachen liegt zum Teil wenigstens das Geheimnis der ungeheuren Stärkung und Stählung, die der Krieg bringt. Wer einmal in der Nähe der Schlachten war, weiß, um wieviel leichter auch dem, der nicht mit hinaus durfte, das Ertragen dieser Zeit dort wird, als drinnen im Lande.
Etwas unsagbar Beglückendes, Hinaufreißendes liegt dieser unpathetischen Erledigung noch des Schwersten, was diese Welt an Aufgaben zu stellen hat. Der Krieg verliert weder seine Schrecken noch seine Größe; der Mensch aber, der in selbststeigernder Entsagung und Einordnung in ein Üb erpersönlich es auch über dies letzte hinauswächst, bekommt gerade mit dieser Versachlichung die höchste Herrschaft über sich und die Welt. Der Geist, im Mechanismus des Riesenkampfes zu schauerlicher Objektivität verdichtet, triumphiert in dieser Beherrschtheit der Kämpfenden noch einmal über das Ganze des Daseins. Es ist derselbe Geist, der die naturwissenschaftlich-technische Größe des 19. Iahrhunderts schuf; hier ist er zum Herrn über sich selbst emporgewachsen.
Bleibt die erneute Entdeckung des Metaphysischen. Sie ist nicht eigentlich ein Resultat, sondern eine Folgeerscheinung des Ringens. Die Sachlichkeit noch gegenüber den letzten härtesten Dingen der Erde wächst und wohnt draußen, zwischen den Schlachten; die neue Geistigkeit wird in der Stille des wartenden Landes geboren. Nicht bei den Daheimgebliebenen: die werden Iahre harren müssen, bis aus dem Wirrwarr in ihnen ein neues Gleichgewicht ersteht, — sondern bei den Zurückgekehrten. Bei den Kranken und Verwundeten, die in der Stille unbeschäftigt erlittener Tage ihre Seelen zwischen Tod und Leben, Höllen und Himmeln wandern gehen lassen mußten. In den Augen dieser Menschen, die jetzt hier langsam durch unsere Gassen schreiten, in diesen seltsam fernen, unirdisch wissenden und horchenden, nicht verstehenden und Letztes gesehen habenden Blicken glänzt das neue Reich auf, das in diesem Krieg geboren wird.
Der Tod hat hinter diesen Männern gestanden, in seiner ganzen unmittelbaren Größe und Furchtbarkeit. Sie haben ihn mit der Sachlichkeit gesehen, zu der sie der Krieg erzog, und haben am eigenen Leibe, in der eigenen Seele seine harte Hand gespürt: so bekam er eine neue Wirklichkeit für sie, und von dieser aus begann sich ihnen die Welt neu zu ordnen, aus dem Dunkel und dem Geheimnis heraus. Sie sahen das Leben in seiner furchtbarsten Form — und erlebten darin Gott. In den Augen dieser Männer leuchten die Anfänge einer neuen Religiosität; sie tragen die Spuren einer Berührung mit dem Absoluten, das hier aus einem Begriff wieder ein Erlebnis, aus einem Wort ein Wer t geworden ist. Die große Versachlichung, die das letzte Iahrhundert gebracht hat, wird in ihrer Krönung und stärksten Besiegelung in diesem Kriege zugleich „aufgehoben" : in der Berührung mit dem großen Sterben erwachst gerade durch sie erneut die Macht des Gefühls für das Göttliche hinter und über den Dingen.

Arthur Silbergleir

Was sich in Kunst und Dichtung schüchtern und kraftvoll zugleich zu rühren begann, was in den ersten Tagen des Krieges mit unerhörter Wucht aufflammte, — das alte unsterbliche deutsche Weltgefühl, aus dem Dürer und Hegel, Kant und Goethe lebten und das die Iüngsten wieder zu Ehren bringen wollten: das findet jetzt seine Bestätigung wie nie zuvor. Und wiederum, daß es sie findet, daß halb Verschollenes mit unwiderstehlicher Kraft seine ewige Gültigkeit beweist, ohne Absicht und ohne Worte, rein durch sein erneutes starkes Dasein, dessen Folgen wir noch garnicht absehen können, das allein wäre schon eine metaphysische Rechtfertigung dieses deutschesten Krieges — wenn es je einer solchen bedurft hätte.

Aufgabe der Zukunft aber wird es sein, zwischen diesen beiden Strebungen, auf denen des Krieges Ehre ruht, Ausgleich und inneres Gleichgewicht nicht so sehr aus Überlegung als aus geläutertem Instinkt heraus zu finden. Auf dem Wege ergibt sich zugleich am besten eine Klärungsmöglichkeit für die nur passiv beteiligt Gebliebenen.

Arthur Silbergleit:

Der Dulder.

Der Dulder nur empfängt die Krone. Ihm bauen unsre Träume Throne,
Erst wer gereift durch tiefes Leid, Und von Gestirnen benedeit
Wächst aus dem engen Ring der Zeit Verschließt er sich dem gellen Hohne
Vom Menschenkind zum Gottessohne. In seiner stillen Seligkeit.
Im Tal der ewig Obdachlose
Schläft er in Gottes Wolkenzelt.
Sein Haupt schmückt die Apotheose
Des Sonnendiadems der Welt.

Das Fest des Südens.

Verglüht Ihr Farben der Erinnerung?
Fließt Traum um Traum aus meinem Lebenslenz:
Ferrara und Du fürstliches Florenz,
Morkotes Friedhof mit dem Pinienschwung,
Venetias fahle Schönheit und das Fest
Der Gondoliere bei dem Strahlenkrieg
Der stärksten Sterne und bei der Musik
Des schwarzen Wassers, das sich buhlend preßt

An der Paläste bröckelndes Gestein?
Hat sich des Dogen Wappenschild gelöst
Vom Schloßportal, vor dessen Säulen stößt
Der Gondel Schnabel in die Flut hinein?
Verdämmerst Du auch, weißer Vatikan,
In dessen Gärten mit der Päpste Stolz,
Voll Hohepriesterheiligkeit, Apolls
Gesalbte sich mit Harfen schreiten sahn?
Und du Bolognas Säulenhalle, die
In ihrem kühngewölbten Pfeilerring
Die Würde strenger Wissenschaft umfing.
Durchwallt auch Dich nur noch Melancholie?
O meiner Träume Goldorangenfall l
Wenn Ihr vom Baume meines Lebens sinkt,
Ein jeder wie ein schmaler Sonnenball,
Schwärzt mich die Schwermut: meine Glut ertrinkt.
Der Schwan.
O Wolken, weiße Wandrer, Er ist die weiße Wolke,
Im Wasser, Schritt für Schritt, Die auf der Erde fährt.
Zieht Eure Spur ein andrer In Gottes Reisevolke
Genosse strahlend mit. Umklungen und verklärt.
Er ist Euch gern Gefährte Er wallt ins Meer von hinnen
Und liebt Euch brüderlich. Mit frohem Pilgermut.
Der Glanz, der Euch verklärte, Als seine Dienerinnen
Umschimmert auch sein Ich. Betreun ihn Flut um Flut.
Er führt ein lichtes Leben; Und küssen seiner Schwingen
Geebnet glänzt sein Plan, Gewand und Hermelin,
Und seine Schwingen schweben Und heben an zu singen
Gleich Euch auf glatter Bahn. Beglückte Melodien.
Er aber rauscht den Wellen
Stolz, majestätisch Dank,
Und seine Schwingen schwellen
Zu heldischem Gesang.

Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.
v. 8. 3eKotU««uä«f, X.-».. Lr«slau.
(Fortsetzung.)
Zerstreut irrte er umher, bis ihn ein Schwächegefühl nach Hause trieb. Er aß, ohne zu wissen, was, sah kaum die gute Emilia, die in Sorge um ihn war, da sie nichts weiter gehört hatte. Nach dem Speisen stieg er auf den Turm und ließ seine Blicke umherschweifen. Da waren Feigenbäume, glänzende Magnolien, das große, unendliche Meer. Rechts der Hafen mit dem Mastenwald der Schiffe, links die Pinienwaldungen, dahinter die Berge. Weit drüben der uralte, lange nicht mehr benutzte Kriegshafen mit den verwitterten Kanonen. Majestätisch zeichnete sich der Dom vom blauen Himmel mit seinen Strebe-Pfeilern und Arkaden ab. Don Adriano nahm das schöne Bild in sich auf, aber die Heiterkeit der Natur bedrückte ihn. Welcher Gegensatz zu der grauen Schwermutsstimmung seines Innern! Wie sich von der Kette befreien? Was ist es denn mit dem Kismet? Iedem war doch sein Leben vorherbestimmt, und danach geht es. Oft war er in seiner frühesten Iugend auf eine Anhöhe geklettert und hatte von dort auf das lachende Bild in den sonnendurchglühten Straßen geblickt, wo sich die Menschen wie ein Ameisenschwarm tummelten, den Bedürfnissen des Lebens nachgehend, oft geschäftig um ein Nichts.
Die Stadt hatte vielleicht achtzig- oder neunzigtausend Bewohner. Und wie viele Gegensätze in ihrem Dasein. Groß ist das Reich der Lebenden, aber noch weit größer das Reich der Toten ... Er gedachte derer, die nicht mehr sind, wenn der Wind durch die Äste der Zypressen streifte. Wo wir gehn und stehn, ist der Staub von Menschen voriger Geschlechter; sind wir heiter, so hüpfen wir darüber hinweg, aber sind wir vom schweren Geschick wie vom Unwetter geschlagen, dann denken wir daran.
Der Palast, in dem Don Adriano lebte, war von den Toten erbaut. In unseren Augen leuchtet die Seele unserer Vorfahren, wie auch in den Charakterzügen unseres Wesens die Bilder der Väter wiederkehren. Der Mensch der großen Städte lebt in einem Wirbelwind, hat kein Heimatgefühl, weiß nichts vom Haus der Väter, nichts von seinen Licht- und Schattenseiten. Adriano hatte einen Palast von seinen Ahnen, hatte eine Heimat, ja — aber wie stand er damit? Seine Seele war gemartert. Warum sprang er nicht in die blaue Flut? Warum setzte er nicht ein Ende aller Erdenqual? Aber Selbstmord? — Ist solch Tod nicht große Feigheit? Sollte der letzte Mosca so sterben? Ia, hätte

er etwas Tüchtiges gelernt, so wie es seine Mutter gewollt, dann würde es ihm nicht fehlen — aber was helfen jetzt Gewissensqualen? Zu spät war's für den Dreißigjährigen mit dem Lernen zu beginnen.
Don Adriano sah auf das Meer, wo sich hart am Horizont die Rauchsäule eines Dampfschiffes abzeichnete. Er dachte an Riesenschiffe, an die schwimmenden Häuser, den Stolz menschlichen Geistes, die in kurzer Zeit die Reise um die Welt machen. Seine Vorfahren hatten mit Neinen Booten Wunderbares geleistet.
Lange Zeit blickte Don Adriano aufs weite Meer hinaus, auf die weißen Segel, die wie Möwen einherzogen. Als er sich von der Terrasse wandte, stand er vor der Tür der Hauskapelle, einem vergessenen Eingang gegenüber. Die verrosteten Angeln knirschten. Er glaubte, in dem steinernen Kirchengewölbe einen Duft von Weihrauch und Essenzen deutlich zu spüren, Gerüche, die ihn an die Frauen und Töchter seiner Ahnen mahnten. Durch die kleinen Fenster der Kuppel flimmerten in absteigenden Linien die Sonnenstrahlen. Der Altar leuchtete im Dämmerschein von Reflerlichtern reinen Goldes.
Zwei Betstühle, mit altem blauem Sammet bezogen, schienen noch die Spuren zarter Gestalten zu tragen. Meßbücher lagen da, die viel benutzt waren. Eins hatte seiner Mutter gehört, der schönen bleichen Frau, die ihr Leben in Gebeten und goldenen Zukunftsträumen für den einzigen Sohn verbrachte. Das andre war wohl das Meßbuch der Großmutter, die so schön die Harfe gespielt. Diese Erscheinungen aus der Vergangenheit in der verlassenen Kapelle ließen in Don Adrianos Innerm Saiten erklingen, die lange verstummt waren. Er fühlte etwas wie eine fromme Regung, und plötzlich wußte er, daß er nie wieder nach Valhermoso gehn würde.
Dem Entschluß soll die Tat nicht nachhinken, sondern rüstig und schnell folgen, sagte er sich. Adios! Am Abend suchte er Pedro Noce auf und bat ihn vertraulich um Geld.
„Ich weiß nicht, wann ich es dir wiedergeben kann. Ich verlasse diese Insel. Mag alles drunter und drüber gehn. Nur daß ich's nicht mit ansehn muß."
Pedro gab ihm gern und reichlich, versprach auch, mit dem Kapitän um die Ordnung seiner Angelegenheiten bemüht zu sein.
„Sag es keinem, daß ich gehe, nur du und der Kapitän, ihr sollt es wissen. Ich warte den nächsten Dampfer zu jener fernen Insel ab, wo ich noch einige Felspartieen habe, die zum Teil bewaldet und mit allerlei Wild, Kaninchen, Hasen bevölkert sind. Auch ein alter Turm aus der Zeit der Piraten steht dort. Ich habe es erst vor kurzem erfahren. Dorthin will ich, dort werde ich jagen, fischen, leben, ohne Menschen zu sehn."
Pedro ergriff befriedigt Don Adrianos Hand. Dieser Entschluß freute ihn.
„Ihr tut recht so — das andere wäre eine Torheit gewesen."

Catharina von Pommer-Esche Almendro

Zweiter Teil.

I.

Don Adriano betrachtete sein Bild vom Nachen aus im durchsichtigen Wasser. Kristallklar war die Flut, bis auf den Grund konnte er blicken. Die roten Felsen stiegen tief hinab, und unten war ein eigentümliches Leben und Weben. Was die Menschen mühsam in ein Aquarium bringen, bot hier die Natur. Da waren wunderliche Algen, die ganze Meeresflora. Die Blumengöttin steigt auch hinab auf den Meeresgrund und entfaltet dort ihre Kräfte; See-rosen und Seenelken, die sich öffnen und schließen, wenn die leiseste Bewegung an ihnen vorüberzieht, Seepflanzen mit ihren grünen Köpfen, andere wieder, die den Feigen gleichen, nisteten tief in Felsschluchten, in die blaue Flut getaucht. Große Seesterne krallten sich fest am Gestein, und listig huschten kleine Seeteufelchen zu ihnen heran. „O wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund, du stiegst herunter, wie du bist, und würdest erst gesund," dachte Don Adriano, in Goethe-Stimmung, nachdem er eine Weile eindringlich hinabgeschaut hatte. Auch hier sah er, wie überall: ein Werden und Vergehen. Da kommt der Raubfisch und verschluckt die kleinen Fische, die ahnungslos einherschwimmen. Nicht nur die großen gefürchteten Haifische sind Räuber im Meer, es gibt zahllose andere.

Es war beinahe Mittag, wo die Sonne ihre volle Macht zeigte, aber Adri-llnos kleines Fahrzeug befand sich im Schatten. Die Landschaft war hier so wunderschön, daß ein Maler seine ganzen Utensilien hätte hervorholen müssen, die leuchtendsten Farben, um festzuhalten, was es hier zu sehen gab, nichts Düsteres, nichts Graues und Kaltes, nur wonniger Süden! — Aber diese schöne Gotteswelt könnte der größte Farben künstlet nicht wiedergeben. Himmel-hohe Felsen steigen hinauf und bilden das Ufer der wenig besuchten Insel Formentera. Ein Riesenblock ragt empor, den die Leute „Aufstieg zum Himmel" nennen. Der Berg hat eine Höhe von mehr als 300 Metern. Er spiegelt sich im Meere wider, über seinem gewaltigen Fuß glitzert die blaue Meeresflut in goldigem Flimmern, und die Küste scheint zu opalisieren.

Bei Sturm zeigt sich ein anderes Bild, nicht minder schön. Auf der tiefblauen Fläche tanzen weiße Schaumkrönchen und rauschen an die Felsen, wo ein donnerndes Echo ertönt — weit hinhallend, und in die Schluchten und Einschnitte der zerklüfteten Ufer spritzt die Flut.

Am Steuer des Nachens steht eine prächtige Gestalt: ein wind- und wetterfester Seemann, der den größten Teil seines Lebens auf dem Wasser zugebracht hat. Erst in seinen alten Tagen lebte er auf der heimatlichen Scholle, aber es ging dem alten Calamaro wie einer Amphibie, die das Wasser liebt. Viel fehlte ihm nicht mehr zu achtzig Iahren, aber er trug diese Last leicht. Die ans Nudern gewöhnten Arme waren sehnig und straff. Keine Krankheit hatte diesen gesunden

Körper je heimgesucht. Das Gesicht, gebräunt schon von Natur aus, hatte die Sonne in Bronzetöne getaucht. Er trug weite Pluderhosen, deren Farbe schwer zu bestimmen war, die salzige Meeresluft hatte sie ausgeblichen. Zwei flatternde Zeugstücke, die eine Bluse darstellen sollten, hüllten den Oberkörper dürftig ein. Um den Leib trug Calamaro die spanische Faja, eine breite Binde in Rot und Gelb, den Landesfarben, auf dem Kopf eine Zipfelmütze mit langer Troddel, an deren Ende ein silbernes Fischlein hing, ein Zieistück, auf der Insel gefertigt. Im Fischen war der alte Calamaro ein Meister. Seit er nicht mehr in fremden Dienst trat und hier sein Alter zubrachte, war er Fischer von Beruf, auf der ganzen Insel gekannt und geachtet. Er trug einen kurzgeschorenen Backenbart, und von seinen Ohren hingen kupferne Münzen. Als Knabe, so erzählte der Alte, sei er Schiffsjunge bei einem reichen Maltheser gewesen. Der war so ausstaffiert, da sagte er sich, er wolle es ihm nachmachen, und dann behielt er die Mode bei.

Leise glitt der Nachen weiter, während Calamaro ein Netz tief ins Wasser zum Fischfang senkte. Der Alte kannte die fischreichen Stellen und die besten Zeiten zum Ausfahren.

Don Adriano war in den ersten Tagen ganz versunken in den Anblick der landschaftlichen Reize. Bei diesem wilden Felsufer konnte man nur an einigen Stellen landen, da sind Naturhöhlen mit prächtigen Arkadengebilden, wo in alten Zeiten die Seeräuber sich versteckt hielten. Darüber häufen sich Gebilde von Felsen, aus denen sich spitze Zacken wie steinerne Riesenfinger erheben. Mutige Iäger hatten es gewagt, hier hinaufzuklimmen, indem sie einige Abstufungen im Gestein für den waghalsigen Aufstieg benützten. Ganz bis zum Gipfel hatte sich, nach des alten Calamaro Bericht, nur ein Mönch gewagt, den die Regierung ausgewiesen hatte als der aufrührerischen Carlistenpartei angehörend: ein harter und unternehmender Mann. Man sagt, er hätte ganz oben ein Kreuz errichtet.

Don Adriano bemerkte auf den einzelnen bewachsenen Gründen des großen Gebirges durch die verstreuten Bäume einige farbige, rötliche und weiße Punkte, die sich bewegten: das waren die wilden Ziegen. Sowie ein Boot drunten erschien, jagten die Tiere in wilden Sprüngen, Gemsen gleich, von Fels zu Fels, und ihr frohes Meckern klang wunderlich in dieser Einöde. Don Adriano hatte seine Flinte bei sich und machte sich den Spaß, einen leeren Schuß abzugeben. Welch Naturschauspiel! Ein lautes Echo, und Hunderte von Möven, alt und jung, flogen aus den Felsennestern, auch Falken wurden flügge und machten in der Luft Iagd auf wilde Tauben. Der alte Calamaro zeigte Don Adriano offene Höhlen im Felsen. Das waren seit Iahrhunderten natürliche Zufluchtsorte für die Bienen, die sich auf den Gefilden der Insel Stoff zum Honig gesammelt hatten. Calamaro hatte es oft gesehen, wie bernsteinfarbene Fäden

dort von den Felsen hingen. Calamaro zog das Netz empor. Neun Prachtkerle liegen darin — ein gutes Mittagsessen für heute. Langusten gab es hier viel.
„Nun, mein guter Calamaro, singt Ihr auch noch?"
Don Adriano kannte die Liebe des Alten zum Gesang, der er treu geblieben, obwohl er langst keine Stimme mehr hatte. Die Aufforderung des Herrn freute ihn, und er begann zu summen. Allmählich wurde aus dem Piano ein Forte, und die Felsen gaben es im Schalle wieder. Es klang wie ein Kirchengesang, voller Andacht. Die Linke aufs Herz gedrückt, in der Rechten das Schleusennetz mit den Langusten, so stand der Alte da.
„So, guter Calamaro, ich danke dir," sprach Don Adriano, als der Alte geendet hatte. Vielerlei Geschichten wußte er auch; er war ein lebendes Stück Chronik — mit allerlei Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Er hatte etwas von der Geschwätzigkeit des Alters und meinte, er müsse Don Adriano beständig unterhalten.
„Ich will Euch nur eine einzige Geschichte erzählen," sagte er, „vom Mercador, dem Held unserer Insel. Ia, sie ist doch etwas wert, wenn sie auch von dem großen Nachbareiland mißachtet wird. Das heißt," dem Alten fiel ein, daß Don Adriano von dort stammte — „gute Leute gibt es ja überall, und Ihr seid deren einer! Also, Mercador war Besitzer eines, mit Insulanern bemannten Schiffes, das in kriegsgerüstetem Zustande gegen Mauren aus Argel und englische Schiffe, die Feinde Spaniens, stand. Der Name Mercador war allgemein gefürchtet. Am heiligen Dreikönigsfest des Iahres 1806 kam eine Fregatte in Sicht; es war ein italienisches Kriegsschiff, das hier herumspionierte, denn die Italiener meinten, diese Insel könnten sie vielleicht ohne große Mühe Italien mit einverleiben. Plötzlich ertönten Schüsse, die Italiener hatten sich der Hauptstadt Formenteras genähert. Die friedlichen Insulaner ahnten nichts von einem geplanten Überfall. In dieser Not war Mercador sogleich auf dem Posten. Nur einige dreißig Leute nahm der Held und trat mit ihnen den Eindringlingen entgegen. Das kleine Schiff war recht minderwertig, die Kanone stammte aus der Urväter Hausrat, wie sie die moderne Marine nicht mehr braucht, aber der Mut, die Kühnheit der Leute unter Mercador, das war etwas! Mit großer Mühe sind sie herangekommen! David und der Riese Goliath! Sogleich sanken einige der braven Insulaner, zu Tode getroffen, ins Meer. Da ruft Mercador: „Frascos! Frascos!" Das sind Flaschen, in ihrer Wirkung den Dynamitbomben ähnlich. Diese erplodierten allsogleich, furchtbarer Schrecken verbreitete sich auf dem italienischen Schiff, wo die Flammen hochzüngelten. Da aber sprang Mercador mit seiner kleinen Schar, die Pistolen in den Händen, mutig auf den Feind los. Bald hatten sie gesiegt."
Gern hätte der redselige Calamaro noch mehr aus der Schatzkammer seines Gedächtnisses herausgeholt, aber Don Adriano ward ungeduldig.

„Schönen Dank, mein Freund, aber die Fische beißen nicht mehr.
Seht, sie schwimmen an Eurer Angel vorüber, die Sonne steht nun im Jenith.
Es ist genau Mittag."
„Gut denn." Der Alte war vergnügt. Er hißte das kleine dreieckige Segel des Schiffleins, das alsbald bei günstigem Wind das Wasser mit sanftem Geplätscher durchschnitt. So ging es längs der Küste. Der Alte hielt zwischen den Knien eingeklemmt den Korb mit Langusten. Man umkreiste ein Kap, und da zeigte sich wieder ein anderes Bild. Auf einer Anhöhe rötlichen Gesteins, teilweise üppig bewachsen mit Myrtengebüsch und Heidekraut in Baumhöhe, hob sich ein großer steingrauer Turm ab — wie ein Riesenzylinder, nach der Seite des Meeres zu mit einem einzigen Fenster, ein schwarzes Loch mit unregelmäßigen Linien. Oben waren Schießscharten für kleine Kanonen. Auf einer Seite der kleinen Halbinsel fiel das Erdreich allmählich zum Meere ab mit einem Teil Weide, saftig grün schimmernd, woraus sich einladend malerisch eine weiße Häusergruppe abhob. Das Boot legte dort an, dann wendete es sich nochmals und glitt prasselnd auf dem Kiesgrund an ein kleines Riff; dort wurde es angekettet; Don Adriano und Calamaro sprangen ab. Calamaro zog das Boot wieder ins Wasser, denn er wollte am Abend nochmals auf See zum Fischen.
„Will der Senor mitkommen?"
Don Adriano verneinte:
„Morgen wieder, mein guter Calamaro."
Der Alte ging landeinwärts, den Korb mit Langusten am Arm.
„Sagt doch dort den guten Leuten, daß sie mir bald mein Essen bringen."
Der Fischer nickte freundlich, und Don Adriano wandelte am Ufer entlang bis zum Turm. Seine Füße, mit weißen Sandalen bekleidet, traten auf den muschligen Grund. Leise beleckte das blaue Wasser allerlei seltene Muscheln, die hier angehäuft lagen. Das Meer hatte noch mancherlei andere Gegenstände angeschwemmt, schöne Stücke alter maurischer Vasen, eines Museums würdig. Doch hier auf das entlegene Eiland kamen keine Sammler und Altertumsforscher, auch kaum der große Freund und Kenner der Balearen, Erzherzog Salvator von Österreich. Das Meer hat hier einige seiner unendlichen Geheimnisse preisgegeben — Don Adrianos Blicke wurden dadurch angezogen. Vor seinem Auge tauchte die Geschichte Karthagos, der Phönizier, der Araber auf.
Calamaro hatte auch mehrmals uralte Silbermünzen gefischt, breitgedrückt wie Hostien, von der Wucht der Zeiten.
Don Adriano stieg den felsigen Abhang hinauf zum Turm. Die Tamarisken entwickelten ihren reizvollen Wuchs als echte Kinder südlicher Flora. Sie schienen die gesunde Salzluft förmlich eingesogen zu haben, so strotzend voller Kraft standen sie da, mit den Wurzeln zärtlich jedes Stückchen Gestein umklammernd. Darüber schlängelten sich geschwind allerliebste smaragdgrüne Eidechsen, dazwischen ein Salamander, leuchtend von orangefarbenen Flecken auf

kohlschwarzem Gmnde, und ein schillerndes Chamäleon; wilde Kaninchen, graue Hasen.
In diesem Idyll ertönte leise ein Tamburin: rrrrtatata, dazu eine weiche Stimme. Es war ein Verweilen bei einer Melodie, das Wiederholen eines Refrains — ein Übergehen in eine andere Tonart, dann zum Schluß ein sonderbares Gackern — den Hühnern abgelauscht, die ein Ei legen. Als Don Adriano hinaufschritt, sah er einen Mann, der auf einem Stein saß und das Meer betrachtete, als kämen ihm von dort alle seine Lieder. Er hatte den Bauernjüngling schon im Hause seines ehemaligen Untergebenen Iuan Mäto gesehen. In der rechten Hand hielt der Musikant den Tamburinschlägei. Der Sänger wurde kurzweg „Voz" genannt (die Stimme), denn er war stimmbegabt und ein Dichter dazu. Spanien ist ja überhaupt wie kaum ein anderes Land die Heimat des Dichtens aus dem Stegreif, das liegt tief eingewurzelt im ganzen Sein des spanischen Naturkindes. Er mochte wohl kaum neunzehn Iahre zählen, war groß, schlank, aber schwächlich, schmal gebaut und hatte etwas Weibliches an sich. Große Augen sprachen aus dem feinen Gesicht. Er ging stets in Festtagskleidung, trug blaue Sammetbeinkleider, Gürtel und Halstuch hellrot, über den Schultern ein kreuzweise geknüpftes Tuch mit reich gestickten Enden. Zwei dunkelrote Nelken steckten hinter seinen Ohren. Unter dem bieiträndrigen Strohhut drangen blauschwarze Haare hervor. Aus dem breiten schalartigen Gürtel quoll eine Pistole und ein Messer, die unzertrennlichen Begleiter jedes Insulaners. Als er Don Adriano bemerkte, stand der Sänger-Dichter auf und berührte als Gruß den Rand seines Hutes.
„Wünsche Euer Gnaden einen guten Tag!"
Don Adriano, der an völlige Wildheit dieser Leute hier geglaubt hatte, war erstaunt über solche Höflichkeit. Man sagte freilich, sie mordeten einander nur unter sich, und das auch nur in Liebesangelegenheiten, der Fremde jedoch wurde geachtet in derselben vornehmen Art, wie der Araber den Gast achtet, der unter seinem Dache wohnt.
Voz schien beschämt, daß der Herr ihn hier in der Nähe seines Hauses, des Turms, gefunden habe, auf Grund und Boden, der ihm nicht gehöre, aber es wäre hier so schön, und er liebe es so sehr, von der Höhe auf das Meer zu blicken. Hier kämen ihm die Gedanken, hier könne er ungestört eine Romanze zum nächsten Fest in Sankt Ioss dichten. Don Adriano lächelte freundlich über die schüchternen Entschuldigungen und meinte, sicherlich seien die Dichtungen doch einer holden Insulanerin gewidmet.
„Ia, Herr."
„Und wem denn?"
„Ach — der Almendro."
„Welch hübscher Name!"

Belebt durch Adrianos Liebenswürdigkeit, fuhr Voz fort: Er habe ihr den Namen gegeben, niemand nenne sie anders — die Tochter des Iuan Mä,to — sie sei auch weiß und rosig wie die Blüten, wenn sie vom frühlingswarmen Hauch hervorgeholt werden. Don Adriano hörte aufmerksam zu. Dann fragte er ihn, ob er arbeite. Voz verneinte. Seine Eltern wollten es nicht, da der Arzt ihn für zu schwächlich erklärt, und er wäre zufrieden, die Tage so hinzubringen. Denn ihm fiele immer etwas Neues ein.

„Im Schatten eines Baumes höre ich die Vögel singen, sehe alle die großen und kleinen Wunder der Natur."

„Also Ihr seid glücklich?"

„Glücklich? Wer ist glücklich?
O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch jedem bleibt."

Hm, hm, der Mann ist ein Philosoph, ohne es selbst zu wissen.

Don Adriano verabschiedete sich. Der Sänger ging in der Furcht, den Herrn mit seiner Musik zu stören, und suchte sich einen andern einsamen Punkt auf.

Don Adriano hatte den Turm erreicht. Es war ein massiver Bau, die Tür in gleicher Höhe wie das erste Stockwerk. So hatten einst die Wächter sich vor dem Überfall von Seeräubern schützen können, indem sie sich einer Leiter bedienten, welche sie zum Hineingehen und Hinausgehen benutzten, indem sie dieselbe jedesmal ins Innere zurückzogen. Don Adriano hatte sich eine einfache Holztreppe machen lassen, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Der Einsame stieg in seine Wohnung, eS war ein großer runder Raum mit Tür und Fenster, umgeben von riesenstarken Mauern. Nur in einer Art Gewölbe am Südende des Raumes waren Vertiefungen zu sehen, Spuren der alten Leiter. Schwarzer Ruß zeigte, daß hier einmal Feuer gewesen, das dem festen Bau nichts anhaben konnte. Die Tür wurde mit losem Bretterwerk geschlossen, sobald der einsame Turmbewohner kam. Das Fenster hatte kein Glas, denn Don Adriano war noch nicht entschlossen, ob er bleibe. Es war Frühling, und außerdem gibt es hier nicht Kälte, nicht Frost. Don Adriano fand diesen Zufluchtsort verführerisch — trotz seiner Einfachheit. Er fühlte das Walten Iuan Mltos und Almendros. Er freute sich der Sauberkeit. Die drei Stühle, der Tisch waren blendend weiß gescheuert. Von den getünchten Wänden hingen Angelgeräte, ein Gewehr mit Patronen, große Muscheln, ein Geschenk Calamaros an den „3e2c»l de 1a torre", den Herrn des Turms, wie er Don Adriano in schönem Pathos nannte; zwei riesengroße Seemuscheln, außen blendend weiß, innen von einem feuchten Rosa, wie der zarte Körper einer Frau. — Das Bett bestand aus Kissen und Matratze, weich gestopft aus Schafwolle, worauf man stets in echt spanischen Häusern schläft. Don Adriano schlief hier weit ruhiger, als im großen Palast seiner Väter. An den Tagen, an denen ihn Calamaro

nicht weckte, blieb der Einsame auf seinem Lager, bis der volle Tag anbrach. Das Rauschen des Meeres, der großen singenden Mutter, drang zu ihm — ein geheimnisvolles Licht, Gemisch vom Gold der Sonne und vom Blau des Meeres, kam durch die Spalten. Möven flogen vorüber, und ihre Schatten bewegten sich an der weißen Wand. Abends ging er zeitig zur Ruhe. Lange lag er da mit geöffneten Augen, sah die blinkenden Sterne, den Vollmondschein. Das Meer rauschte in Moll, allerlei Nachtvögel gaben Laute von sich. Was würden jetzt wohl seine Freunde machen? Würde man seine Abwesenheit überhaupt bemerken? Wohl kaum. Denn so ist der Lauf der Welt. Um den Reichtum"schart sich alles: die Armut läßt man laufen. Da ist ja nichts mehr zu holen. Da kam denn Gott Morpheus, der Allgütige, und schloß den Turmbewohner in die Arme, bis das neue Tageslicht ihn wach rief. Dieses Dasein gefiel ihm. Wie hatte er nur so lange das städtische Leben ertragen können! Hier war das rechte Leben! Sein Blick wanderte durch sein rundes Gemach. Ein wahrer Salon, ihm nun sympathischer als die schuldenbelastete Pracht. Alles sein. Keine Furcht vor Gläubigern. Auch hatte er schöne Altertümer, die ihm niemand streitig machen konnte. Neben der Tür standen zwei große Krüge, die man aus dem Meer gefischt hatte, sie deuteten in ihren klassischen Formen auf etruskische Herkunft. Auf dem Tisch, zwischen den Riesenmuscheln, stand ein Frauenkopf, gar nicht übel — aus grauem Gestein gemeißelt. Sie trug Zöpfe, den Kopfputz hatte das Meer gespendet in allerlei festgesetztem Muschelwerk. Don Adriano sah diese Gefährtin seiner Einsamkeit mit besonderen Augen an.

Eines Morgens, als Almendro das Zimmer aufräumte, sagte er ihr:

„Seht, Seüorita! Das ist meine Braut. Ist sie nicht schön? Sie ist wohl eine Prinzessin von Arabiens Zauberland — viele hundert Iahre alt. Sie hatte Schiffe, Sklaven, Purpurgewänder, Paläste mit Gärten und Springbrunnen, doch alles verließ sie und wartete, bis eine Welle kam und sie herführte, daß der gute Calamaro sie empfing und mir brachte. Warum seht Ihr mich so an? Arme Taube, Ihr versteht wohl nichts von solchen Dingen!"

Almendro schaute ihn in der Tat erstaunt an. Sie hatte, wie'^ihr Vater, Achtung vor dem Herrn und dachte, er könne nur ernste Dinge sagen. Was der auch schon von der Welt kannte! Und nun diese Worte über die tausendjährige Braut! Sie brachten sie zum Lächeln. Dabei mußte sie die uralte Dame aus Stein anschauen. Wie der Herr so etwas sagte, das war doch sehr wunderbar.

Fortsetzung folgt.

R
ft>
u
s ch
n

Politische Rundschau.

Von Dr. iur. Ernst Reichenheim.

Der Goldbestand der Reichsbank.

Die schon in Friedenszeiten wirtschaftlich stets höchst bedeutungsvolle Frage der jeweiligen Höhe des Goldbestandes der Reichsbank ist in der jetzigen Zeit, in der Deutschland gegen eine Welt von Feinden den schwersten Kampf seiner Geschichte kämpft, aus Gründen, die dem Kreise der Leser dieser Zeitschrift noch besonders darzulegen sich erübrigen dürfte, geradezu zu einer wirtschaftlichen Lebensfrage des Reiches geworden. Sie wird es sein und bleiben für die gesamte Dauer des Krieges, dessen Ende heute niemand vorauszusehen vermag und von dessen Dauer negativ nur gesagt werden kann, daß er nach dem einheitlichen, nach dem unbeugsamen Willen des ganzen Volkes nicht eher beendet werden kann, beendet werden darf und beendet werden wird, als bis, um des bisherigen Generalstabschef von Moltke's Worte zu gebrauchen:

„Unser Vaterland einen Frieden erworben hat, der mit den beispiellosen Dpfern in Übereinstimmung steht, die das Volk in seltener Einmütigkeit auf sich genommen hat, ein Friede, der für unabsehbare Zeit von keinem Feinde mehr gestört werden kann."

Und alle diejenigen, die, noch vom Siegesrausch der ersten Kriegswochen verwöhnt, in den letzten Monaten die Köpfe hängen ließen, mögen sich aufrichten an der inneren Wahrheit der Gedanken, die der (als Generalquartiermeister) uns allen unvergeßliche, klassische Künder deutscher Erfolge, deutscher Heldengröße, deutscher Heldentaten der ersten Kriegszeit, Generalleutnant von Stein, in einem Briefe vom 2. Dezember in folgende Form gegossen hat:

„Die überraschenden Erfolge des deutschen Heeres bei Beginn des Feldzuges konnten in unserem Volke falsche Vorstellungen erwecken. Der nüchternen Abwägung der eigenen und fremden Kräfte durfte nicht verborgen bleiben, daß die Hauptkämpfe noch bevorstanden. Sein oder Nichtsein von

großen Staaten, Leben oder Sterben von mächtigen Völkern fordern die letzten Kräfte zur Entscheidung heraus. Nicht immer enden solche gewaltigen Kämpfe in großen Siegen oder Niederlagen, ihre Bedeutung zeigt sich oft erst in den Folgen. Diese Folgen im Verein mit Überlieferung, Dichtung und Sagenbildung verleihen ihnen in den Augen der Nachfahrenden den schimmernden Glanz, der ihnen nach ihrer Wirkung zukommt.

Unserem Volke würden schnelle und leichte Siege nicht zum Glück gedient haben. Die nach den Erfolgen des Feldzuges 1870/1871 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht.

Der Ausgleich zwischen geistigen und materiellen Kräften war noch nicht vermittelt.

Wenn jetzt alle Kräfte, geistige wie materielle, zum endgültissen Erfolge angespannt werden, so erstreben wir den vollen Sieg. Wir dürfen aber nicht reckten über die Form, in der ihn uns Gott verleiht. Ob er im vorüberrauschenden Wetter einer Entscheidungsschlacht oder im zähen

Ringen durch den letzten überragenden Kräfteeinsatz oder in beider Gestalt uns zufällt, muß uns gleich gelten. Aber unser wird er sein, wenn jeder an seiner Stelle bereit ist, auch das letzte einzusetzen für des Vaterlandes Bestand und Zukunft."

Und so wird das deutsche Volk auch dann nicht verzagen, sondern sich aufrecht und stolz, erhobenen Hauptes, in das Unvermeidliche fügen, wenn des Frühlings Winde die Kunde ins Land tragen sollten, daß die Zahl unserer Feinde sich noch um ein Beträchtliches gemehrt habe. Wird von neuem sich herrlich zeigen die Wahrheit des Wortes, das der Kaiser einst, als die letzte Masche im Ringe Eduards VII. sich um Deutschland geschlossen hatte, vorausblickend sprach:

„Niemals hat der Germane besser gefochten, als wenn er von allen Seiten umstellt war."

Können wir auch, selbst wenn die eben angedeutete Möglichkeit zur Tatsache werden sollte, in kühler Bewertung aller in Bettacht kommenden Faktoren, nach menschlichem Ermessen auch dann noch immer auf den endgültigen, vollen und entscheidenden Sieg unserer Waffen letzten Endes ruhig und sicher vertrauen, so ist es doch Pflicht, ständig eingedenk zu bleiben der Wahrscheinlichkeit, daß die Tage der schwersten Prüfung nicht bereits hinter, sondern erst noch vor uns liegen. Ist es Pflicht der Gesamtheit, ist es Pflicht jedes einzelnen, auch dem schwersten Geschicke fest und entschlossen ins Auge zu sehen, vor allem aber auch trotz der einzelnen schönen Teilerfolge der letzten Zeit noch immer mit einer langen, vielleicht sehr langen Dauer des Krieges zu rechnen.

Und innerhalb der Dauer dieses Krieges — und hiermit kehre ich nunmehr zurück zu dem eigentlichen Thema dieser „Politischen Rundschau", — wird die wirtschaftlich wichtigste Frage stets sein und bleiben: die Höhe des Goldbestandes der Reichsbank. Dieser betrug nach dem Ausweise vom 15. Ianuar 2129,7 Millionen Mark, ein gewiß schöner, anerkennenswerter, von vielen nie oder doch kaum je erwarteter Erfolg.

Und dennoch muß ich hier mit allem Nachdrucke dafür plädieren, es bei diesem Erfolge nicht bewenden lassen zu

wollen, so erfreulich er an sich auch sein mag.
Nach amtlicher Schätzung sind ungefähr 5 Milliarden Goldes im Verkehr, d. h. im Besitze des Publikums, so daß also noch rund 3 Milliarden fehlen! Zwar ist es bekanntlich immer schwierig, den Propheten, besonders auf lange Zeit hinaus, zu spielen. Dennoch glaube ich mit absoluter Sicherheit voraussagen zu dürfen, daß nie und nimmermehr der Goldbestand der Reichsbank die dritte Milliarde überschreiten wird, wobei die Hoffnung, daß er sie jemals auch nur annähernd erreichen w>ird, leider ebenfalls den Umständen nach eine sehr geringe bleiben muß. Denn es ist klar: der Patriot hat sein Gold schon längst der Reichsbank abgeliefert. Die fehlenden 3 Milliarden liegen somit bei Leuten versteckt, bei denen der Appell an ihre vaterländische Pflicht nach dieser Richtung hin zu versagen scheint. So bringt es, um aus der Fülle nur ein Beispiel herauszugreifen, noch am 15. November der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften im Kgr. Sachsen fertig, das Folgende zu schreiben:
„Deutschland hat die Goldwährung. Die Goldstücke werden häufig genug mit Recht zurückgehalten, weil sie infolge des Getriebes (!) nicht im Verkehr bleiben, sondern auf Nimmerwiedersehen in den Kassen oder in der Reichsbank verschwinden, die ausreichend mit Gold versehen ist (!). Wer also ein Goldstück besitzt, mag es

nur für dieZeit derNot behalten, falls er überhaupt Sparpfennige beiseite legt."
Doch legen wir selbst die ganz unwahrscheinlich hoch gegriffene und durch die Umstände in ihrer Höhe kaum zu rechtfertigende Zahl von drei Milliarden zu Grunde, so bleibt noch immer die Frage bestehen:
Können wir, dürfen wir auf die fehlenden zw<i Milliarden Goldes einfach verzichten?
Oder allgemeiner ausgedrückt:
Dürfen wir bei der Lösung einer wirtschaftlichen Lebensfrage des Reiches, wie sie die größtmögliche Hebung des Goldbestandes der Reichsbank doch nun einmal unbestreitbar darstellt, auf dasjenige Mittel dauernd Verzicht leisten, das, alle anderen in den Schatten stellend, eo ipso den größten und sichersten Erfolg verspricht?
Mir scheint im vaterländischen Interesse auf diese Frage nur eine Antwort möglich zu sein.
Und deshalb richte ich von dieser Stelle aus an die Verbündeten Regierungen die Bitte, von diesem Mittel nunmehr Gebrauch zu machen, d. h.: einen gesetzlichen Zwang zur Ablieferung von Goldmünzen an die Reichsbank für die Dauer des Krieges statuieren zu wollen.
De leße tereuäa würde ich, im engsten Anschlusse an eine sehr bemerkenswerte, in der Öffentlichkeit leider fast unbemerkt gebliebene Abhandlung in der Ianuar-Nummer der „Deutschen Iuristen-Zeitung" (S. 71—73) die folgenden Bestimmungen vorschlagen, oder richtiger gesagt, die dort vorgeschlagenen, scharf durchdachten Bestimmungen mit einigen Änderungen, Streichungen und Zusätzen, über deren Gründe in einer Fachzeitschrift erforderlichen Falles von meiner Seite noch Näheres gesagt werden wird, in der folgenden Form zur Annahme empfehlen:
8 1. Während der Dauer des Krieges ist den von den Landes-Zentral-Behörden bestimmten Behörden*) jederzeit Auskunft über die vorhandenen Mengen an Goldstücken (kursfähigen 10 und 20 Mark-Stücken) zu geben.
Die Anfrage ist auf folgende Punkte auszudehnen:
1. wer die Goldstücke aufbewahrt, die dem Befragten gehören,
2. wem die fremden Goldstücke gehören, die der Befragte aufbewahrt.

Iedes weitere Eindringen in die Vermögensverhältnisse ist unstatthaft.

8 2. Die Verpflichtung zur Auskunftserteilung trifft sowohl den Eigentümer wie den Verwahrer der Goldstücke.

§ 3. Die Auskunftserteilung der im 8 1 bezeichneten Art kann in Form einer eidesstattlichen Versicherung verlangt werden.

8 4. Die Angabe oder Abführung von Goldstücken, die bisher der Besteuerung durch einen Bundesstaat oder eine Gemeinde, oder der Berücksichtigung bei Bemessung des Wehrbeitrages entzogen worden sind, befreit von der landes- oder reichsgesetzlichen Strafe und der Verpflichtung zur Nachzahlung der Steuer oder des Wehrbeitrages.

8 5. Wer nachweist, daß er Goldstücke in erheblichen Mengen bereits eingetauscht hat, soll nur dann gemäß 8 1 befragt oder zu einer Beantwortung der gestellten Fragen angehalten werden, wenn Tatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er noch eine erhebliche Anzahl von Goldstücken im Eigentum hat oder verwahrt.

8 s. Wer die auf Grund dieses Gesetzes gestellten Fragen nicht oder nicht in der gesetzten Frist beantwortet,

*) Ich wilrde die Einsetzung von aus Privatleuten bestellenden Kommissionen (mit behördlichem Charakter) aus vielfachen Gründen für zweckmäßig halten und vorschlagen, zum Vorsitzenden dieser Kommissionen zu bestimmen: in Kreisen den Landrat, in Städten den Bürgermeister (Oberbürgermeister) usw. usw.

oder wer — insoweit es sich nicht um die falsche Abgabe einer eidesstattlichen Versicherung handelt, für die die allgemeinen Bestimmungen Platz greifen, — wissentlich unrichtige Angaben macht, kann mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark bestraft werden.

8 7. Auf die Angehörigen von Heer und Marine finden die vorstehenden Bestimmungen keine Anwendung.

8 8. Dieses Gesetz tritt am Tage des Friedensschlusses außer Kraft.

Daß der Einführung eines gesetzlichen Zwanges (im Sinne der eben formulierten Bestimmungen) zur Ablieferung von Goldstücken an die Reichsbank zwar keine sachlichen, aber doch einige Bedenken allgemein politischer Art entgegenstehen, ist ein Einwurf, den ich nicht nur von ängstlichen Gemütern erwarte. Doch können all' die mir wohlbekannten Gegenargumente einer solchen gesetzgeberischen Maßnahme gegenüber der nationalen Notwendigkeit ihrer Verwirklichung auf die Dauer m. E. ernsthaft nicht in Betracht kommen.

Wird man sich also mit der Einführung eines gesetzlichen Zwanges der angeregten Art über kurz oder lang wohl oder übel näher befreunden müssen, so bleibt noch die Frage zu erörtern, welchen Weg die Verbündeten Regierungen zu seiner Verwirklichung am zweckmäßigsten zu beschreiten haben.

Daß, in Gemäßheit des 8 3 des Gesetzes vom 4. August 1914 (RGBl. S. 327), der Weg der Bundesratsordnung an sich zulässig wäre, kann nicht bestritten werden.

Dennoch würde ich diesen Weg als nicht zweckmäßig erachten, sondern aus politischen Gründen den der „Gesetzgebung", d. h. den der Sanktionierung eines durch die Verbündeten Regierungen eingebrachten Gesetzesvorschlages durch den Reichstag allein befürworten können:

Man wird sich der Erwägung nicht verschließen dürfen, daß die Statuierung eines gesetzlichen Zwanges zu» Ablieferung von Gold an die Reichsbank einen im vaterländischen Interesse zwar notwendigen, aber doch als solchen nicht zu leugnenden Eingriff in die bis dahin nach dieser Richtung hin bestehende persönliche Entschließungsfreiheit des Einzelnen darstellt.

Dieser Stachel, — insoweit es tat-

sächlich Deutsche geben sollte, die in der Betätigung einer selbstverständliche» patriotischen Pflicht in dieser Zeit noch einen Stachel wirklich fühle» sollten, — wird aber beseitigt, wenn der Zwang auf Grund eines „Gesetzes" ausgeübt wird, d. h. wenn die vom Bundesrat eingebrachte Gesetzesvorlage die ausdrückliche Zustimmung des Reichstages, also der gewählten Vertreter des Volkes und damit die des Volkes selbst gefunden hat.

Und es darf weiterhin auf eine» besonderen Vorzug dieses Gesetzes hingewiesen werden, der darin erblickt werden muß, daß ein solches Gesetz durch das Faktum seines Bestehens a» sich allein schon genügen wird, um der Reichsbank Hunderte von Millionen Goldes von neuem zufließen zu lassen, so daß seine Anwendung in der Praris nur relativ selten sich als notwendig erweisen wird.

Nach alledem wird man, in kühler Abwägung aller in Betracht kommende» Faktoren, des Für und des Wider einer solchen gesetzgeberischen Maßnahme, der ernsten Hoffnung und der bestimmten Erwartung Ausdruck geben müssen, daß die Verbündeten Regierungen bereits dem im März zusammentretenden Reichstage eine entsprechend« Gesetzesvorlage um so eher zugehen lassen werden, als an deren freudiger und einstimmiger Annahme durch die Volksvertretung im Hinblick auf die nationale Notwendigkeit der Schaffung eines solchen Gesetzes nicht einen Augenblick gezweifelt werden kann.

Rundschau

Kriegsliteratur.

„Aus eiserner Zei t."

Ein zeitgemäßer, künstlerischer und wohlfeiler Wandschmuck wird uns diese Weihnacht von Franz Schneider, Verlag, Berlin-Schoneberg, dem schon viele unserer Leser die „Heimatbilder deutscher Kunst" verdanken, mit einer Reihe »euer Künstlersteinzeichnungen „Aus eiserner Zeit" beschert. Diese Bilder sind aus dem Erlebnis unserer Tage hervorgegangen und kommen uns «it ihrer Kunst zu Hilfe, damit wir uns auf das besinnen, was aus dem Treiben des Krieges als das Beste und Höchste z» unserem Innern spricht und uns in den Schrecken des blutigen Geschehens erhebt und stärkt. Sie wollen uns «äher bringen, was nicht vergänglich ist, sondern Ewigkeitswert besitzt. In der Sprache der Malerei kommt in ihnen zum Ausdruck, was der Künstler stärker fühlt als wir alle: die gewaltige erschütternde und erhebende Stimmung, die über diesen Tagen liegt. Damit dekommen sie für alle Zeiten die Bedeutung von Kulturdenkwürdigkeiten, die ihren wertvollen Erinnerungsgehalt niemals verlieren werden, abgesehen davon, daß sie als wertvolle Kunstblätter in jedem Wohn- und Arbeitszimmer mit Ehren »eben den besten ihren Platz behaupten können. Iedes Blatt kostet trotz seiner »riginalen Künstlerarbeit und des außergewöhnlichen Farbenreichtums nur 2,50 Mk. Wer vier Blatt auf ein«al nimmt, erhält einen schönen Gold«echselrahmen bis Weihnachten umsonst dazu. Im Nachfolgenden wollen wir «it wenigen Strichen den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen, sich in gekcin'chtlicher Folge aneinanderreihenden Blätter kurz wiedergeben:

1. Carl Aler ander Brendel, Es braust ein Ruf wie Donnerhall: Der Ruf erscholl, und wie ein Mann stand das Volk auf und scharte sich unter die Fahnen, ob preußisch, bayrisch, sächsisch, württembergisch, weimarisch oder wie, alle wie einer. Iedes Land eine Woge brausender Meere der Begeisterung. Diesen Gedanken veranschaulichen die rauschenden Fahnen über der marschierenden Truppe junger opferbereiter Vaterlandsverteidiger, und der vorwärtsdrängende Rhythmus ihrer Bewegung überträgt sich auf den Beschauer. Kein Blick

zurück! Immer nur vorwärts! Wir
alle wollen Hüter sein!
2. Carl Alexander Bren-
del, Stilles Heldentum:
Kein Blick zurück! Obwohl sie wissen,
was sie zurücklassen: Scholle und Ernte,
Weib und Kind. Oder gerade weil
sie wissen, was dahinten bleibt: Hei-
liges Land, das kein Feind entweihen
darf, und vor allem stille Helden, auf
die sie zählen können: Tapfere Frauen,
die dort anpacken, wo der Mann sein
Werk liegen lassen mußte. Zieht ruhig
hinaus; wir hüten und schaffen und
zagen nicht! Die Kraft und Bedeutung
dieses wahren Heldentums hat der
Künstler durch Farbe und Aufbau
wuchtig zum Ausdruck gebracht.
3. Oskar Popp, Auf Vor-
posten an der Maas: Und jetzt
ran an den Feind! Die Bedeutung
des einzelnen. Zwei Gardes du Corps
auf vorgeschobenen Posten in äußerst ge-
fahrvoller Lage; Leib und Seele in er-
regter Spannung, nur von dem einen
erfüllt: Was erspähen wir von dem
Feind? Sie wissen nicht, wie stark und
groß sie hinter ihrer Deckung sich gegen
den Himmel abheben, der über dem
violetten Dunst der Landschaft sein«
Morgenstimmung ausbreitet, und wie
dadurch die Szene in der Sprache de»
Malerei so eindringlich von Größe und
Gefahr redet. Eng stehen Schönheit und
Not, Leben und Tod beieinander:
Morgenrot, leuchtest mir zum frühen,
Tod.
<5 --
^ T. -5' -
2Z5>
'Ä, ^ ^>

Rundschau

4. Paul Plontke, Gebet vor der Schlacht: Vor dem großen Augenblick. Es bedarf noch anderer Wurzeln unserer Kraft. Wir allein zwingen's nicht. Mit unserer Macht ist nichts getan. So klingt es aus der schlichten Haltung der Krieger und aus den einfach«n Farben des Bildes. Grau und eintönig Landschaft und Himmel, als höchste Demut der Natur mit der betenden Schar unserer Feldgrauen vor dem Höchsten. Es ist still, als hörte man die Herzen schlagen. Nur das Banner weht über den Andächtigen wie Zuversicht und Erhörung. Der Hauptmann aber vor der Front erscheint wie ein lebendiges: Vater, ich rufe dich!

5. Oskar Popp, Der Ostpreußen Dank an ihren Befreier: Der große Erfolg . . . Hindenburg ... die masurischen Seen. Man braucht nur anzudeuten; denn die deutschen Menschenkinder sind noch nicht weit über die Wiege hinaus, deren Augen bei diesem Namen nicht in Stolz und Vertrauen aufleuchten. Ein großer Führer, ein Held, ein Retter und dabei ein schlichter Mensch, dem der Dank der Geretteten wohltut. So ist der Hindenburg, und so zeigt ihn der Künstler. Die Taten und Eigenschaften des Retters spiegeln sich in ihren Wirkungen wieder: sie sprechen aus der siegreich in das brennende Dorf einziehenden Truppe, wie aus der ehrfurchtsvollen Haltung und dem Gesichtsausdruck der ihn dankbar umdrängenden Ostpreußen.

6. OskarPopp,DieSieger vonAntwerpen: Was aber wären Begeisterung, stilles Heldentum, Anspannung des einzelnen, Gottvertrauen, Feldherrngabe, wenn nicht unsere Technik die äußere Rüstung dazu geschaffen hätte. General von Beseler erteilt vor Antwerpen, der „unbezwinglichen" Königin der Scheide, den Befehl zum Bombardement, und die Kruppschen Riesengeschütze tun ihren Mund auf, singen der Welt ein neues Lied von der deutschen Technik, das Wälle, Mauern und Feinde erzittern macht. Diesem Bundesgenossen weihen die vorüberziehenden Soldaten mit Recht ihr begeistertes Hurra! Das klingt wie ein Gruß der seelischen an die technische Rüstung, die eine ohne die andere nicht wären. Daß wir beide Probleme gut

gelöst haben, das zeigt uns der Künstler in seiner Sprache.

7. Hans Hartig, „Die Emden!": Aus dem großen Verbande der sich unterstützenden Kräfte losgelöst, auf fernen Meeren, ganz auf sich gestellt und dennoch an seinem Platze wie einer nur, das war die „Emden". Dem Feinde ein Seeschreck und unheimlicher fliegender Holländer, uns allen aber ein Stolz und begeisternde Erhebung. Beides hat der Maler aufs kräftigste künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Unheimlich und unerwartet, fast geisterhaft unmerklich taucht der kleine Kreuzer plötzlich im fahlen Lichte auf und steuert mit Sturm und Wetter wuchtig und unerbittlich auf den schleichenden Briten, auf eins der vielen großen und wertvollen Handelsschiffe, die an die „Emden" haben glauben müssen.

8. Oskar Popp, Weihnachten in Feindesland: Welch ein Licht erstrahlt da mitten im Grauen des Krieges! Weihnacht, Frieden, Heimat. Wie wirkt gerade auf diesem Hintergrunde das Fest des Lichtes und der Liebe! Als fühlten wir zum ersten Male, daß es das Fest der Mühseligen und Beladenen ist, ein Licht in der Finsternis. Wie zauberhaft leuchtet in diesem dürftigen Raume das Licht und umfängt mit symbolischem Glanz die derben Kriegergestalten, die sich ihrer Gaben freuen. Weit öffnet sich das Tor und mit dem Posten blicken wir hinaus, wo in der hellen Winternacht der. Schnee leuchtet und die

lockende Stimmung des ferne winkenden Friedens und der Heimat anklingen läßt.
Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Kunst in Kriegszeiten schweren Stand hat. Trotzdem bleiben gute Bilder unsere besten Freunde und sollten darum auch auf den diesjährigen Weihnachtstischen, wenn irgend möglich, nicht fehlen. Die hiesigen Kunst- und Buchhandlungen nehmen gern Bestellungen auf die Bilder „Aus eiserner Zeit" entgegen.
Literarische Rundschau.
Von August Friedrich Krause, Breslau.
In den Flammengluten des großen Weltbrandes ist durch den gewaltigen Schmied Not das deutsche Volk zusammengeschweißt. Mögen unsere Feinde noch so gehässig und verächtlich uns Barbaren schelten, stärker als je lebt in den Millionen deutscher Herzen der deutsche Gedanke, gewisser als je empfinden wir, daß deutsches Wesen eine Kulturmission in der Welt zu erfüllen hat. Aufrüttelnd, zusammenschweißend hat dieser Krieg auch auf die Deutschen im Auslande gewirkt. In Nordamerika leben 15 Millionen Deutsche, denen die Not der Heimat jäh zum Bewußtsein gebracht hat, wie innig und stark sie noch immer, auch wenn sie ein Menschenalter lang schon jenseits des großen Teiches wohnen, mit dem deutschen Mutterboden verwachsen sind. Die Vereinigten Staaten sind eine noch junge Nation, der es noch nicht hat gelingen können, die verschiedenen nationalen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt, zu einem eigenartigen, einheitlichen Nationalcharakter zu verschmelzen. Bei der Herausbildung dieses Charakters ihr deutsches Wesen als eine tief und weit wirkende Kulturkraft zu bewähren, dazu wird der Weltkrieg alle Deutschen Nordamerikas aufrufen. Er wird ihnen nicht nur das Bewußtsein ihres Deutschtums stärken, er wird vor allem in ihnen das Gefühl wecken für den Wert und die Bedeutung deutscher Art — ihnen und den andern in Amerika wirkenden Nationen.
Vor dem Weltkriege geschrieben, durch ihn aber erst so recht zeitgemäß und wirksam gemacht, ist der neueste Roman von Rudolf Herzog:
„Das große Heimweh", (I. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stutt-

gart), ein Weckruf nicht nur an die Deutschen Amerikas, sondern ein eindringlicher Mahner an alle Glieder unseres Volkes, ihres Deutschtums nicht zu vergessen, es als Kraft der Kulturentwicklung der Welt zu bewähren. Professor Wegherr, ein deutscher Gelehrter, hat den Weg über den großen Teich gemacht, um durch Versammlungen und Reden die Millionen von Deutschen in Nordamerika zusammenschließen zu helfen zu einem gewaltigen Bunde, der nicht nur politische Macht sich zu sichern weiß und wirtschaftlichen Einfluß, sondern auch sich bemühen soll, in jedem Deutschen Amerikas das Bewußtsein seines Deutschtums und das Heimatgefühl, das Verbundensein mit dem alten Vaterlande zu stärken. Starke, große, weitschauende Gedanken weiß er in diesen Vorträgen zu entwickeln, und man begreift, daß allen deutschen Zuhörern die Herzen klopfen vor Stolz, Heimatgefühl und gewaltigem Heimweh. Wir sagen, heute mehr als je, Ja und Amen zu seinen Ausführungen; denn zutreffend und wahr sind alle nationalen Gedanken und Empfindungen dieses Ernst Wegherr, seine Phantasien über deutsche Zukunft in der Heimat und in der Fremde, die Schilderungen amerikanischen Lebens, amerikanischer Zustände,

Sitten und Menschen. Und doch läßt der Roman des beliebten Erzählers unbefriedigt. Es sind der Worte eben zu viele, die hier in einer ungestümen Flut an uns vorüberrauschen; es wird in dem Roman zu viel geredet und zu wenig gehandelt. Die Handlung, die sich durch das fast 500 Seiten starke Buch zieht, ist eine ganz unkomplizierte Liebesgeschichte mit einigen mangelhaft motivierten Hemmungen, ist so belanglos, daß man sie für lange Abschnitte ganz aus dem Gesicht verliert. So erweist sich das neue Buch von Rudolf Herzog als ein Werk tüchtiger und kernhaft deutscher Gesinnung, das vortrefflich in die gegenwärtige Zeit paßt, aber als ein schlechter Roman. —

Mitten in unsere große und schwere Zeit hinein führt uns ein soeben in der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erschienenes Bändchen Zeitgedichte: „Aufbebender Erde" von Hermann Kien zl.

Nicht nur die starke innere Glut, die sie erfüllt, auch die bedeutende künstlerische Form heben diese Gedichte aus der ungeheuren Flut von Kriegslyrik heraus, die seit den ersten Augusttagen die deutschen Lande überschwemmt, und verleihen ihnen Wert. Die tief empfundene Begeisterung für die heilige Sache des Vaterlandes, der brennende Zorn gegen unsere Feinde in Ost und West finden in Kienzl's Versen reinen und starken Ausdruck, und dazu zittert in ihnen ein tiefes Mitleiden mit den tapferen Kämpfern, die vor dem Feinde zu bluten und zu sterben wissen, und stille Trauer mit denen daheim, die des Krieges Wunden in der Seele brennen fühlen. Wenn wir auch bei einzelnen Gedichten die Abhängigkeit von diesem oder jenem klassischen oder modernen Vorbild spüren können, so gibt es in der Sammlung wieder auch andere von durchaus persönlicher Prägung — und das sind die Stücke, die bleiben werde» als ehrenvolle Dokumente aus großer Zeit.

Wie viel gutes Gold unter de» tauben Gestein der deutschen Kriegslyrik von heute zu finden ist, beweisen zwei Sammlungen, die der Verlag Hesse A Becker in Leipzig kurz vor Weihnachten herausgebracht hat. Dt« eine: „DesVaterlandesHoch-

gesang, eine Auslese deutscher unb österreichischer Kriegs- und Siegeslieder", ist zusammengestellt von Karl Quenzel, bringt in einem Anhange eine Reihe älterer Vaterlandslieder von Klopstock bis Wildenbruch, Dahn und Rittershaus und ermöglicht dadurch einen Vergleich der modernen vaterländischen Dichtung mit der klassischen und nachklassischen. Wenn es noch irgend eines Beweises bedürfte, daß der Ruf des Kaisers zu den Fahnen Widerhall fand in den Herzen des Volkes, daß ei» hohes, heiliges Gefühl aller Seelen erfüllt und jeden treibt, an seiner Stelle seine Pflicht zu tun, so wäre er durch diesen Vergleich zu erbringen. Dies« neueste Kriegslyrik braust daher wie ein« gewaltige Symphonie, jubelnd und begeistert, tief und ernst und stark emporsteigend aus den Herzen unserer Dichter, erschütternd und erhebend, zugleich Ausdruck gebend den Gefühlen, die in aller Herzen lebendig sind, erweisen sie auch von dem deutschen Kriege 1914 die Wahrheit des Körner'schen Wortes: „Es ist kein Krieg, von dem die Krone» wissen; es ist ein Kreuzzug; 's ist ein heil'ger Krieg!" Die zweite Sammlung: „Zu Schutz und Trutz', herausgegeben von Karl Fischer, ist als ein Vortragsbuch gedacht und bringt „ernste und heitere Kriegsdich» tungen in Poesie und Prosa, geeigne« zum Vortrage an Volksbildungs- und Unterhaltungsabenden." Ältere und neueste Dichtung in buntem Gemisch finden wir in dankenswerter Weise zusammengestellt, Bekanntes und Unbe-

kanntes, ernster, heiliger Iubel und heiterer Spott. Wer Vortragsstücke für „Vaterländische Abende" sucht, wird hier reiche Auswahl finden.
Eine dritte Sammlung von Kriegsgedichten veröffentlicht soeben Walther Eggert Windegg unter dem Titel: „Der deutsche Krieg in Dichtungen." (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.) Wir finden in ihr viele der in den zuvor besprochenen Sammlungen enthaltenen Gedichte wieder, und was sie an neuem Gut bringt, wird nicht immer höchsten Forderungen gerecht; manche werden auch liebgewordene Stücke anderer Sammlungen vermissen. Eines aber zeichnet dieses Buch vor seinen Wettbewerbern aus: die Anordnung. Fischer ordnet rein äußerlich die Gedichte nach den in alphabetischer Reihe sich folgenden Verfassern; Quenzel stellt sie zwar in Gruppen zusammen, die durch ein innerliches Band zusammengehalten werden, gewinnt aber dennoch nicht die Einheitlichkeit des Ganzen, die Iulius Bab in seiner früher besprochenen Sammlung, (vergl, Literarische Weihnachtsrundschau im Dezemberheft) und noch mehr Walther Eggert Windegg zu erreichen wissen. Durch seine den Ereignissen chronologisch folgende Anordnung gibt er ein Spiegelbild der gewaltigen äußeren und inneren Erlebnisse, die dieser Krieg uns gebracht hat, und so wirkt sein Buch, besonders, wenn man es hinter einander liest, unendlich viel stärker als die andern Sammlungen.
Aus dem gewaltigen und schweren Kampfe der gegenwärtigen Zeit um Deutschlands Ehre und Eristenz gegen eine Welt von Feinden, führen uns zurück in die Kämpfe um innere Kultur, die wir bis zum Ausbruch des Krieges erlebten, zwei Romane aus dem Verlage der Schleichen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau. So gewiß es nach dem großen Erlebnis dieses Weltkrieges ist, daß auf den Gebieten des innerpolitischen Lebens eine Neuorientierung wird stattfinden müssen, so gewiß ist es auch, daß wohl Parteienhaß und Parteigezänk, nicht aber Parteigegenjätze und Parteikämpfe, verschwinden müssen — Parteikämpfe, nicht um Erweiterung der Einflußsphären, sondern um die gro-

ßen Kulturfortschritte auf allen Gebieten des Lebens. Zu diesen wird auch die Strafrechtsreform gehören, deren endlichen Sieg uns Hans Land in seinem Roman: „Alfred von Ingelheims Lebensdrama" schildert. Kein Geringerer als Professor Franz v. Liszt, der große Strafrechtslehrer der Berliner Universität hat diesem Buche ein Vorwort geschrieben und darin betont, daß dieser Roman gestaltet sei aus seinem Geiste heraus und Gedanken und Forderungen vertrete, die allen Anhängern der „jungdeutschen Kriminalistenschule" eigen sind. Es beweist ein bedeutendes künstlerisches Können, wie diese Gedanken und Forderungen mit dem konkreten, lebendig-blutvollen Einzelschicksal verbunden sind. Alfred von Ingelheim, der Sohn einer um das Staatswohl verdienten Familie, wird nach dem Tode seines Vaters, der als Admiral in siegreicher Seeschlacht seinem Herrscher Krone und Land rettete, am Hofe des Königs zusammen mit den königlichen Kindern erzogen. Durch ein erschütterndes Erlebnis wird der Hochbegabte für den juristischen Beruf gewonnen und zum Vorkämpfer der kriminalpolitischen Forderungen der modernen Strafrechtsschule, für die er, nach ernster, tiefschürfender Forscherarbeit, als jugendlicher Universitätslehrer die akademische Iugend zu gewinnen und zu begeistern weiß. In dem Augenblick, da sein königlicher Pflegevater und Landesherr ihn beruft, um seine großen Ideen zur Tat zu gestalten, lassen Schicksal und

Veranlagung den Strafrechtsreformer selbst zum Verbrecher werden. Wie dieser furchtbare Abschluß des Lebensdramas Alfred Ingelheims vorbereitet, motiviert und tief im Psychologischen verankert wird, gehört zu den feinsten, lebendigsten und interessantesten Partien des Romans, zu dessen Vorzügen ich auch rechne, daß Hans Land mit bedeutendem Erfolge sich bemüht hat, mehr als das äußere Leben am Königshofe, das innere Leben und Erleben des Königs und seiner Kinder zu gestalten. In den seelischen Erlebnissen des Thronfolgers und seiner Schwester ist es ihm gelungen, die tiefe, unter dem Glanz der Krone und des Purpurs verborgene Tragik der auf den Höhen des Lebens Wandelnden aufzuzeigen und dem Herzen des Lesers nahe zu bringen, ohne dabei die üblichen Klischees sattsam bekannter Hofgeschichten und Königsromane zu benutzen. Von feinem Takte zeugt auch, daß niemand den deutschen Einzelstaat kennen und erkennen kann, in dem Alfred Ingelheims Lebensdrama abrollt, weil der Dichter es verschmäht hat, einen Schlüsselroman zu schreiben.

In das Herrscherreich der jüngsten Großmacht, der Presse, werden wir von Otto Helmut Hopfen, einem Sohne Hans Hopfens, in seinem Roman: „Verdorben zu Berl i n" geleitet. Das Werk, ein Erstling, weist technisch noch all die charakteristischen Mängel eines solchen auf: Allzu große Breite der Schilderungen, in denen die Handlung anfänglich ertrinkt, zu wortreiche Ausmalung des Psychologischen, Verstiegenheiten des Stils an Höhepunkten der Darstellung. Diese verzeihlichen Mängel werden aufgewogen durch bemerkenswerte Vorzüge: eine fast reif anmutende Sicherheit in der Menschengestaltung, die nichts von Schablone weiß und in die Tiefen greift, Wesentliches herausholt und lebendig macht, sowie geschickte Schilderung interessanter Lebenserscheinungen, eines fest umrissenen, bedeutungsvollen Lebensgebietes.

Wer einigermaßen in den literarischen und journalistischen Kreisen Berlins bekannt ist, kennt das Haus Tmiri, den großen Zeitungs- und Zeitschriftenverlag, in den der Held des Romans eintritt, um, Ideale zu verwirklichen strebend, den modernen

Zeitungsbetrieb zu reformieren, aus einem rücksichtslos ausbeutenden Geschäftsunternehmen zu einem Kulturfaktor des deutschen Volkes zu machen. Wir sehen die Gründung einer neuartigen Tageszeitung, deren Titel in Wirklichkeit zwar nicht „Das Licht", aber doch ähnlich lautet, und erleben, wie auch der starkgeistige Held, ein „hoffnungsloser Fanatiker des Idealismus", von dem Moloch Geschäft mit saugenden Armen umklammert, ausgenützt und verworfen, wie sein Ideal beschmutzt, erniedrigt, gemein gemacht und in sein Gegenteil verkehrt wird. Mancher Leser wird es unlieb empfinden, daß dieser Schlüsselroman zu wenig sich müht, Personen und Dinge zu verschleiern, wird sich aber doch gefangen nehmen lassen von den hohen ethischen Zielen, denen er zufliegt, und den bedeutenden künstlerischen Mitteln, mit denen sie erstrebt werden. Wer nie einen Blick in das Getriebe bei Verlag und Schriftleitung einer großen Tageszeitung hat tun dürfen, wird außerdem auch ein gewisses stoffliches Interesse reichlich befriedigt finden.

Ein stark fühlendes, warmes Herz verrät M. v. Eboh in ihrem Roman: „Ein folgenschwerer Rechtsspru ch". (Verlag von Georg Stilke, Berlin U"5V. 7.) Es empfindet menschliches Leid tief und schwer wie sein eigenes, und von diesem Gefühl geht so viel in die Darstellung über, daß durch sie auch herzliche Anteilnahme im Leser erweckt wird. Es ist erfreulich,

daß diese menschliche, gefühlsmäßige Stellungnahme zu den Geschehnissen, die sie zu erzählen weiß, die Verfasserin abgehalten hat, Stellung zu nehmen zu dem Problem, das sie am Beginn aufrollt; es ist ihr dadurch möglich geworden, den schönen warmen Ton, der den Leser bald gefangen nimmt, festzuhalten bis zum Schluß. Die stark bewegte, rasch fortschreitende Handlung ist mit künstlerischer Kraft gestaltet, nur sind die psychologischen Motivierungen nicht immer tief und reich genug, so daß manche jähe Wendung der Handlung nicht recht glaubhaft erscheint. Schon um seines menschlichen und ethischen Gehaltes willen sind dem Buche recht viele Leser zu wünschen.

Mit dem Novellenbande „H e i - m a t", (Egon Fleischel A Co., Berlin), findet Clara Viebig wieder in das Land ihre künstlerischen Iugend zurück, von dem aus sie einst die Wege in die weite Welt unternahm. Vom Westen zum Osten, in das Land der Polen, nach Berlin, zu den Menschen „vor den Toren" und in die Märztage der Hauptstadt des Königreiches Preußen ist ihre Kunst gewandert; immer aber hat sie zu kürzeren und längeren Besuchen sich in Romanen oder Novellen westwärts gewandt in die rauhen Berge, zu den schlichten Naturmenschen der Heimat, deren Namen ihr neuestes Buch trägt. Mag sie im flacheren Land weiteren Blick, gedehntere Horizonte haben, mögen ihre Menschen verschiedenartiger veranlagt, seelisch stärker und reicher lein, in keinem ihrer Bücher fühlt man so sehr die wurzelechte Schollenkraft, die lebendige Wärme, die innige Liebe der Dichterin zu Land und Menschen so sehr, wie in diesen Heimatbüchern. Diese Gestalten sind nicht der Wirklichkeit nacherlebt, sie sind neu erlebt und geboren aus dem Geiste und der Kraft des Heimatbodens. Ie älter Clara Viebig wird, je mehr ihre Kunst reift und völlig wird, um so deutlicher spürbar werden diese ihre inneren Beziehungen zur Heimat. Plastisch geformt und wie aus hartem, dunklem Holz geschnitzt waren ihre Menschen immer und besonders die Menschen ihrer Heimat; mir will aber scheinen, als wären sie nie so von innerstem Leben und von Blutwärme erfüllt gewesen, wie in diesem neuen Buche. Menschen wie den Toni in der Erzählung „Der Vater",

wie die Botenfrau Katrin aus Hontheim, wie vor allem den Lippi aus der Schlußerzählung, die dem Bande den Namen gegeben hat, vergißt man nicht wieder; in ihnen lebt und webt das Schönste und Beste, was Clara Viebig in sich trägt: die Heimat.

Im Gegensatz zur Viebig hat Ludwig Ganghofer selten die Berge seiner Heimat verlassen, denen er das Beste seines Wesens, die Stärke seiner dichterischen Gestaltung, die gemütvolle Herzlichkeit und die klare Heiterkeit seiner Kunst verdankt. Ihr ist er auch in dem letzten Werke, dem Roman: „Der Ochsenkrieg" (Verlag von Adolf Bonz K Comp., Stuttgart) treu geblieben. Das ist nun schon eine Reihe von Iahren her, da besuchte ich Ganghofer in seinem Iagdhaus auf der einsamen Tilfußalpe oben in den Bergen des Wettersteins. Da erzählte er auf meine Frage nach der Fortsetzung seiner Romanserie aus der Geschichte des Berchtesgadener Landes, daß er in der Chronik einen kurzen Satz gefunden habe über einen Streit, so um die Hütegerechtigkeit von 30 Ochsen in der Ramsau ausgebrochen sei. Aus dieser knappen Notiz hat er nun den starken zweibändigen Roman geschaffen, der wieder alle technischen Vorzüge aufweist, die wir an Ganghofers Romanen schon gewöhnt sind: spannende, lebendige, ewig wechselnde und kraftvoll vorwärts drängende Handlung, gradlinige, plastische Charakteristik der Menschen und dichterische Erschließung der Tiefen ihres Gemüts, farbenreiche,

vom Sonnenglanz der Heimatliehe übergoldete Schilderung der Berglandschaft seines Berchtesgadener Ländchens. Diesen neuen Roman zeichnet dazu noch ein anderes aus vor seinen bisherigen historischen Romanen von der „Martinsklause" angefangen, bis zu dem „Mann im Salz." In ihnen allen sind wohl die Menschen tief verwurzelt im Boden ihrer Heimat, nicht aber so sehr im Boden ihrer Zeit. Es ist, als trügen sie das Historische nur wie ein Kleid, unter dem ihre Herzen empfinden und denken ganz wie die Berchtesgadener Leute in unseren Tagen. So glücklich wie im „Ochsenkrieg", dem Roman aus dem 15. Iahrhundert, hat Ganghofer noch nie seine Gestalten herauswachsen lassen aus dem Denken und Fühlen und den vielgestaltigen Schicksalen ihrer bewegten Zeit. So farbig ist ihm noch nie das Bild vom Leben dieser Zeit gelungen; vielleicht, weil er zum ersten Male in den historischen Romanen den Weg hinausgefunden hat über Schellenberg und den Hallturm ins breitere, gedehntere bayrische Land, nach Landshut, München, Ingolstadt und Regensburg, weil er Bauern und Herren, Landsknechte und Fürsten, Älpler und Städter durcheinander mischt und jedes neue Bild und jede neue Gestalt mit Liebe malt. Es sind wieder prächtige Gestalten, die durch dieses Buch gehen und die Handlung der Erzählung tragen; wer sie kennen lernen, ihnen ins Herz schauen und ihre Schicksale mit erleben will, gehe nicht an diesem neuen Romane unseres besten Erzählers vorüber.

Religiöse Rundschau.

Von Theodor Kapvstein.

Adolf Harnack über die Schöpfung desNeuen Testaments.

Im Mittelpunkt seiner vielstrahligen Arbeiten stehen seit 40 Iahren Harnacks entscheidende Untersuchungen zum Neuen Testament, dem Herzstück der christlichen Kirche. Das weiß jeder von uns, der vor einem Vierteljahrhundert oder erst in den laufenden Semestern bei dem gefeierten Lehrer die Einleitung ins Neue Testament hörte, das bezeugt Harnacks klassische Dogmengeschichte ebenso wie das moderne Erbauungsbuch höchsten Stils: „Das Wesen des Christentums" — dem nur noch das beste Gedankengut Naumanns und die schöpferische Reli-

gion des neuprotestantischen Propheten und Mystikers Carl Iatho ebenbürtig zur Seite zu stellen sind. Nach Abschluß seiner gewaltigen Bändereihe der Terte und Untersuchungen, der altchristlichen Chronologie und Literaturgeschichte und der virtuosen Darstellung der Mission in den ersten Iahrhunderten hat Adolf Harnack seit 1906 Einzelstücke aus seiner reichen Werkstatt als Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament veröffentlicht. Die zwanglos erscheinenden Bändchen behandeln Lukas, den Arzt, Sprüche und Reden Iesu, die Apostelgeschichte, die altchristliche Privaterbauung durch Hauslektüre.

Als sechstes Heft dieser neuesten Bändchen läßt Adolf (von) Harnack soeben ein kleines Kabinettstück ausgehen: Die Entstehung des Neuen Testaments und die wichtigstenFolgenderneuenSchöpfun g.*) Seit Harnacks (wie er selber im Schlußwort zugibt) „allzu temperamentvoll" geführtem literarischen Streit mit dem dogmatisch orthodor befangenen Theodor Zahn-Erlangen über die Entstehung des Neuen Testaments sind 25 Iahre verflossen; gereifter nimmt der alternde Harnack nochmals das Wort zu gewichtigster Aussprache.

In der neutestamentlichen Sachkritik erscheinen ihm weite überlieferte Positionen immer unhaltbarer und mußten

') Leipzig, I. C. Hinnchs, 1914.

sberraschenden Erkenntnissen weichen; die genauere literarische Erforschung dagegen hat die Tradition mehrfach gegenüber der vorwärtsstürmenden Kritik bestätigt. Die Wahrheit der Wissenschaft ist nur eine, Parteien sind viele.

Als Problem der kirchlichen Kultus- und Dogmengeschichte behandelt Harnack die Entstehung des Neuen Testaments, während die Entstehung der einzelnen Bücher der Sammlung der Literaturgeschichte zufällt.

Harnack untersucht zunächst die geschichtlichen Nötigungen und Motive, die zur Schaffung des Neuen Testaments geführt haben. Dabei gibt er Antwort auf fünf Fragen: wie kam es in der Kirche zu einer zweiten autoritativen Schriftensammlung unter dem Alten Testament? Warum enthält das Neue Testament neben den Evangelien noch andere Schriften, als Sammlung in zwei Hälften? Warum bietet es vier Evangelien und nicht eines? Warum hat es nur e i n Offenbarungsbuch, warum nicht mehrere oder keines? Ist das Neue Testament eine bewußte Schöpfung, und wie kamen die Kirchen zu einem einheitlichen Neuen Testament?

Die altchristliche Formel: Die Schriften (des Alten Testamentes) und der Herr (in den von Iesus, dem Christ, überlieferten Sprüchen und Parabeln nebst deren Anlaß) ist die Keimzelle des Neuen Testaments (N. T.) geworden. Dann kamen die Schriften bezw. die Evangelien, die unserm N. T. vorausgingen. Man braucht eine Urkunde für den neuen Bund, um Iudenchristen und Gnostiker abzuweisen — man wollte die eigene große Vergangenheit in ihren Höhepunkten festhalten. Neben die prophetische Inspiration jedes Christen trat die Instanz des Apostolisch-Katholischen als ebenbürtig, mählich übernahm diese die Leitung. Christliche Schriften galten im Gottesdienst so hoch wie das Alte Testament (A. T.); da sie nicht in das heilige Buch eingestellt wurden, halfen Autorität und Gewohnheit das neue heilige Buch vorbereiten. Marcioniten und Gnostiker, die das A. T. verwarfen, stellten Evangelien und Paulusbriefe als „Instrument der Lehre" auf, — so drängten diese Sekten die Kirche mit zum N. T. hin, der sie dessen Schöpfung aufnötigten. Der „neue Bund" forderte ideal

und real seine geschlossene Urkundensammlung. Die montanistische Kirchenkrise tat den letzten Schritt; Christus und die Apostel bilden die Pole. Das A. T. hielt man fest, doch als minderwertig; die „Weissagung" hatte ihre „Erfüllung" gefunden.
Harnack macht die freimütige Glosse: „Das Neue Testament ist gegenüber dem, was Iesus gewollt hat, gesagt hat und gewesen ist, selbst schon eineüberlagerndeund verdunkelndeTradition. Es ist also bereits die zweite Tradition, um die es sich handelt, wo von der Spannung und dem Kampf zwischen Schrift und Tradition heute die Rede ist." Tradition deutet er mit feiner Ironie als das, was die Gegenwart nötig hat, unter die Autorität der Vergangenheit gestellt. Die kanonische Aufnahme der Paulusbriefe, die in den Gemeinden kultisch bereits reichlich verwendet wurden, in das N. T. wurde legitimiert durch die Apostelgeschichte, diese absichtsvollste Schrift der kirchlichen Propaganda; Harnack würdigt sie als die große Urkunde des Urapostolischen und der Beglaubigung, auf die alles ankam. Man fügte sie als Klammern zwischen die Evangelien und die Paulusbriefe. Die Ausprägung der Sammlung von Büchern des neuen Bundes zur apostolisch-katholischen Sammlung mit eigentümlicher Struktur ist das Werk der römischen Gemeinde. Sie ist wesentlich um 200 beendet; Zahns höhere Datierung ver-

wechselt kultische Schriftenlektion und geschlossenen Kanon.
Die Folgen der Schöpfung des Neuen Testaments charakterisiert Harnack in elf Paragraphen, des Inhalts: Das Neue Testament verlangte, sobald es da war, als Gabe des heiligen Geistes angesehen zu werden; es beeinflußte sofort die Lehre und wurde maßgebend für das christliche Leben. Es hat der geschichtlichen „Offenbarung" eine zweite, geschriebene Kundgebung dieser „Offenbarung" hinzugesellt und diese jener übergeordnet. Es hat das Alte Testament als Buch der Kirche geschützt, doch es sich untergeordnet. Der Schriftenkanon wurde dadurch heilsam kompliziert. Das N. T. hat die wertvollste christliche Urliteratur vor dem Untergange gerettet, doch das übrige aus der ältesten Literatur dem Untergang preisgegeben und auch die Überlieferung der Literatur der Folgezeit beschränkt. Maßgebende christliche Schriften wurden fortan nicht mehr produziert; doch es konnte am Neuen Testament eine theologisch-kirchliche und eine profan-christliche Schriftstellerei erwachsen. Den geschichtlichen Ursprung und Sinn seiner Schriften hat das N. T. als Buch verdunkelt, — anderseits schuf es mit dem Antrieb zu ihrem Studium gewisse Bedingungen für ihre kritische Behandlung und für ihr Verständnis. „Erlösende Tatsachen", enthusiastisch frei oder nach Vorbildern geschaffen, hörten seit der Geltung des N. T. auf; dafür wuchs die theologisch-gelehrte Produktion von Tatsachen und eine theologische Begriffsmnthologie schwoll auf. Die christliche Offenbarungszeit half dies heilige Buch abgrenzen, sodaß die Christen der Folgezeit zu Christen zweiter Ordnung sozusagen wurden; doch es erhielt die Kenntnis der christlichen Ideale und Forderungen in Kraft. Herrenwort und Apostellehre hat das N. T. leider in eins gesetzt; doch durch die Hochstellung des Christentums des Paulus hat es der Kirchengeschichte vorwärts geholfen. In dem Neuen Testament schuf sich die katholische Kirche eine neue Waffe, um alle Irrlehre als unchristlich abzuwehren, — doch sie erhielt auch an ihm die Kontrollinstanz, vor der sie immer weniger zu bestehen vermochte. Endlich hat das Neue Testament den Trieb gehemmt, die Religion auf einen ein-

fachen, einstimmigen Ausdruck zu bringen und gedanklich zu befestigen; doch schützte es zugleich die christliche Lehre vor der Umwandlung in Religionsphilosophie.
Auch in diesem zweiten Abschnitt der kostbaren Studie wetterleuchtet es von geistreichen, weittragenden Ausführungen und Ausblicken. Die christliche Religion wurde nicht völlig eine Religion des Buches, — das dankt sie der Tatsache, daß sie in ihrer Bibel die Spannung behielt zwischen Altem und Neuem Testament. Widerspruchsvoll und unbequem war es, daß die heilige Orakelsammlung abgestufte und antiquierte Werke in sich barg, — doch das bahnte die geschichtliche Wertung beider Testamente an.
Das Neue Testament konnte ein Koran werden; wozu andere Bücher neben ihm? Entweder sagen sie dasselbe, dann sind sie überflüssig, oder anderes, — dann sind sie schädlich. Nun wucherte aber seit dem zweiten Iahrhundert immer üppiger eine üble Literatur, die heißhungrig gelesen wurde: wüste Apostelromane, erfundene Märtyrergeschichten, blutige Offenbarungen, schwindelhafte Kindheitsaeschichten Iesu. Diese unterirdischen frommen Klitterungen verwilderten mählich den Kultus und das Gemeindelebens. Das Neue Testament als geistig und sittlich höher stehendes Buch erstickte diese Schundliteratur, die sonst die Kirche erstickt hätte. Die Bibelauslegung zurzeit Turtullians <n der Gemeinde von Carthago trieb aller-

dings wunderliche Blüten: die (angeblichen) Magier aus dem Morgenlande werden im Marchäusevangelium nicht getadelt — folglich darf sich auch der Christ mit magischen Künsten befassen! Doch sie zogen „auf einem andernWege" wieder in ihr Land, — sie gaben also die Magie auf, der Christ tut gleich also . . Wir sollen nach der Bergrede dem, der uns den Rock nimmt, auch noch den Mantel lassen, bedeutet: wir dürfen den Erpresser während einer Nerfolgungszeit durch Entgegenkommen beschwichtigen. Iesus trug eine Dornenkrone, — der Christ darf Kronen annehmen (bei den Spielen). Wir sollen uns Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, heißt: man darf bei Verfolgung den Gegner bestechen. Jesus hat nicht selber getauft — folglich ist die Taufe nicht schlechthin notwendig. Man darf zu den Spielen ins Stadion gehen als Christ, denn I. Corinther 9,24 kommt das Wort Stadium vor. Die Zeit auskaufen (Epheser 5,16) bedeutet in der Verfolgung fliehen, bestechen usw. Da nur vom Bischof Monogamie gefordert wird (I. Timoth. 3,2), dürfen die übrigen Christen wieder heiraten.
Die Bibel, ein Kosmos wie die Welt, bedarf jeder Wissenschaft zu ihrem einleuchtenden Verstehen. Nur schriftstellerte niemand mehr im Auftrage des heiligen Geistes, vielmehr lediglich aus der Kraft und unter Verantwortung seines eigenen Geistes. „Darüber kann unter den Historikern kein Zweifel bestehen," schreibt Harnack, „daß in der evangelischen Geschichte eine sehr große Anzahl unwirklicher Tatsachen enthalten ist, vor allem in der Kindheits- und Auferstehungsgeschichte, aber auch in den sonstigen Erzählungen von Iesus Christus." Als „erfundene erlösende Tatsachen" bezeichnet Harnack auch Höllenfahrt und Himmelfahrt Christi! In dieser ergiebigen Bahn schritt man nunmehr weiter — was konnte man über Christi beide Naturen aus dem Neuen Testament nicht herausklauben und wie viel reicher wurde auch sein irdisches Leben, wenn man nur tüchtig erklärte! Selbst eine ausgeführte Lehre vom heiligen Geist ließ sich eregetisch konstruieren . . Harnack redet in diesem Zusammenhang von unkeuschen Zumutungen an die Eregese und von wirklichkeitsbarer, ja

von geschichtsverlassener Plusmacherei. Ferner: geht die Verbindung des Menschen mit Gott nur durch das heilige Buch hindurch, so wird die nachgeborne Kirche inferior der Vergangenheit gegenüber, welche dies göttliche Instrument des heiligen Buches schuf. Und doch, gibt Harnack zu bedenken: das Bibelbuch hat segensreich auf alle späteren Generationen eingewirkt, es riß sie zur apostolischen Höhe empor; es stumpfte die Gewissen ab — und stachelte wiederum die Gewissen. Man vergrub und verstrickte sich in das heilige Buch und büßte darüber seine eingeborne religiöse Freiheit und Begabung ein; welchen Unfug hat die Offenbarung Ioh. angerichtet, wie schwere Gewissensnöte haben Sprüche des Paulus erregt — nur weil sie in der Bibel stehen, — doch tausendfache Seelenfestigung floß ebenso stark und rein aus diesen Quellen. Besonders fein erscheint mir Harnacks Hinweis auf die „Leidensgeschichte" des Apostels Paulus: als biblischer Schriftsteller wie als christlicher Charakter sollte dieser Mann unbedingt in jedem Stück ein reiner Typus sein, ein „kanonisches" Vorbild! Welche psnchologische Reife umschließt der kurze Satz: „Man vergewaltigte Paulus entweder, entzog ihm einen Teil seines geistigen Eigentums und modellierte ihn in strenger Geschlossenheit, — denn er war doch der Paulus des Neuen Testaments gewesen, und wenn er das auch nicht mehr ist, so muß er doch ein Tnpus sein — oder man sah sich von ihm enttäuscht,

klagte ihn an und machte ihm Vorwürfe, die man niemals erhoben hätte, wenn man den Mann nicht aus dem Neuen Testament empfangen hätte." Doch hinderte die Religion des Glaubens, die Paulus vertritt, die Religion des neuen Gesetzes an der Alleinherrschaft in der Kirche; im zweiten Iahrhundert gab es keine ernstere Gefahr. „In steigendem Maße mußte es unbequem und gefährlich werden, daß man eine geschriebene Urkunde neben sich hatte, die als Spiegel der Kirche vorgehalten wurde. Sch^n Drigenes hat in seinen Homilien ernst und gewissenhaft damit begonnen und die Kirche der Gegenwart an dem Neuen Testament gemessen; zahlreiche Prediger der alten Kirche sind ihm gefolgt. Sie dachten selbst nicht daran, die Kirche deshalb zu verlassen, weil sie auf Grund des Neuen Testaments so viel an ihr auszusetzen hatten; aber die offizielle Kirche hat schon zu ihren Zeiten mit Erwägungen begonnen, ob sie Glieder dulden dürfe, die ihr mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit den Spiegel vorhielten, und sie hat dies« Frage verneint! So urteilt sie noch heut e." Doch es steht so: die Kirche führt das Neue Testament mit sich und vor sich her — daran sind die Reformen und die Reformation erst möglich geworden; sie muß dieses Neue Testament anerkennen, damit auch jede Korrektur, die aus ihm geschöpft wird. Also ist das Neue Testament die Rüstkammer und die Instanz der Kritik an der Kirche .. .

Sieben Ansätze zu einem christlichen Kanon waren vorhanden, die zu Sammlungen im zweiten Iahrhundert führen konnten, also Rivalen des Neuen Testaments! Und diese Ansätze trugen z. T. den Charakter bereits sich ausgestaltender Entwicklungen. Aus Schwierigkeiten und durch Kämpfe ernster Natur hindurch ward das Neue Testament siegreich. Wäre es in der alten Kirche z. B. bei einem christlich bereicherten Alten Testament verblieben, wie es zuerst der Fall war, so wäre es mit dem geschichtlichen Verständnis des Alten Testaments und der Überwindung seiner ungeschichtlichen Spiritualisierung vorbei gewesen; alles wäre in allegorischen Nebel versunken und allmählich judaisiert worden.

Schon der große Kirchenlehrer

Augustin hat in seiner Christenlehre den Satz niedergeschrieben, der für die Religionsgeschichte von höchster Bedeutung wurde: „Der Mensch, der am Glauben, der Hoffnung und der Liebe festhält und sich darin unerschüttert bewährt, bedarf der heiligen Schriften nur noch zur Unterweisung der andern." Diesen wahren Protestantismus erreichte vor einem Iahrhundert Schleiermacher, als der geniale Berliner Theologe in seinen deutschen Reden in schwerer Zeit von dem wahrhaft Religiösen sagte: „Iede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion, ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann! Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte."

Persönlichkeiten.

Von Dr. Aurelia Horowitz:

„Sammlungen einzelner Aufsätze, deren Einheit nur in der Einheit des Autors liegt," nannte Otto Brahm Hermann Grimms Essays. Dieselbe Bezeichnung gilt auch für Brahms

kritische Schriften*), nur daß hier das einigende Band des Autors, dessen Persönlichkeit über den Essays schwebt und sie durchweht, von der verständnisvollen Auswahl des Herausgebers fester und enger geknüpft ist. Schon in dem Titel liegt logischerweise der nahe Zusammenhang: „Literarische Persönlichkeiten". Es sind also nicht Dichter, Schriftsteller, Literaten allein; sie müssen noch ein Merkmal aufweisen, das einer verhältnismäßig nur geringen Anzahl unter ihnen zukommt. Und die Persönlichkeit ist es, die den Kritiker zu interessieren und uns zu fesseln scheint. Von Dorothea Schlegel, der einzigen Frau, die wie auf eine inr von den Herren erwiesene Galanterie hin voransteht — was sich aber aus dem einfachen Umstande erklärt, daß die Aufsätze in der Reihenfolge ihres Erscheinens geordnet sind — bis zu Ibsen — 1.8,st not Iea»t (amerikanisch zu lesen). Die Persönlichkeit soll nicht als eine nach äußerem Maßstabe zu messende Größe aufgefaßt werden, sondern als etwas in sich Ganzes, das sich innerhalb der Grenzen, die ihm von seiner eigensten Natur gesetzt sind, bewegt, und keine außer diesen anerkennt. Darum trägt jede Persönlichkeit die verbriefte Forderung der Freiheit in sich und strebt in Leben und Schaffen eine Freiheit an, die zumeist noch jenseits der Schranken ihrer Zeit und ihres Kreises sich befindet; eine Freiheit, die wenige außer ihr erkennen und zu der sich noch weniger bekennen. So kann Dorothea, die als Iüdin den minder Konservativen angehört, „das neue Große leichter erkennen", und daß sie sich für das, was sie als groß erkennt, mit der ganzen Leidenschaft ihres opferfähigen Herzens einsetzt, macht ihre Persönlichkeit aus. Gewiß irrt sie mitunter; überschätzt und unterschätzt. Doch Brahm fragt nicht, inwieweit sie in ihrer Liebe oder ihrem Haß Recht hat, sondern — „wie" sie alles von sich stößt, was ihr mißfällt, alles an sich reißt, was ihr Herz begehrt. — Und da er sie nirgends schwankend, sondern immer rein, weiblich und „aufopferungsvoll wie keine andere" findet, sagt er von ihr: „Sie war eine ganze Person."

') Otto Vrahm: Kritische Schriften II. Vd. Literarisch« Persönliehkeiten des 19. Jahrhunderts. S. Fischer Verlag, Berlin 1915.

Eine ganze Person ist auch Börne, in dem das Positive auf dem Umwege des Negativen zum Durchbruch gelangte, „Er predigt Haß aus Liebe." Ahnlich hat sich auch Heine geäußert. Doch ob Haß oder Liebe — beide sind hier ehrwürdig. Sie kommen wie die Wirkung von Börnes Witzen aus dem Charakter. „Sie haben einen ganz persönlichen Anhauch." Und ob der Frankfurter Iudenjüngling Börne durch den Ärger zum Schriftsteller wurde, ob Gottfried Keller, der Schweizer, aus Staunen über die Herrlichkeiten der Natur zum Dichter, durch die Enge seiner Heimat zum Humoristen: Konzessionen haben beide nicht gemacht. Beide kämpften über die Beengtheit ihrer Heimat hinaus, und für beide wurde zu einer Stärke, was aus dieser Heimat in ihre Persönlichkeiten hineinwuchs. Und der andere Schweizer, Conrad Ferdinand Meyer, ein Dichter der Lebensfreude, ebenso wie Keller, ist auch eine künstlerische Persönlichkeit. Sonst könnte er nicht „Vollnaturen" schildern, oder es würde zumindest nicht so einfach, nicht so aller Übertreibung fern klingen, wenn eine dieser Vollnaturen sagt: „Was ich tue, tue ich groß."
Und Fontane — trotz der konservativen Ansichten und Prinzipien — ist „eine naive stärkste Persönlichkeit, die unbefangen in sich selber ruhte." Was auf ihn wirkte, wirkte! Und gerade solche Einseitigkeit weiß Brahm zu schätzen: „Die persönliche Empfindung," der er treu bleibt und die der

Künstler durch kein sachliches Urteil zu modifizieren sucht. Einseitig, wenn auch unwillkürlich einseitig ist auch Spielhagen. Doch dank dieser Einseitigkeit hat er durch Theorie und Praris den Roman „nach einer Seite hin, aufs glänzendste ausgebildet". Einseitig ist Auerbach wie Heyse. Der eine, dem es schwer wird, einen Menschen zu zeichnen, der nichts Gutes, der andere, der keinen Menschen schildern kann, der nichts Liebenswürdiges an sich hat. Aber gerade diese persönlichen Züge machen einen Hauptteil ihrer Künstlerkraft aus. Durch diese seinem Wesen innewohnende Güte gelangt Auerbach dazu, soziale Probleme vorweg zu erfassen, die später die Dichter Björnson und Ibsen variieren und vertiefen sollten. Und wenn Heyse jeder Gestalt einen liebenswürdigen Zug mitgibt, so sendet er uns gleichsam einen Gruß aus der Harmonie seiner Persönlichkeit heraus.

Verfährt Brahm auch nach der Methode seines verehrten Lehrers, Wilhelm Scherers, jeden aus seiner Zeit heraus zu begreifen und nach seiner eigenen Theorie zu messen, so tritt er doch zu seiner und zu unserer Freude, wo er uns einen Verwandten vorzustellen glaubt, Hand in Hand mit diesem vor uns hin. Und wir lauschen andächtig Brahm-Heyse: Über die freie Sittlichkeit, die aus eigener Gnade leben oder sterben soll, von der Selbstherrlichkeit des Individuums über herkömmliche moralische Vorstellungen, über das freie Recht der künstlerischen Individualität, die ihre Grenzen einzig von innen heraus zu bestimmen hat. Und wieder ist es ein Kampf für eine Freiheit. —

Und ob Börne, unter dem Drucke politischer Unfreiheit seiner Zeit, den seltsamen Traum von einem Zusammengehen und Zusammenwirken Frankreichs und Deutschlands träumt, ob Keller mit herzerquickendem Humor das Kleinbürgertum aus Seldwnla läutert, ob C. F. Meyer gegen Klerisei und Heuchelei eifert, oder Turgenjew seine Menschen in eine Wolke von Schwermut hüllt, aus der das Kreuz „Leibeigenschaft" flammt: stets ist es ein Kampf der Persönlichkeit gegen Schranken, Enge, Unfreiheit. Und jede Persönlichkeit fordert, sei es „maßvoll, mit heiterem Spott", wie Bauernfeld und

die ältere Zeit, sei es mit „Ungestüm und Bitterkeit," wie die neue; sie fordert und ringt um das Geforderte. Und das ist das Große, das die 18 Namen vereinheitlicht, und die größte dieser Persönlichkeiten möge es mit ihren eigenen Worten ausdrücken:

„Ia, was macht ein Werk wohl groß?
Nicht, was es an Großem wirkt,
Sondern was in seinem Schoß
An Persönlichem sich birgt."

In Brahms kritischen Schriften ist sehr viel Brahm. —

Die Frage nach dem Recht der Persönlichkeit, und inwieweit sie sich entgegenstehenden Anschauungen zum Trotz durchsetzen darf und soll, hat Alfred Knobloch bereits in einem früheren Werke behandelt. „Der Meister von Danzig"*) vertieft den Abgrund einer für uns grauenvollen künstlerischen Persönlichkeit, ohne jedoch auch nur irgend eine Lösung des Problems zu versuchen. Rein objektiv. Und nicht nur, daß wir vor einen schauervollen Abgrund eines finsteren Menschenherzens geführt werden, da wir unser Grauen etwas überwunden haben und hineinsehen — schauen wir nichts als Leere.

Auch „der Freund" und „die Büste" lassen nicht das bißchen Katharsis aufkommen, das wohl ein jedes Kunstwerk mehr oder weniger auslösen sollte.

') „Der Meister von Danzig und andere Novellen" von Ulfred Knobloch. Morawe und Scheffelt-Verlog, Berlin 19:4.

Täglich trägt sich vielleicht das, was geschildert wird, in unserer nächsten Umgebung zu, und doch: es ist zu wahr! Die dramatisch lebendige Darstellung erhöht diesen Eindruck nur.
Der Schimmer von Grazie, der den drei anderen Novellen fehlt, liegt ganz über der ersten: „Die Heldin", die deswegen leichter zu vergessen, weil angenehmer zu lesen ist. Eines jedoch ist gewiß: Der Autor hat dem menschlichen Leid tief, sehr tief in die ausgeweinten Hohlaugen geblickt.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Alfred Helle:

Lazarett-Konzerte.

Das Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin ist beim Beginn des Krieges als Lazarett eingerichtet worden. 350 Verwundete sehen hier der Heilung ihrer Wunden entgegen, und dies geht heute — im Zeitalter der Antisepsis und Asepsis —, Gott sei Dank, viel schneller und sicherer als vor 44 Iahren. Mit Stolz zeigen uns die Schwestern u. a. zwei Schwerkranke, die, vom Wundstarrkrampf befallen, vor wenigen Tagen den Kinnbackenkrampf hatten und kaum den Mund offnen konnten; ein besonderes Serum rettete sie vor dem sicheren Tode. Ietzt liegen sie vergnügt in ihren Tragheiten, so gesund und frisch aussehend, so zufrieden ihre Zigarette rauchend, als wären sie nicht vor 3 Tagen an der Pforte des Todes vorbeigegangen. Gehend, humpelnd, an Stöcken oder Krücken einherschleichend oder in Tragbetten hereingetragen, versammeln sich die in Heilung Begriffenen um 7 Uhr abends in dem großen Vortragssaale. Im Hintergrund steht ein prachtvoller Ibachflügel, wahrscheinlich von einem wohlhabenden Gönner für die Dauer des Krieges zur Verfügung gestellt. Ietzt kommen die Musici, Kanzleibeamte des Kgl. Polizeipräsidiums Berlin, ehemalige Militärmusiker, die es sich nicht nehmen lassen, ihren verwundeten, tapferen Kameraden in jeder Woche einmal etwas vorzuspielen. Und wie wird gespielt! Das ist eine wirkliche Künstlerkapelle! Wie seelenvoll der Gesang des Cellos! Nur das Instrument, welches dem Cellisten zur Verfügung steht, ist nicht hervorragend. Wenn diese Zeilen doch dazu beitragen könnten, daß ein zweiter Gönner sich fände, der sein besseres Cello dieser patriotischen

Kapelle für solche Konzerte zur Verfügung stellte! Einer sorgfältigen, schonenden Behandlung seines wertvollen Instrumentes dürfte er versichert sein. Wie anders würde die „Adelaide" von Beethoven oder Poppers „Andacht" auf einem Ruggericello erklingen!
An 150 Krieger lauschen jedesmal mit Andacht den Klängen der Kapelle, die immer ein abwechslungsreiches Programm bietet.
Solche Stunden lassen unsere kranken, tapferen Helden für kurze Zeit ihre Leiden vergessen. Die Musik ist ja auch die deutscheste unter den Künsten; es ist deutscher Geist, der ihr« Klänge durchweht, und wenn man die tiefe Wirkung solcher Musikabende auf das deutsche Gemüt mit erlebt hat, muß man sich unwillkürlich sagen, daß wir in der idealen Macht, die die Musik über das Menschenherz besitzt, doch eigentlich eine Realität uns gegenüber haben, deren Bedeutung wir nicht hoch genug einschätzen können und die wir nicht bloß aus ästhetischen Gründen, sondern aus rein patriotischen Gründen um alles in der Welt nicht missen möchten.
Aber die Schwerkranken, die da oben liegen, die hören noch nichts von dem Konzert hier unten, sie müssen den Trost der Musik noch entbehren. Für das Mitleid, das in dem Gesichte des Besuchers geschrieben steht, danken sie mit

einem verständnisvollen Blick, der uns tief in die Seele dringt. Oh, könnte ich euch helfen, euere Schmerzen, die ihr für das Vaterland leidet, euch erleichtern! Wohl sorgen die Pfleger mit rührendem Pflichteifer für jeden Einzelnen; wie wirkliche Schwestern und Brüder sind sie um ihre Kranken bemüht, eine Aufopferung, die ihren schönsten Lohn in sich selbst findet.

Euch da draußen aber, die ihr diesen Iammer von verstümmelten Gliedern nicht gesehen habt, die ihr euch scheut, zu sehen, wie andere auch für euch leiden, euch, die ihr aus irgend einem Grunde nicht in den Krieg gezogen seid, euch rufe ich zu: gedenkt unserer verwundeten Helden! Bringt von euren Büchern, euren Unterhaltungsspielen, schafft Wein und Kräftigungsmittel! Die stillen Dulder haben ein Anrecht auf eure herzliche Anteilnahme; laßt sie nicht zu lange warten! Alle sind sie große Helden, Riesen an Tapferkeit, und, ach jetzt, im Ertragen von Schmerzen!

Krieg und Kunst.

Von Oswald Brüll.

Über unsere heutige Empfänglichkeit für literarische Kunst. — Im fünften Kriegsmonat.

Gleich nachdem die Kriegserklärungen losgelassen waren, machten auch die Ästheten und Psychologen mobil. Noch war kein Tropfen Blutes vergossen, und schon lagen zu Dutzenden vor Gutachten von höchstberufener Seite über „Krieg und —". Es galt nicht nur, das Verhältnis darzustellen von Krieg und Volksbewußtsein, Krieg und Individualismus, Krieg und Liebe, Krieg und Kunst, Krieg und Wissenschaft, Krieg und Kind — nein, man differenzierte Themen über Krieg und Stilgefühl, Krieg und Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten (ich weiß nicht, was soll es bedeuten), Krieg und Bridge, Krieg und weiß Gott was. „Krieg und —" wurde über Nacht stereotyp.

Stärkeren Widerspruch als die Überschriften mußte indessen der Inhalt wecken. Denn fast alles, was hier vorgebracht ward, schwebte in der Luft, blieb Hirngespinst ohne empirische Verfestigung. Noch hatte eben der Krieg kaum eine seiner Seiten gezeigt, — daß er deren mehr als eine hat, wissen wir heute im fünften Kriegsmonat. Man

erinnert sich, daß die erste Seite, die uns der Krieg wies, im strahlendsten Licht der Augustsonne dalag. So kennzeichnet ein unbekümmerter Optimismus, der oft nicht so sehr von wahrhafter Vaterlandsliebe, als dem entschiedenen Willen, auch im Kriege den ästhetischen und psychologischen Geschäftsbetrieb nicht ruhen zu lassen, geleitet war, — dies, sage ich, kennzeichnet die Mehrzahl der schriftstellerischen Äußerungen zu „Krieg und —".
Würden die ?. 1°. Autoren heute an die Revision ihrer Erstlinge, die sie im Bunde mit Mars- zeugten, schreiten — wie wenig könnte vor den Erfahrungen eines nunmehr fünf Monate währenden Krieges bestehen!
»
Was über Krieg und Kunst vorgebracht wurde, hatte in der Hauptsache folgenden Tenor: wenn je, so bedürfen wir heute der Kunst; wenn je, so sind wir heute für Kunst empfänglich und dankbar.
Ob wir heute der Kunst bedürfen, stürmischer sogar nach ihr verlangen als ehedem (wie behauptet wird), — darüber möchte ich hier nicht streiten. Das ist Ansichtssache. Was mich betrifft, so trage ich heute nicht das mindeste Verlangen nach Erlebnissen der Kunst. Nicht als ob ich der Meinung wäre,

daß die Wirklichkeit heute die Kunst ersetze. Mag Wirklichkeit in noch so gigantische Größe aufstreben — si« und die Kunst werden immer zwei Welten bleiben; auch beider Höhepunkte liegen nicht auf derselben Linie.
Streitbar will ich nur auftreten gegen die These, daß wir heute mehr denn je für Kunst empfänglich seien. Und stelle ich auch das Verlangen nicht rundweg in Abrede — man kann verlangen, was einem nicht erfüllbar, — so leugne ich ganz und gar die Erfüllbarkeit des Verlangens: keiner unter uns ist heute empfänglich für Kunst. Schon gar nicht für literarische Kunst, die, anders als Musik, Malerei, Plastik, in jedem Falle notwendig gedanklich verbindlich ist, Assoziationen erweckt, die tief in die augenblickliche Vorstellungswelt des Rezeptiven hineingreifen.
»
Neulich führte man in einem respektablen Theater der Stadt „Die Iungfrau von Orleans" auf. Meine heiße Vorliebe für diese Tragödie — der Monolog allein macht trunken vor Begeisterung — hatte mich trotz meines vorhin angedeuteten Standpunktes zum Besuch des Schauspielhauses veranlaßt. Nun, ich habe euch herbeigewünscht, ihr Herren Ästheten und Psychologen, die ihr schnell fertig mit dem Wort seid! Von einer genießerischen Disposition des Publikums war wenig zu merken. Die Gemüter schienen von einer Isolierschicht umgeben, — einer Isolierschicht von Belustigung, Anzüglichkeit und kopfschüttelndem Bedauern. Ohne besonderes Wohlwollen begleitete die Menge die dramatische Laufbahn eines Mädchens, das Frankreich rettet, indem es Reims befreit; einem Mädchen, das Reims erobert, hätten weit mehr die Herzen entgegengeschlagen. Hinwieder war der Iungfrau gutzuschreiben, daß sie, was sie tat, gegen England tat. Und sie hatte vollen Anspruch auf unseren Beifall, wenn sie verhieß:
„...«Hd« Roggen
Gelb wild, eh sich die Mondesscheibe füllt,
Wird kein engliindisch Roß mehl aus den Wellen
Der pliichtig stiemenden Loi« trinken,"
— aber wie sie dann verzückten Tones hervorstieß:
„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die «w'ge Sonn« sieht

In ihlem Lauf, das Patadies d« Land«,
Das Gott liebt wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln ttagen eines flemden Volkes?"
— dann mußten wir in unserm Innern diesem „Land des Ruhms" eine zukömmlichere geographische Lage, als sie der Dichter im Auge hat, zuweisen, um auch in unserem Innern von der beseelten Kraft derVerse angerührt zu werden ... Es bedurfte also einer umständlichen intellektuellen Operation, um zu einem vom Dichter vorgesehenen Gefühlseindruck zu gelangen.

Der Ästhet wird aufbegehren: so beträgt sich der Pöbel vor einem Kunstwerk. Das ist derselbe Pöbel, der, nachdem zum letzten Mal der Vorhang über den „Räubern" gefallen, dem Darsteller des Franz Moor mit Prügel an den Leib geht. Kurzum der Pöbel, der, weit entfernt von echtem Kunstverstand, alles in der Kunst wortwörtlich nimmt und an der Wirklichkeit mißt wie eine Zeitungsnachricht.

Ich räume ein, daß ich, zu Zwecken der Verdeutlichung, die Stimmung jenes Theaterabends etwas übertrieben dargestellt habe. Aber im Grunde war diese Stimmung vorhanden und auch ich wußte mich von ihr nicht frei: Und ich glaube, mein Freund, dir wäre es ebenso ergangen. Ich glaube nicht, daß du völlig unbeirrt in deinem ästhetischen Gleichgewicht zu bleiben vermöchtest, wenn du heute Worte vernimmst, wie die oben angeführten; ob sich dir das „Abstrahieren vom Gegenständlichen", das du durch lange Übung in der Hand zu haben vermeinst, auch

diesmal ohne weiters einstellt und nicht vielmehr, von welcher Seite es sei, den Kunsteindruck unterhöhlt. .... Du bist dafür nicht verantwortlich, mein Lieber; du kannst, so sehr du dich sträuben magst, die assoziative Tätigkeit deines Gehirns nicht verhindern, am allerwenigsten heute, wo eine deinem Bewußtseinsinhalt tief eingeprägte Vorstellung alle Gedankenfäden an sich knüpft. Es ist eines der besten Worte Lichtenbergs, daß man nicht eigentlich sagen darf: „ich denke", sondern: „es denkt".

Kunstgenuß ist Sache unmittelbaren, ungebrochenen Gefühls. Kunstgenuß, dessen du dich nur auf allerhand Schleichwegen durch die intellektuelle Zone zu bemächtigen vermagst, ist bloß ein Surrogat.

Wozu dies leugnen? „Die Iungfrau von Orleans" wird uns in zehn, vielleicht schon in fünf Iahren wieder ein Werk sein, das nicht nur so herrlich ist, als wie am ersten Tag, (das ist es heute wie je), das auch als so herrlich empfunden wird, wie am ersten Tag.

Die hier dargelegten Bedenklichkeiten werden übrigens augenscheinlich von unseren Theaterleitungen durchaus geteilt. Anders müßte Schillers romantische Tragödie jetzt allerorts die Spielpläne beherrschen. Denn sie ist das herrlichste Kriegsgedicht der Deutschen — indessen, wie uns nunmehr klar: in Friedenszeiten.

Unser Dichten und Trachten hat heute eben nur eine Richtung: Aktualität. So ungeheuer ist der Augenblick, daß alles, was vor ihm war, versinkt. Wir sehen heute an der Vergangenheit vorbei, wie ein sorgenschwerer Vater an den harmlosen Spielen seines Kindes vorüberblickt, halb wehmütig und halb verächtlich: „Was weißt du vom Leben! . . . ."

Auch die Kunst, die vor uns war, versinkt, unseres Interesses verlustig. Iegliches Kunstwerk aus früheren Tagen sehen wir an mit Augen, die entzündet sind vom Feuerschein der Stunde; Aktualität pressen wir in es hinein, Aktualität, die es von „Natur" aus nicht in sich trug, noch tragen konnte. Selbst dann nicht, wenn es in „ähnlicher" Zeit entstanden wäre; „ähnlich" und „gleich" sind eben verschiedenerlei. Wer glaubt, trotz Akiba, ernstlich daran, daß es in

der Weltgeschichte Gleichheiten, Wiederholungen gebe? Und wo andere Zeiten sind, sind auch andere Lieder.
Für den Geist, von dem Deutschland-Österreich heute erfüllt sind, sucht man Analogie (und vermeint, sie zu finden) bei jenem, der uns aus der Epoche der napoleonischen Kriege überliefert wird. Um diese Ungleichung zweier um hundert Iahre überreichen politischen Geschehens auseinanderliegender Zeiträume aä n,d»uräum zu führen, brauche ich nur zu dem Erempel zurückzukehren, dessen ich mich im vorigen bediente. „Die Iungfrau von Orleans", ein Kunstwerk (und was für ein Kunstwerk!) zur Verherrlichung von Frankreichs Nationalheldin, wurde von Schiller zu einer Zeit geschaffen, da Deutschland-Österreich mit Frankreich im Krieg lag — wie heute. Nun stelle man sich vor, Gerhart Hauptmann würde sich eben jetzt mit einem französischen Königsdrama tragen oder Richard Dehmel die Stunde für angezeigt halten, sich im Tone russischer Volkslieder zu versuchen, oder Thomas Mann wäre dabei, die Menschen seines neuen Romans in England anzusiedeln: nicht wahr, das sind psychologische Unmöglichkeiten.
Darüber also kann kein Zweifel mebr bestehen, daß Dichtungen, die wie „Die Iungfrau von Orleans" eine politisch verquickte Fabel haben, heute nicht auf jene unbefangene Empfänglichkeit rechnen können, die zur Erfassung eines

Kunstwerkes erforderlich — bleiben noch immer die zahllosen, politisch völlig indifferenten Schöpfungen der Poesie, als da sind: Liebesgeschichten, Idyllen, etc. Oder sind am Ende auch sie für uns andere geworden seit dem 1. August 1914?

Ia, das sind sie meines Erachtens. Auch an sie treten wir befangen heran. Zwar können da nicht die äußeren Fakta, die sie erzählen, zu Gleich- oder Gegenüberstellungen des Heute verleiten — haben diese Fakta doch nichts mit historischen Gegenständen zu tun. Aber ihren Gefühlsinhalt nehmen wir unter eine absichtsvolle Lupe: ob er vor unserer Stunde bestehen kann. Von aller Dichtung wünschen wir, daß sie Zweckdichtung sei, dem Zweck des Augenblickes dienstbar. Das ist gewiß kein Standpunkt, mit dem sich rein ästhetische Empfänglichkeit vereinbaren ließe. Wir genießen heute literarische Kunstwerke nicht; wir belauern sie. Wir vermögen im günstigsten Fall, uns an ihnen zu zerstreuen; nie: uns zu sammeln. Das Erlebnis des Tages gibt uns, die Wahrheit zu sagen, auch nicht eine Sekunde wirklich frei.

»

Zur Aktualität drängt, an der Aktualität hängt heute alles.

Bedeutet diese Tatsache, wie gezeigt, die zeitweilige Pensionierung aller bisher überlieferten literarischen Kunst, so ist sie hinwiederum ein Keim für neue, unmittelbar lebens- und wirkungsfähige. Wie diesbezüglich die Verhältnisse im einzelnen liegen, führt uns zu einem Kapitel für sich, (das hier unerörtert bleiben soll): „Krieg und literarische Produktion."

Wir gelangen mithin zu dem Ergebnis: Dichtung, die uns heute etwas bedeuten soll, muß aus dem Heute geboren sein, inspiriert von dem Erlebnis des Weltkrieges. Eine solche Dichtung brauchen wir uns nicht erst durch intellektuelle Vorarbeiten mundgerecht zu machen, ihr nähern wir uns geradeaus, schlicht und selbstverständlich.

Die Ästheten, die darüber Kränkung empfinden, daß die Kunst heute von einer so wesentlichen Verkürzung ihrer Tragweite ins Menschlich-Lebendige betroffen wird, mögen doch eines bedenken:

Heute kommt es nicht darauf an, für unsere Nationalkunst zu leben. Es

kommt darauf an, für sie sterben zu können, den Feind niederkämpfend, dessen Triumph sie an der Wurzel bedrohen würde. Für die Kunst sterben können, — das hieße wohl am offenbarsten dartun, daß sie einem Lebensnotdurft geworden, daß man sie so ernst nimmt wie „das Leben".

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Ein neues Iahr! Viel Großes, Erhebendes, Zuversichtliches steht an seiner Eingangspforte. Draußen der nimmermüde, heiße, mutvolle Kampf, daheim das innere Erleben tiefen Vertrauens, stolzer Demut, treuen Glaubens, innigster Dankbarkeit. So schloß das alte Iahr, so begann das neue. Ganz in Würde und Selbstvertrauen. Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl in wunderbarer Übereinstimmung, draußen im Felde und in der Heimat. Eine sieghafte Einheitlichkeit, wie sie die Welt vorher nie gekannt, nie gesehen, nie geahnt hat. Das Herrlichste in dieser rauhen und harten Zeit: das, was sie mit Milde und Weichheit umkleidet, die Fürsorge und Wohlfahrt der deutschen Frauen. Man muß es erleben, das Glück haben, es beobachten zu können, den Inhalt, die Tiefe dieses „Einssein" verstehen.

um die Ruhe, die Sicherheit, die stille Freudigkeit dieses Iahreswechsels in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können.
Silvester! Indem sonst lärmenden, in übersprudelnder Laune und tollem Übermut leicht zu Erzessen geneigten Berlin nur eine von Heiligkeitsschauern erfüllte Stimmung. Fromm, dankbar, hoffnungsfroh, von heißen Wünschen beseelt, und diese Wünsche ein einziger Gedanke, dieser Gedanke ein gemeinsames Gebet. So gelangte es in der Neujahrsnacht vor Gottes Thron. Eine Silvesternacht, wie die des Iahres 1915 hat es niemals noch auf Erden gegeben! Und als um Mitternacht die ehernen Glocken das neue Iahr verkündeten, als die Tausende und Abertausende die Kirchen verließen und nach feierlicher Andacht in die mondbeglänzten Straßen hinaustraten, ernst, still, ergriffen von mächtigen Gefühlen, durchdrang eine Atmosphäre des Friedens, der Ruhe die sonst um diese Zeit so geräuschvolle Stadt, und das war schön . . . sehr schön. Hochgemutet, zu gleichem Wünschen und Hoffen alle vereint. Alle! Mann und Weib!
Denn wahrlich die Frauen stehen nicht zurück in intensivster Tätigkeit für die Allgemeinheit, und haben trotzdem noch Zeit gefunden, am eignen Werk zu schaffen. Von welchem Geiste sie dabei erfüllt waren, gibt die Ansprache Kunde, die Frau Heyl bei Eröffnung des neuen Hauses hielt, das der Deutsche Lyceum-Klub auf eignem Grund und Boden sich erbaut hat, und dessen Übergabe an die Mitglieder am 3. Dezember erfolgte. In einfacher, prunkloser Feier, aber unter außergewöhnlicher Beteiligung der Mitglieder. Nach dem einleitenden Chorgesang: „Danklied zu Gott" von Gellert, nahm die Vorsitzende des Klubs, Frau Heyl, zur Begrüßungs- und Weiherede das Wort, aus der die, für unsere Zeit und Verhältnisse besonders beachtenswerten Betrachtungen hervorgehoben seien:
„Gott segne unsern Eingang!
Liebe Frauen, wenn es nicht ein Familienfest wäre, was unaufschiebbar erschien, hätte Ihr Vorstand kaum den Mut gehabt, Sie heute einzuladen. Aber es gilt einen Geburtstag zu begehen, den des Klubs auf eignem Grund und Boden, kann er doch

vor dem nicht den mannigfach nützlichen Zwecken dienen, die seine Bestimmung sind.
Wenn auch heute alles vage und verhältnismäßig unwichtig erscheinen muß gegenüber den schicksalsschweren Begebenheiten und angesichts der großen Volksentschlüsse, so meine ich doch, daß, wie es Pflicht ist in dieser Zeit, das einzelne Hauswesen nicht zerfallen zu lassen, wir auch das, was wir im Lyceum-Klub erbauten, als Fundament für seinen weiteren Ausbau betrachten und uns diese Stunde der Feier gönnen sollen.
Liebe Klubschwestern! Wir haben uns immer anscheinend durch eine gewisse Kühnheit ausgezeichnet. . . wir haben uns zu rechter Zeit von fremdem (englischem, d. R.) Einfluß freigemacht, und unser ideales Streben, das wir mit dem Einsatz unserer Namen und unserer Person dem Deutschen Lyceum-Klub seit seinem Entstehen schenkten, nicht durch anfängliche Rückschläge vermindern lassen. Wir haben früh genug auswärtige Hilfe als unwirksam erkannt, und nur diefeste Absicht, daß deutsche Frauen einmütig für das, was sie einmal für notwendig erkannten, eintreten, ließ den Deutschen Lyceum-Klub erblühen und zu einer wichtigen Domäne für das Berliner und deutsche, man kann sagen für das ganze intellektuelle Frauenleben werden.
Lange hat Ihr Vorstand geplant und erwogen, treu haben Sie uns alle geholfen das Rechte zu wählen.

um den Denkstein unserer Zeit durch unser Haus so würdig und praktisch wie möglich zu gestalten.
Ohne die große, liebenswürdige und unbeschreiblich geduldige Baumeisterin Emilie Winkelmann, unseres mit der goldenen Medaille der Stadt Leipzig ausgezeichneten Klubmitgliedes, wären wir wobt kaum zum Ziel gekommen. Ihr gebührt vor allem der Dank der Klubschwestern, hat sie sich doch nicht durch Krieg und Schwierigkeiten abschrecken lassen, die so vielfach veränderten und immer wieder durchdachten Pläne durchzuführen.
Gewiß ist es ein kühnes Unternehmen auch von uns . . . aber liebe Freundinnen ... in einer Zeit, wo die höchsten Ideale ihre Neugeburt feiern, wo wir unter Tränen erkennen, daß unser Volk herrlich groß in allen seinen Teilen ist, da können wir nicht kleinmütiger blicken, wenn der weise Finanzplan nicht ganz so durchgeführt werden konnte, wie wir es sonst gewohnt waren. Wir haben aber zur Entwicklung unseres Planes das alte Vertrauen wie immer und wir wissen, daß unsere Freunde, die jetzigen und die neuen, die wir werben werden, das Werk stärken und in besseren Zeiten immer mehr finanziell verankern weiden."
Nach verschiedenen Ausführungen, die den Klubangelegenheiten galten, schloß Frau Hey! ihre Ansprache mit den Worten: „Alle Kleinheit und Kleinlichkeit soll auch ferner unsere Schwelle nicht überschreiten. Rein, reich und verzweigt strebe der Lyceum-Klubbaum ebenso in die Höhe, wie in die Weite und gebe Schutz alle Zeit einem dankbaren Frauengeschlecht . . . das walte Gott." Der Chor: Spruch (Rückert) von Robert Schumann folgte, an den sich der Vortrag der F-moll-Sonate von Beethoven anschloß. Das „Bundeslied" von Mozart beendete den Weiheakt.
Auf ein an die Königin-Witwe von Rumänien gesandtes Telegramm über die Eröffnung des D. L. K. traf folgende Antwort ein:
„Es ist wunderschön,
daß Sie in so überaus
schwerer Zeit so standhaft
bei der begonnenen Arbeit
bleiben, und ich wollte
nur, ich dürfte Ihr schönes

Werk sehen und das neue
Haus bewundern. Ich selbst
habe in Curtea de argesh
neben der großen Ruhe un-
geheure Arbeit gefunden.
Elisabeth."
Ganz besonders bemerkenswert für
die Arbeiten und Interessen des
Lyceum-Klubs in dieser Kriegszeit er-
scheint die Zuschrift der Internationalen
Delegierten des Genfer Lyceum-Klubs,
der an den D. L. K. mit folgendem
Vorschlag herantrat:
»Ich habe unseren Klub bestimmt,
die Lyceum-Klubs aller neutralen
Länder und die uns bekannten Klubs
in New Pork zu vereinigen, um allen
Lyceum-Klubs der kriegführenden
Länder unsere Unterstützung anzu-
tragen. Von ganzem Herzen widmen
wir Ihnen und dem Hamburger Klub
unser Anerbieten, — übrigens wollen
alle Frauen der Schweiz sich uns
anschließen. Wir bieten Ihnen eine
Sanitätskolonne an, bestehend aus
unseren besten Chirurgen und geschickten
erprobten Krankenschwestern, die alle
als Mitglieder des Genfer Lyceum-Klubs
eingeschrieben werden sollen. Eine
vollständige Ausrüstung an Verband-
stoffen, chirurgischen Instrumenten,
Wäsche, Kleidern u. s. w., alles zu einer
Ambulanz notwendige Material. Ich
weiß, welch große Diskretion Sie
das Recht haben von uns zu erwarten,
aber alle werden sich der militärischen
Disziplin unterwerfen und der Autorität
der Militärärzte . . . Wir richten dieses

selbe Anerbieten an alle Länder, die Lyceum-Klubs haben.
Unsere eidgenossenschaftlichen Behörden, die ich befragte, haben mir versichert, daß wir bevollmächtigt werden würden, unsere Ambulanzen zu senden. Ihnen, dem Berliner und Hamburger Lyceum-Klub, übertragen wir es, diese Gabe entgegenzunehmen. Wir bitten Sie, bei Ihren militärischen Behörden die Annahme zu bewirken, und Sie sind es, von denen wir die Antwort und die Zusicherung erwarten, daß wir angenommen werden ..."
Die Vorsitzenden des D. L. C. konnten nach eingehenden Verhandlungen mit den in Frage kommenden Stellen die Annahme des hochherzigen Anerbietens unter bestimmten Bedingungen mitteilen und zugleich auch, daß sich der Vorstand im Namen des Klubs bereit erklärt, die eventuelle Sorge für Wohnung und Verpflegung der Mitglieder der Sanitätskolonne zu übernehmen.
Überall erfüllt das gleiche Streben die Herzen der deutschen Frauen. Fast könnte man es eine Sehnsucht nennen, sich hilfreich zu erweisen, aller Orten und an jeder Stelle, wo ihr Eingreifen segensreich wäre. Daß Berlin, des Reiches Hauptstadt, tapfer, energisch, erfinderisch voraufschreitet, ist heilige Pflicht, freudig erfüllte. Gern rühmt man die ins unendliche gesteigerten Leistungen unserer Frauen, mit der sie in den letzten Wochen für das Weihnachtsfest sorgten. Mit Rührung denkt man daran. Ieder Tag brachte neue Ideen, die nur ein Ziel im Auge hatten: Freude zu bereiten. Niemand sollte leer ausgehen in so traurigen, schweren Zeitläuften. Es galt Mut und Hoffnung zu stärken, Trost zu gewähren durch die liebevolle Anteilnahme aller für alle.
Arm und reich, jeder trug sein Scherflein bei zu diesen Liebesgaben, und wie es völlig unmöglich ist, diesen Anregungen und Veranstaltungen im einzelnen gerecht zu werden, so soll doch betont werden, daß die Frauen in erster Reihe stehen bei diesem Liebeswerk. Rastlos, unermüdlich, erfinderisch suchen sie stets neue Hilfsquellen. Wie mit einem Zauberstab erschlossen sie diese, und zu breiten, kraftvollen Strömen edelster Hilfs-

bereitschaft anschwellend, ergossen sie sich über die in leidvollen Kriegsjammer geratenen. Not und Elend mildernd und hinwegschwemmend, in reiner, starker Nächstenliebe. Aus der unerschöpflichen, unübersehbaren Fülle der Spenden, dre als Weihnachtsgaben versendet wurden, möchte ich einige wenige hervorheben, die durch besonderes Feingefühl und verständnisvolles Nachempfinden seelischer Stimmungen sich auszeichnen. Den Ärmsten waren sie geweiht, die nicht in der Lage waren, aus eignen Mitteln ihren im Heere stehenden Angehörigen eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Frauen und Müttern der Wehrmänner. Der Nationale Frauendienst erließ zu diesem Zwecke einen Aufruf:

„Tausende von deutschen Frauen denken schon heute daran,ihren Männern draußen im Felde eine Weihnachtsfreude zu bereiten. In das aufreibende, ganz dem Vaterlande geweihte opfervolle Soldatenleben soll der Friede der Heimat, der Familie, des Festes seinen Schein werfen.

Tausende von deutschen Frauen denken dasselbe, aber mit sehnsuchtsvollem Herzen. Mit dem Mann steht auch der Ernährer im Feld, und die Mittel, mit denen sein Herd warm gehalten, seine Kinder versorgt werden müssen, reichen nicht über das Notwendigste hinaus.

Gewiß, die „Liebesgaben" fließen nicht spärlich. Zu Weihnachten wird sicherlich da draußen in den Schützengräben, vor den Festungen, auf dem

weiten Felde vielen ^- wir hoffen
allen — eine Gabe geboten werden.
Aber so willkommen sie sein wird —
sie kommt von unbekannter Hand.
Sie stillt nicht die Sehnsucht, die zu
dieser Zeit nach einem Gruß aus
dem Heim verlangt. Sollten die
Tausende von Frauen, die ihn senden
können, denen es leicht wird, sich und
ihren Männern diese Festfreude zu
bereiten, sollten die Männer, die ihre
Söhne, die Schwestern, die ihre Brüder
bedenken können, nicht den Frauen
helfen wollen, die mit sehnsüchtigem
Herzen des fernen Mannes oder Sohnes
gedenken und ihm keine Weihnachts-
freude bereiten können?
Sollten sich nicht in unserem
großen und reichen Verlin Hände
genug finden, die sich öffnen wollen,
um jedem Berliner da
draußen ein Heimats-
und Weihnachtsgefühl in
das Leben hineinzutragen, das er
stündlich für uns alle aufs Spiel setzt?"
Und diese Hände fanden sich.
Es war eine wahre Freude, bei der
Herstellung dieser Pakete, auf denen
die Wehrmännerfrauen und Mütter
Berlins als Absenderinnen figurierten,
mit ihrem Namen und Adresse, die
Gegenstände auswählen zu sehen, die
sie am geeignetsten für den betreffenden
Empfänger fanden, und die bescheidene
Freude, wenn sie dem Paket irgend
eine Kleinigkeit aus eignem beifügen
konnten. Am liebsten etwas von
Nahrungsmitteln. Und die ihre Mütter
begleitenden kleinen Mädchen ver-
teidigten sehr energisch die wegen
bedenklicher Packung vielfach bean-
standete „SchmalzbUchse" mit der
Versicherung: „Vatta ist am liebsten
'ne Schmalzstulle". Es tat mir wirklich
leid, einem aus der Mulakstraße nach
„Sibirien" bestimmten Paket diese
Schmalzbeigabe verweigern zu müssen,
trotzdem das kleine Mädchen weinend
darum bat, und die Mutter, Tränen
in den Augen, sagte: „Dort ist mein
Mann gefangen. Ia, Sibirien".
Da versagte der beste Wille und
das höchste Mitleid, und trostreich
empfindet man es, dieses sich doch
wirksam machen zu sehen, wo es irgend
zu ermöglichen ist. Ganz außerordentlich
äußert sich dies, wo es darauf ankommt,
in den Herzen geistig Höherstehender,
durch den Krieg aus Beruf und ge-

wohnten Daseinsbedingungen gedrängt, den Lebensmut zu erhalten und ihn nicht verkümmern zu lassen durch die augenblickliche Notlage und scheinbar demütigende Situation. Da gilt es, die Bedrängnis und Hilfsbedürftigkeit der einzelnen sie als nationales Unglück ansehen zu lehren, das wir vereint mutig zu tragen haben, in der Gewißheit des sicheren Sieges unseres Vaterlandes. Von diesen Richtlinien bestimmt, wurde die Weihnacht in all den Heimen und Horten gerichtet, die den Tausenden Hilfeheischender dieser Kreise bestimmt war. Und wahrlich überall herrschte hoffende, zufriedene, dankbare Festesstimmung. In hervorragendem Maße äußerte sich diese bei der Weihnachtsfeier, die der „Deutsche Bühnenverein" bedürftigen Bühnenkünstlern am Heiligabend durch die Güte der Kaiserin bereiten konnte. Im „Kriegsheim", das so vielen engagementslosen Schauspielern in den Nachmittags- und Abendstunden die eigne Häuslichkeit ersetzt, waren die Bühnenangehörigen sehr zahlreich versammelt, um an der Bescherung und Feier teilzuhaben. Lichtglanz erfüllte die weihnachtlich geschmückten Räume, die vom Weihnachtsduft hoher Tannenbäume erfüllt waren. Ein neues Lied von Professor Hummel „Weihnachten 1914", von Birgitt Engell gesungen, leitete die Feier ein, und dann erklang, wieder von Frau Engell, das „Stille Nacht, heilige Nacht", in das alle Stimmen der Anwesenden in tiefer Ergriffenheit und Wehmut einfielen.

Der Königl. Hoftheater - Schauspieler Herrmann Vallentin gab dann seinen Kollegen und Kolleginnen aus dem Schatzkästlein seiner Kunst manch hübsche Gaben zum besten, die neben der weihevollen Stimmung auch der Freudigkeit ihr Recht einräumten. In der Ansprache, mit der Graf Hülsen die Erschienenen als Gäste der Kaiserin begrüßte, kam so viel edle Menschlichkeit und hingebende Nächstenliebe zum Ausdruck, daß wohl in jedem Herzen ein Gefühl von Zugehörigkeit zum großen künstlerischen Ganzen und damit eine Hebung des Standesbewußtseins auferweckt wurde. In bester Stimmung gab man sich den Eindrücken dieser Feier hin, die noch erhöht wurde, als man erfuhr, daß die Kaiserin, durch ihren letzten Besuch im „Kriegsheim des D. B. V." angeregt, den Bühnenkünstlern diesen Weihnachtsabend bereitet hatte.

Es folgte in fröhlichen Stunden ein festliches Mahl, eine sehr ausreichende und nützliche Bescherung und lauter Iubel der mit Spielzeug und Süßigkeiten beschenkten Schauspielerkinder.

Es ist wohl am angemessensten, wenn ich das Urteil über der deutschen Frauen Opferfreudigkeit und Menschenliebe, die alle diese Veranstaltungen inspirieren, in leuchtendem Beispiel die Kaiserin allen voran — einem der hervorragendsten norwegischen Schriftsteller überlasse, der in einem Reisebericht über Deutschland nach seiner Heimat schreibt:

„Deutschlands Männer zeichnen sich durch administrative und organisatorische Fähigkeiten aus; die Frauen stehen ihnen aber, wie sich jetzt zeigt, nicht nach! Die deutschen Frauen sind nicht weniger stark in ihrem Glauben an die Sache des Vaterlandes und in ihrem Willen, sich ihrem Lande zu opfern.

Hierin sind alle gleich; zwischen den Höchstgestellten und den unaufgeklärten Massen gibt es hier keinen Unterschied.

Im allgemeinen ist die Wirksamkeit der deutschen Frau im Kriege vom edlen, stillen Gefühl der Menschenliebe geprägt. Daß viel Opferfreudigkeit nötig ist, sah ich, als ich die deutschen Lazarette besuchte. Deutschland hat seine Helden; es hat aber fürwahr auch seine Hel-

dinnen, deren Zahl groß ist.

VolkswirtschaftlicheRundschau.

Geh. Sanitätsrat vi Richard Paasch.

Vorbereitet sein ist die Hauptsache. Mobilmachung, Aufmarsch und Verpflegung unseres Heeres durch Zufuhr hängen aufs engste mit dieser Einsicht zusammen. So darf uns auch die Möglichkeit nicht unvorbereitet finden, daß mit über Erwarten langer Dauer des Kriegs unsere Vorräte an Lebensmitteln knapp werden und die Volksernährung dadurch in Frage gestellt wird. Ist die planmäßige Aushungerung Deutschlands doch eins der Mittel zu seiner Vernichtung, mit denen unsere Feinde rechnen zu dürfen glauben.

Wenn es nun aber auch als erwiesen gelten kann, daß die Erträge unserer Landwirtschaft und Viehzucht bei sparsamer Benutzung hinreichen werden, uns vor diesem äußersten zu bewahren, muß andererseits doch auch immer wieder mit Nachdruck betont werden, daß es eben nur großer, zielbewußt und allgemein durchgeführter Sparsamkeit gelingen kann, mit diesen Vorräten und Erzeugnissen zum Wohl des großen Ganzen hauszuhalten. , '

Mit Bedauern muß daher festgestellt werden, daß diese Einsicht

noch nicht Gemeingut weiter Volks-
Keise geworden ist, ja, daß durch die
Unterstützungen, die Staat und
städtische Verwaltungen den Familien
im Feld stehender Krieger gewähren,
diese vielfach zu einer Lebensführung
veranlaßt worden sind, die als Ver-
schwendung gekennzeichnet werden muß.
Umfragen bei Schlächtern, Bäckern
und Konditoren bestätigen die Tatsache,
daß die hier in Betracht kommenden
jetzt häufig besser leben, als sie es sich
in Friedenszeiten gestatten durften.
Man würde ihnen das mit Freuden
gönnen, wenn es nicht eine große
Kurzsichtigkeit gegenüber der ge-
schilderten Gefahr bedeutete, die sie
selbst und die Allgemeinheit bedroht.
Arzte und andere mit sozialer Für-
sorge vertraute Kreise bereiten nun
eine ausgedehnte aufklärende Tätigkeit
vor, für die es hoffentlich noch nicht
zu spät ist. Allerorts soll durch Vor-
träge der Ernst der Lage auseinander-
gesetzt und durch praktische Anweisungen
auf sparsame und sachgemäße Auswahl
und Zubereitung der Nahrungsmittel
hingearbeitet werden. Merkblätter
sollen darüber belehren, daß der Fleisch-
genuß einzuschränken ist. Dasselbe
gilt von der Butter, während Milch
und Käse zu empfehlen sind. Sahne
und Schlagsahne stellen unerlaubten
Lurus vor. Die Milch kann bei der
Zubereitung von Speisen vielfach die
Butter ersetzen. Das Brotgetreide
muß vollständiger ausgenutzt werden,
ebenso die Kartoffeln, die nicht teuer
werden dürfen. Anstelle von Weißbrot
und Aufschnitt sollten morgens und
abends Suppen treten, die reichliche
Abwechslung gestatten. An den Vortrag
schließt sich stets eine praktische Vor-
führung, wie auch Gelegenheiten zu
selbständiger Erprobung und Aus-
führung des Gelernten geboten werden
sollen.
Vor allem kommt es darauf an,
iiese Aufklärung in breite Schichten
der arbeitenden Bevölkerung zu tragen,
andererseits sie aber auch den Köchinnen
zugöngig zu machen, denen die praktische
Durchführung derselben in den Küchen
desMittelstands obliegt;dennnurallzuoft
ist die Hausfrau hergebrachtem Schlen-
drian gegenüber leider machtlos.
„Spare in der Zeit, so hast du
in der Not!" wird es heißen müssen.
Teuerung und Hunger müssen in ab-

schreckenden Farben geschildert werden, Krankheit und Siechtum als ihre Folgen. Nur auf diese Weise wird es gelingen, Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit erfolgreich zu bekämpfen und auch auf diesem Gebiete durch Vorbereitetsein dazu beizutragen, alle Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst des Vaterlandes und des Siegs zu stellen.

Biographische Rundschau.

Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik in Briefen und Urkunden. Herausgegeben im Auftrage der Firma Fried. Krupp A.-G. vonWilhelm Berd ro w. 335 Seiten. Verlag von G. D. Baedeker, Essen-Ruhr. Preis gebunden in Ganzleinen Mark 5.—.

Das vorliegende Werk darf als eine dankenswerte Ergänzung zu der großen anläßlich der Hundertjahrfeier der Firma Krupp veröffentlichten Iubiläumsschrift betrachtet werden. Es gibt seinem Hauptinhalte nach eine Biographie des, weiteren Kreisen immer noch recht wenig bekannten, Gründers der Gußstahlfabrik in Briefen und zwar größtenteils in Geschäftsbriefen von seiner eigenen Hand und der Hand seiner Freunde. „Anspruchslose, ja ziemlich nüchterne Zeugnisse seiner Zeit, der es an Auf- und Anregungen aller Art wahrscheinlich nicht fehlte —

so nennt der Herausgeber diese Zeitdokumente — die aber doch in ihrer Gesamtheit das Bild jener Iahre um manchen kleinen Zug bereichern." Es ist nicht nur das mit den Weltereignissen seiner Zeit auf mancherlei Weise verflochtene Lebenswerk Friedrich Krupps und sein eigenes, tragisch durchwehtes Geschick, was in diesen Briefen an uns vorüber zieht, es ist die ganze Zeit selbst, die Umwälzung aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Rheinlanden durch Napoleons Gewaltpolitik, was schlicht und nüchtern, wie es sich in den Augen der Zeitgenossen spiegelte, aus diesen Blättern spricht, und so ist das Buch Friedrich Krupps gleichzeitig ein Buch seiner Zeit, der großen Zeit vor 100 Iahren geworden. — Die einzelnen Teile der Bnefsammlung sind verbunden und ergänzt durch kurze biographische Einleitungen, in denen die unvermeidlichen Lücken der Briefsammlung mit knappen Worten ausgefüllt sind, ohne den Reiz der Ursprünglichkeit zu vermissen. So erfahren wir mancherlei Unbekanntes aus den vor die Gründung der Gußstahlfabrik fallenden Lebensabschnitten Krupps, in denen er u. a. Leiter der damals im Besitz der Familie Krupp befindlichen Gutehoffnungshütte und später der letzte Inhaber eines von seinem Großvater gegründeten Kolonialwarengeschäfts war, um als solcher „die zweifelhaften Freuden einer damaligen kaufmännischen Erisienz in den Rheinbundstaaten gründlich durchzukosten." — Bisher unveröffentlichte Bilder der verschiedenen Stätten des Wirkens, sowie einzelne Teile des ältesten Kruppschen Familienbesitzes, der fast vollständig der Durchführung der Gußstahlfabrik aufgeopfert werden mußte, ferner handschriftliche Briefe Friedrich Krupps, seiner Vorfahren und Freunde und einige faksimilierte Dokumente aus der Zeit des „Großherzogtums Berg" dienen dem Werke als Buchschmuck und dürften es auch seiner Ausstattung halber für den Bücherfreund zu einem wertvollen Besitz machen.

-">><«, !<—-

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegl.

h«N!U»^«« »»» «h-flUXl»«»!! VlO», U, I!»»«l, K««>» I<! «»UN » !U. «!»»0l»»«I ^ lO«W» «lNU «lnKül!! «I. «3»«>. ' V»<ntt»»rlllch«l RelXllN«Ul: Dl.ey!»!»» »IU<!l l» »«»«m, — «I«tn-V«N«<ml9fl>i Unaon,:

»rülich« ». ». hosbuchhon»!»»,« <I. ««»I>I», VulxlV«8 V, v»I»I«»»-»«^» «, - Ml O« I<,I«n>I«nl»ll
»«ninnomMch: b«I»I«ch MI«lm»nn K, «n»I«» III. - »«I»» «i» D»» I« Schlelllch«, «uchKnu»»«»
». 8 ech»tll»«»!»«I. «.-».. ««Ol»» I!1

In8er»ten ^nn»Kme
V«rlaz Lr««Iau III; k«rn«r äurol» 6i« k'irma: liuäolk ^lu»« ullÄ 6i«
loOSstlongp«!» p« 46 mn» br«it« 2«!I« <liuäolk llo»«'» 5lorwaI>

^?<
VzHVt6
ZH^M'"
BildniÂ« und eigenhÃ¤ndigÂ« Unterschrift Sr. Durchlaucht FÃ¼rst Henckel von Donnersmark.

Line öeuOeMmatWH
Begründet von Paul Lindau
.Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
. ische Buchdruckerei,«^V< Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laender, A.-G., Breslau.
München Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
^«l-ckholm <55ristiania Konstantinopel
"„-. !.,dr-,>-l« 8»«l^ I«?» D^>»«Ü Vxchh«« Inllincu, Vuchhluidl lln» Kell.
N« ><!» ech»«lz: «l«»«««. »«««<». «. »»chl>>l»»l«n« H«»». V«»», il«lch l.
««««l<!l««ll»tl«,ll!lb«ll«»d: «U.!^. »<»»<«««« «m» «,h», ««««, »ulwch«»«.
»
39. Jahrgang. Band 152. Heft 486. März i9i5

>Â»
<^c/ M^V^<.' ,
/^
Â«,'<,'
BildniÂ« und eigenhÃ¤ndige Unterschrift Sr. Durchlaucht FÃ¼rst Henckel Â«on Nonnersmnn.

EmeKuOeMmmWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlefische Buchdruckerei,«^^ Kunst< und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
Stockholm Christiania Konstantinopel
<l.«. sslttz«, I.»!!,^!« ll»7»l«. I»t»b lchtwod «»cht)««. Internat. Vuchhllndl, 0tt« ««II.
M dl, V»»l«p» n, «ch»«d» l»b w «»»«m<n»: «K«», »h,. N«fi»» »«ch»,l«e», »,!««!>«««««.
Ml d!, Lch»»»,: «»«»»«. «nti««. ». »nchl>«««»l«««« H»n«. V«»«- Jülich I.
««Ml»l««l»»t»n»fill b«ll»«t>l ».<». »<«»!«««« ««» «»lM» H»««. »ulttichos«.
39. Jahrgang. Band 152. Heft 486. März 1915

EMPTY

Professor Dr. Ludwig Stein:

Weltpolitik.

Weltpolitik ist ein Parallelbegriff zu dem von Herder und Goethe geprägten Wort „Weltliteratur'. Das Maschinenzeitalter, das uns Raum und Zeit zu überwinden gelehrt hat, weitete im zwanzigsten Iahrhundert den geographischen Horizont des Menschengeschlechts dermaßen aus, daß sich, dank der drahtlosen Telegraphie und der Flugzeugtechnik, die Kontinentalpolitik der Mittelmeer-kulturen, die man in früheren Zeiten euphemistisch mit dem hochtrabenden Namen „Weltpolitik" belegt hat, in eine wirkliche Weltpolitik verwandelt hat.

Herder und Goethe wollten die Literaturen aller kultivierten Völker umfassen und zu einem Einheitsbegriff steigern, Marconi und Zeppelin haben durch die Überwindung der geographischen Grenzen und die Bezwingung der Luft, die keine Grenzpfähle kennt, wesentlich und vorzüglich dazu beigetragen, die Mittelmeerpolitik, die einst Alerander, Cäsar und Napoleon zu einer „Welt-Politik" in unce ausgestaltet hatten, weil das ihre Welt war, zu einer wahr-haften „Weltpolitik", wie sie heute im Gange ist, zu erheben.

Die „Weltpolitik" unserer Tage ist nichts anderes, als der natürliche Widerschein einer Interessen-Gemeinbürgschaft, die heute das ganze Menschen-geschlecht des zivilisierten Teiles unseres Erdenrundes umspannt. Der Ideen-Austausch der Völker hat zu einer „Welt-Literatur" geführt, der Waren-Aus-tausch zu einer „Welt-Politik." Augenblicklich zeigt sich diese unterirdisch wirkende Interessensolidarität, die durch den Weltmarktpreis der Waren gleichsam im wirtschaftlichen Barometerstand der Weltwarenbörsen ihren ökonomischen und in den Effektenbörsen ihren finanziellen Ausdruck findet, von ihrer negativen Seite.

Die gegenwärtige Völkerschlacht ist ein letztes Ringen um das Weltwassermonopol Englands, jenes Weltreichs, von welchem Beaconsfield der Kaiserin Victoria vorschmeichelte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe, während Grey uns heute niederschmetternd zum Bewußtsein gebracht hat, daß in moralischem Verstande die Sonne im britischen Imperium noch gar nicht aufgegangen ist.

Mag nämlich Rußland, wie die Rede Sasanows in der Duma mit überwäl-tigend unfreiwilliger Komik dargetan hat, als nämlich von Hindenburg, wieder an den Masurischen Seen, die widerlegende Tat just am selben Tage dem

freventlichen Wort Sasonows hat folgen lassen, die Oai»» »««a.»ionall» des Weltkrieges sein, so erweist sich, von Tag zu Tag immer deutlicher und handgreiflicher, als die <üau»», ettioieu« des Völkerringens der englische Nimmersatt in seinem krampfhaften Bemühen, den Absolutismus zu Wasser ebenso zu behaupten, wie Rußland die Autokratie zu Lande. „Weltpolltik" heißt daher heute: die letzte Abrechnung zwischen den Imperialismen unter den um die Vorherrschaft ringenden Kultursystemen. England gebärdet sich noch heute als das politische Clearing-House der Welt. Es verlangt mit feigenblattloser Ungeniertheit, daß London die einzige Zahlstelle bleibe, wo alle Völker der Erde ihr Voll und Haben zum Austrag und ihre politischen Conti zur Abrechnung und zum Ausgleich bringen sollen. Es verweigert Deutschland beharrlich den Platz an der Gonne und widersetzt sich grundmäßig der uralten Imperatorenweishelt: älvis«, et imvsi'a!

Hand in Hand m i t uns hätte England seine Weltstellung nicht bloß aufrechterhalten, sondern entsprechend steigern, vor allem aber festigen können. Dann erst wäre es eine wirkliche Weltmacht geworden, und nicht bloß eine P a p i e r weltmacht, als welche sie sich heute erweist, zumal es in allen Fugen des Imperiums kracht und dröhnt und an allen Zelten dieses politischen „Hans Dampf in allen Gassen" schwält und zu lohender Flamme emporzüngelt. Englische Halsstarrigkeit hat aber diesen Weltkrieg von langer Hand vorbereitet, weil es den deutschen Rivalen ein für alle Mal aus dem Welthandel ausschalten wollte, damit der englische Imperialismus die Alleinherrschaft auf dem Weltmarkt behauptet, die unbestritten blieb, bis deutscher Arbeitseifer und Erfindungsgeist, deutsche Wissenschaft und Technik, deutscher Ordnungssinn und Biedersinn die zweite Stelle im Welthandel errangen, so daß er, wenn England noch weiter ruhiger Zuschauer hätte bleiben wollen, in absehbarer Zeit von den Deutschen erreicht und an die zweite Stell« gedrückt worden wäre.

Dieser Rekord durfte nicht geschlagen werden. Und da in England zuletzt alles zum Sport geworden ist, auch die „Weltpolitik", so griff man zum Würfelbecher und spielte zum Einsatz: „Nichts oder Alles." Grey setzte das britische Imperium auf eine Karte: »ut fteriuauillm. »,nt Vritanuiam e»»e äe!en<i2ill. Einer von uns beiden ist zu viel auf der Welt. Wir oder ihr, tertwm uou ä«,tur! Statt alles auf ein vel, vel abzustellen, bevorzugte Grey das ^nt—»ut. Und so sind denn letzten Endes nur England und Deutschland die eigentlichen Duellanten des Weltkrieges, wie dies der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes in zwingender Beweisführung (Norddeutsche Allgem. Zeitung vom Dienstag, den 2s. Ian., jetzt als Sonderabdruck bei Georg Stilke, Berlin, 1815 erschienen) dargetan hat. Grzellenz Helfferich hat den diplomatischen Schriftwechsel mit der ihm eigenen Doppelbefähigung vom Gelehrten und Staatsmann, vom theoretischen Finanzwissenschaftler und praktischen Finanztechniker sorgfältig studiert und dabei eine Befähigung zu diplomatischer Behand-

lung der Probleme der „Weltpolitik" an den Tag gelegt, die nur diejenigen in Erstaunen zu setzen vermochte, die seine reiche Begabung auch nach dieser Seite noch nicht zu beobachten Gelegenheit fanden. Es kommt beim Studium der „Weltpolitik" nicht nur darauf an, richtig Akten zu lesen, sondern vorzüglich darauf, zwischen den Zeilen dieser Akten mit dem bohrenden Spürsinn des Wissenschaftlers und jenen Methoden der strengen Akribie zu lesen, die den Ruhm deutscher Forschungsart ausmachen. Helfferichs Schrift liest sich wie eine fortlaufende Eregese zu einem gegebenen politischen Tert, wie die befugte Auslegung zur Urschrift. Die Ergebnisse dieser sorgfältigen politischen Tertauslegung Helfferichs sind aber für England geradezu vernichtend.

Daß England in den Krieg auch ohne jede Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland eingetreten wäre, heißt es (S. 43), bedarf nach der im Vorstehenden dargestellten Entwicklung der französisch-englisch-deutschen Verhandlungen in der kritischen Woche keines weiteren Beweises. Die verantwortlichen Leiter der englischen Politik hatten England auf Grund der formell zu nichts verpflichtenden Entente mit Frankreich in den seit der Überreichung der österreichisch-ungarischen Note an Serbien verflossenen Tagen so stark für ein sofortiges bewaffnetes Eingreifen an der Seite Frankreichs engagiert, daß nur um den Preis des Sturzes des britischen Kabinetts und um den Preis des Vorwurfs der Perfidie England dem Krieg hätte fern bleiben könne«.

Daß die Leute, die England in diese Lage geführt hatten, ihre Rechnung dabei fanden, den Vorwand der Verletzung der belgischen Neutralität, von dem sie sich eingestandenermaßen eine starke Wirkung auf die öffentliche Meinung versprachen, nach Kräften zur Deckung der eigenen Verantwortlichkeit auszunutzen, steht auf einem anderen Brett. Wie unaufrichtig dieser Vorwand war, ist oft genug nachgewiesen worden. Es sei in dieser Beziehung auf die in Brüssel von den deutschen Behörden beschlagnahmten Dokumente aufmerksam gemacht, aus denen sich ein Zusammenwirken der belgischen und englischen Militärbehörden ergibt, das dem das Wesen der französisch-englischen Entente ausmachenden Zusammenwirken der beiden General- und Admiralstäbe durchaus entspricht. Wenn in bezug auf das englisch-belgische militärische Einverständnis von England die heuchlerische Ausrede gebraucht wird, die getroffenen Vereinbarungen hätten sich lediglich auf den Eventualfall einer Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland bezogen und an sich keinerlei die Politik der beiderseitigen Regierungen verpflichtende Kraft gehabt, so ist dieser Einwand genau so viel und so wenig wert wie die gleiche Behauptung, die von englischen Staatsmännern seit einem Iahrzehnt vor dem Parlament und der Öffentlichkeit in bezug auf den Charakter der französisch-englischen Entente immer wieder aufgestellt worden ist.

Helfferich gelangt auf Grund der unwiderleglichen, durch die offiziellen Veröffentlichungen der Dreiverbandsregierungen selbst bestätigten Zusammenhänge zu dem Ergebnis: vor dem Richterstuhl der Geschichte wird die Behauptung,daß Deutschland den Krieg gewollt und verursacht habe, in nichts zerfallen. Rußland ist als der Brandstifter, Frankreich und England sind als die Mitschuldigen erwiesen.

Die tiefsten Beweggründe der „Weltpolitik" der Dreiverb andler deckt Helfferich mit zwingender Klarheit auf:

Bei Rußland der Drang nach der Vorherrschaft im nahen Orient, doppelt stark seit der Niederlage im Krieg mit Iapan, und entschlossen, bei Aussicht auf Erfolg jeden Widerstand der Zentralmächte gewaltsam zu brechen.

Bei Frankreich die verhängnisvolle Orientierung der Gesamtpolitik nach dem negativen Pol des mit Furcht gepaarten unversöhnlichen Revanchedurstes. auslaufend in die immerwährende Bereitschaft, mit jedem starken Gegner Deutschlands gegen uns zu marschieren.

Bei England der Handelsneid gegen jede aufstrebende Wirtschaft, dazu die instinktive Gegnerschaft zur stärksten Kontinentalmacht und die Tradition der gewaltsamen Unterdrückung jedes kontinentalen Strebens nach Seegeltung.

Diese heterogenen Kräfte haben das Netzwerk der Entente gesponnen, das der kleinen Minderheit der den Krieg entschlossen Wollenden zum furchtbaren Werkzeug wurde, und in dem die große friedliche Mehrheit der Völker Rußlands, Frankreichs und Englands sich rettungslos verfing: Rußlands Stellungnahme zu Österreich-Ungarn in der serbischen Frage stellte die Entente vor die entscheidende Belastungsprobe: es ist kein Zweifel, daß ein Wort der Weigerung Frankreichs genügt hätte, die Kriegspartei in Rußland niederzuhalten; es ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, daß ein Wort der Weigerung Englands Frankreich zurückgehalten haben würde; es ist unbedingt sicher, daß jedes Wort der Ermutigung von seiten Englands den Kriegsparteien in Frankreich und Rußland das Übergewicht verschaffen mußte. Auf der anderen Seite ist ebenso gewiß, daß ein Sich-Entziehen Frankreichs oder Englands, mochte das Beiseitestehen in den Verträgen und Absprachen noch so sehr seine formelle Berechtigung finden, das dreifache Einvernehmen gesprengt und eine Neuorientierung der gesamten europäischen Politik zur Folge gehabt hätte, eine Neuorientierung, die nicht zu einer Vorherrschaft eines einzelnen Staates hätte führen müssen, bei der viel» mehr jede Macht zu ihrem Recht hätte kommen können.

In der Wahl zwischen der Erhaltung der Entente und Erhaltung des Weltfriedens haben die leitenden britischen und französischen Staatsmänner, durch langjähriges eigenes Tun und Reden innerlich unfrei und befangen, unter dem Druck der kriegslüsternen Cliquen den Weltfrieden der Entente geopfert und den überragenden Teil der öffentlichen Meinung ihrer Länder durch die Be-

rufung auf die Heiligkeit der geschriebenen und ungeschriebenen Verträge mit sich fortgerissen.
Diese Verflechtung von Schuld und Verhängnis im einzelnen klarzustellen, wird dereinst die große Aufgabe der Geschichtsschreiber unserer Zeit sein.
Zu diesen Geschichtsschreibern unserer Zeit gehört der Kieler Philosoph, Soziologe und Naturwissenschaftler Ferdinand Tönnies, der in seinem soeben (bei Iulius Springer) erschienenen Büchlein „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung" streng unterscheidet zwischen dem englischen Volke und der englischen Weltpolitik. Ferdinand Tönnies, der Hobbes-Forscher, hat tiefer in das Wesen der englischen „Weltpolitik" hineingeblickt, als irgend ein Lebender. Denn das Studium des größten Denkers, den England hervorgebracht hat, ließ den Hobbes-Forscher Tönnies Untersuchungen über englische Politik von so tiefgründiger Art anstellen, wie sie eben nur ein deutscher Gelehrter fertig bringt, nach dem bekannten Wort Lagardes: „Deutscher sein, heißt, eine Sache um ihrer selbst willen betreiben." Tönnies erinnert einleitend an das berühmte, heute mehr denn je stechend gewordene Merkwort von Kant: Als Staat gegen andere Staaten ist England das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste (Staatswesen) unter allen. Tönnies beruft sich vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich auf englische Autoren und gelangt zu dem für die englische „Weltpolitik" niederschmetternden Ergebnis, „daß das englische Volksgewissen, wenn es zum Urteil über die englische Weltpolitik und ihre Beweggründe aufgefordert wird, nicht umhin kann, sie der ewigen Verdammnis schuldig zu befinden."
So spricht ein grundsätzlicher „Internationalist" von der Farbe eines Tönnies von englischer Schuld und unausbleiblicher Sühne. Hören wir daneben einen anerkannten Führer des Internationalismus, die Seele der interparlamentarischen Bewegung, Graf Albert Apponyi, über die Weltpolitik unserer Verbündeten. Schon im Kriegssonderheft von „Nord und Süd", im November 19I4, äußerte sich Graf Apponyi über England wie folgt:
Das ist der toll gewordene Krämergeist, der die Welt in Brand steckt, um ein Monopol zu retten, das die eigene Tüchtigkeit nicht zu behaupten vermag, dessen es auch gar nicht bedarf, um gedeihen und fortschreiten zu können. Es ist nackter Neid, nackte Mißgunst, was sich hier äußert. Es ist, um ein den Engländern geläufiges Bild zu gebrauchen: tlie süss in tbe monier, der Hund im Freßtrog, dem es nicht genügt, daß er sich satt fressen kann, sondern der alle anderen von dort wegbeißen will. Man fühlt sich als Sohn der westlichen Kultur von Schmerz und Scham übermannt, wenn man eines der größten Kulturvölker so tief gesunken sieht.
Die Engländer wollen sich und andere über die schmachvolle Rolle, welche ihr Land in diesem Krieg spielt, mit der hochtönenden Phrase hinwegtäuschen: sie kämpften gegen die Weltherrschaft Deutschlands, für die Großmachtstellung

Frankreichs und für die Freiheit der Neutralen. Aber wann hat Deutschland Weltherrschaft angestrebt? Wann hat es für sich etwas anderes verlangt, als freie Betätigung seiner Kräfte, in einer Welt, wo reichlich Platz für alle ist? Wem ist Deutschland jemals zu nahe getreten, auf wessen Kosten wollte es je Eroberungen machen, wer konnte sich je durch Deutschland bedroht fühlen? Wann hat es insbesondere die Machtstellung Frankreichs angetastet? War es nicht im Gegenteil stets voll von Rücksicht für den Gegner des Iahres 1870? War es nicht stets bestrebt, wie dies auch das Richtige war, die Wunden des verletzten Selbstgefühles einer besiegten, oft irregeführten, aber doch großen Nation zu heilen und zu schonen? Kaiser Wilhelm insbesondere benutzte jede Gelegenheit, diese ritterliche Gesinnung zu betätigen, und ich konnte es bei meinen zahlreichen Bekannten in Frankreich oft konstatieren, daß dies dort, wenn auch widerwillige, Anerkennung fand. Was nun vollends die Freiheit der schwächeren Völker betrifft, so dürfte es schwer fallen, auch nur die kleinste Tatsache ins Feld zu führen, welche Deutschland als eine Gefahr für wessen immer Freiheit erscheinen läßt; dagegen ist das Sündenregister Englands, gerade in dieser Beziehung, größer als das irgend eines Volkes, Rußland ausgenommen.

Soeben versendet Graf Albert Apponyi eine Abhandlung mit dem Titel „Die naturgemäße Stellungnahme Ungarns in der Weltpolitik", in welcher er in großzügigen Konzepten die Rolle Ungarns in der Weltpolitik schildert. Hier heißt es (S. 27):

Der russische Erpansionstrieb, den Napoleon I. schon ahnte, wurde stets deutlicher erkennbar. Damit kamen sich Ungarn und Österreich wieder näher, weil die weltpolitische Grundlage ihrer Verbindung wieder aktuell wurde und weil es gelungen war, in dieser Verbindung zumindest das Prinzip unserer nationalen Unabhängigkeit und Einheit zu wahren. Da knüpfte sich auch das Bündnis mit Deutschland, dessen Entstehungsgeschichte zu den lehrreichsten Kapiteln der Weltpolitik gehört.

Dieser Weltpolitik redet Graf Apponyi in der ihm eigenen Sprache, die nicht überredet, sondern überzeugt, nachdenklich das Wort. Er zitiert Kossuch:

Ich sage es offen heraus, ich fühle es als Naturwahrheit, daß die ungarische Nation berufen ist, mit der freien deutschen Nation und die deutsche Nation mit der freien ungarischenNation in inniger Freundschaft zu leben und vereint über die westliche Zivilisation Wacht zu halten.

Alle Möglichkeiten, sagt Apponyi, stehen uns offen, wenn wir siegen; alle Möglichkeiten verschließen sich vor uns, wenn wir unterliegen. Den Bankerott unserer historischen Sendung würde es bedeuten, wenn der moskowitische Angriff erobernd vorwärtsschritte; die Verherrlichung derselben, wenn dieser Angriff, der

gefährlichste, der je den Westen bedrohte, an unserer Kraft zerschellte. Im ersten Falle würde die Verstümmelung des Westens an unserem leibe beginnen; im zweiten wäre unsere nationale Erstarkung die erste Erscheinungsform des westlichen Sieges. Doch nur dann, wenn wir starke Faktoren dieses Sieges sind; und um so mehr, je mehr wir es sind. Unsere Soldaten tun das ihrige; sie sind in der Tat Machtfaktoren auf dem Schlachtfelde. Aber hinter den Gefechtslinien wogt der geräuschlose Kampf der Nationen. Dort gewinnt überlegene Todesverachtung die Schlachten; hier siegt die größere Geduld, die entschlossenere Ausdauer, die strengere Selbstdisziplinierung. Was dort geschieht, ist vergebliches Opfer, wenn wir zu Hause nicht standhalten.

Der entscheidende Einfluß der gesamten moralischen Volkskraft ist ein auffallender Charakterzug des modernen Krieges. Nie noch fiel die Haltung der nicht kämpfenden Massen so sehr ins Gewicht, wie jetzt. Weil er jeden in seinen materiellen Interessen, sowie in seinen Gefühlen trifft, weil er von jedem Opfer und Mitarbeit verlangt, weil die Möglichkeit des Ausharrens von der Voraussicht und der Tragfähigkeit eines jeden bedingt ist: darum wird dieser Krieg in Wahrheit von den Völkern ausgefochten. Ich sehe das, und mich begeistert der Gedanke, daß die ungarische Nation bis zu Ende ihren Mann stellt, sowie es ihre Soldaten tun, und kann ich schon nichts anderes tun, so trachte ich, was in meinem Innern lodert, als lebendiges Feuer den Seelen meiner Mitbürger einzuflößen.

In dieser schwersten Krise unserer Geschichte kann das Vaterland von jedem seiner Söhne verlangen, daß er seine Pflicht tue.

Dieser glühenden Sprache des ungarischen „Weltpolitikers" setzen wir die ruhigen, rein sachlichen Ausführungen eines holländischen an die Seite. Beim Verleger C. ?. van Langenhuysen in Amsterdam gab jüngst der holländische Weltpolltiler M. P. S. Valter eine Schrift „Bydagen tot de wordingsgeschiedenis van den grooten Oorlog" heraus, die weitaus das beste und zuverlässigste geschichtliche Material zum Verständnis der augenblicklichen „Weltpolitik" enthält. Ich habe mich an anderer Stelle einläßlich darüber geäußert und hebe hier das Wesentliche über diesen bedeutsamsten Beitrag zur „Weltpolitik" heraus. Valter ist ein Eingeweihter. Wer einmal die Vorgeschichte dieses Krieges schreiben wird, darf an diesen „Beiträgen zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges" von Valter nicht vorbeigehen. Valter enthüllt das von den Dreiverbäindlern geflissentlich herumgebotene Schreckgespenst vom deutschen „Militarismus" in seiner ganzen Hohlheit und Nichtigkeit. Er spendet dem deutschen „Militarismus" das höchste Lob. Aber auch jener stillschweigend von aller Welt anerkannten Fabel, als ob „die" Diplomatie, besonders die deutsche, an diesem Weltkriege in letzter Instanz „die" Schuld trüge, tritt Valter mit dem Rüstzeug einer geschichtlich glänzend orientierten Materialiensammlung sieghaft entgegen. Was es vollends mit der von England unter der Tugendmaske des „Schutzes der

garantierten Rechte der kleinen Staaten" auf sich hat, das zerpflückt Valter mit erbarmungsloser Offenheit und in zwingender Beweisführung.
Valter malt mit sicherem Pinsel den geschichtlichen Hintergrund, von welchem sich der gegenwärtige Weltkrieg deutlich abhebt. Nicht Diplomaten haben diesen Weltkrieg letzten Endes verschuldet oder heraufbeschworen, sondern g e - schichtliche Unausweichlichkeiten, die in Englands Weltpolitik verankert sind. Deutschland war gegenüber England seit dem Bestehen des deutschen Reiches der unermüdliche Vorkämpfer der „offenen Türe", während England, das doch zu Hause den Freihandel vertritt, weil er dort seinen Interessen entspricht, überall sonst in der Welt den deutschen Konkurrenzkampf fürchtet und daher der Politik der „offenen Tür" allüberall Deutschland ent- gegentrat. „Durch seine selbstsüchtige, brutale Politik hat England die Freund- schaft Deutschlands verloren und die Annäherung mit Frankreich und Rußland gegen das Deutsche Reich ausgespielt." Kein Mittel ist England giftig genug, wenn es seine Interessen zu wahren gilt. Es weckt die gelbe Gefahr, vor welcher der Deutsche Kaiser zeitig gewarnt hatte. Es zertrümmert die südafrikanischen Republiken, weil „das deutsche Element eine mächtige Stütze der holländischen Afrikaner war". Und dies alles nur aus „Angst vor dem deutschen Intellekt und seiner friedfertigen Energie". Damit die angelsächsische Weltherrschaft eine vollendete und von keiner Seite mehr zu bewältigende werde, müssen die Ozeane zu englischen Binnenseen herabgedrückt und die kleinen Staaten, die England vorgeblich beschützt, zu „geschlossenen Handelsstaaten" herabgewürdigt werden.
Das englische Sündenregister gegen die „kleinen Staaten" wird von Valter erbarmungslos aufgerollt. Was insbesondere England den Niederlanden gegen- über ausgespielt hat, war in den Augen Valters nichts anderes als „2 zame ot dlutt". Und wenn die Niederlande den Deutschen einen berechtigten diploma- tischen Vorwurf machen können, so ist es nur der, daß die deutschen Di- plomaten eine ehrliche, ja nur zu ehrliche Politik getrieben haben. Die britische Regierung habe fortgesetzt gegen die deutsche „höchst unehrlich gehandelt".
Zu große Ehrlichkeit habe Deutschland auch gegenüber Belgien an den Tag gelegt. Der Vertrag von 1831 war nicht m i t Belgien, sondern über Belgien geschlossen. Belgien war nicht Subjekt, sondern Objekt des Vertrages von 1831. Da Belgien seine angebliche politische Unberührtheit schon den Dreiverbändlern freiwillig preisgegeben und sich damit politisch prostituiert hatte, war eine schonende Rücksichtnahme seitens Deutschlands durch nichts gerechtfertigt, zumal Lebensinteressen auf dem Spiele standen. „Es war längst commnui« opinicl, daß im Ernstfalle der Vertrag von 1831 null und nichtig bleiben werde."
Deutschland durfte im Interesse seiner Selbsterhaltung nicht warten, bis seine Feinde einrückten, sondern die Not gebot ihm, das Prävenire zu spielen. „W enn sich je ein Volk rüstete, nicht um Krieg zu führen, sondern

ihm vorzubeugen, so war es das deutsche. Der Militarismus, unter dessen Wirkung die deutschen Iünglinge nicht bloß zu guten Soldaten herangebildet, sondern auch zu ordentlichen, tüchtigen und brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft erzogen worden sind, war nicht bloß für das eigene Reich einSegen, sondern für ganzEurop a."

Solche Worte des Niederländers, der eingesteht, daß die von den Engländern in Holland betriebsam geführte Kampagne gegen den „preußischen Militarismus" nicht ohne verhängnisvollen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Holland geblieben ist, tun doppelt und dreifach wohl in einer Stunde, in welcher auch das Wohl und Wehe der Niederlande mitverflochten ist mit dem Schicksal des Deutschen Reiches.

Was die „kleinen Staaten" von England zu erwarten haben, ersehen sie jetzt aus dessen, auch Kinder, Frauen und Greise schonungslos umfassenden Aushungerungspolitik, welche die „kleinen Staaten" ebenso hart trifft, wie die beiden kriegführenden Großmächte. England spielt mit der Welt va dauque! Zu Zeiten König Eduards, bemerkt Valter sehr fein, spielte man auch in der hohen Politik Englands zu leichtsinnig hohen Sätzen, wie beim Bakkarat. Und man arbeitete im politischen Stil Macchiavellis!

Dieses Hazardspiel Greys haben die tonangebenden Holländer endlich durchschaut, und jetzt beginnt es dort in den Köpfen der Besten und Einsichtsvollsten zu dämmern. Glücklicherweise, sagt Valter, hat sich die holländische Regierung von der englischen nicht dazu verleiten lassen, ihr von England zugemutete Handlungen zu begehen, welche angeblich der Neutralität dienen sollten, in Tat und Wahrheit aber eine parteiische und illoyale Haltung Deutschland gegenüber in sich geschlossen hätten. Holland scheint endlich zu merken, worauf es England ankommt: Holland soll ein britischer Pufferstaat gegen das mächtige Deutsche Reich werden. England ist „mit weitgehender Anmaßung gegen die kleinen Nordsee-Staaten, insbesondere gegen Holland, aufgetreten". Der Kanal ist nahezu geschlossen. Das „freie Meer" ist nur noch eine Fiktion. England hat damit seine geheimsten Absichten verraten. Holland weiß jetzt, wo seine „Feinde" stehen. Von Deutschland hat das stammverwandte Holland alles zu erhoffen, von England alles zu befürchten.

Diese hinterhältige, jedes Eigenleben anderer Völker aufsaugende „Weltpolitik" Englands kennzeichnet Professor Mar Apt „Der Krieg und die Weltmachtstellung des deutschen Reiches", (Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", H. 12. S. Hirzel, Leipzig), mit treffenden Worten (S. 17):

Die traditionelle Politik Englands geht seit jeher dahin, wenn auf dem europäischen Festland eine England unbequeme Großmacht entsteht, diese zu unterdrücken, und zwar dadurch, daß es sich auf diplomatischem Wege einen oder mehrere Kontinentaldegen verschafft, die in ihrem eigenen Interesse Englands

Kämpfe ausfechten, bis das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt ist, in Wirklichkeit aber Englands Übermacht gesichert ist. England versteht es meisterhaft, die Interessengegensätze, die zwischen den Kontinentalmächten bestehen, für seine Zwecke dienstbar zu machen. So hat es die in Frankreich schlummernde Revancheidee ermuntert, es hat die Unzufriedenheit Rußlands über den Widerstand, den ihm Österreich-Ungarn und das sich mit ihm solidarisch erklärende Deutschland in der Verfolgung seiner Balkanideale entgegenstellt, dazu benutzt, um Rußland und Frankreich einander zu nähern und mit beiden zusammen das jetzt in die Erscheinung getretene Bündnis zu schließen, um die Weltmachtstellung Deutschlands zu vernichten.

Die Ziele der deutschen Weltpolitik haben im Gegensatz zu den eigensüchtigen Zwecken der englischen einen Zug ins Große und Universelle, wie denn dem Deutschen überhaupt der Idealismus genau so im Blute steckt, wie den Eng« ländern der Utilitarismus. Die Engländer sind Nutzenmenschen, die Deutschen Pflichtmenschen. Demgemäß heißt das letzte Ziel der englischen Weltpolitik: Weltherrschaft, der der deutschen: Weltorganisation. Errichteten Alerander und Cäsar ein Welt reich, wenigstens ein Mittelmeerweltreich, träumten ein Diogenes oder ein Zeno von einem Welt staat, der Katholizismus von einer Welt religion, Herder und Goethe von einer Welt literatur, die Philosophen aller Völker und Zeiten von einer Welt m oral und die jüngeren Rechtsphilosophen von einem Weltrecht, so wird die deutsche Welt-Politik, wenn sie sieghaft wird, eine Weltorganisation schaffen, deren Herzpunkt nicht der Nutzen, sondern die Pflicht ist.

Dr.-Ing. eh, Kommerzienrat Otto Niedt,
Generaldirektor der Oberschlesischen Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Gesellschaft Friedenshütte, Gleiwitz. Vorsitzender der Oberschl. Stahlwerksgesellschaft:

Die oberschlefische Montanindustrie im Zeichen des Weltkrieges.

Durch den gegenwärtig tobenden gewaltigsten Krieg aller Zeiten ist im deutschen Reiche jeder Stand und jeder Berufszweig mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Grenzlande haben naturgemäß die unmittelbaren Wirkungen des Krieges in besonderer Schärfe zu fühlen bekommen, und zwar der deutsche Osten mehr als der Westen Deutschlands, da hier, infolge des raschen und glücklichen Vorgehens unserer Heere in der ersten Zeit des Krieges, eine Einbruchsgefahr für weitere Gebiete bald abgewendet war. Dank der be-

wunderungswürdigen Kriegskunst unserer Heeresleitung und der heldenhaften Tapferkeit ihrer Truppen ist es der gewaltigen russischen „Dampfwalze", die „verheerend über den deutschen Osten dahinrollen" sollte, nur gelungen, nicht allzugroße Landesteile Ostpreußens zu verwüsten.

Der Schaden, den der wilde russische Bär bei seinem Einfall in Ostpreußen in kürzester Zeit angerichtet hat, ist freilich erschreckend groß und manche Friedensjahre dürften dahingehen, ehe die letzte Spur seiner Bestialität beseitigt ist. Ungleich größer wären die materiellen Schäden für die Ostmark und die gesamte deutsche Volkswirtschaft aber gewesen, wäre es den russischen Heeresmassen gelungen, in das wirtschaftlich reichste Gebiet des deutschen Ostens, den oberschlesischen Industriebezirk, einzufallen, weil hier auf engem Raume tatsächlich Milliarden Werte in Gefahr standen, deren Vernichtung den industriellen Osten auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht für immer, lahmgelegt hätte.

Diese Gefahr kann, wenn man die gegenwärtige Kriegslage in Bettacht zieht, hoffentlich als endgültig beseitigt gelten. Nachdem die ersten Wochen des Krieges nicht ohne Stockung der wirtschaftlichen Verhältnisse verlaufen waren, kehrt« das tätige Leben Oberschlesiens — Mitte November freilich noch einmal unterbrochen — allmählich wieder in fast normale Bahnen zurück. Die Werke der Montanindustrie arbeiten nach wie vor, wenn auch mit eingeschränktem Betriebe, da es an geeigneten Arbeitskräften noch mangelt, gewisse Verkehrshindernisse naturgemäß fortbestehen und in solch kriegerischer Zeit seitens der Privatkundschaft Käufe verständlicherweise nur für den dringendsten Bedarf getätigt werden. Umfangreiche Heeresaufträge geben dafür aber der Industrie die Grundlagen zum Weiterarbeiten und teilweisen Ersatz. Manch eines der hiesigen Werke hat dabei, wie überall in deutschen Landen, rasch umgelernt und Fabrikationen aufgenommen, die es vor Ausbruch des Krieges nicht betrieb. Auf diese Weise war und ist es möglich, die militärfreien, zurückgebliebenen Arbeiterscharen, sowie viele weibliche Kräfte zu beschäftigen, sodaß das anfangs drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit vollkommen in den Hintergrund getreten ist. Aber auch die Sorge derjenigen Familien, deren Ernährer zu den Fahnen einberufen wurden, ist infolge der Fürsorge des Staates, der Kommunen, der Werksverwaltungen und privaten Wohltäter behoben. Dem Staate selbst ist überdies in der oberschlesischen Montanindustrie durch Abwendung des feindlichen Einbruchs ein leistungsfähiger Lieferant für den Heeresbedarf erhalten geblieben, was für die Durchführung des deutschen Titanenkampfes bis zum glücklichen Ende von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Iedenfalls hat sich auch Oberschlesiens Industrie rasch in die durch den Krieg geschaffenen neuen Verhältnisse hineingefunden, und wenn es auch zurzeit verfrüht und zunächst Angelegenheit anderer Kreise ist, über die künftige Gestaltung der politischen Grenzen und des Verhältnisses zu den Nachbarländern

zu sprechen, so läßt doch der bisherige glückliche Verlauf der kriegerischen Ereignisse einen günstigen Ausgang erwarten und damit Hoffnungen und Wünsche der oberschlesischen Montanindustrie für die notwendige Neuordnung auf wirtschaftlichem Gebiete laut werden.

Oberschlesien wird im Reiche, weil zu wenig bekannt, häufig verkannt und stand das Interesse, welches man seinen Wünschen und wirtschaftlichen Sorgen entgegenbrachte, deshalb nicht immer im richtigen Verhältnis zu seiner Bedeutung. Im äußersten Südostzipfel Norddeutschlands gelegen, und an der sogenannten Dreikaiserreichsecke Rußland und Österreich-Ungarn berührend, ist Oberschlesien in Wahrheit nicht nur ein reiches, sondern auch ein zukunftsreiches Land. Auf engem Raume von kaum 3000 qKm besitzt das oberschlesische Montanrevier Zink-, Blei- und Eisenerze, sowie große Kalksteinlager, vornehmlich aber riesige Mengen Steinkohlen, auf deren Grundlagen sich bedeutende Koks-, Eisen-, Zink- und Bleihüttenwerke, sowie namhafte Kalkstein- und Zementindustrien aufbauten.

Der Steinkohlenvorrat des preußischen Anteils des oberschlesischen Steinkohlenreviers beträgt schätzungsweise rund 114 Milliarden Tonnen abbauwürdiger Kohlen, die nach Maßgabe der gegenwärtigen Förderungen etwa 2000 Iahre ausreichen würden und bei bleibender Höhe des letztjährigen Verbrauchs die ganze Erde hundert Iahre lang mit Steinkohlen versorgen können, während den bekannten Kohlenvorräten im Ruhrrevier nur eine Lebensdauer von etwa 600—800 Jahren zugesprochen wird. Im Iahre 1912 waren in Oberschlesien im Betriebe 59 Steinkohlengruben mit 341 Schächten, aus denen rund 42 Millionen Tonnen Kohlen gefördert wurden, die einem Wert von etwa 353 Millionen Mark entsprachen.

Die Eisenindustrie, die älteste der oberschlesischen Montanindustrien, steht für die Ostmark an volkswirtschaftlicher Bedeutung dem Kohlenbergbau kaum nach. Die Roheisenproduktion der 1912 im Betriebe befindlichen 31 Hochöfen (jetzt zur Kriegszeit sind es 23) betrug rund eine Million, die Rohstahlfabrikation etwa IVl Millionen Tonnen.

Die oberschlesische Zinkhüttenindustrie ist seit Iahren die bedeutendste ihrer Art im deutschen Reiche und von den oberschlesischen Industrien wohl die bekannteste auf dem Weltmarkte. Oberschlesiens Anteil an der gesamten deutschen Zinkproduktion betrug im Iahre 1912 etwa 83°/».

Insgesamt beträgt der Iahreswert der oberschlesischen Montanerzeugnisse etwa dreiviertel Milliarden Mark und die Zahl der bei den oberschlesischen Gruben und Hütten beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf zirka 200 000 Per» sonen.

Von der bedeutenden oberschlesischen Montanindustrie befindet sich die Eisenindustrie seit einer Reihe von Iahren leider in wenig beneidenswerter Lage. Sie hat unter schwierigen Verhältnissen zu leiden und verdankt ihre Weitereristenz und heutige angesehene Stellung in der Hauptsache rastloser,

mühevoller Arbeit und ständiger Aufwendung hoher Investitionskosten zwecks steter Modernerhaltung.

In unmittelbarer Nähe zweier fremder Wirtschaftsgebiete, weit entfernt von den wichtigsten deutschen Konsumplätzen und dem Meere, hat die oberschlesische Eisenindustrie einerseits hohe Frachten für die Herbeischaffung der von ihr benötigten Eisenerze und andererseits solche für ihren Warenabsatz ins Inland zu tragen, während die benachbarten Länder, Rußland und Österreich-Ungarn, ihre Grenzen mit hohen Zollmauern gegen die fremde Einfuhr sicherten. Sie haben es verursacht, daß Oberschlesien, obwohl im Herzen Zentraleuropas gelegen, seines natürlichen Absatzgebietes beraubt wurde und seine Fabrikate in der Hauptsache ins Inland und in das entferntere Ausland unter Aufwendung hoher Frachtkosten versenden muß. Wie hoch sich die Schutzzölle einiger für den oberschlesischen Erport besonders wichtiger Eisenfabrikate stellen, zeigt die nachstehende Zusammenstellung, welcher zum Vergleich die deutschen Zollsätze beigefügt sind. Es gelten z. B. heute als Schutzzölle pro 100 K^ für

	Stabeisen	Röhren	Bleche	Schienen	Schwellen	Draht
in Rußland	M. 10,—	33,63	11,80—20,00	11,80	11,80	23,74-61,98
„ Osterr.-Ung.	„ 5,10—12,75	12,16	7,65—11,90	5,10-6,10	11,90	8,08—11,90
„ Deutschland	„ 2,50	5,00	3,00—	4^0	2^0	2F0 2,50— 3,75

Diese Zusammenstellung zeigt, daß sich der deutsche Schutzzoll für vorstehende Eisenerzeugnisse vergleichsweise recht niedrig stellt. Leider kommt er, wie hier nur beiläufig bemerkt sein soll, für die Eisenindustrie, sofern er nicht durch Syndikate nutzbar gemacht wird, kaum in Betracht, da die einheimische deutsche Eisenproduktion bekanntlich weit den Inlandsbedarf übersteigt, wodurch die Eisenpreise im deutschen Zollgebiet automatisch auf den Weltmarktpreis oder gar noch tiefer herabgedrückt werden. In den Nachbarstaaten ist der Schutzzoll wesentlich höher als im deutschen Reiche und speziell der russische charakterisiert sich gar als Prohibitivzoll. Deshalb ist ein Erport in normalen Zeiten nach den Nachbarstaaten so gut wie ausgeschlossen; er kommt nur gelegentlich für Aushilfelieferungen in die beiden Nachbarländer in Frage, nämlich dann, wenn dort die Lieferfristen wegen allzu starker Besetzung der Werke übermäßig langsichtige sind.

Durch vorstehende Ausführungen ist nicht nur die schwierige Situation der Eisenindustrie Oberschlesiens in der Hauptsache erklärt, sondern es ergibt sich daraus in erster Reihe die dringende Notwendigkeit der Wiedergewinnung von Absatzgebieten, die bei der einstmals geltenden Zollpolitik bereits vorhanden waren. Auf die Schaffung von Licht und Luft für den Absatz oberschlesischen Eisens durch Beseitigung der unnatürlichen Zoll- und Tarifverhältnisse legt Oberschlesien den größten Wert und hierauf richten sich in erster Reihe seine Erwartungen und Wünsche für die hoffentlich in nicht mehr ferner Zeit kom-

Viktor Zuckerkand! Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie
wenden Friedensverhandlungen. Bei dem in Oberschlesien herrschenden Mangel an ausreichenden und geeigneten Eisenerzen müßte ferner erreicht werden, daß die Einfuhr südrussischer und polnischer Eisenerze auch über die trockene Grenze, wie es bis vor zwei Iahren noch der Fall war, für die Eisenindustrie Oberschlesiens bedingungslos wieder freigegeben wird.
All' die hier ausgesprochenen Wünsche, wie natürlich auch diejenigen anderer Industriegebiete, würden bei einem glücklichen Ausgange des Krieges Erfüllung finden können und zwar umso leichter, wenn die gesamte deutsch« Montanindustrie ihre wichtigen Interessen gemeinsam und rechtzeitig zur Geltung bringt. Möglich ist dies aber nur, wenn sie bereits vor den Friedensverhandlungen in festen Verbänden geeint dastände, d. h. wenn die gegenwärtig schwebenden Verhandlungen zwecks Verlängerung und Neubildung der großen montanistischen Verbände zu einem baldigen glücklichen Abschluß gelangen, was auch für das gesamte Wirtschaftsleben des Vaterlandes von höchster Bedeutung sein würde.
Viktor Zuckerkandl,
Vorstand der Oberschlesischen Eisen-Industrie Aktien-Gesellschaft:
Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie vor,
wahrend und nach dem Kriege.
Zu Beginn des Iahres 1914 befand sich der Markt für die Erzeugnisse der Eisen- und Stahlindustrie in wenig befriedigender Verfassung. Die im deutschen Stahlwerksverband gebundenen Erzeugnisse (^-Produkte) hatten teilweise mit unzureichendem Absatz zu rechnen, während die Verkaufspreise, welche wohl ermäßigt werden mußten, noch gewinnbringend waren.
In den anderen Erzeugnissen der Eisen- und Stahlindustrie (L-Produkte) war jedoch neben ungenügendem Absatz über beispiellose Preisermäßigungen zu klagen, welche selbst den besteingerichteten und unter günstigen Verhältnissen arbeitenden Werken keinen Gewinn mehr ließen. Diese Verhältnisse gaben Veranlassung, wieder an den Versuch, die L-Produkte zu syndizieren, heranzugehen. Die bezüglichen Verhandlungen nahmen guten Fortgang, mußten jedoch gegen Ende Iuli unterbrochen werden, weil die politische Lage die für solch schwierige Verhandlungen erforderliche Ruhe nicht gewährte und auch die Anwesenheit der Werksleiter auf den Werken notwendig machte.
Der ausgebrochene Krieg erforderte nun einschneidende Maßnahmen; ein Teil der technischen und kaufmännischen Beamten, der Meister und Arbeiter rückte ins Feld, die Eisenbahnen mußten selbstverständlich in erster Reihe mili-

tärischen Zwecken dienen, die Zufuhr von Rohmaterialien, sowie die Absendung von Fertigfabrikaten erlitt Unterbrechungen. Die Betriebe im oberschlesischen Industrie-Revier wurden, soweit es sich um Hochofen- und Stahlwerksbetriebe handelte, auf etwa ein Drittel der Höhe vor dem Kriege herabgesetzt. Die Anforderungen an die in den Werken arbeitenden Ingenieure, Kaufleute und Meister waren sehr große; vielfach waren Umorganisationen erforderlich. Die Betriebe mußten den geänderten Verhältnissen entsprechend umgestaltet werden.

Die Erzeugung einzelner Artikel, für welche Absatz gar nicht oder nur im verminderten Maße vorhanden war, mußte eingestellt oder vermindert und die Herstellung solcher Artikel, in welchen sich vermehrter Bedarf zeigte, erweitert werden. Die Durchführung dieser notwendigen Maßnahmen war keineswegs leicht, denn der Mangel an Beamten und Arbeitern, sowie die unvermeidlichen Schwierigkeiten im Bahn-, Post-, Telegraphen- und Telephonverkehr waren zu überwinden. Es kann den deutschen Industriellen das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie der Größe der zu lösenden Aufgabe gewachsen waren. In den Monaten vom September an war eine stetige Steigerung der Erzeugung und Versendung zu verzeichnen, welche, was das oberschlesische Revier anbelangt, jetzt beinahe dieselbe Höhe wie vor dem Kriege erreicht haben.

Offenbar liegen diese Verhältnisse in anderen Industriebezirken und wohl auch in anderen Industrien ähnlich, denn die Eisenbahneinnahmen aus dem Güterverkehr der Preußischen Bahnen, welche im August auf 41,25°/» des Vorjahres gesunken waren, haben im Dezember schon die Höhe von 95,44°/« gegen den Dezember des Vorjahres erreicht.

Die Entwicklung der industriellen Verhältnisse während des Krieges war demnach viel besser, als man zu erwarten berechtigt war, und es sind keine Anzeichen zu erblicken, nach welchen, selbst bei langer Dauer des Krieges, sich hierin etwas ändern sollte.

Die Aussichten der deutschen Eisen- und Stahlindustrie nach dem Kriege sind, sofern es gelingt, diese wichtigste Industrie zu organisieren, durchaus optimistisch zu beurteilen.

In jeder einzelnen industriellen Gesellschaft, in jedem Werke besteht eine Organisation, welche wohl als unentbehrlich bezeichnet werden muß. Ieder Werksleiter hat den Segen der in seinen Werken geschaffenen Organisation täglich vor Augen und weiß ihn zu schätzen.

Auf die größten Verhältnisse übertragen, haben die Monate des Krieges den unschätzbaren Wert einer guten Organisation gezeigt; die Leistungen des deutschen Heeres und der deutschen Eisenbahnen, die als unübertrefflich anerkannt werden müssen, haben dies erwiesen.

Es ist zu wünschen, daß auch die deutsche Eisen- und Stahlindustrie sich organisiert, denn der Zusammenschluß in Verbänden ist nicht nur notwendig, sondern beinahe unentbehrlich.

Viktor Zuckerkand!
Die Frage der Notwendigkeit der Organisierung dieser wichtigsten Industrie Deutschlands ist in den bezüglichen Kreisen allgemein erkannt, und ist ein neuer Versuch dazu gegenwärtig im Gange. Darüber, ob der jetzige Zeitpunkt für diese Verhandlungen geeignet ist, besteht keine Übereinstimmung; es wird gesagt, daß der Friedensschluß Verschiebungen auf industriellem Gebiete bringen kann, welche einen vorzeitigen Zusammenschluß nicht rätlich erscheinen lassen. Solche Verschiebungen durch den Friedensschluß sind allerdings möglich, sogar höchst wahrscheinlich, doch sollte gerade dieser Umstand geeignet sein, den Znsammenschluß zu beschleunigen. Gelingt es, denselben vor Beendigung des Krieges zustande zu bringen, so wird die deutsche Industrie die eventl. nach dem Friedensschluß zu führenden Verhandlungen als ein „einziger starker Block" führen und sich dadurch günstigere Bedingungen für diese Verhandlungen von vornherein geschaffen haben. Es wäre bedauerlich, wenn — wie schon so oft — auch diesmal der Organisierung der deutschen Schwer-Industrie unlösbare Schwierigkeiten entgegenstehen würden.
Die Anforderungen an die Industrie werden nach dem Kriege eine recht erhebliche Steigerung erfahren und eine bedeutende Erhöhung der Selbstkosten zur Folge haben. Die Arbeitslöhne werden höher werden, die Erze sind bereits im Preise gestiegen, die staatlichen Lasten werden ebenfalls weit höhere Beträge erfordern, als in der Vergangenheit.
Die Industrie ist verpflichtet, sich darauf einzurichten, diese vermehrten Lasten tragen zu können; sie kann eine Steigerung der Selbstkosten nicht vermeiden und kann, ohne sich zu organisieren, diese Selbstkostensteigerung nicht auf die Abnehmer überwälzen.
Auch die notwendige Pflege des Eisen- und Stahl-Erportes nach dem Kriege wird innerhalb einer Organisation wirksamer erfolgen, als ohne eine solche.
Die größte Schwierigkeit der Verbandsbildung liegt in der Quotenfrage. Die große Bedeutung derselben steht außer Zweifel, doch scheint es, daß ihr in der Vergangenheit von mancher Seite eine zu große Bedeutung zuerkannt wurde. Die erhöhte Erzeugung hat wohl eine Ermäßigung der Selbstkosten zur Folge, diese wird jedoch kaum bedeutend genug sein, um die Differenz des Erlöses für die Erzeugnisse innerhalb der Verbände gegenüber den im freien Wettbewerb erzielbaren Verkaufspreisen auch nur annähernd auszugleichen.
Das deutsche Heer wird durch seine unübertreffliche Organisation, seine nicht zu überbietende Aufopferungsfähigkeit und durch seine glänzende Führung den endgültigen Sieg erringen und damit wird auch für die deutsche Industrie eine schöne Zukunft erkämpft sein.
Der Friedensschluß dürfte günstige Handelsverträge für Deutschland im Gefolge haben, auch ist anzunehmen, daß Vereinheitlichungen von Zollgebieten

mit Staaten, welche in Zukunft für eine politische Gruppierung mit Deutschland in Aussicht zu nehmen sind, herbeigeführt werden.
Möge die deutsche Eisen- und Stahlindustrie nach dem Kriege so organisiert sein, daß sie das, was ihr das deutsche Heer erkämpft, auch erhalten, daß sie durch Hebung ihrer Einkünfte zur Steigerung der Steuerkraft des Reiches beitragen und die unbedingt notwendigen erhohtenStaatsbedürfnisseaufdemGebietedesHeeres, der Marine, sowie der Kulturbedürfnisse nicht nur tragen, sondern gerne und leicht tragen kann.

Hüttendirektor a. D. Oskar Simmersbach, Professor für Eisenhüttenkunde in Breslau:

Die oberschlesische Eisenindustrie und der Krieg.

Der heutige Weltkrieg zeigt in augenscheinlicher Weise, daß Schillers Worte:

„Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter"

nur mit gewisser Einschränkung noch ihre innere Berechtigung besitzen. Zwar könnte nach den bisherigen Kriegsergebnissen Rußland mit seiner weit ausgedehnten, fast unermeßlichen Landwirtschaft und seiner verhältnismäßig kleinen Eisenindustrie — nicht größer, als die Frankreichs — vielleicht als vollgültiger Beweis gelten, aber andererseits wissen wir von uns selbst, daß unser eigenes stolzes Heer trotz unserer genialen Technik und unserer gewaltigen Schwerindustrie, die an der Spitze aller eisenerzeugenden Staaten Europas steht, doch bei langer Kriegsdauer vergebens gekämpft haben könnte, wenn nicht unsere Landwirtschaft so erstarkt dastände, daß sie allein imstande wäre und die Sicherheit böte, uns und unsere Truppen zu ernähren. Die Bismarcksche Erkenntnis, daß in Deutschland Industrie und Landwirtschaft geschwisterlich eng zusammengehören, wird hoffentlich durch diesen Krieg so nachhaltig bei uns allen durchdringen, daß in Zukunft im Deutschen Reich einseitige Interessenpolitik weder nach der einen, noch nach der anderen Richtung getrieben werden kann.
Für uns muß es immerdar heißen:

„Das Schwert ist's, das den Pflug beschützt,
Der Pflug ist's, der das Schwert erhält."

Wir haben uns stets vor Augen zu halten, daß Deutschland inmitten der Feinde von Ost und West auf sich selbst angewiesen ist, und daß daher die Erhaltung unserer Volkswirtschaft und die Stärkung unserer Volkskraft sowohl eine gefestigte Landwirtschaft benötigt, mit solch großer Bodenfläche, daß uns Nahrungssorgen auch bei dem weiteren Bevölkerungszuwachs von jährlich fast einer Million nicht erstehen, als auch nicht minder eine Sicherstellung unserer industriellen Friedensbeschäftigung und unserer Handelsbeziehungen.

Die Sicherstellung unserer Industrie bezieht sich im Wesentlichen auf die Rohstoffe Kohle und Erz. Die Steinkohlenvorräte Deutschlands betragen glücklicherweise über 400 Milliarden Tonnen, entsprechend 60°/« derjenigen Europas, und stellen sich mehr als doppelt so hoch, als die Groß-Britanniens, welch letztere, zumal angesichts der weit größeren britischen Förderziffer, bedeutend eher der Erschöpfung entgegensehen. Immerhin wird es uns beim Friedensschluß nicht unangenehm sein, daß wir im Westen zur Zeit die Hand gelegt haben auf den gesamten Kohlenreichtum Belgiens mit 20 Milliarden Tonnen bei einer Iahresförderung von 23 Millionen Tonnen, sowie auf mehr als V» der französischen Kohlenfelder mit ähnlich hohem Kohlenvorrat und bei einer jährlichen Förderziffer von 27 Millionen Tonnen, und ferner daß im Osten das polnische Steinkohlenrevier mit einem Kohlenreichtum von 7 Milliarden Tonnen bei einer Iahresförderung von 6,8 Millionen Tonnen, gleich fast V^ der russischen Kohlenförderung, von unseren Truppen besetzt ist. Für Oberschlesien spielen die polnischen Kohlenvorräte an sich keine allzubesondere Rolle, da die dortige Kohle nicht verkokungsfähig und auch sonst von geringerer Qualität ist als die oberschlesische, ganz abgesehen davon, daß Oberschlesiens Kohlenvorräte an abbauwürdiger Kohle 114 Milliarden Tonnen ausmachen, bei einer derzeitigen Iahresförderung von 44 Millionen Tonnen.

Wichtiger aber erscheint die Frage der Sicherstellung unseres Erzbedarfes. Für den Westen Deutschlands dürfte es hierbei sonder Zweifel schon eine gewisse Beruhigung bieten, daß wir zur Zeit in Französisch-Lothringen das Hochplateau von Briey in Besitz haben, mit seinen über 3 Milliarden Tonnen Minetteerzen. Immerhin aber steht in dieser Hinsicht die lothringische und rheinisch-westfälische Eisenindustrie — letztere vor allem auch wegen ihrer guten Wasserwege und -verbindungen — günstiger da, als die oberschlesische.

Die oberschlesischen Eisenerze, einst die Grundlage des dortigen gesamten Eisenhüttengewerbes, sind jetzt fast ganz abgebaut. Während noch 1889 rund 800 000 Tonnen gefördert wurden, waren es 1913 nur noch 100 000 Tonnen. Es wurden daher im letztgenannten Iahre von den oberschlesischen Hochöfen nur 12,5°/» Eisenerze aus dem heimischen Bergbau verhüttet, aus dem übrigen Deutschland 23,7°/», dagegen aus dem Ausland 63,8'/» bezogen, die in der Hauptsache aus Schweden-Norwegen, Rußland und Ungarn stammen. Die

Einfuhr an schwedischen Erzen stieg in den letzten 3 Iahren von 300 000 Tonnen auf 400 000 Tonnen, die von Rußland verringerte sich von über 270 000 Tonnen im selben Zeitraum auf 95 000 Tonnen, statt dessen wurde es aber durch Tarifermäßigungen ermöglicht ca. 180 000 Tonnen Erze aus dem Lahn-, Dill- und Sieggebiet, sowie aus dem Harz neu zu beziehen und so den immer schwieriger sich gestaltenden Eisenerzbedarf wenigstens zum Teil im Inland zu decken.
Berücksichtigt man, daß die schwedisch-norwegischen und die russischen Erze einen Eisengehalt von 60°/» aufweisen, gegen 30°/« bei den oberschlesischen und 45°/» bei den aus anderen deutschen Erzrevieren, so tritt die Abhängigkeit der Oberschlesischen Eisenindustrie vom Ausland klar zu Tage. Diese Abhängigkeit wirkt um so einschneidender und schwerwiegender, als eine Sicherstellung dieser ausländischen Erzbezüge nicht vorliegt, wie denn Rußland 1912 die Ausfuhr seiner Krivoi-Rogerze über die polnische Grenze verbot, und nicht minder auch Schweden und Ungarn verschiedentlich Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Erzausfuhr bereiteten. Damit wächst natürlich die Bedeutung der Transport- und Tariffragen für Oberschlesien in hohem Maße, zumal mit Rücksicht auf seine ungünstige geographische Lage, die einen langen Frachtweg von Schweden etc. über Stettin erfordert. Es gibt wohl kaum ein Eisenhüttenrevier der Welt, das hinsichtlich der Deckung seines Erzbedarfes mit so schwierigen Verhältnissen zu kämpfen hat und unter so mißlichen Bedingungen arbeitet, wie das oberschlesische.
Inwieweit hier nach dem Kriege bessere Verhältnisse eintreten können, dürfte eine der wichtigsten Fragen für Oberschlesien sein — besonders auch im Zusammenhang mit den Erzvorkommen in Polen. Die dortigen Eisenerzlagerstätten finden sich hauptsächlich in dem von uns bereits eroberten südlichen Teil und zwar im Gebiete des Krakau-Weljunski Bergrückens, im Gouvernement Radom, im Kjelce-Bezirk und im Bendzin-Bezirk des Gouvernements Petrokow. Man begegnet hier Sphärosideriten, Spateisensteinen und vor allem Brauneisensteinen, als Fortsetzung der oberschlesischen Vorkommen. Die Gesamtvorräte sollen 300 Millionen Tonnen mit 122 Millionen Tonnen Eisengehalt betragen, wovon 35 Millionen Tonnen mit 11 Millionen Eisen sichtbare Vorräte darstellen.
Aber auch beim ev. Bezug dieser Erze steht die Transport- und Tariffrage im Vordergrund. Diese ungünstige Stellung der oberschlesischen Eisenindustrie tritt um so stärker in die Erscheinung, als sie wegen der schwachen Besiedlung und der geringen industriellen Entwicklung des deutschen Ostens auch den Absatz für ihre Fertigfabrikate in weiter Ferne suchen muß, d. h. also ebenfalls bei hohen Frachten, wodurch natürlich ihre Konkurrenzfähigkeit wesentlich leidet.
Während früher der russische Markt das uneingeschränkte Absatzgebiet für die schlesische Industrie bildete, ist heute der Absatz nach Rußland durch die in Rückwirkung der deutschen Agrarzölle hervorgerufenen russischen Zölle nahezu völlig unterbunden, — ähnliches gilt auch zum Teil von Österreich, — wie die folgende Übersicht erkennen läßt.

Oskar Simmersbach
Rußland Österreich-Ungarn
Deutschland
0,20
frei
frei
0,30
?'
n
5,95
1,28
1,00
9,91
5,10
2,50
13,87—19,82
7,65—11,90 3,00—4,50
33,69
12,16
5,00
11,89
4,04— 4,89
2,50—4,00
23,78—61,44
8,08—11,90 2,50—3,75
9,32
frei
frei
9,32
4,08
»
4,37
1,00
„

Eingangszölle industrieller Standard-Artikel für 100 Kß in Mark, (nach Dr. Bonikowsky)

Steinkohlen
Koks
Roheisen
Walzeisen, nicht faxoniert
Rohe Bleche
Rohe Walzröhren von 2uuu und darüber
Gußrohren, unbearbeitet
Draht, nicht poliert
Rohzink
Rohblei
Schwefelsäure nicht rauchende

Diese Belastung der Produktion zum Schutze der deutschen Landwirtschaft empfindet die oberschlesische Industrie unter den deutschen Industriebezirken fast ganz allein, weil sie wegen ihrer unglücklichen geographischen Lage und der daraus resultierenden schwierigen Transportverhältnisse sich nicht in der Lage sieht, für die verloren gegangenen Absatzgebiete in Rußland und Österreich sich auf dem Weltmarkt Ersatz zu schaffen, und infolgedessen auch von jedem Niedergang der Konjunktur im Inland schwerer und länger betroffen wird, als andere deutsche Reviere. Durch eigene Kraft sich hier zu helfen ist Oberschlesien unmöglich — die technischen Einrichtungen der Hütten sind mindestens ebenso gut, wie im Westen, — hier kann allein eine geeignete Zoll- und Verkehrspolitik Wandel schaffen. Sollten die politischen Grenzverhältnisse verschoben werden, so wäre die Möglichkeit gegeben, Oberschlesien ein ausgedehntes und zukunftsreiches Absatzgebiet nach Osten hin zu schaffen, da die südrussische Kohlen- und

Eisenindustrie weder qualitativ noch quantitativ den Bedarf Polens und Westrußlands zu decken vermag. Nicht minder dürfte auch nach dem Kriege und dem Wiederaufblühen der Türkei der gesamte Orient für Oberschlesiens Industrieerzeugnisse als günstiger und wertvoller Markt anzusehen sein, zumal in Österreich-Ungarn der Mangel an Kohle einer weiteren Ausdehnung der dortigen Eisenindustrie entgegensteht. Es dürfte dies um so mehr zu begrüßen sein, als die gedeihliche Entwicklung der oberschlesischen Schwerindustrie zur Zeit durch die mangelnde Absatzfähigkeit ihrer Kohle wesentlich beschränkt wird. Wenn man bedenkt, daß nach den Ostseegebieten, Pommern, Westpreußen, Ostpreußen etc. an englischer Kohle im Iahre 1913 rund 2,6 Millionen Tonnen versandt wurden, und nach Groß-Berlin mit Vororten 1,7 Millionen Tonnen, wenn man ferner bedenkt, daß Oberschlesien imIahre 1890 Berlin ohneVororte noch mit über IMillion Tonnen Kohle, gleich 72,58°/« des Gesamt-Bedarfs versorgte, und 1913 nur

mit 861000 Tonnen, gleich 37,38°/°, entsprechend einer Verminderung von 139 000 Tonnen, wohingegen im selben Zeitraum die englische Kohleneinfuhr von 106 000 Tonnen auf 896 000 Tonnen stieg, d. h. um 790 000 Tonnen mehr, und daß England nicht nur die Gesamtsteigerung des Berliner Kohlenbedarfs in diesen 23 Iahren an sich reißen, sondern sogar noch fast 100 000 Tonnen deutsche Kohlen aus ihrem angestammten heimischen Absatzgebiete verdrängen konnte, — dann bedarf es wohl keiner weiteren Begründung, daß hier durchgreifende Abhilfe geschaffen werden muß, und zwar vor allem durch Verbesserung der bislang unzulänglichen Schiffahrtsverhältnisse der Oder und durch Ermäßigung der Eisenbahnfrachten. Mit vollem Recht betont diesbezüglich der oberschlesische berg- und hüttenmännische Verein in seinem letzten Iahresbericht: „Deutschland, das von seiner Industrie Milliarden an Steuern verlangt, um seine Wehrkraft aufrecht zu erhalten, und das daher wahrlich alle Veranlassung hat, die einheimischen wirtschaftlichen Kräfte zu pflegen und leistungsfähig zu erhalten, duldet es, daß jahraus, jahrein Millionen und Abermillionen in das Ausland wandern für ein Produkt, das es selbst in schier unerschöpflicher Fülle besitzt. Zweifellos eine Anomalie ohnegleichen!" Die Entwicklung der oberschlesischen Industrie nach dem Kriege wird sonach abhängen von unseren Handelsverträgen und von unserer Tarif- und Verkehrspolitik. Möge deren Bearbeitung in engster Fühlung mit den Männern der Praris rechtzeitig in Angriff genommen werden, auf daß die oberschlesische Schwerindustrie entsprechend ihrer Bedeutung für das wirtschaftliche und nationale Wohl der deutschen Ostmark einer aussichtsvollen Zukunft entgegensieht.

Kommerzimrat Leo Lustig,
Generaldirektor und Mitbegründer der Deutschen Eisenhandel-Aktiengesellschaft, Berlin:

Deutscher Eisenhandel.

Die am 1. Ianuar 1910 gegründete Gesellschaft ist, wie die Firma besagt, eine Eisenhandels-Aktiengesellschaft, ein Handelsunternehmen in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft, dem satzungsgemäß der Verschleiß von Produkten der Eisen- und Stahlindustrie und von Fabrikaten aus diesen Produkten, sowie deren Überführung in den Verbrauch obliegt.

Dieses wirtschaftlich so notwendige Überleiten der Erzeugnisse in die weitverzweigten Kanäle der gewerblichen Tätigkeit, die Sättigung großer Länderteile mit Eisen und seinen Produkten, der Vertrieb dieses für den wirtschaftlichen Aufbau so wichtigen Stoffes in die Adern und Äderchen des Wirrschaftskörpers,

das niemals Aufgabe der produzierenden Groß-Industrie sein kann und darf, wenn Produzenten und Konsumenten gleichzeitig zu ihrem Rechte kommen sollen, ist von so wesentlicher Bedeutung für den wirtschaftlichen Körper von Staat und Reich, daß die Gesellschaft in ihrer Tätigkeit in weitgehendstem Maße auch öffentlichen Interessen zu dienen berufen ist.

Nicht handelt es sich hier um einen sogenannten Zwischenhandel, dessen Eristenz so häufig als unnützes Glied am Wirtschaftskörper angesprochen wird, — eine Auffassung, deren Berechtigung hier nicht erörtert werden soll, — das Unternehmen ist vielmehr, besonders angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse in den östlichen preußischen Landesteilen, ein sehr wichtiges Organ der Industrie, und eine notwendige Ergänzung deren Organisation.

Von welcher Bedeutung in wirtschaftlicher Beziehung auch nach anderer Richtung hin das Unternehmen ist, ergibt sich, wenn berücksichtigt wird, daß das Aktienkapital der Gesellschaft 23 Millionen Mark und das Obligationenkapital 7V- Millionen Mark beträgt. Hierzu treten die umfangreichen Eigen-Kapitalien der ihr angeschlossenen Firmen, sodaß das in der Gesellschaft dauernd arbeitende Kapital sich auf mindestens 50 Millionen Mark beläuft. Das Unternehmen ist hiernach in seiner Branche und in seinem Tätigkeitskreise das bedeutendste, nicht nur in Deutschland, sondern in der industriellen Welt überhaupt. Weder England, noch Amerika, noch Belgien verfügen über ein derartiges Spezialunternehmen im Eisenhandel.

Es interessiert nicht nur den Kaufmann, sondern auch den Volkswirt, festzustellen, auf welche Weise eine derartige Organisation, über die wir weiter unten noch sprechen, entstanden ist und sich entwickelt hat. Sie ist in ihrem Endresultat eine Verschmelzung des sogenannten „Schlesischen Hänblerkonzerns" mit der Aktiengesellschaft Ravens, einem Unternehmen, das kurz vorher aus den Unternehmungen des weltbekannten Eisen- und Stahl-Engroshauses „Iakob Ravens Söhne A Co." entstanden ist. Auf diese Weise ist nicht nur dem Unternehmen die so außerordentlich wertvolle Mitarbeit eines Mannes von dem Ansehen und der Bedeutung des Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr. Louis Ravens gesichert worden, sondern das Unternehmen war hierdurch auch in der Lage, die außerordentlich umfangreichen Geschäftsverbindungen der Firma Ravens in allen deutschen Länderteilen und auch im Auslande zu frukrifizieren und so vor allen Dingen auch seine bereits bestehenden Geschäftsverbindungen im mittleren und westlichen Deutschland zu erweitern und zu vertiefen.

Die Grundlage des Unternehmens aber war der bereits seit Iahrzehnten bestehende schlesische Händlerkonzern, eine Verbindung der beiden alteingesessenen und angesehenen Firmen „M. I. Caro und Sohn" und „Eduard Lindner" in Breslau, sowie einer größeren Anzahl bedeutender und angesehener ost- und mitteldeutscher Eisengroßhandelsfirmen, alle von einem der-

artigen Renomm^, daß deren Inhaber nicht nur in ihren Domizilien, sondern weit darüber hinaus angesehene Positionen im öffentlichen Leben einnehmen. Es sei hier nur erinnert an die Firma „S. Herz", Posen, deren Inhaber, der Geheime Kommerzienrat Herz, neben vielen anderen öffentlichen Ämtern jahrelang den Vorsitz in der Posener Handelskammer führte, an „C. B. Dietrich 6: Sohn" in Thorn, deren Inhaber, Kommerzienrat Dietrich, langjähriger Landtagsabgeordneter ist, an die Firma „Ludwig Kolwitz" in Bromberg, an die hochangesehenen Häuser des Königsberger, Danziger und Stettiner Handels, an die Firma „C. F. Weithas Nachfolger", Leipzig, deren Inhaber, Herr Generalkonsul Thieme, im öffentlichen Leben des Königreichs Sachsen eine hervorragende Position einnimmt usf.

Die Begründer dieser so umfangreichen Organisation waren unter anderen die Brüder Geheimer Kommerzienrat Nr. Georg von Caro, Geheimrat Oskar Caro und der Verfasser dieses, Kommerzienrat Leo Lustig, die Inhaber der Firma M. I. Caro 81 Sohn. Die Geschichte dieser bereits im Iahre 1807 begründeten Eisengroßhandelsfirma hängt innig zusammen mit der Geschichte der Oberschlesischen Eisenindustrie überhaupt, wie die Firma ja selbst als Erbauerin und langjährige Besitzerin des Eisenwerks Herminenhütte, das im Iahre 1857 errichtet wurde, sowie als Besitzerin des Eisenwerks Iulienhütte, lange Iahre hindurch zu den oberschlesischen Großindustriellen gezählt hat. Die beiden Brüder Dr. Georg von Caro und Oskar Caro sind denn auch an der Entwicklung der schlesischen Eisen- und Stahlindustrie jahrzehntelang tatkräftig mittätig gewesen und haben einen nicht unbedeutenden Anteil an ihrer schließlichen Ausgestaltung.

Geleitet von der Erwägung, daß bei dem stetig zunehmenden Umfange der deutschen Eisenindustrie nur ein in sich einiger, nicht aber ein sich gegenseitig befehdender Großhandel die ihm zufallende, bedeutungsvolle Aufgabe der Überführung der Produktion in den Verbrauch erfolgreich leisten könne, schufen die Genannten in Gemeinschaft mit ihrem langjährigen Mitarbeiter und Gesellschafter Kommerzienrat Leo Lustig eine Handelsorganisation — den obenerwähnten schlesischen Konzern — zunächst zum ausgesprochenen Zwecke einer Gemeinschaftsarbeit mit der oberschlesischen Industrie, mit der sie so viele Iahre innig verwachsen waren. Der erste Schritt hierzu war die Verständigung mit der gleichfalls altrenommierten, sehr angesehenen Konkurrenzfirma Eduard Lindner in Breslau, welche Vereinigung (1887) die sich früher widerstreitenden Interessen oberschlesischer Produzenten zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammenschloß. Inzwischen ist die Organisation derartig weiter ausgebaut, daß mehr als 50 angesehene Eisengroßhandlungen in allen Teilen Deutschlands durch die Gesellschaft kontrolliert werden. Nicht allein, daß die Gesellschaft bei allen diesen Firmen

finanziell beteiligt ist, sie dirigiert auch die Dispositionen dieser Unternehmungen, hierdurch gleichzeitig verhütend, daß der deutschen Industrie durch Manipulationen aus Großhandelskreisen Schädigungen erwachsen.

Der Sache nach war die Gründung allerdings zunächst eine in erster Reihe die Interessen der oberschlesischen Industrie berücksichtigende. Durch den Eintritt der Firma Raven^ aber hat sich diese Interessenwahrnehmung in gleicher Weise auch auf namhafte mitteldeutsche und westdeutsche Produzentenkreise ausgedehnt.

Es leuchtet ein, daß unter den geschilderten Verhältnissen die oberschlesische Industrie die Bedeutung des Großhandels für die Vertretung ihrer Interessen und seinen Wert für die Abwickelung der Handelsgeschäfte mit dem Konsum schon frühzeitig erkannte, was um so erklärlicher erscheint in Gebieten wie die ostdeutschen, wo die Entwickelung der Industrie und ihr Aufstieg zur gegenwärtigen Höhe angesichts des früheren geistigen und wirtschaftlichen Rückstandes eines größeren Teiles der Bevölkerung und angesichts der schwierigen Lage des Reviers in früheren Iahren mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Die Walzwerke des Reviers wären unter diesen schwierigen Verhältnissen seinerzeit kaum in der Lage gewesen, im Falle des direkten Absatzes ihrer Produkte auch noch materielle Verluste, die unvermeidlich gewesen wären, auf sich zu nehmen. Die Hand, die ihnen der ostdeutsche Großhandel hier lange Iahre gereicht hat, zur gemeinschaftlichen Förderung der Interessen aller Erwerbsstände, ist deswegen auch nicht zurückgewiesen worden, und die Bemühungen des Großhandels um den Absatz haben bei der gesamten oberschlesischen Industrie bis zu dem noch nicht lange zurückliegenden Zeitpunkte, in welchem fremde Elemente in den oberschlesischen Produzentenkreis traten, welche oberschlesischen Verhältnissen bis dahin fernstanden, uneingeschränkte Anerkennung seitens sämtlicher oberschlesischer Produzenten gefunden. So lange ist es auch dank den Bemühungen des Großhandels den oberschlesischen Werken möglich gewesen, denjenigen Frachtvorsprung, den die eigenartige geographische Lage des Reviers gegen die übermächtige westdeutsche Konkurrenz dem Revier bietet, voll auszunutzen. Auf dieser Ausnutzung aber basiert zum nicht unwesentlichen Teile die Rentabilität der oberschlesischen Werke.

Aber nicht nur der Verschleiß von Walzwerksprodukten aus dem oberschlesischen Revier bildet, wie schon erwähnt, den Tätigkeitskreis der Gesellschaft, sie besitzt vielmehr — in Sonderheit durch den Anschluß der Firma Ravens — auch ein sehr umfangreiches Gesck)äft und zahlreiche enge Beziehungen zu einer großen Zahl rheinisch-westfälischer, lothringisch-luremburgischer Werke, sowie zu den großen Werken an der Saar, und endlich ein sehr umfangreiches Erportgeschäft nach dem europäischen und außereuropäischen Auslande. Die Pflege dieses Gefcbäftes und dieser Beziehungen bildet einen weiteren wesentlichen Teil des Tätigkeitskreises der Gesellschaft, und es darf gesagt werden, daß auch die große Zahl dieser mittel- und westdeutschen Werke, zu denen die Gesellschaft seit ihrer Be-

gründung in engen Beziehungen steht, den Wert dieser Verbindung schätzen gelernt und deren Tätigkeit als nützlich und segensreich für die deutsche Industrie jederzeit anerkannt hat. Besonders lebhaft ist diese Anerkennung von Ost und West in Zeiten wirtschaftlicher Krisen und besonders jetzt während der Kriegszeit zum Ausdruck gekommen.

Die sich leider immer häufiger wiederholenden Tiefstände des industriellen Wirtschaftslebens, besonders aber der Ausbruch des europäischen Krieges, den unser Vaterland gegenwärtig zu bestehen hat, haben für die Produzenten aller Orten sehr umfangreiche Verluste im Gefolge gehabt. Nicht nur, daß die scharfen Krediteinschränkungen eine ganze Reihe von verbrauchenden Unternehmungen zum Erliegen brachten, eine weitere große Zahl ist durch die Einberufung der Inhaber zur Fahne zum Stillstand gekommen, oder mußte zufolge Versagens des Verbrauches den Geschäftsbetrieb einstellen oder sich an die Gläubiger wenden, und materielle Verluste größten Umfanges für die Rohstoff-Lieferanten sind dann aller Orten die Folge gewesen. Besonders aber im Auslandsgeschäft haben diese Verluste aus den verschiedensten Gründen einen außerordentlichen Umfang erreicht, gar nicht zu reden von den direkten Forderungen der Werke im feindlichen Auslande, die auf lange Zeit hinaus uneintreibbar und vielleicht vollständig verloren sind. Vor allen diesen Verlusten an Kapital und Zinsen sind diejenigen Werke, die den Verschleiß ihrer Produkte durch die Gesellschaft bewirken ließen, verschont geblieben. Deswegen dürfte gerade die gegenwärtige schwere Zeit auch manch einen Produzenten, der bisher besser zu handeln glaubte, wenn er seine Fabrikate direkt an den Mittel- und Kleinhandel oder direkt an die Konsumenten, oder aber direkt an ausländische Käufer absetzte, veranlassen, seine Auffassung nach der Richtung des größeren Vorteils im Verkehr mit einem wirklich solventen nnd kulanten Großhandel zu ändern. Es steht hiernach zu erwarten, daß nach Friedensschluß der Geschäftskreis der Gesellschaft sich noch wesentlich erweitern wird. In gleicher Weise dürfte eine Veränderung in der Auffassung zugunsten eines selbständigen, solventen Großhandels auch bei denjenigen Werken Platz greifen, die bislang für den Verschleiß ihrer Fabrikate sich unter Ablehnung des Großhandels an Stelle des direkten Verkehrs mit dem Konsum der sogenannten Werksfirmen bedienten.

Unter Werksfirma ist eine Firma verstanden, die ein großes, kapitalkräftiges Unternehmen für den Vertrieb seiner Produkte sich selber errichtet, mit eigenen Mitteln und auf eigenes Risiko. Diese Festlegung der eigenen Mittel unter Ausschaltung der Verantwortlichkeit für die Verwendung derselben durch den eigenen Verwaltungskörper kann vom nationalökonomischen Gesichtspunkte aus als ein gesundes Gebilde nicht bezeichnet werden. Erklärlicherweise vermögen derartige Unternehmungen (Werksfirmen) ihre Werke in keiner Weise vor Verlusten zu schützen, denn ihre Mittel sind ja die Mittel des Werkes selbst, das sie gründete, und ihre Spesen im Vertriebe sind erfahrungsgemäß keineswegs geringer als der

beschränkte Nutzen, mit dem der selbständige Großhandel zu kalkulieren pflegt. Erklärlich sind derartige Gründungen allenfalls für Industrien, denen ein kapitalskräftiger Großhandel nicht zur Verfügung steht. Unternehmungen aber, die einen zuverlässigen, mit ihnen Hand in Hand arbeitenden Großhandel besitzen — der solvente deutsche Großhandel ist nie Spekulant gewesen — sollten und werden sich derartigen Gründungen zweckmäßigerweise fernhalten. Deswegen hat insonderheit auch die Gesellschaft ihre einflußreiche Stellung innerhalb der Industrie trotz mancher Gegenströmungen nicht nur behauptet, sondern sie hat im Laufe der Iahre ihren Wirkungskreis und ihre Einflußsphäre immer weiter ausdehnen können. Die Erfahrungen, die die Werke während der Kriegszeit machen, dürften die Vorzüge des Verkehrs mit der Gesellschaft gegen die Eigenunternehmungen noch weiter beleuchten. Hat der selbständige Eisengroßhandel und besonders die Aktiengesellschaft Deutscher Eisenhandel in den verflossenen Friedensjahren ihre Position behaupten und immer mehr kräftigen können, so dürfte dies nach Friedensschluß voraussichtlich noch um so mehr der Fall sein.

Daß dieser Friedensschluß recht bald eintreten möge, daß unser geliebtes Vaterland aus den schweren Kämpfen gegen Neid und Mißgunst der ganzen Welt als Sieger hervorgehe, ist Wunsch und feste Zuversicht eines jeden Deutschen! Bringt dann der Friede dem deutschen Reiche, wie wir alle hoffen, die Ruhe zur vollen Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte unseres Vaterlandes auf Menschenalter hinaus, so wird unsere Industrie ihren Siegeszug über den Erdball fortsetzen und damit auch die Gesellschaft vor neue, erweiterte Aufgaben gestellt werden.

Wird dann auch, was zu erwarten steht, das so lange erstrebte Ziel eines Zusammenschlusses der Eisen- und Stahlindustrie für alle z. Zt. noch syndikatsfreien L-Produkte erreicht, so wird der deutschen Eisenindustrie nach den bislang so häufigen Rückschlägen im Erlös und in den Absatzmöglichkeiten dann auch auf die Dauer befriedigende Rentabilität auch für diesen überwiegenden Teil der Produktion beschieden sein, und es ist dann die begründete Hoffnung der Gesellschaft, daß auch die Leitung des Syndikats der V-Produkte in derselben großzügigen und sachgemäßen Weise, wie dies seitens der Direktion des Düsseldorfer Stahlwerks-Verbandes für ^V-Produkte geschieht, zum deutschen Großhandel in enge Beziehungen und ein Vertrauensverhältnis treten wird, das sowohl der Industrie als auch dem Großhandel die Wahrung ihrer Interessen gewährleistet und der Gesellschaft freie Bahn für Betätigung und Ausnutzung ihrer Erfahrungen zugunsten des deutschen Wirtschaftslebens bietet.

Wir und die andern Max Gg. Zimmermann

Geheimer Regierungsrat Professor vi-. Max Gg. Zimmermann:

Wir und die andern.

Wenn wir uns fragen, welche Begabung die großen europäischen Kulturvölker mitgebracht und wie sie damit gewirtschaflet haben, so dürfen wir wohl einen unserer Hauptfeinde Rußland ausscheiden. Denn die Russen sind doch kaum als Kulturvolk zu rechnen. Es gilt noch immer das alte Wort der jetzigen intimen Freunde der Russen (^rate? Ie Itus»e ot vouz trouvere? Ie I^tar.

In den letzten Iahrzehnten haben allerdings einige russische Schriftsteller wie Tolstoi und Marim Gorki europäische Berühmtheit erlangt, aber das sind doch nur Ausnahmen, die wenig Bedeutung für das Ganze haben. In der kirchlichen bildenden Kunst haften die Russen noch immer an den alten byzantinischen Formen, die sie kaum weitergebildet haben, während ihre moderne Plastik und Malerei ganz von Paris abhängig ist.

Man braucht sich, um das Lächerliche der neuen französisch-russischen Freundschaft in seiner vollen Größe zu empfinden, nur vorzustellen, wie unendlich groß der Kulturunterschied zwischen den beiden Nationen ist. Die Franzosen gehören zweifellos zu denjenigen Völkern, die am meisten zur Herausbildung einer hohen und feindurchdachten Kultur und Zivilisation beigetragen haben. Aber ihre Begabung ist eine begrenzte, schon darin, daß sie keinen einzigen Mann allerersten Ranges hervorgebracht haben, der sich an Bedeutung mit den ersten Männern anderer Nationen wie Luther, Friedrich der Große, Goethe, Bismarck, Dante, Lionardo, Raphael, Michelangelo, Shakespeare, Rubens, Rembrandt, Velazquez messen kann; der einzige ganz Große, den sie hatten, Napoleon, war kein Franzose, sondern ein Corse italienischer Abstammung und mehr ein Zerstörer, als ein Erbauer. Was ihren Leistungen an Konzentration in einzelnen Persönlichkeiten fehlt, haben sie an Breite voraus. Das französische Volk hat zwei Architekturstile erfunden, die in einem Siegesfluge ohnegleichen die Welt erobert haben: den gotischen Stil und das Roccoco. Im 19. Iahrhundert war die französische Malerei die führende in Europa. Noch im 17. Iahrhundert war die gesellschaftliche Kultur Europas die italienische und an den Höfen die spanische, seit dem 18. Iahrhundert aber herrschen die gesellschaftlichen Formen der Franzosen außer bei den Briten, die darin selbständig sind; die Sprache der Diplomaten ist französisch wie vordem italienisch. Von hervorragendem Einflusse sind seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. die Franzosen auch in militärischen Dingen gewesen. Noch heute sind bei uns unzählige militärische Ausdrücke, wie Armee, Korps, Division, Regiment, Kompagnie, Batterie, Fort, Leutnant, General usw. französisch, und bis vor kurzem war die Zahl solcher Wörter noch

viel größer. Ebenso ist es in der Verwaltung, in der die Franzosen auch vorbildlich waren: Minister, Präsident, Chef, Dezernent, Sekretär usw. Aber auch auf anderen Gebieten begegnen wir so manchem Wort, nicht nur in unserer Sprache, das von dem großen Einfluß der französischen Kultur und Zivilisation zeugt. Dennoch sind die Grenzen der französischen Begabung nicht allzu weit gesteckt.

Bedeutend ärmer als die Franzosen sind ihre Verführer, die Engländer, an Kulturleistungen. Dieser niedersächsische Zweig der Germanen, der sich mit den ebenfalls germanischen, aber von französischer Kultur durchdrungenen Normannen mischte, hat sich in seiner insularen Abgeschlossenheit zu merkwürdiger Einseitigkeit entwickelt. Noch bis in die Zeiten der Königin Elisabeth war dem nicht so. Bis dahin war noch die deutsche Vielseitigkeit, von der wir hören werden, vorhanden, und die höchste Blüte dieses meri)- olck Nu^Iaucl ist Shakespeare, trotz seiner noch vielfach altertümlichen Form der größte Dramatiker, ja vielleicht der größte Dichter der Welt. Aber daß dieser große Mann, den die heutigen Engländer nicht entfernt so gut verstehen wie wir Deutschen, weil wir ihm verwandter sind, in der dramatischen Dichtkunst sein Höchstes geleistet hat, deutet schon vor, daß die Hauptbegabung der Engländer im Praktischen lag, denn der Dramatiker muß von allen Dichtern am meisten Praktiker sein. Seit den Zeiten Cromwells, des Puritaners, haben sich dann die Engländer zu ihrer starren Einseitigkeit entwickelt. Für die bildende Kunst haben sie nie viel Begabung gehabt. Sie haben nur Abwandelungen der Kunst anderer Völker, wenn auch mit stark nationalem Einschlag, geschaffen. Ihre Maler und Musiker haben sie sich öfters vom Kontinent geborgt: Holbein, van Dyck, Händel. Geradezu komisch wirkte vor einigen Iahren die ungeheure Überschätzung der englischen Maler von der Wende des 18. zum 19. Iahrhundert bei Gelegenheit der Ausstellung in der hiesigen Akademie. Man übersah vor dem starken englischen Einschlag, die sie wie alle nach England übertragene Kunst haben, die im Grunde unselbständige Nachahmung van Dycks und der Venezianer. Auch der Einfluß von Turner, Constable u. a. auf die Entwicklung der europäischen Malerei des 19. Iahrhunderts ist weit überschätzt worden. Die Größe der Engländer — und wer wollte die leugnen — liegt in allem rein Praktischen. Darum haben sie der Welt den modernen Parlamentarismus geschenkt, darum sind sie das größte Handels- und Industrievolk der Erde geworden, oder richtiger gewesen, denn daß Deutschland ihnen darin den Rang abgelaufen hat, oder abzulaufen in Begriff ist, hat uns den unversöhnlichen Haß unsrer entarteten Vettern zugezogen. Ihrer Begabung für das Praktische verdanken es die Engländer, daß sie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik so viele große Männer hervorgebracht und so viele einschneidende Erfindungen gemacht haben, wie keine andere Nation: Newton, Iames Watt, Stevenson, Darwin. Mit ihrem Netz von Kolonien haben sie die ganze Erde umsponnen. Aber ist selbst aus den fast zu selbständigen

Reichen gewordenen englischen Kolonien wie Canada und Australien auch nur eine einzige Kulturtat hervorgegangen? Wir brauchen nur an die Kolonien des alten Griechenland zu denken, in denen wie auf Sizilien und an der Kleinasiatischen Küste dem Mutterland fast gleiche Kulturen erwuchsen, um die ganze Leere bei den englischen Kolonien zu empfinden. In den alten Kulturländern, wie Indien, haben die Engländer die vorhandenen Kulturwerte erdrückt und das Volk der Erschlaffung entgegengeführt. Wehe Ägypten, wenn es dauernd englisch werden sollte! Die Engländer betrachten ihre Kolonien nur als kaufmännische Ausbeutungsobjekte.

Welcher Gegensatz, wenn wir uns Italien zuwenden! Ein fast unübersehbarer Reichtum an Kulturbegabung tritt uns entgegen, wenn auch das weitaus meiste davon in der Vergangenheit liegt. Die Italiener sind auf geistigem und praktischem Gebiet gleich bedeutend gewesen. In den bildenden Künsten waren sie für alle ihre Zweige, Architektur, Plastik, Malerei, Kunstgewerbe, hoch begabt. Weniger reich sind sie in der Dichtkunst hervorgetreten: Dem großen Dante folgen andere erst in weitem Wertabstand. In der Musik sind keine Namen allerersten Ranges zu verzeichnen; den in Italien hoch gefeierten Verdi's werden wir wohl kaum als solchen gelten lassen. Überhaupt stehen die Italiener in der schaffenden Musik den Deutschen weit nach, aber in der Reproduktion sind sie immer bedeutend geblieben. Ihre höchste Entwicklung hat die italienische Art der Musik erst durch einen deutschen Komponisten, Mozart, erfahren. Zu den geistigen Schöpfungen gehört auch die Religion. In Italien ist es, wo sich die, lange Zeit fast ausschließlich herrschende Form der christlichen Religion des Abendlandes entwickelt hat, und noch heute ist die Herde des römischen Oberpriesters über die ganze Welt verbreitet. Von der Breite und Tiefe des wissenschaftlichen Geistes in Italien legt der Humanismus beredtes Zeugnis ab.

Daß die Italiener ein kriegerisches Volk waren, davon zeugen die gewaltigen Kämpfe, die die Halbinsel viele Iahrhunderte lang beständig durchtobten. Die modernen Staatsverfassungen sind zuerst in den italienischen Kommunen und Monarchien ausgebildet worden. Die Italiener brachten kühne Entdeckungsreisende, wie Marco Polo, Columbus und Amerigo Vespucci hervor. Sie waren ein seefahrendes Volk: Noch heute ist die Bemannung der meisten Schiffe im Mittelmeer italienisch, und die allgemeine Hafensprache des Mittelmeeres ist das Italienische. Der Handel Italiens war so früh und so reich entwickelt — man denke an Genua, Venedig, Florenz, Pisa —, daß noch heute sehr viele internationale kaufmännische Ausdrücke, wie Conto, Giro, Discont, Folio, italienisch sind. Auch in den Naturwissenschaften haben die Italiener weltbewegendes geleistet. Galilei, der große Physiker und Mathematiker, hat trotz seines Martyriums dem Copernikanischen Weltsystem zum Siege verholfen. Der Name Galvanis lebt in Galvanismus fort, der Voltas in der voltaischen Säule. Der Erfinder der drahtlosen Telegraphie Marconi ist ein Italiener.

Nicht minder reich und allumfassend ist die Begabung der Deutschen, und zwar ebenso wie bei den Italienern sowohl auf geistigem wie auf praktischem Gebiet. Unter den Künsten steht bei den Deutschen die Musik in erster Linie; darin sind wir allen übrigen Völkern weit überlegen. Welche lange Reihe glänzender Namen: Haendel, Bach, Handn, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Wagner. Und um diese Sterne ersten Ranges gruppiert sich eine Fülle etwas geringerer Talente, die aber doch noch vielfach ersten Musikern anderer Völker übergeordnet sind. Eine der bedeutendsten Großtaten des Deutschtums ist die Reformation. Möge man sich zu Luther stellen, wie man will, möge man als Protestant ihn begeistert anerkennen oder als Katholik ihn bekämpfen, niemand wird leugnen, daß durch sein welterschütterndes Auftreten das religiöse Leben unendlich vertieft worden ist, auch im gegnerischen Lager. Durch Gegenwirkung hat er auch den Katholizismus zu größerer Verinnerlichung zurückgeführt. Dem verdankt die katholische Kirche, daß sie noch heute eine so hervorragende Stellung in Deutschland hat. Musik und Religion kommen bei uns aus derselben Quelle: Aus der Herzenswärme des Volkes, in der wir alle anderen übertreffen.

Während sich die andern Länder mit einer Blütezeit der Dichtkunst begnügen müssen, hat Deutschland deren zwei gehabt, weshalb Bulwer uns mit Recht das Volk der Dichter genannt hat. Die erste Blütezeit der Dichtkunst im Mittelalter knüpft sich an die Namen Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg u. a. Die zweite hat in Lessing, Goethe, Schiller Dichter, die zu den größten der Weltliteratur gehören. Geradeso wie die großen deutschen Musiker von einem Kranz vielfach fast ebenbürtiger Meister umgeben sind, so kann auch die zweite Blüte der deutschen Dichtkunst sich noch vieler bedeutender Namen rühmen. Ienes Wort von Bulwer nennt, wenigstens in seiner landläufigen Fassung, die Deutschen auch das Volk der Denker. Diese Bezeichnung ist ebenfalls zutreffend, denn in keinem andern Volke seit dem Altertum ist die Philosophie so ausgebildet worden wie in Deutschland. Leibniz, Kant, Schilling, Hegel Schleiermacher, Schopenhauer, Nietzsche, eine leuchtende Kette geistiger Entwicklung. Wie in der Dichtkunst hat Deutschland auch im wissenschaftlichen Leben zwei Blütezeiten: Im Zeitalter des Humanismus und in der Ietztzeit.

In den bildenden Künsten können sich die Deutschen mit den Italienern an Vollendung und Schönheit der äußeren Form nicht messen. Der Wesensinhalt der deutschen Kunst aber steht hinter dem der italienischen nicht zurück; ja außer in Lionardo hat die Kunst Italiens keinen so umfassenden Geist aufzuweisen, wie unser Albrecht Dürer es war. Was die Form der deutschen Kunst an Schönheit weniger bat, ersetzt sie durch Charakter und wuchtige Wiedergabe der Natur. In dieser Beziehung stehen deutsche Plastik und Malerei in erster Linie unter den Völkern. Die musikalische Begabung der Deutschen hat ihre Parallele in dem weitverbreiteten und bis zu Menzel und Böcklin immer wieder

auftretenden Gefühl für Farbenharmonie. Aber auch die Formenphantasie kommt zuweilen sehr bedeutsam hervor. Haben doch die Deutschen in einem Baustil alle übrigen Völker übertroffen, in dem fälschlich sogenannten romanischen, der eigentlich der germanische Baustil genannt werden müßte. Auch im deutschen Renaissancestil bewiesen die deutschen Künstler-Architekten bei aller Ableitung aus dem Italienischen eine gewaltige formenbildende Kraft.

Unter den Naturwissenschaften stehen bei uns Astronomie, Medizin und Chemie obenan. Der Erkenner des Weltsystems, Kopernikus, war ein Deutscher, ihm steht der große Kepler zur Seite. In der Chemie trat, um nur einen zu nennen. Liebig hervor, und die Welt empfindet es schwer, daß ihr jetzt während des Krieges nicht mehr die Produkte der unübertroffenen deutschen chemischen Industrie zugänglich sind. Bekannt ist es, daß der deutsche Mediziner in der ganzen Welt mit seinen bedeutenderen Fachgenossen seine Muttersprache sprechen kann, denn die deutsche medizinische Literatur ist die ausschlaggebende und muß von allen weiter strebenden Ausländern gelesen werden.

Unsere Feinde haben zu ihrem Schaden erfahren, daß es ein Irrtum war, in den Deutschen nichts als ein Volk der Dichter und Denker zu sehen. Wir sind in Wahrheit immer auch ein Volk der praktischen Tat gewesen. Die Deutschen haben sich von jeher als Handelsvolk erwiesen. Altnürnberg, Augsburg, die Hansastädte legen Zeugnis davon ab. Der Reichtum Deutschlands an Kohle und anderen Erdschätzen hat die moderne Industrie erstehen lassen. Der starke wissenschaftliche Geist bei uns hilft ihr mächtig zur vollen Entwicklung. Kein Volk, selbst das der Engländer nicht, kommt den Deutschen in der Seefahrt gleich. Bis zum Ausbruch des Krieges benutzten Engländer mit Vorliebe deutsche Schiffe.

Wie lebhaft der kriegerische Geist bei uns seit den Zeiten Hermanns des Befreiers vom Römerjoch geblieben ist, das erleben wir jetzt alle mit unvergeßlichen Empfindungen. Wir erinnern uns, wie das ganze deutsche Mittelalter vom Waffenklang erfüllt war, wie die deutschen Könige immer wieder mit gewaltigen Heeren über die Alpen stiegen, wie der große Kurfürst und Friedrich der Große den alten Waffenruhm erneuerten, wie im Iahre 1813 das Volk aufflammte und 1870 die neue Kaiserkrone geschmiedet wurde. Aus dem begnadeten Geschlecht der Hohenzollern waren zwei Herrscher nicht nur große Feldherren, sondern auch große Staatsmänner, der Große Kurfürst und Friedrich der Große. In Bismarck haben wir einen der größten Staatsmänner aller Zeiten.

So zeigt sich in unserm Volk eine Vielseitigkeit der Begabung, die neben die der Italiener tritt und mit dieser der der Griechen des Altertums gleich ist.

Fragen wir uns nun, warum gerade diese drei Nationen vor den andern so ausgezeichnet sind. Iedes Volk ist das Produkt des Landes, in dem es wohnt; dessen Natur spiegelt sich in ihm wieder. Griechenland, Italien und Deutsch-

land haben das gemeinsam, daß ihre Natur außerordentlich vielgestaltig ist, daß sie in eine Anzahl kleinerer Teile zerfallen, die unter sich sehr verschiedenartig sind. In Italien tritt die herbe Landschaft Toskanas in Gegensatz zu der sanften des benachbarten Umbrien, zu der ruhigen Größe der römischen Landschaft. Welche verschiedenen Landschaftsbilder bieten die großen Küstenstädte Palermo, Neapel, Genua, Venedig dar. Während der größte Teil Italiens gebirgig ist, dehnt sich Oberitalien als weite Ebene ans. Welche Verschiedenheit in den Arenninen und den Südabhängen der Alpen. Man könnte Seiten füllen, um die Abweichungen der einzelnen Landstriche von einander aufzuzählen. Nicht anders ist es in Deutschland, Österreich mitgerechnet. Welcher Gegensatz zwischen den Alpenländern und den nördlichen Küstenstrichen. Aber auch unter sich sind die einzelnen Teile der Alpen sehr verschieden. Die Berge des nördlichen Tirol und Oberbayerns z. B. sind wildzerrissen, die des südlichen Tirol nehmen je weiter nach Süden, destomehr ruhige und erhabene Formen an. Die deutschen Mittel» gebirge, Riesengebirge, Thüringen, Harz, Odenwald, Vogesen, Schwarzwald, jedes hat seinen besonderen Charakter. Wie verschieden sind Schwaben mit seinen intimen Landschaftsbildern von der benachbarten steinigen Oberbayrischen Hochebene, die lachenden Gefilde des Rheins von der schweren roten Erde Westfalens, die fetten Marschengegenden am Ausfluß der Weser, Elbe und Weichsel von der sandigen Mark.

Ganz naturgemäß hat sich in Griechenland, Italien und Deutschland die Kleinstaaterei aus der Gestaltung der Landschaft entwickelt. Das bedeutete politisch in allen drei Ländern einen Nachteil, für die Kultur aber einen ungeheuren Vorteil. Es entstanden innerhalb desselben Volkes viele von einander sehr verschiedene Stammindividualitäten. Wie verschieden ist der Bayer vom Märker, der Rheinländer vom Ostpreußen, der Schwabe vom Schlesier, der Westfale vom Thüringer, der Sachse vom Plattdeutschen, der Wiener vom Berliner! Die Verschiedenartigkeit der Stämme leistete innerhalb desselben Stammes auch dem Individualismus der einzelnen Prsönlichkeiten Vorschub. So war die Möglichkeit zu einer außerordentlichen Vielstrahligkeit der Entwicklung gegeben. In dem Individualismus der Stämme und der Persönlichkeiten liegen die Kraft und der unversiegliche Iungbrunnen des deutschen Volkes.

Italien hat seine große Zeit schon hinter sich. Wir aber befinden uns noch in aufsteigender Linie, und so wird denn Deutschland, das seit 1870 auch politisch unzerreißbar einig ist, nach diesem großen Kriege, der — dessen sind wir nun schon ganz gewiß — nicht mit einem Mißerfolge für uns enden wird, erst recht das werden, was es seiner Lage und der vielseitigen Begabung seines Volkes nach sein muß: Das Herz Europas.

Grenzwacht Joseph Prys

Dr. Joseph Prys:

Grenzwacht.

An der Dreikaiserreichsecke.

So über Nacht ist es gekommen: die Dreikaiserreichsecke eristiert nicht mehr. Die Weltgeschichte hat ihr einen Ruck gegeben. Wohin sie wohl versetzt wird? Vielleicht wird sie überhaupt nicht wieder auftauchen und ein Königreich Polen sich an dieser Stelle zwischen Deutschland und Rußland einschieben.

Sicher ist, daß der russische Zollbeamte, der die Kohlenausfuhr auf der Kohlenverladestcitte der Nivkagrube am Przemsaufer an der äußersten Ecke Rußlands über, wachte, für immer von dort verschwunden ist.

Im Verein mit den paar Grenzsoldaten hat er in jenem interessanten Erdenwinkel wenigstens eines der drei Kaiserreiche vertreten. Denn es ist Tatsache, Deutschland und Österreich besaßen an diesem Punkte keinen bemützten oder gar bewaffneten Vertreter, noch hatten sie hier irgend ein offizielles Zeichen ihrer Hoheit, sodaß sich jeder, der zum ersten Male dorthin kam, enttäuscht fühlte.

Ich will's vorweg nehmen: Zu sehen, was man so sehen nennt, gibt's an der Dreikaiserreichsecke überhaupt nichts. Von dem bloßen Anblick des Stückchens Erde ist der Zuschauer genau so unbefriedigt wie der Leser von seiner nun folgenden geographischen Beschreibung.

Drei „nasse" Grenzen: die schwarze Przemsa bildet die Grenze zwischen Deutschland und Rußland, oder, wie man dort ausschließlich sagt, Polen, die im spitzen Winkel sich mit ihr vereinende weiße Przemsa zwischen Österreich und Rußland und die Vereinigung beider Flüsse, die Przemsa, ein Nebenfluß der Weichsel, in geradliniger Fortsetzung der schwarzen, zwischen Deutschland und Österreich.

Ich gehe unter der Eisenbahnbrücke hindurch, die von der preußischen Seite in beträchtlicher Höhe über die Przemsa nach Galizien führt, und stehe vor dem auf einer Anhöhe liegenden Bismarcksturm. Den habe ich an dieser erponierten Stelle angesichts der russischen Nachbarschaft zuerst als eine Art kultureller und kulturpolitischer Demonstration aufgefaßt, bestimmt, durch seine bloße Gegenwart zu wirken. Ich wollte mich daher fast wundern und betrachtete es als eine kleine Profanisierung, als ich die unvermeidliche Treppenschraube in seinem Innern bemerkte. Oben genießt man einen ganz schönen Ausblick, besonders auf das industriereiche polnische Grenzgebiet. An den Haaren zieht mein Führer russische Grenz-„Kosaken" herbei. Er denkt offenbar, ohne diese Beigabe entbehre die Sache des Pikanten, sei der Ausflügler nicht so ganz befriedigt, und das äußert sich bei schlechten Menschen im Trinkgeld. Er reicht mir sein Fernglas:

Sehen sie dort den Kosaken. Etwas «ehr nach rechts. Sehen sie, er ist zu Pferde, es ist ein Offizier, scheint sogar ein höherer Offizier zu sein, der die Grenze kontrolliert Zu sehen ist allerdings nichts, aber seine Mühe ist anerkennenswert. Ich sehe alles, was er will. So ist er der Mühe enthoben, schließlich noch den Zaren hierher zu berufen, und ich bin der Mühe enthoben, mich als schlechten Menschen zu zeigen — beiderseitige Befriedigung. Die Grenzwächter, die wahren Grenzwächter, meine ich, von denen ich bald sprechen werde, die sehe ich besser als er.

Also man sieht nichts, auch nichts von den Grenzsoldaten der anderen Staaten, die sich hier nach den in aller Welt verbreiteten Phantasieansichtskarten, bis an den Hals in Waffen starrend, schußbereit gegenüberstehen. Aber sieht das körperliche Auge auch nichts von den erwarteten Kennzeichen der Grenze, so erblickt der Geist, der weiter schaut und tiefer und tiefer dringt, an diesem Balanzierungspunkte Europas doch manches, erblickt vieles —, alles , Weltschicksal.

Man darf ruhig annehmen, daß die meisten Menschen, die, aus dem Innern des Reiches kommend, die Grenze überschreiten, in süßer Passivität, oft bei Nacht und Nebel, vom Schnellzuge hinüber geführt werden. Ohne daß sie es merken, zwischen Himmel und Erde, überschreiten sie die Grenze. Der Zollbeamte setzt sie durch sein Erscheinen auf der Grenzstation davon in Kenntnis. Damit ist der Vorfall erledigt, der somit für die meisten, ich möchte fast sagen geschäftlicher Natur ist. Für den aber, der zu Fuß über die Grenze geht, der sie vor sich sieht, kann und muß sie an innerer Bedeutung unendlich gewinnen. Die Grenze ist dann am allerwenigsten eine banale, verkehrshemmende, geschäftliche Einrichtung, auch nicht ausschließlich oder in erster Linie die äußere Form eines staatlichen Gebildes. Ganz anders. Sie gewinnen Leben, die oft nur undeutlich durch bloße Bretter, rohe Holzklötze, große und kleine Grenzsteine, runde Stangen, in den Landesfarben bemalt, mit und ohne Staatswappen, am deutlichsten noch durch Flüsse und künstliche oder natürliche Erdvertiefungen und Gräben gekennzeichneten, trotz alledem mehr in der Luft als auf der Erde liegenden Linien. Ha, dann sind sie Ideal ganzer Nationen, beredte Zeugen von Völkerglück und Völkerleid, Inhalt und Gegenstand der gesamten Menschheitsgeschichte, Quintessenz der Vergangenheit, greifbare Gegenwart — und sind doch so wenig sicher und so heiß umstritten. Besonders die Grenze der Kultur, der Gesittung —, zugleich eine ständige Gefahr für die politische, die sich mit ihr deckt.

Naive Menschen, die weit drinnen im Reiche wohnen, glauben, an der Grenze liege eine dicke Kette und das sei die Grenze. Barer Unsinn. Eine innere Unmöglichkeit. Würde eine Kette da liegen, sie wäre nicht Grenze, nur Grenzzeichen. Aber alle Grenzzeichen können die Grenzlinie nur andeuten. Sie selbst ist überhaupt nichts real Eristierendes. Sie ist ein abstrakter, aus der Gegensätzlichkeit zweier benachbarter Staaten gewonnener Begriff. Sie ist nichts

Wesentliches, nichts Wesenhaftes, unmöglich von Menschenhand gezogen. Sie ist etwas Überirdisches, Heiliges. Der Hauch der Vergangenheit umfängt sie, die Geister der Besten und Edelsten der Nation halten an ihr Wacht, behüten die geweihte Schwelle. Ich weiß es ja nicht sicher, aber es wird so sein. Und wenn du noch tiefer siehst, mit seelischem Auge, dann siehst du eine wirkliche und wahrhaftige, ununterbrochene Grenzlinie auf der Erde eingezeichnet. Das ist aber, wenn du genau hinsiehst, keine Kette, ist überhaupt kein Eisen. Das ist Blut. Das weiß ich sicher.

Das ist die Grenze. Ein Problem für den Metaphysik«. Und das Überschreiten dieser Grenze ist ein Erlebnis, ein Problem für den Psychologen. Hier stehst du, im Lande, das du deine Heimat nennst, dem deine Vergangenheit gehört. Tausend Fäden verbinden dich mit ihm. Ein Schritt nur, du bist „Fremder" geworden, hast vielleicht tausend Fäden gelockert oder zerrissen und wirst von tausend unsichtbaren Armen umfangen, die dich zwingen, dich nach dem unsichtbaren Wesenspole des fremden Landes zu orientieren, dich seinen Gesetzen zu fügen, seine Einrichtungen und Lebensführung zu billigen, seine Kultur allmählich mitzuleben. Bist von der Peripherie einer sich um ihren Mittelpunkt drehenden Scheibe auf die Peripherie einer anderen rotierenden und sie berührenden übergegangen und hast fast keine Wahl, mehr die zentripetale oder die zentrifugale Kraft auf dich wirken zu lassen.

Die Dreikaiserreichsecke nun. Dort liegt nicht nur Wien und Warschau, und hier nicht nur Berlin. Das wäre zu körperlich gesehen und deswegen unhistorisch gedacht. Rom, Byzanz und Aachen reichen sich vielmehr im Schwerpunkte Europas die Hände. Hier begegnen sich Staaten und Völker, treffen sich Iahrhunderte und Iahrtausende, die man längst tot und vergessen geglaubt.

Und wer da Wache steht an Deutschlands Grenze, das ist gar nicht der Bismarcksturm; das ist Bismarck selber. Aber Geister sind nicht jedermann sichtbar. Darum der 3urm.

Doch ich will wieder herabsteigen, zur Erde und zur Gegenwart, und begebe mich auf einer schönen Allee nach Hause, nach dem nahen Myslowitz, dem südlichsten Grenzorte der langen preußisch-russischen Grenze, der sich durch sein schmuckes Äußere von anderen, weit größeren Städten des oberschlesischen Industriebezirkes vorteilhaft abhebt. Drüben liegt der kleine polnische Grenzort Modrzeow.

Dorthin führt über die Przemsa und die jenseitige Wiese hinweg eine sehr belebte Holzbrücke, die trotz ihrer ungewöhnlichen Länge mit Recht die kürzeste Brücke Preußens genannt wird. Sie ruht nämlich nur mit einem Pfeiler auf preußischem Boden, mit den andern Pfeilern im neutralen Flusse und auf russischem Gebiete.

Unten auf der Wiese steht er wirklich, der von mir als so überflüssig erkannte Grenzsoldat. Wenn er und seine Kameraden die einzigen Hüter der russischen Grenze sind, wenn Rußland sich nicht von anderen, höheren Gewalten verteidigen

und stützen läßt, dann versteht es die Geschichte nicht. Auch es denkt zu materiell, zu unhistorisch. Es denkt falsch. Nur der Geist bleibt; nur er ist historisch.
Noch etwas konnte man, erinnere ich mich heute, von der interessanten Grenzbrücke ab und zu bemerken. Man beobachtete da russische Beamte bei geheimnisvollen Abmessungen und gewichtigen Aufschreibungen. Es waren Mitglieder der preußisch-russischen Grenzregulierungskommission. Ein alter Mnslcwitzer Bürger zeigte mir einmal ein wenigstens zwanzig Iahre altes Bild, das die Mitglieder dieser Kommission zur Zeit ihrer Gründung darstellt. Inzwischen sind sie, so meinte er, zu erblichen Grenzregulierungskommissionsmitgliedern ernannt worden. Denn auch ein russischer Beamter lebt nicht ewig. Und jetzt hat, ohne auch nur gewöhnliches Mitglied der Grenzregulierungskommission zu sein, der alte Hindenburg unaufgefordert all ihre Arbeit übernommen.
Ob er auch so lange braucht?

Prof. Dr. W. Hasboch:

Die französischen Abgeordnetenwahlen von 1914 und der Krieg.

1.

Von den Forderungen, welche der Block vor den letzten Deputiertenwahlen stellte, waren die wichtigsten die Steuerreform und die Wiedereinführung der zweijährigen Dienstzeit. Am meisten wurde um die Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit gekämpft.
Ein Teil der Verteidiger des Gesetzes vom Iahre i913 kannte die Verpflichtungen Frankreichs gegen Rußland. Sie wußten, daß das gallische Ränkespiel, welches Rußland zum Werkzeug Frankreichs hatte machen wollen, seinen Meister in russischer Verschlagenheit gefunden hatte und daß die keltisierten Ligurer ihren Rachedurst nur stillen konnten, wenn sie dem slavisch-mongolischen Mischvolk zu Willen wären. Ein Teil glaubte, daß das Vaterland nur so vor Deutschland errettet werden könnte. Sie nahmen die persönlichen und wirtschaftlichen Lasten so willig hin, daß man sich des Gedankens schwer erwehrt, sie seien überzeugt gewesen, die heroischen Anstrengungen würden nur wenige Iahre dauern. Hatte der König von Spanien nicht während der Wahlen von einem bevorstehenden

großen Kriege gesprochen, den die Völker als eine heilsame Notwendigkeit betrachteten? Der Zeitung „La France de Bordeaur", welche diese Nachricht brachte, war auf der spanischen Botschaft gesagt worden, die dem Könige zugeschriebene Äußerung stimme mit seinen Überzeugungen überein. Ein Teil setzte sich aus Angehörigen der reichen Klassen zusammen, denen die Steuerreform größeres Unbehagen verursachte, die aber die Gründe ihrer Abneigung vor eindringlicher Kritik zu schützen wünschten. Sie sahen sich nach einem Schilde um, hinter dem sich wirtschaftliche Beklemmungen verbergen könnten, und fanden ihn in der Erörterung der dreijährigen Dienstzeit mit ihren Anlässen zu patriotischen Aufwallungen und mit ihren technischen Dunkelheiten, welche die meisten Wähler nicht zu durchdringen vermochten. Unter diesen reichen Leuten fanden sich nun grade die wohlbekannten großen Geldgeber für Wahlzwecke. Aber sie vermochten den Lauf der Dinge nicht zu hemmen. Grade die Einkommensteuer, eines der beiden heiß ersehnten Ziele, hat der Block kurz vor der Abreise Poincarss nach Rußland unter Dach gebracht, nachdem das Ansehen Ribots und die Erkenntnis der trüben Finanzlage den Widerstand des Senates zwar gebrochen hatte, die Vorlage aber noch mehrere Male zwischen dem Palais Bourbon und dem Palais de Luremboura gewandert war. Iedoch lag dem Senate 1914 ein anderer Gesetzentwurf vor, als im Iahre 1909. Der frühere sollte alle bestehenden direkten Steuern beseitigen, der diesjährige bezweckte nur die Einführung einer Ergänzungssteuer neben den älteren, auf denen die sich aufzubauen bestimmt war. Den Ertrag der Einkommensteuer schätzte man auf höchstens 70 Millionen Franken. Von den ciuatre «ontriduticm« wurde nun die Grundsteuer von unbebautem Boden reformiert und derjenigen von bebautem ähnlicher, da sie in Zukunft nicht mehr nach dem veralteten Kataster, sondern nach den tatsächlichen Pachtpreisen angelegt werden sollte, die vor einigen Iahren in ganz Frankreich zu diesem Zwecke erhoben worden waren. Die Erträge aus nicht verpachteten Grundstücken wurden durch Vergleichung mit denen aus verpachteten gefunden und die Einkommen der Pächter als die Hälfte der gezahlten Pachtrente angenommen. Der Grundsteuer nahm man den Charakter der Ertragsteuer durch folgende Bestimmungen: das Einkommen des sein Land selbst bewirtschaftenden Bauers unter 625 Franken ist steuerfrei; der 4°/« betragende Steuerfuß nimmt zwischen 5000 und 1250 Franken Einkommen ab. Dieses Gesetz sollte der Landwirtschaft eine Erleichterung von 50 Millionen Franken bringen.

Das Objekt der Einkommensteuer ist das Gesamteinkommen aus allen Ertragquellen. Auf die Einkommensteuer sind die heute anerkannten Grundsätze gerechter Besteuerung angewandt worden. Alle Einkommen unter 5000 Franken sind frei; der höchste Satz beträgt 2°/» bei 25 000 Franken; besondere, die Steuerkraft schmälernde Umstände sind Familiengröße und Unterhaltungspflichten. Zur Veranschaulichung der Progression folgendes Beispiel: Iemand habe ein Einkommen von 40 000 Franken! Er zahlt

Für di« ersten 5000 Franken 0
„ 5001—10 000 ^»/» von 1000 Franken 20
„ 10001—15 000 „ „ 2000 , 40
„ 15 001—20 000 „ „ 3000 , 60
„ 20001—25000 „ „ 4000 „ 80
„ 25 001—40 000 „ „15 000 „ . . 300
500
Bis zuletzt suchte der Senat, die Vorlage zu verschlechtern. Erst den Bemühungen von Iaurös gelang es, nachdem die Senatvorlage zur Kammer zurückgelangt war, die Ertragquellen und die gestatteten Abzüge genau zu bezeichnen, aber in den wichtigsten Stellungen blieb der Senat Sieger. Die „Sabotage" der Einkommensteuer gelang ihm in folgenden Punkten.
Wer vor dem 1. März jedes Iahres sein Gesamteinkommen erklärt, braucht die Erträge der verschiedenen Einkommenquellen nicht anzugeben; wer gemahnt werden muß, aber seine Fassion vor dem Ende des Monates einreicht, muß dieses tun; wer sie ganz unterläßt, wird von der Steuerbehörde eingeschätzt. Der Senat verhinderte sie aber an zu kräftigem Zugreifen indem er Maiima festsetzte, über die sie nicht hinausgehen darf. Zweitens beseitigte er die Bestrafung betrügerischer Steuerhinterziehungen beim Tode des Steuersubjektes; die Steuerbehörde darf nur den einfachen hinterzogenen Bettag in ihre Kasse abführen. Drittens gab er ihr zur Nachprüfung der Deklarationen ungenügende Rechte; auf keinen Fall darf sie sich Bücher vorlegen lassen.
Die Blockfreunde gaben nach, weil sie es für das Wichtigste hielten, eine, wenn auch unvollkommene, Steuer endlich eingeführt zu haben. In der Zukunft würden sie es vermögen, wie sie hofften, sie nach ihren Wünschen auszugestalten. Die Kurzsichtigkeit des Senates war zu beklagen, denn die Finanzlage war schon vor dem Kriege unerfreulich. Der Iahresbedarf wurde auf rund 5400, das Defizit auf 800 Millionen und der Anleihebedarf bereits im November 1913 auf 1300 Millionen Franken geschätzt. Es ist denn auch noch eine Anleihe von 800 Millionen vor dem Kriege aufgenommen worden. Ia der frühere Finanzminister I. Roche rechnete einen Gesamtbedarf von sieben Milliarden heraus. Es ist bezeichnend, daß es sich immer nur um Schätzungen und Berechnungen handelte, die Finanzlage wurde systematisch verschleiert, was das Bestehen eines halben Dutzend Nebenetats neben dem Hauptetat erleichterte. Nach dem Zeugnisse berufener Männer kurz vor dem Krieg war sie seit 1870 nie so beunruhigend, ja sie behaupteten, daß sie an 1789 erinnere. Überlassen wir es den Parteien, sich die Verantwortung für diese Tatsachen zuzuschieben! Sie sei verschuldet worden, so hieß es: durch die Zunahme des Heeres- und Flottenbedarfes, die Ausgaben für die Eroberung und Behauptung Marokkos, den Ankauf der Westbahn, welcher 700 Millionen erfordert habe, während der Betrieb einen jährlichen Zuschuß von 84 Millionen nötig mache, durch den Bau von Volksschulen, deren einmalige Kosten ein bedeutender radikaler Politiker auf 170 Millionen berechnete und

welche die ordentlichen Ausgaben für den Unterricht um 135 Millionen vermehrt hätten, weiter durch die sozialpolitischen Aufwendungen, endlich die mit der Herrschaft der Parteien über die Höhe des Budgets (außerhalb Englands*) unzertrennliche Steigerung der Ausgaben, die Verschwendung in allen Verwaltungszweigen und die den Bedarf weit übersteigende Zahl der Beamten. Dazu kamen die neuen, durch das Gesetz vom 8. August 1913 geforderten Militärlasten, welche zusammen mit den für Marokko erforderlichen auf 2 Milliarden geschätzt werden. Die Reform der Grundsteuer, welche 50 Millionen weniger einbringen sollte, würde den Bedarf noch erhöht haben.

2.

Bekanntlich nahm die französische Regierung die deutschen Rüstungen im Iahre 1913 zum Vorwande, um die lange geplante, von dem Verbündeten geforderte 3 jährige Dienstzeit wieder einzuführen; schon im Oktober 1912 hatte der Temps einen die öffentliche Meinung hierauf vorbereitenden Artikel gebracht. Wahrscheinlich war der Stein durch die Bindung einer größeren Truppenzahl in Marokko ins Rollen gekommen. Die Gründe, welche im Jahre 1913 für und gegen die dreijährige Dienstzeit vorgebracht wurden, erlebten während der Wahlen ihre Wiederaufstehung. Nur auf die uns näher angehenden soll ein flüchtiger Blick geworfen werden.

Die Hauptfrage, ob Deutschland nach der Verstärkung seines Heeres Frankreich plötzlich überfallen könne, verneinten die Befürworter der zweijährigen Dienstzeit, da Belgien, selbst im Falle der Gegner durch dieses Land vordringe, und die französischen Festungen und Deckungstruppen, die nur um etwa 40 000 Mann verstärkt werden müßten, (was inzwischen geschehen sei), den Feind solange in Schach halten würden, bis hinter dieser Mauer das Heer auf Kriegsfuß stehe. Auch sei zu bedenken, daß der plötzliche deutsche Angriff dadurch erschwert werde, daß der Feind ihn in Elsaß-Lothringen vorbereiten müsse. Zudem sei der Franzose dem Deutschen an Temperament und Initiative, den für den Feldkrieg so wichtigen Eigenschaften, überlegen, und das Land verfüge über geeignetere Menschenkräfte, da es weniger Handels- und Industriestaat sei, und grade die aus den Gewerben hervorgegangenen Soldaten möchten, soweit sie Sozialdemokraten seien, deutsche Niederlagen zur Revolution benutzen.

Die Art, wie der Wahlkampf von den Troisannistes geführt wurde, überraschte durch die Naivität, mit der Revanchegedanken eingestanden und abgeleugnet wurden, immer aber zeichnete sie sich durch Gehässigkeit gegen Deutsch-

*) Im übrigen betont der n.ueste Darsteller der englischen Staatseinrichtungen, daß selbst in England ,,tb« Nou5S ok (üomiuolls, at tn« pr«s«nt <ln^, c«rtainl? stimulat«» extrava8anc«, ratber tk«m «con«m?." ^. I^wr«ne« Powell, l'b« Noverum«nt ok ünzIan6, n«w «Ä. 1912, I. 283. Und auch hier werden die Bemerkungcn des „Committe« ot public: ^ceount«" zu den Staatsrechnungen vom Parlamente wenig beachtet, a. a. O. 290.

land aus. Ich überreiche dem Leser einen kleinen, aus beliebten Schlagwörtern der Reden und der Wahlliteratur gewundenen Strauß. Der Übergang zur dreijährigen Dienstzeit sei lediglich veranlaßt durch die „arluements outrauciers" Deutschlands; dieselben Stimmen sprachen aber auch verstohlen sowohl von der auf Rumänien und den Zusammenbruch der Türkei gesetzten Hoffnungen, wie von der Rußland vorwärts treibenden Hetzarbeit Delcafsss und Poincar4s. Dann die „meuaces ^rmauiques, h^ dem friedlichen Lande die schwere Last aufgebürdet hätten. Besonders aber die „Festes meua^llnts" von Tanger und Agadir! Die Rolle des Bedrohten gefiel dem Gallier so sehr, daß letzten Winter in Grenoble ein Buch mit dem Titel .Meuaces ^.Ilemanäes" erschien. Andererseits fehlte nicht das Verständnis dafür, daß das rücksichtslose Hinwegsetzen über alle Verpflichtungen und die größte Geringschätzung der von Deutschland drohenden Gefahren Marokko eingebracht habe. Trotzdem hieß es, daß in allen Lebensäußerungen Deutschlands, selbst den wirtschaftlichen, ein „»ppstit »aus dorues", „violeuee", ja „drutalits" hervortrete, es strebe offensichtlich nach der „KeSsmouie monsinle". Und das Opfer der „outreeniännce sseimaniqu«" sei das edle, friedliebende französische Volk, das stets selbstlos für ideale Menschheitszwecke gekämpft habe. Den Alltagsrahmen dieser verlogenen Agitation bildeten die äußeren und inneren Auslagen der Buchhändler: eine die Aufteilung Deutschlands darstellende Landkarte, die Schriften der Offiziere, welche vom Kriege gegen Deutschland handelten, patriotische Romane, Bücher über Elsaß-Lothringen, die Zeichnungen Hansis. Von den Theatervorstellungen erwähne ich nur eine Parodie Parsifals auf einer Varist6bühne Lyons, als das Grand-TtMtre dieser Stadt diese Wagnersche Oper im März 1914 aufführte. In jenem Machwerke traten mehrmals französische Soldaten auf, welche die „Retraite", den Zapfenstreich, ausführten. Diese und ähnliche Hetzereien hätten, so versicherte mir ein in hervorragender Stellung seit Iahren in Frankreich lebender Deutscher, eine Stimmung geschaffen, deren Feindseligkeit die am Ende der 70 er Iahre herrschende bei weitem übersteige. Man spürte die Schwüle vor dem Gewitter. Wenn man den damaligen Ton der Presse kennt, wundert man sich, daß jetzt während der Kriegszeiten eine entsprechende Steigerung nicht stattgefunden hat. Wahrscheinlich war es psychologisch unmöglich.

Nicht zum ersten Mal ist die Welt erstaunt, wie hartnäckig sich die Franzosen in völlig unwahre Vorstellungen einzuspinnen vermögen, wenn sie ihren Vorurteilen entsprechen, ihren Gefühlen schmeicheln und ihr Begehren tugendhaft verschleiern. Um nicht weiter zurückzugreifen: vor noch nicht langer Zeit bewies es die Dreyfusaffäre, dann war es die sogenannte deutsche Gefahr. Es ist ein psychologisches Problem, das den Versuch einer Lösung verdient. Es scheint, daß die natürliche, aus ihrer leiblich-geistigen Anlage der Völker entstammende Sittlichkeit zwei selten verbunden auftretende Wurzeln hat: Wahrheitssinn und Sympathie. Aus dem Nahrheitssinn entspringen Wahrheitsliebe, Sinn für

Gerechtigkeit und Billigkeit, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit; aus der Sympathie Mitleid, Höflichkeit, Takt, bei begabteren Individuen Ritterlichkeit und Großmut. Dem Deutschen gab die Natur vorzugsweise die rauheren Tugenden des Wahrheitssinnes, dem Franzosen hauptsächlich die liebenswürdigeren der Sympathie, die, verbunden mit kluger Lebensgestaltung, den gesellschaftlichen Verkehr in normalen Zeiten so angenehm machen, nämlich solange nicht die starken Leidenschaften der gallischen Seele (Eitelkeit, Rachsucht, Herrschsucht, Habsucht) die leichten Schranken durchbrechen. Es sind Vorzüge, die gehoben durch eine verfeinerte, allen verständliche sinnliche Kultur dem französischen Volke die Zuneigung und die Bewunderung der weniger gebildeten Schichten, insbesondere aber des weiblichen Teiles der Völker, erhalten haben, trotz aller ihnen von der französischen Politik geschlagenen Wunden. Auch wenn diese, wie gewöhnlich, durch Herrschsucht und Habsucht geleitete Politik ihre Ziele hart und rücksichtslos verfolgt, hüllt sie sich stets in den Schleier idealer, aus sympathischen Instinkten hervorgehender Beweggründe, was der geringer entwickelte Wahrheitssinn, die Eitelkeit und die Oberflächlichkeit des Volkes erleichtern. Vortrefflich verstanden diesen Kunstgriff schon die gegen Ludwig XI. verbündeten Fürsten, sie tauften ihren Bund „1^ß"« 6u Lieu ?udlie". Richelieu, bewußt die Grundsätze der Staatsraison anwendend, als er die unter Heinrich II. begonnene Zertrümmerung des deutschen Reiches fortsetzte, gab vor, die Völker vor spanischer Unterdrückung schützen und für die „libert^s ßermaniyue»" eintreten zu wollen. Wie reine Bergluft mutet es an, wenn das Prinzip dieser machiavellistischen Politik sein ränkevoller, kluger Zeitgenosse, der Kardinal von Retz, mit den Worten enthüllt: „»'? 2?»ut ri«u äe «i ßr»uä« cons^ueuee 6»n« le» peuple« <zue üe leur t^ire plliÄitre mßm« qnanä on »tta<zue c>ne I'ou ne ßouße qu' ä les üsteuöre/ (KlHmoire» unter 1648.) Selbst der große Landräuber Ludwig XIV. verschmäht es nicht, den Krieg gegen Spanien und die Tätigkeit der Reunions-Kammern mit Rechtsgründen zu beschönigen. Sollte man von den Staatsmännern der großen Revolution, welche das Ancien-R^gime stürzen und mit dessen auswärtiger Politik brechen, nicht eine gerechtere, idealere Politik gegen andere Völker erwarten? Tatsächlich verkündet Danton die „natürlichen Grenzen" Frankreichs, und der Nationalkonvent verspricht hochherzig allen Völkern, die ihre Freiheit erringen wollen, brüderliche Hilfe, wenn Frankreich dafür bezahlt werde.*) Diese häß-

*) „1,63 limit«s 6« la Krane« 3ont marczu663 par la natu?«. Nau3 163 att«ill> 6ron3 6an3 I«urs <zuatre Points; 5 l'ocsan, aux dorä» 6u likin, aux ^Ip63, aux p^rSllSW" (Danton). laZoure6 sprach: „II N6 kaut pa3 qu6 la ?ranc« conquisrs ä 363 äep«ns la lib«rts 663 autr63 nation3 ... ^6 66man6« qu6, Ior3qu6 I«3 ^nsraux kranyais «ntr«ront 6N pa^3 6tran86r, ils 3oi«nt autori363 «t, 6N msm« temp3, t«nu3 6« M6ttr« 30U3 la main 6« la Nation krancai3« tout «« qui appartwnt aux princ«3, 3ei8lleur3 et nubl«3. Vt aux prstre3, ajout« <üambon." ^. 8or«l, I>'Nurop« et la Evolution. III. 1^6 k. 170 k.

lichen Züge, die an das Goethesche Wort von der Spottgeburt aus Dreck und Feuer erinnern, treten nirgends so brutal hervor, wie in dem Verhältnis der Schweiz zu Frankreich von 1798—1813. Sie war durch eine mehlhundertjährige Freundschaft mit dem Nachbarlande verbunden, sie hatte noch im Iahre 1777 ein Bündnis mit ihm geschlossen und die französischen Truppen waren unter dem Vorgeben eingerückt, die Untertanen von ihren Bedrückern zu befreien"). Tatsächlich folgte Unterjochung und Ausplünderung. Napoleon III. erweist sich als echter Franzose sowohl durch die Phrase „I/Nmpir« «'est I«. I?i>,ix!" wie durch die Annerion von Nizza und Savoyen als Bezahlung für die Italien gewährte Unterstützung. Die Beteuerungen der dritten Republik von ihrer Begeisterung für den Frieden und das Gleichgewicht Europas sind Wiederholungen alter Vorbilder, die der „rerum uovarum cupi6u»" dennoch erträgt. Am 18. Iuni 1914, wenige Wochen vor der Abreise Poincarss nach Rußland, um das Intrigennetz noch fester um Deutschland zu schnüren, beteuert Viviani im Senate, die französischen Rüstungen bezweckten nur „il. aecroltr« la zmis»anes üsteusive ü'uue nation qui, re»peetueu«« <l>i äroit uuiversel, u'a jamai» «onßs, ue »onFs hu' 5, prs»erver »e» to^er», »es libert.s», «» äißuits".

Ränkevoll ist diese Politik stets darauf bedacht, dem Feinde auch durch Lüge und Verleumdung Gegner zu schaffen. Welche Rolle spielen da geheime Berichte und andere Dokumente, die das Licht der Öffentlichkeit nicht vertragen können! Man vergegenwärtige sich nur den Dreyfusprozeß, das „grüne" Dokument im Caillaurprozeß, den Geheimbericht an die französische Regierung über deutsche Angriffspläne vom Iahre 1913, die eben erschienenen Untersuchungen über deutsche Grausamkeiten! Meisterhaft versteht sie es, vorhandene Zwistigkeiten zu verbittern und durch Bestechung ihre Ziele zu erreichen. Die Leser von Comines errinnern sich, daß Ludwig XI., der sie in großartiger Weise anwandte, den englischen Gewissenstarif genau studiert hatte, als Maria von Burgund vergebens Hilfe von England erwartete. Nirgendwo hat die französische Bestechungspolitik solche Orgien gefeiert, wie in der Schweiz vor 1798. Einem französischen Gesandten wurden einmal drei Richtungen seiner Tätigkeit vorgezeichnet: insiuuatious, rolnoutrllnce», ßratitieations! Andererseits weiß diese Politik, wenn sie gründlich gezüchtigt worden ist, das an Frankreich begangene Unrecht mit beweglichen Worten an den Pranger zu stellen. Man sehe, wie schon Froissart Eduard des Dritten Verhältnis zu Philipp VI. darstellte.

*) Hiltys „Öffentliche Vorlesungen über die Helvetik" (1878) verdienen die etwas schwere Lektüre, weil der Verfasser ein politischer Kopf und ein Psycholog ist. Er durchschaut die französische, zwei Seelen enthaltende Psyche, ihren „Scheinidealismus", ihren Trieb nach öffentlicher Schaustellung und Anerkennung, die Harte, Habsucht und vor keinem Mittel zurückschreckende Grundsahlosigkeit der französischen Politik, wenn sie keine Rücksichten zu nehmen braucht, ihre Unwahrhaftigkeit und Doppelzüngigkeit und ihren unheilbaren Irrtum „durch Formen staatlichen Lebens und mittelst plötzlicher Emotionen des Gefühls" politisch« Fortschritte erzeugen zu können.

Doch genug, wenn wir bedenken, daß die Chauvinisten mit der Stillung des Revanchedurstes auch die finanziellen Schwierigkeiten lösen würden. Wie oft ist in finanziellen Notlagen, deren die französische Finanzgeschichte nicht wenige kennt, der Knoten durchhauen worden! Soll an die Tempelherren erinnert werden, an die betrügerischen Finanzbeamten und Lieferanten, die man wie Blutigel behandelte, an die Herabsetzung der Forderungen, den Staatsbankerott, die Brandschatzung fremder Länder?

3.

Es muß noch von Bestrebungen, die Verfassung zu ändern, die während des Wahlkampfes auftraten, gesprochen werden. Die Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Regierung hatte immer weitere Kreise ergriffen. Die rechtsstehenden Gruppen haben schon seit Iahren eine Revisiion der Verfassung gefordert, die sie der amerikanischen nähern würde. Ietzt mehrten sich auch im Zentrum und auf der Linken die Kritiker der parlamentarischen Regierung, sie wollten sie nicht beseitigen, aber so einschränken, daß sie tatsächlich nur noch eine Scheineristenz führen würde. Iules Thierry, ein früherer Minister, schlug am 24. März 1914 im „Petit Marseillais" vor, diejenigen Ministerien, die nichts mit der inneren Politik zu tun hätten, den parlamentarischen Strömungen völlig zu entziehen. „Die Landesverteidigung, die auswärtigen Angelegenheiten, die technischen Ministerien, wie Handel und Gewerbe, öffentliche Arbeiten, Sozialpolitik, Kolonien sollten nicht mit dem Ministerium des Innern fallen und ihre Inhaber außerhalb des Parlaments gewählt werden." Also ein Beamtenministerium mit einigen parlamentarischen Ministern. Zu Thierry gesellte sich Marcel Sembat, einer der am meisten genannten Führer der sozialistischen Partei, welcher die Incohsrence und Incompstence der parlamentarischen Regierung geißelnd, verlangte, daß nur der Ministerpräsident durch die Kammer gestürzt werden könnte, die übrigen Minister aus nicht dem Parlamente angehörenden Männern auf Grund ihrer Befähigung zu ernennen wären und die Stellung von Beamten erhalten sollten. Noch mehr erstaunte man, als einige Wochen später die Zeitungen einen offenen Brief von Bourgeois, einem der am meisten geschätzten Führer der Radikalen, an seine Freunde in ClMons veröffentlichten, in dem es heißt: „Die Politik muß von der Finanz getrennt, die Stellung der Beamten gesichert, ... die Gerichtsorganisation reformiert, ... den Richtern die hohe Stellung angewiesen werden, welche das Zeichen und die Bürgschaft ihrer Unabhängigkeit ist." Ia, er empfahl, die Errichtung eines Reichsgerichtshofes, wie ihn die Vereinigten Staaten besitzen, der, wie er glaubte, die Gewaltenteilung verbürge und die Grundlagen der Verfassung gegen alle Angriffe der gesetzgebenden Gewalt sichere. Schließlich schlug er vor, daß dem nach einer allgemeinen Wahl gebildeten Ministerium ein Mißtrauensvotum nur

nach einer feierlichen Beratung erteilt werden dürfe. Sei dies geschehen, dann müßten Neuwahlen folgen. Sein Ziel: Sicherung einer vierjährigen Dauer für das Ministerium, wie in den Vereinigten Staaten! Daß diese Bewunderer der Verfassung des amerikanischen Bundesstaates die seit Tocqueville und Laboulaye gemachten Erfahrungen nicht kennen, ist nicht verwunderlich, bedenklich aber, daß politische Führer zur Nachahmung fremde Einrichtungen empfehlen, mit denen sie nicht genügend vertraut sind.

4.

Wenn die Kammer im Herbste 1914 zu regelmäßiger Tätigkeit hätte zusammentreten können, würde sie eine Fülle von Aufgaben vorgefunden haben: den Staatshaushalt von 1915, die Bewilligung einer neuen Anleihe (über ihre Höhe schwankten die Meinungen zwischen 500 und 1000 Millionen), den Gesetzentwurf über eine Besitzsteuer, die der Kongreß zu Pau zur Bestreitung der außerordentlichen militärischen Ausgaben beschlossen hatte; vom Finanzministerium war erklärt worden, daß das Alkoholmonopol studiert würde, und man wollte wissen, daß es sich mit dem Petroleum- und Versicherungsmonopol ebenso verhielte. Wahrscheinlich würde sie sich dem Versuche, die noch bestehenden Ertragsteuern zu reformieren, nicht haben entziehen können. Fast noch mehr Beachtung hätte die Organisation der Reserven und die militärische Iugenderziehung finden müssen. Das grundsätzliche Bekenntnis zur Wahlreform, das die neue Kammer wenige Wochen nach ihrem Zusammentritt abzulegen für gut fand, konnte nicht ohne Folgen bleiben.

Welcher fruchtbaren und so notwendigen Tätigkeit ist das französische Parlament durch einen Krieg entzogen worden, der den weiten Blick Bismarcks beweist! Er lehnte das Bündnis mit Rußland ab, weil ihm die russische Politik zu abenteuerlich schien; nicht so klar blickten die französischen Staatsmänner in die Zukunft, sie haben die Zukunft Frankreichs aufs Spiel gesetzt. Schon vor dem Kriege war der französische Staatshaushalt in großer Unordnung, der Krieg hat sie gewaltig gesteigert. Seine Wirkungen zeigen sich darin, daß die Einzahlungen auf die kurz vor dem Kriege aufgelegte Militäranleihe nur langsam erfolgen, daß es Frankreich nicht gelungen ist, sich wie Deutschland, Österreich-Ungarn, England die zur Kriegführung erforderlichen Summen durch eine große Anleihe zu sichern, ja daß es gezwungen ist, für eine Viertelmilliarde Schatzscheine in England unterzubringen. Neben ungünstigen Kritiken der Finanzpolitik Ribots vernehmen wir aber auch lebhafte Klagen, daß die ungenügende Steuerreform den Staat daran verhindert, den reichen Klassen nach ihrer Tragfähigkeit die schwere Bürde aufzuladen. Wie schwer sie empfunden wird, erkennt man daraus, daß in einer französischen Zeitung der Vorschlag gemacht wurde, Deutschland nicht nur politisch zu zerstückeln, sondern auch wirtschaftlich durch die Eintreibung einer ungeheuren Kriegsschuld wirtschaftlich zu vernichten und zu diesem

Zwecke die großen deutschen Städte zwanzig Iahre lang zu besetzen. Daß Deutschland nach einer endgültigen Niederlage von Frankreich, England und Rußland finanziell zugrunde gerichtet werden würde, wird niemand bezweifeln, aber man darf, auch ohne Prophet zu sein, behaupten, daß in Frankreich der Staatsbankerott im Falle eines unglücklichen Ausgangs des Krieges schwer zu vermeiden sein wird, selbst wenn die Ansprüche Deutschlands mäßig sein sollten. Wahrscheinlich würden die fremden Schuldtitel nicht so leicht wie in den siebenziger Jahren zu verkaufen sein, ein Teil seiner Schuldner möchte die Zinsen nicht zahlen können. Schließlich überschätzt man den französischen Reichtum, weil man seine Natur mißkennt. Die vielgerühmte französische Sparsamkeit hat zur Folge, daß die Nachfrage nach Waren zurückgeht, verminderte Nachfrage bedeutet verminderte Erzeugung, verkümmerte Entwicklung der Produktivkräfte (mit andern Worten höhere Produktionskosten), verminderte Erzeugung und verkümmerte Entwicklung der Produktivkräfte geringere Nachfrage nach den in Frankreich ersparten Kapitalien, welche die Banken im Auslande unterbringen müssen und hierdurch wirtschaftlich fördern. Daß viele Franzosen diese Zusammenhänge nicht verstehen, den Banken die Schuld für die Auswanderung der Kapitalien beimessen und das Heil in immer höheren Schutzzöllen suchen, ist ja verständlich. Ist die Sparsamkeit nicht immer ?.ls dl« Grundlage des französischen Reichtums gerühmt worden? Andere Mißstände sind der mangelnde Unternehmungsgeist vieler Franzosen. Wenn man durch Frankreich wandert, erstaunt man über den bedeutenden Anteil fremder Völker an den französischen Unternehmungen und über die Winzigkeit der Betriebe, welche die französische Genügsamkeit und Sparsamkeit am Leben erhalten. Kurz vor dem Kriege behauptete Compöre-Morel in der Humanits, daß selbst die französischen wohlhabenden Bauern der Scholle den Rücken kehrten, um in der Stadt als Rentner ein genußreicheres Leben zu führen.

Nichts mit Eitelkeit gemein hat die Freude des Deutschen, daß die auf seine angebliche Inferiorität und Schwächung durch den Industriestaat gesetzten Hoffnungen ebensowenig in Erfüllung gegangen sind, wie diejenigen, welche an erwartete deutsche Zwietracht und elsässische Untreue geknüpft wurden. Aber die Überzeugung von der persönlichen Überlegenheit des Franzosen über die Angehörigen anderer Völker gehört zu den gesuchtesten Artikeln des französischen Eitelkeitsmarktes, aber auch des englischen. Ob das langjährige Bestehen der Arbeiterversicherung die Widerstandskraft des deutschen Volkes erhöht habe, wird gewiß nach dem Kriege noch gründlich erörtert werden.

Wenn der Krieg den Faden der Entwicklung nicht zerrissen hätte, dann würde zweifellos die Revision der Verfassung eine brennende Frage geworden sein, da die Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Demokratie immer mehr gewachsen war. Wahrscheinlich wäre sie nicht in einer Legislaturperiode gelungen, denn es ist anzunehmen, daß auch die Wahlreform, die Zusammenlegung

der Departemente zu Provinzen, die Ausbildung der Selbstverwaltung nach der Seite des Selbsttuens anstatt des Wählens, endlich die Beamtenfrage aufgerollt worden wären. Iedenfalls hätte man sagen dürfen: die Aussichten der repräsentativen Demokratie erscheinen besser, als die der Monarchie, denn zwei Prätendenten bewerben sich um den Thron, die Führer der monarchischen und monarchiefreundlichen Gruppen befehden sich, und unter den mittleren und unteren Klassen hat sie nur schwache Wurzeln; für die Möglichkeit ihrer Restauratur spricht nur die Stärke der monarchischen Bewegung in Paris, die von den Monarchisten gedrillten Umsturzkorps, der tiefe Haß der katholischen Kirche und der ihr nahestehenden Schichten gegen die Republik. Aber der Krieg hat, worin die Beobachter verschiedener Länder übereinstimmen, die katholischen und konservativen Interessen erheblich gestärkt, und es erscheint nicht unmöglich, daß die Monarchie auf klerikaler Grundlage auf Umwegen wieder hergestellt wird. Man bettachte diese Erscheinung nicht als eine plötzliche Sinnesänderung, schon seit mehreren Iahren vor dem Krieg nahm die katholisch-Nerikale-monarchischeStrömung zu. Der mit meisterhafter Strategie und Taktik erfochten« Sieg des Blocks ist kein Gegenbeweis. Diese Überzeugung zu begründen, ist an diesem Orte nicht möglich. Sind die hier niedergelegten Beobachtungen über die französische Hetze gegen Deutschland während des Wahlkampfes richtig, dann muß es in Erstaunen setzen, daß man den Franzosen eine bevorzugte Stellung unter unseren Feinden gewähren möchte. Man hasse die Engländer, hieß es neulich in einer Zeitung der französischen Schweiz, aber man habe Mitleid mit den Franzosen. Weshalb verdienen sie Mitleid vor anderen Feinden? Hat nicht das offizielle Frankreich seit 1870 den Rachekrieg, unterstützt von einem wüsten Schwarm von Revanchards, unverwandt im Auge behalten; haben die aufeinander folgenden Regierungen ihn nicht sorgsam vorbereitet und Milliarden geopfert, um ihn selbst zum glücklichen Ende zu führen, und andere Milliarden, freilich gegen das Versprechen eines anständigen Zinses, um Rußland auszurüsten? Sind die Franzosen unseren Ansprüchen in Marokko nicht hartnäckig entgegengetreten, haben sie nicht unaufhörlich in Elsaß-Lothringen gehetzt, um deren Wunden nicht verharschen zu lassen, ohne Rücksicht auf die Leiden der Bevölkerung, die man befreien wollte? Haben sie jemals das geringste Verständnis für die Ansprüche der Vlämen gehabt? Hatten sie nicht vor einigen Iahren die Unverfrorenheit, eine Zeitschrift mit dem Titel „Die französischen Marken" (die deutschen Grenzländer Frankreichs) herauszugeben? Bezweckte die sogenannte französische Renaissance nicht auch die systematische Bekämpfung des deutschen kulturellen Einflusses selbst im Schul- und Universitätswesen? Überzogen sie die Welt nicht mit immer neuen Vereinen zur Ausbreitung der französischen und Zurückdrängung unserer Kultur?')

*) Der Vorsitzende der „?s<!eratiou Int«ruatiollül« pour la culture kr«my^i»e" war übrigens ein Belgier, der Professor Wilmotte in Lüttich.

Die Garibaldiner von Einst und Jetzt Graf von Voltolini

Haben nicht Angehörige des ritterlichen Volkes deutsche Reisende in Nancy auf das feigste mißhandelt? Haben während des Krieges Franzosen nicht auf Sanitätskolonnen geschossen, Verwundete verstümmelt und ermordet, Gefangene in unwürdigster Weise drangsaliert, das ganze deutsche Volk aber mit Beschimpfungen und Verleumdungen überschüttet? Hätte ohne die Revanche die Entente entstehen können?

Spiegelt sich in diesem Mitleid die einst von E. M. Arndt gerügte deutsche Lauheit? — Eine strenge Beurteilung und Behandlung Frankreichs wird stets mit großen Schwierigkeiten kämpfen müssen. Gesellschaftliche, feminine, ästhetische, politische Einflüsse verhindern sie. Und ein Zweites! Noch immer hat Machiavelli nicht Unrecht mit der Behauptung, die Franzosen verständen nichts von Politik. Der französischen Politik fehlt zu oft Größe der Pläne, Kühle des Urteils, Erkenntnis der ferneren Wirkungen ihrer Maßnahmen; sie ist häufig kleinlich, sieht nur das Nächste, läßt sich von Gefühlen und Vorurteilen bestimmen, stürzt sich leichtfertig in die verwegensten Unternehmungen, was schon Caesar ausgesprochen hat.*) Aber sie verfügt über ausgezeichnete Werkzeuge. Man übertreibt nicht zu sehr, wenn man behauptet: jeder Franzose ist ein Agitator für sein Vaterland, versteht alle Künste der Intrige, spürt immer neue Wege zum Ziele auf. Wie viel mehr gilt dies von der Französin!

F. L. Graf von Voltolini:

Die Garibaldiner von Einst und Jetzt.

Die gewaltigen Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Ost und West, zu Lande wie auf dem Meer, lassen uns leicht über andere Erscheinungen zweiten oder gar über solche dritten Ranges hinweg sehen, trotzdem es sich bei ihnen oft um kulturell-interessante Dinge handelt. Zu diesen ist auch das Neu-Garibaldinertum zu rechnen. Fast täglich lesen wir, daß die Garibaldiner da und dort auf Frankreichs Kriegsgefilden angegriffen und dann dementsprechend geschlagen heimgeschickt wurden, dann wieder, daß die Garibaldiner diesen oder jenen Bluff in Szene gesetzt haben, und doch ist es in Deutschland nur Wenigen bekannt, wie es sich eigentlich um das Garibaldinertum von heute verhält. Zumeist hält man die Garibaldiner für italienische Idealisten, die nach Art der Scharen, die Ioseph Garibaldi zur Schaffung der italienischen Einheit zusammenrief, nunmehr für Frankreich sich zu opfern bereit sind. Allein das ist gerade der Haupt-

*) Diese Stelle erschien dem französischen Retbtshisioriker Glasson so wicktig, daß er sie auf einem der ersten Blätter seines Grundrisses zum Abdruck brachte.

fehler in der Beurteilung des heutigen Garibaldinertums, daß man diese durchaus auf dem Prinzip des materiellen Gewinnes beruhende Institution mit dem alten Garibaldinertum, dem ein gewisser Idealismus nicht abzusprechen ist, schlechtweg identifiziert.

Die Garibaldiner, die dem alten Giuseppe Garibaldi, dem sog. Herrn beider Welten, auf seinem Kriegszug zum Sturz des bourbonischen Königtums in Neapel und Sizilien folgten, waren Leute, die keineswegs materieller Vorteil lockte, die der Führer auch gar nicht hätte versprechen können, sondern sie eilten aus freudiger Begeisterung zu seiner Fahne, um ein erträumtes und erhofftes Novum an Stelle der alten überlebten Institutionen in Italien zu sehen. Die alten Monarchien sollten der Volksrepublik weichen, die theokratische Regierung Roms sollte aufhören und an ihre Stelle ein römischer Freiheitsstaat treten. Diesem Ideal jagte Garibaldi nach und für dieses schlugen sich seine Gefolgsleute.

Einen etwas weniger idealen Charakter hatte bereits die Erpedition des Korps, das Ioseph Garibaldi im Herbst 1870 nach Frankreich führte. Hier kämpften Garibaldi und die Seinen bereits für eine fremde Sache, aber die ideale Seite dabei stellte der Umstand dar, daß man für eine Republik gegen das im Deutschtum verkörperte monarchische Prinzip stritt. Hatte doch die Einheitsbewegung Italiens, wie sie sich mit monarchischer Spitze unter Führung des Hauses Savoyen entwickelt hatte, für die Anhänger Garibaldis eine Enttäuschung bedeutet, und konnten sie nicht ihr republikanisches Ideal in der Heimat durchsetzen, so wollten sie wenigstens für dieses in Frankreich fechten. Iedoch bezog Garibaldi für sich und seine Truppen von der Republik eine materielle Entschädigung.

Seitdem der alte Freibeuter von diesem letzten Kriegspfad heimgekehrt war, legte er das Schwert endgültig nieder.

Ioseph Garibaldi hinterließ aus seiner wilden Ehe mit der Brasilianerin Anita zwei Söhne, Menotti, der Landwirt wurde, und Ricciotti, der sich für den Erben des väterlichen Heroentums hielt und daher seit dem Tod des Vaters sich den Titel „General" beilegte. Ricciotti Garibaldi aber ist insofern von seinem Vater grundverschieden, als er vor Allem eine kaufmännische Ader besitzt, was ihm auch den Gedanken eingab, seinen Namen und dessen Tradition geschäftlich zu verwerten. Durch diese Tendenz wurde das Neu-Garibaldinertum ein eigenartiges Geschäftsunternehmen, das im Grunde genommen mit Menschenware handelte, indem es Iedermann, wer auch immer solche benötigte, Söldner gegen Bezahlung lieferte.

General Ricciotti Garibaldi hatte aber nicht immer den erhofften geschäftlichen Erfolg mit dieser Unternehmung. Zwar bot er seine Dienste bei jeder Gelegenheit an, so den Buren gegen die Engländer, den Spaniern gegen die Vereinigten Staaten, den Iapanern gegen die Russen, aber von allen erfolgte ein

ablehnender Bescheid nach Riofreddo, dem kleinen Gebirgsdorf an der Grenze der Provinzen Rom und Aquila, wo Ricciotti Garibaldi mit seiner zahlreichen Familie den größten Teil des Iahres lebt. Dagegen benutzte man in Venezuela gerne seine Dienste. In diesem, von häufigen Revolutionen heimgesuchten Lande konnte bald die eine, bald die andere Partei die Hilfe der Söldner des „Generals" brauchen.

Es ist vielleicht überraschend, daß dieser in einer Zeit, wie die unsrige, in welcher einerseits die Nationalheere auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht eine fast allgemeine Einrichtung sind, anderseits Iedermann von dem Streben nach einem regelmäßigen Lebensberuf erfüllt ist, doch noch Leute fand, die bereit waren, für Geld ihre Haut in fremdem Dienst zu Markte zu tragen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der starken Bevölkerungszunahme Italiens, die bei dem Mangel an Industrie des Landes die starke, teils temporäre, teils definitive Auswanderung nach allen Staaten Europas, wie auch nach allen überseeischen Gebieten zur Folge hat. Kein Wunder, daß neben den Agenten, welche die Dörfer Italiens durchziehen und bald für Amerika, bald für Tunis und Algier, bald für die Staaten Europas Erd- und Mauerarbeiter werben, auch die Agenten des „Generals" Garibaldi in ihrem Werben um Söldner, das nicht nur eine verhältnismäßig lukrative Basis den bescheidenen Ansprüchen der italienischen Bevölkerung bietet, sondern auch außerdem den romantischen Zug der Garibaldinischen Tradition trägt, Leute finden, die auf das Angebot eingehen. Das Geschäft für den „General" besteht nun darin, daß er mit den Auftraggebern bestimmte Löhnungssätze vereinbart und zwar für jeden „Offizier", „Sergeant" und einfachen „Garibaldin«", während er den Angeworbenen wiederum einen geringeren Sold bezahlt. Es ist dasselbe System, im Großen angewandt, wie es der sog. ^aporale im Kleinen in den Dörfchen des römischen Appennins in den Wintertagen treibt, um landwirtschaftliche Arbeiter für die malariaverseuchten, daher unbevölkerten Gegenden der römischen Campagna zu wahren Hungerlöhnen anzuwerben, selbst aber von seinem Auftraggeber sich das Doppelte für jeden Arbeiter zahlen läßt. Schon aus diesem Einblick in die Organisation des Unternehmens sieht man, daß das Neu-Garibaldinertum von dem alten sehr verschieden und daß der romantische Idealismus völlig in den Hintergrund getreten ist. Natürlich wird er von Ricciotti Garibaldi rhetorisch immer noch, nach wie vor, den Söldnern gegenüber angewandt, um diesen die in ihrem Kern bittere Pille zu versüßen, für Geld Blut und Leben zu verkaufen.

Nächst Venezuela war Griechenland ein Klient des „Generals". Schon im Iahre 1897 stellte derselbe im Auftrag der Athener Regierung ein Söldnerkorps auf, das auch ins Gefecht kam, die Erwartungen der Griechen aber nicht befriedigte. Aber auch Garibaldi war mit der finanziellen Ausbeute dieser griechischen Unternehmung nicht zufrieden, sodaß er gelegentlich des Balkankrieges in Athen bedeutend höhere Lohnansprüche für seine Garibaldiner forderte. Diese

Verhandlungen zogen sich so sehr in die Länge, daß die bereits von Garibaldi mitgebrachten Söldner enttäuscht den Heimweg antraten, auf dem ihnen der „General" noch vor dem Friedensschluß folgte, verärgert durch den Mißerfolg und den finanziellen Verlust bei dieser Sache. Weit günstiger stellte sich die Lage für das Unternehmen hinsichtlich der den merikanischen Revolutionären gelieferten Hilfstruppen, mit deren Kommando der inzwischen zum Greis gewordene Ricciotti Garibaldi seinen ältesten Sohn Ioseph, zum Unterschied von dem Großvater „Peppino" genannt, bettaute, der sich daher auch den Generalstitel beilegte. Peppino war mit ein paar Hundert Garibaldinern noch in Meriko tätig, als ihn und seine Söldner ein Telegramm des Vaters nach Europa zurückrief. Der Völkerkrieg war ausgebrochen und dieser bot Garibaldis Unternehmen ganz andere geschäftliche Aussichten, als die menkanische Revolution. Vor allem hoffte Garibaldi auf Frankreich, wo das Speditionskorps seines Vaters noch in einem guten, von romantischem Schimmer verklärten Andenken stand. Und er hatte sich nicht getäuscht. Noch im August konnte Peppino Garibaldi als Prokurist seines Vaters mit der Republik einen Vertrag auf Lieferung von fünftausend Söldnern zu guten Bedingungen abschließen. Frankreich zahlte für jeden Garibaldiner an den „General" pro Tag fünf Franken und außerdem den Mitgliedern der Familie Garibaldi einen Sold von fünfzig Franken täglich. Letzteren wurde auch der Rang von Oberstleutnants in der französischen Armee garantiert. Unterdessen errichtete man in Italien zwei geheime Werbebureaus, in Rom und Genua, da die italienische Regierung die Werbungen verbot. Zwei andere Werbebureaus wurden in Paris und London für „Angehörige aller Nationen" errichtet. Rasch füllten sich die Listen; Abenteurer aus aller Herren Länder eilten zu Garibaldi's Fahne. Die in Italien angeworbenen Söldner wurden teils auf dem Weg über die Schweiz, teils auf dem Seeweg über Barcelona nach Frankreich geschafft, da die italienischen Behörden an den französischen Grenzstationen Ventimiglia und Modane einen strengen Überwachungsdienst eingerichtet hatten. Die Werbetätigkeit in Italien wandte sich nicht nur an solche, die durch die Aussicht auf materiellen Gewinn angelockt wurden, sondern auch an alle politischen Gesinnungsgenossen Ricciotti Garibaldi's, die Republikaner. Aber auch Angehörige der radikalen, sozialistischen und reformistischen Partei, sowie nicht wenige Mitglieder der Anarchistenklubs traten unter Führung der Agenten des „Generals" den Weg nach Frankreich an. Stand doch allen diesen Parteien vom Beginn des Krieges an fest, daß die Sympathien jedes Italieners in diesem Völkerkampf nur der französischen Schwesternation gehören dürften. Um aber auch solche, denen ein Kämpfen gegen Deutschland und für Frankreich nicht anziehend schien, zum Eintritt zu verlocken, wurde das Gerücht ausgesprengt, der „General" habe mit Poincars und Ioffre vereinbart, die Garibaldiner nach vollendeter Ausbildung zu Schiff nach Antivari zu schaffen, von wo sie einen Zug nach Dalmatien mit dem Objektiv Fiume und Triest antreten würden. Damit war das Projekt eines

Kampfes der Garibaldiner gegen Österreich-Ungarn inszeniert, dem beim niedern Volke in Italien keine Sympathien fehlen. Mit diesen Ideen reisten viele Angeworbene zu den Konzentrationspunkten der Garibaldiner in Frankreich, Montslimar, Avignon und Nizza ab. Allein hier angekommen, wurde mancher durch die sie erwartende Lage bitter enttäuscht. Nach den getroffenen Vereinbarungen sollten die Garibaldiner diesmal nicht, wie im Iahre 1870, ein Freikorps unter eigenen Führern mit eigener Uniform, dem bekannten roten Garibaldinerhemd, bilden, sondern als „freiwilliges Fremden-Regiment" in die Armee eingereiht werden, sowie die französische Infanterieuniform mit dem Abzeichen einer blauen Schärpe tragen. Diese Bestimmungen bot dem in Nizza gesammelten, völlig aus Italienern bestehenden Korps eine solche Enttäuschung, (oder wenigstens gaben sie dies vor), daß sie den Heimweg nach Italien antraten. Doch blieben Garibaldis Unternehmen in Avignon und Mont^limar immerhin noch viertausend Mann, darunter neben den Italienern auch Serben, Rumänen, viele Merikaner und Südamerikaner, endlich einige Griechen und Monegasken.
Die Ausbildung durch die französischen Offiziere, sowie die improvisierten garibaldinischen „Lieutenants" geschah in höchst summarischer Weise, da den Garibaldinern bei ihrem Eintritt trotz des Soldatenverhältnisses stets eine gewisse persönliche Freiheit, die nach unseren Begriffen einer völligen Disziplinlosigkeit entspricht, garantiert wird. So duzen sie ihre Offiziere, verschwinden gelegentlich ohne Urlaub auf ein paar Tage, treiben sich in Paris herum und kehren dann zur Front zurück, als ob dies alles ganz natürlich wäre. Die französischen Militärbehörden aber schweigen dazu, weil es sich eben um fremde Freiwillige handelt, die jede Rücksicht verdienen. Auch als die Garibaldine r Anfang Ianuar zur Front abgingen, blieb dieses militärische Sonderverhältnis das gleiche. Indessen zeigte bereits beim ersten Gefecht der Mangel an Disziplin des Korps seine höchst nachteiligen Folgen. Es handelte sich um den Sturm auf deutsche Schützengräben in dem Argonnenwalde. Kaum aus der Deckung hervorgebrochen, begann jeder Garibaldiner nach seiner Fa^on zu kämpfen, blind vorwärts zu stürmen, voll Verachtung gegen die methodische, moderne Kampfesweise, die sie „alls. t,eä«»ca" nennen. Die Folgen davon blieben nicht aus. Tausend Garibaldiner, darunter zwei Söhne des „Generals", lagen hingemäht von den deutschen Geschossen, ein paar hundert Leichtverwundete flohen zurück, die eifrigsten Stürmer aber wurden rasch in den deutschen Linien dingfest gemacht und mußten, in der Zahl von achthundert, die unfreiwillige Reise in die deutschen Gefangenenlager antreten.
Die ganze Episode ist charakteristisch für die Kampfesart und den militärischen Wert dieser Söldner.
Trotzdem daß dieser Wert auch von den französischen ernsten Militärkritikern als absolut gering veranschlagt wird, ist die Republik in ihrer jetzigen Lage, in der nach den ungeheuren Verlusten eines halben Kriegsjahres jeder Mann, der

eine Flinte tragen kann, einen Schatz darstellt, dem „General" Garibaldi und seinen Söhnen doch für die Hilfe zu Dank verpflichtet und unter diesem Gesichtspunkt läßt sich einerseits der Ordensregen von Kreuzen der Ehrenlegion, der über die Garibaldiner niedergegangen ist, wie andererseits die Ehrungen verstehen, die Ricciotti Garibaldi bei seiner Ankunft in Paris zu Teil wurden. Letzterer hat nämlich sein Hauptquartier nunmehr in Anbetracht des guten Geschäftsganges seines Handels mit Menschenware — italienische militärische Autoritäten schätzen den „Reingewinn" auf über tausend Franken pro Tag — von seinem bescheidenen Heim in Riofreddo in das Elys6e Palasthotel in Paris verlegt.

Aus dem Vorstehenden wird zur Genüge klar, daß die ganze Institution des Garibaldinerkorps keinerlei ideale Basis hat, sondern ein Geschäftsunternehmen ist, das an die Söldnerunternehmungen der Lanzknechtführer des 16. Iahrhunderts erinnert, die ihre Haut für den zu Markte trugen, der am meisten zahlte. Der Idealismus, dem Garibaldis Vater huldigte, ist bei seinen Nachkommen zu einem Bluff geworden, mit dem man das Geschäft vor der Welt maskieren will. Wie soll auch irgend ein Bauernbursche aus Mittel- oder Süditalien, womöglich Analphabet, dazu kommen, aus Idealismus sich für die Franzosen, deren Sprache er nicht versteht, die ihm so fremd, vielleicht noch fremder als die Deutschen sind, tot schießen zu lassen? Man muß das italienische Volk kennen, um die ganze Machenschaft des heutigen Garibaldinismus zu durchschauen. Gewiß mag auch mancher unter den Söldnern, besonders den sog. „Offizieren" sein, der, verhetzt von dem in französisch-englischem Sold stehenden Teil der italienischen Presse, den Märchen derselben vom Kampf der „Kulturvölker" gegen die deutschen Barbaren Glaubei schenkend, ein gutes Werk zu tun glaubt, wenn er gegen uns zu Feld zieht. Die ^roße Masse der Söldner, wenigstens jener aus Italien aber weiß nicht, wofür sie kämpft als nur den Tagessold, von dem jedoch der größte Teil in die Kassen des Unternehmens wandert.

So ist das heutige Garibaldinertum eine antikulturelle Erscheinung, die einesteils als Geschäft mit Menschenware die volle Verachtung der Kulturwelt verdient, andernteils aber Frankreichs Kampf ebenso entehrt, wie dessen Herbeischleppen von Neger- und Malanensöldnern auf Europas Schlachtfelder gegen ehrenvolle pro 6omo kämpfende Volksheere, endlich aber Italiens gutem Namen in unverdienter Weise einen Makel beifügt. —

Alexander Redlich

Dr. Alexander Redlich: Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland.

Meine in den nächsten Tagen unter diesem Titel erscheinende Schrift (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist ein Versuch, die Schuld Rußlands an dem Ausbruch des Weltkrieges zu erweisen, und zwar nicht allein aus den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen, sondern als eine notwendige Folge aus der seit langen Iahren gegen die Eristenz von Österreich-Ungarn gerichteten Politik Rußlands. Diese ursprünglich von inoffiziellen Kreisen betriebene Politik wird nach manchen Schwankungen während der Annerionskrise von der Petersburger Regierung endgültig adoptiert, indem Rußland und England ihren gemeinsamen Einkreisungsplan gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zur Ausführung zu bringen suchen. Ein wichtiger Bestandteil dieses Planes ist die Vereinigung der slavischen Balkanvölker gegen Österreich-Ungarn und die Revolutionierung der österreichisch-ungarischen Südslaven. Nach dem Tode Eduards VII. scheint sich aber England von der Einkreisungspolitik zu entfernen, wie seine Haltung in der Balkankrise zeigt. Die folgenden Stellen aus meinem Buche sollen zeigen, in welcher Weise Rußland der geendeten Situation Rechnung zu tragen suchte.

„Wir glauben . . . ., daß Rußland etwa seit Anfang 1914 das unzweifelhafte Bedürfnis empfand, die Katastrophe zu beschleunigen, und zwar deshalb, weil es sich seiner Bundesgenosse« nicht mehr sicher fühlte. Wir haben gesehen, daß die Haltung Englands schon während der Balkankrise nicht mehr den russischen Erwartungen entsprach, und daß sie sich wesentlich von der Politik Eduards VII. unterschied, die ja Rußland zur Verwirklichung seiner kühnen Pläne ermutigt und vielleicht dem Panslawistentum innerhalb Rußlands zum Siege verhelfen hatte. Auch nach Eduards Tode gab und gibt es Leute in England, die seine politischen Grundsätze teilen. Aber die Mehrheit des Volkes und wohl auch der Regierenden besitzt diese aggressive Tendenz nicht, und sie konnte nur durch das Schreckgespenst des bevorstehenden deutschen Angriffes bei der bisherigen Richtung der Auslandspolitik festgehalten werden. Nun zeigte aber die Haltung Deutschlands im Balkankrieg ganz unzweideutig, daß das Deutsche Reich auf das dringendste den Frieden wünschte, und daß es insbesondere eine Anlehnung an England erstrebte. Diese Einsicht blieb in London nicht wirkungslos, und man mag dort in der Zeit nach dem Balkankrieg ernsthaft mit dem Gedanken umgegangen sein, die russische Freundschaft, die nun allzu kostspielig zu werden begann, fahren zu lassen und sich auf die Seite des Dreibundes, vor allem Deutschlands, zu begeben. Dieser Gedanke war um so aussichtsvoller, als zwischen

Alexander Redlich Der Gegensatz zwischen
Deutschland und England in allen konkreten, festumrissenen Fragen leichter ein Einvernehmen herzustellen war als zwischen England und Rußland. . . .
Die bestehenden Differenzen ließen sich durch ein Abkommen sehr wohl beseitigen, wie es ja auch wirklich zustande gekommen ist. Auch Frankreich konnte sich mit Deutschland über seine vorderasiatischen Interessen verständigen und hat es getan. In diesem Augenblick war die europäische Stellung Rußlands auf daß äußerste gefährdet. Diese Stellung hatte ihre stärkste Stütze in der prinzipiellen Gegensätzlichkeit, die jahrelang zwischen Deutschland und England bestanden hatte, und die daher stammte, daß Deutschland und England einander ganz im allgemeinen als Konkurrenten ansahen, soweit die Erde reicht . . .
Für Rußland war es also von höchster Bedeutung, die sich zwischen Deutschland einerseits und England und Frankreich andererseits anbahnende Interessenpolitik zu stören und das alte Mißtrauen wach zu halten, der alten Gefühls- und Rüstungspolitik neue Nahrung zu geben. Es ist kaum möglich und würde auch zu weit gehen, die einzelnen kleinen Schliche zu verfolgen, mit denen Rußland es immer wieder verstand, besonders in Frankreich Helfer bei dieser Aufgabe zu finden. Der französische Volkscharakter war dabei gewiß sein Bundesgenosse, ein besserer noch die Regierung Poincar6. Rußlands Ziel wurde es nun, den europäischen Krieg, den es sonst wohl erst zwei bis drei Iahre später hätte führen wollen, so schnell wie irgend möglich vom Zaun zu brechen, das heißt, solange die deutsch-englische Verständigung nicht allzu innig geworden war und nicht auch Frankreich in ihren Bann gezogen hatte."
Hier folgt eine kurze Kritik der englisch-russischen Vereinbarungen, die während des Pariser Besuches König Georgs und Greys im Mai t9t4 ihren Ursprung hatten und in der Form eines Marineabkommens in Wirklichkeit ein politisches Einvernehmen waren, durch welches England die Türkei an Rußland auslieferte, indem es diesem militärische Operationen in den Meerengen gestattete.
Dann heißt es welter:
„Es war also wieder eine Frage der militärischen Bereitschaft, durch welche Rußland die alte Politik des Mißtrauens und der Gehässigkeit zu neuem Ansehen brachte. Selbst wenn der Krieg nicht so schnell ausgebrochen wäre, mußte doch die Tatsache des englisch-russischen Marineabkomm«ns auf Deutschland verstimmend wirken. Sie mußte es um so mehr, als Rußland während dieser ganzen letzten Monate alles mögliche getan hatte, um die friedfertige deutsche Regierung zu verärgern und gegen sich aufzubringen. Es ist merkwürdig, daß sowohl das Bekanntwerden der intensiven russischen Rüstungen in diese Zeit fällt, wie auch eine Reihe handelspolitischer, gegen Deutschland gerichteter Akte Rußlands. Aus allen diesen Einzelheiten war ohne jeden triftigen Grund eine gespannte Situation in Europa entstanden, deren Folgen man zunächst nicht übersehen konnte.
In diese« Augenblick wird der österreichisch-ungarische Thronfolger ermordet. Der Schauplatz des Verbrechens ist die Hauptstadt von Bosnien, jenes

Landes also, das nicht nur das Ziel der nächsten serbischen Wünsche war, und das bei der nächsten Teilung Europas durch Rußland eine so wichtige Rolle spielen sollte, sondern das auch der Gegenstand einer jahrelangen revolutionären Propaganda von seiten Serbiens gewesen war. Es stellt sich heraus, daß der Erzherzog-Thronfolger nicht das Opfer eines Einzelnen, sondern einer regelrechten Verschwörung geworden ist. Die Täter sind Österreicher, die Waffen aber sind serbisch und der Gedanke ist ebenfalls serbisch. Es handelt sich um einen politischen Fürstenmord, begangen in einem Lande, das mit allen Mitteln zur Revolution aufgereizt werden sollte, angestiftet von Angehörigen desjenigen Volkes, welches in dieser Revolution seine politische Zukunft erblickte und welches andererseits schon einmal durch Königsmord und schon mehrmals durch Verschwörungen seine Geschicke beeinflußt hatte. Serbiens Pläne aber waren Rußlands Pläne. Es fragte sich also nur, wer die Verantwortung für diese Art der Ausführung zu übernehmen hatte.

Es geht nicht an, in einer ernsthaften Darstellung Behauptungen und noch dazu ungeheuerliche Behauptungen beweislos aufzustellen. Es darf deshalb kein Wort über die Frage verloren werden, ob dieses Attentat irgendwie mit der offiziellen russischen Politik selbst in Zusammenhang gestanden hat. Dies ist um so weniger möglich, als der Begriff der russischen Politik nicht so ohne weiteres wie in anderen Ländern mit bestimmten offiziellen Persönlichkeiten vollkommen identifiziert werden kann. Kein Mensch glaubt daran, daß etwa Ssasonow Mörder dingen ließ, um den österreichisch-ungarischen Thronerben zu beseitigen und einen Konflikt zwischen Serbien und Österreich-Ungarn hervorzurufen. Aber Ssasonow ist nur in sehr beschränktem Maße der Leiter der russischen Politik. Diejenigen, die zum Teil neben und zum Teil gegen ihn arbeiteten, stehen im Dunkel. Diese russische „Kriegspartei" hat nur ein paar sichtbare Aushängeschilder; was alles dahinter steckt, wissen wir nicht, und wir können deshalb auch nicht beurteilen, wessen diese Partei fähig ist und welche Mittel sie in einem bestimmten Fall angewendet hat. Sicher ist, daß sich der Doppelmord von Sarajewo als ein höchst geeigneter Zufall in das System politischer Vorkehrungen eingefügt hat, die zum Krieg zwischen Dreibund und Dreiverband drängten. Man kann nicht sagen, daß er wie ein Blitz aus heiterem Himmel über das friedliche Europa hereinbrach, sondern der politische Himmel war, wie schon bemerkt, zu jener Zeit von schweren Gewitterwolken bedeckt. Aber gerade deshalb ist es wohl auch möglich, daß serbische Abenteurer, die mit den russischen Plänen nur allzu vertraut waren, ein übriges taten und die gespannte Situation dazu benutzten, um, wie sie hofften, ungestraft einen Akt des unerhörtesten Terrorismus zu begehen und den von ihnen ersehnten Zusammenstoß unvermeidlich zu machen."

Otto Iöhlinger:
Die Getreidehandels-Politik Deutschlands während des Krieges.

Von dem Augenblicke an, in dem sich England in den jetzigen Krieg einmischte, war es klar, daß Deutschland in bezug auf seine Getreideversorgung ausschließlich auf den Inlandsmarkt angewiesen war, d. h. auf die vorhandenen Bestände und die Erzeugung seiner eigenen Landwirtschaft Ein Import aus überseeischen Ländern hörte auf, da die englische Flotte nicht nur die direkten Sendungen nach Deutschland anhielt, sondern auch, entgegen allem Völkerrecht, die neutralen Staaten bei ihren Nahrungsmittel-Bezügen einer sehr scharfen Kontrolle unterwarf. Iedes mit Getreide beladene Schiff, das die Meerenge von Gibraltar passierte und für Italien bestimmt war, oder um die Nordspitze Groß-Britanniens herum nach Schweden fuhr, wurde angehalten und genau untersucht. Ergab es sich, daß das einführende Land größere Quantitäten Getreide bezogen hatte, als in früheren Iahren, so wurde die Sendung festgehalten mit der Begründung, daß sie dazu dienen könne, Deutschland auf indirektem Wege zu versorgen. Bedauerlicherweise haben die neutralen Länder sich diese unerhörte Diktatur Englands gefallen lassen und sahen zu, als ihnen ganze Dampferladungen beschlagnahmt wurden. Allerdings sind bei der britischen Regierung zahlreiche Proteste neutraler Mächte eingegangen. Diese waren aber vollständig wirkungslos, solange die Neutralen nicht gemeinsam England gegenüber energisch auftraten, und hierzu fehlte es wohl allen an Mut. Namentlich die Vereinigten Staaten von Amerika blieben bei dem Treiben Englands ruhig, da sie ein direktes Interesse an einem Getreide-Versand nach Italien, Schweden oder der Schweiz nicht hatten. Sie fanden einen sehr guten Absatz ihrer gesamten Getreide-Erzeugung in England oder Frankreich, sodaß sie auf weitere Märkte nicht angewiesen waren. Würden die Vereinigten Staaten gegen die Beschlagnahme von amerikanischem Getreide, das nach Italien bestimmt war, energische Vorstellungen erhoben haben, so wären diese sicherlich nicht unbeachtet geblieben; denn in der Baumw o l l frage, bei der die Union u. a. auf den Absatz nach Deutschland und Österreich-Ungarn angewiesen ist, konnte sie es mit Erfolg durchsetzen, daß Baumwolle nicht auf die Liste der Konterbande gesetzt wurde und daß ein direkter Verkehr der Baumwolldampfer zwischen Nord-Amerika und Deutschland gestattet wurde.

Von den neutralen Staaten war also keine Hilfe zu erwarten, und Deutschland glich daher einer belagerten Festung. Die Maßnahmen, die man im Falle einer Belagerung im kleinen ergreift, mußten also hier ins Große übertragen werden. Freilich konnte diese Übertragung nicht schematisch früheren Beispielen

nachgeahmt werden, denn es handelt sich jetzt um ein „belagertes Gebiet" mit mehr als 65 Millionen Menschen, das zu einem sehr erheblichen Teil die riesige eigene Armee und die fremden Gefangenen mit ernähren muß, also Verhältnisse, wie sie in der Geschichte bis jetzt noch nicht da gewesen sind.

Die Situation war für die Regierung nicht leicht. Es hätte ja nahe gelegen, gleich zu Beginn der Mobilmachung, die ganzen Bestände der Landwirtschaft mit Beschlag zu belegen und staatlicherseits den Bezug und Absatz zu regeln. Zu einer solchen Maßregel hat sich die Regierung aber zunächst nicht entschließen können, schon mit Rücksicht darauf, daß zu Beginn des Kampfes vielfach über dessen Dauer irrige Ansichten verbreitet waren und auch damals vielleicht allzu große Mengen in Betracht kamen. Die Regierung glaubte daher, zunächst einmal nur regelnd auf den Getreidemarkt einwirken zu sollen, d. h. überall dort einzuschreiten, wo sich Mißstände herausgestellt hatten. Dieser Mißstände waren nicht wenig. Zunächst mußte die Regierung denungewöhnlichenPreissteigerungen entgegentreten, die am Getreidemarkt eingesetzt hatten. Schon am 4. August 1914, d. h. gleich nach Ausbruch des Krieges, hatte sich die Regierung das Recht einräumen lassen, Höchstpreise für die Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, sowie für rohe Natur-Erzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe, festzusetzen. Dieses Gesetz, das die Grundlage für sehr wichtige und einschneidende Maßnahmen der deutschen Regierung bildete, hat in der Folge mehrfach Ergänzungen erfahren, die sich aus der Praris des Gesetzes heraus als notwendig erwiesen haben. Zum ersten Male kam es zur Anwendung am 28. Oktober 1914. Damals setzte die Regierung Höchstpreise für Roggen, Weizen und Gerste fest. Für Weizen wurde ein Preis von 260 Mark pro Tonne normiert, für Roggen ein solcher von 220 Mark pro Tonne. Für Gerste wurde zunächst der Preis für Ware, die unter 68 Kilogramm wog, auf 205 Mark pro Tonne festgesetzt.

Verglichen mit früheren Iahren sind diese Preise als recht hoch zu bezeichnen, sie sind aber die Folge der ungewöhnlichen Steigerung der Notierungen aus Anlaß des Krieges. Denn die Kurse lauteten im Iahre 1914:

	Weizen:	Moggen:	Gerste:
Ianuui	Mk. 187	Mk. 155	Mk. 146 pro To.
April	.. 189 »	157 »	151 „ „
Iuli	„ 204 »	173 »	164 „ »
August	,. 223 «	193 »	

199 ,.
«
September
„ 238
»
211
»»
224 „
»
Oktober
,. 257
»
227
n
246 ..
»
Höchstpr eise
,. 260
n
220
»
205 „
»
Bei Roggen und no
lmentlich bei Gerste bedeuten die Höchstpreise eine
Ermäßigung
gegenüber dem im
Oktober erzielten Preif
e; bei
Weizen
kommt der Höchstsat
z
ungefähr dem Niveau
vom Oktober
gleich.
317

Bei der Festsetzung der Marimalsätze standen sich zwei Gruppen gegenüber. Die eine wollte einen möglichst hohen Höchstpreis, damit der Verbrauch sich einschränkt; denn erfahrungsgemäß legt sich der Konsum, je höher die Preise steigen, Zurückhaltung auf, während bei niedrigen Preisen der Verbrauch groß bleibt. Da in diesem Iahre die ausländischen Zufuhren fehlen, lag aber zu einer Einschränkung alle Veranlassung vor. Denn es fehlen uns nicht nur der fremde Weizen, die russische Futtergerste und der amerikanische Mais, sondern auch die tausende von Tonnen fremder Futtermittel, die, sei es direkt, sei es in anderer Form, aus tropischen und subtropischen Gebieten eingeführt werden. Man denke nur au Kopra, Sesam, Leinsaat etc., Produkte, die bei ihrer Verarbeitung zu Öl, Fett und dergl. ein wichtiges Viehfutter als Rückstand lassen. Es mußte also für diese Erzeugnisse Ersatz geschaffen werden, und die Vertreter hoher Höchstpreise glaubten das Mittel dafür in einer wesentlichen Heraufsetzung der Marimalsätze gefunden zu haben. Für hohe Höchstpreise sprach u. a. auch noch die Tatsache, daß die Landwirtschaft infolge des Krieges sehr hart mitgenommen wird. Sie erhielt zwar im Oktober Preise, die an sich sehr auskömmlich und wesentlich höher waren, als die Durchschnittspreise der letzten zehn Iahre; andererseits hatte sie außerordentliche Aufwendungen dadurch, daß ihr zahlreiche Arbeitskräfte und Pferdematerial durch die Mobilmachung entzogen wurden, daß sie die fremden Futterstoffe sehr hoch bezahlen mußte und daß ihr der Dünger für die Neubestellung der Felder zu einem großen Teil fehlte. Hierdurch entstanden ihr erhebliche Ausgaben, denen andererseits erhöhte Einnahmen gegenüberstehen mußten. Denn gerade die deutsche Landwirrschaft hat in diesem Kriege gezeigt, wie notwendig sie für uns ist, und das Wort Moltkes, „daß Deutschland ohne Landwirtschaft besiegt wird, ehe der erste Schuß gefallen ist," hat in dieser Zeit seine Wahrheit bewiesen.
Den Vertretern hoher Preise standen diejenigen gegenüber, die das soziale Moment betonten, die darauf hinwiesen, daß den ärmeren Volksschichten in diesem Kriege keine allzu hohen Lasten aufgebürdet werden dürften und daß hohe Getreidepreise ungünstige Wirkungen auf die weitesten Kreise der Bevölkerung haben würden. Die Regierung glaubte zwischen den beiden streitenden Gruppen eine Diagonale zu ziehen, indem sie Preise zugrunde legte, die im Vergleich mit früheren Iahren zwar hoch sind, die aber angesichts der ganzen Situation keineswegs als anormal bezeichnet werden können.
Die spätere Entwicklung der Verhältnisse hat gezeigt, daß wir mit dem Niveau der Marimalsätze ganz zufrieden sein können; denn wenn auch das Gesetz über die Höchstpreise mit „Schönheitsfehlern" behaftet ist und mehrfach repariert werden mußte, so verhinderte es doch eine allzu große Verteuerung unserer Lebenshaltung. Ein Blick über Deutschlands Grenzen hinaus beweist das: Nord-Amerika, der größte Weizen-Lieferant der ganzen Welt, hatte am 4. Februar 1915 einen Weizenpreis von ca. 300 Mark pro Tonne, während der Preis am gleichen Tage in Deutschland inkl. des Reports auf 264,50 Mark stand. Ein derartiges Ver-

hältnis hat wohl selten bestanden. In Nord-Amerika sind die Preise von Getreide sonst stets wesentlich niedriger als bei uns, was sich u. a. schon allein aus der Seefracht und den Zollen erklärt. Nun sind bei uns zu Beginn txs Krieges die Zölle aufgehoben worden, die Seefrachten sind aber sehr erheblich gestiegen. Würde man heute aus Nord-Amerika Weizen beziehen wollen, so würde dabei der Höchstpreis in Deutschland um annähernd 100 Mark überschritten werden. England, das keine Preisbegrenzung vornehmen konnte, da es bei seinem Bezug auf das Ausland angewiesen ist, hat infolgedessen einen Kurs für Weizen, welcher den unserigen weit übertrifft, und fortwährend wird aus London gemeldet, daß die jetzigen Preise für Brot und Mehl dort große Unruhen hervorgerufen haben. Ia, man hat sogar in England mehrfach verlangt, das deutsche Höchstpreis-Gesetz nachzuahmen, aber das ist nicht durchführbar. Ein Land, das ausschließlich auf den Bezug fremden Getreides angewiesen ist, kann unmöglich selbst die Preise bestimmen, zu denen es kaufen will. Es muß sich während des Krieges von den Erportländern den Preis diktieren lassen. Man sieht also, der Plan Englands, uns auszuhungern, ist gescheitert, und die Wahrheit des Wortes: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", hat sich hier allzu deutlich bewiesen. Deutschlands Bevölkerung kann sich, trotz der Abschließung vom Weltmarkt, zu nicht allzu hohen Preisen ernähren, während Englands Bewohner über die Höhe der Preise seufzen.

Mit der Begrenzung der Getreide-Preise allein, die im Laufe der Zeit auch auf andere Erzeugnisse, wie: Kleie, Hafer etc. ausgedehnt wurde, war es nicht getan. Denn die Vorschriften über die Preisbemessung dienten nur dazu, die Bevölkerung vor allzu großer Verteuerung wichtiger Lebensmittel zu schützen, aber sie bewirkten nicht, unsere Getreide-Vorräte zu verlängern, und das erschien unbedingt notwendig. Zwar reicht in normalen Iahren unsere Roggen ernte über den Bedarf hinaus aus. An W e i z e n haben wir aber stets einen Fehlbettag, den wir durch Zufuhren aus dem Auslande decken müssen. Also es ergab sich hier die Notwendigkeit, Abhilfe zu schaffen. Das wurde erreicht durch besondere Vorschriften zum Zwecke der „Streckung" unserer Getreide-Vorräte. Zunächst wurde verordnet, daß Weizen und Roggen schärfer als bisher ausgemahlen werden mußten und daß außerdem das Weizenmehl mit Roggenmehl und das Roggenmehl mit Kartoffelmehl vermischt werden sollten. Dadurch wurde zunächst eine Verlängerung unseres Weizenmehlbestandes bewirkt, und das Defizit des Roggens, der unter den Weizen gemischt werden sollte, wurde durch Kartoffelmehl-Zusatz wieder ausgeglichen. Hand in Hand hiermit geht eine staatliche Förderung der Kartoffel-Trocknung, die es bewirken soll, das Verfaulen unserer Kartoffeln auf ein Mindestmaß zu beschränken. Denn in normalen Iahren verfaulen infolge des allzu hohen Wassergehaltes 50 Millionen Doppelzentner Kartoffeln, d. h. mehr als IV2 Zentner auf den Kopf der Bevölkerung. Es gilt daher, die Kartoffelernte möglichst in ihrem ganzen Umfange der Ernährung

zu sichern. Dies geschieht dadurch, daß man mit Staatsgeldern die Errichtung von Kartoffel-Trocknungs-Anstalten unterstützt und sie auch durch Schaffung eines staatlichen Syndikates nach Möglichkeit fordert.
Die Vorschriften über die Vermischung des Weizenmehls mit Roggenmehl und des Roggenmehls mit Kartoffelmehl, sowie die Ausmahlung von Getreide wurden im Laufe der Zeit sehr erheblich verschärft, als es sich herausstellte, daß die ersten Maßnahmen nicht ganz ausreichten. Darüber hinaus wurden aber auch Verordnungen erlassen über die Bereitung von Backwaren, die darauf hinausliefen, den Verbrauch von Weizenmehl einzuschränken und den Verbrauch von Roggenmehl zu fördern. Diese Vorschriften sind teilweise recht einschneidender Natur (Nachtback-Verbot, Verbot von Verkauf frischen Brotes etc.), aber die Bevölkerung hat sich willig diesen Vorschriften unterworfen in dem Bewußtsein, auch ihrerseits dazu beitragen zu können, in diesem Eristenzkampf für uns den Sieg zu fördern. Mit Staunen sieht das neutrale Ausland die wirtschaftliche Rüstung der deutschen Regierung, die uns kein anderes Land der Welt nachmachen konnte, und mit ebenso großem Staunen sieht das Ausland, wie sich die Bevölkerung selbst unter den schwierigen Verhältnissen den neuen Gesetzen fügt.
Die gleiche Notwendigkeit der Streckung der Getreidevorräte liegt der tief in die landwirtschaftlichen Verhältnisse einschneidenden Vorschrift betreffend das Verbot des Verfütterns von Brotgetreide zu Grunde. In normalen Iahren verfüttert die deutsche Landwirtschaft ungefähr 25°/« unserer Roggenernte und in vielen Gegenden wird Roggen überhaupt nur zur Verfütterung für das Vieh angebaut. Dagegen läßt sich in Friedenszeiten nichts einwenden. Das hierzu verwandte Getreide kommt in der Form von Fleisch der menschlichen Nahrung wieder zugute. Ietzt aber während des Krieges dürfen wir uns den Lurus, uns unsere Getreide-Produktion erst in Fleischform als Nahrung zuzuführen, nicht mehr erlauben, und es war daher notwendig, daß die Regierung sofort die Verfütterung von Brotgetreide in der Landwirtschaft verbot. Diese Forderung wurde gleich nach Ausbruch des Krieges erhoben. Die Regierung hat aber sehr lange gebraucht, bis sie sich zu einem solchen Schritt entschloß, wohl wissend, daß sie damit der Landwirtschaft eine neue Last aufbürdete. Denn es fehlten ihr ja, wie schon vorhin erwähnt, die gesamten ausländischen Futtermittel, es fehlte vor allem die inländische Kleie, deren Produktion infolge der neuen Vermahlungs-Vorschriften eine erhebliche Einschränkung erfahren hatte. Nichtsdestoweniger mußte sich die Regierung schweren Herzens zu einem Verbot der Verfütterung von Brotgetreide entschließen, trotzdem sie nicht in der Lage war, der Landwirtschaft einen geeigneten Ersatz zu verschaffen. Freilich kann die Landwirtschaft jetzt nicht mehr die gleichen Viehbestände halten, wie in Friedenszeiten, und die Notwendigkeit einer Reduzierung dieser Bestände war gegeben. Es wäre freilich verfehlt, wollte man unsere Rindviehbestände herabsetzen, denn diese sind in der jetzigen Zeit für uns unentbehrlich.

Gerade weil das Kraftfutter knapp geworden ist, muß alles daran gesetzt werden, um die Milch-Produktion wenigstens quantitativ ungefähr auf der früheren Höhe zu halten, wenn auch die Qualität zurückgehen wird. Schon aus sozialer Rücksicht und im Hinblick auf den kommenden Nachwuchs muß daher mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden, daß die Landwirtschaft bis zum Frühjahr, wo alsdann die grüne Weide zur Verfügung steht, unsere Rindviehbestände durchhält.

Anders mit den Schweinen. Deutschland hat einen Schweinebestand von 25 Millionen Stück, und hierbei kann eher eine Herabminderung eintreten. Man wird voraussichtlich während der Dauer des Krieges den Bestand an diesen Tieren um ungefähr 50°/», also auf annähernd 12 Millionen Stück, reduzieren. Vorübergehend kann diese Maßregel zwar von unangenehmen Folgen begleitet sein, indem sich im nächsten Iahre eine Fleischteuerung herausbilden wird. Da aber der Schweinebestand sich erfahrungsgemäß rasch ergänzt, so ist die Abschlachtung von Schweinen zurzeit immer noch das Rationellste. Das hat auch die Landwirtschaft eingesehen, und sie fügt sich willig der Forderung der Regierung, wonach möglichst viel Schweine jetzt in Form von Dauerwaren den Kommunal-Verwaltungen übergeben werden sollen.

Trotz aller Vorschriften über die stärkere Ausmahlung des Getreides, über die Vermischung der verschiedenen Mehlsorten und des Verfütterungs-Verbotes von Getreide, hat der Verbrauch sich nicht die Einschränkung auferlegt, die durch die Verhältnisse geboten war. Es war daher zu befürchten, daß die Höhe des Getreideverbrauchs auch bis zum neuen Erntejahre keine Verminderung erfahren würde, sondern daß ev. die Bestände schon vor dem Hereinkommen der neuen Ernte aufgebraucht sein würden und aus diesem Grunde die Widerstandsfähigkeit Deutschlands eine bedenkliche Einbuße erlitten hätte. Das mußte unter allen Umständen verhindert werden, und nach langen Beratungen entschloß sich endlich am 25. Ianuar 1915 die Regierung zu der einschneidendsten Maßregel: zu der Monopolisierung desGetreidehandels, die sie kurz vorher noch abgelehnt hatte. Man muß bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen zurückgehen, um ähnliche Vorgänge zu konstatieren. Friedrich der Große hatte, gezwungen durch seine kriegerische Politik, mehrfach den Getreidehandel staatlicherseits organisiert, und durch staatlich errichtete Getreidc-Magazine war es ihm möglich, eine Getreidehandels-Politik durchzuführen, die einen Ausgleich zwischen den Preisen in Stadt und Land herbeiführte. Nauds') rühmt die Erfolge dieses Systems, welches das einzige Beispiel in der Weltgeschichte liefere, daß es der Staatsgewalt in der Tat gelungen sei, eine erstaunliche Stetigkeit und Unveränderlichkeit herzustellen. Gustav Schmoller betont, daß das System Friedrichs des Großen neben gewissen Schattenseiten im ganzen gut funktioniert habe.

*) Handwöltelbuch de» Staatswissenschaften. 4. Band, Seite 765.

Nichtsdestoweniger kann man die Erfahrungen Friedrichs des Großen auf die heutigen Verhältnisse nicht anwenden. Die Situation hat sich vollkommen geändert, und wie erwähnt, ist ein Beispiel für die jetzige Getreidehandels-Politik des deutschen Reiches in der Geschichte Europas nicht vorhanden. Das ist auch die Ursache dafür, daß die Regierung so lange Zeit gebraucht hat, bis sie zur Monopolisierung des Getreidehandels überging. Welche Erfahrungen sie damit machen wird, muß die Zukunft lehren, aber es kann schon heute gesagt werden, daß der Schritt der Regierung der einzige für uns mögliche Ausweg war.

Die wesentlichsten Grundlagen des staatlichen Getreidemonopols sind die Beschlagnahme sämtlicher im deutschen Reich vorhandener Getreide- und Mehl-Vorräte zugunsten des Staates resp. der Kommunen. Den Verkauf der vorhandenen Bestände übernimmt eine vom Reich geschaffene Organisation, die schon vor einigen Monaten gegründet ist, die „Kriegs-Gctreide-Gesellschaf t". Es handelt sich hierbei um ein Unternehmen mit 50 Millionen Mark Kapital, an dem das Reich und die Bundesstaaten, die größeren Städte und die rheinisch-westfälische Schwerindustrie beteiligt sind. Diese Gesellschaft übernimmt die vorhandenen Bestände von Getreide, bezahlt sie den Besitzern und verschafft sich durch Verpfändung der Bestände weitere Betriebsmittel. Ursprünglich sollte die Gesellschaft 2 Millionen Tonnen Getreide erwerben, was einem Kapitalwert von ungefähr V- Milliarde Mark entsprach. Durch das Getreide-Monopol erfährt die Menge des zu erwerbenden Getreides eine beträchtliche Ausdehnung. Es kommen also Ziffern in Bettacht, wie sie bei einem staatlichen Handels-Institut noch niemals vorgekommen sein werden.

Die vorhandenen Mehl bestände gehen in den Besitz des Kommunal-Verbandes, d. h. der Städte und Landkreise über, in denen sie sich befinden. Aufgabe der Kriegs-Getreide-Gesellschaft ist es, das Getreide den Mühlen zur Verfügung zu stellen, die ihrerseits Mehl nur an die Städte und Landkreise liefern dürfen. In diesem Prozeß, d. h. vom Landwirt bis zum fertigen Mehl, ist der berufsmäßige Getteidehandel ganz ausgeschlossen. Er kann nur noch in Bettacht kommen beim Verkauf des Mehles durch die Städte an die Bäcker. Hier haben die Kommunal-Verbände das Recht, sich der Vermittlung des Handels zu bedienen. Lediglich in der Übergangszeit dürfen — damit keine Stockung in der Versorgung eintritt — Mehlhändler und Mühlen einen kleinen Teil ihrer beschlagnahmten Bestände noch verkaufen. Dieser ist begrenzt auf 50'/° der Menge, die sie in der ersten Ianuar-Hälfte auf Grund früherer Verkäufe geliefert haben. Dles gilt aber nur für die Dauer der Beschlagnahme; sobald Getreide und Mehl enteignet sind, hört die private Verkaufstätigkeit auf. Nicht eingeschlossen in die Monopolisierung ist das Saatgetreide. Dieses ist von der Beschlagnahme befreit. Damit nun die erforderliche Verbrauchseinschränkung herbeigeführt wird, ist im Gesetz bestimmt, daß Bäcker und Konditoren vom 1. Februar 1915 ab nur noch 75'/» des Tagesverbrauchs in der ersten Ianuar-Hälfte verbacken

dürfen. Es ist also eine Produktionseinschränkung von 25°/» bei den Bäckern verfügt worden.
Um einen Überblick über das vorhandene Getreide zu erhalten, ist am 1. Februar eine genaue Zählung veranstaltet worden, die sich sogar auf die Privat-Haushaltungen erstreckt. Diese Zählung war notwendig, weil die Statistik, die am 1. Dezember 1914 aufgestellt worden war, ungewöhnlich niedrige Ziffern ergeben hatte und daher von neuem eine Kontrolle unbedingt erforderlich war. Von dem Ergebnis der neuen Aufnahme wird es abhängen, ob weitere Verschärfungen und weitere Einschränkungen der Brotherstellung erforderlich sind.
Die Regelung des Verbrauchs im ganzen Deutschen Reich erfolgt durch eine eigens zu diesem Zweck geschaffene Stelle, die zahlenmäßig jedem Bezirk den auf ihn entfallenden Anteil an der Nahrungsmittel-Versorgung zuweist. Diese Reichs-Verteilungs-Stelle, die unter der Leitung des Präsidenten des Statistischen Amtes, Delbrück, steht und der u. a. der Präsident des Reichstages, Dr. Kaempf, der Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrates, Graf Schwerin-Löwitz und der Oberbürgermeister von Berlin, Erzellenz Wermuth angehören, ermittelt die gesamten vorhandenen Bestände, den Verbrauch bis zur neuen Ernte und rechnet alsdann den auf jeden Bezirk entfallenden Anteil aus.
Die Verteilung der auf die einzelnen Personen entfallenden Mengen wird den Kommunen selbst überlassen. Besondere Vorschriften hierüber bestehen nicht. Sie haben weitgehende Rechte erhalten. Für Berlin ist die Regelung in der Weise erfolgt, daß für jede Woche pro Kopf der Bevölkerung 2 Kilogramm Brot und Mehl festgesetzt worden sind, und die übrigen Städte im Deutschen Reich haben sich zu einem Teil diesem Vorgehen angeschlossen. Dabei ist den Kommunen das Recht eingeräumt worden, Einheitsbrote vorzuschreiben, das Backen von Kuchen zu verbieten und auch sonst ihnen gut erscheinende Maßregeln bezüglich der Brotherstellung zu erlassen.
Das sind im Wesentlichsten die Haupt-Bestimmungen des neuen Monopols. Gelingt der jetzige Versuch der Regierung, die Versorgung der Bevölkerung mit einem so wichtigen Produkt, wie es das Getreide darstellt, durchzuführen, dann werden sicherlich die Erfahrungen, die man hierbei macht, auch in Friedenszeiten in irgend einer Form verwertet werden. Ob man aber dazu übergeht, die völlige Verstaatlichung des Getreidehandels auch nach dem Kriege beizubehalten, ist eine andere Frage. Hier wird man vor allem zu berücksichtigen haben, daß die Verhältnisse während des Krieges nicht ohne weiteres mit denen in Friedenszeiten verglichen werden können. In Friedenszeiten sind so einschneidende Maßregeln, wie sie jetzt erlassen worden sind, kaum durchführbar, und die Versorgung ist viel mehr auf den Weltmarkt angewiesen. Man wird sich also sehr davor hüten, die Erfahrungen, die man jetzt macht, einfach auf ganz anders geartete Verhältnisse zu übertragen.

Professor Dr. Hans Crüger:

Wirtschaftliche Um- und Aueblicke.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Krieg auf das wirtschaftliche Leben einen tiefgehenden Einfluß ausübt. Noch nie zuvor war derselbe so groß, wie in dem jetzigen Weltkrieg. In jedem der beteiligten Staaten äußert er sich verschieden. Und auch die neutralen Staaten werden fühlbar betroffen, und zwar so sehr, daß einzelne derselben den Einfluß nachhaltiger empfinden, als selbst kriegführende Staaten.

Und soviel seit Iahrzehnten über den „Zukunftskrieg", der nun „Gegenwartskrieg" geworden ist, geredet und geschrieben ist. so wenig ist je der Versuch gemacht, den wahrscheinlichen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben zu untersuchen. Allerdings ist vielfach behauptet worden, daß die reichhaltigen, vielseitigen, wirtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen unter den Völkern einen Weltkrieg unwahrscheinlich machen — diesen als eine der größten Torheiten der Weltgeschichte erscheinen lassen müßten, der zum Stillstand des wirtschaftlichen Lebens führen würde. Aber die Vertreter solcher Anschauungen haben es nicht versucht oder gewagt, die weiteren Folgen, die sich ergeben würden, wenn es nun doch zum Kriege kommen sollte, näher zu untersuchen — festzustellen, wie das wirtschaftliche Leben sich dann regeln würde. Und ebenso wenig haben sich mit diesen Fragen die beschäftigt, die den Weltkrieg als unabänderliches Ereignis erklärten. Man hat die finanzielle Kriegsbereitschaft gelehrt, aber man hat sich darauf beschränkt und ist auf die Probleme nicht näher eingegangen, die unter dem Kriegszustand sich ergeben würden. Nur gelegentlich wurden sie wie von Rießer in den Kreis der Betrachtungen einbezogen.

Man ist ausgegangen von der bestimmten Voraussetzung, daß das Privateigentum auch zurzeit des Krieges unverletzlich sein würde — man hat aber nicht die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens unter der Wahrscheinlichkeit oder auch nur der Möglichkeit betrachtet, daß das Privateigentum trotz aller Vereinbarungen schutzlos sein könnte. Man hat Verhältnisse, wie sie jetzt während des Krieges zwischen den kriegführenden Staaten eingetreten sind, wohl für undiskutabel gehalten.

Bis zur Zeit der Völkerwanderung muß man zurückgehen, um Kriegen zu begegnen, bei denen das Schicksal großer Völker auf dem Spiele stand — wie es in dem heutigen Weltkrieg der Fall ist. Der Krieg ging stets um ein bestimmtes bekanntes Streitobjekt, das den Einsat z bildete — nicht wie heute um Sein oder Nichtsein von Staaten, oder doch jedenfalls um ein zunächst unbekanntes Streitobjekt, das wahrscheinlich erst deutlich in dem Augenblick hervortritt, in dem der Ausgang des Krieges zweifeNos geworden ist. Selbst die Napoleonischen Kriege bieten nur wenige Anhaltspunkte zum Vergleich. Die Kontinentalsperr« ist eine Spielerei im Vergleich zu dem heutigen, auf wirtschaftliche Vernichtung von Staaten gerichteten Kampfe.

Da man früher über ganz allgemeine Betrachtungen, die sich auf die wirtschaftlichen Folgen des Krieges bezogen, nicht hinausgegangen ist, hat man natürlich auch nicht unterschieden die Folgen eines auf ein bestimmtes Gebiet sich erstreckenden Krieges und die eines Krieges, der sich fast über die ganze Welt ausdehnt.

Den weitgehenden Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben zeigt in Deutschland wohl nichts so deutlich an, wie die Fülle der tief in die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifenden Gesetze.

Und immer klarer erkennbar wird dabei, daß der Krieg seinen Einfluß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse auch auf die Zeit nach dem Kriege hinaus ausüben wird. Der beschworene Burgfriede kann es nicht hindern, daß schon jetzt immer lebhafter der Streit über die künftig geltenden Grundgedanken des wirtschaftlichen Lebens wird, mag die Debatte auch mit verhaltenem Eifer geführt werden, mögen sich Hoffnungen und Befürchtungen auch mit der größten Zurückhaltung äußern. Staatsidee — Staatssozialismus — Individualismus werden stärker denn je der Angelpunkt des Widerstreits der Meinungen werden.

Zweifellos kann die heutige staatliche Regelung aller wirtschaftlichen Beziehungen nicht spurlos am Volke vorübergehen. Und je länger der Krieg anhält, desto tiefer die wirtschaftlichen Eingriffe des Staats, desto mehr Zwangsregelung des wirtschaftlichen Lebens — desto größer der Einfluß auf die Entwicklung der Kriegsindustrie im Dienste und unter dem Einfluß des Staates einerseits, die Lahmlegung anderer wirtschaftlicher Unternehmungen andererseits — vor allem auch der Umfang der staatlichen und kommunalen Fürsorge für das Eristenzminimum weiter Kreise des Volkes. All dies muß zu starken Einflüssen auf das geistige Fühlen und Empfinden führen, zumal die Gedanken des Staatssozialismus seit Iahrzehnten einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens ausübten. Wenig erfreuliche Aussichten für die, die in dem Staatssozialismus nicht die höchste der Weltanschauungen erblicken — wenig erfreulich für die in dem Grundgedanken der Selbsthilfe und Selbstverantwortung wurzelnden Organisationen.

Eigenartig mutet es dabei freilich an, wenn von denen, die aus der heutigen Gestaltung der Dinge heraus für die Zukunft eine Stärkung des staatlichen Einflusses auf das wirtschaftliche Leben erwarten, behauptet wird, daß sich die Reformbedürftigkeit der Grundgedanken des wirtschaftlichen Lebens herausgestellt habe. Die Erfahrungen der letzten Monate haben doch eigentlich gerade das Gegenteil ergeben, denn nie hätte Deutschland die gewaltige wirtschaftliche Widerstandskraft bewahren, eine solche Leistungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit zeigen können, wenn sein wirtschaftliches Leben wirklich auf schwachen Füßen gestanden hätte, wenn die wirtschaftliche Struktur eine mangelhafte gewesen wäre.

Aber freilich, — das muß auch festgestellt werden, — Imponderabilien haben bei Gestaltung der Verhältnisse eine nicht zu unterschätzende Wirkung ge-

übt. Was hätte Deutschland z. B. die finanziell bestfundierte Landwirtschaft genutzt, wenn die Ernte schlecht ausgefallen wäre? Gewiß: nur eine leistungsfähige Landwirtschaft konnte die Vorbedingungen für die Ernährung Deutschlands schaffen, doch die gute Witterung mußte hinzukommen, um das günstige Resultat zu zeitigen. Und d i e ließ sich durch keine Wirtschaftspolitik sicherstellen. Das Risiko muß Deutschland für alle Zeit tragen, ganz gleich welche Organisation geschaffen wird. Mögen die Höchstpreise, mögen die staatlichen Enteignungsrechte auch zu dauernden Einrichtungen werden, möge der Antrag Kanitz von neuem erstehen, — sie sichern natürlich keinen guten Ernteausfall. Und andererseits bietet uns England die Lehre, daß auch die stärkste Flotte keine genügende Lebensmittelzufuhr sichert. In einem Krieg wie dem jetzigen versagen alle normalen Einrichtungen, für ihn lassen sich auch im voraus die wirtschaftlichen Lebensbedingungen nicht sicherstellen. Da gibt die Stunde die Gesetze. Wir haben gesehen, wie sie im Falle der Not geschaffen werden können. Und da kommen ganz naturgemäß alle historisch begründeten Anschauungen zum Schweigen. Vielleicht wird sogar später sich zeigen, daß es Anhänger freiheitlicher Grundsätze für das wirtschaftliche Leben gewesen sind, die gewünscht, daß der Staat viel früher zugegriffen und sich schon vor Monaten einen weit größeren Einfluß auf den Vertrieb der Lebensmittel gesichert hätte. Verhältnisse von außergewöhnlicher Art, wie sie dieser Krieg geschaffen, erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Da gibt es keinen Streit um Theorien. Da ist nur durch einheitliche, alles zusammenfassende Ordnung das Ziel zu erreichen, — militärische Grundsätze beherrschen das wirtschaftliche Leben. Wer in den heutigen Zuständen den Beweis für die Richtigkeit der Grundgedanken des Staatssozialismus in seiner Anwendung auf das gesamte wirtschaftliche Leben erbracht findet, übersieht geflissentlich, daß die heutige Regelung des wirtschaftlichen Lebens im Zeichen des Kriegszustandes steht.

Und nicht minder hinfällig ist das Bemühen, die Möglichkeit der wirtschaftlichen Sicherstellung Deutschlands zur Zeit des Weltkrieges als einen Erfolg der früheren „bewährten Wirtschaftspolitik", das heißt also der Hochschutzzollpolitik, zu erweisen.

Wenn kürzlich noch einmal die Frage der Einfuhrscheine auf der Tagesordnung erschien, so hat dies nur insoweit eine Bedeutung, als von seiten der Vertreter dieser Einrichtung bestritten wurde, daß große Mengen von Getreide noch kurz vor Ausbruch des Krieges nach Rußland geliefert sind; mit dem Bestreiten wird freilich auch gleichzeitig die Gefahr zugegeben, die die Einfuhrscheine für die Getreideversorgung Deutschlands haben, — daß sie eigentlich nicht vereinbar sind mit den Bemühungen, Deutschland für die Getreideversorgung auf eigene Füße zu stellen. Eins dürfte gewiß sein: daß in Zukunft der inneren Kolonisation auch nicht einmal ein passiver Widerstand in den Weg gelegt werden wird, unter dem die Durchführung so schwer gelitten hat. Die innere Kolonisation muß mit allen

Mitteln zur Ausführung gebracht werden. Sie ist eine der bedeutungsvollsten Aufgaben des Staates für die Zukunft.

Ob ein Getreide-Iulius-Turm zu errichten sein wird, wie hier und dort verlangt wird, ist eine Frage, die an sich mit der Landwirtschaft nur im losen Zusammenhang steht. Der vergleichsweise Hinweis auf den Spandauer Iulius-Turm läßt erkennen, daß die Befürworter des Getreide-Iulius-Turms sich über die Sachlage nicht ganz im klaren sind. Der Spandauer Iulius-Turm hat den Zweck gehabt, Deutschland für den Augenblick des Krieges mit dem nötigen Golde zu versehen. Der Getreide-Iulius-Turm aber soll natürlich nicht bei Beginn des Krieges erschlossen werden, sondern zu späterer Zeit, wenn die Lebensmittelversorgung auf Schwierigkeiten stößt. Darin liegt natürlich ein bedeutungsvoller Unterschied. Und die vergleichsweise Heranziehung des Iulius-Turms ist zum mindesten nur irreführend.

Die Landwirtschaft, — ihre Bedeutung ist unbestritten heute und ist unbestritten stets gewesen, auch dort, wo man die Zollpolitik wegen der Höhe der Zölle bekämpft hat, — in allen Ehren, aber Deutschland hätte ohne die hervorragend geschulte Industrie den wirtschaftlichen Kampf nicht durchführen können, vor allem nicht die Sicherstellung der Versorgung des Heeres mit den Heeresbedarfsartikeln. Und die Gerechtigkeit erfordert es, dabei des „Schulmeisters" zu gedenken. Wir können den Einfluß von Deutschlands Schulen — aller Art und aller Grade — nicht hoch genug bewerten, wenn wir nach den Ursachen suchen, auf die Deutschlands wirtschaftliche Leistungsfäihgkeit zurzeit des Krieges zurückzuführen ist. Alles Reglementieren von oben her hätte nichts genutzt, wenn nicht in den Gewerben die Intelligenz wahre Ruhmestaten vollführt hätte.

Der Satz: ein Staat, der im Kapital schwimmt und ungezählte Milliarden Goldgeld in seinen Kassen liegen hat, könne heute Not leiden, wenn die eigene Volkswirtschaft nicht die zur Kriegsführung notwendige Industrie hervorbringt, — der Satz ist durchaus zutreffend. Es sind eben fast alle wirtschaftlichen Dingo in ihr Gegenteil verkehrt. Daher: „nicht Gold und Kapitalreichtum ist für die wirtschaftliche Kriegsführung ausschlaggebend, sondern lediglich die Fähigkeit, die Kriegsindustrie zu erzeugen." So wurde kürzlich in der Frankfurter Zeitung ausgeführt: „Wer das nicht oder nur mangelhaft vermag, der ist aufs schwerste bedroht. So würdigt man wohl auch richtiger die wirtschaftliche Lage Österreich-Ungarns, die ganz unabhängig vom Kapital- und Goldreichtum ist."

Glänzend bewährt hat sich die Technik. Unsere Techniker und Naturwissenschaftler haben sich ebenbürtig gezeigt den Strategen auf den Kriegsschauplätzen. Und auch sie wieder hätten allein nicht vermocht, den ungewöhnlichen Ansprüchen zu genügen, wenn sie nicht entsprechend geschulte Arbeiter zur Verfügung gehabt hätten, die es verstanden, sofort „einzuschwenken" und sich bei der Ausführung von neuen Aufgaben ebenso wacker zu halten, wie ihre Kameraden vor dem Feind.

Landwirtschaft — Industrie — der Dritte im Bunde ist die Finanzwirtschaft,

aber freilich die Finanzwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes, nicht jene, die in den verschiedenen Steuerreformen zum Ausdruck gekommen ist, über die man besser heute hinweggeht.
Da ist nur nötig, das Wort „Reichsbank" auszusprechen, und der uervu» rerum ist begriffen. Hier allerdings stehen wir auf einem Gebiet, und vielleicht dem einzigen wirtschaftlichen Gebiet, auf dem von langer Hand der Wirtschaftskrieg vorbereitet wurde, dabei so glücklich, daß die finanzielle Mobilmachung Deutschlands mit der militärischen Hand in Hand gehen konnte. Und die Reichsbank erfocht Sieg auf Sieg. Ihr ist es zum erheblichen Teil zu verdanken, wenn schon nach den ersten Augusttagen Ruhe in die zunächst durch den Krieg ängstlich gewordene Bevölkerung — nicht Angst um den militärischen Erfolg, aber Angst, ob die Banken zahlungsfähig bleiben werden — eintrat. Dadurch wurde es weiter möglich, die Kreditwirtschaft aufrecht zu erhalten, und dadurch wurde wieder von neuem das geschäftliche Leben gekräftigt. Dann kam der Sieg der Anleihe usw. Und heute ist das Kreditwesen so gefestigt, daß niemand auch nur den geringsten Zweifel an seiner Solidität hegt. Ieder weiß, daß es gelungen ist, die finanziellen Kräfte Deutschlands so zu sammeln, daß Deutschland für jede Kriegsdauer finanziell gerüstet ist. An dieser Tatsache kann dadurch nichts geändert werden, daß nach dem Kriege — nun sagen wir, daß dann zur Errichtung des Finanzgebäudes das beschaffte Baugeld durch eine amortisable Hypothek abgelöst werden muß.
Auszuscheiden haben hier Betrachtungen über den behördlichen Organismus und über das staatliche Verkehrswesen. Die erstere könnte nicht gut angestellt werden, ohne das politische Gebiet zu berühren. Unser staatliches Verkehrswesen, soweit die Eisenbahnen in Frage kommen, hat gezeigt, daß das System der Ordnung und Pünktlichkeit den höchsten Ansprüchen an Leistungsfähigkeit zu genügen imstande ist. Klein war die Zahl jener, die der Verstaatlichung der Eisenbahnen noch immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstanden. Heute spricht jeder Deutsche mit Staunen und Bewunderung von den Leistungen der Eisenbahnen. Ob nun auch ebenso von der Post?! Der staatliche Organismus allein verbürgt nicht den Erfolg. Aber wenn bei der Post nicht alles so „geklappt" hat wie bei der Eisenbahn, so kann sie jedenfalls den mildernden Umstand für sich in Anspruch nehmen, daß sie nicht in gleicher Weise wie die Eisenbahn sich zeitweise dem Zivildienst entziehen konnte, um nur ihre militärischen Aufgaben zu erfüllen.
»
Vieles hat sich nnter dem Einfluß des Krieges direkt ins Gegenteil umgewandelt. Auf den Schutz der nationalen Arbeit ist der Schutz der Konsumenten gefolgt. Die Kriegsindustrie bedarf keines Schutzes. Ihre Arbeit ist ihr wirksamster Schutz. Heute geht die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse zum Teil sogar rücksichtslos über das Schicksal der Produzenten hinweg. Ob Groß-

betrieb, ob Kleinbetrieb, — alles muß seinen Tribut zahlen. Man sieht, daß es schließlich doch noch schärfere Gegensätze als zwischen Großbetrieb und Mittelstand gibt. Plötzlich ist der Augenblick eingetreten, wo das Wort vivere neees»« est einen ganz besonderen Sinn erhält, eine ganz andere Bedeutung bekommt. Alles wird getan, um das vivere zu ermöglichen, freilich das vivore im Interesse der Erhaltung des Vaterlandes, sodaß schon das vivere an sich ein „navißkre" — eine Pflicht wird. Alle Verhältnisse haben sich von Grund aus verschoben. Staat und Kommunen sind vor wirtschaftliche Aufgaben gestellt, die man bisher nur gewohnt war, als Aufgaben des sozialdemokratischen Zukunftsstaates zu betrachten. Vielleicht sind sie für dessen Anhänger eine ganz heilsame Lehre, denn was jetzt im Kriege als etwas Selbstverständliches erscheint und von jedem ohne Murren hingenommen wird, dürfte im Frieden unerträglich sein.

Hatte man bisher unter der Festsetzung von Höchstpreisen eine Preispolitik verstanden zum Schutze der Konsumenten, so stellt sich jetzt ein ganz anderes Bild vor unsere Augen. Die Höchstpreise sollen freilich der Spekulation einen Riegel vorschieben, aber sie sollen auch gleichzeitig hemmend auf den Verbrauch wirken. Dann aber kommt noch ein Weiteres hinzu: die Höchstpreise werden zum Teil wieder beseitigt oder erhöht werden müssen, um Erleichterungen für die Lebensmittelversorgung zu schaffen, denn sie haben sich als ein Hindernis dabei ergeben. Und da erblicken wir heute noch einen schwachen Schein internationalen wirtschaftlichen Lebens. Es ist ein internationales wirtschaftliches Moment, das für die vom Staat mit Beschlag belegten Lebensmittel dem Höchstpreis von selbst ein Ende bereiten wird, insoweit er die internationalen Beziehungen stört, weil er sich als zu niedrig herausstellt. Er sichert also nicht die Konsumenten vor Übervorteilung, sondern erschwert die Versorgung des Marktes mit Lebensmitteln. Es kann im wirtschaftlichen Leben des Volkes — allerdings nur unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen — der Augenblick kommen, da der Preis von untergeordneter Bedeutung und die Beschaffung von Waren Alles sein wird. Es bleibt wohl auch für den Höchstpreis heute ein Gebiet, aber ein begrenztes.

»

Und dort, wo der freie Wettbewerb heute herrscht, da erblicken wir Preissteigerungen, wie sie die Welt vielleicht noch nicht gesehen: auf dem Gebiet der Arbeitslöhne, in den Industrien, die für den Krieg arbeiten. Hier werden Arbeitslöhne gezahlt, die hinter hohen Beamtengehältern nicht zurückstehen. Freilich die Gewinne, die die betreffenden Gewerbe erzielen, sind nicht minder bedeutend. Bedenkliche Folgen hat die Höhe der Löhne aber für die Betriebe, die aufrecht erhalten werden müssen, ohne daß sie an den „Kriegsgewinnen" Anteil haben. Vielleicht führt die Überspannung des Bogens noch zu gesetzlichen Eingriffen. Hier und dort scheint das Militär bereits regulierend eingegriffen zu haben.

Dr. pdil. Richard Hennig:

Stimmungen und Stimmungsmache im Krieg.

Mit einheitlicher Begeisterung von einer Stärke und einem Umfang sondergleichen hat das deutsche Volk in den ersten Augusttagen des großen Iahres 1914 die Kunde vom Ausbruch des gewaltigsten aller Kriege begrüßt. Die kleinlichen Gegensätze des friedlichen Alltags, die politischen Gegensätze, die abstoßenden Zänkereien im innerpolitischen Leben um Dinge, die uns heut zumeist grenzenlos gleichgültig und nichtig erscheinen, sie verstummten mit einem Schlage und waren sie vom Erdboden hinweggefegt, als die Weltgeschichte den Taktstock zum Beginn der großen Kriegssinfonie erhob und das Schicksal wuchtig an die Pforte klopfte. Wie Bismarck es in seiner wundervollen Rede vom 6. Februar 1888 ankündigte, flammte ganz Deutschland vom Bodensee bis zur Memel wie eine einzige Pulvermine auf, als das deutsche Reich von Feinden ringsum bedroht war, und weder die Hochsommertage von 1870, als das deutsche Volk seine Einheit wiederfand, noch der wundervolle Völkerfrühling von 1813, der sich ja anfangs nur auf Preußen beschränkte, waren an elementarer Wucht mit dem Ausbruch des Willens zum Deutschtum zu vergleichen, den wir in den Augusttagen 1914 bewundernd miterlebten. Die Suggestion im Kriege, die alle Gedanken eines Siebzigmillionen-Volkes, ungerechnet die weiteren vielen Millionen der Auslandsdeutschen und der Verbündeten in Österreich-Ungarn, in eine einzige Richtung zwang, hat in der Geschichte Europas vielleicht nur einmal zuvor, beim Beginn des ersten Kreuzzugs, einen ähnlichen ungeheuren Umfang angenommen. Der turor teutonicu» offenbarte sich mit nie geahnter Wucht, und der röteste Sozialdemokrat verfiel dieser begeisternden Massensuggestion eines wildaufbäumenden Nationalgefühls ebenso sicher, wie der ertremste Ultrareaktionär. Der unerhörte Heldenmut der im Felde kämpfenden Truppen, der durch viele Monate schwerster Kriegsleiden nicht im mindesten gebrochen werden konnte, war ebenso ein Zeugnis der nationalen Riesensuggestion, wie die Opferwilligkeit der Daheimgebliebenen, die sich in Liebesgaben-Spenden und Stiftungen fürs Rote Kreuz überboten und deren vaterländische Begeisterung am sichtbarsten in dem beispiellosen 4V2 Milliarden-Erfolg der deutschen Kriegsanleihe zum Ausdruck kam. Die Stimmung des angeblich „unter dem Militarismus seufzenden" deutschen Volkes war für jeden erkennbar, der überhaupt sehen und hören wollte. In einer Hinsicht freilich ist die äußere Wirkung der riesigen nationalen Erregung zurückgeblieben hinter der des Iahres 1813. In der Kunst und insbesondere in der Dichtung ist die Ausbeute an wertvollem Neuen bisher überraschend gering. Eine solche Fülle von unsterblicher Kriegspoesie, wie sie 1813 die Körner, Arndt, Schenkendorf u. a. hervorgebracht haben, ist uns weder 1870 noch 1914

wieder beschert worden. Im eisernen Iahr 1870 beschränkte sich die dichterische Ausbeute von Dauerwert im wesentlichen auf Freiligraths „Trompeter von Vionville" und Geibels „3. September 1870", allenfalls noch Iul. Wolffs „Fahne der 61er"; im übrigen machte die Kriegsbegeisterung eine Anleihe bei älterer Poesie und brachte vor allem das schon 1840 entstandene Lied Schneckenburgers „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" zu Ehren. So bescherte uns auch das Iahr 1914 zwar eine ungeheure Menge von Kriegsliedern und Kriegskompositionen, aber die Edelware darunter war wieder, so weit es sich bis heut übersehen läßt, auffällig spärlich gesät. Von dem prachtvollen, volksliedartigen „Österreichischen Reiterlied" des inzwischen auf dem Felde der Ehre gebliebenen jungen Wiener Advokaten Zuckermann abgesehen, hat bisher eigentlich nur eine Dichtung die Masse des Volks und das innerste Fühlen des Heeres gepackt, eine Dichtung, die selber ein Ausfluß des suggestiven Geschehens der großen Augusttage ist, der machtvolle „Haßgesang an England" von Ernst Lissauer. Die Stimmung des deutschen Volkes gegen England ist eine der eigenartigsten und in ihrer Wirkung tiefstgehenden Suggestiverscheinungen des Weltkrieges, ein psychischer Vorgang, der in seiner elementaren Wucht gradezu wohltuend und befreiend wird, wie jeder Sieg der Wahrheit und der Erkenntnis. Bis zu dem verhängnisvollen 4. August 1914 gab es in Deutschland keinen Haß gegen England. Ein aus viel Achtung und nur wenig Sympathie seltsam gemischtes Gefühl beseelte den Deutschen gegen den Briten; im übrigen galt das Lissauer'sche: „Wir lieben sie nicht, wir hassen sie nicht." Mit jener Abendstunde des 4. August, wo dem deutschen Volk mit dem Bekanntwerden der englischen Kriegserklärung zuerst die nachher stets aufs neue bestätigte Ahnung aufdämmerte, daß Albion diesen ungeheuren, seit Iahren sorgsam vorbereiteten Weltkrieg nur zu dem Zweck entfesselt habe, um einen tüchtigen und eifrigen Nebenbuhler auf dem Weltmarkt hinterrücks zu meucheln, da entwickelte sich im Lauf von wenig Tagen eine Massensuggestion von Haß gegen das Volk, das eine solche Politik seiner Regierung guthieß, daß in bezug auf Plötzlichkeit dieses ausbrechenden Haßgefühls einer ganzen Nation kein Vorgang der Geschichte mit diesem verglichen werden kann. Nicht das auflodernde Zorngefühl eines Augenblicks gegen eine Person, die man bisher als Freund und Vetter betrachtete und die sich plötzlich als Todfeind entpuppte, nicht ein ohnmächtig sich aufbäumender Haß gegen einen mächtigen Schurken tat sich kund, sondern ein gesundes, aus Widerwillen, Empörung und Sucht nach Vergeltung zusammengesetztes Haßgefühl, das sich seiner Macht bewußt war, den neuen Todfeind vernichtend treffen zu können, das entschlossen war, alle Kraft zusammenzunehmen, um den Schlag zu führen, und das von Versöhnung und Frieden nichts hören wollte, bis der schlimmste und tückischste Feind gedemütigt war. Darum hat Lissauers Gedicht machtvoller, als jede andere Kriegspoesie dieser großen Tage, jeder Sang, der den Haß gegen England gewissermaßen als vornehmste Pflicht jedes guten Deutschen hinstellte, den:

„Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnden Haß von siebzig Millionen.
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!"

Wer die machtvollen Suggestivkräfte des großen Weltkrieges studieren will, wird das in seiner Großartigkeit überwältigende Frontmachen der gesamten deutschen Gefühlswelt gegen die am Kriege zumeist schuldige Nation als eine der stärksten und zweifellos auch nachhaltigsten Wirkungen in allererster Linie zu betrachten haben. Das Lissauer'sche Gedicht ist selbst ein Ausfluß der allgemeinen Suggestion des Hasses, aber es hat auch seinerseits machtvoll beigetragen, um des Hasses Flammen in vielen tausenden von Herzen stets aufs neue zu entzünden. — England selbst hat in blinder Verkennung der Größe der Gefahr, in die es sich gestürzt hatte, sein Bestes getan, um der Suggestion stets neue Nahrung zuzuführen, den Haß immer weiter um sich fressen zu lassen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen neutralen Ländern, zunächst in der Türkei, dann in allen den Ländern, deren Schiffahrtsinteressen Albion mit Füßen trat, um seinen Krieg etwas bequemer gestalten zu können, und schließlich auch bei seinen eigenen Bundesgenossen, denen von Woche zu Woche mehr die Augen darüber aufgehen, daß ihr ganzes Mühen nur ein „travailler ponr I« roi 6'^.uFleterre" ist und daß England jederzeit bereit ist, ihre wichtigsten Lebensinteressen zum eigenen Vorteil zu opfern, wie es die belgische Stadt Antwerpen nutzlos einem furchtbaren Bombardement aussetzte, ohne vernünftigen Zweck — es sei denn, daß die möglichst weitgehende Schädigung des Konkurrenzhafens der verbündeten Nation der britischen Selbstsucht als ein ausreichender „vernünftiger Zweck" erschien. Der Rassenverrat, den es durch die Hineinziehung von Iapanern, Gurkhas, Sikhs, Basutonegern und anderen farbigen Völkern in den europäischen Krieg an der weißen Rasse begangen hat, der Kulturverrat, den es sich zu schulden kommen ließ, als es selbst Menschenfresser gegen das Volk Luthers und Kants und Goethes mobil machte, damit sie die „Kultur" und „Zivilisation" gegen die „deutsche Barbarei" verteidigten — sie müssen sich früher oder später (wahrscheinlich aber früher) furchtbar rächen, und zwar an der ganzen weißen Menschheit, am schwersten aber am britischen Weltreich, dessen reißend schneller Niedergang von stolzester Höhe nach der Demaskierung Englands in den Iahren 1914 und 1915 unvermeidlich sein wird.

Von einer „Demaskierung" sprach ich. Sie hat nicht nur für deutsche Augen, sondern für die Wahrnehmung der ganzen unbefangen urteilenden Welt stattgefunden, obwohl England krampfhafter denn je zuvor bemüht war, den Schein zu wahren, daß seine brutale Vergewaltigung der neutralen Schiffahrt, seine

völlige Mißachtung aller völkerrechtlichen Vereinbarungen nur dem Wohle der gesamten „nicht-barbarischen" Menschheit diene und uneigennützig wie immer lediglich höhere Kulturideale fördern wolle. Kein Volk hat je so deutlich bewußt die Macht der Suggestion über das Menschengemüt zu seinem Nutzen zu verwenden verstanden, wie das britische, und doch hat auch kein Volk so wenig merken lassen — wieder infolge geschickter Suggestion — daß es stets nur im eigenen Interesse arbeitete, wenn es das Wohl der Menschheit und höhere Kultur im Munde führte. Die Weltmacht des britischen Imperiums und nicht zum wenigsten auch der Nimbus der englischen Flotte stützte sich zu einem nicht kleinen Teil auf Suggestion. Das englische Landheer hatte seit Belle-Alliance, die englische Flotte seit Trafalgar keinem ebenbürtigen und vollwertigen Gegner mehr gegenübergestanden; Niemand wußte, was sie im Ernstfall leisten würden, und doch genossen sie einen Ruf, insbesondere die Flotte, als seien sie bewährt genug, um dem Erdball Gesetze vorschreiben zu dürfen. Die nicht-englische Welt stand unter dem Banne einer Suggestion, nach deren Berechtigung niemand fragte, und als nun die Ereignisse des Iahres 1914 den Beginn des Erwachens aus der Suggestion ankündigten, als das englische Landheer in den ersten Schlachten gegen das deutsche Heer bei Mons und St. Quentin geschlagen war, als die englische Flotte sich in ihren wertvollsten Bestandteilen in die Häfen des inneren Landes zu monatelangem Nichtstun verkroch, statt den Feind aufzusuchen, und nur mit kleineren und älteren Schiffen eine Art von Guerillakrieg gegen — neutrale Handelsschiffe führte, als schließlich gar die erste Seeschlacht des Krieges zwischen gleich starken Kräften, die vom 1. November bei Coronel mit einer zerschmetternden Niederlage der „meerbeherrschenden" britischen Schiffe endete, da geriet die jahrhundertalte Suggestion sichtlich ins Wanken, und die Wut Englands gegen alles Deutsche, die sich in einem siegreichen Feldzug gegen die — deutsche Zivilbevölkerung in den britischen Inseln und in den Kolonien austobte, entsprang nicht zum wenigsten dem Ärger über das Schwinden einer schönen Suggestion, den Verlust eines Nimbus in den Augen der Welt, die bisher halb geschlossen waren und sich nun weit öffneten, als England das Dogma, mit dem es die Menschheit in Bann gehalten hatte, beweisen sollte und nicht beweisen konnte. Das Aufbäumen des Islam gegen den englischen Herrenwillen ist geeignet, jener Suggestion den Rest zu geben. Die Wirkungen des Heiligen Krieges können und werden nur sehr langsam, aber dafür um so sicherer bemerkbar werden, und noch das Iahr 1915 dürfte Ereignisse zeitigen, die wohl geeignet sind, in der mohammedanischen Welt und weit darüber hinaus die tönernen Füße zum Vorschein zu bringen, auf denen der großbritische Koloß ruht.

England ahnt die Nähe des Zeitpunktes, wo die Suggestion verfliegen wird, die heut eine Welt sich in Gehorsam vor dem in Downing Street waltenden Willen neigen läßt. Nicht nur im feindlichen Ausland, sondern auch von weitschauenden Landsleuten ist Sir Edward Grey als der Totengräber des britischen

Weltreichs bezeichnet worden. DerZusammenbruch ist unvermeidlich und würde selbst durch einen für England siegreichen Krieg nur um eine Gnadenfrist aufgeschoben werden können, im Falle einer Niederlage aber mit einer schier beispiellosen Plötzlichkeit erfolgen müssen. Wie der Krieg auch ausgeht, England, (das bisher noch am wenigsten gelitten hat), wird den schwersten Verlust buchen müssen, da der Nimbus, die Suggestion dahin sein wird, die die klügeren Vorgänger Edward Greys mühsam geschaffen haben. Englands innere Schwäche bleibt in jedem Fall der ganzen Welt enthüllt. Ein wirklich starkes Volk hätte es verschmähen dürfen, den neutralen Handel zu schikanieren und einen Völkerrechtsbruch nach dem andern zu begehen, um unbedeutende Augenblickserfolge zu erzielen; ein wirklich starkes Volk wäre niemals auf dem ganzen Erdball hausieren gegangen, um kleine und große „Bundesgenossen" und Söldner zu werben, die ihm die zu heißen Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Hat doch das wahrhaft starke Deutschland selbst bei seinem offiziellen Bundesgenossen Italien nicht um Hilfe gebettelt, sondern ihm und allen anderen neutralen Staaten völlig freie Hand gelassen, selber über seine Interessen zu entscheiden. Deutschland konnte eben die Tatsachen sprechen lassen und bedurfte keiner Suggestion, keines Sandindieaugenstreuens. Darum waren auch seine militärischen Berichte über die Lage auf den Kampfplätzen so wundervoll sachlich und nüchtern, jeder Phrase abhold und unbedingt glaubhaft. Wie arbeiteten demgegenüber die offiziellen und nichtoffiziellen Berichterstatter des Dreiverbands! Die Suggestion aufrecht zu erhalten, die des eignen Volkes wie der neutralen Staaten, war ihr oberstes Gesetz und ihre vornehmste Pflicht. Gelang es, den Glauben an die eigne Unbesiegbarkeit und angeblich moralische Überlegenheit einmal mit einer wahrheitsgetreuen Nachricht zu stützen — um so besser; gelang dies nicht, so mußten eben Erdichtungen, bewußte und unbewußte Lügen und vor allem Phrasen, herrliche, volltönende, unübertrefflich klangvolle Phrasen die alleinseligmachende Suggestion aufrecht erhalten. Schon die Begründung der Kriegführung seitens der Alliierten zeigte die Macht der Phrase. Offenbar hatte man vergessen, sich über die Begründung vorher zu einigen — so gab Rußland an, es müsse den „Überfall" auf das arme Serbien abwehren, Frankreich behauptete, die Welt vom deutschen Militarismus erlösen zu müssen, und England stieß in dasselbe Horn, nachdem es anfangs sich bemüht hatte, die Welt glauben zu machen, daß es zum Schutz der belgischen Neutralität das Schwert ziehe. Auch nachher: Phrasen überall! Man erinnere sich daran, wie die französische Regierung, als sie am 3. September 1914 ihre übereilte Flucht von Paris nach Bordeaur ausführte, den Parisern die bittere Pille nicht nur mit dem Hinweis darauf, daß sie zur „Organisation der nationalen Widerstandskraft" freie Hand haben müsse, schmackhaft zu machen suchte, sondern auch mit dem Trost, daß zur selben Stunde die russischen Heere „den Stoß ins Herz des Feindes" führten, obwohl ihr genan bekannt war, daß 5 Tage zuvor die russische Lawine in die masurischen Seen ge-

raten war. Man erinnere sich weiter an die hahnebüchenen Lügen und Verleumdungen der Reuter- und Havas-Meldungen, über die man sich erfreulicherweise bei uns in Deutschland recht wenig aufgeregt hat, im frohen Bewußtsein, daß die Wahrheit doch bald an den Tag kommen werde, die aber doch Unheil genug im deutschen Sinne angerichtet hat: die z. T. unbegreifliche Deutschfeindlichkeit auch in solchen neutralen Staaten, mit denen Deutschland stets in Frieden,, Freundschaft und gegenseitiger Hochachtung gelebt hat, war natürlich im wesentlichen eine Folge der Suggestion, welche die Verleumdungs-Telegramme über die „haarsträubenden Grausamkeiten der deutschen Barbaren" verbreiteten, und überdies sagt man wohl kaum zu viel, daß Iapan die größte Dummheit seiner bisherigen Geschichte, den Raubfeldzug gegen Kiautschou, niemals unternommen hätte, wenn es nicht durch die englischen Suggestivkräfte in den Wahn versetzt worden wäre, daß schwere deutsche Niederlagen vor Lüttich usw. den Anfang vom nahen Ende Deutschlands anzeigten. — In England selbst war das Streben nach Suggestivwirkung noch mit einer besonderen Beimischung jener moralischen Entrüstung versehen, die der Brite um so unübertrefflicher handhabt, je weniger echt sie ist. So kam jenes, für unser deutsches Empfinden unbegreifliche Telegramm des obersten Chefs der britischen Admiralität Churchill an den Bürgermeister von Scarborough zustande, worin er von der „schändlichen" deutschen Flotte sprach, weil sie England durch eine erlaubte Kriegshandlung geschädigt hatte, (was hätte man wohl in Deutschland gesagt, wenn etwa nach der Seeschlacht an den Falklands-Inseln unser Tirpitz in einer amtlichen Kundgebung von der Feigheit und Verworfenheit der britischen Seekriegsführung gesprochen hätte!) So allein war auch die logische Ungeheuerlichkeit zu verstehen, die sich erst in der britischen Presse fand und die sich dann der sonst einigermaßen besonnene Kitchener in seiner Oberhaus-Erklärung vom 8. Ianuar zu eigen machte, jene Beweisführung, die in einem Atem versicherte, der Vorstoß der deutschen Flotte vom 16. Dezember gegen Scarborough und Hartlepool sei nicht nur völkerrechtlich unzulässig gewesen, da er sich gegen „ungeschützte Badeorte" gerichtet habe, sondern auch vollständig zweck- und ergebnislos, da die Küstenbatterien der beschossenen Plätze, obwohl sie das Feuer erwiderten, gar nicht beschädigt worden seien! — Derartige Erfahrungen zeigen eben, daß es Deutschlands Gegnern vor allem anderen um Aufrechterhaltung der Suggestion zu tun ist, während die deutsche Kriegführung und Berichterstattung die Tatsachen für sich sprechen läßt und nicht viel darnach fragt, wie „die anderen" darüber denken, da sie es in ihrem guten Gewissen jedem überläßt, sich seine Meinung nach Gefallen zu bilden. Das mag für den Augenblick unzweckmäßig sein und schaden; für die Dauerwirkung ist es doch die klügste und vornehmste Methode, denn die Stimmung der Welt ist doch nicht immer mit dem Dunstschleier von Suggestionen zu regulieren. Eines Tages, früher oder später, kommt das Erwachen, wo nur die Wirklichkeitswerte gelten und mit der Erkenntnis des Suggestivwahns auch die Abneigung und Feindschaft gegen die-

jenigen sich einstellt, die solche trübselige Täuschungen nötig zu haben glaubten, um das wankende Gebäude ihrer selbstsüchtigen Interessenpolitik zu stützen. Was haben deun schließlich alle jene Reuter-Telegramme über fingierte Siege und totgeschwiegene oder verdrehte Niederlagen, über den unvergleichlichen Heldenmut der wackeren indischen Truppen und die hunnenmäßigen Abscheulichkeiten der deutschen Barbaren erreicht? Schließlich hat sich alle Welt darüber lustig gemacht, und Reuter hat sich ein für alle Male jeden noch so bescheidenen Anspruch auf Glaubwürdigkeit verscherzt. Und was hat das durchdringende Geschrei über das „völkerrechtswidrige" Vorgehen der deutschen Kriegs- und Luftschiffe gegen englische Küstenplätze zur Folge gehabt? Auch der neutralste Neutrale mußte den Kopf schütteln, wenn er die Presse des englischen Volkes jeden Schuß gegen eine englische Küstenbatterie und gegen andere militärische Anlagen als eine völkerrechtswidrige Gemeinheit schmähen hörte, die Presse desselben Volkes, das dereinst i. I. 1807 mitten im Frieden das unverteidigte Kopenhagen durch ein Bombardement fürchterlich verheerte, das i. I. 1882 ohne irgend welche Notwendigkeit Alerandria ohne Ankündigung im Frieden bombardierte, das noch jetzt ohne jeden erkennbaren Kriegszweck friedliche deutsche Küsten-Städte (in den Kolonien natürlich, denn an die gut verteidigten Küsten-Städte in Deutschland selbst wagte sich kein britisches Schiff, kein Kreuzer und kein „Fürchtenichts", auf weniger als 100—200 Km Entfernung heran!) Bombardements unterwarf, das über dem harmlosen Ort Freiburg i. Br. wiederholt Bomben abwerfen ließ, aus keinem anderen erkennbaren Grund, als um die „6amueö Oermau»" etwas zu ärgern! Stimmung sollte mit all der bestellten falschen Begeisterung und geheuchelten Entrüstung gemacht werden, und Stimmung i st damit gemacht worden, aber dieselbe Stimmung von ephemerem Wert, wie sie um Mitte Ianuar jener köstliche Bericht über den herrlichen englischen Sieg bei La Bassse erzeugte, der ausdrücklich als eine der „glorreichsten Waffentaten der englischen Geschichte" in die Welt posaunt und telegraphiert wurde, bis einige Tage später nebenbei bekannt gegeben wurde, daß in den fraglichen Tagen bei ?a Bassse überhaupt nicht gekämpft worden sei. Mit solcher Methode, der die Siege auf dem Papier wichtiger sind, als die auf dem Felde, haben auch die Franzosen den Krieg 1870/71 geführt. Sie wäre unbedingt erfolgreich, wenn nicht auf die „gemachte" Stimmung notwendigerweise schließlich ein Erwachen folgen müßte. —

Vpern Max Eisler

Dozent Dr. Max Eisler:

Apern.

Belgische Städte, in Iahren der Wanderung durchstreift, werden in diesen Tagen wieder lebendig. Flüchtig Geschautes, karge Stunden des Verweilens, werden im Ereignen der Gegenwart zur großen Erinnerung, vertiefen sich im Hammerschlag der Zeit zum unverlöschlichen Erlebnis. Als General Emmich das feste Lüttich nahm, begann diese seltsame Umwertung von Erfahrungen, die wir bis dahin für unseren unverrückbaren Besitz gehalten hatten, in den uns kein anderer Eingriff möglich schien, als der des Verblassens und Vergessens. Dann kam Löwen und Brüssel, Mecheln und Antwerpen, Gent und Brügge, jetzt schließt Ipern die Reihe. In das Kreuz und Quer unserer fahrenden Lust aus jüngeren, besseren Tagen hat der Schritt der Heere die neue, preußische Ordnung gebracht. Unser Gedankengang hat die Zucht angenommen, die ihm der Waffengang der Helden diktierte, und macht nun, neu gerichtet, klar geworden und sicher gegründet, mit den Kämpfern in Flandern halt an ihrem Ziele.

Vpern.

Als der Name uns jetzt nach Iahren wieder anrief, war es ein Appell an den Geist, sich zu sammeln, der alten Bildbegegnung recht inne zu werden und das Gesehene nach seinem ganzen Gehalt zu begreifen. Das ist ja die Lehre der Zeit, daß sie zum Wesen führt, Auge und Ohr mit der Gewissenspflicht des Gedankens belastet und nicht eher ruht, bis der sittliche Grund des augenblicklichen Geschehens offen liegt. Was war dieses Vpern den Vielen, die es auf ihren Wegen durch vlamisches Land einmal ungefähr berührt hatten, und was ist es ihnen seither geworden! Die unscheinbare, still treibende Beschaulichkeit dieses Ortes hat jetzt plötzlich wieder ihr anderes Gesicht, das kühne, stolze, von vielfältiger Kriegsnarbe gezeichnete der größeren Vergangenheit dem Tage zugewendet, seine Wunden stehen wieder offen, bluten und reden. Das Gericht Gottes schreitet wieder über diese Stätte und sie gibt Zeugenschaft von ihrem unerbittlichen Schicksal.

Es ist tragische Wucht und Weisheit in diesem Schicksal. Die Engländer bereiten seinen Weg, die Franzosen vollstrecken ihn. Das Iahr 1383 bringt die dramatische Wendung. Politische Fehde, päpstlicher Hader geben dem Londoner Citymllnn die Maske, er schickt seine Soldknechte gegen die ungestüme Konkurrenz der Tuchstadt an der Vperlse und bricht sie. Zwar ist sie unbesiegt, als er nach fruchtlosen Monaten den Rücken kehrt, aber ihr Wohlstand vernichtet, die Quartiere der Arbeit zerschossen. Es ist der ruhmlose Sieg des Krämers, der die Beute heimträgt, aber nicht den Lorbeer. Mit diesem Iahre schließt das Lebensbuch Vperns. Auch Ferdinand Pauwels, der in den Hallen von Vpern die Geschichte

der lebendigen Stadt gemalt hat, stellt das Bild dieses englischen Iahres an das Ende seiner Reihe. Was nachkommt, ist kümmerliches Nachleben, rückwärts gewendet, Nachtraum des Vergangenen, Zurechtfinden mit der knapp bemessenen Gegenwart.

Es ist seither keine angreifende Lust, keine widerstehende Kraft in diesem rekonvaleszenten Körper. Was die Franzosen nun in den viermal hundert kommenden Iahren immer wieder zum Zielpunkt ihrer Kriegfahrt machen, ist kein kampfwürdiger Held mehr, sondern nur Opfer und Schauplatz. Allerdings einer, der, nahe der Engländerküste und am Grenzschnitt germanischer und romanischer Welt, wie kaum ein zweiter zum Austrag allerhand westlicher Konflikte geeignet scheint. Für zwei Menschenalter gerät die altdeutsch« Erde wieder in die Hand des Österreichers, es sind Iahre des Friedens und der Erholung. Aber kaum genesen, wird sie wieder Beute ihrer zweiten Schicksalshand, Republik und Kaiserreich verfahren mit ihr nach französischem Erobererbrauch, ohne Scham und Schonung. Da wird Belgien frei und Vpern mit ihm.

Seither sind hundert Iahre voll geworden, Vperns Schicksalsstunde schlägt wieder. In der westlichen Niederung an der Vser stehen wieder der Engländer und der Franzmann, diesmal gepaart, — als Freund. Die Maske ab! Bürger von Vpern! Wie oft habt ihr in den Stunden der Feldschlacht diese Gesichter gesehen, ohne Visier? Waren sie jemals wie Gesichter von Freunden, verhießen sie Treue, weckten sie Zutrauen? Oder waren es nicht die Züge des Todfeindes, des Krämers und des Landnehmers, der im zwittrigen Bunde jetzt endlich das einige Wesen enthüllt. Erinnert euch! Ehe der Engländer kam, waren eurer zweimal Hunderttausend in den Toren der Stadt, von viertausend Webstühlen ging das Singen und Surren durch die Gassen, der Ruhm eures Reichtums drang schon zu seiner Zeit wie eine Sage in die ärmere Mitte Europas, wie das Märchen von Wisby, der versunkenen Stadt. Wer hat diese rechtmäßige Macht, die Frucht der Bürgerzucht, der Bürgerhand zugrunde gerichtet, die Gesellen eures Handwerks vor den Mauern der Stadt um Wohnhaus und Werkstatt gebracht und in die Fremde getrieben, nach Holland, nach England? War's nicht der Engländer, euer Freund von heute? Und als ihr dann völlig erschöpft waret, daß man euch nach hunderten zählte, — nur fünftausend hieß es anno 1600 — wer ließ euch doch nicht zur Ruhe kommen, bis keine Hoffnung auf Zukunft in euch war? War's nicht der Franzmann, euer Kamerad vom Tage? Oder hat euch nur einmal in diesen tausend Iahren der Deutsche bedroht, der eure Stadt gepflanzt, dessen Hanse sie zur Blüte gebracht und dem ihr nun, mit dem Erbfeind von gestern, an den Hals wollt? Euer Sinn hat sich geändert, aber euer Schicksal nicht. Wenn euch mit dem Frieden wieder Tage der besonnenen Einkehr kommen, werdet ihr erkennen müssen, daß der Bereiter und der Vollstrecker eures Stadtgeschicks wieder am Werke gewesen sind.

Vpern Max Eisler

Es ist ein durchgängiges Merkmal des Mittelalters, daß seine Stadtbilder unverwüstlich sind. In diesem Betracht steht seine Baukunst höher als irgendeine und ist schlechthin Kultur. Denn Kultur ist natürliches Wachstum, organisch Gewordenes, und das Gewachsene ist unverwüstlich, es sei denn, es würde mit der Wurzel ausgerottet. Auch die Kette zerstörender Kriege konnte hier nur Schmuckstücke aus dem geschlossenen Körper reißen, aber der Gliederbau blieb bestehen, die weise Struktur der Anlage unangetastet, und zwischen den reichlich erhaltenen Splittern altertümlicher Baukunst schlägt Auge und Gedanke auch heute noch leicht die Brücke zum Ganzen. Keine der gleichaltrigen Städte erweckt so sehr den Eindruck des Unversehrten, wie dieses schwer bedrängte Vpern. Das Bild schweigt von den langen Iahrhunderten der Heimsuchung, überschlägt die düsteren Seiten des Lebensbuches und zeigt nur jene stolze Heiterkeit, die ihm einst wirklich eigen war. Man vergißt vor diesem steinernen Zeugnis, daß keine schaffenden Pulse mehr in ihm schlagen, wird entwaffnet von dieser Anmut, die den Ernst der Vergangenheit zur lieblichen, sonnigen Gegenwart wendet, fühlt sich hier völlig frei von dem Druck der Antiquität und nimmt willig für lachendes Leben, was doch nur das sinnige Lächeln auf einem altschönen Gesicht ist. Das ist der e i n e Zauber dieser Stadt, den sie mit keiner der gleichgeborenen Schwestern gemein hat.

Man sieht näher zu, dieser seltsamen Heiterkeit auf die Spur zu kommen. Brügge liegt nahe. Man ist von dort herüber gekommen und wird auch hier immer wieder an diesen Vorort der Hanse erinnert, ans dessen Blüte Vpern sichtbaren Gewinn gezogen. Und gerade diese Nachbarschaft schärft den Blick für die Wahrnehmung des schlagenden Unterschiedes. Dort Erstarrung, die ganze Stadt ein Denkmal, der Kristall des mittelalterlich Krausen, Engen, Traulichen und Bedrückenden, hier Freiheit, Weite und Sonne. Nichts von den grotesken Winkelzügen der Gassen, von dem beklemmenden Gedränge der Plätze, sondern breite, gradlaufende, aufrichtige Straßen, weite, lichtfrohe Märkte, Adern und Herz durchströmt und gesegnet von der fliehenden Sonne Flanderns. In der Regel nordischer Stadtbilder der mittelalterlichen Späte ist dies die unvergeßliche Ausnahme. Man begreift sie, erinnert man sich an ihr schnelles, von zweckbedachter Bürgerschaft geregeltes Emporkommen und an den vielverzweigten Stadtfluß, der, seither überwölbt, das Terrain der Straßen und Plätze erweitert. Ehemals floß die Vperlse mitten durch den großen Markt, trug auf ihrem Rücken die Schoner und Schuten bis in das Herz der Stadt und lagerte an der Treppe der Tuchhallen ihre wollene Fracht ab, nahm fertiges Gut wieder auf. Wieder derselbe versteckte, verkehrte Sinn des heutigen Bildes. Es verbirgt die Adern seiner versunkenen Lebensmacht und vergilt dafür mit der sonnigen Lust seines breiten, toten Wegnetzes.

Das ist Vpern, die Bürgerstadt. Keine ist dies so ausschließlich, wie sie. Kein Denkmal des fürstlichen und feudalen Regimentes, — die Kirche versteckt

sich hinter dem Stapelhaus der Bürgeiweber, selbstherrlich waltet der Bürger im Bilde des Großen Marktes, dem Monument der unbeschränkten Bürgergewalt. Man sucht die Teile, die die Wucht dieser Bildwirkung erklären. Da ist zunächst der Platz selber, dieser Riesenhammer, dessen Stiel so kostbar gefaßt, dessen Keil so großartig ausflutend, so sonnenblank ist. Dann sind es die Wände. Gleich den Hammergriff ziert das Beste. Einerseits die Fleischhalle, andererseits die Tuchhallen, so stehen sie einander gegenüber, die malerische, farbenfrohe, bewegliche und spielende Kleingotik der schweren, ins Vermessene aufstrebenden Turm- und Hallengotik, der tolle Rhythmus der Fläche dem glockentiefen, reinen Austausch der Baumassen, das Launische dem Besonnenen, das Vielfache dem Einfachen. Iedes für sich schon das erlesenste Denkmal seiner Art in dem fleisch- und tuchhallenreichen Belgien, — zusammengenommen, die äußerste Spannung der Bürgergotik. Und der Platz dieses herrlichen Gegenübers heißt seit alten Zeiten der Nährmarkt. Nichts stört den straffen, selbstbewußten Zug dieses Bürgerwerkes, auch in den Namen liegt Sinn und Gleichmaß. Aus der verhältnismäßigen Enge dieses Vorplatzes wächst inmitten der über 130 m langen Hallenfront der Belfried bis zu siebzig Meter Höhe. Schon für sich massig und hoch genug, preßt ihn die Nähe der Blockwand mit der Fleischhalle fürs Auge noch stärker empor, an ihrer schmuckfrohen Unruhe gewinnt der Ernst und die Macht jenes Körpers doppelt an Geltung. Es sch«int, als könnte dieser Wucht nichts das Gleichgewicht bieten, als müßte sie alles ringsum erdrücken, und die Baukunst hätte hier die Grenze ihres Bewegungsdranges erreicht, die auftosende Brandung, von der aus es kein Weiter mehr, nur ein Zurück noch gibt. Und wahrhaftig, es ist schwer ein Bauwerk zu denken, das Vperns Kampanile und dem mächtigen Würfel, in dem er wurzelt, die befreiende Auslösung bieten könnte. Aber da tritt die unerschöpfliche Weisheit dieser Baukultur mit neuer Auskunft auf den Plan. Was einer Architektur nicht möglich wäre, besorgt die weite, freie Fläche des Hauptplatzes im Osten, hier flutet die Enge des Nährmarktes mit vollen Wogen aus, hier findet die gebundene Baumasse der Turmhallen Ausgleich und Austönung, hier steht Wncht gegen Wucht im strammen Gleichgewicht. Bedarf das ernste Glück dieses Stannens noch einer Steigerung, das großartige Gegenspiel eines Überganges, der unser Gefühl erleichtert, entlastet? Robusteren, größer gesinnten Zeitläuften war er kein Bedürfnis, die gotische Späte kam ohne ihn aus. Aber der Neugeist, in dem wir selber wurzeln, hat im Beginn seiner volleren Entfaltung dieses Bedürfnis empfunden, die Renaissance stellt zwischen Hallen- und Platzgröße das vermittelnde „Neuwerk", machte das Gelenk zwischen Stiel und Hammer zum deutlichen, fesselnden Schmuckstück, setzte den Einfall des Augenblicks zwischen zwei ewige Gedanken.

Nirgend sonst ist ein Markt so sehr das Monument des Bürgertums geworden, wie in Vpern, der Bürgerstadt. Wir erfahren an ihm das uns verlorene Vermögen einer Baukunst, die Kultur, das ist Zeitgestaltung, gewesen ist.

Wir können uns bestenfalls in Gemälden, in der Einzelarchitektur monumental aussprechen, und Meunier, ein Sohn dieser Erde, erweist auch durch die Hand des Bildners, daß die Fähigkeit zu solchen Zielen hier noch als Bluterbe fortwirkt. Aber ein Gebilde, in dem die Arbeit von Iahrhunderten der Art und Kraft ihrer Gesellschaft ein Denkmal von einem großen Zuge setzt, ein Spiegel des höheren, wesentlichen Lebens, also ein Monument wie diesen Bürgerplatz von Vpern werden wir den nachkommenden Geschlechtern nicht hinterlassen können. Uns fehlt die Sammlung, die Besonnenheit und das Einmütige, die dieses Werk zustande brachten.

Das ist der andere Zauber von Vpern, der Bürgerstadt. Und sie hält ihn fest bis in den letzten Winkel ihres vollkommen reifen Planes. Nur klare Einsicht, Selbsterkenntnis und Willensstärke schaffen solche Einheit. Wo immer wir ihm begegnen, diesem beharrlichen Zug bürgerlicher Selbstbestimmung, von dem uralten gotischen Holzhaus draußen am Liller Tor im Stadtsüden bis zu den Ziegelbauten der Stadtblüte im äußersten Norden, in allen Abarten der reichen Giebelfronten, getreppten und geschweiften, in den gespitzten und flach gedrückten Fensterrahmungen und Torbogen, in den barocken Schnörkeln und schmiedeeisernen Mauerankern, immer bleibt es unverblümtes Bürgerbekennen, hochgemute, kultivierte Bürgerherrlichkeit. Gegen diesen ungewohnten, unvergeßlichen Eindruck kommt nichts anderes auf.

Nicht wie sonstwo die Kirche, nicht wie überall die Kunst. Zum erstenmal ersieht man ein Stück der Kathedrale im Durchblick des Torganges unter dem Belfried der Tuchhallen, in der Umklammerung des Webermagazins bietet sich der erste Nahaspekt der Hauptkirche. Man muß den Weg durch die Bürgerburg oder ihren Schöffenbau nehmen, will man vom Platze zu Sankt Martin vordringen. Nach dem mächtigen Bild des großen Marktes nimmt sich dies neue „an Maartens Kloster" fast dürftig aus, als sei nicht rechte Lust hier am Werke gewesen. Zum Helmstück am Kirchturm langte es nicht mehr, aber den Donjon drüben ließ der Bürger bis zur Spitze mit dem Drachen auswachsen, bedachte ihn mit üppiger Bildzier, mit Wappen und Gold, daß er an stolzem Gehaben den nahen halbwüchsigen Kameraden arg in Schatten stellte. Auch sonst wirkt die Abgeschiedenheit, die bescheidene Zurückhaltung dieses Kirchplatzes wie erzwungen, wissentlich herbeigeführt, von den Bürgerheeren auf den Sonnenstraßen mit Absicht ins Halblicht gesetzt. Keine breite Dffnung nimmt hier wie sonst das vereinsamte Glied in das lebendige Netz des Körpers auf, kein Haus aus der Stadtblüte bezeugt heute, daß der wohlhäbige Bürger die Stelle als Wohnsitz bevorzugt hätte. Nur der Zeitraum des verminderten Nachlebens hat hier an den Wänden Denkmäler hinterlassen, zwei Giebelhäuser und die Conciergerie sprechen die späte Sprache der Renaissance und verstärken den Eindruck der Ermüdung, die sich hart neben dem Hochlied der Lebensspannung so seltsam und unabweislich einstellt.

Myrrha Tunas Das Recht zur Einsamkeit
Selbst die Kunst hat in dem Lebensraum von Vpern kein eigentliches, selbständiges Daseinsrecht. Was näher dazu gehört, ist ohne weiteren Belang. Nur was in recht weitläufiger Verwandtschaft mit ihr vom bürgerlichen Handwerk zuwege gebracht worden und andererorts unter den Tisch fällt, fesselt und belehrt hier auch den Kunstfahrer, der sonst bloß den Reiz der ungewöhnlichen persönlichen Tat auf sich wirken läßt. In ein paar Sälen der Boucherie hat man diese Dokumente zusammengetragen, das Gehäuse paßt zu dem Kram wie die alten Bauernstuben zu ihrem urväterlichen Hausrat. Es ist ein krauses Allerhand, Ansichten gefallener Häuser, geschleifter Stadtviertel, die Chronik Vperns in alten Grundplänen, Schränke und Truhen, Balkenköpfe vom Stadthaus, Münzen und Geschirr, — aber aus all dem Kunterbunt blickt wieder ein klarer Gedanke, der alte wohlvertraute von Vperns edlem Bürgerherrentum.
So ist Vpern. Unter den Begnadungen, die uns von Altstädten kommen, steht die dieser Stadt für sich. Nicht Demut und Versonnenheit beschert sie, nicht rückschauendes Bescheiden und Entfremdung vom Eigenen und Gegenwärtigen, sondern Lebensumsicht und klaren Mut. Unser Vertrauen auf die Tüchtigkeit ist gemehrt, unser Bürgerfrohsinn gestärkt, wenn wir diesen seltsamen Ort verlassen. Er ist eine Heilstätte des tatkräftigen Lebens, die jedermann zu Nutzen wird.
So wird Vpern sein — auch jenseits dieses Krieges. Denn seinem gleichbleibenden Wesen können die Schüsse aus Ost und West nichts anhaben. Wie oft auch der Krieg sich hier häuslich machte, wie viel er zerstörte, der Rest sprach die Sprache des Ganzen, als es noch stolz, unversehrt und lebendig war. Will wetten, daß über Iahr und Tag dort wieder die unberührte Heiterkeit, de? siegende Gedanke eines starken, lichten Einst zuhause ist, — nur eine Narbe mehr im alten, rauflustigen Gesicht.
Myrrha Tunas:
Das Recht zur Einsamkeit.
Ein Dichter in der Mittagszeit seines Lebens stand auf der Bergesspitze. Gestern war der Kriegsruf durch die Welt geeilt. Der Dichter folgte nicht dem Befehl, sich zum Heer seiner Heimat zu stellen. Er stürmte auf den Berg. Seine Seele tat sich weit auf und sah die Herrlichkeiten der Erdennatur vor sich ausgebreitet, die nun mit dunklem Blut überzogen werden sollte. Und er sah, wie die Sonne in sattem Purpur sie grüßte.
Da streifte ihn ein eisiger Hauch und ein Zischen fuhr durch die Luft.
Der Dichter fühlte, daß dies der Krieg sei, der sich zu seinem Raubzug durch die

Lande aufmachte. Mit wildem Zorn wollte der Dichter ihn aus seiner Bahn weisen, denn es zerriß sein Herz, wenn er an all die kommende Not dachte. Laut rief er: „Halt, stehe!"
„Weißt du auch, wen du rufst?" tönte eine Stimme aus der Höhe.
„Du bist die Kriegsfurie."
„Ich bin die Seele des Krieges!"
Rauh lachte der Dichter auf: „Spotte nicht! Der Krieg hat keine Seele, er ist aus Stahl und Blut!"
„So nenne mich blutstählerne Kriegsseele! Doch was riefst du mich? Ich kann nicht verweilen! An allen Enden der Erde harrt man meines anfeuernden Rufes. Was willst du von mir?"
„Du sollst mir sagen, warum du mir meine Einsamkeit rauben willst, meine Einsamkeit, die der Schatz meiner Seele, das Entzücken meines Herzens ist!"
„Deine Einsamkeit? Du hast kein Recht zur Einsamkeit! Geh hin und kämpfe!" Ein Zischen brauste durch die Luft. Der Dichter fühlte, daß der Krieg seinen unabänderlichen Weg des Iammers, der Not und des Blutes raste. Er brach zusammen.
Eine Nacht und einen Tag ging er umher, wie einer, der an der Grenze des Wahnsinns steht. Dann trieb der Hunger ihn in die Nähe der Menschen. Der Zufall führte ihn an den Tisch eines Mannes, der im Dienst der sozialen Hilfstätigkeit weißhaarig geworden war. Dieser sah die Verzweiflung des Dichters und mit seiner rauhen Stimme fragte er ihn schonend nach dem Grund seiner Trostlosigkeit.
Da erzählte der Dichter von seinem Gesicht auf Bergeshöhe und begann dann nach kurzem Zögern: „Ich bin einsam gewesen all mein Leben lang. Erst war ich einsam in meiner Kindheit und Iugend, weil niemand nach mir fragte, man ließ mich stehen und keiner achtete meiner glühenden Mitteilungssehnsucht. Schließlich fand ich, als Mann, in der Einsamkeit mein höchstes Glück und verlangte nach nichts anderem mehr. All mein Leben lang hat sich niemand nm mich gekümmert, niemand nach mir gefragt. So gingen wir abgesondert, ich meinen Weg, sie den ihren. Ich kümmerte mich nicht um ihr Tun; nur wenn sie in kalter Eigensucht mich hinunterstürzen wollten zu den Ausgestoßenen, kämpfte ich heftig gegen sie. So errang ich mir das Recht meiner Einsamkeit. Und nun —" er stockte, denn die Kämpfe der letzten Tage stiegen in furchtbarer Schwere vor ihm auf.
„Und nun —"
„Und nun kommt der Krieg und mit diesem besinnen sich die andern auf mich und beachten mich nicht nur, sondern fordern von mir. Fordern nicht, daß ich mich ducke, wie sonst stets, vielmehr fordern sie von mir Hilfe, nein mehr, Arbeit, Lebensarbeit, schlechtweg: meine ganze Kraft, mein Leben. Für sie, die andern, die mir sonst jeden Quadratmeter Luft neideten, in dem ich mich etwa recken

könne, um möglicherweise über sie zu wachsen, sie fragen nach mir, werben um mich, sprechen mir von der Notwendigkeit jeder Einzeleristenz. Für sie, die mich sonst mit erlaubten und unerlaubten Mitteln zu unterdrücken gesucht, für sie und ihre bessere Zukunft soll ich jetzt mein Eigenleben fortwerfen, soll mein Ich opfern, in freiwilligem Gehorsam!"
Der alte Mann hatte gesenkten Hauptes zugehört, nun blickte er dem Dichter forschend in die Augen und fragte: „Was willst du nun tun."
Trotzig fuhr der Dichter auf: „Auflehnen! Auflehnen, um jeden Preis!
Einsam bin ich gewesen all mein Leben lang. Nie forderte ich etwas von ihnen, nun sollen auch sie nichts von mir zu fordern kommen."
„O Mensch!" sagte da der Alte in furchtbarem Ernst. „Du fordertest nie etwas von ihnen? Und doch war dein ganzes Leben ein einziges Nehmen! Denn wer machte dich? Durch wen wurdest du, der du bist? Durch wen bist du? Und — durch wen soll der nach dir werden, wenn nicht der, der ist, also auch du, lebt und leidet und kämpft? Das Recht der Einsamkeit gibt es für den Menschen nicht, noch nicht! Des Menschen Seele ist kein Ich, das das Recht zur Einzeleristenz hat, und damit also das Recht zur Absonderung, zur Einsamkeit. Der Mensch ist kein Einzelwesen; er ist und besitzt nur das, was seine Vorfahren ihm errangen, und er hat die Pflicht zu kämpfen, um seinen Nachkommen das Land der Sehnsucht näher zu bringen. In der Dunkelheit tappt er, in der Dunkelheit sucht er das Land, das seiner Seele, die nach heiliger Einsamkeit schreit, Heimat ist. In diesem tappenden Gang durch die Dunkelheit sollten die Menschen einander helfen, die Hand reichen, ihr Einzelschicksal mit seinen Wünschen und Sehnen hintanstellen. Wäre jede Einzeleristenz sich dieser seiner Lebenspflicht klar, so stünde es um die heiligsten Güter der Allgemeinheit besser. Noch ist kein Mensch ein Stern, der in einsamer Höhe leuchten darf. Noch ist er Diener, Material, das sich einfügen soll im gewaltigen Bau, nach bester Fähigkeit und klarstem Wissen. Findet es keine Fühlung mit dem Lebensbau, vereinsamt eö sich, so wird es nie Halt finden, und wenn der Sturmwind des Leidens kommt, um seine Lebenskraft zu erproben, so wird es hinfortgeweht werden, an einen Ort, wohin keine Bande des Werdens führen. So wird es dem ewigen Tod geweiht. Das Sehnen und Streben der Einzeleristenz ist nur von Wert, wenn es sich in den Dienst der Gesamtheit stellt."
„Aber nun," rief der Dichter verzweifelt aus, „nun sage mir du, der du mit heißem Herzen für die Menschengemeinschaft und ihr gegenseitiges Helfen eintrittst, was sagst du zum Krieg? Kannst du den Krieg unvermeidlich heißen, der der Vernichter ist menschlichen Helfens?" Er sah den weißhaarigen Fremden flehend an, Antwort erheischend. Aber er zuckte jäh zusammmen, als er den Schmerzenszug bemerkte, der sich bei seinen Worten auf des Andern Antlitz legte. Kaum wagte er noch, hinzuzufügen: „Muß auch der Mensch, von dem du sprachst, der erkennt, daß er das Recht zur Einsamkeit nicht hat, und hingeht um der Ge-

meinschaft zu helfen, muß auch er — den Krieg anerkennen und ausziehen — um zu töten?"
Da zog ein Beben durch die starke Gestalt des Fremden und in stummem Schmerz verhüllte er sein Antlitz. Lange blieben sich beide gegenüber, ohne daß ihnen Erlösung von der erdrückenden Schwere des Gedankens wurde.
Endlich fand der alte Mann seine Sprache wieder, aber sie klang tastend, gebrochen: „Sprach ich nicht zu dir von der Dunkelheit, in der der Mensch noch tappt, nach fernem Licht strebend? Ist es unverzeihlich, wenn er in seiner Sehnsucht nach dem weißen Licht in das rote Feuer stürzt, hoffend, dadurch zum Ziel zu kommen?"
Da schrie der Dichter auf: „Und muß auch ich, ich mich in das rote Feuer des Krieges stürzen?"
Schweigend blieben sie darauf beisammen, eine ganze Nacht, ihre Seelen kämpften in stummem Schmerz. Als dann am Morgen die Sonne aufging, faßte der Alte den Dichter bei der Hand und führte ihn auf die große Wiese vor seinem Haus und sprach: „In der Dunkelheit tappen wir! Geh hin und kämpfe!"
Darauf verschwand er.
Der Dichter beugte sich zur Erde, denn der Schein der aufgehenden Sonne brannte in seine Seele, doch in seinem Herzen tönte es: „Vielleicht bringt das auflodernde rote Feuer die Menschheit dem Lande ihrer Sehnsucht näher."
Kurze Zeit spater führte ihn ein Militärzug in den Krieg.
Johannes Gaulle:
Constantin Brunner und die Geistigen.
Constantin Brunner hat in seiner „Lehre von den Geistigen und vom Volke"*) mit dem metaphysischen Spuk, der der Menschheit seit Iahrtausenden anhaftet, so gründlich aufgeräumt, daß kein Raum für eingebildete Gewalten und geheime Schicksalsmächte im Universum mehr vorhanden sein dürfte. Ein Denker allerersten Ranges, der sich mit einem Schlage einen hervorragenden Platz in der Geistesgeschichte der Menschheit gesichert hat. Constantin Brunner fällt aber noch ein anderes Verdienst zu: er hat uns klar gemacht, daß es zwei Arten von
*) Constantin Brunne r. Die Lehre von den Geistigen und vom Volke.
Berlin. Karl Schnabel Verlag.

Menschen gibt, die Geistigen und das Volk, zwischen denen keine Vermittlung möglich ist, die sich verständnislos gegenüberstehen, die sich in ihrer Wesensart zu einander verhalten, wie etwa die Art der Zweihänder zu der der Vierhänder. Schüchtern ist dieser Gedanke wohl dann und wann geäußert worden, aber nirgends so scharfkantig formuliert wie bei Brunner. Stirner hatte den Einzigen postuliert, den auserwählten Ichmenschen, den Egoisten plu> exeelleues, der keine Lebensgemeinschaft mit der Masse haben kann. Nietzsche träumt von dem Übermenschen, der, wenn ich ihn recht verstehe, der Menschheit die Erlösung aus allem Ungemach bringen soll. Brunner hat mit diesen beiden Denkern keine Berührungspunkte, die Geistigen, die er uns lehrt, sind weder starre Egoisten, noch gefühlvolle Schwärmer, sondern eben eine andere Menschenart.

Es gibt Geistige und es gibt Volk! Gut. Ich will mich mit Brunners Philosophie nicht auseinandersetzen, dazu dürfte auch der Raum eines Feuilletons nicht ausreichen, sondern ich will mich damit begnügen, die Frage über das Ver-- hältnis der Geistigen zum Volke zu erörtern. Ich lasse ein philosophisches Buch nur gelten, wenn es mir etwas Positives gibt; mit der reinen „Geistesgymnastik" gebe ich mich nicht zufrieden. Kant hat auch eine an sich bewunderungswürdige Geistesgymnastik getrieben und ist ein Nortjongleur von außerordentlicher Beweglichkeit, der das unerhörte Kunststück fertig gebracht hat, den lieben Gott vorne aus dem Tempel hinauszuwerfen, um ihn durch ein Hinterpförtchen, das er in einer bemerkenswerten Vorahnung der Dinge offen gelassen hat, wieder hineinschlüpfen zu lassen, ßapieuti «at! Man läßt den Spaßmacher eine Weile gewähren, lacht auch über ihn, dann entledigt man sich seiner möglichst schnell. So ist es mir mit den meisten unserer „Philosophen" ergangen. Aber die böse Erfahrung hat mich mißtrauisch gemacht und kritisch gestimmt. Es ist genug gedacht worden, darum laßt uns endlich handeln. Meine Wünsche sind nicht immer rein „geistiger" Natur, ich will etwas haben, das ich nicht nur schwarz und weiß auf dem Papier nach Hause tragen kann, sondern ein faßbares Wertobjekt, mit dem ich wirtschaften kann.

Hie Geistige, hie Volk! Sie haben sich immer, bewußt oder unbewußt, als Todfeinde gegenübergestanden, stets im Anschlage. In diesem Kampf, ein Kampf der Denkenden gegen die Abergläubischen, der bewußten Persönlichkeiten gegen die kompakte Majorität, haben die Geistigen wohl im „Geiste" gesiegt, aber sonst sind sie immer an die Wand gedrückt worden. Wo und wann hätten die Geistigen jemals ihren Willen zur Macht mit Nachdruck kundgegeben? Wann hätten sie dem gesellschaftlichen Körper ihr Gepräge aufgedrückt? Alles was ist, ist immer nur Ausdruck des Volkswillens gewesen. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen sind — um die Phrase zu gebrauchen — durch das Volk, mit dem Volke, für das Volk geschaffen worden. In unserer Zeit widerhallt es nur so von dem volksfreundlich«n Getue. Man kann den Sieg des demokratischen Gedankens nicht laut genug in die Welt hinausposaunen, als ob das etwas rechtes

wäre! Soweit haben wir es freilich schon gebracht, daß jeder Volksgenosse hübsch eingereiht und registriert ist, damit er nicht verloren gehe. Ein jeder ein Lump unter Lumpen, wie Stirner so drastisch sagt.
Was haben wir durch die Demokratisierung der Gesellschaft erreicht? Eine Schablonisierung des Geschmacks, der Bedürfnisse, der gesamten Lebensführung, ein gewaltsames Zurückdrängen alles Persönlichen, worin doch allein der Reiz des Kulturlebens beruht. Die Kunst ist zur „Volkskunst geworden. Nichts wird höher geschätzt als die Anpassungsfähigkeit. Wer sich nicht dem Geschmack, den Neigungen und den Bedürfnissen des Pöbels anzupassen vermag, verdient, daß er zugrunde gehe. Darüber sind sie sich alle einig, die wahrhaft Staatserhaltenden, die Volksfreundlichen — die unentwegten Spießbürger.
Das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt. Alle, die es zu Rang, Ansehen und Reichtum gebracht haben, sind echte Volksmänner gewesen, „Selfmademen", das heißt Menschen, die intellektuell den Durchschnitt nicht überragen, die auf der goldenen Mittelstraße, dem Ideal aller Denkunfähigen wandeln, die alle Wünsche und Bedürfnisse des Volkes kennen, weil sie die ihrigen sind, und sie daher zu befriedigen wissen. Man preist sie sogar als die Wohltäter der Menschheit und errichtet ihnen Denksäulen. Dagegen stranden alle, die ihre eigenen Wege gehen, die unbeirrt um das Geschrei des Volkes etwas schaffen, das sie allein angeht, irgendwo als abgetakelte Wracks. Hinterher findet sich irgendein Volksfreund, der ihre Ideen durch Zusatz eines Tropfens von dem berühmten „demokratischen Öl", oder durch angemessene Verwässerung zu einem Allgemeingut, zu einem Besitztum des Volkes macht. Das Martyrium der Erfinder, Künstler und Dichter spricht eine eindringliche Sprache. Selten erntet ein Geistiger die Früchte seiner Arbeit. Entweder wird ihm schon bei Lebzeiten das Fell über die Ohren gezogen, oder man schert ihn nach dem Tode nach Gebühr.
Im großen Ganzen haben die Geistigen zu allen Zeiten, ganz besonders aber in unserer kapitalistischen Zeit, ein Leben im Schatten geführt und sich mit den Brosamen begnügt, die von der reich gedeckten Tafel der Volksgötzen für sie abfallen. Verachtet sind sie einhergegangen, als närrische Sonderlinge verhöhnt und verspottet, oftmals wie Verbrecher behandelt worden und gemieden wie die Pest. Und doch verdankt die Menschheit ihnen allein jeden Kulturfortschritt.
Wir haben es so wunderbar weit gebracht, daß die Betätigung mit geistigen Dingen als ein Makel, mindestens aber als ein unnützer Zeitvertreib empfunden wird. Nur die praktische (heißt geldbringende) Arbeit gilt etwas. Der honorige Bürger macht drei Kreuze vor dem Hungerleider von Künstler und hütet sich peinlich vor jeder Berührung mit ihm. Die Kunst hat in einem Zeitalter, das sich nicht genug an seinen märchenhaften Erfolgen auf allen Gebieten der Technik tun kann, jede wirtschaftliche Basis eingebüßt. Grauenhaft schwillt das Künstlerproletariat an.

Johannes Gaulke Constantin Brunner und die Geistigen

Die Geistigen sinken tiefer und tiefer in einer vom reinsten Mammonismus beherrschten Gesellschaft. Schon gilt es als ein Ariom, daß zur Ausübung einer geistigen (heißt nichtgeldbringenden) Tätigkeit nur der Reiche berechtigt sei. Die Schamröte könnte einem darüber ins Gesicht steigen, daß es so ist, und die Wut einen packen über die mangelnde Lebensfürsorge und Lebensfremdheit der Geistigen, die es nicht verstanden haben, sich rücksichtslos in den Vordergrund zu drängen, um den Platz zu erobern, der ihnen gebührt. Sie sind im Lebenskampf zu leicht befunden worden.

„So ist es immer gewesen und so wird es immer bleiben," plappert die Masse die Phrase gedankenlos nach. Mit nichten, sage ich, denn sonst müßte die Menschheit an der materialistischen Lebensauffassung, die sie auf das Niveau des Tieres herabdrückt, über kurz oder lang zugrunde gehen. Alle, auch die Volksgenossen, haben ein vitales Interesse daran, daß es anders werde. Für das Volk ist gerade genug getan worden, auch für die verschämten Armen des Geistes, jetzt müssen die Geistigen sich endlich zu ihrem Befreiungskampf aufraffen. Wie soll es geschehen? Verheißungsvoll klingt die Lehre Constantin Brunners aus, ein Evangelium nennt sie sein Interpret A. Möbius. Brunner hat die Sonderung der Menschenarten vollzogen, er hat eine glänzende Abrechnung gehalten mit dem, was hinter uns liegt, nun gilt es, das erlösende Wort zu finden, um Hie Geistigen zu ihrem Befreiungskampf zu sammeln. Mit der bloßen Konstatierung der Tatsache, daß dies so ist und jenes so, ist uns nicht gedient. Wir wollen Taten sehen. ^ßere nece»ße e»t, »cridere uou Qtzc6»s6. Ich fordere ^s von Constantin Brunner im Namen aller Geistigen, aller Kampfnaturen. Seine Worte müssen Leben werden. Sonst bliebe seine „Lehre" nur ein „interessantes Schriftdenkmal" unserer Zeit, wie es viele andere Bücher auch sind. Das wäre ein zweifelhaftes Lob für ihn.

Constantin Brunner, ich hoffe und harre

Gesang imInnern desVölkerschlachtdenkmals K.H.Strobt
Karl Hans Strobl:
Gesang im Innern des Völkerschlachtdenkmals.
Vor dem Abendhimmel, an dem Glanz ist und Wolkengang, trotzt der Koloß,
wie von Giganten getürmt, auf dem Hügel über das Land hin, heiliger Stein.
Das Wasserbecken, von grünenden Rändern umfaßt, glatteste Fläche, nimmt
wie ein spiegelnder Schrein
das Bild des Riesen entgegen, von Blau umgeben, bewahrt es ernst und groß.
Kraft des Volkes hat ihn getürmt, Bewußtsein der Größe, stolze Erinnerung,
weihevollstes Mahnen aus der Vergangenheit, festgewurzelt in den Seelen: sei
immer bereit!
Redender Stein: „mein Volk, »erliege dich nicht im Frieden, erhalte dich straff
und jung,
ich, der redende, ragende Stein, Werk deiner Hände, künde dir Ewigkeit." —
Heiliges Land ist hier, vom Schicksal geweihte Erde, jede Scholle von Blut getränkt,
pflügende Bauern fanden noch oft Schichten zermürbter Knochen,
oder Helme, verrostete Säbel, Gewehre in Massen von Toten, die man hier in
den Boden gesenkt. —
Heiliges Land, wo im mörderischesten Ringen Deutschland seiner Freiheit Fesseln
zerbrochen!
Weit über die Ebene hinschauend, auf die Dörfer, wo sich das furchtbare Morden
entschied,
auf die Stadt, die mit langen Zeilen von Häusern sich bis weit in das Schlachtfeld
streckt,
steht das Denkmal, auf breiten Stufen, in Massen schön, Glied fügt sich an Glied,
in gelassener Wucht, Stein gewordene Kräfte eines Volkes, das sich seiner Zukunft
entgegenreckt.
Eine Fahne weht am Koloß: schwarz-weiß-rot. Sieh! schwarz wimmelt's die
Stufen empor,
wimmelnde Menge von Menschen, klein vor den ungeheueren Treppenwangen,
und dies winzige Geschlecht, dies Volk von Zwergen, durfte sich unterfangen,
sie, die Wimmelnden, Erbauer zu sein diesem Koloß, Wächter vor der Ewigkeit Tor.
Von der Plattform geht der Blick über Gefilde und Stadt; Sonnenhinuntergang,
gleißende Kuppel der Russenknche, grauroter Dunst über den Dächern,
über den Türmen sind dünne Wo'ken gespannt gleich Federfächern
und . . horch. . . klingt nicht d>e Luft von altem, aus der Erde dampfenden
Echlachtgesang . . .
Schon weht die Kühle des Steins, der Tag blieb draußen, hier ist Dämmerung.

K.H.Strobl Gesang imInnerndesVölkerschlachtdenkmals
Hier ist die Gruft, Weihesiätte der Toten, in Stein gebanntes Erinnern.
Über sitzenden Steingestalten erhebt sich die Kuppel, umbändert von Reitern in kühnem Schwung.
Menschen sind hier gedrängt, sebr ernst, gedrückt von den Schauern des Innern.
Steinerne Wächter umstehen die Gruft, auf Sckwerter gestützt, die Häupter gesenkt,
Totenwächter, die Seelen von Hunderttausenden hüten; sie sind, zu zweien gesellt,
unter riesige Masken, schicksalhaft tragische, schmerzliche Masken gestellt.
Lebender Stein ist's, fühl es nur, lebender Stein, der große entscheidende Dinge durchdenkt. . .
Horch! was ist das? Ein Vogel? Em Hauch, von der Höhe herab? — Gesang, eine singende Seele,
von der Höhe herab, dunkel und licht gemischte Töne, wunderbar, verschlungner Gesang,
leise anschwellend: „Harre meine Seele, harre des Herrn . . . alles ihm befehle..."
aus silbernem Dunst zu Orgelbrausen, zu starkem Strom wächst der erhabene Klang.
Wie dies alles durchwebt ist von Glanz, wie das den Stein durchdringt?
wie das das Herz ergreift, wie ist alles gelöst in Bangen und Zuversicht?
Hörst du, zaghaft Gewordener, wie aus den Tiefen der Welt deine eigene Seele klingt?
hörst du, wie auf dem Gewölk des Tones Gott zu dir aus dem Steine spricht.
Redender Stein: „Sei immer hart, mein Volk, erhalte dich jung und rein."
Und nun zittert, wie aus der Unendlichkeit her, verheißend, ein Largo von Bach!
Höchster und innigster Drang des Menschen! Da — spürst du es nicht? Der Stein wird wach,
es rinnt durch den Wächter der Gruft, an dem du lehnst. Sieh ihn an! es zuckt in dem Antlitz von Stein.
Alles lebt, alles ist tief verwurzelt, wunderbar angeschlossen an Gott. —
Da wir den Stein gebrochen aus deutschen Felsen, da dienten wir Di r mit unserer Kraft;
Du sandtest die heilige Not, oh Herr, Du hast uns gerafft und gestrafft,
nun fühlen wir Deine Verheißung, oh Herr, und wissen, der Feind wird zu Spott;
nun sprichst Du zu uns durch Klang undGesang und das.Wunder des lebenden Steins,
keiner ist mehr allein, tief eingesenkt sind wir und geborgen im Schoß Deines ewigen Seins.
350

Almendro Catharina von Pommer-Esche
Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.
(Fortsetzung.)
Die Aussicht vom Turm war herrlich. Zu Füßen der Anhöhe lagen einige Felder, die Iuan Müto urbar machen wollte. Sie gehörten Don Adriano. Dann kamen Mandelbaum-Anpflanzungen mit frischem Grün, dann Olivenbäume in silbergetöntem Laub. Das Wohnhaus der Familie Mäto war im arabischen Stil erbaut, mit flachem Dach und weiß getüncht. Eigentlich war es eine Gruppe mehrerer Häuser, was man aber von außen nicht merkte — ganz nach orientalischem Muster. Dahinter breitete sich Wald aus, auch Feigenbäume, die sich in üppige Breite ausdehnten, wie grüne Zelte anzuschauen.
Schon zwei Monate weilte Don Adriano auf der Insel. Seine Ankunft hatte Iuan Mäto doch etwas erschreckt, weniger die offene Erklärung: „Iuan — ich bin ruiniert, du bist reich im Vergleich zu mir. Ich komme, um im Turm zu leben, weiß nicht wie lange, vielleicht für immer."
Iuan Mto lächelte ungläubig. Ruiniert! Das sagten alle großen Herren, und mit dem, was ihnen in ihrem Unglück blieb, würde sich ein Dutzend Armer noch für reich halten! Es war wie mit den Schiffen, die sich der Insel nahten, ehe die Regierung Leuchttürme setzen ließ. Die Insulaner, von einem bösen Trieb beseelt, zündeten Fackeln an, um die Schiffahrer zu täuschen, und wenn das Schiff auch an und für sich verloren ging, so doch nicht für die Insulaner, weil seine Erbeutung viele noch reich machen konnte.
Ein de Mosca arm! Iuan Mäto wollte das Geld nicht nehmen, das ihm Adriano bot. Er würde das Stück Landes, das dem Herrn gehörte, schön anbauen, und sie würden schon die Rechnung begleichen. Und der gute Iuan machte den Turm wohnlich und befahl seinen Kindern, dem Herrn das Essen zu bringen, wenn er nicht Lust habe, mit ihnen an ihrem Tisch zu speisen.
Diese Zeit war für Don Adriano ein ländliches Behagen. Weder schrieb er einen Brief, noch las er eine Zeitung, noch Bücher, außer dem wenigen, das er aus dem Familienarchiv sich mitgenommen. Ein Brief kam vom braven Noce, der nicht sehr orthographisch schreiben konnte. „Dort" war alles beim alten. Der Kapitän schrieb ihm nicht, weil er erzürnt sei, daß er fortgegangen, ohne es ihm zu sagen. Aber er wäre ein guter Freund und beschäftigte sich damit, seine zerrütteten Finanzen einigermaßen zu ordnen. Dafür habe er ein teuflisches Geschick. Er, Noce, würde bald wieder Nachricht geben.

Es verging aber geraume Zeit, ohne daß etwas kam. Was kümmerte es ihn auch? Es waren Nachrichten aus einer Welt, die er verlassen hatte und zu der er nie mehr zurückkehren würde!
Er wußte nicht, was ihm die Zukunft bringen werde. Wozu sich über das verschleierte Bild von Suis den Kopf zerbrechen! Hier war er nun einmal. Hier würde er bleiben und fischen und jagen. Den Gedanken an Städte, an Lurus sagte er gute Nacht!
Er blieb für sich, ohne sich in die Sitten und Gebräuche der Insulaner zu mischen. Er war doch ein Herr unter den Landleuten, ein Fremder. Die Eingeborenen behandelten ihn mit Achtung, aber kühl. Das ganze Leben dieser Leute zog ihn an mit dem Reiz des Außergewöhnlichen. Die kleine Insel, auf sich selbst angewiesen, hatte sich Iahrzehnte hindurch tapfer gegen die Seeräuber verteidigen müssen. Daher die Bauart der Kirchen mit festen Türmen, die gegebenenfalls als Zufluchtsstätten dienten. Dieses beständige Lauern auf die Gefahr machte aus den Insulanern waffengeübte Leute, entwickelte in ihnen einen mutigen Geist. Alte Sitten und Gebräuche waren den Bewohnern in Fleisch und Blut gedrungen. Wenn ein Knabe zum Iüngling heranreifte, rief ihn der Vater feierlich im Beisein der ganzen Familie in den Küchenraum: Ietzt bist du ein Mann, sagte er, und schenkte ihm ein Messer mit scharfer Klinge. Das gab ihm Selbständigkeit, er bedurfte hinfort nicht mehr des Schutzes anderer, sondern trat für sich selber auf. Dann bekam er noch etwas Geld, um sich eine Pistole zu kaufen, wie man sie hier mit großer Kunst anfertigt. Mit diesen Attributen ausgerüstet, gesellte er sich den anderen zu, und es fing auch für ihn das Leben an, mit den Serenaden, den Kirchenfesten des Schutzheiligen und vor allem den berühmten Liebesturnieren, bei denen es galt, um eine Braut zu werben, wo manchmal aber Scherz und Tanz schwere, ernste Folgen hatten. Auf der Insel gab es keine Diebe. Oft blieben die Schlüssel in den Türen während der Abwesenheit der Bewohner stecken. Die Menschen mordeten nicht, um zu rauben. Die Bebauung des Bodens ist ziemlich gleichmäßig verteilt, die Milde des Klimas und die Anspruchslosigkeit des Volkes bringen es mit sich, daß man großmütig denkt und keinen Neid gegen den Mitmenschen empfindet. Nur um der Liebe willen ließen sich die Männer hinreißen zum Morden. Die ländlichen Kavaliere waren leidenschaftlich in ihrer Eifersucht.
Der Bauer, der eine heiratsfähige Tochter hat, empfängt die Iünglinge der Nachbarschaft oder auch von anderen Gegenden der Insel. Der Vater achtet auf die Zahl der Bewerber. Zehn, zwanzig sind es, zuweilen noch mehr. Dann berechnet er die Zeit des festlichen Empfangs und die Minuten, die jeder einzelne mit der Umworbenen reden darf. Bei Anbruch der Nacht ziehen die Iünglinge heran, einige in Gruppen, andere wieder einzeln — mit einer Art

Mundharmonika, der sie wundersam flehende Töne zu entlocken wissen. „El Zumbido" heißt das kleine Instrument. Manche kommen von weit her, wohl drei Stunden Wegs, um fünf Minuten mit einer Maid zu reden. Sie versammeln sich in der Vorhalle, einem Raum, den jedes bessere Haus auf der Insel hat. Unbeweglich starren sie die Iungfrau an. Diese hat den Strohhut mit langen Seidenbändern abgenommen, in dem sie wie eine Hirtin aussieht. Sie trägt ein Festgewand, einen grünen Rock mit vielen sorgsam gebügelten Falten. Darunter zahlreiche andere Röcke, welche es traumhaft erscheinen lassen, daß darunter ein weiblicher Körper steckt. Wunderschöne silberne Filigranknüpfe zieren die Taille, welche eng die Büste umschließt. Eine dreimal um den Hals gewundene goldene Kette gehört zur Nationaltracht. Dann beginnt einer nach dem anderen mit der Maid eine bestimmte Zahl von Minuten zu reden. Wenn einer, angeregt durch die Unterhaltung, die gegebene Frist überschreitet, geben die anderen Zeichen durch bedeutsame Blicke. Wenn er trotzdem bleibt, so nimmt einer der Stärkeren ihn am Arm und bringt ihn bei Seite, damit der Nächste sein Recht erhält. Zuweilen, wenn ihrer viele sind und die Zeit drängt, spricht die Maid wohl auch mit zweien gleichzeitig, dabei nimmt sie sich wohl in acht, einem von beiden einen Vorzug zu geben. So setzt sich diese Brautschau fort, bis die Maid ihre Vorliebe für einen Iüngling bekennt, ohne Rücksicht auf den Willen der Eltern. In diesem kurzen Frühling ihres Lebens ist das Weib Königin. Nach der Heirat, wenn nicht immer, so doch oft, tritt die Prosa nüchtern in ihr Leben. Die verschmähten Bewerber ziehen sich zurück, wenn sie nicht besonders verliebt waren, und tragen ihr Hofieren an einen anderen Ort. Hat einer aber stark Feuer gefangen, so pflegt er dem Erwählten recht gefährlich zu werden, geht ihm oft auf geheime Weise nach. Dann gibt eS Messerstiche und Schüsse — die Pistole ist überhaupt wie eine zweite Stimme dieser Insulaner. Auf manchem sonntäglichen Tanzvergnügen werden Schüsse abgefeuert, als Ausdruck hoher Begeisterung.

Don Adriano lebte still für sich, sah die Gebräuche von fern an. Spanien, dessen Fahne Sonntags von allen größeren Häusern wehte, weiß kaum etwas von dieser Insel im blauen Mittelmeer, einem edeln Steinchen in seiner Krone. Don Adriano in seinem neuen Leben war so zumute, wie jemand, der einen bequemen Platz einnimmt, von dem aus er ein interessantes Schauspiel bettachten kann. Er wollte es von weitem besehen, aber allmählich hielten die Eindrücke doch Einzug in seinem Innern. Er hatte keine Feinde, dennoch nahm er auf seinen Spaziergängen durch die Insel, wenn er nicht sein Gewehr über die Schulter hängte, einen Revolver mit, obwohl er ja überflüssig war. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit im Turm trug er seinen städtischen Anzug, aber mit der Zeit nahm er ebenfalls die Tracht der Insulaner an. Auf der Iagd trug er lieber blaue Iacke und weites Beinkleid, und beim Fischen zog er jene Sandalen an, wie der alte Calamaro, doch blieb er immer der vornehme

Adriano de Mos«, mochte er anziehen, was er wollte. Ein großer, des Landes üblicher Hut vollendete die Tracht.
Iuan Mätos Tochter freute sich an der Erscheinung des neuen Insulaners. Es war reizend anzusehen, wie sie mit dem Korb am Arm aus dem Haus schritt. Sie kam in Begleitung ihres Bruders Esteban, eines frischen, frohen Iünglings, den die Eltern in die Stadt auf das Seminar schicken wollten. Er sollte die geistliche Laufbahn ergreifen und Priester werden.

II.

„Guten Tag!" rief Esteban, indem er eine Ecke des Tisches mit dem Tischtuch bedeckte, zwei dampfende Schüsseln nebst Tellern hinstellte und eine Flasche mit rubinrotem Wein. Dann setzte er sich mit verschränkten Beinen, wie ein Türke, auf den Fußboden. Da saß er nun ganz still und schaute Don Adriano mit schelmisch, aber doch treuherzig blickenden Augen an.
„Du warst also nicht in der Stadt, um Priester zu werden?" fragte Don Adriano, während er den Angriff auf die Speisen unternahm. Der Iüngling nickte.
„Doch, mein Vater hat mich einem Professor des Seminars anvertraut. Weiß der Herr, wo das liegt?"
Der Bauernsohn sprach davon wie von einem Ort der Qual, keine Frei» heit, das Leben wäre dort wie in einem Gefängnis.
Don Adriano entsann sich seines Besuches in der hoch gelegenen Stadt der königlichen Festung, einer toten Stadt, getrennt von der Marina durch eine starke Mauer aus der Zeit Philipps II., in Sandstein gebaut, überschattet mit grünen Kaperngesträuchen. Römische Statuen ohne Köpfe schmückten drei bogenförmige Portale, die Stadt und Vorstadt verbinden. Weiterhin schlängelten sich enge Gassen bis hinauf an die Höhe, wo Dom und Schloß stehen. Das Steinpflaster war dort aus gebranntem Ton. Alte Wappen schmückten einzelne Häuser. Hier herrscht meistens eine Friedhofsstille, nur durch das ferne Geräusch der Meeresbrandung und das Gesumme der Fliegen unterbrochen. Abends hört man die Schritte in diesen altmaurischen Straßen. Fenster werden geöffnet in Erwartung auf etwas Besonderes, einige Soldaten, die langsam zur Festung steigen, dann Priester, vom Chor kommend. In einer dieser Straßen hatte Don Adriano das Seminar gesehen, ein großes Gebäude mit weißem Anstrich, die Fenster mit eisernen Gittern. Als der muntere Esteban daran dachte, scywand der fröhliche Ausdruck seines Gesichtes. Was hatte er dort für einen Monat zugebracht!
„Der Lehrer nutzte die Ferienzeit aus, um mir alles mögliche einzupfropfen, mich in den Reichtum und die Schönheiten der lateinischen Sprache einzuführen. Ich sollte ein Ausbund von Gelehrsamkeit werden. Gegenüber

nur die Wand, blendend weiß, dann die langweiligen Spaziergänge an dem toten Hafen." Dann hatte es auf ihn Schläge gehagelt — auf ihn, den Sohn der Freiheit. Ia, wenn's nicht ein Priester wäre, dann hätte er sich gerächt. So war er entflohen, die ungeheure Entfernung bis zum Vater zu Fuß zurücklegend. Vorher übte er aber noch eines Schülers Rache aus. Einige der Lieblingsbücher hatte er zerrissen, das Tintenfaß auf den Tisch geschüttet, an die Wände unpassende Sprüche gemalt. Die Nacht daheim war reich an Erschütterungen. Der Vater hatte eine blinde Wut und schoß mit Schrot auf ihn, aber Esteban hatte nicht gezuckt, es war ja der Vater, der ihn strafte, der hatte den Sohn doch lieb, das wußte er, nur das Unglück, ihn zwingen zu wollen, und das gelänge doch nie. Entsetzt war er nur darüber, daß der Vater ihn ein zweites Mal auf das Seminar schicken wollte, doch er würde nicht hingehen, da möchte er lieber entfliehen und mit den wilden Ziegen leben!

Iuan M^to hatte für seiner Kinder Zukunft bestimmt, daß die Tochter einen Bauern heiraten solle, und dem Schwiegersohn würden Land und Haus zufallen. Esteban sollte Priester werden, was eine Ehre und gesellschaftliche Erhöhung für die Familie bedeutete.

Don Adriano lächelte, als er diesen Aufruhr Estebans gegen das ihm vom Vater bestimmte Geschick hörte. Auf der ganzen Insel gab es nur diesen einen Hort der Wissenschaft, das Seminar, und die Bauern, Fischer, Bootsbesitzer, die ihren Söhnen etwas Höheres wünschten, brachten sie dorthin. Ach, die 'Priester Formenteras! Viele von ihnen hatten in der Zeit der Studien teilgenommen an den Brautwerbungen. Als den Söhnen dieses markigen Volkes blieb ihnen auch im Priestergewand die echte Männlichkeit. Sie waren nicht unreligiös, die Schlichtheit ihres Daseins führte sie kaum irre — aber fromm waren sie auch nicht, sie liebten das Leben und scheuten nicht die Gefahren. Diejenigen unter ihnen, die in Spanien blieben, wurden oft in den Regimentern Priester, andere, mit mehr Unternehmungsgeist, schifften sich bald ein nach Amerika, wo es Republiken gibt mit wahrhaft aristokratischem Katholizismus, das Eldorado der spanischen Priester. Von dort schickten sie ihren Familien viel Geld und kauften Landstriche, die sie zur Ehre Gottes bebauten, da der Herr des Himmels dort in der neuen Welt besser für sie sorgte als in der alten. Gab es doch in Chile und Peru, auch in Argentinien gute fromme, reiche Damen, die für eine Messe hundert Pesos zahlten. Da saß man denn oft am häuslichen Herd und plauderte von alldem; trotzdem ereignete es sich, daß einer, von Heimweh erfaßt, nach einiger Zeit seine Insel wieder aufsuchte mit der Absicht, dort weiter zu vegetieren. Aber der Teufel des modernen Lebens hatte doch ins Herz gebissen, man dachte an die jungen blühenden Städte der neuen Welt, und endlich verschenkte oder verkaufte man den heimatlichen Besitz und schwamm über den großen Teich, um nie mehr zurückzukehren.

Iuan M5to war entrüstet über den Widerstand seines Sohnes, der durchaus

Bauer bleiben wollte. Er erzählte von den Söhnen seiner Freunde, die nach Amerika als Priester gegangen waren. Es sei Torheit, sein eigenes Glück von sich zu stoßen. Vorigen Abend, in einem besonnenen Augenblick, hatte Esteban erklärt: Unter einer Bedingung würde er Priester werden. Wenn er vorher gründlich seine Jugend genießen, mit den anderen Iünglingen zu den CortejoS gehen, eine Braut haben und vor allem ein schönes, besonders prächtiges Messer im Gürtel führen dürfe: des Großvaters Messer. Wenn er das bekäme, würde er auch Priester werden. Bei der Erinnerung an diese ehrwürdige Waffe leuchteten seine Augen und er beschrieb dieses Prachtstück Don Adriano, es war vom besten Stahl aus Toledo, mit scharfem Schliff. Im Griff war ein Hidalgo, ein Ritter, eingraviert. Das Messer war so scharf, daß es alles durchbohrte, sogar Münzen. Der Großvater wäre ein famoser Mann gewesen.

Nun wandte sich Esteban an Don Adriano mit der Bitte um dessen Fürsprache wegen des Messers. Ia, dann würde er es erhalten — das Ziel seiner Sehnsucht. Don Adriano nahm die Bitte mit gutmütigem Lächeln auf.

„Du wirst das Messer erhalten, lieber Esteban. Und falls dein Vater es dir etwa nicht geben will, so werde ich dir in der Stadt ein schönes kaufen."

Diese Gewißheit entzückte den Iüngling. Er mußte seine Waffe haben, um sich vor den anderen sehen lassen zu können. Sein Haus würde besucht werden von den besten jungen Leuten der Insel. Seine Schwester war schon eine mannbare Iungfrau. Der Vater war bereits gebeten worden, Tag und Swnde für die Brautwerber zu bestimmen.

„Ah," fragte Adriano bestürzt, „Almendro hat Bewerber?"

Was er sonst auf der Insel in anderen Häusern gesehen, schien ihm in diesem Fall so gar nicht zu passen. Er hatte vergessen, daß die Tochter Iuan Mätos ja in heiratsfähigem Alter stand. Aber konnte diese zarte Blume den kräftigen Bauernsöhnen der Insel gefallen? Sie schien ihm aus anderem Stoffe geformt. In seinem Innern sah er Almendro plötzlich verändert, es tat ihm weh — es war ihm selbst unerklärlich, warum.

„Und wieviele Iünglinge werden es denn sein?"

Noch wußte man es nicht mit Gewißheit, aber doch mindestens dreißig. Das werde eine Brautschau, von der die ganze Insel reden müsse. Wie seine Schwester, so gäbe es nicht viele auf der Insel, schön, heiter, mit einem guten Bissen Brot, denn der Vater sprach es zu allen offen aus, daß er nach seinem Tode den Landsitz dem Schwiegersohn hinterließe. Der Sohn würde als Priester nach der neuen Welt gehen. Er strahlte bei dem Gedanken, daß zweimal wöchentlich dieses Liebeswerben um Almendro stattfinden sollte. Da würden die Besten Formenteras hinkommen, sogar aus Sankt Ioseph, dem Ort der tapfern, gefürchteten Männer, wo man sich nicht aus den Häusern wagte, wenn es dunkelte, wo einem hinter jedem Baum aufgelauert wurde, abwartend, ob sich nicht Gelegenheit böte, irgend welche Beleidigung zu rächen, die vielleicht schon

vor Iahren geschehen war. Esteban freute sich auf die Bekanntschaft mit tapfern stolzen jungen Leuten. Alle würden ihn entgegenkommend behandeln, als den Bruder der begehrten Braut. Da war einer, von dem alle Welt voll Staunen war. Er hieß Hierro und war von Beruf Waffenschmied. Sehr geschickt fertigte er die schönsten Pistolen an. Vom Festlande schickte man ihm alte, verrostete Kanonen, er brachte sie in Ordnung, schuf ganz seiner Eingebung entsprossene leistungsfähige Geschütze daraus. Dann war er berühmt wegen seiner unüberwindlichen Kraft und Meisterschaft im Schießen. Vor drei Iahren hatte er sich nach dem Mutterlande Spanien eingeschifft, wo er seine Meisterschaft im Schmiedefach verwertete. Man wollte ihn nicht mehr aus Bilbao, der Stadt des Eisens, der eisernen Brücken fortlassen, da wußte man den Formentenser Hierro zu schätzen, denn er machte seinem Namen (Eisen) alle Ehre. Aber die Liebe zur Heimat zog ihn zurück, wie Insel- und Bergbewohner am leichtesten Heimweh bekommen. Hierro wollte außerdem auch nur eine Maid Formenteras freien. Er hatte zwar ein wenig die Sitten eines feinen Herrn angenommen, aber bald kam das Urwüchsige wieder zum Vorschein. Bei seiner Landung hatte man ihn wie einen Helden empfangen. Esteban empfand eine unbegrenzte Bewunderung für diesen Landsmann. Zwar so groß und stattlich sei seine äußere Erscheinung nicht, wie die des Don Adriano, der Hierro würde ihm kaum bis ans Ohr reichen, doch elastisch wäre er, niemand käme ihm gleich im Tanzen. Von seinem langen Aufenthalt in Bilbao hatte er eine bleichere Gesichtsfarbe mitgebracht, aber schon hatten die Meeresluft jund die südliche Sonne ihm die gebräunte Naturfarbe wiedergegeben. Er lebte in den Bergen, in einem Hause bei den Pinienwaldungen. Er mochte sich hier nun wohl in seiner großen Kunstfertigkeit etwas beschränkt fühlen, aber dafür war er wieder in der Heimat. Esteban wünschte fast, daß seine Schwester dem Hierro den Vorzug gäbe.

„Es könnte sein, daß Almendro ihn liebt — und dann würde der Hierro mir eine seiner prächtigen Pistolen schenken. Und was denken Sie dazu, Don Adriano?"

Er sprach so, als wäre der Hierro schon sein Schwager.

Bisher war Almendros Herz noch nicht vergeben. Aber vielleicht würde es doch der Hierro! Esteban lachte wie ein kleiner Wilder, indem er sich das ausmalte. Er liebte und bewunderte Almendro. Sie war es eigentlich, die alle im Hause leitete. Alle gehorchten ihr. Selbst der Vater pflegte mancherlei mit der Tochter zu beraten. Selbst er, der des Vaters Hartnäckigkeit geerbt hatte, wurde sogleich sanft, wenn die Schwester mit freundlichem Lächeln eine Bemerkung machte.

„ O, wenn der Herr wüßte, wie klug meine Schwester ist, und eine so sanfte liebe Taube dabei. Kennt der Herr vielleicht den Voz, einen kränklichen Iung» ling, der nichts weiter tut, als im Schatten der Bäume zu liegen und zu singen und zu dichten? Er ist ein Schwächling, trotzdem macht er auch Iagd auf

Almendro, ihn als Schwager annehmen, nein, niemals. Ich kann nur zu einem Helden in Verwandtschaft treten. Aber man muß gerecht sein und erkennen, daß Voz ein großes Talent ist, daß er nicht seinesgleichen auf der Insel hat, und er ist ein Künstler. Meine Schwester, die wunderschön singt, pflegt ihm auf seine Dichtungen zu erwidern, indem sie über die Eitelkeit und den Egoismus der Männer herfährt."

Da tönte plötzlich eine klare Stimme in der Dämmerstunde „Esteban".

Mit einem Ruck war er aufgesprungen. Die Schwester rief ihn. Der Vater verlangte nach ihm, er solle bei einer Arbeit mithelfen. Don Adriano aber faßte ihn am Arm.

„Laß sie nur kommen," sagte er lächelnd, „spiel' doch den Schwerhörigen."

Esteban lächelte befriedigt und benutzte die Gelegenheit, nochmals zu bitten:

„Nicht wahr, der gnädige Herr wird nicht vergessen, für mich um das Messer zu bitten."

„Ia, du wirst es bekommen, und gibt es dir dein Vater nicht, so werde ich die ganze Insel durchsuchen nach dem allerschönsten Messer für dich."

Da rieb sich Esteban fröhlich die Hände.

„Es wird ein Zeichen dessen sein, daß du nun auch Mann bist," setzte Adriano hinzu, „weiter nichts, ein Schmuck, ein Talisman soll's sein."

Indessen verdüsterten sich seine Blicke im Zweifel. Ein Schmuckstück — aber wenn jemand ihn beleidigte — was könne ein Mann dann anderes tun? —

„Esteban!" tönte die helle Stimme mehrmals. Don Adriano hoffte, sie noch näher zu hören und das Haupt Almendros auftauchen zu sehen. Er wartete lange, bis ein leises Zittern der Ungeduld hörbar wurde. Don Adriano ging zur Tür und sah das Mädchen am Fußende der Leiter mit aufgerafftem Kleide und großem Strohhut stehen. Unter diesem, der sich wie ein Glorienschein ausnahm, hob sich das rosenfarbige liebliche Gesicht ab, in dem zwei schwarze sanfte Augen leuchteten.

„Seid gegrüßt, Almendro, Senorita."

Als sie diesen freundlichen Zuruf hörte, färbten sich ihre Wangen noch einen Ton rosiger, wie die wirklichen Mandelblüten. Sie hatte die Blicke gesenkt und spielte verlegen mit dem Zipfel ihrer Schürze, beschämt wie eine Maid, die sich der Bedeutung ihrer Weiblichkeit dem andern Geschlecht gegenüber bewußt ist und die erste Liebeserklärung hört.

III.

Am folgenden Sonntag begab sich Don Adriano in die Stadt. Der gute alte Calamaro mußte in der Kirche mitsingen. Am Ruhetag des Herrn wurde nicht gefischt. Aus Mangel an Beschäftigung unternahm Don Adriano zum ersten Mal diese Wanderung. Eine afrikanische Sonne tauchte die Landschaft in

ihr Licht. Im Schatten der Feigenbäume lasteten die Früchte auf den Zweigen, sie lockten zum Genuß; halb geöffnet, zum Aufbrechen reif — lächelten sie dem Wanderer entgegen, als wollten sie einladen, sich doch hier an der reichen Fülle zu erlaben.
Im ernsten Laub der Ölbäume tauchten heitere Frauengestalten auf, die sich ebenfalls zur Stadt begaben. Voran gingen die jungen Mädchen in Sonntagskleidung, neben ihnen die Bewerber, in einer gewissen Feierstimmung. Den Schluß bildeten die Eltern, viele von ihnen vor der Zeit durch schwere Arbeit gealtert. Als Don Adriano die Stadt erreichte, wandte er sich zur Kirche und begab sich unter die Arkaden daselbst. Hier hatte er einen schönen Standort, um alle Ankommenden betrachten zu können. Die Kirche glich einer Moschee, aber auch einer Festung. Der alte Turm trug noch Zinnen, die alte Glocke war dereinst bei einem Überfall geraubt worden. Wer weiß, vielleicht war sie zu Kanonen eingeschmolzen. Djese Kirche, wo die Leute der Umgegend in das Leben traten bei der Taufe und daraus schieden bei der Totenmesse, war während vieler Iahrhunderte der Zufluchtsort in Zeiten der Not gewesen. Wenn irgend ein feindliches Schiff in Sicht war, flüchteten die Familien mit Kind und Kegel in die Kirche, die Männer mit ihren Gewehren, die Frauen mit Ziegen und Eseln, auch mit Körben voller Hühner. Das Gotteshaus diente dann zur Aufbewahrung von Hab und Gut der Gläubigen. Der Priester betete mit den Frauen in einem Winkel der Kirche, unterbrochen von Kindergeschrei, während die Männer vom Turm spähten, ob sich die Raubschiffe entfernten. Wenn die weg waren, zog jeder wieder in sein Quartier.
Don Adriano blieb unter den Arkaden und freute sich des heiteren Bildes der Kirchgänger, während die neue Glocke ting — tong — tang — tim schlug. Don Adriano, der Aristokrat, mochte die braven Leute im einzelnen recht gern, aber hier in der Masse — nein, das war ihm doch zu viel, da kam das blaue Blut der Moscas zum Vorschein. Er blieb in einiger Entfernung. Ieden Sonntag aber wallfahrtete er hierher und nahm als stiller Zuschauer seinen Platz unter den Arkaden ein. Die Einsamkeit im Turm, durch Fischen und Iagen gewürzt, machte es ihm doch zum Bedürfnis, Menschen zu sehen. Er bedauerte, daß er nicht malte. Hier hätte er prachtvolle Menschentypen aufnehmen können. Die Vorübergehenden grüßten ihn mit etwas erstaunten Gesichtern. Warum er nur nicht in die Kirche zur Messe ging? Alle Leute in der Umgegend kannten ihn. Sie waren höflich und erkannten des Fremden freundliche Art wohl an, aber sie konnten es sich nicht erklären, warum sich ein so vornehmer Herr in dem einsamen Turm niederlasse. Don Adriano rauchte am Eingang der Kirche, einige Tauben versammelten sich über den Arkaden und girrten sich munter ihre Liebe zu. Verschiedene Zigarrenreste lagen schon auf der Erde, als im Innern der Kirche ein hörbares Gemurmel ertönte, wie aus tausend Kehlen, dann Schritte, ein gegenseitiges Begrüßen, Rücken von den Stühlen, und dann

wurde die Tür aufgestoßen. Zuerst kamen die Frauen, worunter manch hübsches Gesicht war. Es folgten die Männer; die älteren zogen aus dem Gürtel eine selbstgefertigte einfache Pfeife und füllten sie mit Tabak, der auf der Insel wächst. Die Iünglinge entfernten sich und nahmen eine stolze Haltung an, als die Iungfrauen an ihnen vorüberzogen. Als die geliebten Mädchen vorbei kamen, setzten sie ernste Mienen auf, betrachteten sie aber zu gleicher Zeit verstohlen. Allmählich zerstreute sich die Menschenmasse. Guten Tag! klang es hüben und drüben. Viele würden sich vor dem nächsten Sonntag nicht wiedersehen. Nach allen vier Himmelsrichtungen verteilten sich die Leute. Manche gingen langsam, andere trugen eine süße Last unter wogenden Röcken, junge Mädchen gingen verschämten Blickes hinterdrein, wohl an die eigene Zukunft denkend. Andere waren noch in der Kirche zurückgeblieben. Don Adriano sah einige, in tiefes Schwarz gekleidete Frauen, dann alte Bauern, die ihre Köpfe trotz der glühenden Hitze in Kapuzen gehüllt hatten, aber es war alte Sitte. Iene hatten Trauer um einen Bauer ihrer Familie, der vor wenigen Tagen gestorben. Sie waren nun zur Messe gekommen und zeigten ihren Schmerz mit einer Art afrikanischer Wildheit. Sie weinten, und bei der gegenseitigen Begrüßung brachen sie in lautes Stöhnen aus. Nicht als ob das alles reine Äußerlichkeit gewesen wäre — ach nein, das dachte Don Adriano nicht, aber ein kleines Teil Komödie war dabei. Da tat ein Mann den gütigen Machtspruch inmitten der Ausbrüche des Schmerzes. Es war Iuan M5to, ein entfernter Verwandter des Verstorbenen. Er meinte, nun sei's genug des Klagens, Gott würde sie trösten. Ieder ziehe nun seines Weges, neu gestärkt für die Arbeit der Woche. Indessen die Leidtragenden seufzten noch immer, sie küßten einander, schüttelten sich die Hände, als ob sie sich nie wiedersehen würden.

Gruppenweise wanderten dann die Leute fort, einige die steilen Berge hinan, andere der Küste entlang oder in die großen Pinienwaldungen.

Der Rückweg zum Heim Iuan M5tos verlief in einförmiger Stimmung.

Von Zeit zu Zeit warf er den Eidechsen Steinchen nach und pfiff ein Liedchen vor sich hin.

Almendro ging neben ihrer Mutter, still und etwas zerstreut. Sie gab sich keine Rechenschaft davon, daß daneben Don Adriano, „der Herr des Turmes", wanderte.

Iuan Mto richtete das Wort an Don Adriano: „O, der Tod ist doch eine häßliche Sache! Und dieses garstige Gerippe des Sensenmannes kommt unangemeldet! Don Adriano, das ist und bleibt ein Elend!"

„Ia, allerdings, mein Guter, bedenkt aber," setzte er lächelnd hinzu, „daß nur durch Evas Apfel im Paradies der Sensenmann solche Gewalt erhielt, mit der Sünde erhielt jener auch die unheimliche Macht."

„O, Don Adriano, das habe ich nie verstehen können. Denn wir anderen nach Eva können doch nichts für das Genießen jenes verbotenen

Apfels. Ich meine immer in meinem Bauernverstande, daß der liebe Gott, der doch allmächtig ist, dem Klapperbeinmann den Zutritt zu uns Menschen verbieten könnte!"
Don Adriano lächelte, sagte ihm mit etwas Ironie: „Nun, mein Lieber, das laßt Euch von Eurem Priester erklären, ich kann Euch nichts anderes sagen."
Don Adriano speiste heute bei der Familie Mito. Das Mittagmahl begann «twas trübselig nach der Unterhaltung. Allmählich aber, beim Reis ^ 1a Valen-cianÄ kam bessere Stimmung. Esteban sprach vom Tanz am Abend, ganz sein Seminaristenleben vergessend. Almendro aber dachte an die Micke des Voz und Hierro, die sie auf sich ruhen gefühlt, als sie zur Messe ging. Die Mutter seufzte. Ach, heilige Iungfrau! Mehr hatte sie nicht gesagt, diesen Ausruf nur mit ihren Gedanken von Freude und Leid begleitend. Iuan Mäto sprach dem Wein tüchtig zu, und sein Gesicht färbte sich bald zu fröhlicher Röte. —
Don Adriano ging zum Turm, der einsame Bewohner streckte sich auf sein Ruhelager. Welch ödes Dasein an den Sonntagen! Wo nur bleiben? Wohin gehen? In seinem festen Vorsatz, das Martyrium der leeren Zeit zu überwinden, schlief er ein und erwachte erst, als die Sonne in goldenem Glanz über dem blauen Meer unterging.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
u

Politische Rundschau.

Von Dr. iur. E. Reichenheim.

Der Goldbestand derReichsbank.

I.

In der vorigen Nummer von „Nord und Süd" hatte ich den Entwurf eines Gesetzes zur Hebung des Goldbestandes der Reichsbank veröffentlicht, dem der Gedanke zu Grunde lag, eine Pflicht zur Angabe bezw. zur Ablieferung der noch in Privatbesitz befindlichen Goldmengen, die ich im Gegensatz zu manchen anderen Stellen noch auf über,2 Milliarden schätze, gesetzlich zu statuieren.

Die Verwirklichung dieses Vorschlages ist, wie mitgeteilt werden kann, seitens der Reichsregierung aus Gründen, die im einzelnen hier darzulegen nicht angebracht erscheint, nicht in Aussicht genommen.

Aufgabe der folgenden Bettachtung nun ist es, eine möglichst umfassende Darstellung dessen zu geben, was zur Erreichung der Hebung des Goldbestandes der Reichsbank bisher von den verschiedensten Seiten veranlaßt worden ist.

Läßt man den Blick über die Fülle der Arbeit schweifen, die zu diesem Zweck von privater Seite zunächst geleistet wurde, so muß an erster Stelle mit besonderer Anerkennung gedacht werden der verständnisvollen Hilfe der Presse, die in der umfassendsten Weise von Anfang an bemüht war, über die Wichtigkeit der Hebung des Goldbestandes der Reichsbank aufklärend und belehrend in den weitesten Kreisen des Volkes zu wirken.

Vielfach angeregt durch die Presse sind dann aus freier Entschließung im ganzen Lande zahlreiche Privatleute in den Dienst der nationalen Sache getreten und haben in aufopfernder Weise, häufig von Tür zu Tür, von Haus zu Haus wandernd, Goldstücke eingesammelt, um sie der Reichsbank zuzuführen.

Ganz besondere Erfolge hatte dabei ein Privatmann, der auf den lustigen Einfall kam, in einzelnen Provinzblättern bekannt zu machen, daß die Reichsbank eine Umprägung der bei ihr

abgelieferten Goldstücke in Aussicht genommen habe. Diese sollten „zur Belohnung" mit einem Lorbeerkranz versehen werden, während alle anderen im Publikum zurückbehaltenen und demgemäß nicht umgeprägten Goldstücke „zur Strafe" im Werte herabgesetzt werden sollten.
Diese Ankündigung, die in den weitesten Kreisen durchaus ernst genommen wurde, hatte an manchen Orten, besonders auf dem Lande, eine geradezu ungeheure Wirkung, und es ist daher nur zu hoffen, daß nach einiger Zeit dieselbe Ankündigung von der großen Berliner Presse — möglichst gleichzeitig und nach vorheriger Verabredung — noch einmal gebracht

wird, damit ihre segensreiche Wirkung sich auf das ganze Land erstrecken möge!
Und wenn auch die großzügige Verwirklichung der von anderer Seite stammenden Anregung: der mit so viel Erfolg veranstalteten „Reichswollwoche" demnächst auch eine „Reichsgoldwoche" folgen zu lassen, dem Organisationsgenie des Reichsbankpräsidenten noch vorbehalten geblieben ist, so haben dafür doch wenigstens im Kleinen einige — Kinos diesen Gedanken bereits durch Gewährung von Freikarten für jedes an ihren Kassen eingezahlte Goldstück für die Dauer einer Woche in die Praris umgesetzt. Einen der größten Erfolge hatte dabei ein Kino in Karlsruhe, das innerhalb von 3 Tagen 13 000 Mark in Gold an die Reichsbank abführen konnte, während das „Marmorhaus" in Berlin, innerhalb von 7 Tagen 44 150 Mark, die V. ^-Lichtspiele seit dem 9. Februar sogar weit über 100 000 Mark in Gold an die Reichsbank abliefern Auch sonst sind vielfach auf dem Lande seitens einzelner Patrioten, durch das Versprechen der unentgeltlichen Gewährung von K-Mehl oder K-Brot für jedes abgelieferte Goldstück, ungeahnte Mengen Goldes — wie mit der Wünschelrute — hervorgezaubert worden.
Daß auch die militärischen Stellen, die ja bekanntlich an Alles denken, im Rahmen ihrer Wirkungsmöglichkeit den Goldbestand der Reichsbank zu heben bestrebt sind, dafür zum Beweise die folgenden Mitteilungen von militärischer Seite:
„Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse bei der gegenwärtigen Truppenausbildung beschränkte sich der Weihnachtsurlaub im Bereiche des 9. Armeekorps bei den Stammtruppenteilen, wie Aberall, auf die Feiertage. Den Urlaubern wurde jedoch eine kurze Verlängerung der Urlaubszeit zugebilligt, wenn sie bei ihrer Rückkehr von Hause Goldmünzen zum Eintausch gegen Scheine mitbrächten; für ein Zehnmarkstück verlängerte sich der Urlaub bis 12 Uhr nachts des letzten Tages, während für 20 Mark Gold und mehr ein voller Urlaubstag mehr bewilligt wurde. Die Erfolge dieser Maßnahmen waren stellenweise, wie z. B. in Schwerin i. M., ausgezeichnet,

wodurch von neuem der Beweis erbracht wurde, daß auch in den minderbemittelten Familien auf dem Lande und in den kleinen Orten noch Goldbestände zwecklos zurückbehalten werden."
Ähnlich günstige Resultate sind bei gleichem Vorgehen von den verschiedensten Orten gemeldet worden. So wurden z. B. von den Beurlaubten der 4. Verwundeten-Kompagnie des Ersatzbataillons des Infanterieregiments 26 innerhalb von 2 Wochen 74 000 Mark in Gold zusammengebracht und in dem kleinen Güstrow gelang es den dort einquartierten Landstürmern innerhalb weniger Tage 40 000 Mark in Gold zu sammeln. Einen schönen Erfolg erzielte auch der Kommandant des Kriegsgefangenenlagers bei Münster, der innerhalb von 2 Wochen 53 000 Mark in Gold bei dem Bewachungskommando umwechseln lassen konnte. — Besonders zahlreich sind natürlich die Anregungen, die von amtlichen Zentralstellen ausgegangen sind, wobei in erster Linie zu erwähnen ist der sehr dankenswerte Erlaß, in dem der Preußische Kultusminister die Lehrer anwies, durch Belehrung der Bevölkerung dazu beizutragen, daß „die unnützen im Schranke zurückgehaltenen Goldstücke der Reichsbank zur weiteren Stärkung ihres Goldvorrates zugeführt werden sollten"; ein Erlaß, der im Interesse der Sache hoffentlich seitens des Ministeriums alle paar Monate von Neuem in Erinnerung gebracht werden wird.
Die überraschend großen Erfolge,

die die von einzelnen Schulleitern in ihren Anstalten veranstalteten Sammlungen gezeitigt haben — so brachten die Schülerinnen der im „Osten" Berlins, in der Litauerstraße gelegenen 235. „Volksschule" z.B. in 2Wochen 5500 (!) Mark, das Königl. Wilhelmsgymnasium zu Berlin innerhalb derselben Zeit rund 20 000 Mark und die „Goldjungen" der Oberrealschule in Gummersbach (Rheinland) sogar über 110 000 Mark (!) auf, — lassen es darüber hinaus erwünscht erscheinen, seitens des Ministeriums an sämtlichen Schulen im Bereiche der Monarchie die planmäßige Veranstaltung derartiger Sammlungen alsbald ganz allgemein anzuordnen. Hierbei könnte der Sammeleifer der Iugend durch das Versprechen des Erlasses der häuslichen Arbeiten oder gar des Ausfalles :iner oder mehrerer Stunden bei besonders günstigen Resultaten, nach den oben gegebenen Stichproben geradezu Wunder wirken! —

Daß weiterhin auch die Banken durch Einwirkung auf das Publikum und in sonst geeignet erscheinender Weise ständig bemüht bleiben, den Goldbestand der Reichsbank zu heben, wird man als selbstverständlich voraussetzen dürfen; hierbei kann als besonders erfreulich hervorgehoben werden, daß seitens einzelner Sparkassen sogar besondere Sparprämien für die Einzahlung von Goldgeld ausgesetzt worden sind. So zahlt zum Beispiel die Kreis-Sparkasse in Preußisch-Holland für Spareinlagen, die in Gold eingeliefert werden, eine Prämie von 10 Pfg. für je 10 Mark, wobei die Prämie bei jeder Einlieferung sofort ausgezahlt wird, auch bei den Annahmestellen; ein Vorgehen, das ich im vaterländischen Interesse allen Banken und Sparkassen in ganz Deutschland, insonderheit aber den Großbanken, zur alsbaldigen Nachahmung auf das Wärmste von dieser Stelle aus anempfehlen möchte, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die Verwirklichung dieser Anregung hunderte von Millionen Goldes aue dem ganzen Lande den Banken und Sparkassen mit einem Schlage zuströmen würden, vor allem aber der Inhalt der bisher verschlossenen, noch ungezählte Summen Goldes bergenden Safes endlich ans Licht kommen würde. Demselben Ziele dient weiter ein

Beschluß, den die „Vereinigung der Berliner Banken und Bankiers" gefaßt hat, dahingehend, daß verschlossene Pakete zur Aufbewahrung oder Einlegung in Schrankfächer in Zukunft nicht mehr angenommen werden dürfen, wenn der Deponent auf Aufforderung den Inhalt vorzuzeigen sich weigert; sind in den Paketen Goldmünzen enthalten, so ist die Aufbewahrung abzulehnen, desgleichen sind Inhaber von Safes, die verschlossene Gegenstände einlegen wollen, zu überwachen, damit sie nicht unbemerkt Gold deponieren können. Auch hier möchte ich im vaterländischen Interesse dem ernsten Wunsche Ausdruck geben, daß sämtliche Banken und Sparkassen im ganzen Reiche von jetzt ab in der Praris sich genau im Rahmen der vorliegenden Beschlüsse der Berliner Banken und Bankiers halten mögen.

II.

Vor allem aber dienen der Stärkung des Goldvorrates der Reichsbank zahlreiche Bestimmungen einer bis ins kleinste aufs schärfste durchdachten .Kriegsgesetzgebung, deren größten Teil bereits in Friedenszeiten vorbereitet und ebenso wie das gesamte Wirtschaftsleben selbst, für den von ihm vorausgesehenen Krieg planmäßig im Stillen organisiert zu haben, das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst des Reichsbankpräsidenten Havenstein ist.

Von diesen Kriegsgesetzen seien die wichtigsten im Folgenden kurz zusammengestellt:

1. Für Silber-, Nickel- und Kupfermünzen kann der Staat bis auf weiteres statt Goldmünzen Reichskassenscheine und Reichsbanknoten verabfolgen (Gesetz v. 4. Aug. 1914, RGBl. S. 325);
2. Reichskassenscheine sind bis auf weiteres gesetzliches Zahlungsmittel. Die Reichshauptkasse ist zu ihrer und die Reichsbank ist zur Einlösung der Banknoten jetzt nicht verpflichtet (Gesetz v. 4. August 1914, RGBl. S. 347);
3. die indirekte Kontingentierung der Notenausgabe durch Banknotensteuer fällt einstweilen fort (8 1 Gesetz v. 4. August 1914, RGBl. S. 327); 4. eine vor dem 31. Iuli 1914 vereinbarte Goldklausel ist jetzt nicht verbindlich (BRVO. v. 28. Sept. 1914; RGBl. 5. 417); 5. die Ausfuhr von Goldgeld nach Großbritannien, Irland, Frankreich, Rußland, Finnland und den englischen und französischen Besitzungen ist bei Strafe verboten.

Und am 23. November war auf Grund bedauerlicher Vorkommnisse in den vorangegangenen Monaten der Bundesrat genötigt, eine Verordnung zu erlassen (RGBl. S. 481), nach der: mit Gefängnis bis zu einem Iahre und zugleich mit Geldstrafe bis zu 5000 Mk. bestraft wird, wer es ohne Genehmigung des Reichskanzlers unternimmt, Reichsgoldmünzen zu einem ihren Nennwert übersteigenden Preise zu erwerben, zu veräußern, oder solche Geschäfte über sie zu vermitteln, oder dazu auffordert oder sich erbietet. Nach einer späteren erlauternden Bekanntmachung des Stellvertreters des Reichskanzlers sind diese Handlungen jedoch zulässig, sofern sie ausschließlich zu dem Zweck der Abführung von Goldmünzen an die Reichsbank vorgenommen werden.

III.

Sind im ersten Abschnitte dieser Betrachtungen die wichtigsten Anregungen besprochen, die von der Presse, von den Banken und von Privatpersonen ausgegangen sind, im zweiten Abschnitte die wichtigsten Kriegsgesetze zusammengestellt, so sollen in dem folgenden Abschnitte noch einige besondere Anordnungen und Maßnahmen erwähnt werden, die zur Vervollständigung des Gesamtbildes erforderlich sind.

Am 17. November 1914 wies der Preußische Iustizminister (I. M. Bl. S. 807) die Strafverfolgungsbehörden an, dem Treiben von Personen, die, wie

beobachtet worden ist, zum Zwecke der Weiterbeförderung ins Ausland im erheblichen Umfange Goldmünzen aufkaufen, ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und gegen verdächtige Personen mit allem Nachdruck gemäß 88 89, 91 StGB, oder 8 6 der BRVO. einzuschreiten.

Dasselbe Ziel der Festnahm« und öffentlichen Brandmarkung des Agiohandels mit Reichsgoldmünzen verfolgten sämtliche Generalkommandos im Reiche. So erließ zum Beispiel im November der Oberbefehlshaber in den Marken die folgende Bekanntmachung:

„In einer Zeit, in der es Pflicht eines jeden Deutschen ist, sein Gold zur Reichsbank zu tragen, haben sich hier Leute gefunden, die das Gold zu sammeln und aufzukaufen suchen, um es in das Ausland zu verbringen. Da ihre Bemühungen bei den Banken und deren Angestellten keinen Erfolg hatten, wenden sie sich jetzt an das Publikum, namentlich in Gastwirtschaften und auf den Postämtern, um gegen ein geringes Aufgeld Gold für andere Geldsorten einzutauschen. Derartige Machenschaften, Gold einzusammeln und aufzukaufen zu dem Zweck, es in das Ausland zu verbringen, sind in der gegenwärtigen Zeit verwerflich. Von der Vaterlandsliebe der Bevölkerung muß erwartet werden, daß sie das Ihrige dazu beitragen wird, solchen Elementen das Handwerk zu legen, indem sie diese

Agenten des Auslandes auf der Stelle der Polizei übergibt."
Und am 15. Ianuar erging der folgende Erlaß des Stellvertretenden Kommandierenden Generals des XX. Armeekorps:
„Trot z mehrfacher Warnung und Belehrung durch die Presse ist immer wieder bekannt geworden, daß In- und Ausländer gemünztes und ungemünztes Gold ansammeln und ankaufen, um es aus spekulativen Beweggründen an Händler des Auslandes zu bringen. Um diesem Treiben, welches geeignet ist, unser Vaterland zu schädigen, entgegenzutreten, bestimme ich auf Grund der Artikel 4 und 96 des Gesetzes vom 4. Iuni 1851: 1. Ich verbiete, Gold einzusammeln oder anzukaufen zu dem Zwecke, es in das Ausland zu verbringen, sowie angesammeltes Gold in das Ausland auszuführen. Zuwiderhandlungen werden gemäß 8 9 des Gesetzes vom 4. Iuni 1851 mit Gefängnis bis zu einem Iahre bestraft. 2. Die Zivil- und Polizeibehörden werden ersucht, das Treiben der Goldaufkäufer aufs strengste zu überwachen, Zuwiderhandelnde unnachsichtlich der Bestrafung zuzuführen und die Ausländer sofort bezw. nach verbüßter Strafe über die Grenze abzuschieben. Die Namen derjenigen, welche Gold an- und verkauft haben, sind mir in jedem einzelnen Falle sofort mitzuteilen, damit ihre Veröffentlichung in der Presse erfolgen kann. Von der Vaterlandsliebe der Bevölkerung erwarte ich, daß sie das Ihrige dazu beitragen wird, den Goldaufkäufern das Handwerk zu legen und sie zur Anzeige zu bringen. Es wird hierbei auf die Notwendigkeit verwiesen, alles gemünzte Gold, welches sich in Privatbesitz befindet, dem Staate zuzuführen." —
Die Tatsache, daß bei der Feldarmee, von deren Angehörigen wohl jeder eines oder mehrere, Hunderttausende gewiß zahlreiche Goldstücke beim Ausrücken aus der Heimat mit sich genommen hatten, eine sehr große Summe Goldes angenommen werden durfte, — eine Summe, die man m. E. zwischen 150 und 300 Millionen Mark wird ansetzen müssen — hat weiterhin die oberste Heeresleitung, sowie die Heeresverwaltung zu besonderen Anordnungen und Maßnahmen veranlaßt, die hier im Einzelnen zu besprechen aus naheliegenden

Gründen nicht wünschenswert erscheint. Daß die im Felde stehenden Offiziere in der Ablieferung von Goldstücken nicht nur selbst mit gutem Beispiel vorangehen, sondern auch auf ihre Mannschaften in diesem Sinne einzuwirken suchen, wird man im allgemeinen annehmen dürfen. So liegt vor mir ein vom 22. November datierter Brief eines Hauptmanns und Kolonnenkommandeurs, der folgendes berichtet: »Zur Frage der Nutzbarmachung unserer Goldbestände für die Reichsbank sei angeführt, daß auch die Truppenteile und Mannschaften im Felde nicht unerhebliche Mengen Goldgeld abgeben können. So sind in der von mir geführten leichten Kolonne von rund 190 Köpfen auf die erste Anregung hin 370 Mark, und bei nochmaliger Erinnerung weitere 480 Mark in Gold zur Versendung durch die Post abgeliefert worden, da mancher geglaubt hatte, sich einen Notgroschen in Gold aufheben zu müssen, ohne daß dafür Bedarf vorlag."

Immerhin ist trotz großer Summen Goldes, die von der Feldarmee tatsächlich in die Kassen der Reichsbank bereits zurückgeflossen sind, mit Sicherheit anzunehmen, daß noch immer große Mengen Goldes dort vorhanden sind, und man darf daher hoffen und erwarten, daß die Heeresverwaltung, wie bisher, so auch in Zukunft die Angelegenheit im Auge behalten und eventuell noch weitere Maßnahmen veranlassen

wird. — Dies gilt insonderheit auch für die Verwendung von den noch im Reichsgebiet befindlichen Mannschaften zum Einsammeln von Gold, die nach einem von der Zentralinstanz aufzustellenden und mit der Reichsbankleitung näher zu vereinbarenden Plane sehr wohl zu einer organisierten Sammeltätigkeit ohne Beeinträchtigung des militärischen Dienstes im ganzen Reiche herangezogen werden könnten.

An den Herrn Chef des Stellvertretenden Generalstabs der Armee, dessen weiter Blick für die Notwendigkeit der Ergreifung wirtschaftlicher Kriegsmaßnahmen erst vor wenigen Wochen wiederum in so hervorragender und dankenswerter Weise zu Tage trat, möchte ich daher von dieser Stelle aus die Bitte richten, der gesamten Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, insonderheit aber das Geeignete zu veranlassen, um die noch bei der Feldarmee vorhandenen großen Summen Goldes der Reichsbank zuzuführen. Desgleichen würde ich, unter Berücksichtigung des oben mitgeteilten großen Erfolges des Kommandanten des Kriegsgefangenenlagers bei Münster, eine entsprechende Anweisung an sämtliche Kommandanten sämtlicher Gefangenenlager (auch der zivilen) zu entsprechendem Vorgehen für außerordentlich angezeigt und sicheren Erfolg versprechend erachten.

Eine der bemerkenswertesten Verordnungen, die seitens eines der Generalkommandos im Reiche erging, war ein Erlaß des stellvertretenden Kommandierenden Generals des 9. Armeekorps vom 29. Oktober, der folgendermaßen lautet«:

„Die Auszahlung von Goldgeld an Ausländer (z. B. ausländische Arbeiter und Angestellte) ist verboten. Zuwiderhandlungen werden, wenn die bestehenden Gesetze keine höhere Freiheitsstrafe bestimmen, mit Gefängnis bis zu einem Iahre bestraft. (8 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand.) Gesuche um Befreiung von dem Verbot, die nur im Falle besonderer Notwendigkeit berücksichtigt werden können, sind an das stellvertretend« Generalkommando des 9. Armeekorps in Altena zu richten."

Von diesem Erlasse möchte ich wünschen, daß er, in Berücksichtigung der großen Zahl von Ausländern, (vor

allem auch des neutralen Auslands,) die sich dauernd oder vorübergehend noch in Deutschland aufhalten, dem Wortlaute oder dem Sinne nach alsbald auch von den übrigen Generalkommandos im Reiche, insonderheit aber dem Oberkommando in den Marken übernommen werde.

Der Hinweis dieses Erlasses auf „ausländische Arbeiter" läßt es angebracht erscheinen, hier der Tatsache zu gedenken, daß wider alles Erwarten, Goldmünzen in einer kaum glaublichen Höhe gerade in letzter Zeit bei russischen Arbeitern zu wiederholten Malen wiederum festgestellt worden sind.

So wurden zum Beispiel — nach authentischen Meldungen — in Neuendorf 3000 Mark Goldmünzen in den Händen russisch-polnischer Arbeiter gefunden; bei der Durchsuchung eines russischen Arbeiters in Neutrebbin nach Waffen wurden bei diesem allein 2000' (zweitausend) Mark in Gold festgestellt. In dem Orte Wiesenthal in Schlesien wurden vom Bezirksgendarm unter den russischen Arbeitern 800 Mark Gold in Papiergeld umgewechselt und in dem Verwaltungsbezirke des Weimarischen Kreises des Großherzogstums Sachsen wurden noch Ende Ianuar bei den dort beschäftigten fremden Arbeitern 14 970 Mark in Gold gefunden.

Da auch der Landrat des Kreises Teltow vor einiger Zeit über einen außerordentlich großen Sammelerfolg

einiger Gendarmen seines Kreises berichtete, so steht zu hoffen, daß eine derartige planmäßig organisierte Sammel- und Umwechselungstätigkeit der Polizeibeamten ganz allgemein, insonderheit auf dem Lande, seitens des Ministeriums des Innern in geeigneter Weise veranlaßt werden wird.

Zum Beweise für die Richtigkeit der Vermutung, daß in der Tat auch jetzt noch außerordentliche Mengen Goldes bei den in Deutschland befindlichen fremdländischen, insonderheit aber den russisch-polnischen Arbeitern vorHanden sind, will ich hier 3 sachverständige Stimmen zitieren:

Am 10. Februar teilte der Verwalter des Reichsfreiherrlich zu Inn- und Knyphausen'schen Wirtschafts- und Forstamts Geiglitz folgendes mit:

„Ich habe aus der Schnitterkaserne (wir beschäftigen etwas über 70 Russen) schon weit über 1000 Mark herausgeholt, ganz bestimmt ist noch mal so viel da. Gewalt soll jedoch leider nicht angewandt werden. In den Schnitterkasernen wird sehr, sehr viel Gold zurückgehalten, hoffentlich bekommen wir noch alles heraus."

Am 27. Ianuar schrieb der landwirtschaftliche Rentmeister I. Schmidt in Schnede bei Salzhausen:

„Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß sich eine Menge Gold in den Händen der russisch-polnischen Arbeiter, die auf deutschen Gütern arbeiten, befindet. Auf hiesigem Gute werden 26 Arbeiter polnischer Nationalität beschäftigt. Bei Ausbruch des Krieges haben diese Leute ihre ganzen Ersparnisse beim Kaufmann, Schlächter, Bäcker usw. in Gold umgewechselt und halten dasselbe krampfhaft fest. Alle Versuche, den Leuten das Gold zu wechseln, scheitern. Hier gäbe es nur ein Mittel, daß die Landratsämter durch. Zwang den Leuten das Gold abfordern. Ich will nicht zu hoch anschlagen, aber bei den hier beschäftigten 26 Arbeitern wird mindestens ein Goldbestand von 400 bis 500 Mark vorhanden sein. Wenn man nun die große Anzahl der deutschen Güter und dazu solcher Güter, die 60 bis 80 oder 100 polnische Arbeiter beschäftigen, in Betracht zieht, so muß der zurückgehaltene Goldbestand durchaus kein geringer sein."

Und am 6. Januar führt eine Zu-

schrift an die „Post" folgendes aus:
„Es hat sich herausgestellt, daß ausländische Wanderarbeiter vielfach nicht unbedeutende Summen in Gold bei sich führen. Gerade in letzter Zeit haben sich die Fälle gemehrt, in denen den ausländischen Wanderarbeitern nicht unbeträchtliche Goldvorräte in Papier umgewechselt werden konnten. Es wurden 1800, ja bis zu 3000 Mark Gold bei ihnen vorgefunden. Wenn auch ein gesetzlicher Zwang zum Umwechseln nicht besteht, so besteht doch angesichts der Notwendigkeit, der Reichsbank alles irgendwie erhältliche Gold zuzuführen, eine Ehrenpflicht für die Besitzer und Unternehmer, bei allen ausländischen Wanderarbeiter nach Gold nachzuforschen. Bei der gegenwärtigen staatsrechtlichen Natur des Aufenthaltes dieser Arbeiter dürfte es nicht schwer fallen, eine Umwechselung des Goldes zu bewirken und es zur Reichsbank abzuführen."
Wenn ich auch diese Zuschrift hier im Wortlaute zitiere, so geschieht es vor allem aus dem Grunde, um von meiner Seite aus darauf hinzuweisen, daß bisher ein „rechtlicher" Zwang zur Umwechselung des bei fremdländischen, insonderheit russischen Arbeitern gefundenen Goldgeldes in Papiergeld nicht ausgeübt werden kann, oder, um es anders auszudrücken, daß die „rechtliche" Möglichkeit, russische Arbeiter zur Umwechselung des in ihrem Besitze befindlichen Goldes gegen

ihren Willen zu zwingen, bisher nicht besteht.
Ich darf hoffen, daß dieser kurze Hinweis meinerseits genügen wird, um eine solche rechtliche Grundlage alsbald in geeigneter Weise zu schaffen, wobei in dem Erlaß einer Bundesratsverordnung für das ganze Reich vor Teilerlassen einzelner Generalkommandos oder dem oben von anderer Seite angeregten zwangsweisen selbständigen Vorgehen der Landräte, wofür m. E. die rechtliche Grundlage bisher durchaus fehlt, den Vorzug gebe.
Ebenso darf ich von dieser Stelle aus die Bitte an den Herrn Stellvertreter des Reichskanzlers richten, den oben zitierten Erlaß des Generals der Artillerie von Roehl, des stellvertretenden Kommandierenden Generals des 9. Armeekorps, im Wege einer Bundesratsverordnung alsbald für das ganze Reich in Geltung zu setzen, um zu verhindern, daß auch weiterhin noch, wie bisher, durch die Zahlung von Gold an (insonderheit auch neutrale) Ausländer dieses nicht nur der Reichsbank entzogen wird, sondern in den meisten Fällen auch durch Abfluß in das Ausland dauernd verloren geht. —
Zum Schlusse sei noch einer dankenswerten Maßnahme des Regierungspräsidenten in Potsdam gedacht, der vor einiger Zeit für jede Anzeige, die zur Festnahme und Verurteilung eines Goldaufkaufers führt, eine Belohnung von 20 Mark aussetzte. In derselben Richtung bewegt sich ein im Ianuar ergangener Erlaß des Regierungspräsidenten zu Allenstein, der folgendes besagt:
„Für jede Anzeige, die zur Festnahme und Verurteilung eines Goldaufkäufers führt, setze ich hiermit eine Belohnung von 100 Mark aus. Durch diese Bestimmungen sollen sich aber Personen, die das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung genießen und daher vor einem falschen Verdacht sicher sind, in ihrem sehr dankenswerten Bemühen nicht hindern lassen, auch in Zukunft Gold bei Privatpersonen einzusammeln und den öffentlichen Kassen zuzuführen."
Da an der Tatsache, daß trotz aller behördlichen Maßnahmen und Verordnungen diese Goldaufkäufer in Deutschland noch immer ihr Unwesen treiben, leider nicht zu zweifeln ist — und erst vor kurzer Zeit wiederum wur-

den bei Kaldenkirchen von Grenzbeamten 2 Männer festgenommen, die im Besitze von 9000 Mark in Gold die holländische Grenze überschreiten wollten — so möchte ich im Anschlusse hieran der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Herr Minister des Innern Veranlassung nehmen möge, die unterstellten Königlichen Regierungen ebenfalls um die Aussetzung besonderer Belohnungen unter der eben besprochenen Voraussetzung alsbald zu ersuchen, beziehungsweise dies seinerseits selbst für den ganzen Bereich der Monarchie zu tun.
Zum Schluß darf ich, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß sich in Deutschland sehr erhebliche Mengen ausländischen, insonderheit aber englischen und französischen Goldes, deren Wert für die Reichsbank im großen Publikum nicht genügend bekannt zu sein scheint, noch befinden, — so wurden z. B. auf Aufforderung bei der Reichsbankstelle in Mannheim, sowie den Nebenstellen Heidelberg und Weinheim bisher allein für 31000 Mark ausländische Goldmünzen umgewechselt —, der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Reichsregierung in geeigneter Weise alsbald das Publitum auf die Notwendigkeit der Ablieferung auch der ausländischen Goldmünzen ausdrücklich hinweisen möge.
Hierbei würde es sich empfehlen, gleichzeitig einen möglichst günstigen Umwechslungskurs für sämtliche Kassen der Reichsbank, (Haupt- und Nebenstellen), amtlich festzulegen und öffentlich bekannt zu geben.

Rundschau

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Italienische Literatur der Gegenwart.

Karl Voßler. Italienische Literatur der Gegenwart. Heidelberg 1914. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Kart. 3.20 Mark, geb. 4.20 Mark.

„Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus" nennt der Hochschullehrer für romanische Sprachen an der Münchener Universität, Professor Dr. Karl Voßler, sein neuestes Buch. Im Vorwort bezeichnet er es als eine „Skizze, aus einer Reihe von Vorträgen entstanden", die er im März 1914 am freien deutschen Hochstift in Frankfurt gehalten hat.

Wer je den Vorzug hatte, einen jener Vorträge aus dem Munde des Redners selbst zu hören, dem bleiben sie unvergeßlich. Eindrucksvoll im höchsten Grad ist sein gesprochenes Wort; es wirkt unmittelbar lebendig durch die es begleitende Gebärde, durch die tiefe Versonnenheit, aus der er wie aus einem Quell in der Tiefe schöpft und den er, noch sprudelnd, zutage fördert. In plastischer Ruhe, greifbar deutlich stehen die Dichtergestalten vor uns, die Voßler aufzeigen und beleuchten will, und doch prickelnd von Leben, glühend von Leidenschaft. Dazu kommt der Schmelz seiner italienischen Aussprache, wenn er ihre Verse zitiert, und der verständnisvolle poetische Schwung, wenn er sie im Deutschen wiedergibt. Voßler selbst offenbart sich dabei als Poet und Philosoph. Dieses persönliche Moment fehlt dem geschriebenen Wort, das manchmal fast zu lehrhaft kritisierend wirkt und die Dichter selbst nicht genug zu Wort kommen läßt.

In dieser Sammlung von Vorträgen hat der Verfasser die Hauptrichtungen des literarischen Entwicklungsganges durch Dichtergestalten und Werke aufgezeigt, die für die italienische Sonderart bezeichnend sind, und hat damit eine Lücke in unserem Wissen ausgefüllt. Mit meisterhafter Dialektik schildert er das Schaffen der großen Italiener aus der ersten Hälfte des 19. Iahrhunderts, Manzonis und Leopardis, welche Romantik und Klassizismus verkörpern. Es ist indes nicht zu verstehen, warum

es der gründliche Kenner und vorurteilslose Kritiker unterlassen hat, hier den Dritten des Dreigestirns jener Epoche, Giuseppe Giusti, zu erwähnen. Gehört er doch wie jene beiden auch der Weltliteratur an, er, der große politische Satiriker des 19. Iahrhunderts, der an den Schmerzen seines Vaterlandes verblutete und seine Dichterseele aushauchte noch vor dessen Erstarkung zur Einigkeit, zur Einheit. Dieser schwermütige freiheitsdurstige Dichter Toscanas, der in Dantes Fußtapfen wandelte und auch die reinsten Herzenstöne anzuschlagen wußte, dürfte nicht fehlen in dem Rahmen der großen Dichterbilder des vorigen Iahrhunderts. Paul Heyse, sein trefflicher Übersetzer, sagt von ihm ausdrücklich, daß seine poetische Bedeutung einstimmig anerkannt ist, weil er Gestalten geschaffen hat, Abbilder und Typen der Zeit von dauernder Lebenskraft.

Aus den einzelnen Kapiteln des Buches heben sich leuchtend die Persönlichkeiten der geschilderten Dichter. Voßler belauscht sie in ihrem geheimsten Empfinden, stellt ihr Schaffen im Wer« den der Werke dar. Mit kühnem und' sicherem Griff packt er den Kern ihrer Eigenart: Manzonis reife, stille, edle Kunst in der Darstellung von „menschlichem Treiben und göttlichem Walten"; Leopardis innige harmonische Lyrik, in der sich „süßer, schmelzender Gesang, festes, großzügiges, zielstrebiges Denken

und schmiegsamer, wiegender Traum" vereinigen; Carduccis, des verständnisvollen Übersetzers von Heines Traum- und Liebeslyrik, „heldenhafteGesinnung" und Meisterschaft des „Versmaßes und der Phraseologie"; Fogazzaros „lebensvolle, wirklichkeitsreiche Erzählungskunst", die „als Gegenspiel zu seinem weltfremden, angstvoll übersinnlichen und utopischen Lyrismus" sich entwickelt. Bei ihm, der uns Deutschen in seinem Roman „Mistero del Poeta" nähertritt durch die Schilderung der Gäßchen von Nürnberg und Eichstätt, der Wälder von Heidelberg und der Weinberge von Rüdesheim, verweilt Voßler länger mit Vorliebe. Nachdem er Fogazzaros Kunst bis ins kleinste zerfasert hat, kann er sich nicht genug tun, sie zu preisen, und hebt den Roman der Kleinwelt seiner Väter, „kiecolo mouäd autieo", der die Erhebung seines Vaterlandes, die Kindheitsgeschichte seines Elternhauses und die Läuterungsgeschichte seiner eigenen Persönlichkeit darstellt, neben Manzonis „?rom«»si 8po»i". — Auch Verga, der Hauptvertreter der neuen, durch die naturwissenschaftliche Weltanschauung erzeugten Kunst, die man in Italien als die Kunst des Verismus bezeichnet, wird mit seiner echt sizilianischen Heimatdichtung hervorgehoben. Eine seiner einschlägigen Erzählungen „Kavalier!a rustie^ua." ist uns durch Mascagnis Komposition besonders vertraut. Neben Giovanni Verga, Matilde Serao, Ada Negri, nennt Voßler als den Meister des Prosastils Edmondo de Amicis. Er feiert ihn als berufenen Erzieher seines Volkes, als Verbreiter werktätiger, sozialer Gesinnung.

Im fünften Kapitel „Vom Ästhetentum zum Futurismus" gelangt Voßler bis auf unsere Tage und stellt die zwei „fragmentarischen Künstler", wie die italienische Kritik sie nennt, Pascoli und D'Annunzio, mit feinem, durchdringendem Verständnis dar. Pascoli, der zarte Dichter des Unscheinbaren, mit seiner überstarken dichterischen Begabung, die er aber nie mit gestaltender Kraft zu meistern vermag, wird vom Schicksal mißhandelt und von seinen Landsleuten „uu piceolo ßran poets." genannt. D'Annunzio dagegen, dieser Liebling der Natur und der Mode, der unerreichte Meister in der Zauberkunst,

„aus Herzblut Tinte zu bereiten," den die Genialität zum Virtuosentum führte, dieser große schöpferische Genius, der mit der Wirklichkeit des modernen Lebens buhlerisch spielt, ohne doch teilzunehmen und mitzuarbeiten an den Lebensfragen seines Volkes und seiner Zeit, eilt von Erfolg zu Erfolg, und „entartet mehr und mehr zum Scharlatan". Was bei Pascoli und D'Annunzi» nur Kunststil war, erweitern die Futuristen, an ihrer Spitze Marinetti, zum Lebensstil. „Ia, sie spielen mit der furchtbarsten Wirklichkeit des Lebens, mit dem Schmerz." Doch wird kein gutes Ohr ihr „närrisches Schellengeläute" für menschliche Laute, für Sprache des Herzens nehmen.

Interessant ist, daß die nämliche Zeit, welche solche Verirrung hervorbrachte, gleichsam als Gegengewicht hierzu, die Kritik zu solcher Höhe reifte, daß auch sie eine Kunstgattung wird. Karl Voßler, selbst ein hervorragend feinfühlender Kritiker, erläutert dies in dem Schlußkapital: „Erneuerung der Ästhetik und literarischen Kritik." Hier würdigt er eingehend und mit sichtlicher Beistimmung die literarische Zeitschrift „H» clrities.", aus welcher er für sein Buch vorwiegend geschöpft hat. Ihr Herausgeber, Benedetto Croce, der Führer des gewaltigen Aufschwungs, den die Philosophie der Kunst, gestützt auf die deutsche Philosophie, während der letzten zwanzig Iahre in Italien nahm, hat die Kunstkritik seines Vaterlandes auf sich selbst gestellt. In de«

feinsinnigen Betrachtungen, welche Karl Voßler an den „Vreviario äi V«tütiea" des Benedetto Croce knüpft, offenbart er seine eigene Richtung und Üoe,;eugung.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Immer wieder und immer weiter hilft man unserer Innerlichkeit im Krieg. Die Iulius Babsche Sammlung „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht'") ist um zwei neue Bände fortgeschritten: „Der harte Herbst" (Band 3), „Krieg auf Erden" (Band 4). Die Sammlung „Tat-Bücher für Feldpost'") gibt in Heft 2 Zeugnisse „deutschen Volkstums"; Walther von der Vogelweide, Ulrich von Hutten, Fichte, Ernst Moritz Arndt, Treitschke, Bismarck, Paul de Lagarde werden im Gedicht, in Aussprüchen beschworen, darinnen ihr Herz voll von Deutschland ist, preisend, verstehend. Heft 3 „Deutscher Glaube" öffnet Tempelinneres; Eckehart, Luther, Goethe, Schleiermacher, lagarde, Maurenbrecher, Bonus sprechen aus dem Quell ihrer Seele, sprechen aus dem Quell der deutschen Seele, der da ist die gewisse Zuversicht von den Weiten, den Möglichkeiten ihrer göttlichen Schöpfungen. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg bietet seine „Leidensschule'") dar. Nicht uubelehrt und nicht ungestärkt entläßt sie ihren Schüler, ihren Zögling. Die Macht ihrer Wirkung liegt in ihrem allmenschlichen Verstehen, in ihrer mil-

') Vlorawe und Scheffelt Verlag, Berlin.
») Eugen Diederichs Verlag, Jena.
^ Herdtische Veilllgshandlung, Freiburg l. N.

den Liebe, die auf Trost und Rettung weist, in ihrer Strenge, die nicht schont und keine Wahrheit biegt. Sie weist auf das Leid der Welt, auf allmenschliche Leidenslast; die ist wie ein Meer, das uns vertraute Meer, und aus ihm ragt, uns schreckend, uns schon vertraut und doch täglich neu, ein Unge« heures, die Kriegsnot. Sie hat ihren Grund fest auf der Erde, in der Gegenwart, in der Tatsächlichkeit; ihre Spitze ragt in das Himmlische, ins Unbekannte, Unsichtbare, ins Gewisseste. Wie sollten wir nicht wünschen, uns von allem diesen helfen zu lassen, von der lebendigen, bildhaften beseelten Schönheit der Kunst, von den tiefen Brunnen der Philosophie, von der Siegesgewißheit der Religion?

— Bücher als Kunstschöpfunge«
sind darin wie Blumen, daß es bei
ihnen nicht so sehr darauf ankommt, daß
man Grad und Fülle ihrer Schönheit
gegeneinander abwägt und abschätzt,
um zu einem abgerundeten Werturteil
zu gelangen; wenn sie nur überhaupt
etwas von einer Blume an sich haben,
wenn sie nämlich in die heilige Erde fest
gepflanzt sind und die große Weite um
sich und über sich haben und die echte
Seele eines Schöpfers aus ihnen atmet,
dann will man die anderen gern z»
seinem Funde führen. Die Rose ist
einem kostbarer, als alle anderen; man
weiß, sie ist selten, und soll es sein;
aber von allen anderen auch ist uns
gewiß, daß sie den, der sich ihnen hin-
gibt, ergreifen, erschüttern, für einen
Augenblick wenigstens ihm die Schran-
ken nehmen wird, sodaß er meint, die
Welt in sich zu haben. Vor jedem der
Bücher, die ich jetzt nennen kann, habe
ich schließlich wie vor einer Blume ge-
standen.
„Moj'") ist die Romanschöpfunz
des jüngst und jung Heimgegangenen
«) Verlag Ullstein u. Co., Berlin.

Dichters Hans von Hoffensthal. In Tirol, das ihm Heimat war, entwickelt und vollendet sich die Tragik seiner Heldin. Moj zerbricht körperlich — geistig an ihrer Liebe; nach ihrer Gesundung bringen heißes Blut nnd bittere Not die Widerstandsunfähige auf Abwege; auf dem wiedergewvnnenen rechten Pfad versagt ihr das Schicksal das Glück an der Seite des verzeihenden Freundes; empfindsam in Schwäche und empfindsam in Reinheitsliebe gibt sie ihr junges Leben freiwillig auf. Der Dichter war Arzt, und es ist das schöne Vorrecht der Ärzte, Menschenschwachheit zu verstehen und zu lieben. Mich vermag Moj nicht ganz zu überzeugen. Habe ich hierin unrecht, so bleibt doch dieses gewiß: den Dichter verbinden mit seinem Werk d« Fäden der Sentimentalität; es hat 1«ch nicht wie ein selbständiges Gebilde gelöst von ihm. Doch ist abgesehen von diesem künstlerischen Mangel „Moj" ein liebes, warmes, gutes Buch. Auch steht ihm genug künstlerisches Gelingen gegenüber; meisterhaft erscheint die physiologisch-psychologische Erklärung des Irreseins.

Marie Vasrting hat in ihrem neusten Buch „Das Leben'") ein Buch von Bedeutung und Eigenart gegeben. Diese künstlerische Eigenart ist die der Symbolik, der Allegorie. Abstrakte werden konkret, plastisch. Mir gefällt allegorische Kunst; aber sollte sie nicht gleich jedem anderen auch gefallen, sollte das Ungewöhnliche schwerer zugänglich machen, so muß es jeden doch schließlich gewinnen durch das, dessen Träger es ist. Es trägt eine gefühls-«arme und geistvolle Weltanschauung: Die Intelligenz, dieses Sternengeschenk, das zu den Menschen als vielleicht zu den einzigen Geschöpfen des Alls sich niederließ, wird tausendmal mißbraucht. Anstatt mit ihr das Leben froh,

') Albert Langen, München.

heiter, gesund und natürlich anzusehen, zu genießen und zu lieben, wird kraft ihrer der Geist im Unwesentlichen und Wertlosen geschult; die Seele, diese Quelle des schöpferischen, unsterblichen Genius, fällt in Dunkel und Lethargie. Dieser Geist, den der Atem der Seele nicht mehr berührt, dieser Seele, die angeschlossen ist an die große einzig« Weltseele, stellt Ideale auf, die ihn Lebendiges, Quellendes zu mißachten ge-

wöhnen. Tausendfach tötet er das Leben. Und sollte es doch nicht. Es ist für den, der sich versenkt, der die einzelnen gehaltsschweren Sätze wie Thore aufnimmt, die ihm Tiefen öffnen, Fernen auftun, ein beschwingendes Buch.

Georg Engels neustes Werk „Der Fahnenträger"') bewegt in seiner warmen Herzmitte Sehnsucht und Kampf, wie ihn immer wieder nach einer Periode formelhaften Erstarrens die Besten einer Zeit gespürt u^> gekämpft haben. Auch hier geht es darum, das Gott-Menschentum in Wort und Tat neu, wiedergeboren darzustellen. Dieser Eifer, diese Inbrunst ist wie eine Fahne, in die Hände von Menschen gelegt. Lebendig, wirklichkeitsecht hat die Künstlerhand sie entlassen: den reifen Gelehrten, den ringenden Tatmenschen. Zu diesen zwei Fahnenträgern gesellen sich im Grunde dritte: die beiden Frauen, die um diese beiden Männer sind; die im treuen Hüten der Geliebten, welche Gefahr laufen, sich auf der Erde zu verlieren, ihr gottgewolltes Teil erkennen. Es ist ein künstlerisch starkes und feines Buch. Es ist keusch, herb, verschwiegen zärtlich, wie ein nordischer Frühling. Vielleicht ist hier und da zu verschwenderisch die künstlerische Fülle der Landschaft, der Sentimentalität, der Romantik ausgestreut. Seinem schweren Ernst sind Lichtlein des Humors aufgesetzt.

') Giethlein u. Co., Leipzig.

Rundschau

Walter Bloems neuer Roman «Das verlorene Vaterland"") schenkt den willkommenen starken Eindruck: hier ist ein Buch, wie geschaffen für den uns bewegenden Inhalt unserer Tage. Es eröffnet nach des Dichters weltbekannter Trilogie eine neue Reihe dreier Werke. Dort war das Werden des neuen Deutschen Reiches; hier in diesem Band spiegelt sich vor allem das innere Schicksal des wiedergewonnenen Reichslandes Elsaß-Lothringen. Umbraust wird es von den kriegerischen Ereignissen der Übergabe Straßburgs an den deutschen Sieger, der Kämpfe um Belfort, des Unterganges der Bourbakischen Armee. Was könnte unseren Tagen nun adäquater sein, als Geschichte denkend zu erleben? Daß des Dichters Wort kein Mißlaut wird zu den Taten der Gegenwart, das beweist am ersten und besten und beweist ganz allgemein seine Kunst. Von ihren speziellen Zügen seien genannt: die feine, selbstlose Objektivität — die geschichtliche Treue und das tiefe Verständnis —, mit welcher Straßburgs und des Landes frankophile Stimmung sich darstellt. Sie krönt sich selbst mit der edlen, aufopferungsvollen Gestalt des Maire von Straßburg, der unausrottbar mit Frankreichs Kultur verwurzelt ist. Sodann die Echtheit, die den Herzensroman Ceciles, der jungen schönen Tochter des Maire, nur mehr anklingen läßt, ihm die ernstesten Grundtöne gibt und ihn nur ausklingen läßt in Ahnung und Vorausschauen. Wenig darf der Einzelne und sein Leid gelten, wo es das allgemeine Leid gilt. Wie gibt unsere Zeit dem Dichter tausendmal recht. So ist er ihr Dichter. Auch ihr Lehrer ist er für zukünftige Tage: grunddeutsch sein und doch — oder deshalb? — die anderen verstehen und das Gute in ihnen zu finden wissen, das allmenschlich Gute und das besondere Gute.

Ein Buch voller Herzenswärme und gerader schlichter Menschengüte, wie alle seine Bücher es sind, ist Karl Rosners neues Werk „Die drei Fräulein von Wildenberg"°). Man hat den Eindruck: wie dieser Dichter selbst ist als Mensch, so sind die Menschen seiner Dichtungen; nicht seine Sehnsucht stellt er dar, sondern das Sein. Dabei ist er künstlerisch stark genug, Lebendiges zu schaffen, das nun sein eigenes Leben führt. Hier gelingt dem Wiener Dichter

überzeugend und fesselnd die preußische Offiziersfamilie, ihre Art, ihre Schicksale. Er beugt sich lauschend über Mädchenherzen, die ihm Leid der Entsagung, der schamvollen Enttäuschung entgegenweinen, die stolz sind im Leid oder auch heiter und mutvoll in Frohsinn. Vielleicht ist der Rahmen des Buches ein wenig zu weit genommen für die wenigen Geschehnisse. Aber was bedeutet das seinen mannigfachen künstlerischen Vorzügen gegenüber!

Hans von Kahlenberg fügt neu der Reihe ihrer Romane zu „Die süßen Frauen von Illenau"). Sie sind sechs an Zahl, Offiziersdamen, eine Professorenfrau, eine Dichterin. Sie schließen solch' einen heiligen Bund des Lebens; sie wollen jede heilige Freude, jeden frohen Genuß haschen und halten. Goethe, von dem die beiden Schönsten dieser Süßen ahnend wissen, er wäre in ihrem Städtchen gewandelt, durch ihre Felder und Wälder gestreift, wird ihren Lebensrausch immer neu entfachen. So wird geträumt im Frühling unter Iasmin. Dann kommt die Wirklichkeit eines schwülen Sommers, eines Herbstes, eines neuen Frühlings, führt die Schönste und Heißeste in Enge und Kälte, und die, die ihr an Schönheit und Glut am nächsten war, in volles Blüten-Weibes-Mutterglück. Für die anderen ist das Auf und Nieder, das Nieder und Auf bescheidenen häuslichen oder ehrgeizigen, nach außen wirkenden Schicksals aufgespart. Es

?) Vita. Deutsches Verlagshaus Berlin» Chllllottenburg.

»st der Ansatz einer großzügigen Natur-
Stimmung in dem Buch. Eine Un-
ruhe, wenn auch eine sehr geistreiche,
läßt sie nicht sich voll entfalten. Sehr
geistreich ist die Dialogführung, wenn
auch hier und dort nicht gleich beim
ersten Lesen ganz verständlich. In-
teressant ist es, wie gleichsam Schlag-
lichter auf die verschiedensten Kultur-
gebiete fallen; vorzüglich ist die Ver-
treterin und Anhängerin einer ver-
gangenen Kulturepoche gezeichnet. Das
Buch ist ein Gefüge von Lebensskizzen;
die der Dichterin wirkt beinahe symbo-
lisch, aber Hans von Kahlenbergs
warme Lebensliebe weiß doch auch diese
der süßen Frauen noch fürs wirkliche
Leben zu retten.

Velhagen und Klasings Almanach
1915°) reiht sich, was Inhalt und Aus-
stattung betrifft, würdig seinen Vor-
gängern an. In Erzählungen und
Dichtungen, in Essays über kulturelle
Probleme, in einem Lebensbild und
einer zeitgemäßen Betrachtung, in far-
bigen Kunstblättern und Gravüren
bietet er einen wahren Genuß. Für
diesen bürgen Namen auch, wie Mar
Dauthendey, Stefan Zweig, Börnes
Freiherr von Münchhausen, Richard
Schaukal, Ludwig Sternaur, Carry
Brachvogel, Fedor von Zobeltitz, Ernst
Zahn neben manchem anderen. Der
Krieg spricht an mehr als einer Stelle
mit, etwas, das uns das feine Büchlein
doppelt willkommen macht.

EinHeldaus 1813—15.

Von Catharina von Pommer-Esche.
„Ferdinand von Sierakowsky."

Wie leuchtet die Zeit vor hundert
Iahren zu uns herüber; und wahrlich,

") Redaktion von Velhagen und Klasings
Monatsheften. Berlin-Bielefeld.

die großen Geister von damals begleiten
unsere Krieger heute! — Ernst Moritz
Arndts wundervoller Katechismus für
den deutschen Kriegs- und Wehrmann
erscheint uns aufgeschlagen, mit golde-
nen Buchstaben, der Weg der Mensch-
heit ist mit Blut und Tränen besprengt,
ja dieses Blut ist ein besonderer Saft
— es redet zu uns von einst und jetzt!
— auch läßt es uns gern Rückblicke tun
in die Zeit, wo das „Eiserne Kreuz",
dieser hehre altpreußische Orden, ge-
stiftet wurde! —

Wir gedenken dabei des Ahnherrn
jener Militärfamilie von echtem Schrot
und Korn, des Major von Siera-

kowsky, dessen Nachkommen nun auch auf dem Kriegsschauplatz stehn und für unsere heiligsten Güter ringen! „Viel Lieder sind gesungen, Erinnerungsreich erklungen" — indessen kam von diesem tapfern Helden kaum eine Kunde in die Welt; so ist es geboten, gerade jetzt des Mannes zu gedenken, der einer der ersten Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813 wurde! Ferdinand von Sierakowsky hatte polnisches Blut in den Adern, aber mit jener trefflichen ostpreußischen Mischung, woraus feuriges Temperament mit echt deutscher Beharrlichkeit sich paarten. Sein Vater, ebenfalls mit Leib und Seele Soldat, stand in Lithauen bei dem eigenartigen Bosniaken - Regiment, woraus später unsere Ulanen hervorgingen. Ferdinand von Sierakowsky wurde am 29. November 1796 in einem Dorf bei Lyck geboren. Schon früh zeigte sich bei ihm der Wunsch, Soldat ^u werden. Die ernsten Leidensjahre Preußens unter Napoleon erweckten in des feurigen Knaben Gemüt den Durst, sobald er nur fähig war, Waffen zu tragen, „mit hinaus ins Feld!" — Kaum 17 Iahre alt, zog er als junger Leutnant gegen die Franzosen. Ein Motto begleitete den Iüngling, das trug er auf seiner Brust verborgen:

»st der Ansatz einer großzügigen Natur-Stimmung in dem Buch. Eine Unruhe, wenn auch eine sehr geistreiche, läßt sie nicht sich voll entfalten. Sehr geistreich ist die Dialogführung, wenn auch hier und dort nicht gleich beim ersten Lesen ganz verständlich. Interessant ist es, wie gleichsam Schlaglichter auf die verschiedensten Kulturgebiete fallen; vorzüglich ist die Vertreterin und Anhängerin einer vergangenen Kulturepoche gezeichnet. Das Buch ist ein Gefüge von Lebensskizzen; die der Dichterin wirkt beinahe symbolisch, aber Hans von Kahlenbergs warme Lebensliebe weiß doch auch diese der süßen Frauen noch fürs wirkliche Leben zu retten.

Velhagen und Klasings Almanach 1915°) reiht sich, was Inhalt und Ausstattung betrifft, würdig seinen Vorgängern an. In Erzählungen und Dichtungen, in Essays über kulturelle Probleme, in einem Lebensbild und einer zeitgemäßen Betrachtung, in farbigen Kunstblättern und Gravüren bietet er einen wahren Genuß. Für diesen bürgen Namen auch, wie Mar Dauthendey, Stefan Zweig, Börnes Freiherr von Münchhausen, Richard Schaukal, Ludwig Sternaur, Carry Brachvogel, Fedor von Zobeltitz, Ernst

Zahn neben manchem anderen. Der Krieg spricht an mehr als einer Stelle mit, etwas, das uns das feine Büchlein doppelt willkommen macht.

EinHeldaus 1813—15.

Von Catharina von Pommer-Esche.

„Ferdinand von Sierakowsky."

Wie leuchtet die Zeit vor hundert Iahren zu uns herüber; und wahrlich,

") Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften. Berlin-Bielefeld.

die großen Geister von damals begleiten unsere Krieger heute! — Ernst Moritz Arndts wundervoller Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann erscheint uns aufgeschlagen, mit goldenen Buchstaben, der Weg der Menschheit ist mit Blut und Tränen besprengt, ja dieses Blut ist ein besonderer Saft — es redet zu uns von einst und jetzt! — auch läßt es uns gern Rückblicke tun in die Zeit, wo das „Eiserne Kreuz", dieser hehre altpreußische Orden, gestiftet wurde! —

Wir gedenken dabei des Ahnherrn jener Militärfamilie von echtem Schrot und Korn, des Major von Sierakowsky, dessen Nachkommen nun auch auf dem Kriegsschauplatz stehn und für unsere heiligsten Güter ringen! „Viel Lieder sind gesungen, Erinnerungsreich erklungen" — indessen kam von diesem tapfern Helden kaum eine Kunde in die Welt; so ist es geboten, gerade jetzt des Mannes zu gedenken, der einer der ersten Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813 wurde! Ferdinand von Sierakowsky hatte polnisches Blut in den Adern, aber mit jener trefflichen ostpreußischen Mischung, woraus feuriges Temperament mit echt deutscher Beharrlichkeit sich paarten. Sein Vater, ebenfalls mit Leib und Seele Soldat, stand in Lithauen bei dem eigenartigen Bosniaken - Regiment, woraus später unsere Ulanen hervorgingen. Ferdinand von Sierakowsky wurde am 29. November 1796 in einem Dorf bei Lyck geboren. Schon früh zeigte sich bei ihm der Wunsch, Soldat ^u werden. Die ernsten Leidensjahre Preußens unter Napoleon erweckten in des feurigen Knaben Gemüt den Durst, sobald er nur fähig war, Waffen zu tragen, „mit hinaus ins Feld!" — Kaum 17 Iahre alt, zog er als junger Leutnant gegen die Franzosen. Ein Motto begleitete den Iüngling, das trug er auf seiner Brust verborgen:

Rundschau

„Wo Lieb und Treu sich ganz dem König weihn.
Wo Fürst und Volk sich reichen so die Hand,
Da muß des Volkes wahres Glück gedeihn!
Kein Sturm entwurzelt je das liebe Vaterland!"

In der Schlacht bei Waterloo sollte ihm der Lorbeer erblühn! Er war es, der mit einigen Kameraden Napoleons Wagen erbeutete. Ferdinand von Sierakowsky hatte entdeckt, daß Napoleon in der Staatskarosse entkommen wollte, und hielt den Wagen an; Napoleon sprang heraus und schwang sich auf ein vorübereilendes herrenloses Pferd, das er bestieg, und floh. Im Innern des Wagens befanden sich Wertsachen, kostbare Schmuckgegenstände, — wohl ein Stück Frauengeschichte mit dabei aus dem vielbewegten Leben des Corsen Bonaparte. Der junge Leutnant war natürlich hochbeglückt, diese Trophäe von Waterloo seinem Oberst übergeben zu können. Eine schwere Verwundung durch Lanzenstiche an Hand und Fuß trug der junge Held bei Waterloo davon. Sein Mut wurde mit dem Eisernen Kreuz belohnt.

Neben dieser bedeutsamsten aller militärischen Auszeichnungen wurden dem Ferdinand von Sierakowsky noch manche andere Ehrungen zuteil, er erreichte ein schönes Alter. Die lichte Morgenröte des aufgehenden einigen Deutschland hatte er noch erlebt. Wie herrlich für einen braven Soldaten, der als Preuße in den denkwürdigen Iahren 1813—15 kämpfte und dem es vergönnt war, als Deutscher (am 3. April 1871) in das ewige Elysium der Freiheitshelden hinüberzuschlummern!

VolkswirtschaftlicheRundschau.

Von vr W. Stein.

Krieg und Handelsverträge.

Im Leben der Staaten ist den Handelsverträgen eine entscheidende Rolle zugewiesen. Bei den engen Beziehungen der Völker zueinander bedingt der Abschluß derselben sorgsame und eingehende Vorarbeit. So standen denn bei Ausbruch des Krieges die Vorbereitungen zu den neuen Handelsverträgen, da die bestehenden bekanntlich mit dem 31. Dezember 191? ihr Ende erreichen sollten, im Brenn-

Punkt des allgemeinen Interesses, Handel und Industrie rüsteten, die einzelnen Gruppen regten sich. Vorbereitende Ausschüsse und Kommissionen wurden gebildet. Die deutsche Regierung begann bereits, produktionsstatistische Erhebungen anzustellen. Auch das Ausland war nicht müßig. In Rußland z. B. waren schon besondere Erportkammern zur Bearbeitung der einzelnen Fragen gebildet. Allen begonnenen Arbeiten aber setzte der Ausbruch des Krieges ein jähes Ende. Mit einem Schlage wurde unser Wirtschaftsleben vor neue Tatsachen, vor eine völlig veränderte Sachlage gestellt, mit der es sich, so gut es ging, abfinden mußte und abgefunden hat.

Die Handelsverträge mit den Ländern, mit denen wir im Kriege liegen, sind jetzt natürlich erloschen. Solche bestehen mit Belgien, Iapan, Montenegro, Rußland und Serbien. Unsere Handelsbeziehungen zu Frankreich waren ausschließlich durch die in Artikel 11 des „unkündbaren" Frankfurter Friedensvertrages enthaltene Vereinbarung gegenseitiger Meistbegünstigung geregelt. Großbritannien

und Irland, den britischen Kolonieen -und answäitigen Besitzungen waren durch Bundssratsbeschluß alle diejenigen Vorteile eingeräumt, die Deutschland den Angehörigen und Erzeugnissen de« meistbegünstigten Landes gewährt, jedoch unter Ausschluß von Kanada. Die handelspolitische Verständigung mit diesem Lande vom 13. Februar 1910 hat natürlich gleichfalls ihr Ende erreicht. Das handelspolitische Verhältnis mit diesen Staaten zu regeln, wird Sache der Friedensverhandlungen-sein. Wie es sich gestalten wird, ist ungewiß; es hängt dies natürlich in erster Linie von dem Erfolge unserer Waffen und dem Ausgang des Krieges ab. I , '

Unsere Abkommen mit unseren Verbündeten Osterreich-Ungarn und der Türkei bestehen selbstverständlich weiter. Ebenso sind auch die Handelsverträge mit den, nicht am Kriege beteiligten Staaten Bulgarien, Italien, Rumänien, Schweden und der Schweiz unberührt geblieben. Diese Verträge sind bis zum 31. Dezember 1917 fest abgeschlossen mit der Bedingung, daß sie jeweils ein Jahr weiter laufen, falls sie nicht zwölf Monate vorher, frühestens also Ende 1916 gekündigt werden. Eine Ausnahme macht Österreich-Ungarn, dessen Vertrag bereits, ebenfalls mit einjähriger Frist, zum 31. Dezember 1915 gelöst werden kann. Unser Abkommen mit Portugal hätte am 4. Juni 1914 zum 4..Iuni 1915 aufgesagt werden können. Da dies nicht geschehen ist, läuft es zunächst bis zum 4. Juni 1916. Von diesem Zeitpunkt an unterliegt es einjähriger Kündigung. Der Handelsvertrag mit Griechenlandläuft seit dem 2. März 1895 auf einjährige Kündigung, die täglich ausgesprochen werden kann. ,

Hiermit ist die augenblickliche handelspolitische Lage Deutschlands gekennzeichnet. Daß sie vorläufig eine Änderung erfahren wird, ist nicht anzunehmen, es sei denn, daß der eine oder der andere Staat, etwa Portugal, sich auf Seite unserer Gegner schlüge. Unwahrscheinlich ist es auch,, daß die noch bestehenden Verträge gekündigt werden. Schon im Januar 1914 sprach Delbrück im Reichstage aus, daß die deutsche Regierung nicht beabsichtige, unsere Handelsverträge vom Jahre 1906, die 191? ablauftn, zu

kündigen. Hierzu ist aber unter den heutigen durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen um so ^ weniger Grund vorhanden, als es überhaupt an Zeit fehlt, neue Verträge auszuarbeiten. Die Biilowschen Handelsverträge von 1906 brauchten zu ihrem Zustandekommen fast drei Jahre. Seitdem ist der deutsche Ausfuhrhandel von 11 auf 20 Milliarden Mark gestiegen, zahlreiche Wirtschaftsvereine haben sich gebildet, jede Erwerbsgruppe ist in sich organisiert und vertritt energisch die eigenen Interessen. Umfassende Besprechungen und Verhandlungen mit allen Gruppen, sorgfältiges Abwägen der oft einander widerstreitenden Interessen sind notwendig. Diese Gründe fordern gebieterisch, daß die alten Verträge nicht gekündigt, sondern stillschweigend verlängert werden, bis an ihre Stelle neue gesetzt werden können, die den durch den Krieg völlig veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Hierzu wird es aber umfassender Vorarbeiten, die Iahre dauern, bedürfen. Nichts wäre verderblicher als eine Überstürzung oder eine vorzeitige Lösung der bestehenden Verträge, denn eine vertraglose Zeit, eine Periode der Ungewißheit, würde unserem Handel unermeßlichen Schaden bringen. Dazu kommt noch ein weiterer sehr wichtiger Umstand. Führt der Verlauf des Krieges zu einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn, so muß mit Notwendigkeit die heiß umstrittene Frage der Meistbegünstigung aufgerollt,

müssen die bestehenden Verträge geändert werden. Denn es geht natürlich nicht an, daß auf Grund der Meistbegünstigungsklausel nun allen Vertragsstaaten diejenigen Vorteile mühelos und ohne jede Gegenleistung in den Schoß fallen, die wir etwa später unseren Verbündeten einräumen. Gewiß weist das fast allgemein angewandte System der Meistbegünstigung große Vorteile auf. Sie allein schafft die Sicherheit, daß unsere Erzeugnisse mit denjenigen unserer Konkurrenzländer völlig gleich behandelt werden und keinen ungünstigeren Bedingungen unterworfen werden können, und daß unsere Kaufleute unter denselben Verhältnissen Handel und Schiffahrt treiben. Dies ist ja überhaupt der Grundton aller Äußerungen unserer gesamten Handelspolitik. Die Beseitigung der Meistbegünstigung aus unseren Handelsverträgen müßte zu einer Unsicherheit im Handel und Verkehr und damit zu einer schweren Schädigung unseres wirtschaftlichen Lebens führen. Den Vorteilen der Meistbegünstigung stehen indessen auch schwere Nachteile gegenüber. So fehlt ihr beispielsweise solchen Ländern gegenüber, die nur reine Meistbegiinstigungsverträge abschließen, die Zugkraft für die Erzielung besonderer Zugeständnisse; denn diesen fällt alles das unentgeltlich zu, was andere Staaten mit besonderen Opfern bezahlen mußten. Dazu behält das Land, das lediglich die Meistbegünstigung einräumt, völlige Freiheit in der Gestaltung seines Zolltarifs. Außerdem aber kann ein Zugeständnis vermöge der Meistbegünstigung eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als es dem Staat gegenüber besitzt, dem es gemacht worden ist.

Diesen Schattenseiten der Meistbegünstigung zu entgehen, sind mannigfache Vorschläge gemacht worden. Hierzu rechnet die Anregung, die Zolltarife noch weiter als bisher zu spezialisieren, um bei den Vertragsverhandlungen einzelne Positionen herausgreifen zu können. Indessen erscheint dieser Weg untunlich, wenn nicht unmöglich. Die Zolltarife sind zu dickleibigen Bänden angewachsen, sie zu verstehen erfordert ein Studium für sich, so kompliziert und verwickelt sind sie; sie anzuwenden ist für Publikum und Beamte schon jetzt außerordentlich

schwierig. Zu den besten Vorschlägen, die Nachteile der Meistbegünstigung zu vermeiden, gehört der an sich verständige Gedanke der sogenannten Reziprozitätsabrede: dem Gegenkontrahenten sollen Zugeständnisse, die einem dritten Staat gegen Entgelt gewährt werden, nicht ohne weiteres, sondern nur gegen entsprechende Gegenzugeständnisse zufallen. Dies würde aber insbesondere den Mangel der Stetigkeit der Zollsätze im Gefolge haben. Ein fortwährender Abschluß von Nachtragsverträgen würde notwendig werden; sobald nur ein Staat einem anderen weitergehende Zugeständnisse machen würde, wären neue Opfer erforderlich. Vor allem aber müßte eine unerträgliche Unsicherheit in Handel und Verkehr Platz greifen. Iede Nachtragsverhandlung hätte Zeitverlust im Gefolge, würde unbedingt zum Verlust von Beziehungen und angeknüpften Verbindungen führen, würde unermeßliche Schäden nach sich ziehen. Der Wert der Handelsverträge liegt eben weniger in der Vereinbarung niedriger Zollsätze, obwohl dies natürlich ein äußerst wichtiger Punkt ist, als vornehmlich in der Schaffung stabiler Verhältnisse, die dem Kaufmann, dem Erporteur, eine sichere Kalkulation für eine Reihe von Iahren ermöglichen. Deshalb wird wohl auch künftig die Meisibegünstigungsklausel nicht zu umgehen sein. Kommt es aber zu einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß, zu einem innigen Freundschaftsverhältnis zwischen uns und

unseren Verbündeten, so wird auf eine Beschränkung der Klausel, etwa auf bestimmte Länder, schon beim Friedensabschluß Bedacht genommen werden müssen. Tragen unsere Waffen, woran wohl kaum noch zu zweifeln ist, im Völlerringen den Sieg davon, ^o haben wir, um uns dessen Früchte zu sichern, vornehmlich drei Punkte ins Auge zu fassen: Frankreich darf uns die Einfuhr unserer Erzeugnisse nicht mehr wie bisher systematisch erschweren; erinnert sei nur an die in den letzten Jahren immer vernehmlicher gewordenen Klagen über die wachsenden Zollschikanen, denen wir ausgesetzt waren. Der russische Markt ist für uns und unsere Industrie ein notwendiges und zukunftsreiches Absatzgebiet; Rußland muß uns daher in Zukunft weit mehr als bisher offen stehen und bleiben. Vor allem aber, und dies ist der Kardinalpunkt unserer Forderungen, ist die Vormachtstellung des englischen Handels in der Welt mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unbedingt und nachdrücklichst zu bekämpfen.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Gemeinsame Vorschläge des Bundes der Landwirteund des Hansa - Bun d es für die Versorgung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern.

In den letzten Wochen haben Erörterungen obiger Frage zwischen Vertretern des Bundes der Landwirte und des Hansa-Bundes (Kriegszentrale) stattgefunden, welche zu gemeinsamer Vorlegung von Gesetzesvorschlägen beim Kriegsministerium geführt haben. Man ging dabei von folgenden Erwägungen aus:

Der gewaltige Umfang des jetzigen Krieges hat dazu geführt, daß weit über Erwarten hinaus Hunderttausende verheiratet« Reservisten, Landwehrleute und Landstürmer vor dem Feinde stehen. Viele Tausende von ihnen sind bereits für das Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen. Die Versorgung ihrer Hinterbliebenen regelt das Gesetz vom 17. Mai 1907. Die Höhe der Bezüge richtet sich nach der letzten militärischen Stellung des Verstorbenen. Danach erhalten: die Witwe eines gemeinen Soldaten jährlich Mk. 400,—, die Witwe eines Unteroffiziers jährlich Mk.

500,—, die vaterlosen Kinder jährlich je Mk. 168,—. Diese Bezüge werden in vielen Fällen den Bedürfnissen gerecht. Sie stellen aber eine Härte gegenüber den Hinterbliebenen solcher Personen dar, die aus gehobener Lebensstellung als Arbeiter, Kaufleute, Handwerker, Landwirte und Angehörige der freien Berufe in das Heer eingetreten sind.

Die Vorschläge der beiden Verbände gehen deshalb von dem Grundgedanken aus, daß es erforderlich ist, zu den Renten des Gesetzes vom 17. Mai 1907 den Hinterbliebenen Zusatzrenten zu gewähren. Diese Zusatzrenten sollen auf der Grundlage des letzten Einkommens des Gefallenen mit der Maßgabe bestimmt werden, daß ein angemessener Höchstsatz für die Gesamtrente einer Familie festgesetzt wird und daß, unter Ausscheidung des fundierten Einkommens, nur dasjenige Einkommen berücksichtigt werden soll, welches als Arbeitseinkommen des Verstorbenen erscheint. Es soll somit den Zusatzrenten diejenige Summe zu Grunde gelegt werden, um die sich das Gesamteinkommen der Familie durch den Fortfall der Tätigkeit des Ernährers, der im Kriege geblieben ist, vermindert hat.

Ryndschau
Durch diese Vorschläge, die unter Berücksichtigung des finanziell möglichen Aufwandes des Reichs ausgearbeitet worden sind, soll dem Wunsche weitester Kreise nach einer besseren staatlichen Fürsorge für die Hinterbliebenen unserer Krieger entsprochen und gleichzeitig erreicht werden, daß durch den Krieg die soziale Lage unseres Volkes nicht wesentlich verschlechtert wird.
Erfreulicherweise werden nach 3«>-tungsnachrichten der letzten Tage der» artige Gedanken auch innerhalb der Sozialdemokratie als billig und gerecht empfunden. ..... - ,.,
Angesichts der Notwendigkeit schleuniger Hilfe steht zu hoffen, daß die zuständigen Behörden die gestellten Anträge günstig aufnehme» und bereits dem im März zusammentretenden Reichstage ein Notgesetz solchen Inhalts vorlegen werden.
I!I
TI 7'!, '!
>!
,,5 ",,,' ,
>",'<
7
?!
-"><«!«-
,u?s ins??'/! IstilsN!,^.
»vi «ttnes»»»« Mnussch^KsnoeNiDM iyichl PnUH wen» ihnen nicht «ückpolt» beiliegt.